



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

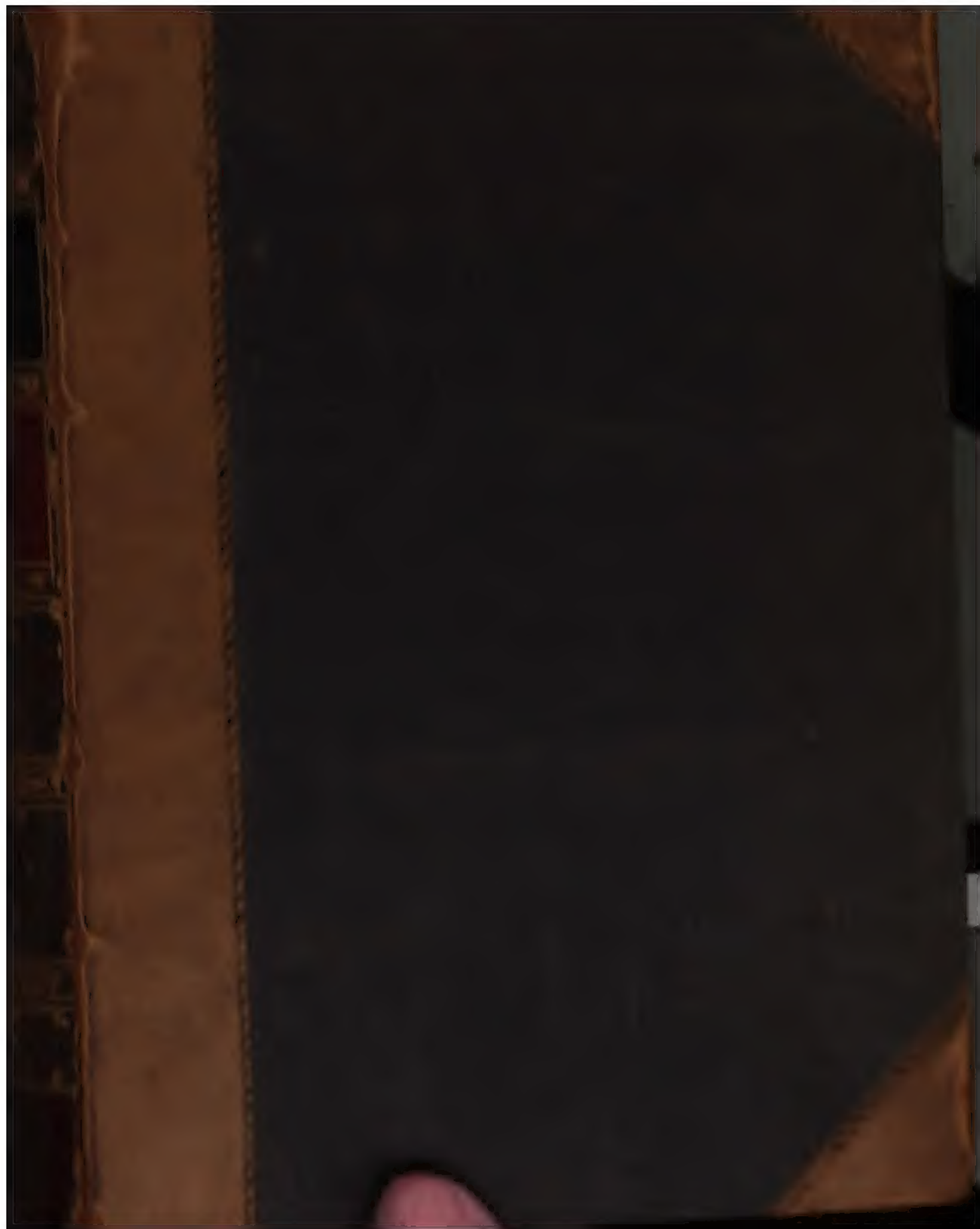
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>





00055778-



1











*Pats* 54  
**Deutsche  
Geschichte.**

In Verbindung mit Anderen

von

**L. Stadie.**

*Freiherr*

Mit zahlreichen Tafeln in Farbendruck, mit geschichtlichen Karten und authentischen  
Abbildungen im Text.

---

**VI. Abtheilung. (Schluß.) Preis 4 Mark.**

Mit 8 Beilagen, 1 Karte und 59 erläuternden  
Abbildungen im Text.

Gleichzeitig mit dieser Abtheilung steht  
den Abnehmern die

**Einbanddecke zum zweiten Bande**

in gleicher Ausführung und zu gleichem  
Preise wie die zum ersten Bande  
per Verfügung, und kann durch  
den dieser Abtheilung vorgelegten  
Bestellzettel bezogen werden.



**Bielefeld und Leipzig,**  
Verlag von Velhagen & Klasing.  
1881.

(Es wird gebeten, die weiteren Seiten des Umschlags zu beachten.)



100035778-

1 2 1





00035778-

6.2  
2000

2000

4

1

.

.





00035778-

.

2

1

.

,

ALAN

3-



### Der Antheil der einzelnen Herren Autoren

an diesem Werke muß wie folgt festgestellt werden:

- 1. Das alte Germanien bis zur Völkerwanderung I. Bd. Seite 1-88)  
als der Reder des Herrn Professor Dr. Oskar Jäger in Köln
- 2. Die germanischen Völker selbst sind die Abschnitte von der großen Völkerwanderung  
bis auf das Zeitalter der Kreuzzüge und der Hohenstaufen, (abv. 8:  
Jannocn, III I. Bd. Seite 89-490
- 3. Da es bis zum Schluß des Ganzen ist als Vorleser und Freundiger Herr Dr. W. Boehm  
in Berlin eingetreten, dem zumal die ausschließliche Autorschaft des II. Bandes zukommt.

### Inhaltsübersicht des II. Bandes.

#### V. Das habsburgische Kaiserthum bis zur Reformation.

(Fortsetzung) S. 1-36.

1. Maximilian I. 1493-1550

#### VI. Das Zeitalter der Reformation. S. 37-182.

- 1. Die Vorgeschichte der Reformation.
- 2. Luthers Jugendleben und erstes Auftreten bis z. J. 1519
- 3. Karl V.
- 4. Von der Wahl Karls V. bis zum Wormser Reichstag 1521-1521.
- 5. Verbreitung der Lehre seit dem Wormser Reichstag
- 6. Das Reichstagsmännlein Franz von Sickingens Tod 1523. Nürnberger Reichstag und Konvent  
zu Worms 1524
- 7. Der deutsche Bauernkrieg
- 8. Die Ausbreitung der Reformation und Karls V. auswärtige Kriege bis z. J. 1529
- 9. Der Reichstag von Speyer. Die Protestanten (1529).
- 10. Die schweizerische Reformation. Das Marburger Religionsgespräch 1529.
- 11. Der Augsburger Reichstag (1530). Der Schmalkaldener Bund. Zwinglis Tod (1531).
- 12. Der Augsburger Religionsfriede 1532. Der Friede zu Cadan (1531)



00055778-

18. Der Regensburger Reichstag. Wallensteins erster Sturz (1630).
19. Gustav Adolf bis zum Fall von Magdeburg (1631).
20. Der Fall Magdeburgs (1631).
21. Die Schlacht bei Breitenfeld. Gustav Adolf und Wallenstein.
22. Der Zug durch die Pfaffengasse. Gustav Adolf in Mainz und Frankfurt (1631).
23. Wallsteins zweites Generalat. Schlacht bei Lützen. Gustav Adolfs Tod (1632).
24. Der Heilsbronner Bund. Wallenstein in Böhmen (1633).
25. Wallsteins Ausgang (1634).
26. Die Schlacht bei Nördlingen (1634). Der Prager Friede (1635). Tod Ferdinands II. (1637).
27. Bernhard von Weimar Thaten und Ende (1637—1639).
28. Die letzten Kriegsjahre (1640—1648).
29. Der Friede zu Münster und Denabrück (1648).
30. Zustände und Nothstände während des dreißigjährigen Krieges.
31. Die Folgen des Krieges für die Kultur und das Geistesleben in Deutschland.
32. Die Reichsverfassung seit dem Westfälischen Frieden.

### III. Das Aufsteigen der brandenburgisch-preussischen Macht. S. 299—413.

1. Die Anfänge des Großen Kurfürsten.
2. Der Kampf um die Souveränität Preussens. Friede zu Oliva (1660).
3. Kaiser und Reich bis zum Jahre 1664.
4. Die Friedensjahre von 1660—1669.
5. Der Revolutionskrieg und der Rastener Friede. Der geheime Vertrag vom 19. Januar 1668.
6. Die Vorbereitungen zum Nachkrieg gegen Holland (1668—1672).
7. Der Nachkrieg gegen die Niederlande (1672). Der Reichskrieg am Rhein bis z. J. 1675.
8. Jülich-Beylin (1675).
9. Von Jülich-Beylin bis zum Frieden von St. Germain (1679).
10. Von den Friedensschlüssen zu Nimwegen und St. Germain bis zur Aufhebung des Edikts von Nantes. Straßburgs Fall (1681). Die Türken vor Wien (1683).
11. Die letzten Regierungsjahre des Großen Kurfürsten (1685—1688).
12. Vom Tode des Großen Kurfürsten bis zum Frieden von Reswien (—1697).
13. Prinz Eugen von Savoyen. Die Schlacht bei Zenta (1697). Der Friede von Karlowitz (1699).
14. Die spanische Erbfolge. Karls II. Tod (1700).
15. Die Vorbereitungen zum Kampfe. Das preussische Königthum (1701).
16. Der spanische Erbfolgekrieg bis zur Schlacht bei Höchstädt.
17. Die Schlacht bei Höchstädt (1704). Leopolds I. Tod (1705).
18. Vom Tode Leopolds I. bis zum Ausgange Josephs I. (1711).
19. Die Friedensschlüsse zu Utrecht, Rastatt und Baden (1713 und 1714).
20. Preussen und Oesterreich bis zu den Friedensschlüssen von Stockholm und Passarowitz.
21. Preussen und Oesterreich bis z. J. 1732. Die pragmatische Sanction und die russische Erbfolge.
22. Der russische Erbfolgekrieg (1731—1735). Das Ende Friedrich Wilhelms I. (1740).

### XIV. Das Zeitalter Friedrichs des Großen. S. 414—526.

1. Die Anfänge Friedrichs des Großen. Tod Karls VI.
2. Vom Tode Karls VI. bis zum Beginn des ersten schlesischen Krieges.
3. Vom Beginn des Feldzuges bis zur Schlacht bei Mollwitz (1741).

4. Von der Schlacht bei Mollwitz bis zum Friedensschluß (1742).
5. Der österreichische Erbfolgekrieg bis zum Ende des zweiten schlesischen Krieges.
6. Der Aachener Friede. Friedrichs und Maria Theresias Regierung von 1745—1756.
7. Die Vorgeschichte des dritten schlesischen (nebenjährigen) Krieges.
8. Der Einfall in Sachsen. Die beiden ersten Kriegsjahre 1756 und 1757.
9. Das dritte Kriegsjahr 1758.
10. Das Unglücksjahr 1759. Das fünfte und sechste Kriegsjahr 1760 und 1761.
11. Das letzte Kriegsjahr (1762) und der Friede zu Hubertusburg (1763).
12. Friedliche Thätigkeit Friedrichs und Maria Theresias in Preußen und Oesterreich.
13. Preußens und Oesterreichs Politik bis zur ersten Theilung Polens (1772).
14. Der bairische Erbfolgekrieg. Friede von Teschen (1778—1779).
15. Die letzten Zeiten Maria Theresias. Der Fürstenbund (1785).
16. Tod Friedrichs des Großen (1786). Einfluß seiner Persönlichkeit.
17. Die deutsche Gesellschaft im 18. Jahrhundert.
18. Die deutsche Literatur im Zeitalter Friedrichs des Großen.
19. Oesterreich und Preußen bis zum Tode Josephs II. (1790).
20. Vom Reichensbacher Kongreß bis zur Zusammenkunft von Pillnitz (1791).

#### XV. Die letzten Zeiten des alten deutschen Reichs. S. 529—562.

1. Der Feldzug des Jahres 1792.
2. Die zweite Theilung Polens (1793). Der erste Koalitionskrieg (1793 und 1794).
3. Die dritte Theilung Polens (24. Januar 1795). Der Baseler Friede (5. April 1795).
4. Oesterreich im Kampfe gegen Frankreich bis zum Frieden von Campo Formio (17. Oktober 1797).
5. Die Thronbesteigung und die Anfänge Friedrich Wilhelms III. (1797).
6. Der Kassatter Kongreß (1797—1799).
7. Der zweite Koalitionskrieg (1798 und 1799). Oesterreichs Kampf bis zum Frieden von Lunéville (1801).
8. Deutschland bis zum Reichsdeputationshauptschluß (1803).
9. Die Dichter und Denker der Nation zur Zeit der Auflösung des Reichs.
10. Der dritte Koalitionskrieg (1805).

#### XVI. Preußens Fall und Wiedergeburt. S. 563—604.

1. Der Rheinbund. Preußens Erhebung und Fall (1806).
2. Der ostpreussische Feldzug und der Tilsiter Friede (1807).
3. Die Zeit der Wiedergeburt Preußens (1807 und 1808).
4. Die Lage Preußens und Europas bis zum Ausbruch des Krieges von 1809.
5. Oesterreichs Erhebung und Fall im Jahre 1809.
6. Preußen und Deutschland bis zum Ausbruch des russischen Krieges.
7. Der Feldzug gegen Rußland (1812).

#### XVII. Die Befreiungskriege. S. 605—664.

1. Von der Konvention zu Lauraggen bis zum Beginn des Befreiungskampfes.
2. Die ersten Kämpfe bis zum Waffenstillstand von Polischwitz (4. Juni 1813).
3. Der Anschluß Oesterreichs.
4. Die Schlachten im August und September 1813.
5. Politische und militärische Vorgänge bis zur Schlacht bei Leipzig.
6. Die Schlacht bei Leipzig (16. und 18. Oktober 1813).
7. Von Leipzig zum Rhein (Oktober 1813 bis Januar 1814).
8. Vom Rhein bis Paris.

9. Der erste Pariser Friede (30. Mai 1814).
10. Der Wiener Kongreß bis zu Napoleons Rückkehr nach Frankreich (1. M.
11. Der Wiener Kongreß nach der Rückkehr Napoleons. Die Bundesakte (6.
12. Die hundert Tage. Vigny und Belle-Alliance.
13. Von Belle-Alliance nach Paris.

#### IVIII. Die Zeit der heiligen Allianz bis zum Tode Friedrich S. 665—701.

1. Die heilige Allianz (26. Sept. 1815). Rückblick auf den Pariser Friede -
2. Deutsche Verfassungsverhältnisse von 1815 bis zum Wartburgfest (1817)
3. Die deutsche Jugend — die Burschenschaft und das Wartburgfest.
4. Der Aachener Kongreß (1818). Die Ermordung Kopebues (1819)
- (1819, 1820).
5. Weitere innere Entwicklung in Preußen und Deutschland.
6. Preußen und der Zollverein von 1818—1830.
7. Innere Zustände in Oestreich, Preußen und Baiern bis 1830.
8. Die Einwirkung der Julirevolution von 1830 auf Deutschland.
9. Nachwirkungen der Julirevolution. Das Hambacher Fest (27. Mai 1832 und seine Folgen
10. Die Wiener Konferenzen (1834). Der Verfassungsbruch in Hannover (1837).
11. Der Kampf mit der Römischen Kirche in Preußen bis zum Tode Friedrich Wilhelms III

#### XIX. Die Regierungszeit Friedrich Wilhelms IV. S. 702—742.

1. Preußen und Deutschland bis zur Revolution (1840—1848).
2. Die deutsche Revolution des Jahres 1848 bis zur Eröffnung des Frankfurter Parlaments (18. Mai).
3. Die Zeit des Frankfurter Parlaments bis zur Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV.
4. Revolution von 1849 und Ausgang des Parlamentes.
5. Preußens politische Bestrebungen bis zum Vertrage von Olmütz (29. November 1850).
6. Die Reaktionsjahre bis zur neuen Aera.

#### XX. Von der Regentschaft bis zur Wiederaufrichtung des deutschen Kaisertums. S. 743—816.

1. Die Zeit der Regentschaft des Prinzen von Preußen (1857—1861).
2. Deutschland und Preußen bis zum Ausbruche des Schleswig-holsteinischen Krieges.
3. Der deutsch-dänische Krieg (1864). Der Konflikt in Preußen.
4. Die Entfremdung Oestreichs und Preußens bis zum Ausbruche des Krieges von 1866.
5. Der Krieg von 1866.
6. Die nächsten Folgen der preussischen Siege. Die Luxemburger Frage
7. Deutschland, Preußen und Oestreich von 1867—1870.
8. Der deutsch-französische Krieg von 1870/71.



## Abbildungen des II. Bandes.

### X. Das Habsburgische Kaiserthum bis zur Reformation. (Fortsetzung.)

Im Text: Mit der Regierung Maximilians ändert sich der Charakter der Abbildungen. Holzschnitt und Kupferstich gelangen zu rascher Blüte und hinterlassen reiche Spuren, aus denen das Leben jener Zeit veranschaulicht werden kann. An die Stelle gemalter Handschriften treten mit Holzschnitten verzierte Bücher. Speziell für Maximilian waren der Weiskunig und der Teuerdant ausgiebige Quellen; große Meister, wie Dürer und Holbein haben ihn, seine Zeitgenossen und das Leben jener Tage in

seltener Anschaulichkeit dargestellt. Hier schon fangen die merkwürdigen Buchillustrationen jener meist seltenen Druckwerke an: Streitschriften, moralisirende oder bestimmten anderen Zwecken dienende Bücher, die sich in der Reformationszeit zu immer reicherer Fülle steigern.

Außerhalb des Textes: Kaiser Maximilian von Albrecht Dürer, das schöne Bildniß des Kaisers von der allzeit getreuen und bereiten Freundeshand.

### XI. Das Zeitalter der Reformation.

Im Text: Außer den Meistern größeren Stils, wie Dürer und Holbein, haben uns die sogenannten „Kleinmeister“ diese Zeit in unzähligen Darstellungen veranschaulicht. Theils in Holzschnitt, theils in Kupferstich und Nadelarbeit arbeitend, schildern sie das bürgerliche, städtische und kriegerische Leben nach allen Seiten, sodaß oft die Auswahl schwer wird. Die beiden Beham (Hans Sebald und Bartel), Virgil Solis u. A., ferner die unvergleichlichen Zeichner für den Holzschnitt wie Hans Schöuffelin, Hans Burgmaier, Jost Ammann sind die Meister, denen wir den größten Theil dieser Abbildungen verdanken. Der Maler der Reformation, Lukas Cranach, ist mehrfach vertreten mit Bildnissen und Darstellungen seines großen Freundes Luther und dessen Kreises. Die illustrierten Bücher, in denen sich die Zeit spiegelt, werden zahlreicher, noch herrscht in ihnen der Holzschnitt, um nach verhältnißmäßig kurzer Blüte dem Kupfer zu weichen.

Außerhalb des Textes: Die Wei-

lagen: Luthers Bildniß in Augustinustracht, aus alten Wittenberger Lutherbrüden; ein Ablassbrief, merkwürdig als solcher und als einer der ersten Drucke Gutenbergs; Kaiser Karl V. Vorladungsbrief an Luther zum Reichstage nach Worms, Original auf der Leipziger Stadtbibliothek; zwei charakteristische Titel zweier berühmter Streitschriften der Reformation; Dürers Bildniß des Kurfürsten Friedrichs des Weisen; die schönen Bildnisse Karls V. und seines Bruders Ferdinand von Bartel Beham; der Titel einer „Neuen Zeitung“ über Karls V. Zug gegen Algier als Beispiel dieser auftauchenden neuen Erscheinung; der Brief Luthers an seine Hausfrau Kätche, Original auf der Berliner Bibliothek; Luthers Bildniß aus späterem Lebensalter in zwei Farben von Lukas Cranach; sowie endlich die beiden Titel der Schriften gegen den Sauf- und Hosenbeutel sind sämmtlich mit größter Sorgfalt den Originalen nachgebildet.

### XII. Das Zeitalter des großen Krieges.

Hier beginnt die leidige Zeit des Kupferstichs; leidig in dem Sinne, daß der Kupferstich den Holzschnitt nicht allein dort verdrängt, wo er zu übertreffen war, etwa auf dem Gebiete des sorgfältig ausgeführten Einzelblattes

und Bildnisses, sondern auch da, wo er unerföhlich war, von dem Gebiete der Buchillustration, von den fliegenden Blättern, aus den volkstümlichen Schriften. Es ist kaum glaublich, wie rasch der Verfall und die Be-

herkunft des Holzschnitts eintrat, der eben in seiner höchsten Blüte stand. Während noch im Jahr 1580 Sigismund Augustus zu Frankfurt die schönsten Werke mit Jost Ammann'schen Holzschnitten druckte, wußte bereits um 1617 in ebendenselben Frankfurt Merian nichts Besseres als den unbehilflichen Kupferstich für sein *Theatrum europaeum* anzuwenden. Auf den unzähligen stehenden Blättern, Spottbüchern, Schlacht- und Unglücksdarstellungen des dreißigjährigen Krieges herrscht der Kupferstich in trauriger Gestalt; der Holzschnitt, namentlich der Miniaturation der Perioden der Zeitgeschichte, war untergegangen. Einigen Kriegsdarstellungen gewähren die um diese Zeit besonders zahlreichen prachtvollen und pompösen Kupferstiche, die der Zeitgenossen, wovon sich so viele charakteristische Beispiele in diesem Abdrucke finden.

Im Text: Außer Einzelstücken und

liegenden Blättern, die sich über fast alle wichtigeren Ereignisse erhalten haben, boten die Kupfer aus Gottfrieds historischer Chronik, besonders aber Merians verdienstliches *Theatrum europaeum* Material zur getreuen Illustration dieser Epoche. Von bedeutenden zeitgenössischen Künstlern haben Callot in seinen Radierungen, Wanczy, Bouvermann und Bourdon auf ihren Bildern das Elend des dreißigjährigen Krieges getreu verewigt und konnten daher als klassische Zeugen herangezogen werden.

Außerhalb des Textes findet sich außer dem schönen Bildnis Gustav Adolfs nach van Dyk eine ziemlich gleichzeitige Ansicht des belagerten Magdeburg aus dem *Theatrum europaeum* in der alten Merian charakteristischen Darstellungsweise und das Facsimile des für die Wallensteinkatastrophe so bedeutsamen rühmlichen „Pilsener Schlußes.“

### XIII. Das Aufsteigen der brandenburgisch-preussischen Macht.

Im Text: Außer den zahlreichen Portraits aus dieser Zeit bieten Kupferwerke wie Curtius' „verwerptes Europa“ u. A. mancherlei Abbildungen, welche als für ihre Zeit beachtend gelten können. Speziell über den Großen Kurfürsten waren das Hohenzollernmuseum zu Berlin und in ihm besonders die prachtvollen Gobelins die beste Quelle, aus der die Thaten dieses großen Fürsten in seltener Fülle veranschaulicht werden konnten. Einer holländischen Gemälden und seinen vielfachen Reproduktionen zu ihrem Lande verdanken wir es, daß sich besonders viele und gute Stücke holländischer Künstler über ihn erhalten haben, unter denen die Darstellung Tolens: „Der Kurfürst mit seiner Gemahlin zu Pferde auf

der Falkenjagd“ als werthvoll und selten hervorzuheben ist.

Außerhalb des Textes: Um die werthvollen historischen Gobelins des Hohenzollernmuseums wenigstens an einem Beispiele in voller Wirkung zu zeigen, ist eins der schönsten Stücke: Der Große Kurfürst mit seinen Offizieren von H. Knackfuß aquarellirt und in harter Farbenpracht vervielfältigt worden. Ferner finden sich als werthvolle Beiträge zur Geschichte dieser Zeit der Brief des Großen Kurfürsten vom Abend von Jechbelin, sein besonders seltenes und charakteristisches Altersbildniß von Rod und ein nicht uninteressanter holländischer Plan der Belagerung Wiens aus jener Zeit.

### XIV. Das Zeitalter Friedrichs des Großen.

Im Texte: Der schätzbare Künstler dieser Zeit, in welchem dieselbe ihren geschichtlichen und grössten Tackeller gefunden hat, ist Daniel Chodowiedt. Selten ist eine Zeit für die Nachwelt so frisch und wach erhalten worden, wie der zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts durch ihn. Er hat auf seine Weise nicht bloß historische Ereignisse aus dem

Leben des großen Königs, sondern, wozu seine Kraft bei weitem besser ausreichte, besonders das familiäre und bürgerliche Leben seiner Zeit mit unendlicher Grazie und größter Lebendigkeit in zahllosen Radierungen dargestellt. Bei ihm konnte also, was den Kulturzustand des 18. Jahrhunderts angeht, aus dem Vollen gegriffen werden.

Die beiden großen Rivalen dieser Epoche sind durch zahllose Porträts ihrer Zeitgenossen bereichert, jedoch sind gute Bildnisse Maria Theresias selten. Eines der schönsten ist der pompöse Stich Kilians nach dem Paradebilde M. de Mentens (außerhalb des Textes). Friedrich ist in allen Lebensaltern vorzüglich dargestellt worden. Als Kind, Jüngling und junger König von dem feinen Porträtisten Antoine Pesne, im Alter höchst charakteristisch von Chodowicki. Ueber seine letzten Jahre und sein

Ende finden sich zahllose bildliche Darstellungen größeren oder geringeren Werths; einige der interessantesten sind ausgewählt worden. Fruchtbare Kupferstecher: G. F. Schmidt, Haib und Nilson in Augsburg, Riedinger u. A. haben die übrigen Herrscher, die Staatsmänner und Soldaten jener Zeit in guten Stichen dargestellt.

Außerhalb des Textes: Die Bildnisse Maria Theresias (Kilian) und Friedrichs des Großen (Bause).

## XV. Die letzten Zeiten des alten deutschen Reiches.

Im Text: Aus dieser Zeit der griechischen Trachten finden sich viele interessante Kostümblätter, besonders vom preussischen Hofe und speziell aus dem Familienkreise Friedrich Wilhelms und der Königin Luise. Einige historische Momente, in denen die Königin handelnd auftritt, hat der Berliner Maler Dähling in Gemälden festgehalten. Man erkennt aus diesen

Darstellungen die ganze Verehrung, mit der die Mitwelt die schöne Königin umgab. Die Zahl ihrer Bildnisse ist Legion, jedoch ist die Auffassung so verschieden und besonders weichen die aus ihren jüngeren Jahren so von den späteren ab, daß man oft an der Identität zweifeln sollte. (Vergleiche das Bildniß v. J. 1798 mit den späteren.)

## XVI. Preußens Fall und Wiedergeburt.

Im Text: An guten Porträts und interessanten gleichzeitigen Darstellungen bedeutender Momente und Ereignisse fehlt es in dieser Zeit nicht. Die Ereignisse nach der Unglückschlacht bei Jena, Napoleons Zug durch Deutschland, seine Verührungen mit dem preussischen Königspaare und dem Kaiser Alexander, schließlich die elenden Gestalten der aus Rußland zurückkehrenden Franzosen forderten die

Darstellungskunst der zeitgenössischen Künstler heraus. Aus dieser Zeit stammen einige ebenso schöne als seltene Darstellungen Dählings von der preussischen Königsfamilie. In seinem von Kretzlow gestochenen Bildniß der Königin Luise (außerhalb des Textes) erreicht ihr Typus den höchsten Niederschlag, freilich abweichend von den reiferen und ernsteren Zügen ihrer letzten Jahre.

## XVII. Die Befreiungskriege.

Im Text: Die Darstellungen jener Zeit, welche Kriegsszenen und Zeitereignisse veranschaulichen sollen, erheben sich leider meistens nicht über den künstlerischen Rang von Bilderbogen. Nur über die Schlacht bei Leipzig haben sich zuverlässige und leidlich erhebliche Darstellungen erhalten. So mußte sich die Illustration dieses Abschnittes vorwiegend auf Wiedergabe von gleichzeitigen Bildnissen beschränken. Aus der großen Zahl der Blätter-

bildnisse sind zwei der besten und interessantesten ausgewählt.

Außerhalb des Textes: Der erste Druck vom Aufrufe „An mein Volk“ wird als wichtiges geschichtliches Dokument willkommen sein. Der bemerkwürdige Brief Blüchers an Kaiser Alexander, nach einem Abklatsch des Originals, welcher sofort im Hauptquartier genommen wurde.

## XVIII. Die Zeit der heiligen Allianz etc. — XX. Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserthums.

Im Text: Je näher die Geschichte zeitlich den Mitlebenden rückt, um so strenger mußte die Illustrirung sich auf die Darstellung lebender Persönlichkeiten und entscheidender Ereignisse beschränken. Und noch hierüber hinaus mußte der zufällige Umstand entscheidend sein, ob solche Ereignisse auch wirklich authentische Darstellung gefunden hatten oder nicht. Sollte ferner dies Buch nicht vorwiegend zu einer Kriegsgeschichte werden, so war darauf zu verzichten, die großen Kriege von 66 und 70/71 in Einzelzügen darzustellen. Denn einmal damit angefangen, war keine Grenze des Aufhörens zu finden. So hat sich denn die Illustrirung auf Beibringung der wichtigsten Porträts und auf Vorführung einiger geschichtlicher Höhepunkte beschränkt, welche besonders verdächtige Darstellung erfahren haben.

Außerhalb des Textes sind beigegeben:

in der Nummer der Ffs mit dem Bericht über das Fest auf der Wartburg ein interessantes kulturgeschichtliches Document, ferner die Bildnisse des Kaisers, des Kronprinzen und des Fürsten Bismarck nach den besten neueren Aufnahmen.

Die Geschichte der neuesten Zeit ebenso eingehend und ausgiebig bildlich zu belegen, wie es mit den weiter zurückliegenden Zeiten in diesem Buche geschehen ist, müßte Aufgabe eines besonderen Werkes sein, welches dann für sich leicht den Umfang eines Bandes wie des vorliegenden erreichen würde und das lag außerhalb des Rahmens dieses Werkes.

Außerdem enthält dieser Band

4 geschichtliche Karten  
ausgeführt in der geographischen Anstalt von  
Velhagen und Klasing in Leipzig.

### Der Einband dieses Bandes

ist dieselbe wie beim ersten Bande.

Die Verlags-handlung sagt auch bei Beendigung des zweiten Bandes allen denjenigen, welche durch Nachweis oder Darleihung von Dokumenten, Werken und Etichen das Werk so wesentlich gefördert haben, ihren verbindlichen Dank.



# Lutzelburgische Besitzungen (XIV. Jahrh)







Kaiser Maximilian auf dem Triumphwagen, bekränzt von den Figuren der Tugenden. Ueber dem Kaiser die Aufschrift: Quod in celis est — Hoc in terra Caesar est. Was am Himmel die Sonne, ist auf Erden der Kaiser. Unten links: Sicut fuit, sicut est, und oben: Tunc et nunc in hoc triumpho Maximiliano.

## (X. Das Habsburgische Kaiserthum bis zur Reformation. Fortsetzung)

### 4. Maximilian I., 1495—1519.

Da Maximilian seit seiner Erwählung zum Römischen Könige wiederholt an der Regierung des Reiches theilgenommen hatte, folgte er seinem Vater ohne den geringsten Widerpruch: im Gegentheil, das Volk und die Fürsten trauten voller Hoffnung auf den neuen Herrn, der, 34 Jahr alt, im vollen Besitz männlicher Kraft, ausgezeichnet durch ungemeine Elasticität des Körpers und des Geistes, für das schwierige Amt eines Römischen Königs und Kaisers ganz besonders geeignet scheinen konnte. Ehe wir uns indes zu seinen Mannesthaten wenden, müssen wir auf Maximilians früheren Lebensgang, der bisher nur nebenbei berührt wurde, einen Rückblick werfen.

Geboren am Gründonnerstage des Jahres 1459, hatte er eine bewegte Kindheit, eine ebenso bewegte Jugendzeit hinter sich. Als kleiner Knabe hatte er in Wien die Schrecknisse einer langwierigen Belagerung kennen gelernt und die Noth seiner Eltern theilen müssen: so erzählt man, wie der kleine Max, über das ewige Einerlei der Erbsen- und Bratengerichte unzufrieden, geäußert habe, dergleichen möge man doch lieber dem Feinde vorsetzen. Von seiner portugiesischen Mutter hatte er das feurige, leicht erregbare Blut des Südländers; auch seine geistigen Anlagen, sein Hang zum Außergewöhnlichen und



Abenteuerlichen, seine hochfliegenden, nicht selten phantastischen Gedanken mögen eben daher rühren. Aber seine äußere Erscheinung, die muskulöse Gestalt, der feste Gang, das blonde Haar und die blauen Augen bezauberten den Deutschen; deutsch waren auch die innerlichsten Regungen seines Gemüthes und seines Herzens. Neben jenen äußerlichen Merkmalen des Deutschen bildeten eine gewölbte Stirn, eine hohe, gebogene Wimpernahe und ein kleiner Mund die Eigentümlichkeiten seiner Gesichtsbildung. Seine Stimme war wohlklingend und seine Rede gewandt: so erklärt es sich leicht, daß seine Persönlichkeit beim ersten Zusammentreffen die Herzen gewann und feindliche Gemüther zu versöhnen verstand.

Seinen ersten Lehrern und Erziehern machte freilich sein lebhaftes Temperament nicht wenig zu schaffen, wenn es sich ums Lernen handelte; dagegen war Maximilian schon als Knabe Meister in allen Reibesübungen und Waffenspielen, kühn und waghalsig bis zu völliger Verachtung der Gefahr, je mehr er sich seiner Körperkraft und Gewandtheit bewußt wurde.

Daher ward denn auch die Jagd sein liebstes Vergnügen, er hatte sie frühzeitig erlernt und übte sie um so mehr, je häufiger sie Gefahren und Abenteuer brachte. Die Wälder in Brabant und in den Ardennen, die Hochgebirge Tirols und der Allgäuer Alpen waren die Schauplätze seiner Jagden und man zählt eine reiche Fülle von Abenteuern auf, bei denen er seine Weistesgegenwart zu erproben Gelegenheit fand. Seine größte Liebhaberei ist die Gamsjagd: das bekannteste Abenteuer seiner Verfolgung auf der Martinswand bei Innsbruck.

Das Ereignis fand auf dem Zirlberge am Ostermontag des Jahres 1490 statt. Die Sage läßt Maximilian durch einen Engel errettet werden, nach anderen Berichten war der Erreiter ein Gamsjäger, Oswald Blyß, den Maximilian reich beschenkte und unter dem Namen „Hofwauer von Hohenfels“ in den Adelsstand erhob. Die Gamsjagd ließ er sich darum nicht verleiden und schrieb auch eigenhändig ein Jagdbuch, das künftigen Jagdfreunden seines Geschlechtes Anleitung gibt, wie sie die edle Kunst pflegen sollen.

Außer der Jagd liebte er heitere Geselligkeit: gern ließ er sich zu fröhlichen Feiern, namentlich in den Reichstädten, einladen und tanzte wohl selbst mit den schönen Töchtern und Frauen der Patrizier oder Kunstgenossen. Als er in Folge des erwähnten Brandraubes im Reich um Hilfe gegen die Franzosen warb, verweilte er Wochen lang in Wien und eröffnete bei den Geschlechtertänzen jeden Reigen mit einer schönen Uimerin. Damals war es auch, wo er den Rüsterturm bestieg und auf dem höchsten Kranze, 350 Fuß hoch, übermüthig auf die schmale Eisenstange, an der die Feuerlaterne hing, hinanstret, den andern Fuß in die Luft emporhebend.

Neben der Freude am Waidwerk und am Waffenspiel, — man hat ihn besonders wegen des letzteren Umstandes häufig den „letzten Ritter“ genannt, — besaß Maximilian eine große Fähigkeit und eine ebenso große Ausdauer, sich anzueignen, was im praktischen Leben nützlich oder Geist und Gemüth veredelt. Er war ein trefflicher „Platner“, „Bogen- und Armbrustschütze“: aber auch alle möglichen Wissenszweige, die Künste und Wissenschaften, die Musik, zogen ihn an und erfreuten sich nachmals seiner Gunst. Er war des Lateinischen mächtig, er sprach gekläufig das Flämische, Französische, Englische, Italienische, Böhmische, Ungarische und Bindsche. Schon aus seinen Memoranden (Tage- oder Gedächtnis-) Büchern kann man die Vielseitigkeit seines geistigen Lebens erkennen. Besonders häufig erscheinen darin aber die Notizen, welche Maximilians Vorliebe für alldeutsche Dichtung und Sage andeuten. Die Wappenkunde hielt er hoch: nicht minder die Geschichte, welche die Weltkämpfe und die Thaten der Fürsten verewigt: sein eigener Ehrgeiz strebte darnach, im Gedächtnis der Nachwelt zu leben.

Es scheint, als hätte es einem so begabten und zugleich so hochstrebenden Fürsten nicht schwer werden können, sich mit unvergänglichen Ruhmeskränzen zu schmücken. Aber eine gewisse Gefahr lag ebensoviel in der Vielseitigkeit, wie in



Maximilian als Armbrustschütze.

Die Szene aus dem Hirschfeld, dargestellt: „Der der Jung Alenking mit der Buchein 1500  
 „Lorenz Mager“ und mit den hachlen Hählerinnen vogen Hugen, hat leunen schreien“

Das „Hirschfeld“, von Hans Tschannwein um 1514 verfasst, ist mit blaugrohen Holzschnitten von Hans Burg-  
 master versehen. Im Besitz von Johann Vindrad in Tirol verwahrt, gelangte die Handschrift in die I. I. Hirsch-  
 feld. Die Hirschfeld ist nicht ein Trud. Die Holzschnitte waren vom Mannsfeld getrennt worden und  
 sind in mehreren Exemplaren. Die sie im Jahr 1770 in Graz in Steiermark wieder aufgefunden und getrennt wurden.  
 Im Jahr 1884 wurde das Werk von den Tschannwein in Wien in einer großen prächtigen Ausgabe  
 herausgegeben. Durch Alfred Kerschbörner, lauerl. Königl. Biblioth. und aller orientalischen Sprachen Hof-  
 bibliothekar. „Hirschfeld“ ist eine sehr schöne Ausgabe werden heute sehr geschätzt.

der geistigen Beweglichkeit Maximilians. Mit ruheloser Vielgeschäftigkeit, die von Entwurf zu Entwurf eilt, hier ansetzt, dort abspringt, war wenig auszurichten in einer Zeit, die weise Beschränkung auf das Nächstliegende, planvolles Vorwärtsschreiten, systematisches Anstreben eines fest ins Auge gefaßten Zieles verlangte. Und wenn die bestechlichen Vorzüge Maximilians ihm ohne Mühe Popularität und Ansehen verschafften, so war es natürlich, daß man von einer so hervorragenden Persönlichkeit auch Außerordentliches erwartete.

Die Aufgabe, welche die Kaiser ursprünglich hatten, war eine doppelte gewesen: die Wahrung der kaiserlichen Oberherrlichkeit über die Grenzen Deutschlands hinaus, namentlich in Italien, aber auch überhaupt dem Auslande gegenüber; die Verwaltung und Ordnung des deutschen Reiches, die Befriedung, die Rechtspflege Deutschlands. Den ersten Theil der Aufgabe hatten die deutschen Herrscher seit langer Zeit nicht mehr lösen können: weder auf die Kirche und das Papstthum, noch auf die auswärtigen Mächte, die mehr und mehr erstarkt waren, vermochte das Kaiserthum einen bestimmenden Einfluß auszuüben. In dieser Hinsicht verlangte das Interesse des deutschen Volkes eigentlich nur eins: die Krone des heil. Römischen Reiches durfte nicht in fremde Hände fallen, Deutschland nicht zum Trabanten eines fremdländischen Kaiserthums herabgedrückt werden. Für dieses Interesse war die Nation gewiß noch zu begeistern. Weit größere Vorsicht erheischte die Geltendmachung der kaiserlichen und Reichsrechte in Italien und sonst an den Grenzen. Wenn auch zur Zeit, als Maximilian den Thron bestieg, ein gewisser nationaler Zug durch das Reich ging und allseitig eine solche Wiederherstellung des kaiserlichen Namens und Ansehens gewünscht wurde: große Erwartungen durften daran nicht geknüpft werden, auf eine Dauer der patriotischen Stimmung, auf opferbereite Sympathie war nicht zu rechnen. Vielmehr wandten sich alle Sympathien, alle Hoffnungen und Wünsche der Nation jener zweiten Hälfte der eigentlich kaiserlichen Aufgabe zu, an deren Lösung das Kaiserthum, ausschließlich oder vorwiegend seinen universalen Tendenzen folgend, bisher nicht hatte gehen können oder mögen. Die Reform im Innern, welche man zuletzt immer und immer wieder von Maximilians Vater verlangt hatte, war die brennende Tagesfrage. Wir sahen, daß unter Friedrich III. mit den Reformgedanken recht eigennützige Absichten verknüpft waren: aber darum blieben diese Forderungen an sich doch berechtigt, und gerade seitdem die kirchliche Reformidee zurückgetreten, freilich in einer für Deutschland ungünstigen Weise zur Seite gedrängt war, hatten die Reichsstände ein größeres Recht zu verlangen, daß der König Deutschlands den Lebensinteressen seines Volkes den vornehmsten Theil seiner Mühen und Sorgen widme. War denn eine solche Aufgabe, die Neugestaltung des Reiches, nicht ein ganzes reiches Herrscherleben werth? Freilich war sie außerordentlich schwierig und verlangte eine Uneigennützigkeit und Selbstverleugnung, wie sie Maximilian jedenfalls nicht besaß. Unter der Reform, wie sie Kurfürsten, Adel und Städte sich dachten, verstanden sie keineswegs eine Stärkung oder Wiederherstellung der monarchischen Gewalt: nicht dem Kaiser wollten sich die Stände unterwerfen,

die Stärkung der Reichsgewalt mit eigenen Opfern erkaufen, sondern mit dem Kaiser wollten sie herrschen. Wochte er entweder mit den Kurfürsten allein, oder mit den Reichsräthen überhaupt die Regierungsgewalt theilen: jenes verlangten die Fürsten, mit Berthold von Mainz an der Spitze, dies forderten die Städte — jedenfalls sollte eine Mitregierung eintreten, durch welche die Stellung des Kaisers herabgedrückt wurde, wenn sich auch vielleicht durch das gemeinsame Regiment die Leistungsfähigkeit des Reiches etwas mehrte. Kaum war es dem Kaiser zu verargen, wenn er zur Verkürzung seiner eigenen Gerechtsame ungerath und zögernd, überhaupt nur gezwungen, sich bequeme. Zunächst schien er die Reformfrage gar nicht ins Auge gefaßt zu haben: ihm lag vor allem am Herzen, sich an Frankreich für wiederholte Beleidigungen zu rächen und den Plänen dieser Macht in Italien entgegenzutreten. Die Verhältnisse lockten mehr als je zur Einnischung. Im Norden Italiens standen Venedig und Mailand einander als Nebenbuhler gegenüber: in Mailand herrschte als Usurpator Lodovico Sforza mit dem Beinamen Moro, in Rom der sittenlose aber geistreiche Alexander VI. (Borgia); in Neapel erhielt sich ein unebenbürtiger Sprößling des Hauses Aragonien mit Mühe auf dem schwanken Thron, welchen die Neapolitaner dem französischen Königshause zuwenden wollten: in Florenz war nach dem Tode des klugen Lorenzo Medici eine Gegenpartei entstanden, deren Führer, der furchtlich politische Reformator Savonarola, den Staat in seinen Grundfesten erschütterte. Die beste Handhabe, um in die italienischen Dinge einzugreifen, bot Mailand. Lodovicos Vater war durch die Heirath mit der unehelichen Tochter des letzten Visconti in den Besitz des Landes gelangt, das er eigentlich nur als Vormund seines Neffen Galeazzo verwaltete. Aber er erklärte diesen für blödsinnig, zu großem Unwillen des Königs Ferdinand von Neapel, mit dessen Enkeltochter Isabella der junge Fürst vermählt war. Nun hatten die Sforza aber nicht, wie vormals die Visconti, die Belehnung erhalten, wiewol Mailand als Reichslehen galt: daher hatte Lodovico, um sich zu sichern, im Jahr 1492 Maximilian die Hand seiner schönen Nichte Bianca angeboten, und obgleich diese Familie dem deutschen König wahrlich nicht ebenbürtig war, ließ sich Maximilian für den Plan gewinnen sowohl durch eine reiche Mitgift, als auch durch die Aussicht, sich in Zukunft in Italien geltend zu machen. Namentlich wollte er hier die Franzosen bekämpfen, deren König Karl VIII. einen Eroberungszug nach Neapel plante. So wurde im März 1494 in Innsbruck die Hochzeit gefeiert, einige Monate später Lodovico mit Mailand belehnt. Mit seiner neuen Gemahlin verließ Maximilian nach den Niederlanden, vor allem, um seinem siebenjährigen Sohne Philipp, der in herrlicher Jugendschöne erblüht war, die Regierung jener Staaten zu übergeben.



1494

Urbild auf die Vermählung Maximilian mit Bianca Sforza.

Umschrift: Maximianne (Maximilianus) Rex abt Bianca Maria (Consigne) zu neu.

In der Zwischenzeit brach der Sturm in Italien los; nachdem der König von Neapel im Januar 1494 gestorben war, erschien König Karl, zwang den Papst zu einem Vergleich, überwältigte Neapel und erklärte sich bald darauf  
 1495 (am 12. Mai 1495) zum König dieses Landes. Zwar hatte sich auch Lodovico anfangs den Franzosen angeschlossen, aber das schnelle Fortschreiten Karls machte ihn nicht minder bedenklich, als den Papst: so kam es im März 1495 zu der ersten sogenannten „heiligen“ Liga, in welcher sich jene beiden nebst dem Herzog von Ferrara und der Republik Venedig mit Maximilian und dem König von Aragonien verbündeten. Ihr Zweck war die Vertreibung der Franzosen. Maximilian, der noch in den Niederlanden weilte, ging voll Begeisterung auf den Plan ein. Als Sieger über die unverschämten Franzosen gedachte er die Rechte des Reiches in Italien geltend zu machen und sich dann in Rom mit der Kaiserkrone schmücken zu lassen. Solcher Gedanken voll, kam er am 18. März nach Worms, wohin er die Reichsstände berufen hatte. Die Verhandlungen über die Reichshilfe, meinte er, würden kaum vierzehn Tage beanspruchen, dann wollte er den ersten Schritt auf seiner Helbenlaufbahn thun.

Am 26. März 1495 eröffnete Maximilian die nicht unansehnliche Versammlung zu Worms, legte die Gefahren dar, welche dem Reiche von den Türken und Franzosen drohten, und forderte zu umfassenden Gegenmaßregeln auf. Er forderte eine sogenannte „eilende Hilfe“, d. h. ein schleuniges Aufgebot der gesammten Reichsmacht und eine beständige „währende Hilfe“ auf zehn bis zwölf Jahre, also ein stehendes Heer oder die Geldmittel, um ein solches anzuwerben. Wol waren auch die Stände von der Nothwendigkeit durchdrungen, den Franzosen zu widerstehen, aber sie wollten die günstige Gelegenheit, ihre Verbesserungs Ideen durchzusetzen, nicht vorüber gehen lassen. Daher beantworteten sie Maximilians Forderungen mit einem umfassenden Reformplan, dessen Hauptpunkte die Bestellung eines ständigen Kammergerichtes und eines aus siebenzehn Mitgliedern zusammengesetzten Reichsrathes waren. Der Reichsrath sollte seinen Präsidenten vom Kaiser erhalten, die Mitglieder waren von den Kurfürsten, Fürsten und Städten zu ernennen. Dieser Behörde war ein hoher Grad von Unabhängigkeit zugebach; sie sollte die Summe der Regierung in der Hand haben. Während nun aus Italien immer dringendere Hilferufe erschollen, wurde in Worms über jene Vorlage gestritten. Maximilian hatte, um nicht von vornherein Verstimmung zu erregen, in allgemeinen Ausdrücken erklärt, er werde alles annehmen, was — unbeschadet seiner kaiserlichen Rechte — zum Nutzen und zur Ehre des Reiches dienen könne: er hatte aber wenig Lust, so weitgehenden Forderungen entgegen zu kommen. Nun bewilligten ihm auf sein Drängen die Stände zwar einen Vorschuß von 150,000 Gulden, aber diese Gelder gingen nur langsam und spärlich ein; größere Bewilligungen wurden von Maximilians Nachgiebigkeit in der Reformsache abhängig gemacht. In einem Gegenentwurfe, den der Kaiser am 22. Juni als eine Verbesserung der ständischen Vorschläge einreichte, hob er dieselben eigentlich Artikel für Artikel auf, und dies erregte große Verstimmung.

Da bequemt sich Maximilian zu einem Zugeständnis: zufrieden, wenn er für diesmal den Plan des Reichsrathes beseitigen konnte, der ihn bevormunden sollte, ließ er am 7. August ein Landfriedensgesetz und eine Kammergerichtsordnung verkünden. Das erstgenannte Gesetz, welches unter dem Namen des „ewigen Landfriedens“ solche Verühmtheit erlangte, unterschied sich von den früheren Entwürfen dieser Art wesentlich nur dadurch, daß es nicht für eine beschränkte Zahl von Jahren, sondern für immer gelten sollte. Natürlich fehlte viel daran, daß der Landfriede dadurch zur Wahrheit geworden wäre.

Bedeutender war die Institution des Kammergerichtes, das nach den für den Reichsrath gemachten Vorschlägen besetzt wurde. Der König hatte nur den Vorsitzenden, den Kammerrichter zu ernennen, die Beisitzer — sechs kurfürstliche, acht fürstliche, zwei städtische — wurden von den Ständen präsentirt. Das Gericht erhielt die Befugnis, im Namen des Königs die Reichsacht auszusprechen, auch mußte sich jener mit bestimmten Sporteln begnügen. Man begreift die Wichtigkeit der Neuerung, wenn man bedenkt, daß die obergerichtliche Gewalt das vornehmste Attribut des mittelalterlichen Kaiserthums war. Bisher waren die kaiserlichen Kammergerichte daher immer dem Hofe des Kaisers gefolgt und hatten keineswegs den Ruf der Unparteilichkeit und Unbestechlichkeit. Der Sitz des Reichskammergerichtes sollte dagegen in Zukunft Frankfurt sein, und die Stände hatten es in ihrer Hand, aller Willkür vorzubeugen, indem sie rechtsfähige Beisitzer ernannten.

Zum Danke namentlich für dieses große Zugeständnis bewilligten die Stände noch weitere 150,000 Gulden, die nebst der früher verheißenen Summe durch eine allgemeine Reichssteuer gedeckt werden sollten. Nach einem keineswegs neuen Plan beschloß man den sogenannten „gemeinen Pfennig“ zu erheben, eine Auflage, die eine Mischung von Kopf- und Vermögenssteuer ist.

Von je tausend Gulden Besiß an beweglichen und unbeweglichen Gütern sollte ein Gulden, von je fünfhundert Gulden ein halber bezahlt werden; wer unter fünfhundert Gulden besaß, sollte den vierundzwanzigsten Theil eines Guldens entrichten. Niemand, der das fünfzehnte Jahr überschritten hatte, war ausgenommen. Mit der Einziehung der Steuer waren die Pfarrer beauftragt: die Einzelerträge waren an eine Kommission von sieben Reichsschatzmeistern einzuliefern; am 1. Februar sollte durch die alljährlich zusammentretende Reichsversammlung die Verwendung der Gelder kontrollirt werden.

Nachdem Maximilian in Worms noch den Grafen von Württemberg, Eberhard im Bart, zum Herzog erhoben hatte, begab er sich nach Frankfurt, um das Kammergericht einzusetzen. Am 31. Oktober ward es vereidigt, am 3. November hielt es unter dem Vorsitz des Kammerrichters, Grafen Eitelrich von Zollern, seine erste Session, am 21. Februar 1496 übte es zum ersten Male das Recht der Aichtserklärung aus.

So hatte der Wormser Reichstag nach einer Seite wenigstens einen befriedigenden Abschluß. Im ganzen aber blieb bei den Ständen, wie bei dem König eine bedeutende Verstimmung zurück. Die Stände hatten die Idee des Reichsrathes vorläufig aufgeben müssen; der thatenlustige König sah sich durch die



ihm verdrüßlichen Verhandlungen abgehalten, den günstigen Augenblick zum Eingreifen in Italien zu benutzen. So dachte er denn auch gar nicht daran, die Beschlüsse des Reichstages zur Wahrheit zu machen; er griff in den Rechtsgang des Kammergerichtes ein, unterließ dagegen in seinen Erbländern die Einsammlung des gemeinen Pfennigs. Ueberhaupt machte die Einziehung dieser Reichssteuer die größte Schwierigkeit; die Städte, unpatriotisch wie stets zuvor, wollten nicht eher zahlen, als bis Kammergericht und Landfrieden eine thatsächliche Wirkung ausübten, der Ritterschaft war der Landfriede und die Reichssteuer gleichmäßig verhaßt. Nicht ohne Vergnügen vernahm Maximilian, daß der <sup>1496</sup> Reichstag, welcher im Februar 1496 in Frankfurt abgehalten werden sollte, nur spärlich besandt werde: er nahm daraus Anlaß, ihn auf den August, und zwar nach Lindau zu verlegen. Ihn drängte es, seine italienischen Pläne wieder aufzunehmen. Der Hilferuf Lodovicos und der Versuch des Franzosenkönigs, die florentinische Republik durch die Aussicht auf die Annexion von Pisa und Livorno zu gewinnen, bestimmten ihn zum Einschreiten. Nachdem er zu Mail in Tirol im Juli mit dem Mailänder eine Zusammenkunft gehabt, brach er nach Italien auf, mehr zu einer abenteuerlichen Ritterfahrt, als zu einem Kriegszug gerüstet: den Reichsständen in Lindau ließ er durch seinen Sohn Philipp sagen, sie möchten schnell den gemeinen Pfennig eintreiben und ihm mit so viel Truppen, als sie davon besolden könnten, folgen; er vermöge ihrer nicht zu warten, sondern ziehe mit der Macht, die ihm Gott verliehen, über die Berge.

Während Maximilian in Italien beschäftigt war, — natürlich mißlang sein Unternehmen und endigte mit der Auflösung der eben erneuerten heiligen Liga, — sammelten sich die Reichsstände in Lindau, und am 7. September eröffnete der Kurfürst Berthold von Mainz die Versammlung. Er war nicht allein der Wortführer der Fürsten, er war die belebende Kraft des Reichstages, der ohne seine berebten Worte und seine energischen Mahnungen sanft entschlummert wäre. Er sah sich genöthigt, den Reichsständen wegen ihrer Indolenz, wegen ihres Mangels an Nationalgefühl und Opferwilligkeit harte Vorwürfe zu machen. Schon stand die wichtigste der Wormser Errungenschaften auf dem Spiel. Das Reichskammergericht hatte aus Mangel an Besoldung im Juni seine Sitzungen eingestellt. Im November ward es durch den Mainzer, der für die materielle Existenz gesorgt hatte, bewogen, seine Thätigkeit wieder aufzunehmen. Mit Rücksicht auf die Nähe der Universitäten zu Heidelberg, Basel, Mainz und Köln wurde es aber nach Worms verlegt. Am 23. Dezember ward der Beschluß, den gemeinen Pfennig einzubringen, erneuert und die unzufriedene Ritterschaft bedeutet, nicht der König, sondern das Reich fordere diese Steuer, die ihnen selbst zugute kommen werde, wenn sie nur aufrühen und sich den Rittersohn verdienen wollte.

<sup>1497</sup> Als die Versammlung am 10. Februar 1497 endigte, konnte man sich mit dem Bewußtsein trennen, das Reformwerk wenigstens erhalten zu haben; Maximilian dagegen war von seinem mißlungenen Zuge am 27. Dezember 1496 wieder zu Mail angelangt, wo er bis zum Frühjahr blieb.

Auf einem zweiten Wormser Reichstag im Frühling des Jahres 1497 kam es zu nichts: die Reichsstände waren äußerst spärlich erschienen, und belummert mahnte der patriotische Mainzer die Anwesenden: „Es ist zu besorgen, wo man sich nicht anders in die Sachen schiden, getreulicher und fleißiger zusammenhalten will, daß eines Tages ein Fremder kommt, der uns mit eisernen Ketten regieren wird.“ Auch Maximilian war nicht erschienen: er hatte die Hochzeitzeit benutzt, um eine Doppelheirath seiner Amler Philipp und Margarethe mit Johanna und Johann, den Erben des Königs Ferdinand von Aragonien und der Königin Isabella von Castilien zu Stande zu bringen. Zeigte er sich durch diese Doppelheirath auch als ein echter Habsburger, so konnte doch damals niemand ahnen, daß jenes erste Ehebündnis den Ursprung der habsburgisch spanischen Weltmacht in sich schloß.

Auf dem Reichstage zu Freiburg erschien Maximilian endlich wieder, im Juni 1498, von neuen Kriegsplänen erfüllt. Nach dem am 7. April 1498 erfolgten Tode Karls VIII. hatte sein Vetter, der Herzog von Orleans, als Ludwig XII. den Thron bestiegen. Maximilian hoffte auf Verwirrungen in Frankreich und hatte mit seinem Sohne Philipp einen Krieg gegen jene Macht verabredet. Obwohl seine Hoffnung fehlgeschlug, gab er den Plan nicht auf: die in Freiburg ziemlich zahlreich versammelten Stände sollten ihm die Mittel für das Unternehmen gewähren. Gleich in der ersten Sitzung sprach er mit großer Bestimmtheit seine Absichten aus und erging sich in leidenschaftlichen Klagen über die Laßheit und Märgheit der Reichsstände. „Von den Lombarden“, sagte er, „bin ich verrathen, von den Deutschen verlassen. Aber ich will mich nicht wieder, wie in Worms an Händen und Füßen binden und an einen Nagel hängen lassen. Den italienischen Krieg muß ich führen und will ihn führen, man sage mir, was man will. Eher werde ich mich von dem Eide dispensiren, den ich dort hinter dem Altare zu Frankfurt geschworen habe. Denn nicht allein dem Reiche bin ich verpflichtet, sondern auch dem Hause Oesterreich. Ich sage das und muß es sagen, und sollte ich auch darüber die Krone zu meinen Füßen legen und sie zertrüthen.“

Die Fürsten waren erstaunt, sie ließen sich einschüchtern: doch gehörte die ganze Gesandtschaft des Mainzers dazu, einem offenen Bruche vorzubeugen. Den König gewann er damit, daß er ihm Aussicht auf den Ertrag des gemeinen Pfennigs machte, über dessen Erhebung jetzt von allen Seiten Nachsicht abgelegt wurde. Daher ging denn der Kaiser auch mehr auf die Wünsche der Stände ein, verschärfte die Bestimmungen des Landfriedens und ertheilte dem Kammermeister die Befugnis, in dringenden Fällen nach eigenem Ermessen die benachbarten Fürsten zur Vollstreckung eines Urtheils aufzubieten. Dafür gestattete man dem König, sein Glück gegen Frankreich zu versuchen und Maximilian, im Vertrauen auf die Reichshilfe, beschleunigte seine Rüstungen: in drei Abtheilungen ließ er gegen Langres, Chalons und Dijon marschiren. Aber unauferhörliche Regengüsse, angeschwollene Ströme trieben ihn fort aus der Cham-



von Geldern, und machte ihm seine Bundesgenossen, den Papst Alexander VI., den Herzog von Savoyen und die Florentiner abtrünnig. Da des Königs eigener Sohn Philipp hatte sich am 2. August zu einem Vertrage mit Ludwig verleiten lassen, in welchem er alle Streitigkeiten nur im Wege der Güte zu verfolgen versprach und sich sogar verpflichtete, für Flandern und Artois Huldigung zu leisten. So mußte Maximilian sein Vorhaben aufgeben: an weiteren Unternehmungen in Italien wurde er zunächst durch einen Krieg mit der Schweiz gehindert.

Die schweizerische Eidgenossenschaft war allmählich eine europäische Macht geworden, die ihren Angehörigen einen besseren Schutz gewährte, als das deutsche Reich je zuvor. Die Eidgenossen schätzten den Zusammenhang mit dem Reiche gering: in dem regierenden Kaiser sahen sie nur den Habsburger, deren Joch abgeschüttelt zu haben ihr größter Stolz war. Den Eintritt in den schwäbischen Bund hatten sie abgelehnt, noch weniger waren sie geneigt, sich den neuen Reichsordnungen zu unterwerfen. Sie hatten an den Wormser Beschlüssen keinen Antheil genommen und baten, sie mit Neuerungen zu verschonen. Zur Einforderung des gemeinen Pfennigs machten sie keine Anstalten, gegen das Kammergericht lehnten sie sich direkt auf. Venedig und Frankreich, das aus der Schweiz oben drein seine besten Söldner bezog, schürten geüffentlich die Zwietracht, welche schon im Jahr 1497 zu einem offenen Kriege führen zu sollen schien. Maximilian 1498 verhinderte dies, aber im Dezember 1498 wurde der Kampf durch Grenzstreitigkeiten zwischen der Tiroler Regierung und Graubünden, auch außerdem durch die Privatfeindschaft eines tiroler Rathes und eines bündnerischen Edelmannes hervorgerufen. Doch war dies nur der äußere Anlaß; längst war der „Schwabenkrieg“ vorbereitet: die blutige Abrechnung zwischen dem süddeutschen Edelmann und dem schweizer Bauer, dem „Stiefel“ und dem „Bundschuh“. Aber die Raschheit und Mannszucht der Eidgenossen behielt auch diesmal den Sieg: 1499 bei Dorned (22. März 1499), am Schwaderloch bei Constanz (11. April) erlagen die Schwäbischen, bei Fraßstanz (20. April) die Oesterreicher ihren kraftvollen Gegnern. Jetzt hätte man von seiten des Bundes die ganze Kriegslast gern auf die Schultern Maximilians gewälzt, den bisher ein Aufstand des Herzogs von Geldern in den Niederlanden festgehalten hatte.

Am 28. April erschien er am Bodensee in Ueberlingen und ließ in der dortigen Kirche das Reichspanier aufstecken. Aber man mußte mit den Rüstungen von vorn anfangen: in der Zwischenzeit wurden kleinere, aber entseßlich verheerende Streifzüge unternommen. Zweihundert Ortschaften sollen dabei zerstört, an 20,000 Menschen umgekommen sein. Endlich, am 18. Juli hielt Maximilian bei Constanz die Musterung des neuen Heeres ab: er hoffte noch immer die Kriegsehre zu retten und die Hoheit des Reiches zu wahren und wollte die Eidgenossen von drei Seiten zugleich anfallen. Aber er traf bei den Führern und der Mannschaft nur auf Ausflüchte und Unlust: verstimmt begab er sich nach Lindau, um mit den Hauptleuten des Bundes Rücksprache zu nehmen. Da traf ihn eine neue Unglücksbotschaft. Graf Heinrich von Fürstenberg, der mit 16,000 Mann aus der Gegend von Basel her anrücken sollte, ließ sich in



Landstrolche unter Maximilian: Pfeifer, Trommler und Hahndröck.  
Kupferstich von Matthäus Häfner, Mitte des XV. Jahrhunderts

ihrem Lager an der Wirt zwischen Dornegg und Rheinach überfallen (22. Juli) zwar ermannten sich die Ueberraschten zu tapferer Gegenwehr, Graf Fürstenberg schätzte seine Unbesonnenheit durch ehrlichen Soldatentod, aber das Heer erlitt doch eine völlige Niederlage: als Siegesbeute führten die Schweizer die "grote Oesterreicherin von Ensisheim", ein Prachtstück der Arsenale Maximilians, hinweg. Der König, zuerst äusserst niedergeschlagen, fand seine Tröstung bald wieder und seinen Trost in den Sternen. Da der von den Franzosen bedrängte Lodovico, den Beistand seines königlichen Verwandten ersahnend, durch seinen Botschafter zum Frieden raten ließ, gab Maximilian seine Nachgedanken auf. Im dem Baseler Frieden (22. September 1499) versprach man sich gegen-<sup>1499</sup>einander Vergeben und Vergessen: thatsächlich hatten die Schweizer gesiegt und des Reiches Rechte hatten den Eidgenossen gegenüber nicht behauptet werden können. Die Reichskriegsverfassung hatte sich als ungenügend erwiesen, das Reich als unfähig, den Abfall eines Gliedes zu verhüten. Die Franzosen endlich konnten nicht verhindert werden sich Mailands zu bemächtigen.

Robobico Moro, der im Herbst 1499 flüchtig nach Deutschland kam, nahm sein Herzogthum, in dem sich die Franzosen bald verhasst gemacht hatten, noch einmal ein, ward aber dann von einem Urner Verräther seinen Feinden ausgeliefert, die ihn bis zu seinem Tode — zehn Jahre lang — in Frankreich gefangen hielten.

In der Absicht, die Organisation des Reiches so umzugestalten, daß seine Wehrkraft zukünftige Erfolge gegen Frankreich verbürge, berief Maximilian zum 1500 Februar des Jahres 1500 einen Reichstag nach Augsburg, doch konnten die Verhandlungen erst am 10. April eröffnet werden. Statt durch die allgemein verhasste Reichssteuer, gedachte man durch eine Aushebung von Truppen nach bestimmten Bevölkerungs- und Einkommensnormen die Aufstellung schlagfertiger Reichsheere zu sichern. Maximilian ging mit Freuden auf den etwas verwickelten Plan ein, — schon sah er im Geiste 30,000 Mann kriegsbereit vor sich — und ließ sich nun für die Einrichtung des früher abgelehnten Reichsrathes gewinnen, welcher die häufigen, kostspieligen und meist resultatlosen Reichstage ersetzen sollte. Die drei Kollegien, welche in den Reichsversammlungen vertreten waren, sollten in diesem aus zwanzig (resp. zweiundzwanzig) Mitgliedern bestehenden „Reichsregiment“ Sitz und Stimme haben: an der Spitze desselben sollte ein kaiserlicher Statthalter stehen, zu welchem Amt jetzt Friedrich der Weise von Sachsen berufen wurde. Zum Sitz der Körperschaft, die sowol ein beratendes Kollegium, als auch in der Abwesenheit des Kaisers eine vollziehende Centralgewalt sein sollte, wurde Nürnberg erwählt. Hier sollte alljährlich einmal getagt werden; die Dauer der neuen Einrichtung wurde vorläufig auf sechs Jahre festgesetzt.

Die Zusammensetzung des Reichsregiments war im einzelnen folgende. Die Kurfürsten hatten fünf, die weltlichen und geistlichen Fürsten je sechs Vertreter, die Reichsgrafen einen, die habsburgisch-österreichischen Erblande und die habsburgischen Niederlande gleichfalls je einen. Dazu wurden den achtzig Reichsstädten zwei Abgeordnete bewilligt und verfügt, daß Köln und Augsburg, Straßburg und Lüneburg, Nürnberg und Goslar, Frankfurt und Ulm in den vier Jahresitzungen abwechselnd die Städte vertreten sollten. Endlich sollten noch sechs allgemeine Reichsräthe, Ritter und Doktoren, gewählt werden: bei der Bestallung derselben griff man auf die zu Kaiser Albrechts II. Zeit vorgeschlagenen sechs Reichsreise zurück.

Die Voraussetzungen, unter denen Maximilian so große Zugeständnisse gemacht hatte, erfüllten sich nicht. Die 30,000 Mann, über die der König schon zu verfügen glaubte, wurden kaum auf dem Papier aufgestellt, das Reichsregiment theilte Maximilians Kriegslust nicht; es schloß vielmehr am 13. Dezember 1500 mit Frankreich einen Waffenstillstand bis zum Juli des Jahres 1501 und war sogar nicht abgeneigt, das Reichslehen Mailand Ludwig XII. als solches zu übergeben. Maximilian war über alles dies sehr ungehalten: er schloß erst am 1501 13. Oktober 1501 zu Trient mit Frankreich Frieden, eigentlich nur auf das Drängen seines Sohnes Philipp, welcher mit dem französischen König die Verlobung ihrer Kinder, der einundeinhalbjährigen Claudia mit dem noch etwas jüngeren Karl, verabredet hatte.

Trotz des äußerlichen Friedensschlusses bewahrte Maximilian gegen Frankreich und das Reichsregiment, das seine kriegerischen Absichten durchkreuzt hatte,

einen nachhaltigen Groll. Ueberall witterte er französische Intriguen: Ludwig meinte er, habe das Reichsregiment direkt bestochen. Diesen Anschauungen entsprechend kümmerte er sich weder um das Fortbestehen des Reichsregimentes, noch des Kammergerichtes. Rätthe und Richter, die weder Befolgung empfangen noch irgendwie eine gedeihliche Thätigkeit entfalten konnten, gingen nach Hause. Maximilian war damit nicht unzufrieden, er stellte in Regensburg, ganz nach der Weise seines Vaters, ein Reichshofgericht auf, dem er selbst präsidirte. Ebenso beabsichtigte er einen Reichshofrath für die Geschäftsführung im Reiche als rein königliche Behörde einzusetzen. Seine üble Laune bekundete er am deutlichsten im Juli 1502 zu Ulm in einem Gespräch mit den städtischen Rätthen.<sup>1502</sup> Mit aufgehobenen Fingern, berichtet der Ulmer Rathsbote, habe der König zweimal zu Gott und den Heiligen geschworen, wenn man ihm jetzt nicht folge, wolle er sein Lebtag vom Reich zu Tisch und Bett geschieden sein. Er werde dann etwas thun, das ihm niemand zutraue.

Hatte nun Maximilian auch unzweifelhaft Unrecht, wenn er meinte, daß Berthold von Mainz im Solde Frankreichs stehe, so war doch seine Erbitterung gegen den eifrigen Reformier wohl begreiflich. Dieser vereinigte nämlich am 30. Juni 1502 die Kurfürstenpartei zu einer feierlichen Versammlung zu Selzhausen:<sup>1502</sup> in allen wichtigen Angelegenheiten gelobten sie zusammenzuhalten und allen Neuerungen und Schmälereien ihrer Gewalt geschlossen entgegenzutreten. Gingen sie auch nicht so weit, den König geradezu abzusetzen, wie man ihnen nachsagte, ihr Verfahren bedeutete ziemlich das gleiche. Auch kündigten sie, ohne den König zu befragen, für den ersten November eine Reichsversammlung an. Besonders bedrohlich war es, daß sich auch der Kurfürst von der Pfalz, bisher ein Gegner der Reformpartei, dieser angeschlossen, als der Bruch mit dem König zu nahen schien.

Ein eigenthümliches Geschick gab Maximilian Gelegenheit, gerade diesem neuen Feinde zu beweisen, daß er trotz aller Mißerfolge noch nichts an der Klarheit seines Geistes eingebüßt habe und auch auf zahlreiche Freunde und Anhänger rechnen dürfe. Ehe wir uns zu diesem Vorgange wenden, müssen wir von dem Erlöschen der Reformbestrebungen Kenntniss nehmen. Geseitert waren sie bereits im Jahr 1502, geseitert an der völligen Theilnahmlosigkeit der Nation, welche sich weit eher an den Heldenthaten eines kühnen, wenn auch etwas abenteuerlichen Führers zu erfreuen vermochte, als sich für staatsrechtliche Fragen zu begeistern. Der Ruhm eines siegreichen Königs wirft auf den geringsten Mann im Volke einen leuchtenden, beseligenden Strahl; was hatte der gemeine Mann in Stadt und Land davon, wenn die Kurfürsten oder die Stände an der Regierungsgewalt theilnahmen? Der Träger jener Ideen, ein großer Staatsmann, und keineswegs ein schlechter Patriot, wie ihn seine Gegner damals und später gescholten haben, war seiner Zeit um Jahrhunderte voraus; verdient er Tadel, weil er einen Körper heilen wollte, der sich nachmals als unheilbar erwies? Am 21. Dezember 1504 starb Kurfürst Berthold, gealtert und in seinen<sup>1504</sup> Hoffnungen gebrochen. Und als wäre es nicht hart genug gewesen, daß der Mainzer sein eigenes Werk mißlingen sah, ward ihm vorbehalten, noch den

Triumph seines Gegners zu erleben. Was kümmerte Maximilian des Kurfürsten Groß? Gab ihm doch der bairisch-pfälzische Erbfolgestreit Gelegenheit, sein königliches Ansehen zu wahren und obendrein eine ansehnliche, bequeme Erwerbung zu machen.

Mit jenem Erbfolgestreit hatte es folgende Bewandniß.

Herzog Georg der Reiche von Baiern-Landsknecht, welcher als der Letzte seines Stammes ursprünglich mit seinem Vetter Albrecht von Baiern-München einen Erbvertrag geschlossen, hatte vor seinem Ende dem Gemahl seiner Tochter, dem Kurfürsten Ruprecht von der Pfalz, die Nachfolge zuzuwenden beschlossen und ihm noch bei seinem Leben Landsknecht und Burghausen, seinen Schatz und alles Geschick übergeben. Nach dem am 1. Dezember 1503 erfolgten Tode Georgs betrachtete sich Ruprecht als Erbe des Landes. Zu seiner Sicherung hatte er mit einigen Nachbarkürfürsten, auch mit den Königen von Frankreich und Böhmen Bündnisse abgeschlossen. Herzog Albrecht aber war bei dem König um Anerkennung seines Anrechtes vorstellig. Maximilian hörte im Februar 1504, wo er sich in Augsburg unter Lustbarkeiten aller Art vortrefflich vergnügte, den gelehrten Ausführungen der Anwälte beider Parteien anscheinend aufmerksam zu und fällt am 28. Februar den Spruch, sowohl das Testament, wie der bairische Theilungsvertrag von 1492 seien ungiltig, lediglich Billigkeitsgründe sprächen zu Gunsten Albrechts: auf einem weiteren Termine werde er aber die Entschädigung bezeichnen, die er selbst für die vielen ihm vom bairischen Hause bereiteten Mühen zu fordern habe. Diese Entschädigung war sehr beträchtlich, doch zeigte sich der Wittelsbacher nicht abgeneigt, die Bedingungen des Königs anzunehmen. Ruprecht wollte von einer Theilung nichts wissen: ehe die Verhandlungen beendet waren, besetzte er Landsknecht mit Gewalt (24. April) und gab dadurch Maximilian willkommenen Vorwand, den ausbrechenden Krieg als Reichskrieg zu bezeichnen. Am 28. April sprach er unter freiem Himmel zu Augsburg die Reichsacht aus über den Landesfriedensbrecher Ruprecht und dessen gleich kampfesfreundliche Gemahlin. Jetzt erwachte in den alten Feinden des pfälzischen Hauses die Erinnerung an die Unbill, die sie ehemals von dem „bösen Fritz“ erlitten: ihnen gesellten sich all die jungen Fürsten zu, welche im kaiserlichen Dienst Ehre, Beförderung und Gnadenbeweisungen hofften. Man erkannte auf beiden Seiten die Wichtigkeit der Sache; in Baiern und in der Pfalz wurde mit großer Erbitterung gekämpft. Selbst der Tod Ruprechts, den am 20. Juli in Landsknecht die Ruhr dahintrassete, beendigte den Kampf nicht; seine Gemahlin setzte ihn fort. In der Schlacht von Wenzelsbach, unweit Regensburg, gewann aber Maximilian, der persönlich in Lebensgefahr gerieth und durch den Herzog Erich von Braunschweig gerettet wurde, einen entscheidenden Sieg (12. September). Wenige Tage später starb auch die Pfalzgräfin an der Ruhr. Dennoch kämpfte der Vater Ruprechts, Kurfürst Philipp, weiter, bis er, schwer bedrängt, im Februar 1505 um Frieden bitten mußte. Der eigentliche Friedensschluß fand aber erst auf dem Kölner Reichstage (30. Juli 1505) statt, wo der siegreiche König die Bedingungen vorschrieb. Aus den nördlich der Donau gelegenen Besitzungen des Landesherrn wurde für Ruprechts Söhne ein eigenes Gebiet, die nachmalige „Oberpfalz“ gebildet. Alles übrige, mit Ausnahme einiger von Maximilian beanspruchten Städte, Schlösser und Gerechtsame erhielt der bairische Albrecht.

Eine tragische Episode aus dem letzten Theil des Krieges ist das vielfach in Liedern gefeierte Ende des tapferen Johann von Piengenau. Er hatte die ihm anvertraute wichtige Festung Auffslein dem Pfalzgrafen überliefert und wies im Vertrauen auf seine Felsenwände alle Aufforderungen zur Uebergabe trotzig zurück. Als die kleinen Feldschlangen der Belagerer wenig Schaden anrichteten, ließ er, jenen zum Hohn, mit Besen die Stellen fegen, an welchen unbedeutende Steintrümmer zerstreut lagen. Da ließ Maximilian aus seinem Zeughaufe zu Innsbruck seine zwei Lieblingsgeschütze herbeischaffen, den „Purlepau“ und den „Bedauß Lesterrich“. Da wurde Wall und Troß gebrochen; die Ver-

einen nachhaltigen Groll. Ueberall witterte er französische Intriguen: Ludwig, meinte er, habe das Reichsregiment direct bestochen. Diesen Anschauungen entsprechend kümmerte er sich weder um das Fortbestehen des Reichsregimentes, noch des Kammergerichtes. Räte und Richter, die weder Beibehaltung empfangen noch irgendwie eine gedeihliche Thätigkeit entfalten konnten, gingen nach Hause. Maximilian war damit nicht unzufrieden, er stellte in Regensburg, ganz nach der Weise seines Vaters, ein Reichshofgericht auf, dem er selbst präsidierte. Ebenso beabsichtigte er einen Reichshofrath für die Geschäftsführung im Reiche als rein königliche Behörde einzusetzen. Seine üble Laune bekundete er am deutlichsten im Juli 1502 zu Ulm in einem Gespräch mit den städtischen Räten.<sup>1502</sup> Mit aufgehobenen Fingern, berichtet der Ulmer Rathsbote, habe der König zweimal zu Gott und den Heiligen geschworen, wenn man ihm jetzt nicht folge, wolle er ihn Lebtage vom Reich zu Tisch und Bett geschieden sein. Er werde dann etwas thun, das ihm niemand zutraue.

Hatte nun Maximilian auch unzweifelhaft Unrecht, wenn er meinte, daß Berthold von Mainz im Solde Frankreichs stehe, so war doch seine Erbitterung gegen den eifrigen Reformator wohl begreiflich. Dieser vereinigte nämlich am 30. Juni 1502 die Kurfürstenpartei zu einer feierlichen Versammlung zu Geln-<sup>1502</sup>hausen. in allen wichtigen Angelegenheiten gelobten sie zusammenzuhalten und allen Neuerungen und Schmälerungen ihrer Gewalt geschlossen entgegenzutreten. Gingen sie auch nicht so weit, den König geradezu abzusetzen, wie man ihnen nachsagte, ihr Verfahren bedeutete ziemlich das gleiche. Auch kündigten sie, ohne den König zu befragen, für den ersten November eine Reichsversammlung an. Besonders bedrohlich war es, daß sich auch der Kurfürst von der Pfalz, bisher ein Gegner der Reformpartei, dieser anschloß, als der Bruch mit dem König zu nahen schien.

Ein eigenthümliches Geschick gab Maximilian Gelegenheit, gerade diesem neuen Feinde zu beweisen, daß er trotz aller Mißerfolge noch nichts an der Glanzthat seines Vaters eingebüßt habe und auch auf zahlreiche Freunde und Anhänger rechnen dürfe. Ehe wir uns zu diesem Vorgange wenden, müssen wir von dem Erlöschen der Reformbestrebungen Kenntnis nehmen. Geheitert waren sie bereits im Jahr 1502, geheitert an der völligen Theilnahmlosigkeit der Nation, welche sich weit eher an den Heldenthaten eines kühnen, wenn auch etwas abenteuerlichen Führers zu erfreuen vermochte, als sich für staatsrechtliche Fragen zu begeistern. Der Ruhm eines kriegreichen Königs wirkt auf den geringsten Mann im Volke einen leuchtenden, befehlenden Strahl; was hatte der gemeine Mann in Stadt und Land davon, wenn die Kurfürsten oder die Stände an der Regierungsgewalt theilnahmen? Der Träger jener Ideen, ein großer Staatsmann, und keineswegs ein schlechter Patriot, wie ihn seine Gegner damals und später gescholten haben, war keiner Zeit um Jahrhunderte voraus; verdient er Tadel, weil er einen Körper heilen wollte, der sich nachmals als unheilbar erwies? Am 21. December 1504 starb Kurfürst Berthold, gealtert und in seinen<sup>1504</sup> Hoffnungen getrocknet. Und als wäre es nicht hart genug gewesen, daß der Mainzer sein eigenes Werk mißlingen sah, ward ihm vorbehalten, noch den





Beendigung Hans Pienzenans aus dem Reich an: Pienzenan, Vertheidiger der Feste Kufstein in Tirol, wird mit seinen Genossen enthauptet. Unterschrift: „Wie der weiß sunig ain sonder Karl St. mit seinem geschick gewan.“

Charakteristisch für Tracht und Bewaffnung der Landknechte Maximilians.

1508

Zur den Augenblick wurde diese Streitfrage gegenstandslos, da am 1. Juli 1508 dem Könige Vladislaus ein Sohn — Ludwig — geboren wurde; aber am 19. Juli gewährte ungarische Abgeordnete in Wien die habsburgischen Rechte, welche Maximilian im Jahr 1491 erworben hatte.

Nun glaubte Maximilian seine italienischen Pläne wieder aufnehmen zu sollen, namentlich auch zur Romfahrt sich anschicken zu müssen. Mehr oder

weniger bedeutete dies Kampf gegen Frankreich, mit dem sich Maximilian in den letzten Jahren freundschaftlicher gestanden hatte; ja am 14. Dezember 1502 war zwischen ihm und Ludwig XII. zu Trient ein förmliches Freundschaftsbündniß geschlossen worden. Natürlich hatte der französische König dabei nur sein Interesse im Auge: er pflegte diese Freundschaft um so mehr, als er im Jahr 1503 von den Spaniern aus Neapel verdrängt wurde, welches er im Verein mit diesen trobt hatte. Dann führte der gemeinsame Groll gegen Venedig die beiden Könige und den neuen Papst, Julius II., einander näher: im Vertrage von Blois (22. September 1504) hieß es, sie seien „einig, wie eine Seele in drei Körpern.“ Auch der Erzherzog Philipp, der nach dem Tode seiner Schwiegermutter Isabella (26. November 1504) in einem schiefen Verhältniß zu Ferdinand von Aragonien stand, lehnte sich an Frankreich und so schien ein neuer Vertrag zu Sagenau (5. und 7. April 1505) die Häuser Valois und Habsburg enger zu verbinden, denn je zuvor. Der Kardinal von Amboise leistete im Namen seines Herrn für Mailand den Lehnsseid, die Verlobung Karls mit Claudia wurde bestätigt.

Wie hinterlistig Frankreich dabei verfuhr, zeigt der Umstand, daß schon im Oktober desselben Jahres Ludwig XII. dem vierundfünfzigjährigen König Ferdinand die Hand seiner achtzehnjährigen Nichte Germaine von Foix anbot, deren ererbten Kindern Aragonien und Neapel zufallen sollten. Indes wurden die Berechnungen des ränkevollen Ludwig dadurch gestört, daß König Ferdinand am 1. März 1506 die Regierung Kastiliens übergab. Als <sup>1506</sup> vor der französische König die Prinzessin Claudia mit seinem muthmaßlichen Thronfolger, dem Herzog Franz von Angoulême verlobte (Mai 1506), zerfiel das unnatürliche Bündniß in sich. Dazu kam, daß am 26. September desselben Jahres der nunmehrige König Philipp von Kastilien an den Folgen eines unvorsichtigen Trunkes starb und Maximilian die Aufgabe zufiel, seinem Enkel Karl die gesammte Erbschaft zu wahren.

Das Jahr 1507 bestimmte er für seine Römerfahrt, Frankreich zum Trotz: <sup>1507</sup> Ludwig XII. hatte alles mögliche gethan, um ihm Hindernisse zu bereiten und besonders die Venetianer aufgereizt, ihm die Alpenpässe zu verlegen. Maximilian berief die Stände zum Frühling des Jahres 1507 nach Konstanz, wo sie zur Heeresfahrt gerüstet erscheinen sollten. Nicht ohne Selbstbewußtsein eröffnete er am 27. April die zahlreich besuchte Versammlung: mit Beredsamkeit setzte er den Ständen seine Pläne und seine Hoffnungen auseinander. Ein Hauch von Begeisterung ging diesmal durch die Versammlung; man vernahm tapfere Reden von deutscher Ehre und von treuem Zusammenstehen gegen alle Feinde des Reichs: man bewilligte die Reichshilfe zwar nicht in dem von Maximilian begehrten Umfange, aber doch immerhin 3000 Reiter und 9000 Mann zu Fuß. Die Schweizer, stets am Platz, wo es etwas zu verdienen gab, wollten 6000 Soldner stellen, wenn man dieselben nicht direkt gegen Frankreich verwenden wolle. Für diese „Hochherzigkeit“ erhielten sie eine unverhältnißmäßige Belohnung. Der König stellte in Konstanz nämlich das Kammergericht, ungefähr nach



den Wormser Beschlüssen, wieder her, sprach aber die Eidgenossen förmlich von dem Reichsgerichte und damit von dem Reichsverbande los. Sie hießen von nun an nicht mehr „Glieder“, sondern „gehorsame Verwandte“ des Reiches.

Die endgültige Festsetzung der Matrikularbeiträge des Kammergerichts stammt von diesem Reichstag. Drei Jahrhunderte lang blieben sie die hauptsächlichsten — wenngleich äußerst mangelhaften — Institutionen, in denen die Einheit des Reiches ihren Ausdruck fand.

Da auch Papst Julius II., durch das Auftreten der Franzosen beunruhigt, zur Römerfahrt mahnte, hätte ein schnelles thatkräftiges Vorgehen wol auch ein günstiges Resultat zur Folge gehabt. Aber der Reichstag dauerte bis in den August, französische Agenten schwächten den ersten Eindruck der königlichen Mahnungen, die Reichstruppen zogen langsam herbei, die Matrikularbeiträge gingen spärlich ein, die Schweizer zögerten und blieben schließlich aus, als sie von Maximilians Geldmangel hörten, die Venetianer hielten die Pässe besetzt. So erschien er mit einem recht mäßigen Heere erst in den ersten Tagen des Februar 1508 in Trient, wo der Sammelplatz sein sollte. Hier überzeugte er sich, daß niemand seine Anwesenheit in Italien wünsche, selbst der Papst sagte ab, „da bei dem bevorstehenden Kampfe leicht zu viel Christenblut vergossen werden könne.“ Die weitere Aubeutung, daß zur Führung des Kaisertitels ein Römerzug nicht unbedingt erforderlich sei, beherzigte Maximilian sofort. Am 4. Februar nahm er den Titel eines „erwählten römischen Kaisers“ feierlich an, welches Beispiel die späteren befolgt haben. Dem Papst zeigte er den Vorgang an; Julius II. fand nichts dagegen einzuwenden, zufrieden, daß die Heeresfahrt nach Rom unterblieb.

Der neue Kaiser begab sich nach Deutschland, um seine Rüstungen zu ergänzen, sein Heer sollte die Venetianer züchtigen. Aber diese behielten überall die Oberhand und erlangten einen Waffenstillstand auf drei Jahre. So war das italienische Unternehmen des Kaisers nach allen Richtungen gescheitert.

Es ist begreiflich, daß die Reichsstände, über diesen Mißerfolg ungehalten, jetzt wenig Neigung zu weiteren Bewilligungen empfanden und auch für die Zukunft von derartigen Unternehmungen nichts wissen wollten. So schlugen sie im folgenden Jahre zu Worms alle Gesuche des Kaisers rundweg ab; zu Augsburg im Jahr 1510 versuchte Maximilian vergeblich durch glanzvolles Auftreten den Ständen zu imponiren; nur die glänzende Verechsamkeit des französischen Gesandten verschaffte ihm eine Hilfe von 6000 Mann zu Fuß und 1800 Reitern: auf dem in Trier begonnenen, in Köln fortgesetzten Reichstage des Jahres 1512 erhielt er statt der verdoppelten Matrikel und einer Kriegshilfe nur einen höchst geschmälerten „gemeinen Pfennig“ bewilligt. Nur von 4000 Gulden wollte man je einen geben und die Fürsten außerdem ihr Kammergut ausgenommen wissen.

Alle diese Hilfsgesuche hängen mit Maximilians italienischen Unternehmungen zusammen, die hier nur in ganz allgemeinen Umrissen skizzirt werden können. Denn sie gehören mehr der europäischen, als der deutschen Geschichte an und

haben mit dem Wohl und Wehe der deutschen Nation wenig zu thun; höchstens daß Maximilian durch jene Dinge an einer konsequenten und erfolgreichen Thätigkeit für Deutschland gehindert wurde.

Die Verhältnisse Italiens sind insofern verwickelt, als sich damals drei auswärtige Mächte: Spanien, Frankreich und das deutsche Reich um den dominirenden Einfluß dort stritten, während zwei Herrschergewalten, die Signoria von Venedig und Papst Julius II., gleichfalls um die Führerschaft ringen. Eine Reihe von Stellungen und Gegenstellungen geht daraus hervor, daß die auswärtigen Mächte darauf angewiesen sind, sich mit Venedig oder dem Papst zu verbinden, welche letztere gleichfalls der Bundesgenossen nicht entbehren können. An und für sich würde Julius II., ein durch und durch national gesinnter Fürst, es am liebsten gesehen haben, daß alle Fremde aus Italien verdrängt würden; er haßte die Franzosen insbesondere und ist mit einem Fluche gegen sie gestorben: aber die Entfernung der Fremdlinge hätte er nur im Verein mit Venedig durchsetzen können, dessen Nebenbuhlerschaft er bekämpfte. Dadurch, daß auch kleinere Fürsten, wie Herzog Alfons von Ferrara, in diesem Drama eine nicht unbedeutende Rolle spielen, im letzten Akt auch die Schweizer als Kämpfer für die Rechte des jungen Maximilian Sforza in den Vordergrund treten, wird der Schauplatz höchst belebt und die Uebersicht außerordentlich erschwert.

Zuerst fielen Papst und Kaiser, sowie die Könige von Spanien und Frankreich, welche alle Maximilians staatskluge Tochter Margarethe durch die Liga von Cambrai 1508, einigte, über Venedig her, dessen ganzen Landbesitz man auftheilen wollte. Nachdem Venedigs Feldherrn, der Flandrer Pitagiano und der Heißhörn Alviano bei Agnadello oder Ghiradabba am 14. Mai 1509 geschlagen waren, begannen für Venedig schlimme Tage, und die Republik war einen Augenblick geneigt, durch große Abtretungen einen Sonderfrieden mit Maximilian zu erkaufen. Dieser wies die Vorschläge zurück, war aber nicht im Stande die Eroberungen des Sommers zu behaupten. Da Papst Julius schon im Februar 1510 sich mit Venedig verständigte, auch Ferdinand von Aragonien nicht länger den Franzosen in die Hände arbeiten wollte, blieben als einzige Mitglieder der Liga von Cambrai nur noch Ludwig XII. und Maximilian übrig. Diese schlossen sich nun eng aneinander (Vertrag von Blois 17. November 1510) und Maximilian begünstigte Ludwigs Absicht, ein Konzil zu berufen und den Papst abzusetzen. Dieser aber nebst Venedig und König Ferdinand schloß gegen die ehemaligen Bundesgenossen eine zweite „heilige“ Liga. Das Konzil kam in Pisa wirklich zusammen: ehe es aber daran ging, Julius II. abzusetzen, faßte Maximilian den für ihn charakteristischen, aber immerhin höchst abenteuerlichen Plan, sich selbst zum Papst wählen zu lassen und dadurch eine Reihe von Schwierigkeiten zu beseitigen. Es ist keine Frage, daß er es damit ganz ernst meinte. Der Papst war seit dem August 1511 lebensgefährlich krank, der Kaiser war Wittwer und durch Bestechungen gedachte er die Majorität der Kardinäle für sich zu gewinnen. Schon unterzeichnete er sich (19. September) in einem Briefe an seine Tochter Margarethe als „zukünftiger Papst“ — aber sein treuer Paul von Sickingen vermochte das zu den Bestechungen nöthige Geld — 300,000 Goldgulden — nicht anzubringen, und Papst Julius genas.

Aus dieser Epoche der italienischen Kämpfe stammt noch ein zweiter wichtiger und nicht so abenteuerlicher Plan des Kaisers. Im Jahr 1510 erbat er sich von einem angesehnen Straßburger Theologen, Jakob Wimpfeling, ein Gutachten darüber, wie es zu machen wäre, daß die deutsche Kirche, in ähnlicher Weise wie die französische, eine vom römischen Stuhl unabhängigere Stellung gewänne. Der Theologe rieth zur Vorsicht; Maximilian ließ den Plan fallen, dessen Ausführung von unberechenbaren Folgen hätte sein können.

Das Pisaner Konzil nahm ein klägliches Ende, die Ligisten warben für den Papst

16,000 Schwärmer an und suchten Maximilian zu sich herüberzuziehen und ihn mit Venedig 1512 auszuwählen. Im Frühling des Jahres 1512 (11. April) kämpfte der Kaiser zwar noch bei Ravenna an der Seite der Franzosen, dann aber näherte er sich den Ligisten und schloß mit Venedig einen zehnmonatlichen Waffenstillstand: aber einen Ausgleich der gegenseitigen Ansprüche hatte man sich aber noch nicht einig sein können. Die eigentlichen Herren der Situation aber waren die Sforzesen, welche auch die Mailänder Angelegenheit in einer dem Kaiser ungünstigen Weise entschieden. Maximilian und Ferdinand hätten gern einem ihrer Enkel dies Herzogthum ausgeben, wemal weder der Papst noch die Spanier zustimmen war: im Verein mit den Sforzesen legten sie durch, daß Maximilian Sforza zu Ende Dezember des Jahres 1512 in Mailand einziehen durfte.

Schon vorher aber hatten sich der Papst und Venedig vereinigt; Julius II. und Maximilian verbündeten sich (30. November 1512), gegen die Signoria, welche sich namentlich Frankreich näherte und mit Ludwig XII. am 23. März zu Blois eine Allianz schloß. Papst Julius II. starb zwar am 20. October, ohne seine Hoffnungen verwirklicht zu sehen, aber sein Nachfolger, der verhältnismäßig junge, von den nationalliebenden Cardinälen gewählte Leo X. hielt vorläufig an der Politik seines Vorgängers fest. Die Franzosen wurden, als sie dem jungen Sforza sein Herzogthum noch einmal streitig machen wollten (am 6. Juni 1513), bei Ravenna vollständig geschlagen und mußten Italien für den Augenblick räumen. Inzwischen hatte sich Maximilian mit Heinrich VIII. verbündet (5. April); der König ließ durch seine Vorgesetzten Tereouenne belagern, während er selbst in Calais weilte. Am 4. August bezog er ein Lager, wo Maximilian mit 4000 Pferden zu ihm hieß. Als englischer „Freiwilliger“ er 1.5. 1513



Maximilians Zusammenkunft mit Heinrich VIII. von England.

Marmorelief am Maximiliansdenkmal zu Innsbruck.

aben mit dem Wohl und Wehe der deutschen Nation wenig zu thun: höchstens daß Maximilian durch jene Dinge an einer konsequenten und erfolgreichen Thätigkeit für Deutschland gehindert wurde.

Die Verhältnisse Italiens sind insofern verwickelt, als sich damals drei auswärtige Mächte: Spanien, Frankreich und das deutsche Reich um den dominirenden Einfluß dort stritten, während zwei Herrschergewalten, die Signoria von Venedig und Papst Julius II., gleichfalls um die Führerschaft ringen. Eine Reihe von Stellungen und Gegenstellungen geht daraus hervor, daß die auswärtigen Mächte darauf angewiesen sind, sich mit Venedig oder dem Papst zu verbinden, welche letztere gleichfalls der Bundesgenossen nicht entbehren können. An und für sich würde Julius II., ein durch und durch national gesinnter Fürst, es am liebsten gesehen haben, daß alle Fremde aus Italien verdrängt würden; er haßte die Franzosen insbesondere und ist mit einem Fluche gegen sie gestorben: aber die Entfernung der Fremdlinge hätte er nur im Verein mit Venedig durchsetzen können, dessen Nebenbuhlerschaft er bekämpfte. Dadurch, daß auch kleinere Fürsten, wie Herzog Alfonso von Ferrara, in diesem Drama eine nicht unbedeutende Rolle spielen, im letzten Akt auch die Schweizer als Kämpfer für die Rechte des jungen Maximilian Sforza in den Vordergrund treten, wird der Schauplatz höchst belebt und die Uebersicht außerordentlich erschwert.

Zuerst fielen Papst und Kaiser, sowie die Könige von Spanien und Frankreich, welche alle Maximilians staatskluge Tochter Margarethe durch die Liga von Cambrai (1509) einte, über Venedig her, dessen ganzen Landbesitz man auftheilen wollte. Nachdem Venedigs Festherrs, der Jauderer Vitigiano und der Heißsporn Alviano bei Agnadello oder Ghiradabba am 14. Mai 1509 geschlagen waren, begannen für Venedig schlimme Tage, und die Republik war einen Augenblick geneigt, durch große Abtretungen einen Sonderfrieden mit Maximilian zu erkaufen. Dieser wies die Vorschläge zurück, war aber nicht im Stande die Eroberungen des Sommers zu behaupten. Da Papst Julius schon im Februar 1510 sich mit Venedig verständigte, auch Ferdinand von Aragonien nicht länger den Franzosen in die Hände arbeiten wollte, blieben als einzige Mitglieder der Liga von Cambrai nur noch Ludwig XII. und Maximilian übrig. Diese schlossen sich nun eng aneinander (Vertrag von Blois 17. November 1510) und Maximilian begünstigte Ludwigs Absicht, ein Konzil zu berufen und den Papst abzusetzen. Dieser aber nebst Venedig und König Ferdinand schloß gegen die ehemaligen Bundesgenossen eine zweite „heilige“ Liga. Das Konzil kam in Pisa wirklich zusammen: ehe es aber daran ging, Julius II. abzusetzen, faßte Maximilian den für ihn charakteristischen, aber immerhin höchst abenteuerlichen Plan, sich selbst zum Papst wählen zu lassen und dadurch eine Reihe von Schwierigkeiten zu beseitigen. Es ist keine Frage, daß er es damit ganz ernst meinte. Der Papst war seit dem August 1511 lebensgefährlich krank, der Kaiser war Wittwer und durch Bestechungen gedachte er die Majorität der Kardinäle für sich zu gewinnen. Schon unterzeichnete er sich (19. September) in einem Briefe an seine Tochter Margarethe als „zukünftiger Papst“ — aber sein treuer Paul von Dichtenstein vermochte das zu den Bestechungen nöthige Geld — 300,000 Goldgulden — nicht aufzubringen, und Papst Julius genas.

Aus dieser Epoche der italienischen Kämpfe stammt noch ein zweiter wichtiger und nicht so abenteuerlicher Plan des Kaisers. Im Jahr 1510 erbat er sich von einem aufgestellten Straßburger Theologen, Jakob Wimpfeling, ein Gutachten darüber, wie es zu machen wäre, daß die deutsche Kirche, in ähnlicher Weise wie die französische, eine vom römischen Stuhl unabhängige Stellung gewänne. Der Theologe riet zur Vorsicht; Maximilian ließ den Plan fallen, dessen Ausführung von unberechenbaren Folgen hätte sein können.

Das Bisener Konzil nahm ein mögliches Ende, die Ligisten warben für den Papst

1513

und Venedig als Mitsitz bekennt. Einen Abschluß erreichten die italienischen Kriege im Jahr 1513 noch nicht: den Ausgang dieser Bestrebungen und Gegenbestrebungen werden wir weiter unten zu beschreiben haben.

Während der italienischen Heerzüge hatte Maximilian, wie erwähnt,



nur selten und nur wenige Kriegshilfen von den deutschen Ständen erlangt: für den arg geschnalerten „gemeinen Pfennig“, den man im Jahr 1512 bewilligte, wurden aber auch von Seiten des Reiches Rekruten gefordert, dann die Handhabung des Landfriedens, die Vollziehung der Urtheile des Kammergerichtes ließen noch viel zu wünschen übrig. Als eine Vollziehungsmaßnahme zu schaffen, nahm man Albrechts II. Plan, das Reich in sechs Kreise zu theilen, wieder auf, fügte aber zu den früher bestimmten Kreisen noch vier hinzu, den nieder-rheinischen, den ober-rheinischen, den böhmischen und den burgundischen.

Die ersten sechs waren der schwäbische, der rheinische, fränkische, ober-sächsisch, nieder-sächsisch und westfälische.

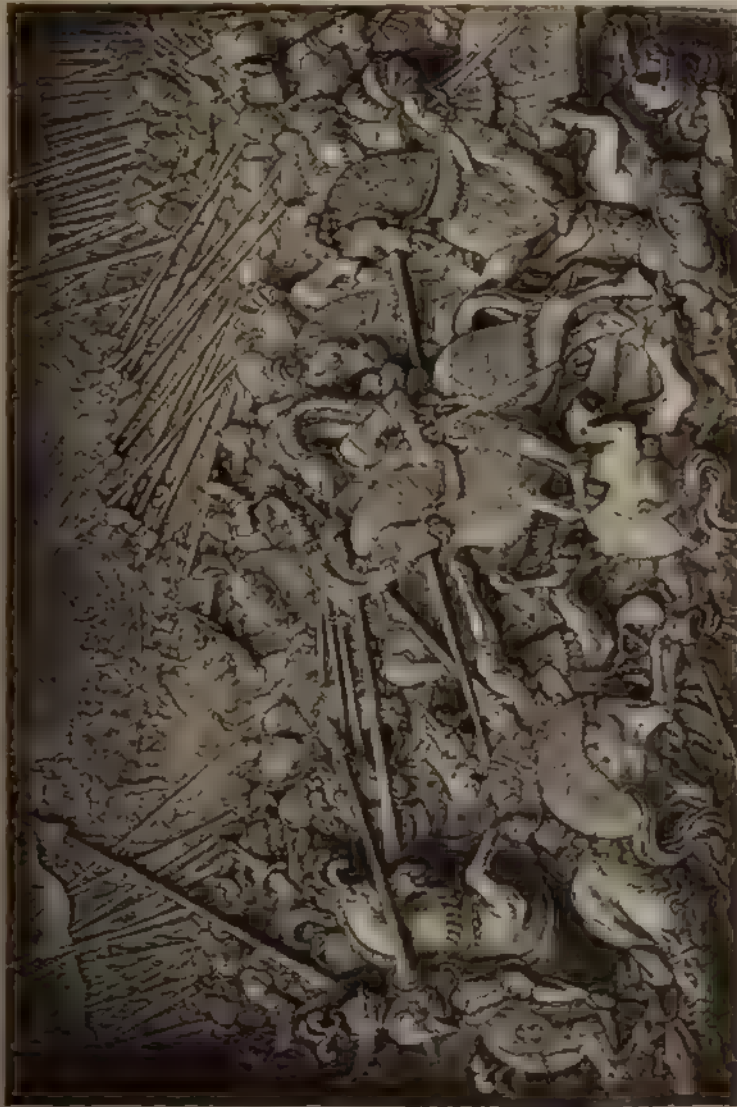
In jedem Kreise sollte ein Hauptmann dergleichen Frieden handhaben, über die Art ihrer Ernennung streit man lange, der Kaiser wollte sie ernennen.

„Von dem Reichs-Meistern Albrecht von Österreich zu Wien, dem Kaiserlichen Rathe.“

„Und er verordnet, daß ein jeder Kreis einen Hauptmann ernennen soll.“



eine solche Löhnung von 100 Kronen zahlte, — erzwang er am 16. August bei Guinegate einen abweisenden Sieg. An derselben Stelle, wo er vor vierunddreißig Jahren seinen Weidenmisch bewies, jagte er die Feinde in die Flucht: „die Sporenschlacht“ nannte man sie, weil



Maximilians und Heinrichs VIII. von England Sieg über die Franzosen bei Guinegate  
Gedächtnisbild am Zentralturm Maximilians in der Hofkirche zu Innsbruck

die Franzosen da selbst mehr von ihren Sporen, als ihren Schwertern Gebrauch machten. Da nach Frankreichs Verbündete, die Venetianer, am 17. Oktober bei Vicenza unterlagen, mußte Ludwig XII. es noch als eine Gunst ansehen, daß (am 1. Dezember) eine Verlobung zwischen dem kaiserlichen Maximilian und seiner eigenen Tochter Renée geschlossen wurde, welche Mailand

und Vienna als Witze bekommen sollte. Einen Abbruch erreichten die italienischen Truppen im Jahr 1513 nach mehr. den Ausgang dieser Bestrebungen und Gegenbestrebungen werden wir weiterhin zu beschreiben haben.

Während der italienischen Kriege hatte Maximilian, wie erwähnt,



um selten und nur einige Kriegshülfe von den deutschen Ständen zu erlangen; für den eigentlichen „einen Pfennig“, den man im Jahr 1512 beizubringen wurden aber auch von Seiten des Reiches keinen gefordert, denn die Handhabung des Landfriedens, die Vollziehung der Urtheile des Kammergerichtes ließen noch viel zu wünschen übrig. Eine Vollziehung zu ihm zu schaffen, nahm er den Abreichte II. Plan, die Reich in sechs Kreise zu theilen, wieder auf, wie aber zu den sechs bestimmten Kreisen noch vier hinzu, den nieder rheinischen, den holländischen, den burgundischen und den

Die ersten sechs waren der schwäbische, bairische, fränkische, oberländische, niederländische und westfälische.

In jedem Reich sollte ein Hauptmann oder Landfriede handhaben, der die Art ihrer Ernennung hielt man lange der Reich wollte sie einrichten

Maximilian I. von Österreich, Kaiser des Heiligen Römischen Reichs.

1513.

Die ersten sechs waren der schwäbische, bairische, fränkische, oberländische, niederländische und westfälische.

der mindestens beistehen, auch einen Oberhauptmann nebst acht Räten ansetzen, der seinen Sitz am Hofe haben sollte. Die Räte ließ man sich endlich gefallen, den obersten Hauptmann aber nicht. Die Ernennung der Hauptleute mußte Maximilian den Kreisständen überlassen. Zufrieden war mit den Reichslüssen niemand, sie wurden auch erst auf dem Wormser Reichstage vom Jahr 1521 ratifiziert und dann zur Ausführung gebracht.

Auf dem Rätler Reichstag sprach Maximilian auch über den berühmten Wog von Verlichingen des Reiches nicht aus. Für die Kenntniß von der allgemeinen Un-  
 zucht, die trotz aller Landfriedensgesetze den Verkehr hemmte und schädigte, sind die  
 Denkwürdigkeiten, welche jener Ritter geb. zu Rastbachen 1451, gest. 1502 zu Pö-  
 rten im höheren Alter niederschrieb, von unschätzbarem Werth. Das Nonritterthum  
 erachtet hier in ganz eigener Beleuchtung. Wog hält es für sein angestammtes Recht,  
 Waarenzüge anzuplundern, reiche Geldstücken abzufangen, zahlungsfähige Personen in



Wegzettelung und Wegplünderung von Reisenden durch Stegreifritter. Die Wegzettel, deren  
 Namen und Abzeichen verzeichnete Einfahrer im Walde sichtbar sind, haben ein Kluckhörn angehalten und plündern es.  
 Die Wegzettel, die sich an Reisenden zwischen zwei Ritten weggibt. Im W. steigt eine Wagen angehalten  
 von dem „Wegzettel“, einer Unterzettel von Petrarca „de remedio utriusque fortunae“ mit Holzschnittausstra-  
 chen aus 1490. Die e. um 1520 gerichtet, sind die reichhaltigste Quelle für Erkennung des Lebens  
 dieser Zeit in den verschiedenen Tonen



seine Gewalt zu bringen. Es gilt ihm gleich, ob er Nürnberger „Ballenbinde“ ausraubt oder dem Bischof von Mainz seine Palliengelber abnimmt: einen Grafen von Waldeck fängt er ein, schleppt den alten Herrn von einem Raubnest zum andern, kümmert sich gar wenig um die Fürbitten seiner Standesgenossen, die ihm vorstellen, daß der Gefangene ein rechter „Neutervater“ sei, und läßt ihn erst gegen ein unmäßiges Lösegeld frei, von dem er nicht den kleinsten Theil stunden will. Als er sich in einer andern Fehde durch den Kaiser zu Zugeständnissen bewegen läßt, beschwert er sich über den Schaden, den ihm Kais. Majestät zugefügt: 200,000 Gulden habe er auf diese Weise eingebüßt. Noch im hohen Alter beklagte er sich bitter darüber, wie viel gewinnersprechende Anschläge ihm durch „Niederliche, heillose Leute verwahrt“ seien.“ So wenig sah er die Unrechtmäßigkeit seiner früheren Siegreisritte ein, die er mit größtem Behagen und nicht ohne Humor erzählt. Verhilft er gelegentlich einem Bedrückten, wie dem Stuttgarter Schneider Hans Sindelfinger, zu seinem Recht, da ihm die Adlner den versprochenen Schützenpreis nicht zahlen wollen, so leitet ihn dabei in erster Linie sein Haß gegen die Städte, in zweiter sein Wunsch, bei solchem Anlaß auch für sich ein Stümmchen herauszuschlagen. Von der eigenthümlichen Rolle, die ihm im Bauernkriege (1525) aufgebracht wurde, wird später die Rede sein.

Wie bei seinem Vater, sind auch bei Maximilian hervorragende Erfolge weniger in der Verwaltung des Reiches zu verzeichnen, als in den Unternehmungen, welche die Erweiterung der habsburgischen Macht bezweckten. Der von Friedrich III. entworfene und seitdem nie wieder aufgegebene Plan, auch das ungarische Königreich sich durch Heiratsbündnisse für die Zukunft zu sichern, 1515 verwirklichte sich im Jahr 1515. Dem Projekt einer Wechselheirath zwischen Maximilians Enkelkindern und den Kindern des Königs Vladislaus war namentlich der Bruder des letzteren, König Sigmund von Polen, abhold; aber Maximilian wußte ihn gefügig zu machen. Mit dem Zaren Basilius Iwanowic, dem Nachfolger des Begründers der russischen Herrschaft 1514 (Iwan I., † 1505), schloß er am 9. August 1514 zu Gmunden ein Trutz- und Schutzbündniß, dessen Spitze natürlich gegen Polen gerichtet war; auch den Deutschen Orden begünstigte Maximilian. Da gab Sigmund seinen Widerstand 1515 auf, im Mai 1515 wurden zu Preßburg die Ehepacten festgestellt, dann begaben sich die beiden Jagellonen zum Kaiser nach Wien, wo unter Festen und bei allerlei Frohsinn die Verträge vollzogen und am 28. Juli öffentlich verkündigt wurden. Der ungarische Thronfolger Ludwig wurde mit Maximilians Enkelin Maria — formell — vermählt; der Erzherzog Ferdinand oder Karl sollte als Gemahl der Prinzessin Anna von Ungarn gelten, vorausgesetzt, daß die Verlobung mit Renee von Frankreich gelöst werde: geschähe das nicht, so sollte der nicht mehr ganz jugendliche Kaiser das dreizehnjährige Kind heirathen. Im Juli des nächsten Jahres konnte Maximilian auf Annas Hand zu Gunsten seines Enkels Ferdinand endgiltig verzichten. — Selbstverständlich war mit jenen Heirathen ein gegenseitiger Erbfolgevertrag verbunden.

Bog schon die ungarische Erbfolgefrage den Kaiser von Italien ab, so trat für ihn der Kampf gegen Venedig und die Franzosen vollends in die zweite Linie zurück, nachdem 1516 am 24. Januar 1516 König Ferdinand von Aragonien gestorben und der habsburgische Karl ihm gefolgt war. Jetzt galten alle Bestrebungen, alle Gedanken Maximilians der

der mindestens bestätigen, auch einen Oberhauptmann nebst acht Räten einsetzen, der keinen Sitz am Hofe haben sollte. Die Räte ließ man sich endlich gefallen, den obersten Hauptmann aber nicht: die Ernennung der Hauptleute mußte Maximilian den Kreisständen überlassen. Zufrieden war mit den Beschlüssen niemand, sie wurden auch erst auf dem Wormser Reichstage vom Jahr 1521 erneuert und dann zur Ausführung gebracht.

Auf dem Kölner Reichstag sprach Maximilian auch über den berühmten Wöy von Verlichingen des Reiches Acht aus. Für die Kenntnis von der allgemeinen Unsicherheit, die trotz aller Landfriedensgesetze den Verkehr hemmte und schädigte, sind die Zeugnisurkunden, welche jener Ritter geb. zu Jagsthausen 1451, gest. 1562 zu Hornberg im höheren Alter niederschrieb, von unschätzbarem Werth. Das Raubritterthum erkennt hier in ganz eigener Beleuchtung. Wöy hält es für sein angestammtes Recht, Wärenden zu entzupflandern, reiche Geldstücken abzufangen, zahlungsfähige Personen in



Plünderung und Wegführung von Reisenden durch Streifritter. (Die Beutegeräthe, deren wir uns, mit den Händen bewehrte Räuber im Walde sichtbar sind, haben ein Finkstichl angehalten und plündern es. Im Hintergrunde wird ein Reisender zwischen zwei Ditteln weggeführt. Im Mittelgrunde wird ein Hagen angehalten, als den „Finkstichl“, einer Uebersetzung von Petrarca „de rebus in uiribus fortissimis“ in 1. 2. Schmidt'sche Ausgabe von Hans Schaeffer. Die, um 1520 geschriebene, und die reichhaltigste Quelle für Aufklärung des Lebens dieser Zeit in den verführtesten Tagen.



Belagerung einer Stadt unter Maximilian.

Aus dem Triumphbogen Maximilians, großes Holz. Schnittwerk T. 1. 1. 1.

seiten der Städte. Rath zu schaffen wußte niemand, aber an den Kaiser wendeten sich die Stände und beschworen ihn, um Gottes und der Gerechtigkeit willen, zum Nutzen des Reiches und der Christenheit auf Abhilfe zu denken.

Aber ganz andere Dinge lagen dem Kaiser am Herzen: trotz seiner schlimmen Erfahrungen in Italien verzichtete er auch im höheren Alter nicht auf großartige Unternehmungen. Von Jugend auf war sein Lieblingsgedanke, nach Verwin-

seiner anderen Feinde die osmanische Macht zu brechen. Während in den letzten Jahren nur das zunächst interessirte Ungarn ein allgemeineres Unternehmen gegen die Türken verlangt hatte, schien es jetzt durch das Zusammenwirken mehrerer Fürsten ausgeführt werden zu sollen. Auch Franz I. war für den Plan begeistert: der Papst, welcher von dem nahenden Sturm auf kirchlichem Gebiete eine Vorahnung hatte, wünschte die Erregung der Geister nach außen abzulenken. Auf einem Kongress zu Cambrai im Anfang des Jahres 1517 tauschten Franz I. <sup>1517</sup> und Maximilian ihre Entwürfe aus. Der Kaiser plante einen dreijährigen Feldzug unter seiner Leitung: in Afrika sollte der Anfang gemacht werden, die Einnahme Konstantinopels das glorreiche Ende des Unternehmens bilden. Der Papst ließ, um das Feuer der Begeisterung noch mehr anzufachen, einen allgemeinen Türkenzug durch ein Laterankonzil (6. März 1517) beschließen, einen Kriegsplan entwerfen und die voraussichtlichen Kosten berechnen, welche er durch allgemeine Besteuerung der Stände aufgebracht wissen wollte. In diesem römischen Entwurf war aber dem französischen Könige eine Rolle zugebacht, auf die Maximilian nicht ohne Eifersucht blickte.

Für Deutschland war die Zeit der Kreuzzüge vorbei, obgleich es gerade eine heftige Frage war, welche die Gemüther Augenblicklich aufs lebhafteste beschäftigte. Am 31. Oktober 1517 hatte Luther gegen den Mißbrauch des Ablasses einen öffentlichen Angriff gemacht; gegen Rom selbst, nicht gegen die Ungläubigen wälzte sich die breite erregte Strömung.

Allerdings stand Maximilian mit seinem Kreuzzugsplan nicht ganz vereinsamt im Reiche da. Der bessere Theil der Reichsritterschaft, die sich nach Thaten sehnte und nur aus Mangel an edlerer oder nutzbringenden Aufgaben jenen kleinsten, unheilvollen Fehden oblag, ergreift den kaiserlichen Gedanken mit Begeisterung. Ulrich von Hutten, den freilich seine humanistische Bildung von der Mehrzahl seiner Standesgenossen erheblich schied, erließ im Frühling des Jahres 1518 im Sinne des Türkenzuges ein begeistertes Rundschreiben an die deutschen Fürsten. Dem Kaiser, der seit dreißig Jahren rastlos für das Wohl des Reiches forgte und von dem Ertrage seiner Erbländer die Kosten seiner aufopferungsvollen Thätigkeit bestreite, hielt er eine schwungvolle Lobrede: die deutsche Verfahrtheit, die Unbotmäßigkeit der Fürsten geißelte er aufs schärfste. „Freiheit nennen wir“, rief er, „um das Reich sich nicht kümmern, dem Kaiser nicht gehorchen und sich ungestraft alles erlauben.“ Indes hatte Hutten doch mehr die Einigung und Befriedung seiner Nation, — bei einem großartigen Unternehmen, — als den Türkenkrieg selbst im Auge. Auch richtete sich der Schluß seiner Mahnung, wahrlich bezeichnend genug, gegen Rom, von dem nicht geringere Gefahr drohe, als von Aien her; und dabei hatte Hutten dazumal das Auftreten Luthers in seiner vollen Bedeutung noch gar nicht erkannt.



1518

Ulrich von Hutten. Holzzeichnung im kgl. Kupferstichkabinett zu Berlin, angeblich von Albrecht Dürer.

In letzterer Hinsicht erging es dem Kaiser ebenso; der Gedanke einer Opposition gegen den Papst war ihm nicht fremd, und er soll dem Kurfürsten von Sachsen gesagt haben, er möge den kühnen Mönch wohl bewahren, vielleicht könne man ihn dereinst gegen Rom brauchen. Daß aber dies Auftreten jenes Mönches von augenblicklicher, durchschlagender Wirkung sein werde, ahnte Maximilian nicht. Vor allem lag ihm auch jetzt sehr viel an der Einigkeit mit dem Papste: nicht nur das Gelingen des Kreuzzuges, für den sich der Kaiser allerdings mit jugendlicher Glut erwärmte, hing von diesem guten Einvernehmen ab: Maximilian knüpfte daran auch noch andere Hoffnungen, besonders hinsichtlich der Erbfolge seines Enkels Karl. Wenn es gelang, auf dem Reichstage, den er für das Jahr 1518 nach Augsburg berief, im Orango der allgemeinen Begeisterung den Enkel zum Römischen König krönen zu lassen, dann war der Kreuzzugsplan ein wahrhaft segensreicher Gedanke!

1518 Nachdem der Papst am 13. März 1518 den Kreuzzug und einen fünfjährigen Gottesfrieden verkündigt hatte, erschien der Kaiser zu Ende Juni in Augsburg, später sammelten sich die Fürsten, auch ein päpstlicher Legat traf ein. Es war Thomas de Vio, Cardinal von Gaëta (Cajetanus), der auch den vormüßigen Wittenberger Mönch verhöören sollte. Dem Kaiser überbrachte er einen vom Papst geweihten Hut und Degen. Aber auf den Antrag einer allgemeinen Türkensteuer antworteten die Stände mit den „alten Beschwerden der deutschen Nation.“ Offen griff man das habgüchtige römische Wesen an, ein allgemeiner Sturm gegen die Kurie brach los; die kaiserliche Vorlage ward am 27. August abgelehnt.

Dagegen gelang es dem Kaiser fast, die Nachfolge Karls zu sichern. Theils aus eigennützigen Motiven, theils aus sachlichen Gründen war ein Theil der Kurfürsten bisher gegen den Plan gewesen. Friedrich der Weise von Sachsen war verstimmt, weil der Kaiser das erledigte Herzogthum Jülich-Berg dem Herzog von Cleve gegeben, außerdem aber hielt er es für wenig heilbringend, wenn der König von Spanien in Deutschland herrschen sollte. Andere Kurfürsten waren stark von Frankreich beeinflusst, welches seit zwei Jahren unermüßlich daran gearbeitet hatte, die spanische Erbfolge zu verhindern. Jetzt aber blieb nur Friedrich im Widerstande fest; fünf Kurfürsten wurden durch Verheißungen bewogen, das Wahlversprechen zu unterzeichnen (27. August). Dagegen ließ der Papst, vielleicht enttäuscht über den Mißerfolg der Kreuzzugs-idee, trotz früherer Versprechungen den Kaiser in diesem Punkte völlig im Stich. Maximilian klagte: „Nun ist der Papst auch noch zu einem Bösewicht an mir geworden und ich kann sagen, daß mir kein Papst, so lange ich gelebt, je Treue gehalten hat. Ich hoffe, so Gott will, dieser soll der letzte sein.“

Enttäuscht, krank und lebensmüde verließ Maximilian am 28. September Augsburg. Ahnungsvoll rief er unterwegs der geliebten Stadt den Abschiedsgruß zu: „Segne dich Gott, du liebes Augsburg, und alle frommen Bürger darin! Wohl haben wir manchmal guten Muth in dir gehabt, nun werden wir dich niemals wiedersehen.“

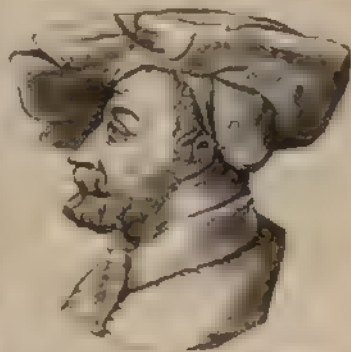
Wenige Tage nach seiner Abreise traf Luther in Augsburg ein. Maximilian hatte



seiner anderen Feinde die osmanische Macht zu brechen. Während in den letzten Jahren nur das zunächst interessirte Ungarn ein allgemeineres Unternehmen gegen die Türken verlangt hatte, schien es jetzt durch das Zusammenwirken mehrerer Fürsten ausgeführt werden zu sollen. Auch Franz I. war für den Plan bereit, der Papst, welcher von dem nahenden Sturm auf kirchlichem Gebiete eine Vorahnung hatte, wünschte die Erregung der Geister nach außen abzulenken. Auf einem Kongreß zu Cambrai im Anfang des Jahres 1517 tauschten Franz I. und Maximilian ihre Entwürfe aus. Der Kaiser plante einen dreijährigen Feldzug unter seiner Leitung, in Afrika sollte der Anfang gemacht werden, die Einnahme Konstantinopels das glorreiche Ende des Unternehmens bilden. Der Papst suchte, um das Feuer der Begeisterung noch mehr anzufachen, einen allgemeinen Türkenzug durch ein Lateranensil (6. März 1517) beschließen, einen Kriegsplan entwerfen und die voranschreitenden Kosten berechnen, welche er durch allgemeine Vesteuerung der Stände aufgebracht wissen wollte. In diesem römischen Entwurf war aber dem französischen Könige eine Rolle zugedacht, auf die Maximilian nicht ohne Eifersucht blickte.

Nur Deutschland war die Zeit der Kreuzzüge vorbei, obgleich es gerade eine heftige Frage war, welche die Gemüther augenblicklich aufs lebhafteste beschäftigte. Am 31. Oktober 1517 hatte Luther gegen den Mißbrauch des Ablasses einen öffentlichen Angriff gemacht: gegen Rom selbst, nicht gegen die Ungläubigen und nicht die breite erregte Strömung.

Allerdings stand Maximilian mit seinem Kreuzzugsplan nicht ganz vereinsamt da. Der größere Theil der Reichsritterschaft, die sich nach Thaten sehnte und nur das Kreuz an edleren oder nützlichenden Aufgaben neuen heiligen, unheilvollen Feldern oblag, erregte den laienhaften Gedanken mit Begeisterung. Ulrich von Hutten, den freilich seine humanistische Bildung von der Mehrzahl seiner Standesgenossen erheblich schied, erließ im Frühling des Jahres 1518 im Sinne des Türkenzuges ein begeistertes Handschreiben an die deutschen Fürsten. Dem Kaiser, der seit dreißig Jahren rastlos für das Wohl des Reiches sorgte und von dem Ertrage seiner Erbländer die Kosten seiner aufopferungsvollen Thätigkeit bestrahlte, hielt er eine schmerzvolle Vorrede: die deutsche Verfahrtheit, die Unbotmäßigkeit der Fürsten gestalte er auf's schärfste. „Freiheit nennen wir“, rief er, „um das Reich sich nicht kümmern, dem Kaiser nicht gehorchen und sich ungestraft alles erlauben.“ Indes sollte Hutten doch mehr die Einigung und Befriedigung seiner Nation, bei einem großartigen Unternehmen, als den Türkenkrieg selbst im Auge fassen. Nach rathete sich der Schluß seiner Mahnung, wahrlich bezeichnend genug, gegen Rom, von dem nicht geringere Gefahr drohe, als von Wien her; und daher sollte Hutten damals das Auftreten Luthers in seiner vollen Bedeutung noch gar nicht erkannt.



1518

Ulrich von Hutten. Nachzeichnung im  
Museum des Reichstags in Berlin, nach  
Ulrich von Hutten.

In letzterer Hinsicht erging es dem Kaiser ebenso: der Gedanke einer Opposition gegen den Papst war ihm nicht fremd, und er soll dem Kurfürsten von Sachsen gesagt haben, er möge den kühnen Mönch wohl bewahren, vielleicht könne man ihn dereinst gegen Rom brauchen. Daß aber dies Auftreten jenes Mönches von augenblicklicher, durchschlagender Wirkung sein werde, ahnte Maximilian nicht. Vor allem lag ihm auch jetzt sehr viel an der Einigkeit mit dem Papste: nicht nur das Gelingen des Kreuzzuges, für den sich der Kaiser allerdings mit jugendlicher Glut erwärmte, hing von diesem guten Einvernehmen ab: Maximilian knüpfte daran auch noch andere Hoffnungen, besonders hinsichtlich der Erbfolge seines Enkels Karl. Wenn es gelang, auf dem Reichstage, den er für das Jahr 1518 nach Augsburg berief, im Trange der allgemeinen Begeisterung den Enkel zum Römischen König krönen zu lassen, dann war der Kreuzzugsplan ein wahrhaft jegensreicher Gedanke!

■ ■ ■ Nachdem der Papst am 13. März 1515 den Kreuzzug und einen fünfjährigen Gottesfrieden verkündigt hatte, erschien der Kaiser zu Ende Juni in Augsburg, später sammelten sich die Fürsten, auch ein päpstlicher Legat traf ein. Es war Thomas de Vio, Kardinal von Gaëta (Cajetanus), der auch den vorwiegigen Wittenberger Mönch verhören sollte. Dem Kaiser überbrachte er einen vom Papst geweihten Hut und Regen. Aber auf den Antrag einer allgemeinen Türkensteuer antworteten die Stände mit den „alten Beschwerden der deutschen Nation.“ Offen griff man das habgüchtige römische Wesen an, ein allgemeiner Sturm gegen die Kurie brach los; die kaiserliche Vorlage ward am 27. August abgelehnt.

Dagegen gelang es dem Kaiser fast, die Nachfolge Karls zu sichern. Theils aus eigennützigen Motiven, theils aus sachlichen Gründen war ein Theil der Kurfürsten bisher gegen den Plan gewesen. Friedrich der Weise von Sachsen war verstimmt, weil der Kaiser das erledigte Herzogthum Jülich-Berg dem Herzog von Cleve gegeben, außerdem aber hielt er es für wenig heil bringend, wenn der König von Spanien in Deutschland herrschen sollte. Andere Kurfürsten waren stark von Frankreich beeinflusst, welches seit zwei Jahren unermüdlich daran gearbeitet hatte, die spanische Erbfolge zu verhindern. Jetzt aber blieb nur Friedrich im Widerstande fest: fünf Kurfürsten wurden durch Verheißungen bewogen, das Wahlversprechen zu unterzeichnen (27. August). Dagegen ließ der Papst, vielleicht enttäuscht über den Mißerfolg der Kreuzzugs-idee, trotz früherer Versprechungen den Kaiser in diesem Punkte völlig im Stich. Maximilian klagte: „Nun ist der Papst auch noch zu einem Bösewicht an mir geworden und ich kann sagen, daß mir kein Papst, so lange ich lebe, je Treue gehalten hat. Ich hoffe, so Gott will, dieser soll der letzte sein.“

Enttäuscht, krank und lebensmüde verließ Maximilian am 28. September Augsburg. Ahnungsvoll rief er unterwegs der geliebten Stadt den Abschiedsgruß zu: „Segne dich Gott, du liebes Augsburg, und alle frommen Bürger darin! Wohl haben wir manchmal guten Rath in dir gehabt, nun werden wir dich niemals wiedersehen.“

Wenige Tage nach seiner Abreise traf Luther in Augsburg ein. Maximilian hatte

obag, auf welchem Maximilian, im Kaiserornat, betend, von den vier Kardinaltugenden umgeben, dargestellt ist. Auf den Seitenflächen des Sarkophags sieht man vierundzwanzig Tafeln aus carvarischem Marmor, auf welchen in feinsten Arbeit die Thaten des Kaisers abgebildet sind. Rings herum stehen achtundzwanzig kolossale Statuen aus Erz, Bildnisse kaiserlicher Vorfahren und Verwandter des Hauses Habsburg. Den bedeutendsten Kunstwerth haben die Statuen des Königs Arthur von England und des Bischofskönigs Theodorich, beide hervorgegangen aus der Werkstätte des genialen Erzgießers Peter Vischer in Nürnberg. Der Plan zu diesem Grabdenkmal war vom Kaiser im Verein mit seinem gelehrten Freunde Peutinger entworfen und die Ausführung im Jahr 1508 begonnen worden, aber erst im Jahr 1566 gelangte das Werk zur Vollendung.

Es ist im Eingange der Lebensbeschreibung Maximilians erwähnt worden, daß dieser nicht höheren, edlen Eindrücken in besonderer Weise zugänglich war: er empfand das Bedürfnis mit den Männern der Wissenschaften und Künste in regem Verkehr zu stehen; er zog sie an seinen Hof, er suchte sie selber auf, er ermunterte sie zu den Schöpfungen, die an ihm ihren eifrigsten Bewunderer fanden. Wenn die Bezeichnung Maximilians als des „letzten Ritters“ schon aus vielen andern Gründen nicht zutreffend ist, so ist sie ganz besonders von diesem Standpunkte aus zu verwerfen. Das ersterbende Ritterthum des XV. Jahrhunderts hatte mit der Pflege geistiger Güter wenig zu thun, und selbst in der Blüthezeit des Humanismus unter den Hohenstaufen hat es derartige Verdienste höchstens auf dem Gebiete der Dichtkunst aufzuweisen. Als Beförderer der Künste und Wissenschaften erscheint Maximilian zuvörderst als das Kind der neueren regieren Zeit, die ihre Impulse von anderer Seite bekam als vorher. Namentlich die Wissenschaft erhob selbständiger und selbstbewußter ihr Haupt, sowohl von dem warmen Hauch, welcher dem klassischen Boden Italiens entströmte. Die berühmtesten unter Maximilians gelehrten Freunden und Rathgebern sind der Nürnberger Mathematiker Wilhelm Pirckheimer und der Augsburger Konrad Peutinger. Ersterer, der Sohn eines wohlhabenden Patriziers, hatte nicht weniger als sieben Jahre lang in Italien gelebt und sogar die damals noch ziemlich seltene Kenntniß der griechischen Sprache erworben. Die nähere Bekanntschaft des gelehrten Mannes hatte Maximilian bei Gelegenheit des Schweizerkriegs gemacht, wo jener das Nürnberger Kontingent führte. Der Kaiser ernannte ihn zu seinem Rath, übergab ihm mehrfach wichtige Aufträge und stand mit ihm in brieflichem Verkehr; Pirckheimer widmete ihm mehrere seiner Schriften. Peutinger war ein Alterthumsforscher und im Besitze großer literarischer Sammlungen, in denen sich auch die „Peutingerische Tafel“ (tabula Peutingeriana), die älteste erhaltene Karte des astronomischen Reiches befand. Nach er wurde mit diplomatischen Aufträgen betraut, da er den Dienst der Stadt Augsburg mit dem Maximilians vertauschte. Er war namentlich des Kaisers Vermittler für künstlerische und gewerbliche Liebhabereien und hatte mit den Waffenschmieden, Goldarbeitern, Holzschnitzern und Tüchern Augsburgs zu verhandeln. Andere Gelehrte, wie Ladislaus Sontheym von Ravensburg und Jakob Mantius von Freiburg, wurden auf wissenschaftliche Reisen gesendet, um handschriftliche Geschichtsquellen, namentlich für die Geschichte des Hauses Habsburg aufzusuchen. Dem Humanisten Konrad Celtes von Schwemfurt schrieb er nach Wien, ebenso seinen Landsmann Eusebianus (Spießhammer), den er zu seinem Sekretär und Bibliothekar machte; diese letzteren schmückte er eigenhändig mit dem Dichterlorbeer, auch andern geistig hervorragenden Männern erwies er die gleiche Ehre.

Weitaus am bekanntesten ist die zu Augsburg am 12. Juli 1517 erfolgte Dichterkrönung des berühmten Ulrich von Hutten. Peutinger machte den Kaiser auf die literarischen Verdienste des Ritters aufmerksam: seine Tochter, die schöne und tugendhafte Konstanze, flocht ihm den Kranz und Maximilian selbst zierte in glänzender Versammlung das Haupt des Dichters, der sich von nun an so gern als „lorbergeschmückter“ abbilden ließ. Gelegentlich zeigte sich Maximilian auch auf dem Gebiete der Theologie; wiewol er äußerlich den Auktus des römisch-katholischen Glaubens übte, war er kein blinder Anhänger der Kirche und des kirch-





Bilibald Pirckheimers Bildniß aus dem 67. Jahre seines Lebens, 1521  
von B. Brecht Lütke gestochen

„Virtus ingenua cariora mortis erant.“

Am besten durch das schließliche Wort zu überlegen:

„Wenn der Zeit in Staub zerfallen, lebt der große Name noch.“

gerische Künsteleien, triviale Didaktik, Verbeeren entsprachen dem damaligen Geschmack. In Prosa fehlte es an dem feineren Gefühl für die Sprache, welches erst in den bewegten Tagen der Reformation sich kundgibt. Demgemäß zeugten auch Maximilians Entwürfe weder von poetischem Geist, noch von geläutertem Geschmack: jene beiden Werke sind allegorische Hagiographien, historisch didaktische Erzählungen, d. h. Mischungen von trockener Geschichte und steifer Allegorie. Auch waren die Schriftsteller, welche der Kaiser mit der Ausarbeitung seiner Entwürfe betraute, keine besonders poetischen Köpfe. Unter der Redaktion und noch den Diktaten des Kaisers arbeiteten ziemlich gleichartig seine Sekretäre Reichart Finkler und

Ulrich Zasius: dem gelehrten Alte Tritheim von Rappard Tritheimus legte er im Jahr 1520 eine Anzahl demotischer Fragen vor, deren schriftliche Beantwortung dem gelehrten Herrn nicht wenig Kopfzerbrechen verursachte. Für die kirchlich-religiösen Reformbestimmungen, die in die letzten Jahre seiner Regierung fallen, hatte es freilich kein Verhängnis. Luthers Aufsehen, das wir sehen, unterschätzte er, in einer nicht unrichtigen theologisch-philosophischen Streitfrage, von der heute die Rede sein wird, die Streite Mendelssohns mit dem Hofmeister Jakob von Begleiteren, nahm er mit schaukelnde, wenig bestimmende Stellung an.

In einem besonderen Verh. n. Rat der Kaiser zur Förderung der deutschen Literatur jener Zeit, indem er zwei vielgelesenen Schatzwerten Maximen: Man hat Stoff gab; so durch Fichte nahm er an der Entstehung der Abriß thätigen An. Man stand die deutsche Literatur jener Tage frei und seiner hohen Ziele: die Blüthezeit der Literatur war längst vorüber, an die Stelle des Minnesangs die weltweckendste Dichtung der Me sterlanger getreten. Alle

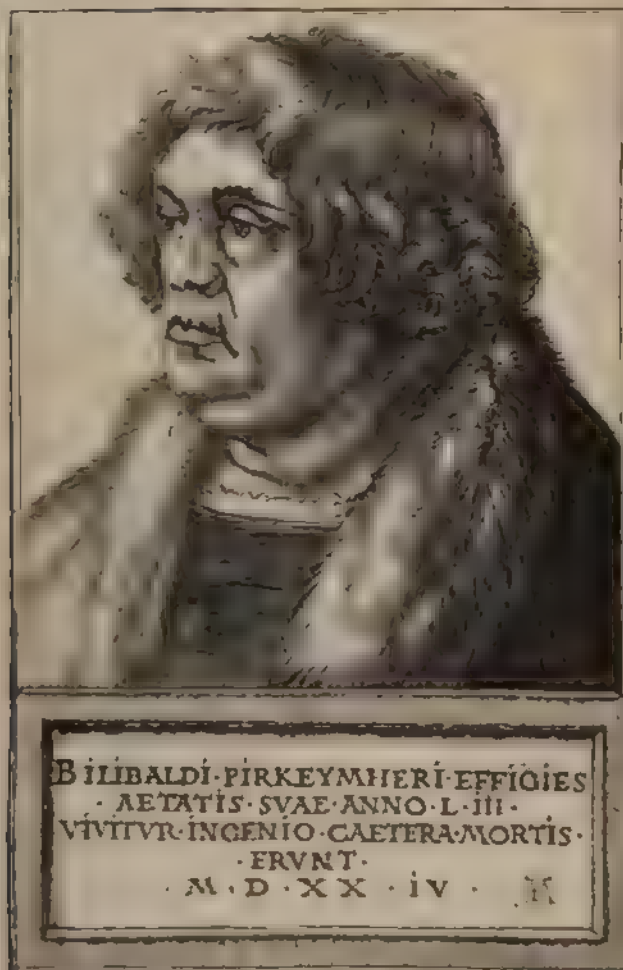
und Max Freyslanerwein von Chrenten, ersterer in Versen an dem „Theuerdank“,  
 später in Prosa an dem „Weiskünig“. Schon im Jahr 1517 war der Theuerdank  
 beendet und wurde, schmückt mit hundertachtzehn leibbaren Holzschnitten, dem König Karl



aus den Geschichten des Theuerdank. Maximilian auf der Glemsenjagd. Untertitel: „Wie den Teu-  
 erdank aus dem Glemsen-Jagd am Glemsen der wagnit erhub und überaus weit geworfen haben, daß er sich aber  
 nicht mehr da-findert enthielt.“ (In Vordergrund zwei der allegorischen „Hauptleute“)

Der Druckel überreicht: der Weiskünig, 1518 zusammengestellt, war erst in einer Handschrift  
 vor, die Rudolphus durch Holzschnitte — an Zahl 237 — vorbereitet; erst 1775 kam  
 der Druck zum Ausdruck.

Der Theuerdank ist vor allem ein Meisterstück der damaligen Buchdruckerkunst, an den  
 1517. Druck. Die 11



BILIBALDI·PIRKEYMHERI·EFFIGIES  
· AETATIS·SVAE·ANNO·L·III·  
VIVITVR·INGENIO·CAETERA·MORTIS·  
·ERVNT·  
·M·D·XX·IV·

Fig. 11. Bilibaldus Pirckheimer, um 1524. (Nach dem Original im Besitz des Kaiserlichen Museums in Wien.)

Verfasser: Bilibaldus Pirckheimer.

Der Bilibaldus Pirckheimer ist ein deutscher Humanist.

Im Jahr 1524 ist er gestorben.

Der Bilibaldus Pirckheimer, ein deutscher Humanist, lebte im 16. Jahrhundert. Er war ein wichtiger Vertreter der Reformation in Deutschland. Er war ein Schüler des Erasmus von Rotterdam und hat viele Werke geschrieben, die die Reformation in Deutschland förderten. Er war auch ein wichtiger Politiker und hat an der Reichsversammlung von 1527 teilgenommen. Er ist am 1. März 1524 gestorben.

Ich bin Bilibaldus Pirckheimer, ein deutscher Humanist. Ich bin ein Schüler des Erasmus von Rotterdam und habe viele Werke geschrieben, die die Reformation in Deutschland förderten. Ich bin auch ein wichtiger Politiker und habe an der Reichsversammlung von 1527 teilgenommen. Ich bin am 1. März 1524 gestorben.

Ich bin Bilibaldus Pirckheimer, ein deutscher Humanist. Ich bin ein Schüler des Erasmus von Rotterdam und habe viele Werke geschrieben, die die Reformation in Deutschland förderten. Ich bin auch ein wichtiger Politiker und habe an der Reichsversammlung von 1527 teilgenommen. Ich bin am 1. März 1524 gestorben.

und Mor Freisauerwein von Ehrentreiz, ersterer in Versen an dem „Iheuerdank“, letzterer in Prosa an dem „Weisklung.“ Schon im Jahr 1517 war der Iheuerdank vollendet und wurde, geschmückt mit hundertachtzehn kostbaren Holzschnitten, dem König Karl



bei den Festen des Iheuerdank: Maximilian auf der Wemmenzagd. Kunst. Anst. „Was den Zweite auf dem Wemmenz Jod am abfahren der wundert erhub und Abriens wol geworfen haben, daß Er sich aber durch sein Schickelant entbielt.“ Im Vordergrund zwei der allegorischen „Hauptleute.“

zu Weisklung überreicht: der Weisklung, 1514 zusammengestellt, war erst in einer Reinkunst, die Nasklung durch Holzschnitte — an Zahl 237 — vorbereitet; erst 1775 kam das Werk zum Druck.

Der Iheuerdank ist vor allem ein Meisterstück der damaligen Buchdruckerkunst, an den  
Stede, Deutsche Geschichte II.

erhielten nur vier Brecheabdrücke: nach Maximilians Tode verkauften Türier und der Holzschneider Reich die Bilder aus dem Leben des Kaisers einzeln.

Zu dem allegorischen, gleichfalls in Holzschnitt ausgeführten „Triumphwagen“ arbeitete Birkbeimer den Entwurf, welchen Türier mit reicher künstlerischer Phantasie ausführte. Der Kaiser, im vollen Ornat, fährt auf einem von zwölf reichgeschirrten Pferden gezogenen Wagen. Ueber der Gestalt des Kaisers erhebt sich ein phantastischer Baldachin, unter dem eine Siegesgöttin schwebt: sie krönt Maximilian mit dem Lorbeer; auf ihren Schwungfedern stehen die Namen der von jenem benegten Nationen.

Von Türiers Hand haben wir mehrere Porträts Maximilians, unter ihnen das schönste Bildniß, welches von diesem Fürsten überhaupt existirt. Das Charakteristische in Maximilians Zügen ist der Ausdruck freundlicher Milde, wie denn ja auch wirklich Frohsinn und Humor, schlagfertiger Witz zu seinen hohen Gaben gehören. So lebte denn im Volke neben dem Bilde des „edlen Helden Treuerbant“ besonders die Erinnerung an den trüblichen heiteren Herrn. Da hatte er sich einmal im Feldlager das Essen von der Markensenderin nicht verkosten lassen, denn „sie sei 'ne Augsburgerin, und in Augsburg wecheten lauter fromme Leute.“ Oder er hatte gemeint, an den Franzosen sei alles falsch; sie sprächen anders, als sie schrieben und sangen böser als notirt sei. Von seiner kaiserlichen Würde sprach er wol mit leiser Selbstironie: „Der König der Franzosen sei ein König der Viel, die alle Sachen geduldig trügen: er aber wäre ein König der Könige, denn die Fürken sprächen nur das zu thun, was sie selbst wollten.“

Damit ist der Hauptpunkt berührt, an dem so viele schmüchlige Wünsche des Kaisers scheiterten. — wieviel wir die deutschen Fürsten nicht tadeln können, wenn sie gerade ihm nicht allenthalben folgen wollten. Jedenfalls nimmt Maximilian eine hervorragende Stelle unter unseren Herrschern ein, als die letzte Heldenfigur des schwindenden Mittelalters wird er allereit keine Bewunderer finden.



Kaiser Maximilian und sein Rat

Das Bildnis Maximilians ist aus der Zeit des Kaiserthums Maximilians I. (1493–1550) entnommen. Es zeigt den Kaiser in der Mitte, umgeben von seinen Räten. Die Szene ist in einem Raum mit einer Decke dargestellt. Die Figuren sind in der typischen Kleidung der Zeit gezeichnet. Die Illustration ist ein Holzschnitt, wie aus dem Text hervorgeht.





2. Bild: Kaisers Holzschnittbild zu Kaiser Maximilian. (Verkleinert)

Der kaiserliche kaiser Maximilianus ist am 12. tag des octobris jans alhier in der festung von dorfen seliglich gestorben Anno domini 1550.



Albrecht Dürers Holzschnittbildnis Kaiser Maximilians. (Verkleinert.)

Zur Zeit Kaiser Maximilianus (1459-1550) war die Kunst der Holzschnittkunst im Aufschwung begriffen. Der Kaiser selbst war ein großer Kunstliebhaber und hat viele Werke in Auftrag gegeben. Die Holzschnittkunst war eine wichtige Kunstform der Renaissance.







Ansicht einer deutschen Stadt Nürnberg zu Beginn der Reformationszeit  
Im Vordergrund die Gestalt eines Eremiten Kupferstich von Albrecht Dürer

## XI. Das Zeitalter der Reformation.

### 1. Die Vorgeschichte der Reformation.



Die deutsche Reformation  
besteht aus der in Deutschland  
des XVI. Jahrhunderts  
nach der Reformation.

an wurde das große Ereignis, welches das Mittelalter von der neueren Zeit scheidet, nur unvollkommen würdigen, wenn man nicht zuvor einen Blick auf den kirchlich-religiösen, den geistig-literarischen und den sozialen Zustand gethan, der zu Ausgang des XV. und zu Anfang des XVI. Jahrhunderts in Deutschland herrschte. Denn ohne Kenntniß von der Opposition, die sich auf den beiden ersten Gebieten gegen Rom, den Papst und die herrschende Kirche geltend machte, würde man die unmittelbare Wirkung von Luthers Auftreten nicht begreifen, und die sozialen Veränderungen, welche sich in diesem Zeitalter vollziehen, machen die Bekanntschaft mit den früheren gesellschaftlichen Zuständen unerlässlich.

Zeit den großen Konzilien des XV. Jahrhunderts hatten weder die Theologen den Kampf gegen die Autorität des Papstes und der römischen Kirchentheorie aufgegeben, noch die Wohlgelehrten aller Stände den Kampf gegen die Verweltlichung und Entartung der Geistlichkeit. In den Niederlanden hatte der Prior Johanna von Goch † 1473 gelehrt, die Bibel sei die einzige authentische Quelle des Glaubens; kurz nach dieser Zeit lehrte

Johann von Wesel, auf jenen Satz gestützt, die Autorität des Papstes, die kirchlichen Ceremonien und den Ablass. Der beliebte Prediger Johann Geiler von Kaisersberg (1440—1509), der erst in Basel, dann in Straßburg wirkte, brachte derartige Lehren dem Verständnis des Volkes näher.

Aber ein weit gefährlicherer Feind erwuchs der Kirchenlehre und der mit ihr verbundenen schwerfälligen und geistlosen Scholastik in dem sogenannten „Humanismus“ d. h. der neuen, aus Italien nach Deutschland übertragenen Art, die Wissenschaften — insbesondere die alten Sprachen — zu betreiben. In Italien, wo alle Zeit hindurch die Erinnerung an das klassische Alterthum wach geblieben und dadurch die Wissenschaft vor völliger Verunsicherung bewahrt worden war, regten sich seit dem XIII. Jahrhundert die Geister mit besonderer Energie und brachten eine völlige Umwälzung in der Literatur hervor. Diese Gelehrten verlangten nicht allein das Recht freier Forschung, sie empfahlen nicht nur, das Studium des Alterthums aus den Quellen selbst zu schöpfen, sie wollten auch, daß die Wissenschaft aus den dumpfigen Schulküben und Hörsälen hinaus in das Leben eingeführt werde. Außerlich unterschied sich der Humanismus von der nördlichen Scholastik durch eine auf gründlicheren Studien beruhende Kenntniß namentlich der lateinischen Sprache, in deren Gebrauch die Humanisten eine erstaunliche Fertigkeit erlangten; in formgewandten lateinischen Gedichten feierten sie die Tugenden, die sie bei ihren Vorbildern bewunderten. Ursprünglich trug der Humanismus kein kirchenfeindliches Gepräge, wie bei der ersten Reihe der Humanisten (zur Zeit Friedrichs III.) hervortritt, allein allmählich ging unvermerkt zugleich mit der Kenntniß des Alterthums auch etwas vom Geiste der heidnisch-klassischen Zeit auf die Gelehrten über; die Namen und Eigenschaften der antiken Götter waren ihnen geläufig genug, aber über ihre eigene Religion oder wenigstens über die Außerlichkeiten und Einrichtungen der römischen Kirche hatten sie sehr freie Ansichten, die sich gelegentlich in bitterem Spott und beißendem Witz äußern. Da nennt wol der eine die Mönche „tuttenträgende Unthiere“, die Messe eine Komödie und geißelt die scheinheiligen habgierigen Priester: „Die Theologen heißen uns hoffen, um uns zu betrügen; während wir auf den Himmel warten, eignen sie sich die irdischen Güter zu.“

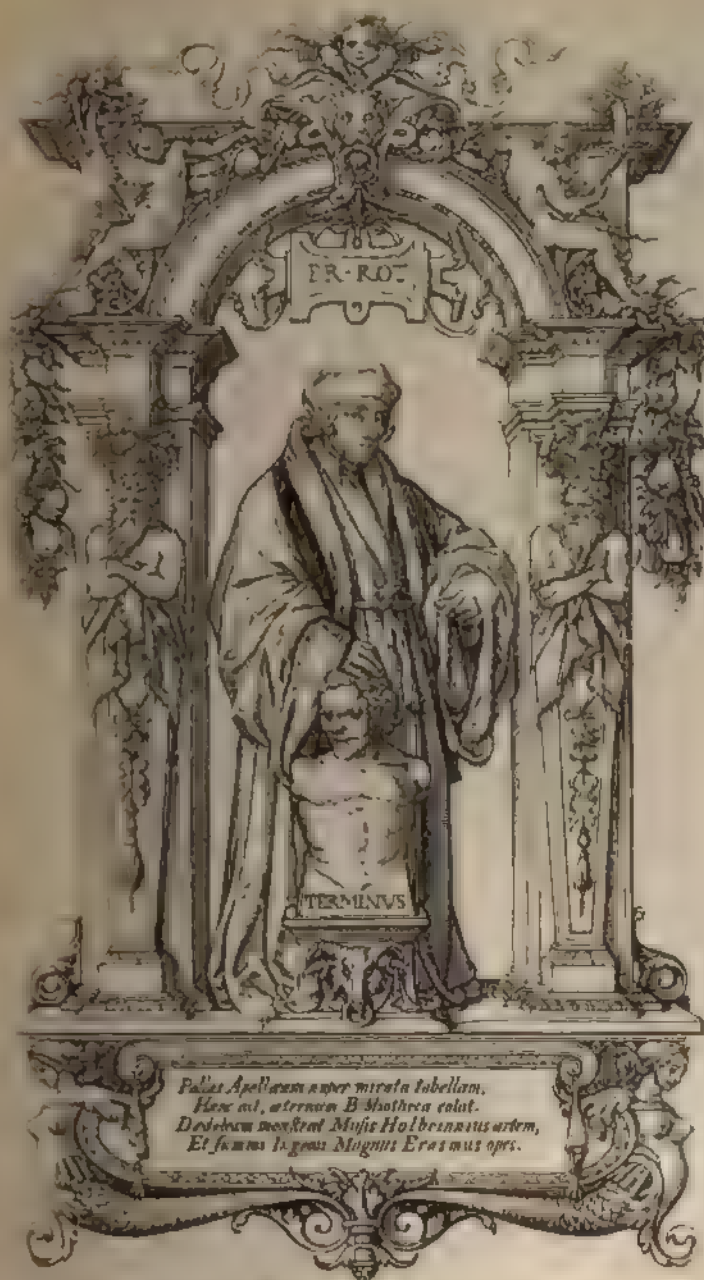
Natürlich waren die Humanisten dieser neuen Richtung der Geistlichkeit im höchsten

Grade verhaßt. „Er ist ein Poet, er spricht Griechisch, also steht es schlecht um sein Christenthum“ hieß es. Auch Philosophen nannte man die Neuerer häßlich; man wollte sie nicht als gute Deutsche gelten lassen, da sie ja aus Wälschland ihre verderblichen Lehren geholt hatten. Die Universitäten wehrten sich, so lange und so gut sie konnten, gegen das Eindringen des neuen Geistes, aber wenn sie auch einige Humanisten zum Weichen brachten, wie Conrad Celtes in Leipzig, es glückte ihnen doch nicht allenthalben, die studirende Jugend schloß sich erklärlicher Weise den Neuerern an, gar bald änderte sich der Geist der Universitäten.

Aus der großen Schar der Humanisten müssen wir wenigstens drei Männer genauer betrachten. Den Reigen eröffnet der Niederländer Desiderius Erasmus von Rotterdam (1465—1536), der wie kein anderer seiner Zeitgenossen



Medaillonbildniß des Erasmus von Rotterdam, nach dem Leben gezeichnet von Holbein, in Holz geschnitten wahrscheinlich von Süsselburger. Genaue Kopie des sehr seltenen Originals dieses unachtmalig gestrichen Blattes.



Holbeins Holzschnittbildnis des Erasmus von Rotterdam

Zum Neudruck der Gesamtausgabe von Erasmus Werke von 1540

14 der Unterseite.

Von der Hand des Holzschnitters  
Holbeins Holzschnittbildnis des Erasmus von Rotterdam

Oben zeigt das Bild die Hand, und der große Erasmus  
zeigt den Namen zugleich deutlich. (Erasmus Werk)

Geist und Form des klassischen Alterthums zu eigen gemacht hatte. Er verfaßte Lehrbücher über Methode und Form, er gab alte Schriftsteller heraus, er übersezte aus dem Griechischen, er zeigte überall den Geist seiner Beobachtung, der zugleich belehrt und erregt, aber kein Beliebigkeit verdankte er der Tendenz, welche er verfolgte. Obgleich er sich gegen das Christenthum, welches er vielmehr vorsichtig geschont wissen wollte, keineswegs feindlich oder gleichgültig verhielt, wie die meisten italienischen und viele deutsche Humanisten, richtete er seinen ganzen Spott gegen die herkömmlichen Formen, in denen sich geistliches und frommes Leben bewegt hatten. Das „Lob der Narrheit“, welches noch zu Erasmus' Zeit siebenundzwanzig Auflagen erlebte, hat nicht wenig dazu beigetragen, die Exposition gegen das damals herrschende Christenthum zu vermehren.

Neria (die Narrheit), geboren auf den glückseligen Inseln, genährt von Trunkenheit und Hungergeizigkeit, schilbert ihr werthes Reich, zu dem alle Stände der Welt geboren. Am liebsten verweilt sie bei den Geistlichen, die ihre Verdienste am wenigsten anerkennen wollen und sich doch am meisten verpflichtet sind. Die Mönche, die Priester und die Bischöfe, ja den römischen Papst, der lediglich auf sein Vergnügen bedacht, die Apostel Peter und Paul für sein Zerkowen lasse, greift Erasmus schonungslos an.



Vollens Zeichnung zu Erasmus' „Lob der Narrheit“. Das Narrchen trägt dem Rector der Universität Basel den für Erasmus selbst geschriebenen Streichzug, jetzt im Museum zu Basel.

Neben Erasmus, welcher später die Fatale verließ, die er zuerst ruhmvoll vorangetragen, steht als der edle Herkules der Humanisten der fränkische Ritter Ulrich von Hutten am 21. April 1488. In ihm vereinigt sich der untrümmige Haß gegen die römische Missverwaltung mit glühender vaterländischer Begeisterung. Gelehrter, Dichter und Staatsmann zugleich, hat er sich ein höheres Ziel gesetzt; er kämpft ebenso für politische, wie für kirchliche Reform. Durch Wort und Schrift hat er noch weit unmittelbarer gewirkt und seine Ideen in weitere Kreise verbreitet, als der gelehrtere Erasmus. Ein seltsamer Kontrast zwischen diesem kleinen blinden Mann, der schon bei dem Wort „Tod“ erzitterte, und dem schlüssigen Ritter, der trotz Krankheit, Noth und Widerstand sein ganzes Leben der einmal gestellten Aufgabe opferte. Unverzag schließt er seine Mahnung mit redlichem Muth ab: „Ich hab's gewagt und will des Todes erwarten“, aber wie eine schmetternde Fanfare, die zum Angriff ruft, tönt seine Mahnung hinein:

„Auf, Vandalen! gut und Reuterg's Muth!  
Laßt Hutten nicht verderben!“

Nicht geringere Verdienste, als Erasmus, erwarb sich Johann Reuchlin 1453 bis 1521, ein geborner Theolog, wahrscheinlich der Sohn eines armen Paten. Reuchlin hatte

umfangreiches Wissen erworben und sich zum vertrauten Rathe des ersten Herzogs von Bayern entporgewunden. Nur seine Nebenstunden konnte er gelehrten Studien zuwenden, und es wurden ihm so fruchtbar, als ob er ein bisher wenig bebautes Feld bestellte. Denn

der Aktivität im Lateinischen und durch den Unterricht der Kabbalisten eine Kenntnis des Hebräischen. Mit dieser Sprachfähigkeit durfte er sich keine Gegner erlauben, daß er der weltliche gewiesen, der die Sprache grammatikalisch behandeln unter dem Interesse an Sprache war nicht in philosophisches oder theologisches, sondern auch in die Wissenschaft an den Wesen der Kabbala: in Worte, jeden Buch des alten Testaments bestimmte. Dennoch er diesem ganze Lebenszeit und Aufbruch der Aufbruch der Wissenschaft und Streben der Art von der Welt in ihre gerade Linie, wodurch es ihm möglich wurde, seine eigene Meinung zu äußern und dem scholastischen Kirchenthum in der Welt. Die große lateinische Bibel, die „Biblia“ eine Folge von Texten, die aus mangelhaften Übersetzungen hervorgegangen waren, an die

So reich es recht hyn wo Gott wöl  
die sacht ich zu gänzlich heymföll/  
Ich habo gewagt on alle vngföll.



Abbildung einer Gattenschen Schrift mit dem W: de und Wahl  
Wahl des Meisters „Ich habo gewagt“ In der Umrahmung ist der Sieg  
des Kampfs von Wien zu sehen. (Zu sehen ist der Sieg)

den der 8. Buchstabe über die hebräische Sprache berichtete Neuchlin derartige Versehen. Die 8. Buchstabe waren kirchliche Versuche gegründet, und so schien Neuchlin mit dem 8. Buchstabe selbst anzufangen; da er sich bei seinen Verbesserungen auf die Schriften des 8. Buchstabe, ward es nicht schwer sein Christenthum zu verdächtigen. Dennoch hätte er sich nicht dem 8. Buchstabe zuwenden können, nach der er sich sehnte, hätte ihn nicht plötzlich der 8. Buchstabe zu einem ihm widerwärtigen Kampfe genöthigt.

Der 8. Buchstabe, namens Pfefferkorn, hatte im Jahr 1509 sich ein kaiserliches



Treue zu verschaffen gewußt, trakt dessen alle Bücher der Juden untersucht, und soweit sie Schmähungen gegen die christliche Religion enthielten, verbrannt werden sollten. Maximilian hielt es aber doch für rathsam, das Gutachten einer wissenschaftlichen Autorität einzuholen: Reuchlin, dazu aufgefordert, entschied zu Ungunsten Pfefferkorn's und der fanatischen Römer Dominikaner, welche hinter diesem standen. Nach einem erbitterten Schriftwechsel zwischen den streitenden Parteien kam es dahin, daß der Adlner Regiermeister Jakob Hogstraten den Gelehrten nach Mainz citirte, wo er sich im Oktober 1513 vor einem Inquisitionsgericht wegen Ketzerel verantworten sollte. Aber die Zeit der Inquisition war für Deutschland längst vorbei; der Kurfürst hob die Versammlung noch im letzten Augenblick auf, im folgenden Jahr legte ein neues Gericht den Anklägern Reuchlin's als Verleumdern ewiges Stillschweigen auf. Da aber die verfolgende Rechtgläubigkeit ihr Spiel noch nicht verloren gab und sich nach Rom wandte, unterstützt durch die Gutachten mehrerer Universitäten, entbrannte noch jenem ersten Siege der Kampf erst recht heiß. Alle „Reuchlinisten“ sammelten sich um ihren Meister und waren für ihn bei Kaiser und Papst thätig. Um zu bekunden, welche ausgezeichneten Männer auf Reuchlin's Seite standen, veranstalteten seine Freunde im Jahr 1514 eine Sammlung von Briefen berühmter Männer an ihn. Zwar erreichte man in Rom nur, daß der ärgerliche Handel niedergeschlagen wurde, aber auch das war schon ein bedeutender Erfolg. Hutten feierte den Sieger in seinem schwungvollen Gedicht „Reuchlin's Triumph“; die Besiegten wollten zu vernichten, wurden die „Briefe der Dunkelmänner“ veröfentlicht. Die Briefe der Dunkelmänner (Epistolae obscurorum virorum) erschienen im Jahr 1516 und entzanden in dem Kreise, zu dem Hutten und Reuchlin gehören: daher finden sich viele Anspielungen auf den Streit mit Pfefferkorn. Die von Reuchlin's Freunden im Jahr 1514 veröfentlichten „Briefe berühmter Männer an J. Reuchlin“ riefen vielleicht den Gedanken wach, in einem lustigen Seitenstück die Gegner tüchtig mitzunehmen. Der Hauptschmerz besteht darin, daß die Dunkelmänner selbst die angeblichen Briefsteller sind und somit ihr barbarisches Latrin, als auch ihre sonstige Unkenntniß und Verkehrtheit, ihre scholastische Beschränktheit, ihre moralischen Schwächen und ihre Wuth gegen die Männer der Aufklärung bloßstellen und dem Spotte preisgeben. Durch scheinbar ernsthafte, schulmäßige Erörterung alberner, selbst unsauberer Streitfragen wird zudem das ganze Wesen der Scholastik lächerlich gemacht. In dem zweiten Theil, der 1517 unter Mitwirkung Ulrich's von Hutten erschien, finden sich neben dem Rärtischen und Possenhastien auch sehr ernste Erörterungen.

Außer der theologischen und gelehrten Opposition gegen die Kirche, war aber auch der satirische Volkgeist erwacht und nun doppelt bereit, der verlotterten Geistlichkeit zu Leide zu gehen. Es war ein Zeichen der Zeit, daß zu Ausgang des XV. Jahrhunderts der „Reineke Fuchs“, welcher nach allen Zeiten die Hierarchie geißelt, in angemessener Bearbeitung neu erschien. Auch in dem „Narrenschiff“ des Sebastian Brant (erschien 1494) wurde, wie den anderen Ständen, ganz besonders der Geistlichkeit der Text gelesen. Noch schärfer griff der Franziskanermonch Thomas Murner in seiner „Schelmenzunft“ (1508) den Wuchersack an seiner scheinbaren Heiligkeit an. Zuweilen gelang es auch einem gelehrten Herrn dem etwas verben Volkshumor und der Volkstimmung in lateinischer Sprache Ausdruck zu geben, wie dies Heinrich Hebel, Professor der alten Literatur zu Tübingen, in seinen „Facetten“ (im Jahr 1506) that.

Kurzum, nach keiner Richtung fehlte es an Zündstoff, den ein kleiner Funke in lodernde Flammen verwandeln konnte. Es war voranzusehen, daß diese Flamme, verbreitet durch den Hauch nationaler Begeisterung, mit den üblichen Mitteln nicht zu bewältigen sein würde.

Was die sozialen Zustände innerhalb der deutschen Nation betrifft, so hatte sich zu Ausgang des XV. Jahrhunderts ganz besonders die Lage desjenigen Standes verschlechtert, dessen Blüthe dem Mittelalter sein eigenthümliches Gepräge ausgebrückt hatte. Entsprach schon und Treiben des Ritterstandes auch schon längst nicht mehr der Stellung, welche er in der hohenstaufenzzeit eingenommen, so sah er sich nunmehr beinahe in seiner Existenz bedroht.

Denn auf der einen Seite war er, zumal bei der allmählich gesteigerten Entwerthung des Geldes, nicht mehr im Stande, in äußerem Glanz mit den Stadtbürgern zu wetteifern: ja das Bestreben, im Aufwande es dem Patriziate gleichzutun, stürzte ihn nur in größere Noth und in Schulden. Auf der anderen Seite sanken die Dienste, durch welche er sich dem Kaiser und den Fürsten nützlich und unentbehrlich gemacht hatte, im Werthe, seit die Ausbildung der Feuerwaffen die Bedeutung der schweren geharnischten Reiterei erheblich gemindert und dem Fußvolf seine frühere Wichtigkeit wieder verschafft hatte. Soweit die Ritter unter Festhaltung ihrer alten Beschäftigung ehrlich durchkommen wollten, mußten sie mit dem neuen Soldatenhum der Landsknechte rechnen und sich als glückliche Söldnerführer Reichthum, Ehre und Ansehen zu verschaffen suchen. Daher finden wir denn auch unter den Führern der Landsknechte gar manchen alten und edlen Namen vertreten, auch galt es nicht gerade als Schande von der Pike auf zu dienen oder eine Offiziersstelle bei den „frommen Leuten“ zu bekleiden. Es scheint sogar, als habe Kaiser Maximilian, der sich zuerst deutsche Landsknechte zu seinen vielfachen Kriegen bediente, die Landsknechte zu einer abligen Bruderschaft, einem „Orden“, entwickeln wollen, ja im Jahr 1516 hat er selbst mit dem langen Spieße im ersten Gliede der Landsknechtsordnung gestanden.

Die Bedeutung des Fußsoldaten zeigte sich zuerst in den Hussitenkriegen, wo das böhmische Fußvolf durch geschickte Benutzung der mit Büchsen gespideten Wagenburg seine Siege errang, kam aber ganz besonders in den Burgunderkriegen der Schweizer gegen Karl den Kühnen. Bedeutend war es hauptsächlich, welche die Söhne der Schweiz auch fernerhin zum „Reiselaufen“ (die Reise — der Kriegszug) veranlaßte und besonders Frankreich verstand es die Geldgier und die Volkskraft der „freien Eidgenossen“ auszunutzen. Im Gegensatz zu den schweizerischen Fußknechten ist der Name der „Landsknechte“ (nicht Lanzknechte) entstanden; um die störrigen Niederländer zum Gehorsam zu zwingen, brachte Maximilian im Jahr 1457 aus den österreichischen Erblanden tüchtige Land- und Stadtbewohner zusammen, bewaffnete sie mit Schwert und Eisch, stellte sie unter den Befehl meist abligender Hauptleute und nannte sie Landsknechte. Um das Jahr 1490 kann die Landsknechtsverfassung als vollendet betrachtet werden: die Einzelheiten der Werbung, der Selbstverwaltung, der Motteneinteilung u. A. sind den Schweizern entlehnt, anderes ist der deutschen Organisation eigenthümlich.

Sobald ein Kriegsherr eines Soldheeres bedurfte, beauftragte er einen berühmten Führer „ein Regiment aufzurichten“ d. h. eine im Grunde republikanisch organisirte Kriegerzunft unter gewissen Bedingungen anzutwerben. Die Werbegelder erhielt der Oberst entweder baar, oder in Kreditbriefen oder er schoß die erforderlichen Summen als Unternehmer vor. Jog der Name, so bedurfte er weniger des baaren Geldes; der Oberst hatte das Recht die Offiziere, an erster Stelle seinen Vertreter, den Oberstlieutenant, zu ernennen. Waren die Hauptleute für die einzelnen „Fähnlein“ bestellt, so wurde die Werbetrommel gerührt; theils vom platten Lande, theils auch aus den Städten strömte genug kräftiges abenteuerlustiges Volk zusammen. Aber, wenigstens in der ersten Zeit, war man wählerisch, die Knechte mußten mit vollständiger Rüstung, vor allem mit Schwert, Hellebarde oder (18 Fuß) langem Spieße, wol auch mit Halsbüchse nebst Zubehör versehen sein und ein Stück Geld imbeutel haben. Demnach war diese Truppe kein Gesindel, sie bestand der Mehrzahl nach aus „frommen“ d. h. redlichen zuverlässigen Gesellen, die freilich diesen Ehrennamen noch beibehielten, als das Landsknechtswesen längst entartet war. Auch muntere Soldatenlieder konnten in diesem Kreise ganz wohl aufkommen. Nach dem „Zusammenlauf“ wurde Musterung gehalten, man organisirte die Fähnlein (zu 400 Mann). Man theilte die Landsknechte in zwei Klassen, die des ersten und zweiten „Blattes“, in „Spiegeträger“, welche sich mit dem einfachen Monatssold von vier Gulden begnügen mußten, und in „Doppelsöldner“, die, besser gerüstet, acht Gulden beanspruchen durften. Den Sold zahlte der „Pfennigmeister“, gewöhnlich vierteljährlich, doch hatten die frommen Leute bei besonderen Gelegenheiten einen Schlacht- oder Sturmsold zu erwarten. Ueber den Zweck des Feldzuges und die Rechte der Geworbenen verständigte sich der Oberst mit ihnen im

„Ring“ (einer Versammlung) und las ihnen den „Artikelbrief“ vor. Nach einer Ansprache des Obersten erfolgte die Eidesleistung in die Hand des „Schultheissen“ und die Vorstellung



Prosoß der Landknechte.  
Kupferstich von Franz Brunner vom Jahr 1559.

der „hohen Kämter“ d. h. der Stabsoffiziere, nämlich des Oberstlieutenants, des Proviantmeisters, des Pfennigmeisters, des Quartiermeisters und des Prosoß. Der letztere, öffentlicher Ankläger und Urtheilsvollstrecker, war natürlich eine gefürchtete Persönlichkeit, suchte aber das Imposante seiner Stellung durch gemüthliches, ja selbst burleskes Erscheinen zu mildern. Er war aber stets ein hochgeachteter Kriegermann mit Hauptmannsrang und pflegte in einer Ansprache die Geworbenen mit seinen Befugnissen und ihren Pflichten bekannt zu machen. Er warnte sie vor Spielen, Walgen, Schelten, Bollaufen, damit er sie nicht durch seine „Stedenknechte“ in Eisen legen oder sie gar dem „Freimann“ übergeben müsse. Der letztere (Scharfrichter) schritt im blutrothen Wamms einher, die rothe Feder auf dem Hut und das breite Richtschwert an der Hüfte. Außerdem gab es noch einen „Brandmeister“ (im Hauptmannsrang) der mit den „Brandknechten“ das Sengen und Brennen systematisch betrieb, einen Waibel, welcher den Troß, namentlich der Weiber, Händler und Marketennderinnen zu beaufsichtigen hatte; ihm stand der „Numormeister“ mit seinen Leuten zur Seite.

Nach Vorstellung dieser „hohen Kämter“ wurden dem Ringe die Namen der vom Obersten ernannten Hauptleute bekannt gemacht, sie erhielten zehnfachen Sold (40 Gulden) und legten sich bald, gleich dem Obersten, einen sogenannten „Estat“ bei, der aus Trabanten, Kaplan, Schreiber, Feldscheer, Duben bestand. Der Hauptmann socht zu Fuß an der Spitze seines Fähnleins mit Streitart, Hellebarde oder Schwert. Sein Vertreter hatte den Namen von seiner Stellung: „Lientenant“.

Nummehr übergab der Oberst dem prächtig geschmückten Fähnrich die Fahne des Regiments. Er mußte schwören, von seiner Fahne nicht zu lassen, nach Verlust der Hände sie noch mit den Fäusten festzuhalten, in der letzten Noth sich selbst hineinzuwideln und Leib und Leben dabei und darin zu lassen. Unter seinem Befehl standen die bei jedem Fähnlein befindlichen „zwei Spiel“, ein Trommler und ein Pfeifer; beim Angriff wurde „das Spiel gerührt“ und zwar in fünf Absätzen, deren Aufeinanderfolge sich die Knechte, — wol erst seit dem Bauernkriege — durch die Worte einprägten: „Hüt' dich, Bauer, ich komme!“

Dann wählten die Knechte aus ihrer Mitte den „Feldwaibel“, der eine Zwischenstellung zwischen den Offizieren und der Mannschaft einnahm, die taktische Ausbildung besorgte, die Losung holte, die Wachen vertheilte und dem „Marschgericht“ beifaß. Der Feldwaibel ließ durch die Mannschaft den „Gemeinwaibel“ ernennen, welcher die Gemeinen dem Hauptmann gegenüber vertrat, „Kraut und Loh“ vertheilte. Dieser erhielt Doppelsold, ebenso die Knechte, welche Kotten zu zehn Mann führten; dem Feldwaibel aber gestand man vierfachen Monatsold zu. Zuweilen, bei Irrungen mit den Hauptleuten, erscheinen auch noch gewählte Sprecher der Mannschaft, sogenannte „Ambassanten“.

Die militärische Rechtspflege übte entweder das Schultheissengericht, d. h. ein Gericht aus zwölf Geschworenen, welches unter Vorsitz des Schultheissen zusammentrat, oder der Ring durch das Recht „der langen Spieße“. Bei diesem Verfahren stießen die Fähnriche die Fahnen



versenkt in die Erde, bis durch Befragung des Missethätigers die Ehre des Regiments wieder hergestellt war. Gefolgt die Verurtheilung, so wurde der Schütze erschossen verabschiedet, der Feindern durch die Spurensache einer derartigen Reihe von Landblut-  
ten grollt.

[illegible]

Die Zehnthalen, auf dem  
Markt zu Regensburg, for-  
mieren sich erst bei der Abnahme  
an der Hand. Ein Glas,  
das „alten Deutschen“, gab der  
Gastgeber seinen, der „verlorene“

... so genannt, weil seine Mitglieder bei eiligem Auszuge oft preisgegeben wurden. Der Rest des ersten Tausend bildeten drei Glieder der bestgerüsteten Späher, dann folgte ein Schwereinfanter, in deren Mitte die drei ersten Jägerlein statterten, weiterhin wechselten die Späher mit Schwereinfanter, den Befehl machten stets drei bis fünf Glieder der kräftigsten Späher, um gewaltig nachzudrücken. Die Formation, welche fast für unüberwindlich gehalten wurde, war die der „geordneten Ordnung“ d. h. man bildete Quadratsolonnen von verschiedener Größe (Haufen von 10 mal 10 bis 101 mal 101 Mann). Der Angriff folches Haufens war allerdings furchtbar, wenn er glückte, führte aber oft zur völligen Vernichtung, wenn er mißlang; weil es war das Zusammentreffen solcher Landsknechtshere aber unter allen



Die Aehrenschwenker der Gaudoluscher im Anfang des  
XVI. Jahrhunderts

Zeich von M. Brecht, T. 1888



Landsturmzug mit Troß um 1540.

Nach dem großen Holzschnitt Hans Sebald Beham verkleinert in Kupfer gezeichnet von de Vries.



Biograph Georg Frundsbergs von Hans Holbern.

Landsknechten den Sieg von Pavia über Franz I. Schweizer Soldknechte, ein Ereignis, das die Landsknechtslieder triumphierend verkündigen. Im folgenden Jahre führte er dem Kaiser 12,000 Mann zu, die er größtenteils aus eigenen Mitteln gewonnen. Eine Meuterei seiner Landsknechte veranlaßte einen Schlaganfall, der ihm die Teilnahme an den Kriegen anstellen verbot und ihm ein vorzeitiges Ende bereitete. Er starb, verschuldet, im Jahr 1528 in Nördlingen; von dem Leben seiner Söhne, die sich auch als Landsknechtsführer auszeichneten, wird vor dem Kriegswesen in der Reformationszeit gab Ad. Meißner 1872 eine anschauliche Schilderung in seiner „Historia der Herren Georg und Kaspar von Frundsberg.“ Auch zu den Landsknechten



Landsknechte nach Beendigung des  
Kaiserkriegs.

1548 gehalten von Hans Sebald Beham

„Wo man v. and, der wenig hat ein Koch“

hiedern hat der alte Frundsberg, der „Landsknecht“, beigeknecht, so singt er von seinem treuen, oft mit Mühsal belohnten Thun:

„Mein Fleiß und „Müß“  
Ich nie hab g’spart  
Und allzeit g’wart  
Dem Herren mein  
Zum Besten sein.  
Mich gekocht hab’ diem  
Quad, Quast verhofft:  
Tsch G’muth zu Hol  
Verkehrt sich oft.“

Friegeren Ritter, welche keine Lust oder Gelegenheit hatten, bei dem Landsknechtsthum Geld und Glück zu erwerben, hatten oft keine andere Wahl, als die Landsknechte unsicher zu machen — man glaube es nicht, daß lediglich Lust am Raub den Adel so erschüttert hätte. Wer vom abliegen Leben lieber dacht, hielt sich freilich von Raubzügen weitlich fern und suchte sich mit dem Ertrage seiner Güter zu nähren. So dies geschah, der Adlige also zum Wirtshaus besüßter wurde, verächtlichte sich meist die Lage der Bauern, der zu größeren Geld- und Naturalerträgen gezwungen, womeglich aus seinem Heile verdrängt wurde. Verhältnismäßig klein ist bis zur Reformation

die Zahl derjenigen Adligen, welche sich dazu entschlossen, durch gelebte Tugenden ihr Glück zu begründen, um dann als landesfürstliche Mäthe aufzukommen und Einfluß zu finden, wobei mehrte sich die Erkenntnis, daß auf diesem Wege dem Adel noch ein dankbares Lebensfeld vorbehalten sei.

Auch in den sozialen Verhältnissen der Städte und Bürger hatte sich seit dem vierzehnten Jahrhundert manches geändert.

Noch immer blühte der deutsche Handel. Im Norden, wo die Hanse bis in das sechzehnte Jahrhundert hinein ihre Herrschaft ausübte, behaupteten sich Lübeck und Danzig an der Spitze des Weltverkehrs. Im Süden standen nach wie vor die Reichsstädte in Alor, welche aus dem Handel über die Alpen, namentlich mit Venedig, ihren Nutzen zogen. Dort hatten die Hanseleute von Köln, Straßburg, Nürnberg, Augsburg und Lübeck ihre eigenen Comptoirs und im Jahr 1484 veranlagte man die Zollentnahmen für die nach Deutschland gehenden Waaren auf 20,000 Tufaten. Ja, im Jahre 1511 sollen die Deutschen allein in Venedig für 140,000 Tufaten Speereien, Zucker und andere Waaren angeliefert haben. Der gesamte Verkehr Süddeutschlands konzentrierte sich in Frankfurt am Main; vor dortigen Messe strömten die Hanseleute aus allen europäischen Ländern zusammen, und König

Frans I. nannte im Jahr 1519 Frankfurt die berühmteste Handelsstadt nicht allein von Deutschland, sondern von fast der ganzen Welt.

Uebrigens änderte die Entdeckung von Amerika und die Auffindung des Seeweges nach China die Richtung des Weltverkehrs, dessen Centralpunkte jetzt die Häfen der europäischen Westküste, insbesondere Lissabon, wurden. Aber so schwerfällig war der deutsche Kaufmannsgeist nicht, daß er sich nicht beeilt hätte, diesen Thatfachen Rechnung zu tragen. Die Hanse, wie die Oberdeutschen nahmen an den Entdeckungsfahrten der Portugiesen lebhaften Antheil, und schon im Jahr 1503 begründeten die Welfer und andere deutsche Kaufleute eine Niederlassung in Lissabon und erwarben sich vom Könige Immanuel bedeutende Handelsprivilegien.

Aus dieser fortbauenden Theilnehmung am Weltverkehr erwuchs nun freilich dem städtischen Wein gar mancher Vortheil, aber er kam doch größtentheils nur einzelnen, nicht der Nation zu gute. Ueberdies zeigte sich im Handelsstande und im Handel auch schon manches Ungesunde. Lahn gehörte die Steigerung des eigentlichen Geldhandels (Bankierwesens) und die Gründung der großen Handelsgesellschaften behufs Ausbeutung eines Handelsweges, eines Handelszweiges, nicht aller möglichen Handelsartikels. Was das erste betrifft, so hatte der Judenwucher im XV. Jahrhundert zu mannigfachen Ausstreichungen der verhassten Bedrücker geführt, aber das Uebel wurde dadurch nicht ausgeilgt, sondern, entgegen den Vorschriften der christlichen Kirche, nahmen christliche Wucherer das vortheilhafte Geschäft in die Hand und suchten durch bezahlte Weichtheil zu beweisen, daß dasselbe erlaubt sei. So erregte der bekannte Dr. Ed. großes Argerniß, als er im Jahr 1514 zu Ingolstadt die These vertheidigte, Kaufleute könnten sich bankrottlich verpflichten 5 % zu nehmen und zu geben. Mit Geld und Empfehlungsbriefen von seiten der Fugger versehen, ging Ed. 1515 nach Bologna, wo die angesehensten Juristen seine Ausführungen zustimmten. Aber noch größere Mißstände hatte die Stiftung der großen Handelsgesellschaften im Gefolge. War es an sich nicht verdammtlich, wenn sich mehrere Kaufleute zusammenthaten, um den Import- und Exporthandel auf gemeinsamen Gewinn und Schaden nach Maßgabe ihres Einlagekapitals zu betreiben, so erhielten sie dadurch doch schon die Möglichkeit, die Preise der ausländischen Waaren zu bestimmen. So weit diese Waaren dem Luxus dienlich oder doch entbehrlich waren, hätte sich dieser Zustand ertragen lassen; aber, in dem Maße, mit dem so erworbenen Kapitalien sich neuen Nutzen zu schaffen und dieselben nicht unverzinst zu lassen, wandten sich die Handelsgesellschaften auf alle Gebiete des Verkehrslebens, kauften den Wein und die Feldfrüchte auf und trieben mit den nothwendigsten Lebensbedürfnissen einen unerträglichen Schacher. Wenn man das zu Ende des XV. und zu Anfang des XVI. Jahrhunderts wieder üppig exportwuchernde Raubritterthum brandmarkt, sollte man nicht vergessen, auch dieser städtischen Raubritter zu gedenken, welche der Nation das Blut aus den Adern sogen. Wucher und „Färlauf“ wird daher in den Beschwerden aller Wohlmeinenden beisammengenannt.

Die öffentliche Meinung verlangte natürlich, daß die Obrigkeit gegen dieses Unwesen einschreite, was schon 1512 von seiten des Kölner Reichstages geschah, dann auch von einigen Einzelndatlagen. Dennoch wurde dadurch nicht viel erreicht, da die kaiserlichen Räte den reichlichen Bestechungen der großen Bankiers zugänglich waren, als den Beschwerden des gedrückten armen Mannes. So kam es, daß in Württemberg der Preis des Kornes allmählich um 49 Prozent, der des Weines um 32 Prozent stieg; aber freilich hatte sich in diesen Jahren auch ein Augsburger mit einem Anlagekapital von 500 Gulden 24,500 Gulden verdient und das Vermögen der Fugger in sieben Jahren um 13 Millionen Gulden gebessert! Begreiflich ist unter diesen Umständen, daß die Erbitterung im Volke immer mehr zunahm, und so heißt es in der in bairischen Kreisen entstandenen Schrift „Teutscher Nation Rotturfft“ im ersten Hauptartikel: Alle Kaufmannshandel, so im ganzen römischen Reich teutscher Nation sind, werden sürgenommen und geändert gemeinem Nutz zu gute.“ Kein Kaufmann darf mit größtem Kapital als 10,000 Gulden Handel treiben: sein überschüssiges Geld muß er zu 4 Prozent





### Städtisches Leben in Deutschland in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts.

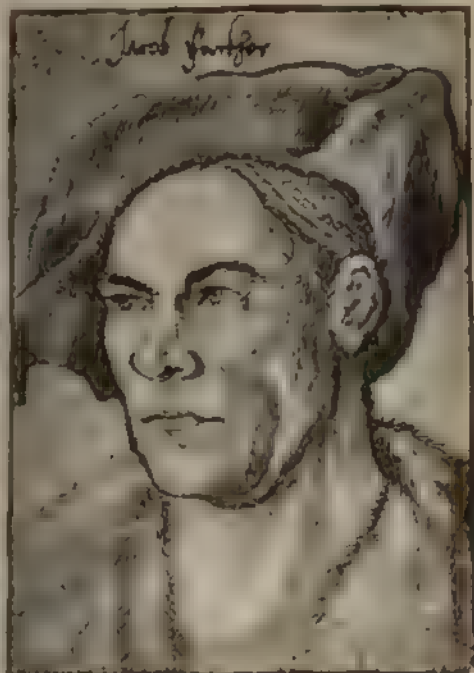
Vorn links ein Handelsherr rechnend auf der Rechenmaschine mit einem Schreiber, daneben ein Bildhauer an einer Statue beschäftigt. Vorn rechts ein Organtisch, dem ein Gehilfe die Balge handhabt. Im Hintergrund einem Tisch ein Arzt und Astrologen, links daneben das Atelier eines Malers mit Kardenreider. In der Ferne der Stadt Auslagen der Kaufleute, wovon die vorn als Laden eines Goldschmiedes erkennbar. Holzschnitt von Hans Sebald Beham aus seiner, unter den zwölf Thierkreisbildern das Leben der verschiedenen Stände und Berufe schildernden Folge von Darstellungen.

dem Rath anzuantworten, der es zu 5 Prozent an „arme geistliche Geseßen“ ausleiht, „da sie sich mit kleinen Quartial wohl zu haben wissen.“

In den Handelskathen, die unter Maximilian I. und Karl V. die hervortragendste Rolle spielten, gehören die Augsburger Ruggen, die „Reichsbüro“ der Reformation etc.

Das Haus der Ruggen stammt von Johannes Ruggen, einem Webermeister im Dorfe Wenden bei Augsburg. Sein gleichnamiger ältester Sohn erlangte im Jahr 1379 das Bürgerrecht in Augsburg und starb im Jahr 1409. Von seinen fünf Söhnen erhielt der erste, Andreas, bereits den Beinamen: der Reiche; er war mit einer Adligen vermählt und der Stammvater der 1581 ausgestorbenen Linie.

Der zweite Bruder Jakob (gest. 1472) stammte der Ruggen „von den Ritten“, welche durch Handel und Verghab den Grund zu dem Erbthum des Hauses legten. Seine Söhne, von Maximilian I. adalich, erhielten die goldenen und blauen Ritten und Wappen und trugen neben dem Verghab die ausgedehnten Fankreischäfte. Am bekanntesten von ihnen ist Jakob Ruggen, kaiserlicher Rath und lateranensischer Pfalzgraf, welche, auf dessen Verlaß, Maximilian beschwor, daß er durch Verlobung der kaiserliche Rath werden sollte. Er ist der Erbauer des Schlosses Ruggen in Tiet, der Augsburger und der Ruggen Grabplatte in Augsburg. Das ganze Vermögen Jakobs und seines Bruders Ulrich kam an die Söhne des dritten Bruders Georg, welche bei Karl V. am höchsten Ansehen standen. Er starb im Jahr 1500 während des Augsburger Reichstages bei ihrem Quartier, er hatte 14 Grafen und Bannerherren und einen kaiserlichen Rath. Dafür unterlegte er dem Kaiser reichlich mit Geld, woraus er 1500 auf seinem Zuge nach Algerien. Sein Grabstein steht in der Kirche der heiligen Maria. Eine gründliche Untersuchung hat er nach Karls Rückkehr in einem Feuer von leibbarem Stein die Kirche der heiligen Maria verbrannt habe.



Portrait Jakob Ruggens, Bruders der Augsburger Ruggen. Die Zeichnung Hans Holbeins des Jüngeren, nach dem Leben, jetzt im Bremer Museum.

Die Reformation war den Ruggen nicht günstig, da sie sich streng zur römischen Kirche hielten.

Der Wohlstand, ja Reichtum, welchen der Handel gewährte, bewirkte in den Städten eine außerordentlichen Luxus in jeder Richtung. Natürlich äuferte er sich auch in der Kostbarkeit des Wanderschmuckes, aber doch vor allem in dem Aufwand, der mit Kleidern und Schmuck verbunden wurde. Die Kleider selbst waren von den kostbaren Stoffen, Sammet und Atlas; das ganze mit langen Schleiern und mit der Mannigfaltigkeit der Kleider. Man hatte auch goldene Ketten mit goldenen Vorten, Mäntel und Röcke wurden mit dem kostbaren Pelzwerk, mit Fuchs und Hermelin besetzt. Dazu behängten sich die Frauen mit goldenen Halsketten. Besonders geliebte man sich in kostbarem Kopfschmuck — übrigens war der Schmuck solchen Haars allgemein, — besonders Werth setzte man auf künstlich gearbeitete Haarschmuck, welche fälsche, Schminke kamen zur Verwendung. Die Mode war natürlich sehr veränderlich, wie heutzutage und alle Thorheiten und Schwankungen derselben wurden

getreulich mitgemacht.<sup>1</sup> Die reichen Kaufmannsöhne wetterierten mit dem weiblichen Geschlecht in Modethorheiten. Das Pomadieren und Färben der Haare kam auf, ebenso der Gebrauch



Vornehme Frau in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts.  
Goldschmied Hans Holbein im Museum zu Basel.

auch der Uebrigere es in kostspieligen Gastereien den besser Gestellten gleich zu thun. Es kam wol vor, daß ein Hochzeiter an zweihundert Gäste lud, ohne auch nur im geringsten die Mittel dazu zu besitzen; reichten die üblichen Hochzeitsgeschenke nicht zur Deckung der Kosten, so hatte das junge Ehepaar oft noch durch jahrelange Abzahlungen den übertrieben Aufwand seines Chrentages zu ersetzen.

Zumerkten hatte die alte deutsche Ehrbarkeit aber einen festeren Sitz beim Handwerker-

von Parfüm (Rosenwasser und Balsam, ganz lächerlich waren die aus allen möglichen kostbaren Lappen zusammengesezten Hosen, welche nach der Meinung dieser Weiber besonders geschmackvoll waren. Am Tage stolzierten sie auf den Straßen einher oder vertheten das Geld ihrer Väter in den Wirthshäusern, bei Nacht suchten sie ihre Freuden an noch weniger unschuldigen Stellen. Nach mit der Moralsicht der Frauen sah es in den großen Handelsstädten, wie Wien und Nürnberg, wenig erfreulich aus.

Der Aufwand, der bei Familienfestlichkeiten aller Art gemacht wurde, nahm trotz aller Verbote der Städte von Jahr zu Jahr zu. Er beschränkte sich nicht auf die vornehmen Familien, sondern wie in deren Mithrasmystik, suchte



Hande. Wenn an irgend einer Zeit, waren zu Anfang des XV. Jahrhunderts die deutschen Handwerker in der ganzen Welt geachtet und geehrt. „Wenn jemand“, schreibt im Jahr 1434 der Wiener Kaiser, „ein vorzügliches Werk in Erz, Holz oder Stein geliefert haben will, so bringe er es einem Deutschen“. Aber selbst in Gewerben, welche keinen besonderen Kunstflus-  
 108  
 109  
 110  
 111  
 112  
 113  
 114  
 115  
 116  
 117  
 118  
 119  
 120  
 121  
 122  
 123  
 124  
 125  
 126  
 127  
 128  
 129  
 130  
 131  
 132  
 133  
 134  
 135  
 136  
 137  
 138  
 139  
 140  
 141  
 142  
 143  
 144  
 145  
 146  
 147  
 148  
 149  
 150  
 151  
 152  
 153  
 154  
 155  
 156  
 157  
 158  
 159  
 160  
 161  
 162  
 163  
 164  
 165  
 166  
 167  
 168  
 169  
 170  
 171  
 172  
 173  
 174  
 175  
 176  
 177  
 178  
 179  
 180  
 181  
 182  
 183  
 184  
 185  
 186  
 187  
 188  
 189  
 190  
 191  
 192  
 193  
 194  
 195  
 196  
 197  
 198  
 199  
 200  
 201  
 202  
 203  
 204  
 205  
 206  
 207  
 208  
 209  
 210  
 211  
 212  
 213  
 214  
 215  
 216  
 217  
 218  
 219  
 220  
 221  
 222  
 223  
 224  
 225  
 226  
 227  
 228  
 229  
 230  
 231  
 232  
 233  
 234  
 235  
 236  
 237  
 238  
 239  
 240  
 241  
 242  
 243  
 244  
 245  
 246  
 247  
 248  
 249  
 250  
 251  
 252  
 253  
 254  
 255  
 256  
 257  
 258  
 259  
 260  
 261  
 262  
 263  
 264  
 265  
 266  
 267  
 268  
 269  
 270  
 271  
 272  
 273  
 274  
 275  
 276  
 277  
 278  
 279  
 280  
 281  
 282  
 283  
 284  
 285  
 286  
 287  
 288  
 289  
 290  
 291  
 292  
 293  
 294  
 295  
 296  
 297  
 298  
 299  
 300  
 301  
 302  
 303  
 304  
 305  
 306  
 307  
 308  
 309  
 310  
 311  
 312  
 313  
 314  
 315  
 316  
 317  
 318  
 319  
 320  
 321  
 322  
 323  
 324  
 325  
 326  
 327  
 328  
 329  
 330  
 331  
 332  
 333  
 334  
 335  
 336  
 337  
 338  
 339  
 340  
 341  
 342  
 343  
 344  
 345  
 346  
 347  
 348  
 349  
 350  
 351  
 352  
 353  
 354  
 355  
 356  
 357  
 358  
 359  
 360  
 361  
 362  
 363  
 364  
 365  
 366  
 367  
 368  
 369  
 370  
 371  
 372  
 373  
 374  
 375  
 376  
 377  
 378  
 379  
 380  
 381  
 382  
 383  
 384  
 385  
 386  
 387  
 388  
 389  
 390  
 391  
 392  
 393  
 394  
 395  
 396  
 397  
 398  
 399  
 400  
 401  
 402  
 403  
 404  
 405  
 406  
 407  
 408  
 409  
 410  
 411  
 412  
 413  
 414  
 415  
 416  
 417  
 418  
 419  
 420  
 421  
 422  
 423  
 424  
 425  
 426  
 427  
 428  
 429  
 430  
 431  
 432  
 433  
 434  
 435  
 436  
 437  
 438  
 439  
 440  
 441  
 442  
 443  
 444  
 445  
 446  
 447  
 448  
 449  
 450  
 451  
 452  
 453  
 454  
 455  
 456  
 457  
 458  
 459  
 460  
 461  
 462  
 463  
 464  
 465  
 466  
 467  
 468  
 469  
 470  
 471  
 472  
 473  
 474  
 475  
 476  
 477  
 478  
 479  
 480  
 481  
 482  
 483  
 484  
 485  
 486  
 487  
 488  
 489  
 490  
 491  
 492  
 493  
 494  
 495  
 496  
 497  
 498  
 499  
 500  
 501  
 502  
 503  
 504  
 505  
 506  
 507  
 508  
 509  
 510  
 511  
 512  
 513  
 514  
 515  
 516  
 517  
 518  
 519  
 520  
 521  
 522  
 523  
 524  
 525  
 526  
 527  
 528  
 529  
 530  
 531  
 532  
 533  
 534  
 535  
 536  
 537  
 538  
 539  
 540  
 541  
 542  
 543  
 544  
 545  
 546  
 547  
 548  
 549  
 550  
 551  
 552  
 553  
 554  
 555  
 556  
 557  
 558  
 559  
 560  
 561  
 562  
 563  
 564  
 565  
 566  
 567  
 568  
 569  
 570  
 571  
 572  
 573  
 574  
 575  
 576  
 577  
 578  
 579  
 580  
 581  
 582  
 583  
 584  
 585  
 586  
 587  
 588  
 589  
 590  
 591  
 592  
 593  
 594  
 595  
 596  
 597  
 598  
 599  
 600  
 601  
 602  
 603  
 604  
 605  
 606  
 607  
 608

Tschudi's Vortrag brachte  
den Vorlesenden aber auch Auf-  
merksamkeit auf sich, die entweder ihm  
als Vortragenden oder seiner Er-  
scheinung oder doch einer  
von den Vorträgen Super-  
ior. So erschienen bei noch  
der Aufgabe neuer Ele-  
mentar- und die Konkretheit  
des Lehren, und wenn  
man der Zeit des Vortrags  
nicht hat, daß so viele kleine  
Ereignisse ein bedeuten-  
de Lehrentzugsgeschehen  
sind, so ist sogar der Ne-  
weg zu finden, so hat das  
eine Zeit zu finden, daß  
das eine Neuerung nicht

Es heißt es in der 1448 erschienenen, aber in den letzten Jahren vor dem Bauernkrieg (1520) Schrift „Reformation des Kaisers Sigmund“: „auch ist zu wissen, daß in den guten Stedten, nämlich in den Reichsstädten Miste sind. Und man hat gewaltig worden, und muß man die Mist groblich laufen. Sie machen die Stedte, wie etwa die Städte gerhan haben, sie ordnen in diesen Städten den Rath so.“



Vblage Dame zu Pferd mit einem Geliebten  
Herrnblatt von Albrecht Dürer um 1500



Deutsches bürgerliches Wohnzimmer zu Anfang des XVI. Jahrhunderts. Stich Kitzler:  
Türer's vom Jahr 1514.

Durch die Figur des heil. Hieronymus und seines Löwen legte der Künstler seine Darstellung den Charakter eines  
Leibensbildes bei, im übrigen vergegenwärtigt der Stich auf das getreueste das Innere eines altdeutschen  
Wohnzimmers.

Das heißt in einer Stadt „non parialitas“ und ist nicht eine rechte Gemeinsamkeit, wie ich auch sagen will. . . . So heißt doch eine Zunft der andern, als ob ich spreche „Diß mir, so ist es Dir“ — damit ist die Gemeinde dann betrogen.“ Demnach mußten die Zünfte abgethan werden; eson gabe es „weder kalt noch warm“ und „rei jedermann dem andern gleich.“

So die Arbeit ihren Mann suchte, befanden sich auch neben den Zunftmeistern die Gesellen in behaglichen Verhältnissen; mußte doch auf mehreren Reichstagen auch gegen ihren Gang ins Papst ein einseitiges Wort gesagt werden; freilich legte der reichliche Verdienst auch die Zünfte gelegentlich in den Stand, zu wohlthätigen und frommen Stiftungen beizutragen.

Betrachtet man das städtische Leben des ausgehenden XV. und beginnenden XVI. Jahrhunderts im großen und ganzen, so hat es unläugbar den Anstrich des Behaglichen, einen Zug, der wir stets wiederfinden, wo die bildenden Künstler den Deutschen in seinem Heim, seiner Wohnung, darstellen.

Das Bild eines wohlhabenden, behaglich eingerichteten Studierzimmers genährt uns Tücher das „der heilige Hieronymus“ vom Jahre 1514. Durch die Figur des schreibenden Heiligen erkennen wir den Raum und durch einen die Vergänglichkeits des Irdischen andeutenden Todenschädel die Darstellung zu einem Festgemälde gemacht. Im übrigen hat es uns eine deutliche Stube im 1514 in einer Treue aufbewahrt, daß wir uns ein lebendiges Bild vom Heim eines deutschen Mannes jener Zeit machen können. Das Licht fällt durch zwei Fenster mit runden gothischen Eichen; der Brille ist an einem kleinen Vult beschäftigt, das auf einem alt- und kunstvollen Tischchen steht; auch ein Kreuzfigel und ein Zintenfaß befindet sich auf demselben. An der Wand bemerken wir die Sanduhr, auf einem Brette mehrere Leuchter, darunter, unter einem Vorderrahmen, Priestschaften und eine Schere, daneben Rosenkranz und eine Unachtsamkeit zeigen auf den harten Bänken zeigen, daß der Sinn für eine gewisse Unachtsamkeit nicht fehlt. Auf der Bank liegen unter den tiefen Fensterbänken Bücher, unter demselben steht die Truhe mit künstlichem Schloß, daneben dachbühige Pantoffeln. Vom Tisch

sehen wir einen  
Krug als merkwürdige  
Zierde. Die  
Wand des Raumes  
ist mit einem noch  
nicht so hochzeitlichen  
Wappen versehen.  
Der Heilige trägt  
ein blaues Gewand  
mit einem roten  
Kreuz.

Wie deutliche  
Zeichen und die  
Wand ist mit  
einem noch  
nicht so hochzeitlichen  
Wappen versehen.  
Der Heilige trägt  
ein blaues Gewand  
mit einem roten  
Kreuz.



Dargestellt: Kinder- und Wohnstube in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts

Holzschnitt von Hans Krumpholtz

eine Magd das kleine Neugeborene, eine zweite steht bereit, das Kind in das wärmende Tuch einzuhüllen, auch die Wiege ist gerüstet. Links vorn hockt ein Kind mit einer Wurpe, an Fingern trägt einen Knochen davon, den es wahrscheinlich an einem Tische erbeutet hat, wo die helfenden Geister nach überstandener Mühe ihre Kräfte stärken; eine stattliche Matrone nimmt eben einen gewaltigen Zug aus dem Krug.



Deutsche Bürgerfrauen in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts.

Kupferstich von Joh. Ammann

Nach der Bauernschaft bestand sich offenbar in der beschriebenen Zeit in zum Theil erträglichen, zum Theil sogar behäbigen Verhältnissen. Allerdings herrschte in den bayerischen Landen in den verschiedenen Gegenden Deutschlands große Mannigfaltigkeit, und da der Lage der Bauern und bäuerlichen Arbeiter wesentlich von lokalen Verhältnissen, selbst der Persönlichkeit der Herrschenden abhängig war, konnte es leicht kommen, daß in einem Gebiete die Bauern allen Grund zur Zufriedenheit hatten, während die nächsten Nachbarn schon über Härte oder offensichtliche Verdrückungen klagen mußten. Freie Bauernhöfe bestanden noch in allen Theilen von Deutschland, namentlich da, wo der Adel zu keiner dominirenden Stellung gelangt war, aber allerdings überwog die Zahl derjenigen, welche zu einem Grundherrschaft, einem Adligen, Kloster oder Stift in einem Pacht- oder Zinsverhältnisse standen. Ein großer Theil der bayerischen Bevölkerung befand sich im Verband der Fronhöfe oder außerhalb derselben auf ansonsten freien. Die Hofhörigen waren nicht entfernt Verborgene, allerdings an die Felle gebunden, aber dafür wurden ihre Verrichtungen auch meist im Wege der Erbscheibung weiter gegeben; diese Erbscheibung hoberte einen ordentlichen schicklichen Bauernstand. Die Rechte und Pflichten der Verrichtungen waren meistens genau festgelegt: die Verrichtungen bestanden in Pachtgeldern, Naturalleistungen und persönlichen Diensten und Fronen. Eine besonders drückende Abgabe war bei einem Zierhof das „Vesthaus“ d. h. das beste Stück Fleisch, das bester Fleisch, wurde an den Grundherrschaft abgeliefert werden. Während des Fronendienstes



wurden die Leute vom Priest-  
thum ausserordentlich bekehrt;  
Viele Bestimmungen über die  
Führung der Jense, über Ver-  
ehrung Sündiger, athmen einen  
einen den Wein deutscher Mäde.  
In in Töcken Angehörigen hat-  
ten auch die Abkennung des  
„Knechtstapf“, wofür zwar  
keine Entschädigung gezahlt  
wurde.

Demnach war die Lage der  
bauern im allgemeinen weder  
besser noch schlechter, ja die  
jüngsten lutherischen Ausfälle  
in Tübingen auf die Grefmann-  
schaft der Bauern und die be-  
sonderer Forderungen der  
bauern betreffen, daß bei den  
vielen Bauern neben dem  
Landbau auch ein gewisser  
Hortwein Platz gefunden hatte  
im Osten und Tübingen ließen  
sich nicht als hier, tranken  
gewöhnlich besseren Wein als  
die Herren; aber auch in der  
Küche suchten sie es Vater-  
und Mütter gleichzutun,  
mit feinem, der Weite die  
Knechtstapf der Weistage  
war. Auch die Tagelöhner,

Arbeiter und Mägde der Bauern befanden sich in nicht schlechterer materieller Lage, als diese;  
die Knechtstapf war allgemein, und in Süddeutschland wurde selbst dem Tagelöhner nur  
etwas weniger der Wein verweigert. Kein Wunder, wenn sich unter diesen Umständen Jung  
mit der Karnevalen und andern Festlichkeiten mit Spiel und Tanz einen vergnügten Tag  
gab. Aber ebenso erklärlich ist es, daß sich die Unzufriedenheit regte, wo weniger günstige  
Verhältnisse herrschten oder die bestehenden durch zufällige Ereignisse sich verschlechterten.



Drei Bauern aus dem Anfang des XVI Jahrhunderts  
nach dem Leben gezeichnet und geschnitten von Albrecht Dürer

## 2 Luthers Jugendleben und erstes Auftreten bis zum Jahr 1519.

Nicht aus den Reihen der Humanisten, die zum Theil mit der Kirche, wie  
mit dem Christenthum gebrochen hatten, nicht aus der Mitte der Theo-  
logen, die einen oder den anderen Irrthum der römischen Kirchenthlehre bekämpften,  
sondern aus den Kreisen, die mit volkstümlichem Spott die Missethände der be-  
herrschenden Klerik verdammten, ist der Mann hervorgegangen, welcher  
die christliche Welt aus Jahrhunderte langer Knechtschaft befreien, das Christen-

- thum wieder sich selbst zurückgeben sollte. Nicht eine neue, von Irrthümern und Mißbräuchen gereinigte Kirche wollte Martin Luther schaffen, — mag er immerhin ein Reformator genannt werden, — sondern die wahre und echte Kirche begründen, die in der bestehenden mangelhaft und unvollkommen verkörpert war. Darum steht er auf einem ganz anderen Boden, als alle diejenigen, welche man wol als „Reformatoren vor der Reformation“ bezeichnet: von diesen, wie z. B. von Huss, ist Luther nicht sowol nach den Erfolgen, sondern weit mehr nach dem Wesen seines Werkes verschieden. Die äußere Veranlassung zu seinem Auftreten gab mit Nothwendigkeit eine Lehrmeinung der römisch-katholischen Kirche: innerlich aber hatte sich Luther von derselben bereits losgesagt, als er sich in den härtesten Gewissenskämpfen zu der Ueberzeugung durchgerungen hatte, daß die Aneignung der Erlösung lediglich in dem Glauben an das liege, was Gott für die Menschheit gethan, ihr verkündigt und ihr als Heil angeboten hat. Diese Lehre, welche den Inbegriff des Christenthums ausmacht, sollte das Fundament auch der wahren Kirche sein: diese Glaubenserfahrung, die Luther an sich gemacht, wollte er als einzige und reine Heilswahrheit der christlichen Gemeinschaft einflößen. Darum steht Luther auch unter seinen Zeitgenossen und seinen Mitstreitern völlig eigenartig da, nur aus einer eingehenden Betrachtung seines Vorlebens kann diese Eigenart erfaßt werden und ist oft genug verkannt worden. Ein eigenthümliches Geschick aber war es, daß aus einer stillen, engen Klosterzelle, von einem Mönche, der ausschließlich um sein Seelenheil kämpfte, ihm selber unbewußt, die Bewegung ausging, die, aller Welt zum Frommen, endlich die wahre Kirche schuf.

„Ich bin eines Bauern Sohn; mein Vater, Großvater, Ahn sind rechte Bauern gewesen; darauf ist mein Vater gen Mansfeld gezogen und ein Bergbauer worden; daher bin ich“, sagt Luther in seinen Tischreden. Seine Vorfahren saßen in Mähra, einem Dorfe, unweit von Eisenach und Salzungen. Sein Vater, Hans Luther, war wol aus Fürstigkeit zur Uebersiedlung in das Mansfeldsche veranlaßt worden; seine Mutter, Margarethe, war eine Bürgerstochter aus Eisenach. In Eisleben ward Martin Luther am 10. November 1483 geboren, sechs Monate später ließen sich seine Eltern in dem Städtchen Mansfeld nieder. Luther wurde von Vater und Mutter mit der damals üblichen Strenge erzogen; in der Schule zu Mansfeld, welche der Knabe früh besuchte, ging es förmlich barbarisch zu: „die Schulen“, sagt Luther später, „waren damals rechte Kerker und Höllen.“ Durch jene harte Behandlung kam Luther in die Richtung, die ihn nachmals ins Kloster geführt hat. Im Jahr 1497 schickte man den Knaben nach Magdeburg zu den Franziskanern in die Schule, „da man die Kinder wie Vögel im Vogelbauer hält und ihnen keine Ergröpfung gönnt.“ Auch äußerst dürftig ging es hier zu. Eine bessere Zeit brach für ihn in Eisenach an, wo er freilich auch „Parzellen sammelte“ d. h. für ein Almosen neß anderen Schülern vor fremden Thüren sang, aber an der Frau Cotta eine edelmüthige Gönnerin fand. Da er treffliche Anlagen für die Musik hatte, ließ ihn Frau Cotta im Klavierspiel unterrichten, auch die Laute spielte er und in der Schule eignete er sich die Elemente der Tonkunst an. Die „edle Musica“ hielt er denn auch sein Lebenlang hoch als die mächtigste Trösterin bekümmelter Seelen. In Eisenach lernte er auch die alte deutsche Volkslage, die Meistergesänge, den „Meinele Fuchs“ kennen. Im Jahr 1501 verließ er diese liebe Heimstätte, um in Erfurt, einer der angesehensten Universitäten, zu studiren. Sein Vater, dessen Lage sich gebessert, hatte ihn zum Juristen bestimmt. Obwohl sein



Luthers Bildniß noch in der Tracht des Augustiners, v. J. 1520.

Folgt aus Salas Granados Schule, verschiedentlich in ersten Wittenberger Drucken früher  
 zu der letzter Editionen angewendet, dann auch vielfach als Einzeldruck, auch kolorirt, verbreitet.





Universitätsleben jugendlicher Frische nicht ganz entbehrt, waren Schächlernheit und religiöser Ernst doch bei ihm vorwaltend. Seine hauptsächlichsten Lehrer waren Ullingen und Jodokus Trutketter († 1519), von denen der letztere, ein hervorragender Scholastiker, den Studenten zugleich als ein sittlich-tüchtiger Charakter und als Muster aufrichtiger Frömmigkeit voranschaltete.

Im Jahr 1505 erlangte Luther die Magisterwürde, schon erwartete sein Vater, daß sich der Sohn durch juristische Studien eine glänzende Laufbahn erschließen würde, als dieser sich unvermuthet dazu entschloß in das Kloster zu gehen. Die Ursache dieses Entschlusses waren Gewissenszweifel: nach der Anschauung der Zeit war es nur im Kloster möglich, durch ein vollkommen heiliges Leben die Gnade des Himmels zu verdienen. Zwei äußere Veranlassungen aber brachten in Luther den Entschluß zur Reise. Sein Freund Alexius ward im Duell erschossen, er selbst, auf einem Spaziergange von einem heftigen Gewitter überfallen, that das Gelübde, Mönch zu werden, übertölpelt von dem Gedanken, plötzlich und unvorbereitet vor seinem Richter erscheinen zu müssen. Nach herzlichem Abschied von seinen Freunden trat er im Jahr 1505 (wahrscheinlich am 16. Juli) in das Kloster der Augustiner-Eremiten zu Erfurt. Sein Vater, den er nicht befragt, zürnte ihm heftig und blieb zwei Jahre unverzöhnt. Den inneren Frieden, den er ersuchte, fand er nicht, obwohl er die niedrigsten Arbeiten, die ihm die Mönche auferlegten, ohne Murren verrichtete und sich freiwillig aufs härteste fastete. Auch nicht einmal das Studium der heiligen Schrift bewahrte ihn vor tiefer Niedergeschlagenheit, seine Beichtväter verstanden ihn nicht; sie kannten nur That-sünden; was wußten sie von der Unruhe einer Seele, die nach vollkommener Kleinheit vergebens ringt. Da traf zur rechten Zeit der Generalsuperior des Ordens, der edle Johann von Staupitz ein, der selbst zu den Ausläufern der mystischen Schule gehörte und Luthers Seelenstimmung, wiewol nicht ohne Mühe, verstand. Theils durch seinen Zuspruch tröstete er den Gequälten, theils indem er ihn zum Studium der Mystiker und des heiligen Augustinus anleitete. Noch hatte Luther den inneren Frieden nicht gefunden, als er im Frühling des Jahres 1507 die Priesterweihe empfing. Noch stand er so sehr unter dem Banne seiner Zweifel, daß er am 2. Mai 1507, als er zum ersten Mal seines Amtes walten sollte, beinahe vor Schluß des Gottesdienstes sich entfernt hätte. Auch machte es ihm schwere Bedenken, daß sein Vater, welcher zu der Feierlichkeit freilich erschienen war, sich mit dem neuen Stande unzufrieden bezeugte. Indessen stellte sich, als er nun mit etwas freierem Blick die göttlichen Offenbarungen namentlich im Römerbriefe überschaute, eine geläuterte, freudigere Stimmung bei ihm ein. Auch in der scholastischen Theologie arbeitete er rastlos; er schloß sich der nominalistischen Schule an, welche, im Gegensatz zu den Realisten, lehrt, daß für die Hauptsätze des christlichen Glaubens die Vernunftbeweise nicht ausreichen, daß vielmehr die Kirchenlehre als Offenbarung angenommen werden muß.

Auf Veranlassung des wohlwollenden Staupitz entschloß sich Luther, wiewol nicht ohne Widerstreben, im Jahr 1508 als Professor — zunächst der Philosophie — an die neue Hochschule zu gehen, welche Friedrich der Weise im Jahr 1502 zu Wittenberg gegründet hatte. In wenigen Jahren ward er der geachtetste Lehrer und Prediger. Im Jahr 1510 erhielt er den Auftrag, in einer — übrigens nicht bekannten — Ordensangelegenheit nach Rom zu gehen; er verband damit die Erfüllung eines in der Jugend übernommenen Gelübdes und reiste zu Fuß von Kloster zu Kloster. Mit andächtiger Begeisterte hing er auf die Knie nieder, als er das „heilige Rom“ vor sich liegen sah. Was er in der Stadt wahrnahm, mußte aber sein religiöses und patriotisches Gefühl aufs tiefste verletzen. Gewiß nahm er von Rom einen Stachel in seinem Innern mit, doch war er die nächsten Jahre noch weit entfernt, die geheiligte Autorität des Papstes anzutasten.

Der ehemals verzweifelnbe Augustinermönch des Erfurter Klosters übte, im Glauben erstarkt und in der Wissenschaft gefestigt, seit dem Jahre 1512 als

Doktor und Professor der Theologie an der Universität zu Wittenberg, als Prediger am dortigen Augustinerkloster, bereits mehrere Jahre eine segensreiche Thätigkeit aus, als der Papst selbst das Unwetter entließte, welches die Kirche ihres reichsten Erntefeldes berauben sollte.

Die Ablasspredigt war 1516 allenthalben im deutschen Lande erschollen: zur Restauration der Peterskirche brauchte Papst Leo X., der künftige Kaiser, große Summen, die ihm Deutschland liefern sollte. War es schon an sich ein Frevel, daß gewisse Arten dieses Sündenerlasses ausdrücklich ohne Fleiß und Ruhe für Geld zu haben sein sollten, so waren die Umstände, welche den Schacher begleiteten, ganz besonders anstößig. Dem Kurfürsten Albrecht von Mainz war in den Sprengeln Mainz und Magdeburg die Hälfte der Einnahmen zugesagt, damit er das Handelshaus der Fugger befriedigen könne, welche ihm die Gebühren für das erzbischöfliche Pallium — 30,000 Gulden — vorgeschossen hatten. Fuggerische Agenten zogen mit den Ablasspredigern umher, um



Ablasshandel.

Oben eines höchst seltenen, weil angeht durch den Rath der Stadt Basel verboten gewordenen Holzschneides von Hans Holbein. Ueberall in der Skizze ist das Wappen der Mediceer angebracht.

gleich an Ort und Stelle ihre 50 Prozent einzustreichen. Wahrscheinlich eine prägnante Illustration der Theorie, daß der Papst aus dem Gnadenschatze der Kirche die Vergebung der Sünden vermitteln könne.

Die Idee, welche dem Ablass zu Grunde liegt, ist die Vorstellung, daß die Kirche eine Himmel und Erde, Lebendige und Tote gleichmäßig umfassende Gemeinschaft habe in der die Verschuldung des Einzelnen durch die Verdienste der Gesamtheit aufgehoben werde. Daß sich die Gnade auch auf jenen Mittelzustand zwischen Himmel und Erde, das Fegefeuer, erstrecke, war eine erst neuerdings hinzugekommene Lehre. Der Ablass vor 1516 diente besonders auch zur Erlösung der Seelen der Verstorbenen aus dem Fegefeuer.

Wie hatte Luther bei seiner Ueberzeugung, daß jeder Mensch die Erlösung sich selber erkämpfen müsse, einem solchen Unwesen nicht entgegengetreten sollen? Als im Jahre 1516 der Dominikaner Johann Tetzel in der Nachbarschaft

**Ablaßbrief, datirt Nürnberg den 24. März 1455, ausgestellt durch Johannes de Pfstein, der Theologie Doctor, Eisterzienserordens, für Friedrich Schulem, Priester der Sebalduskirche.**

Das Original, auf Pergament gedruckt, (eins von den 23 erhaltenen Exemplaren aus Gutenbergs erster Druckerei) befindet sich auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig. (Die Initialen sind eingeschrieben)

Das vorliegende Dokument verdankt seine Entstehung dem allgemeinen Ablaß, welchen Papst Nicolaus V. 1451 allen denen bewilligte, welche zur Unterthänigung des Königsreichs Eppern gegen die Türken beitragen wurden. Der König von Eppern, Johannes II. von Lusitanien, sandte seinen Bevollmächtigten Paulinus Sapp (Schappe) zum Dietriche von Ablaß nach Deutschland. Sapp erwarb von Mainz aus seine Ablaßbriefe durch Händlanten (zu denen also auch der Aussteller des vorliegenden Exemplars, der Eisterzienser Johannes Pfstein, gehörte) in ganz Deutsch-

land. Gutenbergs neue Erfindung eignete sich ganz vortreflich zur massenhaften Anfertigung dieser Urkunden, indem man blos den Raum für den Ort, Tag und Namen des Käufers zur handschriftlichen Ausfüllung frei ließ. Nach dem 1. Mai 1455 verlor der Ablaß seine Gültigkeit und die Dokumente wurden werthlos, weshalb sie entweder fortgeworfen oder von den Buchbindern verbraucht wurden. Dennoch sind nach und nach aus Bücher einbanden, Registraturen u. 23 Exemplare dieser kostbaren Drucke aus Gutenbergs erster Zeit wieder ans Licht gekommen.

**Uebersetzung des Ablaßbriefs.**

Nun in Christo Seelenen,  
wird ein gegenwärtiger Brief  
ausgestellt, welchem man werden, ent-  
weder Paulinus Schappe, Maib,  
Schäffer und Generalverwalter  
des römisch-deutschen Reichs von  
Eppern in diesem Jahre kommt  
zu dem Herrn. Da der be-  
liebte in Christo Vater und Herr,  
unser Herr Nicolaus, durch die  
gottliche Vorsehung Papst, der  
war, indem er mit der Ver-  
ordnung des Reichs Eppern  
Ansehen hat, gegen die teu-  
flischen Hände des Kreuzes  
Christi, die Türken und Saraz-  
enen unentsetzlich allen in  
Christo Seelenen, wo sie auch  
immer sein mögen, sie bei dem  
wunderbaren Blute unsers Herrn  
Jesu Christi ganz ermunternd,  
gestärkt hat, welche innerhalb  
seiner Jahre, vom ersten Tage

des Monats des Jahres des Herrn  
1452 an, für die Ver-  
theilung des katholischen Glau-  
bens und des vorerwähnten Re-  
ichs nach ihren Kräften  
mehr oder weniger, wie es sich  
mit ihren Gewissen zu vertragen  
scheinen wird, von den dazu  
eingesetzten Verwaltern oder Vo-  
zen pflichtmäßig erbeten haben,  
dass geeignete geistliche oder welt-  
liche, durch sie selbst zu wählende  
Bischöffe, nach Vernehmung  
dette Glaubensbekennnisse, für  
bequame, auch dem apostolischen  
Stuhle vorbehaltene Ausschrei-  
bungen, Verordnungen und  
Vergeben, wie schwer sie auch  
immer sein mögen, nur nur ein-  
mal eine schuldige Vergebung zu  
verhängen und eine heilsame  
Reue aufzulegen, nicht minder,  
wenn sie demüthig darum bitten

würden, sie selbst von jedem Ur-  
theilen, Strafen der Exkommuni-  
kationen, Suspensionen und des  
Interdicts und andern kirch-  
lichen Strafen, vom Rechte oder  
vom Menschen ausgesprochen,  
mit denen sie vielleicht behaftet,  
freizusprechen und nach aufer-  
legung gemäß dem Grade der  
Schuld heilsamer Reue oder  
andern Dingen, welche von  
Rechtswegen aufzulegen sein  
werden, und denen, die wahrhaft  
bereut und bekannt haben, oder  
ihnen, wenn sie vielleicht wegen  
Verlustes der Sprache nicht be-  
kennen konnten, die Zeichen der  
Buße vorbehaltend, die vollstän-  
digste Vergebung aller ihrer  
Sünden, die sie mit dem Munde  
bekannt und im Herzen reuig  
gefühlt haben werden, und eine  
völlige Erlassung einmal für das

Leben und einmal für den Augenblick des Todes zufolge apostolischer Machtvollkommenheit einzuräumen die Kraft hätten, die nach geschehener Rechtfertigung, wenn sie am Leben blieben, oder durch ihre Erben, wenn sie dann stürben, jedoch erst nach eingetragener Vergebung, während eines Jahres an jedem sechsten Tage oder an einem bestimmten andern Tage fasten sollten unter Vorschrift des gesetzmäßigen Hindernisses der Kirche nach der gewöhnlichen Beobachtung, wenn die auferlegte Reue, ein Gelübde oder sonst nichts im Wege steht, und die, wenn sie selbst in dem genannten Jahre oder in einem Theile desselben daran verhindert worden sind, im folgenden Jahre oder sonst sobald sie können fasten werden, und kann der dazu erwählte Reichtvater, wenn sie in irgend einem der Jahre oder in einem Theile derselben das erwähnte Fasten nicht bequem erfüllen könnten, es in andere Werke der Liebe verwandeln, die sie selbst auszuüben auch angehalten werden sollen, dafern sie nur nicht in Zuversicht auf eine derartige Erlassung zu sündigen sich vornehmen wollen, widrigenfalls die erwähnte Bewilligung, die sich auf die vollständige Erlassung für den Augenblick des Todes und die Erlassung, die sich auf die begangenen Sünden in Zuversicht, wie vorausgeschickt worden ist, bezieht, keine Kraft oder Bedeutung haben sollen, und weil der demüthige in Christo Friedrich Schu-

lem, Priester des Altars in der Kirche des heiligen Eobaldus, gemäß der erwähnten Vergebung nach seinen Kräften pflichtmäßig es erbeten hat, so soll er sich verbiederter Wille einer derartigen Vergebung erfreuen. Zur Bestätigung der Wahrheit ist das dazu gehörige Siegel an dem gegenwärtigen Zeugnisse angehängen. Gegeben zu Nürnberg im Jahre des Herrn 1455, am vierundzwanzigsten Tage des Monats März.

Formel der vollständigen Vergebung und Erlassung für das Leben.

Es möge sich Deiner erbarmen ic. Unser Herr Jesus Christus durch seine heiligste und gütigste Barmherzigkeit möge Dir vergeben und kraft der Machtvollkommenheit seiner selbst und seiner glückseligen Apostel Petrus und Paulus, sowie kraft der mir übertragenen und Dir eingeräumten apostolischen Machtvollkommenheit, spreche ich Dich von allen Deinen reuig gefühlten, begangenen und in Vergessenheit gerathenen, auch von allen dem apostolischen Stuhle vorbehaltenen Unfällen, Ausschreitungen, Beschuldigungen und Vergehen, wie schwer sie auch immer sein mögen, nicht minder von jeglichen Urtheilen, Strafen der Exkommunikationen, Suspensionen und des Interdictes und andern kirchlichen Strafen, vom Rechte oder vom Menschen ausgesprochen, wenn Du in solche

gerathen bist, frei, indem ich Dir die vollständige Vergebung und Erlassung aller Deiner Sünden zu Theil werden lasse, insoweit die Schlüssel der heiligen Mutter Kirche in diesem Theile reichen. Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes Amen.

Formel der vollständigen Erlassung für den Augenblick des Todes.

Es möge sich Deiner erbarmen ic. Unser Herr (wie oben). Ich spreche Dich von allen Deinen reuig gefühlten, begangenen und in Vergessenheit gerathenen Sünden frei, indem ich Dich in die Gemeinschaft der Gläubigen und in die Sacramente der Kirche wieder einsetze, Dir die Strafen des Himmels, in welche Du wegen Vergehen und Beleidigungen gerathen bist, erlasse und Dir eine vollständige Vergebung aller Deiner Sünden ertheile, insoweit die Schlüssel der heiligen Mutter Kirche in diesem Theile reichen. Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes Amen.

Johannes von St. Rein, Doktor der heiligen Theologie, vom Orden der Cistercienser, zu dem Vorgeschiedten beauftragt.

Andreas Jander Clin-gen, Notar, hat es unterschrieben.

**Ablaßbrief, datirt Nürnberg den 24. März 1455, ausgestellt durch Johannes de Nisteln, der Theologie Doktor, Cisterzienserordens, für Friedrich Schulem, Priester der Sebalduskirche.**

Das Original, auf Pergament gedruckt, (eins von den 23 erhaltenen Exemplaren aus Gutenbergs erster Druckerei) befindet sich auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig. (Die Initialen sind eingeschrieben.)

Das vorliegende Dokument verdankt seine Entstehung dem allgemeinen Ablaß, welchen Papp Nikolaus V. 1451 allen denen bewilligte, welche zur Unterstützung des Königreichs Cypern gegen die Türken beitragen wurden. Der König von Cypern, Johannes II. von Lusignan, sandte seinen Bevollmächtigten Paulinus Papp (Chappe) zum Reichsheide Ablaß nach Deutschland. Papp vertauschte von Mainz aus seine Ablaßbriefe durch Unterhändler (zu denen also auch der Aussteller vorerzogenen Exemplars, der Cisterzienser Joh. von Nisteln, gehörte) in ganz Deutschland.

Gutenbergs neue Erfindung eignete sich ganz vortreflich zur massenhaften Ausfertigung dieser Urkunden, indem man bloß den Raum für den Ort, Tag und Namen des Käufers zur handschriftlichen Ausfüllung frei ließ. Nach dem 1. Mai 1455 verlor der Ablaß seine Gültigkeit und die Dokumente wurden wertlos, weshalb sie entweder fortgeworfen oder von den Buchbindern verbraucht wurden. Dennoch sind noch und noch aus Bucher einbänden, Registraturen u. 23 Exemplare dieser kostbaren Prucke aus Gutenbergs erster Zeit wieder ans Licht gekommen.

**Uebersetzung des Ablaßbriefs.**

Allen in Christo Glauben, sende den gegenwärtigen Brief, welcher so beschaffen werden soll, mit diesen Paulinus Chappe, Rath, Schlichter und Generalverwalter des hochlandtlichen Königs von Cypern in diesem Theile Gruß in dem Herrn. Da der heilige Vater, Pater und Herr, unser Herr Nikolaus, durch die göttliche Verleihung Papp, des Heiligen, indem er mit der Unterstützung des Königreichs Cypern behilfen hat, gegen die treulichen Feinde des Kreuzes steht, die Türken und Saracenen unentgeltlich allen in Christo treuen, wo sie auch immer sein mögen, sie bei dem vergehen Blute unsers Herrn Jesu Christi antiz ermunternd, gebietet hat, welche innerhalb eines Jahres, vom ersten Tage

des Mai des Jahres des Herrn 1455 anzufangen, für die Vertheidigung des katholischen Glaubens und des vorgenannten Königreichs nach ihren Kräften mehr oder weniger, wie es sich mit ihrem Gewissen zu vertragen scheinen wird, von den dazu eingesetzten Verwaltern oder Potestaten pflächmäßig erbeten haben, daß geeignete geistliche oder weltliche, durch sie selbst zu wählende Beichtväter, nach Vernehmung derer Glaubensbekennnisse, für begnadete, auch dem apostolischen Stuhle vorbehaltene Ausweisungen, Verschuldigungen und Vergehen, wie schwer sie auch immer sein mögen, nur für einmal eine schuldige Vergebung zu verhängen und eine heilsame Reue aufzuerlegen, nicht minder, wenn sie demuthig darum bitten

würden, sie selbst von jedem Leiden, Strafen der Exkommunikationen, Suspensionen und des Interdiktes und andern kirchlichen Strafen, vom Rechte oder vom Menschen ausgesprochen, mit denen sie vielleicht beahet, freizusprechen und nach auferlegung gemäß dem Grade der Schuld heilsamer Reue oder andern Dingen, welche von Rechtswegen aufzuerlegen sein werden, und denen, die wahrhaft bereut und bekannt haben, oder ihnen, wenn sie vielleicht wegen Verlasses der Sprache nicht bekennen konnten, die Zeichen der Buße vorbehaltend, die vollkommene Vergebung aller ihrer Sünden, die sie mit dem Munde bekannt und im Herzen reuig geküßt haben werden, und eine bodige Erlassung einmal für das





Wittenbergs mit seinem Ablasskram sich einsand, warnte Luther dagegen von der Kanzel und im Beichtstuhl. Tetzel antwortete mit Drohungen: da kündigte Luther eine akademische Disputation über den Ablass an, indem er (am 31. Oktober 1517) 95 Thesen (Behrsätze) an der Thür der Kirche zu Wittenberg anschlagen ließ. Der erste Satz schon versetzte dem Ablassweien den Todesstich: er lautete: „Indem unser Herr Jesus Christus sagt: Thut Buße und bekehrt euch, wollte er, daß das ganze Leben der Gläubigen Buße sei.“ Nicht um einen Angriff auf das Papstthum, sondern um das Wesen des Christenthums war es Luther zu thun.

In unglaublich kurzer Zeit verbreiteten sich die 95 Thesen durch Deutschland, jubelnden Beifall, aber auch lebhaften Unwillen erregend. Merkwürdig genug: Luther sandte die Thesen an den Erzbischof Albrecht, an den Bischof Skultetus ein: es erfolgte kein Verweis, der Bischof billigte sogar sein Verfahren gegen Tetzel. Auch der Landesherr, Friedrich der Weise, ein frommer Mann im Sinne der römischen Kirche, schritt nicht ein, obwohl er die Bedeutung der Sache sofort geahnt haben mag.

Man erzählt, der Kurfürst habe in seinem Schlosse zu Schweiniz in der Nacht auf Allerheiligen im Traum den Mönch gesehen, wie er an der Schloßkapelle zu Wittenberg einige Sätze mit so starker Schrift anschrrieb, daß man diese in Schweiniz lesen konnte. Die Feder wuchs und wuchs, reichte bis Rom, berührte die dreifache Krone des Papstes und machte sie wanken, — der Kurfürst streckte den Arm aus, sie zu halten — und erwachte.

Die nationale, die gelehrte Opposition stand für Luther ein; wer wahrhaft fromm war, mußte ihm Recht geben; Tetzel, Konrad Wimpina zu Frankfurt a. S., Dr. Jakob Eck zu Ingolstadt erhoben die Anklage wider den Keger, der den Tod verdiene. Schon ließ sich auch aus Rom eine Stimme vernehmen. Der „Meister des heiligen Palastes“, ein Dominikaner, Silvester Priarias, der schon in dem Streite Reuchlins ein unheilvolle Rolle gespielt, hielt ihm den heiligen Thomas von Aquino zu Trutz und Schutz entgegen. Luther sandte (Mar. 1518) eine Rechtfertigungsschrift an Leo X.: an Thomas von Aquino wollte er nicht gebunden sein; noch berief er sich nicht auf die alleinige Autorität der heiligen Schrift, noch erklärte er sich sogar den päpstlichen Dekreten zu unterwerfen. Aber in Rom hatte man sich längst entschieden; es wurde zu seiner Aburtheilung ein Gericht eingesetzt, von welchem derselbe Silvester Priarias als der einzige Theologe gegenübergestellt wurde. Am 7. August erhielt Luther den Befehl, sich binnen sechzig Tagen in Rom zu verantworten. Indes zweifelte der Papst wol mit Recht an der Wirkung seines Befehls und beauftragte den Kardinallegaten Thomas de Vio von Gaeta (Cajetanus), der an den Augsburger Reichstag abgeordnet war, Luther dort vorzufordern, zu verhaften und ihm nach geleistetem Widerruf Verzeihung zu gewähren, andernfalls aber ihn mit dem Banne zu belegen und nach Rom zu liefern.

Ein hochwichtiger Moment nahte. Eine Opposition war entstanden, die noch unscheinbar aussah, aber an der Stimmung der Nation und in einem





Wittenbergs mit seinem Ablasskram sich einfand, warnte Luther dagegen von der Kanzel und im Beichtstuhl. Tetzel antwortete mit Drohungen: da kündigte Luther eine akademische Disputation über den Ablass an, indem er (am 31. Oktober 1517) 95 Thesen (Lehrsätze) an der Thür der Kirche zu Wittenberg anschlagen ließ. Der erste Satz schon verfezte dem Ablasswesen den Todesstoß; er lautete: „Indem unser Herr Jesus Christus sagt: Thut Buße und bekehrt euch, wollte er, daß das ganze Leben der Gläubigen Buße sei.“ Nicht um einen Angriff auf das Papstthum, sondern um das Wesen des Christenthums war es Luther zu thun.

In unglaublich kurzer Zeit verbreiteten sich die 95 Thesen durch Deutschland, jubelnden Beifall, aber auch lebhaften Unwillen erregend. Merkwürdig genug: Luther sandte die Thesen an den Erzbischof Albrecht, an den Bischof Skultetus ein: es erfolgte kein Verweis, der Bischof billigte sogar sein Verfahren gegen Tetzel. Auch der Landesfürst, Friedrich der Weise, ein frommer Mann im Sinne der römischen Kirche, schritt nicht ein, obwohl er die Bedeutung der Sache sofort geahnt haben mag.

Man erzählt, der Kurfürst habe in seinem Schlosse zu Schweiniz in der Nacht auf Allerheiligen im Traum den Mönch gesehen, wie er an der Schloßkapelle zu Wittenberg einige Sätze mit so starker Schrift anschrrieb, daß man diese in Schweiniz lesen konnte. Die Feder wuchs und wuchs, reichte bis Rom, berührte die dreifache Krone des Papstes und machte sie wanken, — der Kurfürst streckte den Arm aus, sie zu halten — und erwachte.

Die nationale, die gelehrte Opposition stand für Luther ein; wer wahrhaft fromm war, mußte ihm Recht geben; Tetzel, Konrad Wimpina zu Frankfurt a. O., Dr. Jakob Eck zu Ingolstadt erhoben die Anklage wider den Ketzer, der den Tod verdiene. Schon ließ sich auch aus Rom eine Stimme vernehmen. Der „Meister des heiligen Palastes“, ein Dominikaner, Silvester Priories, der schon in dem Streite Neuchlins ein unheilvolle Rolle gespielt, hielt ihm den heiligen Thomas von Aquino zu Trutz und Schutz entgegen. Luther sandte (Mai 1518) eine Rechtfertigungsschrift an Leo X.: an Thomas von Aquino wollte er nicht gebunden sein; noch berief er sich nicht auf die alleinige Autorität der heiligen Schrift, noch erklärte er sich sogar den päpstlichen Dekreten zu unterwerfen. Aber in Rom hatte man sich längst entschieden; es wurde zu seiner Aburtheilung ein Gericht eingesetzt, von welchem derselbe Silvester Priories ihm als der einzige Theologe gegenübergestellt wurde. Am 7. August erhielt Luther den Befehl, sich binnen sechzig Tagen in Rom zu verantworten. Indes zweifelte der Papst wol mit Recht an der Wirkung seines Befehls und beauftragte den Kardinallegaten Thomas de Vio von Gaëta (Cajetan), der an den Augsburger Reichstag abgeordnet war, Luther dort vorzufordern, zu verhaften und ihm nach geleistetem Widerruf Verzeihung zu gewähren, andernfalls aber ihn mit dem Banne zu belegen und nach Rom zu liefern.

Ein höchwichtiger Moment nahte. Eine Opposition war entstanden, die noch unscheinbar ausah, aber an der Stimmung der Nation und in einem

mächtigen Reichsfürsten einen starken Rückhalt fand. Wenn sich jetzt der Kaiser dazu herbeiliess, diese Regungen zu benutzen, so konnte er ein neues Zeitalter für Reich und Nation heraufführen. Mein Maximilian war gerade jetzt in gutes Einvernehmen mit dem Papste angewiesen, ihm lagen, wie wir sahen, andere Dinge am Herzen. Luther erhielt indessen von ihm kaiserliches Geheiß — erst nach seiner Ankunft in Augsburg — und stellte sich am 12. 13. und 1517 14. Oktober dem Kardinal Cajetan verweigerte einen Widerruf, mit dem Luther seine ganze Grundlehre aufgegeben haben würde; der Kardinal war über die Belesenheit und Tiefe des deutschen Mönches erstaunt, vor der Glut seiner Begeisterung empfand er ein Grauen, erzürnt rief er ihm zu: wolle Luther nicht widerrufen, so möge er sich nicht wieder vor ihm sehen lassen. Trotz des kaiserlichen Geheißes hielten Luthers Freunde ihn nicht mehr für sicher; am 20. Oktober entwich Luther aus Augsburg, am 31. Oktober langte er wohlbehalten in Wittenberg an. Er erwartete nun eigentlich, daß der Bann gegen ihn ausgesprochen werden würde und verfaßte eine Appellation an ein allgemeines Konzil. Allerdings machte Cajetan den Versuch, den Kurfürsten zur Auslieferung Luthers zu bewegen, aber Friedrich verweigerte dieselbe, gestützt auf ein Gutachten der Wittenberger Universität, welche an Luther keinerlei Ketzerei wahrgenommen haben wollte.

Auch in Rom war man mit dem Verfahren des Kardinals nicht ganz einverstanden, da er es mit dem Kurfürsten verwarf, welcher bei der vielbesprochenen Frage der Kaiservahl höchst wahrscheinlich den Ausschlag geben konnte. Man beschränkte sich daher darauf, eine päpstliche Bulle zu erlassen (9. November 1518) in welcher die Lehre vom Ablass ausdrücklich bestätigt, Luthers Name aber nicht genannt wurde. Diesen zum Widerruf zu bewegen, wurde als päpstlicher Legatius der Edelmann Karl von Miltitz entsendet, welcher als geborner Sachse als geschickter Diplomat und als ein versöhnlicher Charakter zur Beilegung des Streites höchst geeignet erschien. Vom 4. Januar 1519 an hatte Luther mit ihm in Altenburg mehrere Unterredungen, in denen er sich zum Stillschweigen erbot, falls seine Gegner sich ebenso verhalten wollten: doch bat er um Untersuchung seiner Sache. Den Widerruf lehnte er ab, richtete aber in Folge der Unterredung ein neues Schreiben an den Papst (3. März 1519), in welchem er die Ehre der römischen Kirche zu vertheidigen versprach. Den Papst selbst nannte er „einen Daniel unter den Löwen, eine Rose unter den Dornen, ein Lamm unter den Wölfen.“

1520 Nach einem Brief des Kurfürsten vom Jahre 1520 dachte Luther damals daran Sachsen zu verlassen; Miltitz habe dies aber verhindert aus Furcht, je nachdem er sich irgend wohin begeben (Paris ist gemeint), wo er sich freier bewegen könne, als in Deutschland.

Trotz des Versprechens, welches Luther zu Altenburg gegeben, hätte der Streit sich in dieser Phase schwerlich todtstschweigen lassen; daß er sehr bald und in entscheidender Richtung, wieder aufgenommen wurde, hing mit einer Verabredung zusammen, die Luther und der eben so ruhmbegierige, als streitsü-

lige Dr. Eck schon in Augsburg getroffen hatten. Auf einer Disputation in Frankfurt oder Leipzig sollte Eck mit dem Wittenberger Professor Dr. Karlstadt (eigentlich Andreas Bodenstein) über dessen Lehre „Von der Unfähigkeit des natürlichen Menschen zum Guten“ disputiren: eine Lehre, in der Luther mit Karlstadt übereinstimmte. Der gewandte Eck, neuer Triumphe sicher, veröffentlichte in den ersten Monaten des Jahres 1519 das Programm der Disputation, und Luther bemerkte mit Unwillen, daß 13 Artikel lediglich gegen seine Lehren gerichtet seien. Die eigentliche Absicht Ecks war, im Anschluß an die Ablasslehre einen Gegner dahin zu drängen, daß er die Autorität des Papstes angreife, was er auch wirklich geschah. Jedenfalls fühlte sich Luther nun durch das Versprechen, das er Mültitz gegeben, nicht mehr gebunden und beschloß an der Disputation persönlich theilzunehmen. Nicht ohne Bedenken, — auch von kirchlicher Seite wurden solche laut — gab der dem Kirchenglauben streng ergebene Herzog Georg von Sachsen die Erlaubniß, daß die Disputation auf der Pleißenburg zu Leipzig vor sich gehen dürfe.

Vor einer zahlreichen Zuhörerschaft nahm sie am 27. Juni ihren Anfang. Karlstadt, der zuerst in die Schranken trat, war in allen Aeußerlichkeiten seinem Gegner nicht gewachsen: konnte auch der ganzen Sachlage nach von einem Siege des Einen oder des Andern nicht die Rede sein, so begann dieses Vorspiel doch die Zuhörer zu langweilen. Das ward anders, als am 4. Juli Luther sich mit seinem Gegner maß. Der Streit wendte sich sofort gegen die Lehre von dem Primat des Papstes: je lebhafter das Wortgefecht wurde, je mehr man nach Beweisen und Widerlegungen der Ausnahmestellung des römischen Bischofs suchte, desto klarer ward es Luther, daß er, sich selbst unbewußt, dahin gelangt war, in dem Primat des Papstes nur eine menschliche Institution zu erblicken. Gerade ein solches Eingeständniß wünschte Eck zu hören; aber Luther ging im Feuer des Kampfes noch weiter. Als man ihm vorhielt, daß seine Lehrmeinung mit den Ansichten der Aelter Willkür und Haß übereinstimme, und zuletzt noch von den heiligen Konzilien, denen doch der heilige Geist innewohne, verdammt worden sei, wagte Luther die Behauptung „unter den zu Konstanz verdamnten Artikeln seien einige grundchristliche und evangelische.“ Das erregte allgemeines Erstaunen; Herzog Georg fuhr mit seinem Fluch „das walt' die Sucht!“ dazwischen. Als Luther dann genöthigt ward, einfach zu erklären, auch ein Konzil könne irren, sagte Eck: „Ehrwürdiger Vater, wenn Ihr das glaubt, seid Ihr mir wie ein Heide und Böllner.“ Der weitere Verlauf der Disputation ist jenem ersten Hauptergebniß gegenüber ohne Belang: es war augenscheinlich, daß Luther die Autoritäten der römischen Kirche in Glaubenssachen nicht mehr anerkannte.

Die Folgen, welche die Disputation für Luthers eigenen Glaubensstand hatte, waren unermesslich. Er erkannte, daß die allgemeine Kirche keines sich baren Oberhauptes bedürfe, er verwarf die Lehre vom Fegefeuer, welcher er in Leipzig noch zugethan gewesen, er fand zu seinem Erstaunen, aber nicht zu seinem Schrecken, daß er, daß Staupitz wirklich in der paulinisch-augustinischen Rechtfertigungslehre eine hussitische Doktrin vorgetragen.

Ein wahrhaft göttliches Geschick hatte ihm in dieser Zeit den rechten Mann an die Seite gestellt, Philipp Melanchthon. Den Geist dieses ebenso frommen als gelehrten Theologen und Philologen hatte die Leipziger Disputation, bei der sich beide Parteien auf Lehrsätze der Kirchenväter beriefen, zu einer hoch-

wichtigen Untersuchung angeregt. Er kam zu dem Resultate, man müsse die Schrift nicht nach den Kirchenvätern, sondern nach dem Sinne der h. Schrift verstehen. Diesen Grundsatz führte er im September 1519 dahin aus, daß ein katholischer Christ nichts anzunehmen verpflichtet sei, was nicht in der heil. Schrift stehe. Demgemäß griff er gleichzeitig die Grundlehren der bestehenden Kirche, die Lehre von der Transsubstantiation und den sieben Sacramenten an.

Philipp Melanchthon oder, wie er später den Namen schrieb, „Melancthon“ (eigentlich Ph. Schwarzerd), war am 16. Februar 1497 zu Bretten, einer kleinen pfälz. Stadt, die jetzt zum Großherzogthum Baden gehört, als Sohn eines nicht unbekannten Waffenschmiedes geboren. Nach dem frühen Tod des Vaters ward er zu Forstheim von seiner Großmutter, Mendelins Schwester, erzogen und erhielt von Mendelin selbst die bedeutendste Anregung. Ein frühreifes Talent, bezog er zwölfjährig im Herbst 1509 die Universität Heidelberg, wurde im Jahr 1514 zu Tübingen Magister und kam im Jahr 1518 als Professor der Philologie nach Wittenberg. Hier erwarb sich der junge Universitätslehrer bald allgemeinen Ansehen und allgemeine Beliebtheit. Gegenseitige Verehrung führte zu einem innigen Freundschaftsbund zwischen ihm und Luther, der er dem auch zur Leipziger Disputation beistellte. Das Verhältniß beider ist wol nicht naturgemäß mit einer Ehe verglichen, in welcher Luther das männliche, Melanchthon das weibliche Prinzip vertritt. Denn Melanchthon, feinsinnig und milde, hart und kriechlich, konnte nur in Anlehnung an eine stärker Natur eine wahrhaft fruchtbare Wirksamkeit entwickeln. Andererseits erkannte auch Luther an, daß er des frieblos wallenden Freundes Ergänzung seines eignen Weisens bedürfte. „Ich bin der grobe Waldrichter“, sagt er, „der Bahn machen muß, aber Magister Philipp fährt häubertlich daher, säet und beget mit Lust.“



Luther

Melanchthon

Gruppe aus des jüngeren Lukas Cranach hunderttheiltem Gemälde „Die Arbeiter im Weinberge des Herrn“, in der auf der einen Seite Luth., Bucer und Melancthon zeichnend, auf der andern die Reformatoren gegen ihn dargestellt. In der hier abgebildeten Gruppe sind Luther und Melanchthon leicht zu erkennen.



Karl V. und sein Bruder Ferdinand.

Die beiden Jungen sind von Hans Tschingel, 1627. Im Privatbesitz zu Leipzig.

### 3. Die Wahl Karls V.

Um dieselbe Zeit, wo die Theologen sich zu Leipzig versammelten, beschäftigte die deutschen Fürsten zu Frankfurt eine noch wichtigere Angelegenheit; wichtiger als je zuvor, war im gegenwärtigen Augenblicke die Wahl eines gemeinsamen Nachfolgers für Maximilian I. Niemals haben sich die Wähler ihres höchsten Amtes unwürdiger gezeigt, als bei dieser Gelegenheit. Nicht darin lag der schwerste Vorwurf, daß sich, einen einzigen Fürsten ausgenommen, niemand unter ihnen bereit finden ließ, die höchste Würde der Christenheit zu erben, auch nicht darin, daß man zuletzt den spanischen Karl erkor, sondern in dem elenden Intriguenpiel, in dem entwürdigenden Feilschen und Markten, woran die Wahlangelegenheit knüpfte. Es war ja an sich nicht unerhört, daß eine Folge der universalen Tendenzen des Kaiserthums, daß auch der Papst die auswärtigen Mächte in die Wahl eines deutschen Königs eingriffen, wie wir zuor wurde der fremden Einmischung ein so weiter Spielraum gewährt. Es war nicht ohne Beispiel, daß die Wahlfürsten durch persönliche Vorteile, durch Privilegien und Machterweiterung sich in ihrem Votum betheiligen ließen, aber mit der Schamlosigkeit, die man gegenüber den Bewerbern eines Fremden, wie Franz I. von Frankreich, bewies, war man in den neueren Zeiten, allein das Interregnum ausgenommen, nicht zu Werke ge-

gangen. So widerwärtig diese Vorgänge an sich sind, müssen sie doch ausführlicher geschildert werden, weil der Gegensatz zwischen dem siegreichen und der geschlagenen Hauptbewerber auf die nächsten Jahrzehnte unmittelbar einwirkte mittelbar aber auf Jahrhunderte hinaus die europäische Politik beeinflusst.

Zum kleineren Theil hatte Maximilian die Unsicherheit der Situation mit verschuldet, insofern er früher einmal dem Könige von England die Nachfolge angetragen, auch dem jungen Könige Ludwig von Ungarn und Böhmen die deutsche Krone zugesichert hatte. Regte sich jetzt in beiden Fürsten der Gedanke, den Plan zu verwirklichen, so kommt das auf die Rechnung des verstorbenen Kaisers. Allein der eine war zu weit entfernt, der andere in seinem eigenen Lande nicht stark genug: sie kamen beide für die Deutschen nicht sehr in Betracht; diese Bewerbungen wurden bald zurückgezogen. Auch hatte Maximilian in seinem letzten Regierungsjahr ganz offen für die Nachfolge seines Enkels Karl gewirkt und seine wahren Absichten eingestanden. Demgemäß konnten in Wirklichkeit nur die beiden Persönlichkeiten in Frage kommen, zwischen denen man schon im Jahre 1518 geschwankt hatte: Karl V. und Franz I. Ober aber ein deutscher Fürst mußte versuchen, durch seine eigene Bewerbung die Wahl eines Fremden zu hintertreiben. Der Kurfürst Friedrich von Sachsen, an dessen Widerstand alle Bemühungen Maximilians gescheitert waren, konnte diese Rolle spielen, wenn es ihm genehm war. Er war nach keiner Seite gebunden, auch die französische Politik hatte ihn nicht gewonnen, wie so viele andere deutschen Fürsten. Leider aber war Friedrich viel zu weise, als daß er die undankbare Rolle des Kaisers übernehmen, die bequeme Ruhe der kurfürstlichen Stellung aufgeben, den Besitz des sächsischen Hauses an die Wohlfahrt des Reiches hätte wagen wollen. Er handelte klug, aber nicht patriotisch.

Um so größere Anstrengungen machten Franz I. und Karl V. zum Erwerb der Krone, welche den deutschen Kurfürsten so wenig begehrenswerth erschien. Der französische König rechnete in erster Linie auf die Unterstützung des Papstes, der sich auch den Anschein gab, als fördere er die Sache Franz' I. Thatsächlich aber war er keinem der beiden Kandidaten sehr wohlgesinnt; wer auch immer von ihnen zu seiner Krone noch das kaiserliche Diadem gewann, mußte der Kurie furchtbar werden und das Emporkommen des mediceischen Hauses, das Leo X. anstrebte, verhindern. Indes war Karl in den Augen des Papstes noch immer der weniger gefährliche: ihn wollte man allenfalls in den Besitz der Krone gelangen lassen, wenn er die Bedingungen Roms erfüllt haben würde. Um Karl dazu geneigt zu machen, wirkte man anscheinend für Frankreich. Meisterhaft verschleierte Leo X. seine eigentlichen Absichten; bindende Erklärungen, unzweideutige Versprechungen gab er nach keiner Seite; man sah mit Verwunderung den einen der päpstlichen Legaten für Franz I. thätig, den andern für Karl. Indes die Gunst oder Ungunst des Papstes gab nimmer den Ausschlag: es galt vielmehr, die Kurfürsten zu gewinnen. Franz I. ordnete zu diesem Zweck eine glänzende Gesandtschaft ab, an deren Spitze der Admiral Bonnivet stand. Die Gesandten hatten fast unbedingte Vollmacht, namentlich in Bezu



auf Geldbewilligungen: kam es doch darauf an, möglichst viele Kurstimmen zu erhalten. Drei Millionen Kronthaler wollte Franz an seine Wahl wenden. Aber so richtig es war, auf die Habgucht der Kurfürsten zu spekuliren, in einem andern Punkt machte Franz einen verhängnißvollen Mißgriff. Seine Gesandten wurden angewiesen Karl als einen unbedeutenden, unerfahrenen, kränklichen Mann ohne Energie darzustellen, ihren eigenen Herrn aber als einen machtvollen Herrscher, der in seinem Lande fast unbedingten Gehorsam genieße. Der letztere Umstand aber empfahl ihn den Kurfürsten keineswegs, je schwächer der Herrscher, desto besser für ihre Machtstellung: nichts hat Karl mehr genutzt, als die allgemein verbreitete Vorstellung von seiner Schwäche und seiner geistigen Unbedeutendheit.

Zunächst waren die Untriebe der Franzosen erfolgreich; der Pfälzer vermachte keine Stimme, ohne freilich die Verhandlung mit dem Habsburger abzubreaken. Richard von Trier ließ sich zu einem Abkommen bewegen, wie Frankreich es wünschte. Köln ließ den Vorträgen der Gesandten ein geneigtes Ohr. Nicht minder glückte es diesen bei Joachim I. von Brandenburg.

Joachim war ein ehrgeiziger Fürst, der am liebsten selbst Kaiser geworden wäre, und wir werden im letzten Moment seine Bewerbung austauschen sehen. Seine Aussichten waren von Anfang an gering, daher wollte er aus seiner Wahl keine Nebenbedeutung neben einem bedeutenden Geldgewinn womöglich noch einen weiteren Vortheil heraus schlagen, der seiner Eitelkeit schmeichelte. Von österreichischer Seite wollte man ihn vorher dadurch gewinnen wollen, daß man seinem Sohne Karls Schwester Katharina nebst einer reichen Ausstattung versprach: es war aber verdammt worden, die Sache zum Abschluß zu bringen, und Joachim setzte voraus, man wolle ihn betrügen. Nun boten ihm die französischen Gesandten für den Kurprinzen eine Prinzessin von königlichem Geblüt, Renata, die Tochter Heinrichs XII., nebst einer noch reicheren Aussteuer, als für die Erzherzogin gegolten hätte. Jetzt schraubte Joachim seine Ansprüche so hoch als möglich. Die erste Hälfte der Mitgift von 200,000 goldenen Sonnenthalern sollte ihm am 1. Mai 1519 in Berlin, die zweite am Wahlorte gezahlt werden. Er bedang sich eine Jahrespension von 12,000 Gulden aus, die für seine und des Kurprinzen Lebenszeit gelten sollte. Außerdem sollte ihn Franz sofort nach der Wahl zu seinem Statthalter in Deutschland machen: wäre aber die Wahl Karls nicht durchzusetzen, so müsse dieser all seinen Einfluß zur Erhebung Joachims verwenden. Anfangs erschrafen die französischen Unterhändler über die Höhe dieser Bedingungen; aber der König nahm sie im vollen Umfange an.

Joachims Bruder Albrecht, Kurfürst von Mainz, folgte diesem Beispiel. Die Franzosen verstanden sich dazu, ihm eine einmalige Gratifikation von 10,000 Goldgulden, in zwei Raten zahlbar, und eine Pension von 10,000 Gulden zu gewähren. Von seinen weiteren Forderungen bewilligten sie, was ihrem Vermögen stand: im besondern unterstützten sie das Gesuch des erst im Jahre 1518 zum Cardinal erhobenen Erzbischofs um Ertheilung der Legationwürde.

Obwohl nun die Mehrheit der Kurfürsten dem Franzosenkönige gesiegt schien, war es für seine Sache äußerst nachtheilig, daß Friedrich von Sachsen die Freiheit seiner Entschliebung sich wahrte. Das Widerstreben des allgemein geachteten Fürsten bewirkte, daß die Nation der französischen Bewerbung abgeneigt war. Von den andern deutschen Fürsten trat namentlich Herzog Heinrich von Braunschweig-Lüneburg in Frankreichs Sold. Dagegen glückte es nicht den Führer der Reichsritter, Franz von Sickingen, in das französische Interesse zu ziehen.

Der rastlose Eifer der Franzosen schien der habsburgischen Partei ein bedeutenden Vorsprung abgewonnen zu haben. Für Karl war theils seine Gemalin Margarethe, theils Maximilian von Bayern, ein treuer Diener des verstorbenen Kaisers, thätig gewesen: nach der Ansicht des letzteren sollte den deutschen Fürsten insbesondere vorgehalten werden, die Wahl Franz' I. von Frankreich in Sklaverei stürzen, auch sei es eine Schande, einem Fremden den Thron zu verhelfen. Allein mit solchen Belehrungen war wenig gethan, der habsburgischen Partei war es sehr nachtheilig, daß die weite Entfernung den Verkehr mit dem in Spanien befindlichen Karl hemmte und hinderte. Man schloß sogar aus der Säumigkeit, mit welcher der spanische Hof die Wahlangelegenheit zu behandeln schien, König Karl sei an seiner Wahl wenig gelegen. Ja Margarethe war so voreilig, ihm vorzuschlagen, er möge den Erzherzog Ferdinand als Thronbewerber auftreten lassen. Aber Karl, der die Krone als ein ihm von seinen Vorfahren vererbtes Gut betrachtete, nahm jenes Ansuchen sehr ungnädig auf. Er erklärte jetzt, zur Erhebung des heiligen Glaubens und zur Niederwerfung der Ungläubigen wolle er die römische Krone selbst annehmen, es koste, was es wolle. Margarethe und Ferdinand mußten alles anbieten, um Karl zu beschwichtigen.

Der erste Versuch, welchen man machte, die Kurfürsten im österreichischen Interesse zu bearbeiten, hatte keinen erheblichen Erfolg; überall hatten die Franzosen schon vorgearbeitet. In Trier und Köln wurden die österreichischen Agenten mit leeren Phrasen abgefertigt: „man werde sich betragen, wie man vor Gott und seinem Gewissen verantworten könne; man werde auf den Ruf des Reiches und der Christenheit Bedacht nehmen.“ Nur der Mainzer ließ sich für einen Augenblick umstimmen und mahnte seinen Bruder, das Wohl des Reiches zu bedenken. Aber Joachim gab ihm die verlorene Festigkeit nicht und Albrecht schloß mit den Franzosen ab. Jedenfalls, um sich über die Wahlfrage zu besprechen, hielten die vier rheinischen Kurfürsten Ende März eine Versammlung in Bielefeld ab, wohin die Gesandten und Agenten der Parteien zusammenströmten, aber eine schriftliche Festsetzung über die Hauptfrage fand nicht statt. Man verständigte sich nur über ein gegenseitiges Schutzbündniß, das bei erfolgter Wahl dauern sollte. Uebrigens war die Volksstimmung in den Rheinländern im höchsten Maße franzosenfeindlich, und auch auf die Kurfürsten selbst machten die Präensionen, mit denen die päpstlichen Gesandten für Franzosen eintraten, einen äußerst üblen Eindruck. Man verlangte im Namen Gottes:

Die Kurialisten bei Wahl des Königs von Neapel Carlos enthielten, die gegen eine Verhigung Clemens' IV. verflohen wurde. Gegen eine solche Wahl, lang der Wahlfreiheit protestirten die Kurialisten gemeinschaftlich, und es kam zwischen ihnen und den päpstlichen Gesandten zu scharfen Auseinandersetzungen. Karl V. schickte sich in Rom über das Betragen des Legaten Cajetan und des Biskops von Reggio, doch war ihm nicht unbekannt, daß jene scheinbare Annahme für Franz wenig mehr als eine Komödie war, durch welche man seinen einen Beweis päpstlicher Unterthänigkeit geben wollte.

Gleichzeitig mit den diplomatischen Verhandlungen fanden auf beiden Seiten ständige Kriegsvorbereitungen statt. Trotz der antifranzösischen Stimmung im Lande ließen sich nicht wenige Grafen und Herren zu Dienstverträgen bereit. Vor allem aber rechneten die Franzosen auf den Herzog Ulrich von Württemberg, der aus den unsicheren Zuständen für sich Vortheil zu ziehen und sein Herzogthum mit französischer Hilfe zu behaupten hoffte. Namentlich die Werbungen in der Schweiz brachte Ulrich ein ansehnliches Heer im Lager von Plankneuten zusammen.

Herzog Ulrich von Württemberg, ein Fürst von rascher, heißblütiger Gemüthsart, war er 1512 schon mit Maximilian verlobt, weil er bei der Erneuerung des Schwäbischen Bundes seinen Beitritt versagte. Dann war er in Streit mit seinen Ständen gerathen, die ihm im Tübinger Vertrag (1514) die Anerkennung ihrer Privilegien abzwangen. Wieder brachte er den Kaiser und den Landadel zugleich gegen sich auf, als er, aus Verdenklichkeit in der schönen Frau seines Stallmeisters Hans von Hutten, diesen



Vermordung des Hans von Hutten durch Herzog Ulrich von Württemberg

Die Illustration zeigt die Ermordung des Hans von Hutten durch Herzog Ulrich von Württemberg. Der Herzog ist auf einem Pferd zu sehen, wie er den Hans von Hutten, der auf dem Boden liegt, mit dem Schwert tödtet. Im Hintergrund sind weitere Figuren und Bäume zu sehen.

als der Land remittierte und seine eigene Gemahlin Johana, des Kaisers Nichte, zur Flucht brachte. Es machte der Herzog seinen Ständen einige Jugendschritte, die Stimmung des Landes wenig um, und namentlich der gemeine Mann trat für Ulrich ein, als der Kaiser im September 1514 grüßte und ihm Land einem Regimentsrath von zehn Privilegierten anvertraute. Die Ausführung der That unterblieb, Ulrich wußte gegen alle Verurtheilung und wurde auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahr 1518 zum ersten

Mal gedächt. Auf die Nachricht vom Tode Maximilians überfiel Ulrich die verheißene Reichsstadt Reutlingen und regte dadurch den schwäbischen Bund gegen sich an. Die Bundesheere zog bald auch Franz von Sickingen als kaiserlicher Feldhauptmann; Hilse; in seinem Gefolge war Ulrich von Hutten, erfüllt von Rachedurst gegen die Tyrannen.

Aber zum größten Nachtheile der französischen Sache erklärten sich die Schweizer für die Ansprüche Karls — theils aus Besorgniß vor einem französischen Kaiserthum, theils gewonnen durch die Geldversprechungen Zvenbergheims — sie riefen daher ihre Landsleute aus dem Heere des Herzogs ab, der nun den Heere des schwäbischen Bundes weichen und sein Land wieder verlassen mußte.

Nichts schabete den Absichten des Königs Franz I. mehr, als das Bündniß mit dem unruhigen Würtemberger: erklärten doch die Grafen und Herren am Rhein den vier Kurfürsten, sie würden den letzten Blutstropfen daran setzen, um Franz' Wahl zu verhindern. Karls Aussichten stiegen seit dem April des Jahres 1519 immer mehr; mit Mainz und Pfalz verständigte man sich, und wenn es auch nicht gelang, Trier und Brandenburg umzustimmen, konnte man immer sicherer darauf rechnen, daß Friedrich der Weise sich schließlich für Karl entscheiden werde. Pfalz machte freilich abermals eine Schwenkung; beim Beginn des Juni rechneten die Franzosen mit Gewißheit auf Brandenburg, Trier und Böhmen, mit Wahrscheinlichkeit auf Köln und Pfalz. Besondere Schwierigkeiten erweckte die Frage, wer bei der Minderjährigkeit des Königs Ludwig II. von Ungarn und Böhmen die böhmische Kurstimme zu führen habe, die Stände dieses Königreiches oder der König Sigmund von Polen. Hier schien ein ergiebiges Feld für die Intriguen der beiden Thronbewerber zu sein. Joachim sprach das Recht unzweifelhaft für den Polenkönig; als sich aber die Wahlkurfürsten zu Frankfurt im Juni versammelt hatten, ließen sie sich, wol durch österreichischen Einfluß, bewegen, für die Abgesandten der böhmischen Stände zu entscheiden und Herr Ladislaus von Sternberg ward mit der Führung der Stimme beauftragt.

Vom 17. bis 27. Juni fanden zwischen den Kurfürsten Besprechungen statt. Es stellte sich heraus, daß Frankreichs Aussichten fast ganz verschwunden waren selbst Pfalz und Trier ließen den König im Stich: Joachim von Brandenburg glaubte eher seine eigene Wahl, als die Franz' durchsetzen zu können. Noch einmal bestürmte man den Kurfürsten von Sachsen, sich wählen zu lassen; er ging mit sich, mit seinen Getreuen zu Rathe und lehnte ab. Es blieb nicht übrig, als aus Mangel eines besseren den spanischen Habsburger zu erheben. Schon am 27. Juni war ihm die Krone sicher. Am folgenden Tage ward er einstimmig gewählt. Die Kosten des Erfolges beliefen sich auf zwölf Millionen Thaler, und es ist einleuchtend, daß die deutschen Fürsten, welche sich ursprünglich von Frankreich hatten kaufen lassen wollen, kein besonderes Lob verdienen, weil sie sich nachmals mit geringeren pekuniären Vortheilen begnügten. Die größeren Nutzen erhofften sie von der „Wahlkapitulation“, welche die Bevollmächtigten des Neugewählten beschwören mußten.

me Dr. Ed schon in Augsburg getroffen hatten. Auf einer Disputation in Ertzt oder Leipzig sollte Ed mit dem Wittenberger Professor Dr. Karlstadt (eigentlich Andreas Bodenstein) über dessen Lehre „Von der Unfähigkeit des natürlichen Menschen zum Guten“ disputiren: eine Lehre, in der Luther mit Karlstadt übereinstimmte. Der gewandte Ed, neuer Triumphe sicher, veröffentlichte in den ersten Monaten des Jahres 1519 das Programm der Disputation, und Luther bemerkte mit Unwillen, daß 13 Artikel lediglich gegen seine Lehren gerichtet seien. Die eigentliche Absicht Eds war, im Anschluß an die Ablasslehre seinen Gegner dahin zu drängen, daß er die Autorität des Papstes angreife, was ihm auch wirklich geschah. Jedenfalls fühlte sich Luther nun durch das Verbrechen, das er Muthig gegeben, nicht mehr gebunden und beschloß an der Disputation persönlich theilzunehmen. Nicht ohne Bedenken, auch von kirchlicher Seite wurden solche laut — gab der dem Kirchenglauben streng ergebene Herzog Georg von Sachsen die Erlaubniß, daß die Disputation auf der Pleißenburg zu Leipzig vor sich gehen dürfe.

Der einer zahlreichen Zuhörerschaft nahm sie am 27. Juni ihren Anfang. Karlstadt, der zuerst in die Schranken trat, war in allen Menschenlichkeiten seinem Gegner nicht gewachsen: konnte auch der ganzen Sachlage nach von einem Siege des Einen oder des Andern nicht die Rede sein, so begann dieses Vorspiel doch die Zuhörer zu langweilen. Das ward anders, als am 1. Juli Luther sich mit seinem Gegner maß. Der Streit wandte sich sofort gegen die Lehre von dem Primat des Papstes: je lebhafter das Wort geführt wurde, je mehr man nach Verweisen und Widerlegungen der Ausnahmestellung des römischen Bischofs suchte, desto klarer ward es Luther, daß er, sich selbst unbekusst, dahin gelangt war, in dem Primat des Papstes nur eine menschliche Institution zu erblicken. Gerade ein solches Eingeständniß wünschte Ed zu hören; aber Luther ging im Feuer des Kampfes noch weiter. Als man ihm vorhielt, daß seine Lehrmeinung mit den Ansichten der heiligen Väter und Synoden übereinstimme, und zuletzt noch von den heiligen Konzilien, denen doch der heilige Geist innewohne, verdammt worden sei, wagte Luther die Behauptung „unter den zu Konstanz verdamnten Artikeln seien einige grundchristliche und evangelische.“ Das erregte allgemeines Erstaunen; Herzog Georg suchte mit seinem Glück „das walt die Sacht!“ dazwischen. Als Luther dann genöthigt ward, einfach zu erklären, ob ein Konzil Irrthum irten, sagte Ed: „Ehrwürdiger Vater, wenn Ihr das glaubt, seid Ihr mir wie ein Feind und Gellner.“ Der weitere Verlauf der Disputation ist jenem ersten Haupterguß gegenüber ohne Belang: es war augenscheinlich, daß Luther die Autoritäten der römischen Kirche in Glaubenssachen nicht mehr anerkannte.

Die Folgen, welche die Disputation für Luthers eigenen Glaubensstand hatte, waren unermesslich. Er erkannte, daß die allgemeine Kirche keines sich ihren Clerikales bedürfte, er verwarf die Lehre vom Fegefeuer, welcher er in Leipzig noch zugehan gewesen, er fand zu seinem Erstaunen, aber nicht zu seinem Schrecken, daß er, daß Staupitz wirklich in der paulinisch-augustinischen Rechtfertigungslehre eine lutherische Doktrin vorgetragen.

Ein wahrhaft göttliches Geschick hatte ihm in dieser Zeit den rechten Mann an die Seite gestellt, Philipp Melanchthon. Den Geist dieses ebenso frommen als gelehrten Theologen und Philosophen hatte die Leipziger Disputation, in der sich beide Parteien auf Lehrlage der Kirchenväter beriefen, zu einer hoch

Karls Schwester Katharina heirathen, — sah er sich gar bald auf wälsche Weise betrogen und mit einem Schimpf beladen, den er nicht verdient zu haben glaubte und zu rächen nicht vermochte.

#### 4. Von der Wahl Karls V. bis zum Wormser Reichstag. (1519–1521.)

Obwohl Karl V. die Nothwendigkeit einsah, zur Sicherung seines Kaiserthums in Deutschland zu erscheinen und in Aachen die Krone des großen Karl zu empfangen, verzögerten die Zustände Spaniens die Ausführung seines Plane  
1520 bis zum Mai des nächsten Jahres. In Deutschland walteten inzwischen seine Kommissare, deren erste Regierungshandlung gewalttham genug war. Im Februar des Jahres 1520 übernahmen sie die Verwaltung des Herzogthums Württemberg, das ihnen der Schwäbische Bund gegen Erstattung der Kriegskosten überantwortete. Die Kurfürsten, welche sich gedacht hatten, es würde sofort ein Reichstag ausgeschrieben, das Reichsregiment bestellt werden, sahen sich getäuscht. Zwar wurde Karl V. nicht müde, den Kurfürsten von Sachsen seiner Dankbarkeit zu versichern, es ließ sogar ein Schreiben ein, durch welches Friedrich zum Statthalter des Regiments ernannt ward, aber die kaiserlichen Kommissarien beriefen gar kein Regiment und behielten jene Ernennung für sich. Dennoch aber hatte Karls Abwesenheit und die angesehene Stellung, die Kurfürst Friedrich einnahm, die segensreiche Folge, daß Luthers Lehre unter dem Beifall der Nation sich ungehindert verbreiten und feste Wurzeln fassen konnte.

Während im Anfange des Jahres 1520 der feurige Ulrich von Hutten besonders von nationalen Standpunkte aus gegen den Papst und die Kurie zu Felde zog, die Erinnerung an den großartigen Kampf gegen Gregor VII. zu erwecken versuchte, hatte sich Luther ziemlich still gehalten, nur etwa gegen die Ehrenbeichte und die Ausheilung des Abemahls unter einer Gestalt sich erklärt. Um so rühriger waren seine Gegner, insbesondere Dr. Eck. Obwohl in Luthers Sache auf dem Frankfurter Wahltag dem Erzbischof von Trier das Schiedsrichteramt übertragen war, veranlaßte er das unmittelbare Einschreiten des Papstes. Am 4. Juni 1520 ward die Bulle ausgesetzt, kraft welcher Luther binnen sechzig Tagen widerrufen oder als hartnäckiger Gegner durch den weltlichen Arm in die Gewalt des Papstes geliefert werden sollte. Siegestroh, mit dem neuen Titel eines päpstlichen Protonotars und Runtius erschien Dr. Eck nebst der Bannbulle in Deutschland. Sowie aber Luther von den Erfolgen seines Gegners hörte, ging er selbst zum Angriff vor. An die fränkischen und rheinischen Ritter zumeist, mit denen er damals in Verbindung stand, richtete er (24. Juni 1520) seine Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung.“ Er leugnete die Bedeutung der Priesterweihe und behauptete, daß hinsichtlich der geistlichen Befähigung alle Christen einander gleich seien; er verlangte eine unabhängige deutsche Landeskirche und erkannte in dem Papst nicht einmal den Inhaber aller geistlichen Gewalt an. Obwohl schon am 21. September die Bannbulle in Meissen anschlag, ließ sich Luther durch Müti noch zu einem Verständigungsversuch bereden und sandte dem Papst nebst einer geeigneten







bartloses Gesicht, ruhige, anscheinend theilnahmlose Züge. Die körperliche Entwicklung war hinter seinem Alter zurückgeblieben, und er zählte erst zwanzig Jahre. Wenigstens nicht abstoßend wirkte diese Persönlichkeit; aber es kam alles darauf an, daß Karl die deutsche Art, die Bedürfnisse der Nation verstand und würdigte. Zum Unglück — bald sollte es sich zeigen — hatte der König keinen Begriff von dem Treiben des deutschen Geistes; er verstand weder unsere Sprache noch unsere Gedanken.

1591

Am 28. Januar 1521 eröffnete er seinen ersten Reichstag, zu Worms hoffnungsreich lautete seine Verheißung, er gedente mit Hilfe der Königreich großmächtigen Lande und Verbindungen, die ihm Gott verliehen, das Reich, seiner alten Glorie wieder zu erheben. Zunächst suchte er hier das im ganzen vortheilhafte Verhältniß zu befestigen, in welches er durch die Wahlereignisse zu den deutschen Fürsten getreten war. Indem er die fünf österreichischen Herzogthümer, die schon Maximilian zu einem Königreiche hatte vereinigen wollen, seinem Bruder Ferdinand als das ihm gebührende Erbe überwies, begründete er eine zweite deutsche Linie des habsburgischen Geschlechtes, der nachmals eine bedeutungsvolle Rolle zufiel. In Worms aber drangen nun auch die Kurfürsten auf die Erfüllung der in der Wahlkapitulation enthaltenen Zusagen, vor allen auf die Einrichtung des Reichsregimentes.

Man nahm den früheren Entwurf vom Jahr 1500 einfach wieder auf, verlangte aber, daß das Reichsregiment auch bestehen solle, wenn der Kaiser im Reich anwesend sei. Obwol Karl eine solche Institution für eine Beeinträchtigung seines Ansehens, der fremden Fürsten gegenüber, erklärte und einen Gegenentwurf vorlegte, errichtete er nur ganz geringfügige Aenderungen und Zugeständnisse. Zugleich organisirte man das Kammergericht, das ganz in Verfall gerathen war. Zu durchgreifenden Verbesserungen kam es nicht, so dringend nöthig dieselben gewesen wären. Für das Reichsregiment, wie für das Kammergericht war die Einteilung des Reiches in sechs Kreise (Franken, Schwaben, Baiern, Oberrhein und Westfalen) maßgebend; auch übernahmen die Stände die Kosten für die Erhaltung beider Behörden. Zu einer Reform der Kriegsverfassung bezogte er sich nicht; Karl erhielt die Hilfe zum Römerzug, zu deren Forderung er berechtigt war, sogar nur auf ein halbes Jahr bewilligt. Bei der Vertheilung auf die einzelnen Reichsstände legte man den Kostnißer Anschlag zu Grunde; indem man hinsichtlich der Stellung der Reiterei den alten Anschlag beibehielt und ihn in Bezug auf das Fußvolk größtentheils vervierfachte, entstand die „Matrifel“ von 1521, nach deren Bestimmungen sich das Reich Jahrhunderte lang bewaffnet hat.

Etwas neues war mit diesen Einrichtungen, wie man sieht, nicht geschaffen; was geschah, kam lediglich den Fürsten zu gute; die Städte, die „armen Lande“ gingen leer aus, obwol in diesen Kreisen eine bedeutende Erregung herrschte. Es fragte sich, in welcher Weise der König die religiöse Volksstimmung berücksichtigen, auf kirchlichem Gebiete den Wünschen und Forderungen der Nation entgegenkommen würde. Die Sache Luthers war nicht zu umgehen; der Papst hatte am 3. Januar 1520 den unbedingten Bann, welcher über die päpstliche Reichsacht nach sich zog, gegen Luther und seine Anhänger ausgesprochen; die Reichsstände hatten durchgesetzt, daß Luther wenigstens

nach vorgeladen werden sollte, um zum Widerruf aufgefordert zu werden; am 26. März wurde er vom kaiserlichen Herold unter freiem Geleit nach Worms entboten.

Die Ansichten, welche der Kaiser und die Stände von der Sache Luthers hatten, gingen weit auseinander, da beide von verschiedenem Standpunkt aus urtheilten. Karl bedurfte des Papstes sowohl für seine spanischen Angelegenheiten, als auch für den bevorstehenden Kampf mit Franz I.: wie tief Luthers Sache heraus eingewurzelt war, konnte er nicht ahnen; er hätte am liebsten die Acht gegen den lehrerischen Mönch ohne weiteres ausgesprochen. Für ihn gab es nur politische, keine nationaldeutschen Rücksichten. Was aber die Opposition gegen die weltlichen Uebergriife des Papstes betraf, darin waren die Stände mit Luther einverstanden: nur soweit seine Lehre dem hergebrachten Glauben widersprach, wollten sie das kaiserliche Mandat genehmigen, falls kein Widerruf erfolgte. Gleichwohl dies, so konnten die Stände ihn nicht fallen lassen; ja selbst in der unmittelbaren Nähe des Kaisers gab es eine Partei, die einen solchen Ausgang nicht gesehen, eine Verurtheilung Luthers vermieden hätte. Wie trefflich ließ sich nicht diese Opposition gegen den Papst verwerthen! Der Reichswater Karls hat Tadeln, der jetzt als einer der vornehmsten Beschützer Luthers galt, um seine Vermittlung.

Es ist überflüssig, die Frage aufzuwerfen, welche Folgen es für die Nation und ihre Einheit gehabt hätte, wenn Luthers Angriff sich auf jenes erste Gebiet beschränkt hätte: ihn hatten ja keinerlei politische Erwägungen zu seinem Auftreten brennt, sondern gerade das Interesse des Glaubens und der reinen Lehre; längst war der Würfel gefallen; wer Luther einigermaßen kannte, war überzeugt, daß er nicht einen Schritt rückwärts weichen werde.

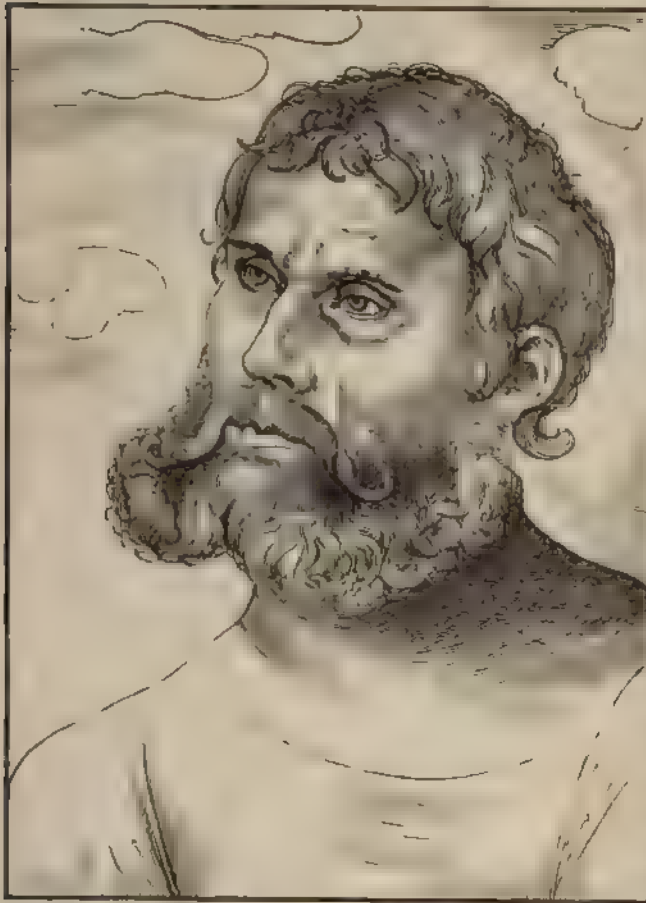
Man warnte Luther von befreundeter Seite, sich nicht dem Schicksal des Johanni Huns auszuliefern; er antwortete: „ich will hinein, und wenn so viel Teufel auf mich zielen, als Ziegel auf den Dächern sind.“ Allgemeines Aufsehen erregte er am 16. April bei seiner Ankunft in Worms, wie er daherfuhr auf der Augustinerkutte, auf dem offenen Rollwagen, den ihm der Rath von Sutenberg zur Reise geliehen. Bei seiner ersten Vernehmung, am 17. April, 1521 trat er im Angesicht der glänzenden Versammlung nicht ohne Schüchternheit auf: er erbat Bedenkzeit, als man ihn befragte, ob er seine Schriften, deren Titel verlesen wurden, vertheidigen oder widerrufen wolle. Am folgenden Tage zeigte er seine ganze natürliche Festigkeit. Er lehnte jeden Widerruf ab; nur wenn er durch prophetischen und evangelischen Schriften widerlegt werde, so sei er bereit, die Irrthümer, deren man ihn überwiesen, zurückzunehmen. Als der kaiserliche Trator nun auf eine „schlechte und runde“ Antwort drang, rief er aus: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen!“

Es ist auffallend, welchen verschiedenartigen Eindruck auf die Anwesenden die Haltung Luthers machte. Die Spanier sahen den Mönch aberwiegend; der Kaiser rief: „Der soll mich nicht zum Ketzer machen.“ Dagegen waren die versuchten Kriegshauptleute, wie Georg von Frundsberg, Herzog Erich von Braunschweig über Luthers Un-

entschiedenheit hochesfreut; auch Friedrich von Sachsen war mit seinem Briefsteller zufrieden, der „so gut vor Kaiser und Reich gesprochen.“ Auch in den Massen zeigte sich lebhafteste Theilnahme. In den kaiserlichen Gemächern fand man einen Zettel mit den Worten: „Weh dem Lande, dessen König ein Kind ist.“ Ein Aufschlag am Rathhaus Thurm auf eine Erhebung der Ritter und Bauern zum Schutze Luthers hinzudeuten.

Bis zum 25. April wurde noch mit Luther gütlich verhandelt, dann aber ihm angezeigt, daß der Kaiser in seiner Eigenschaft als Vogt der Kirche gegen

IMAGO MARTINI LUTHERI EO HABITU CAPTIUSA, QVO DEVERSUS  
EST EX PATRIO VITTEMBERGAM ANNO DOMINI 1522



Luther als Junker Jörg auf der Wartburg

1522 Nachbildung eines Holzschnittes von Lucas Cranach von 1522. „Hinter Martin Luthers in der Erscheinung dargestellt, wie er am 17. März 1522 aus Patmos im Jahre des Herrn 1522.“

ihn einschreiten sollte, binnen 21 Tagen möge er sich in Sicherheit bringen. Diese Frist wurde von Luthers Gönnern trefflich benutzt. Er war am 26. April von Worms abgereist, hatte, dem kaiserlichen Verbot entgegen, unterwegs mehrmals gepredigt, war glücklich nach Eisenach gelangt und wurde am 4. Mai auf eine wohlfeilen zu Worms vorabredete Weise in Sicherheit gebracht. Er war auf dem Wege von Wöhranach Schweinfurt, da wurde er nahe dem Schlosse Altenstein im Auftrage des Kurfürsten von Sachsen durch den Schloßhauptmann der Wartburg und den Herrn des Schloßes Altenstein aufgegriffen und auf die Wartburg gebracht. Hier verweilte Luther unter dem Namen eines Junkers Georg Jörg bis zum März 1522, hauptsächlich mit der Uebersetzung des Neuen

Archiepiscopus Moguntinus  
Anne etc. 1540 und am ainsendzwanzigsten vnsers

mandatum domini Imperatoris  
manu propria (?)  
rtus Cardinalis Moguntinus  
archicancellarius subscripsit

Niclas Zieg (?)

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

1

1

1

1

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

1

2

3

4

5

6

7

8





1. The first part of the document is a title page.

Testamentes beschäftigt: durch unermüdliche Arbeit war er im Stande, noch in diesem Jahre das Neue Testament herauszugeben.

Nicht allein der Ausbreitung der Lehre diente dies Werk, vielmehr ward es epochemachend für unsere Sprache und unsern Stil. Durch das Uebergewicht der lateinischen Sprache war die deutsche Prosa verkümmert. Luther arbeitete sich mit Sorgfalt in den Besitz der Muttersprache hinein, schöpfte, selbst ein Kind des Volkes, aus den reichen Quellen volkstümlicher Redeweise, nahm bei seiner Uebersetzung nicht allein Gelehrte zu Hülfe, wie Melanchthon für das Griechische, Cruciger für das Hebräische, sondern erfragte auch bei Männern geringen Standes echt deutsche Ausdrücke. Seine Anlage zur Berechnung, sein poetischer Genius befähigten ihn, in seinem Meisterwerke den oberländischen Dialekt zur neuhochdeutschen Schriftsprache zu erheben.

Schon vor Luther waren deutsche Bibelübersetzungen erschienen, vierzehn hochdeutsche und vier niederdeutsche; die erste vollständige hochdeutsche stammt aus Mainz und dem Jahr 1464. Allein Luthers Werk stellte sie alle in den Schatten, löschte sie, so zu sagen, aus. Luthers Uebersetzung ward erst im Jahr 1534 vollendet und hat, vom gelehrten Standpunkt betrachtet, gar manche Unvollkommenheiten, in den schwierigen Büchern des Alten Testaments selbst entschiedene Fehler. Als Ganzes betrachtet ist sie aber kraftvoll und rein, poetisch und volkstümlich, wie keine vorher oder nachher.

Von nicht geringerer Bedeutung als die Bibelübersetzung war die Entstehung des evangelischen Kirchenliedes. Indem Luther die Psalmen übersehte, fasste er den Gedanken sie für den Gesang der Gemeinde zu bearbeiten. Angehaucht von dem poetischen Genius des Alten Testaments, im Bewusstsein der rechten Ueberzeugung, im Gefühl des Kampfes und der Gefahr kam er, kamen andere zu eigenen Produktionen. Die Melodie beruhte entweder auf alten Kirchenweisen oder auf weltlichen Volksliedern: das Kirchenlied kann als das heilige Volkslied bezeichnet werden und hat im Reformationszeitalter erspännliche Wirkungen hervorgerufen.

Das Siegeslied Luthers „Ein feste Burg ist unser Gott“ dichtete er im Anschluß an Psalm 46; seinem „Aus tiefer Noth schrei' ich zu Dir“ liegt Psalm 130 zu Grunde. Sein erstes Gesangbüchlein vom Jahre 1524 enthielt nur acht, darunter vier eigene Lieder, die letzte Ausgabe — von 1545 — bereits hundertneunundzwanzig, darunter siebenunddreißig eigene.

### 5. Ausbreitung der Lehre seit dem Wormser Reichstag.

Luther war längst geborgen, als zu Worms die Nacht gegen ihn ausgesprochen wurde (am 8. Mai: die Verkündigung erfolgte erst am 23. Mai). Der Kaiser that wenigstens nichts zur Vollstreckung derselben, und das war um so anerkennenswerther, als er gerade jetzt mit Leo X. einen innigen Freundschaftsbund gegen Franz I. geschlossen hatte.

Allenthalben verbreitete sich die neue Lehre, da der Kaiser nicht energisch eingriff: und wenn auch in einzelnen Gebieten an die Ausführung des Wormser Ediktes gegangen wurde, so war doch Sachsen und Wittenberg im besondern eine unangreifbare Burg des Evangeliums.

Mönche legten ihre Kutten ab, die Priester der alten Kirche traten in den Dienst der neuen, verheiratheten sich. Wo die Geistlichen zögerten, das Evangelium zu predigen,



Predigen der Bauer.

Elfenholzschnitt einer Flugschrift: „Eyn Sermon gepredigt vom Bauern zu Werdt bey Ruendberg - am Eilag vor Fastnacht, von dem Freyen willen des Menschen. Im M. D. XXIIII (1524) Jac.“ (Gedruckt zu Erfurt in der Bismarck'schen Buchdruckerei. Anno M. D. XXIIII (1524)).

Fastnachtspielen wurden Papst, Cardinäle und Bischöfe verhöhnt, zum Schluß tritt der „Doktor“ auf, der die reine Lehre verkündigt. Allerdings blieben Entgegnungen nicht aus: dem Jahre 1522 verdankt eine Schmähschrift, die an Maßlosigkeit ihres Gleichnisses, ihre Entstehung; es ist die Satire „Von dem großen lutherischen Narren, wie ihn Dr. Rurmer beschworen.“ Nicht Luther, wol aber die unaussprechlichen Auswüchse, welche sich den Neuerungen beigesellten, gaben Rurmer, der einst selbst das Verderben der Geistesfreiheit verspottet, ein gewisses Recht zu seinen Anklagen.

Er wandte sich vor allem gegen die Bilderstürmerei, die dem großen Reformator schweren Kummer bereitete. Mit wahrem HelDENmuth trat Luther diesen Ausschreitungen entgegen, welche der feurige Dr. Karlstadt im Bunde mit den schwärmerischen Zwickauer „Propheten“ zu Wittenberg erregt hatte. Mit Lebensgefahr — denn er war ja in Bann und Acht — begab er sich im März des Jahres 1522 nach dem Schauplatz der Unruhen, welche ihm zu offenem Aufstand zu führen schienen. Seiner Besonnenheit und Beredsamkeit gelang es, das verzehrende Feuer zu dämpfen; freilich mußte dem Hauptanführer das Predigen untersagt werden.

In den „Bilderstürmern“ erneuern sich förmlich die taboritischen Lehrmeinungen der

ergriffen die Laien das Wort: in Ingolstadt, unter den Augen des Dr. Eck, las ein begeisterter Gehilf Luthers Schriften der lesenden Menge vor. Auf den Gedanken der Predigt sah man nicht: als die Neuerer in Goslar die Kirche verschlossen fanden, wurde auf dem Lindenplan gepredigt, in Krefeld auf dem Marktplatz, in Danzig auf einer Anhöhe vor der Stadt.

Auch die Kunst wandte dem Reformator ihre Sympathien zu: der Maler Lucas Cranach, einer der großen Meister dieser Epoche, erfüllte sich zu Wittenberg im vertrauten Umgange mit Luther mit reformatorischen Gesinnungen, und meiste ihrer Darstellung sein Talent Hans Sachs, der Nürnberger Meisterfinger, pries (1523) den ehrenfesten Bürgerstand gegen die „Wittenbergisch Nachtigall“, die endlich Sonne und Tageslicht verständigte.

Die Volksbildung rühmte den Mann, der „inmitten der roten Barette und Sammettschanden“ die gerechte Lehre bewahrte. In den

11. Wener. 20. 1500 vab im alondymungigsten vnsers  
rei Anno etc. 1500 vab im alondymungigsten vnsers

mandatum domini Imperatoris  
manu propria (?)  
bertus Cardinalis Moguntinus  
archicancellarius subscripsit  
Niclas Zieg (?)

[REDACTED]

1

.

.

.

Testamentes beschäftigt: durch unermüdlige Arbeit war er im Stande, noch in diesem Jahre das Neue Testament herauszugeben.

Nicht allein der Ausbreitung der Lehre diente dies Werk, vielmehr ward es epochemachend für unsere Sprache und unsern Stil. Durch das Uebergewicht der lateinischen Sprache war die deutsche Prosa verkümmert. Luther arbeitete sich mit Sorgfalt in den Besitz der Muttersprache hinein, schöpfte, selbst ein Kind des Volkes, aus den reichen Quellen volkstümlicher Redeweise, nahm bei seiner Uebersetzung nicht allein Gelehrte zu Rufe, wie Melanchthon für das Griechische, Ernciger für das Hebräische, sondern erfragte auch bei Männern geringen Standes echt deutsche Ausdrücke. Seine Anlage zur Vereinfachtheit, sein poetischer Genius befähigten ihn, in seinem Meisterwerke den oberdeutschsten Dialekt zur neuhochdeutschen Schriftsprache zu erheben.

Schon vor Luther waren deutsche Bibelübersetzungen erschienen, vierzehn hochdeutsche und vier niederdeutsche; die erste vollständige hochdeutsche stammt aus Mainz und dem Jahr 1461. Allein Luthers Werk stellte sie alle in den Schatten, löschte sie, so zu sagen, aus. Luthers Uebersetzung ward erst im Jahr 1634 vollendet und hat, vom gelehrten Standpunkt betrachtet, gar manche Unvollkommenheiten, in den schwierigen Büchern des Alten Testaments selbst entschiedene Fehler. Als Ganzes betrachtet ist sie aber kraftvoll und rein, poetisch und volkstümlich, wie keine vorher oder nachher.

Von nicht geringerer Bedeutung als die Bibelübersetzung war die Entstehung des evangelischen Kirchenliedes. Indem Luther die Psalmen übersezte, fasste er den Gedanken sie für den Gesang der Gemeinde zu bearbeiten. Angehaucht von dem poetischen Genius des Alten Testaments, im Bewußtsein der rechten Ueberzeugung, im Gefühl des Kampfes und der Gefahr kam er, kamen andere zu eigenen Produktionen. Die Melodie beruhte entweder auf alten Kirchenweisen oder auf weltlichen Volksliedern: das Kirchenlied kann als das heilige Volkslied bezeichnet werden und hat im Reformationszeitalter erstaunliche Wirkungen hervorgerufen.

Das Siegeslied Luthers „Ein feste Burg ist unser Gott“ bichtete er im Anschluß an Psalm 46; seinem „Aus tiefer Noth schrei ich zu Dir“ liegt Psalm 130 zu Grunde. Sein erstes Gesangbüchlein vom Jahre 1524 enthielt nur acht, darunter vier eigene Lieder, die letzte Ausgabe — von 1545 — bereits hundertneunundzwanzig, darunter siebenunddreißig eigene.

### 5. Ausbreitung der Lehre seit dem Wormser Reichstag.

Luther war längst geborgen, als zu Worms die Nacht gegen ihn ausgesprochen wurde (am 8. Mai: die Verkündigung erfolgte erst am 25. Mai). Der 1521 Kaiser that wenigstens nichts zur Vollstreckung derselben, und das war um so anerkennenswerther, als er grade jetzt mit Leo X. einen innigen Freundschaftsbund gegen Franz I. geschlossen hatte.

Allenthalben verbreitete sich die neue Lehre, da der Kaiser nicht energisch eingriff: und wenn auch in einzelnen Gebieten an die Ausführung des Wormser Ediktes gegangen wurde, so war doch Sachsen und Wittenberg im besonderen eine unangreifbare Burg des Evangeliums.



Mönche legten ihre Kutten ab, die Priester der alten Kirche traten in den Dienst der neuen, verheiratheten sich. Wo die Geistlichen zögerten, das Evangelium zu predigen,



Predigender Bauer.

Kleinholzschnitt einer Flugchrift: „Eyn Sermon geprediget vom Bauern zu Werdt bey Nurnberg - am Montag vor Fastnacht, von dem Freyen willen des Menschen. Im M. D. XXIIII (1524) Jar.“ (Gedruckt zu Erfurt yn der Beyernter gassen Zum Gerbesoh. Anno M. D. XXIIII (1524).

Fastnachtsspielen wurden Papst, Cardinäle und Bischöfe verhöhnt, zum Schluß tritt der „Doktor“ auf, der die reine Lehre verkündigt. Allerdings blieben Entgegnungen nicht aus: dem Jahre 1522 verdankt eine Schmähchrift, die an Maßlosigkeit ihres Gleiches sucht, ihre Entstehung; es ist die Satire „Von dem großen lutherischen Narren, wie ihn Dr. Murner beschworen.“ Nicht Luther, wol aber die unausbleiblichen Auswüchse, welche sich den Neuerungen beigesellten, gaben Murner, der einst selbst das Verderben der Geistslichkeit verspottet, ein gewisses Recht zu seinen Anklagen.

Er wandte sich vor allem gegen die Bilderstürmerei, die dem großen Reformator schweren Kummer bereitete. Mit wahrem Heldenmuth trat Luther diesen Ausschreitungen entgegen, welche der feurige Dr. Karlstadt im Bunde mit den schwärmerischen Zwickauer „Propheten“ zu Wittenberg erregt hatte. Mit Lebensgefahr — denn er war ja in Bann und Acht — begab er sich im März des 1522 Jahres 1522 nach dem Schauplatz der Unruhen, welche ihm zu offenem Aufruhr zu führen schienen. Seiner Besonnenheit und Beredsamkeit gelang es, das verzehrende Feuer zu dämpfen; freilich mußte dem Hauptanführer das Predigen untersagt werden.

In den „Bilderstürmern“ erneuern sich förmlich die taboritischen Lehrmeinungen der

ergriffen die Laien das Wort: in Ingolstadt, unter den Augen des Dr. Eck, las ein begeisterter Webergesell Luthers Schriften der lauschenden Menge vor. Auf den Ort der Predigt sah man nicht: als die Neuerer in Goslar die Kirche verschlossen fanden, wurde auf dem Lindenplan gepredigt, in Arnstadt auf dem Marktplatz, in Danzig auf einer Anhöhe vor der Stadt.

Auch die Kunst wandte dem Reformator ihre Sympathien zu: der Maler Lukas Cranach, einer der großen Meister dieser Epoche, erfüllte sich zu Wittenberg im vertrauten Umgange mit Luther mit reformatorischen Gesinnungen, widmete ihrer Darstellung sein Talent. Hans Sachs, der Nürnberger Meisterfinger, pries (1523) dem ehrenfesten Bürgerstande gegenüber die „Wittenbergischachtigall“, die eublich Sonne und Tageslicht verkündigte.

Die Volksbildung rühmte den Mann, der „inmitten der rothen Barette und Sammetshauben“ die gerechte Lehre bewahre. In den



# Von dem grossen Lutherischen Narren wie in doctor Marner beschworen hat. &c.



Fig. 20.

Zusatzblatt von Marner's „Grossem Lutherischen Narren“, gedruckt zu  
Strassburg durch Johannes Grieninger, 1520. Genaue Nachbildung des Exemplars  
der Universitätsbibliothek zu Leipzig.

rmationszeit.

# Wider das Papsttum zu Rom vom Teuffel gestiftet/ Mart. Luther D.



Wittenberg/1545.  
durch Hans Lufft.

Wider Rom.

Samstlicher Titel und erste Seite von Luthers Schrift „Wider das Papsttum zu Rom“. Erster Druck von 1545, durch Hans Lufft, Luthers bevorzugten Drucker. Genaue Nachbildung des Exemplars im Besitz der Verlagsabteilung. (Beide Titel bezeichnend für die Vertheilung der Polemik von beiden Seiten.)



¶ **A**ller heilichste  
Vater Sanct Pau-  
lus Tertius/ als were  
er ein Bischoff der  
Römischen kirchen/  
hat zwey breue an  
Carolum Quintum  
vnsern Herrn Keiser  
geschrieben/ darin-  
nen er sich fast zornig

setzet/ murren vnd rühmet seiner Vor-  
farn Exempel nach/ Es gebüre nicht einem  
Keiser noch jmand ein Concilium anzuse-  
zen/ auch nicht ein National/ sondern allein  
dem Papst/ der allein macht habe zusetzen/  
ordiniren/ schaffen/ alles was in der kirch-  
en zu glauben vnd zuleben ist. Hat auch eine  
Bulla (mit vrlaub zu reden) auslassen ge-  
hen/ nu fast zum fünfften mal/ Vnd sol nu  
abermal zu Trennen/ das Concilium werden/  
doch so fern/ das niemand dahin come/ on  
allein seine grundsuppe/ Epicurer/ vnd was  
im leidlich ist. Hierauff ist mich lust anko-  
men zu antworten/ mit Gottes gnad vnd  
hülffe/ Amen.

¶ **E**nlich/ Wir ich dich vmb Gottes wille  
wer du bist/ ein Christ/ ja auch wer du  
noch natürliche vernunftt hast/ Sag  
mir doch/ ob du es verstehen oder begreifen  
mügest/ Was das für ein Concilium sey/  
A ij oder

Zuf  
kunft d. r  
des  
wahr un  
derer Ge  
veranwortung,  
ich nicht  
Bemerkung;  
man gura  
hier, wollte  
der Lehre  
Bauern  
herum  
apostolisch  
Gemeinschaft  
sien, auch  
bei der  
halbscheit.  
Indertausch  
beantworten.  
bi wandte  
christlichen  
Bischoferei  
zu über  
en, diese  
sen, diese  
an No  
di einmal  
kreuzfö  
ge dulden.  
Nicht nicht

Inhalt zweier Predigten, Jede in einer kurzen Summa begreifen.



Summa des Evangelien Predigers.  
De Wunder Christi merkt und hort  
Auch das hiesam Wortes Wort

Summa des Substantien Predigers  
Je Christen liest was auch sagt Got  
Auch der römischen Kirche groot

Zwei predigende Geistliche auf Kanzeln

Zwei predigende Männer und Frauen Holzskulptur von einem Nürnberger Bildhauer, die Luther und die päpstliche Kirche behandeln

ten wollte, rissen die Eiferer die Bilder von den Altären und verbrannten sie. Aber wollte Karstadt die Idee einer streng-christlichen Gemeinschaft von Brüdern haben. Er erklärte gegen die Gleichsamkeit und das Zaudern, da Gott seine Wahrheiten offenbare. Da Melancthon zum Widerstande zu schwach, Luther aus dem Reich abwesend war, hatte Karstadt bis zum Jahr 1522 freien Spielraum gehabt. 1522

## Reichsregiment, Franz von Sickingens Tod (1523), Nürnberger Reichstag und Konvent zu Regensburg (1524).

Vertagung der Lehre kam auch der Umstand zu gute, daß bei der Wahl das Reichsregiment wieder eingerichtet worden war. Diese Institution war von den edelsten Absichten erfüllt, nahm sich des Kammern, des Landfriedens an, suchte den materiellen Nachschub der Nation zu sichern, indem sie 3 M. die großen Handelsgelehrten zu verbieten ge- sie für den großartigen Gedanken eines Reichsgrenzschutzes, aber sie



entbehrte doch einer straffen, einheitlichen Organisation. Ganz abgesehen davon, daß in dem Reichsregiment der Kurfürst von Sachsen eine hervorragende Rolle einnahm, sah die Mehrheit der Mitglieder die Sache Luthers mit stüben Augen an, und die Beschlüsse, welche in dem Jahre 1522 und 1523 faßt wurden, kamen einer Aufhebung des Wormser Edictes nahe ge-  
 1522 fühlte sich eben in nationalem Gegensatz gegen den Papst und das Reich.

Jedoch war das Reichsregiment schon im Jahre 1522 gendil einen Mann, der in erster Linie mit zu jener nationalen Opposition gewaltsam einzuführen Luther mochte sich i-  
 schen, daß er seine i-  
 mit derjenigen der  
 verschmolzen hatte.



Franz von Sickingen.

Originalbildnis in der städtischen Sammlung zu Heidelberg.

unterstützt hätte. Aber Luther war allen gewaltsamen Schritten abhold, das Evangelium allein vertrauend. Als Sickingen, allen Mahnungen zum Trotz brach, thaten sich die Fürsten, welche ihre Macht bedroht sahen, zusammen. Dessen unterstützten den Trierer, Sickingen ward in seiner Burg Landstuhl  
 1523 fand bei ihrer Verteidigung den Tod (April 1523). Entblößten Hauptes Fürsten, die ihn besiegte, an seinem Sterbelager und betreten ein Vater U-  
 Seele; er wird ewig unvergesslich sein.

Wenige Monate darauf brach auch das Herz seines treuen Freundes. Er war nach Sickingens Fall in die Schweiz geflohen und starb an der Infektion ihm Zwingli auf der Insel Ufenau (im Züricher See) bereitet hatte. Eifer

Franz von  
 der auf seinem Schloß  
 burg, den evangelischen  
 dienst eingerichtet  
 nahm im August des  
 den Versuch, die St. Gallen  
 vernichten und die  
 Reichsverfassung  
 Was an die Stelle  
 setzen sei, war ihm un-  
 klar; aus dem Reich  
 hätte am allerwenigsten  
 ordnete Staatsform  
 können. Nicht eins  
 welches er nun ge-  
 bührend von Trier  
 sentirte das Ritterthum  
 Soldscharen, die  
 Freunde geworden  
 Unternehmen hätte  
 auf Erfolg nur  
 Luther, auf den Sickingen  
 net, ihn mit seiner



Krankheit hatten den vereinsamten Mann aufgezehrt, bevor er das sechsunddreißigste Lebensjahr erreicht hatte.

Durch eine Kombination aller der Kräfte, welche sich von dem Reichsregiment behindert sahen, ward es im folgenden Jahre (1524) auf dem Nürnberger Reichstag, wenn auch nicht direkt aufgehoben, doch zur Einstellung seiner Thätigkeit gezwungen. Indes hatte dies auf die Sache Luthers zunächst keine nachtheilige Einwirkung. Der päpstliche Legat Campeggi hatte Gelegenheit sich mit eigenen Augen zu überzeugen, wie weit und tief man bereits von der alten Kirche abgefallen war, nahm doch selbst die Schwester des Erzherzogs Ferdinand, Königin Isabella von Dänemark, zu Nürnberg das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Man erneuerte die Forderung eines allgemeinen Concils: auf einer Reichsversammlung in Speier sollte (im November 1524) beschlossen werden, wie es bis dahin in Sachen des Evangeliums zu halten sei. Bevor diese Frage ordnungsgemäß von Seiten des Reiches entschieden wurde, waren die Anhänger des Alten Stellung ein; sie sind es, welche die kirchliche Spaltung der Nation verschulden. Der Herzog Wilhelm von Bayern, auch die übrigen Wittelsbacher, standen auf Seiten Roms, durch besondere Gnadenweise wurden sie noch enger an die Kurie gefesselt. Im Juni 1524 trafen sie sich unter dem Voritze des Legaten Campeggi mit dem Erzherzog Ferdinand und vielen süddeutschen Kirchenfürsten durch den Regensburger Konvent zu gemeinsamer Unterdrückung der Irrlehre. Als bald begannen denn auch, besonders in den östreichischen Gebieten, grausame Verfolgungen. Was von Karl V. in Zukunft zu erwarten stand, lehrte sein Ausbruch vom 27. Juli, durch das er die Speierer Versammlung bei der Strafe nicht verbot. Luthers Meinungen erklärte er für unmenſchlich, verglich ihn mit Mohammed! Es war nur folgerichtig, daß er jetzt das Verlöbniß seiner Schwester Katharina mit dem Herzog Johann von Sachsen, Neffen des Kurfürsten Friedrich, aufhob.

## 7. Der deutsche Bauernkrieg.

Es war ein Unheil, daß das Evangelium nicht allein für Sickingens Erhebung, sondern auch für eine zweite, noch gefährlichere Bewegung, den deutschen Bauernkrieg, zur Lösung und zum Feldgeschrei wurde.

Wenn gleich die bäuerlichen Verhältnisse in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts noch recht behagliche gewesen waren, ja sogar zugleich mit Wohlstand den Bauern ein trotziges Selbstbewußtsein gegeben haben, so war dieser Zustand doch noch vor dem Ablauf des Jahrhunderts sein Ende erreicht haben, wie die gleich zu erwähnenden Vorgänge zeigen werden. Man ist allerdings geneigt, diese Veränderung auf das immer zunehmende Eindringen des römischen Rechtes zu schreiben, und wie es scheint, mit völligem Grunde.

Das römische Recht, welches an den norddeutschen Universitäten schon seit der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts in Aufnahme gekommen war, in Süddeutschland aber erst im letzten Jahrzehnt desselben seine ständigen Vertreter bekam, verdrängte in wenigen Jahren das alte deutsche Volksrecht; es wurde der Grundsatz geltend, daß Rechtsfragen von ungelehrten Richtern nicht entschieden werden könnten, die „Doktoren“ gewannen die Ueberhand, das Recht war kein Gemeingut des Volkes mehr. Daß sich diese Umwandlung so schnell vollzog, rührte davon her, daß den Fürsten aus der Anerkennung der Prinzipien des römischen Rechtes eine bedeutende Steigerung ihrer obrigkeitlichen Autorität erwuchs. Das neue Gerichtsverfahren empörte den gemeinen Mann, der an kurze mündliche Verhandlung gewöhnt war; selbst Männer, wie Wimpfeling, erhoben ihre Stimme gegen die sportelstüchtigen Advokaten und Rabulisten: Sebastian Brant schilderte sie als Ausplünderer des Bauernstandes gleich dem Raubadel. Es kam wol vor, daß das arme Volk, wie 1509 am Niederrhein, sich an solchen modernen Juristen mit derben Prügeln rächte.

Die neuen Rechtsanschauungen, nach denen der Landesfürst eine den Befugnissen der römischen Imperatoren ähnliche Gewalt besaß, machten sich zumal in stärkerem Steuerdruck bemerkbar, ganz besonders litten unter ihnen aber Bauernschaften. Einerseits verloren sie das alte Gewohnheitsrecht, bei dem wenigstens theilweise ihnen eine Mitwirkung zufiel, andererseits kannte das römische Recht weder freie Bauern, noch Erbpächter, noch Hörige im deutschen Sinne des Wortes. Die Doktoren gaben habstüchtigen Grundherren die Mittel an die Hand, die Bauern sowohl ihres Gemeindefandes zu berauben, als auch von ihren Erblehen zu vertreiben, die Frohnden, wie die Zinsen der Hörigen zu steigern. Allerdings treten bei dem Erwachen des Schwarmgeistes unter den Bauern nicht von vornherein die Beschwerden gegen das römische Recht ausdrücklich in den Vordergrund, vielmehr werden die Klagen über den geistlichen Stand vorangestellt, aber die stellenweise sozial-demokratischen Forderungen weisen, welchen gewaltigen Gegenschlag die rücksichtslose Ausnutzung der Landeshoheit hervorrief, und hinsichtlich des Aufstandes von 1514, des sogenannten „armen Konrad“ erklärten die württembergischen Stände ihrem Herzog ausdrücklich, daß die durch die Doktoren hervorgerufenen Neuerungen eine Hauptursache der Bewegung gewesen sei.

Als den ersten Apostel politisch-religiöser, demokratisch-revolutionärer Grundsätze kann man das „Weierhähle“ Hans Böhm von Nilsbachhausen zu betrachten, der im Jahre 1476 unter ungeheurem Zulauf predigte und zu Würzburg als Ketzer verbrannt wurde. Im Jahre 1493 bildete sich in der Gegend von Schlettstadt ein Geheimbund, der den Elßaß aus den Händen der Kreise tragen wollte. Als Symbol trug die Fahne der Verschworenen den Bauernschuh „Bundschuh“. Eine ähnliche Verbindung entstand im Jahre 1502 in dem rheinischen Dorfe Unter-Grünbach; als Losung galt den Eingeweihten der Spruch: „Was ist das denn nun für ein Weien? Man kann vor Rindern und Pfaffen mit gehen.“ Ein neuer Bauernaufstand brach im Jahre 1514 in Württemberg aus unter dem Namen des „armen Mannes“ oder „Konrad“. Auch dieser Bund erklärte, daß er der Gerechtigkeit und dem göttlichen Rechte einen Beistand thun wolle.“ J

Geistreich zeigten sich ähnliche Vorfälle schon im Jahre 1512, ganz besonders aber in dem Jahre 1515 in Aargau, Schwaben und Steiermark.

Wenn man weiß, daß sich an das Auftreten der früheren Reformatoren, wie Wicliff und Hus, demokratisch sozialistische Erhebungen der unteren Stände schlossen, und man es so gar verwirrt nicht finden, wenn auch jetzt der deutsche Bauer verlangte, mit der neuen Lehre, die Freiheit und Brüderlichkeit zu verheißten ichien, daß endlich Ernst gemacht werden. Denn daß die Bauern aus reinem Uebermuthe, weil es ihnen zu wohl ging, oder aus Mangel an Neuerungslust sich



Polichonius vom Jahr 1522, Zeitschriftenbuch: Kampf gegen das Papstthum, Kampf gegen das Monarchthum und Erhebung der Bauern.

erheben hatten, kann nur behaupten, wer die Eigenart des deutschen Bauern nicht kennt. Dazu kam freilich, daß die Schwärmer, welche sich der neuen Lehre bemächtigten, jene Meinung geflüstertlich bestärkten und verbreiteten. So gründete Karlstadt zu Rothenburg a. d. Tauber Gütergemeinschaft und Abschaffung aller Obrigkeit, am folgenreichsten aber waren die Lehren des aus England vertriebenen Thomas Münzer. Zu Allstedt gründete er den Hauptherd der Verschwörung. Schon im Jahre 1523 hatte er eine geheime Gesellschaft gegründet, welche nicht allein die Vertreibung der Herren, Freiheit und Gleichheit bewerkstelligte, sondern nach Taboritenart die Vernichtung alles dessen bedachte, was, wie Kunst und Wissenschaft, das Leben schmückt und verschönt. Dem Agitator war Luther viel zu mild und unentschieden, den er das „sanftmüthige Aesop von Wittenberg“ schalt. Dagegen trat er allenthalben mit den Wiedertäufern in Verbindung, welche ein „neues Gesetz“ ein „Reich Gottes“ verhießen.

In den populären Schriften, welche auf die Menge wirken sollten, besonders im alten und neuen „Karlshaus“ d. i. der Bauer, wurde die Meinung ausgesprochen, daß Luther der Verkündeter des gemeinen Mannes werden müsse; dafür verhielt man ihm den Befehl des Volls. Man rechnete auf Luther, weil man aus seinen Schriften herauslas,

was man zu vernehmen wünschte: es gab in diesen Aeußerungen eines energischen Vortrags und eines lebhaften Temperaments genug Worte, die dem Mann am Hofe in mehreren unglücklichen Stadtbürgern anheimfielen und leicht mißverstanden werden konnten. In dem „archen und kleinen Sermon vom Wäcker“ (1519) hatte er den Grundzug angedeutet, daß man ohne Zinsen leihen müsse; in der Schrift: „Von weltlicher Obrigkeit wie man ihr Gehorsam schuldig ist“, fand sich der Satz: „Man wird nicht, man ist nicht, man will nicht ewer Tyrannet und muthwillen die Linge leiden, lieben Justiz so Herren; da wißet Euch nach zu richten, Gott will's nicht länger haben. Es ist yetz ich mehr ein Welt, wie vor Zeiten, da Ir die Leute wie das Wild jaget und triebet. Dann laßet Ewer Krevel und gewalt und denkt, daß Ir mit Recht handelt und laßt dem Wort seinen Gang haben.“ Man übersah, daß auch dieser Satz in der Forderung nach dem Worte Gottes mußte allwege nachgelebt werden, man dachte nicht, daß Luther, der innersten Natur nach, gewaltthames Auftreten und Treibschlagen stets mißbilligend ansah.

So bereitete sich denn in der Zeit vom Jahre 1523 bis 1525 der große Bauernkrieg vor, schon im Jahre 1524 an einzelnen Stellen als ein drohender Feuerstein emporzüngelnd.

Es entstanden eine Menge Einzelherde der Verschwörung, namentlich im Saubischen — so im Heugau der Rind mit dem Rindschuh und der Sonne im Rannat — im Allgäu der Seebund um den Bodensee, im Odenwalde, im Hohenloischen, dann auch in Ostfranken; bis Tirol hinein erstreckte sich neben der Reformation die Bauernbewegung, für deren Organisation insbesondere Thomas Münzer als wandernder Prediger thätig war. — Die erste Empörung fällt in den August des Jahres 1524, wo ein Esslinger Bauer, Hans Müller von Aufgenbach, die Absicht kundgab, eine evangelische Bruderschaft zu errichten, um alle deutschen Bauernschaften frei zu machen. Der Unzufriedenheit der Esslinger war der Ueberlieferung zufolge dadurch hervorgehoben worden, daß die Gräfin von Lupfen, ihre Herrin, befohlen hatte, Schwedenkuchsen zu kochen, auf die sie Garn winden könne.

Die Sache der Bauern wurde wesentlich dadurch gefördert, daß der vertriebene Herzog von Württemberg die Absicht hegte, durch die Vermittlung der schwabischen Bund, welcher in den unruhigen Gegenden allen Ausdehnung am ersten hatte ein Ziel setzen können. Im Anfang des Jahres 1525 kam die Bauern los, nicht alle auf einmal, — zuerst die Untergebenen des Markgrafen von Meißen, der mit neuen Bedrückungen die Geduld der Leute Jahre lang herausgefordert hatte, es folgten die Allgäuer, die Seebauern: sie trugen ihre Beschwerden dem schwabischen Bunde ein, der mit Rücksicht auf den Württemberger auf Unterhandlungen einzuging. So gewannen die Bauern fort und zu größeren Haufen zusammenzufließen: es gebrach ihnen weder an Knechten, die mit dem Schwert umzugehen wußten, noch an federanwandten Rössern, welche die Forderungen der Bauernschaft in ein formliches Programm trugen. Wie unter jenen der mittelmäßige Florian Meyer, ist unter diesen Friedrich Weigand, karmunkelner Mönch zu Wittenberg im Odenwald, neben dem hochbedeutenden Mönch Wendelin Sißler zu nennen. Von ihrem Archid — denn der eigentliche Verfasser ist noch nicht ermittelt — ging das Manifest der Bauernschaft aus, das „gedruckte Buchlein“, welches die „grundlichen und rechten

12 Hauptartikel“ enthielt. Sie verkündeten das Manifest, sie wollten politisch radikale Freiheiten, sie widersetzten sich, mit furchtlos revolutionären Gedanken versehen, allen halbten den Gewalten: unter dem Titel „Bund der Nation Kottbus“: „Reformation aller Städte, III.“ wurde das Bauernprogramm als ein von der höchsten Reichsautorität längst genehmigt, durch ungünstige Umstände bisher verhindertes Vorsehungswort angedeutet.

Hier lautet der fünfte Hauptartikel: „Alle Doktoren der rechten, linken, christlichen oder weltlichen in diesen römischen reich Teutschen Nation sollen nach laut der fürkommenen reformation an seinn gericht, bei sinnem rechten, auch in jeder Nation oder andern rathen nicht erlauben, sondern gang abweisen werben; Es sollen auch nicht, noch vergerben oder recht mit werten reden, schreien oder rathgeben, Zeitmalz ist den menschen mit seiner ewigen weisheit begnadet und fursehen hat.“ Und in der zweiten Fassung desselben Artikels heißt es gar: „Kein Doktor soll sagen, lassen rechtreden, lassen noch beichten, wann In das harter dann den Vahren beschlossen ist.“ Dazzu hand es nun befolht inecht und mit erbdienet des rechten.“

Der „evangelische Bruderkrieg“, als welche sich die Bauernhaufen bezeichneten, machte raschende Fortschritte. Grafen und Herren mußten sich ihren Vorfürsperen unterwerfen: der Bischof von Speier, der Kurfürst von der Pfalz, traten sich, den zwölf Artikeln gemäß Abschlüsse ihrer Reichsverträge zu verheihen. Der Ritter Wolfgang von Werlichingen, dessen Kriegserfahrung den Bauern zuvorthen magen konnte, als sein populärer Name, ließ sich herbei, eine Anführerstelle in ihrem Heere anzunehmen. Es ist zweifelhaft, ob er dabei wirklich dem Zwange wich, wie er es später darstellte, als er wegen seiner Thätigkeit an dem Aufstande zur Verantwortung gezogen wurde: allein, was er zu befürchten hatte, der sich den Bauern widersetzte, lehrt das schreckliche Ende des Grafen Ludwig von Hohenstein in Weinsberg.

Ein schwäbischer Lande braustragt, mit einer kleinen Ritterschar in diesen Gewalten den Fortschritt der Bewegung zu hemmen, geriet er nach Ertörmung der Stadt in die Gewalt seiner Todfeinde. Unter jabelndem Hohn wurde er nebst seinen Getreuen vor den Thoren der weinenden Gattin auf Befehl des blutdürstigen Adlatsin Hohenbach in



Bauernhaufen.

Die Abbildung zeigt verkörpert der Handlung Ordnung vñ Instruktion so vorgenommen worden sein von allen Nationen und haufen der Bauern so sich zusammen versammelt haben. M. D. XXV. 1525.





Er mordung eines Ritters durch anführerische Bauern.

Aus den Holzschnitten Schluß. 126 zum „Kreuzspiegel“. „Kul der Fehne hat geschon der Bund dann

die Spitze getagt, ein Frevol, der an dem Anstifter nachmals in schauriger Wau & gosten wurde.

Im Bewußtsein ihrer ersten leicht errungenen Erfolge gedachten die Bauern eine planmäßige Umgestaltung des Reiches vorzunehmen. In Heilbronn trat ein Ausschuß, der sich dieser Arbeit mit Zugrundelegung der zwölf Artikel unterzog. Damit ging viel Zeit und Kraft verloren, welche die Bauern, da sie sich dauernde Erfolge sichern wollten, zur Organisation ihrer zuchtlosen Verbände hätten anwenden müssen. Schon raffte sich der schwabische Bund zuammen: seit der Mordthat von Weinsberg hatten die Bauern die öffentliche Meinung gegen sich: Luthers Mahnung, die Bauern todtzuschlagen, wie tolle Hunde, war unnothig: so entschuldbar seine Enttaufung war, so bedauerlich ist es doch, daß der Mund des Reformators sich zu solchem Ruße öffnen mußte.

Seinem kaiserlichen Herrn, dem Kurfürsten Friedrich, ward wenigstens ein Theil des Jammer zu schauen, der sich nunmehr im deutschen Lande erheben sollte. Er war seinen armen Leuten stets ein milder Herr gewesen, er bekannte noch vor seinem Tode zur Mäßigung rathend, „wir Fürsten thun den armen Leuten mancherley, das nicht taugt.“ Am 5. Mai 1525 starb der Fürst, in dem das neue Evangelium wahrhaft verkündigt hatte. „Er war ein Mund des Friedens“, sagte sein Arzt, „friedlich ist er verchieden.“

Sein Nachfolger Kurfürst Johann, sollte im Lande mit Plätzen zu Heilen und den andern sächsischen Fürsten dem Bauernaufstand den ersten Takt schlagen. Thomas Müntzer, dessen Umrüstungspläne noch weiter gingen, als die Bestrebungen der sächsischen Bauern, hatte von Wittenhausen aus in Thüringen und auf dem Eichsfelde erbarmungslos gehandelt. Er war ein großer Schwärmer, konnte er die umliegenden Lande







ten in War-  
 zehen,  
 in seinen  
 Brünnen  
 fertig Ein  
 Er hatte  
 haufen  
 um  
 st der  
 zugrei-  
 stand in  
 zehnhäuser  
 ohne ge-  
 Kriege  
 nt schlich-  
 n Scharen  
 höhe ober  
 Stadt  
 wien hier  
 n 15. Mai  
 t. Sowie  
 hieße Be-  
 und Ver-  
 sein Heer  
 zu begann,  
 leuten der  
 panischer  
 überkam  
 ein himm-  
 undet  
 pulst doch  
 Metana  
 die Streit  
 yten sich  
 n Gewirre  
 gen wurde  
 erwandere  
 ch von



Grabmal Friedrichs des Weisen in der Schlosskirche zu Wittenberg.

Gezeichnet von Peter Schöner, Opus Polae Placher Norimbergensis anno 1587.

er allen Hohn der Sieger erlitten und bis zum Wahnsinn ge-  
 rückt er den Todesstreich. Grausam war das Loos der Besiegten,



Zwei Bauern aus dem Bauernkrieg  
Acker 1 vor dem und Klop Wier  
Wier im Bauernkrieg 1544. Gezeichnet  
von Hans Sebald Beham im Jahr 1544

Bauernheeres ab, und die Streitmacht des schwäbischen Landes sich inzwischen g  
hatte. Auch Bög von Verlichingen hielt es für gerathen, in dem eckelich  
seine Klug zu bewerkstelligen.

Dieses Ereigniß vollendete die Auflösung des Bauernheeres, welches  
einer Reihe von Einzelgefechten, so bei Nedarjulin  
und Königshofen, geschlagen und vernichtet wurde.  
Im Anfang des Juni war der Aufruf im  
wesentlichen unterdrückt; jetzt ging die Rache an  
ihr schreckliches Werk

Georg Truchseß von Waldburg, der  
Feldherr des schwäbischen Bundes, durchzog Schwaben  
und Franken, mit eiserner Strenge die Uebeltäter  
strafend, — Jachin Hohrbach ward lebendig gebraten,  
— aber auch die weniger Schuldigen nicht schonend.  
Wer sich nicht ganz rein wuschte, stieß in die Walder,  
von jedem fallenden Blatt, von der leisesten Be-  
wezung der Wägel erschreckt und von neuem auf-  
geschreckt. Wo der Truchseß zu gnädig schien,  
hielten die Fürsten gräßlich nach. Glücklich, wer  
mit dem bloßen Tode davon kam und nicht be-  
sonders erfindlicher Rache zum Opfer fiel, wie  
jene liebenswürdig Räter von Rippingen, denen  
Markgraf Kasimir die Augen ausstechen ließ,

ein hartes Schicksal traf Wahlhausen  
Erzkeiserneß".

Am demselben Tage, an dem bei F  
hausen die Entscheidung fiel, erlitt a  
schwäbische Bauernheer eine schwere Nie  
Von dem an sich richtigen Gedanken  
sich für die Zukunft einen festen St  
und Zufluchtsort zu verschaffen, hat  
Landesführer es unternommen, den St  
das feste Schloß von Würzburg, zu

Noch heute schaut es tropig auf d  
umkränzte Stadt herab, damals war es  
anemnehmbar. In der Stadt selbst ha  
Bauern hatten Anhang, aber Unbestimm  
der Festungswall. Man hatte versucht,  
zu unterminiren, — noch jetzt ist die  
Gestern zu sehen, — aber die Arbeit  
langsam vor sich, so wartete man am 15.  
Sturm, ohne daß an irgend einer Stelle  
Breche geschossen wäre; zweimal gingen d  
mit dem Muth der Verzweiflung vor:  
alles vergebens. Man wartete hoffnung  
ein paar Tage; dann zog der größere



Ein Landsknecht aus dem  
Krieg von 1544

„damit sie“, wie er sagte, „ihrem Eide, ihn nie wieder ansehen zu wollen, treu bleiben könnten.“

Das Loos der Bauernschaft ward unmittelbar nach diesen Niederlagen aber bitter, denn je zuvor; es schien, als sollten die „armen Leut“ vollständiger Leibeigenschaft entgegengehen.

#### 6. Die Ausbreitung der Reformation und Karls V. auswärtige Kriege bis zum Jahr 1529.

Eine gewaltige Gefahr hatte der Bauernkrieg auch über die evangelische Sache heraufbeschworen. Wennschon Luther selbst in schroffster Weise gegen diese Forderungen sich ausgesprochen hatte, die Thatsache war nicht zu leugnen, daß seine Lehre — mißverstanden immerhin und mißbraucht — dort eine bedeutende Rolle gespielt, evangelische Prediger in den Reihen der Bauern zahlreich gestanden. Ohne Unterschied hatten die Anhänger des Alten und die neuer die gemeinsame soziale Gefahr bekämpft. Jetzt, da sie vorüber war, traten die alten Antipathien hervor. Der schwäbische Bund, in dem die Reichsburger Verbündeten vorwaltenden Einfluß ausübten, wandte sich gegen die Anhänger des Evangeliums ganz besonders. Vierzig evangelische Prediger wurden von dem Profoß Nüßli in Schwaben und Franken aufgehängt. Herzog Georg zu Sachsen, der Mühlhausen hatte unterwerfen helfen, ließ zu Leipzig vier Bürger enthaupten, weil man bei ihnen lutherische Bücher gefunden. Schließlich ließen sich die leitenden evangelischen Fürsten durch die letzten bauernswerthen Ereignisse nicht beirren. Außerdem herrschte selbst bei den katholischen Fürsten eine heftige Abneigung gegen die weltliche Seite der Bischofszeit. Selbst der Erzherzog Ferdinand hätte nichts dagegen gehabt, das auserwählte Erzbisthum Salzburg zu seinen Gunsten zu säkularisiren. Schon im Jahre 1525 wurde allen Ernstes die Behauptung aufgestellt, die geistlichen Güter seien zu nichts mehr nütze und müßten von seiten der Reichsregierung eingezogen werden. Da es regte sich der Gedanke, bei zukünftigen Kaiserwahlen die geistlichen Kurfürsten auszuschließen.

Dennoch wäre es höchst voreilig gewesen, hätten sich die evangelischen Fürsten der Hoffnung hingegeben, ihre Sache sei unantastbar: eben belehrte sie kaiserliches Schreiben (vom 24. Mai 1525), welches zu einem Reichstag in Augsburg einlud, daß man an völlige Wiederherstellung des alten Zustandes denke. Daher einten sich der Landgraf und der Kurfürst zu gemeinsamem Entschluß (Oktober 1525). Der Reichstag wurde zwar im Dezember eröffnet, aber auf allgemeinen Wunsch auf den 1. Mai des nächsten Jahres verschoben, wo er in Speier abgehalten werden sollte. Hier mußte es zum Entscheidungsurtheile kommen, zu dem sich jedermann rüstete; auch die katholischen Fürsten

schlossen sich näher aneinander und forderten den Kaiser ausdrücklich an „verdamnte lutherische Lehre“ zu vertilgen.

Wie sich Karl V. einer solchen Mahnung gegenüber verhalten würde, war von seiner Stellung zum Papste abhängig, die ja auch schon in den Tagen von Worms die Entscheidung gebracht hatte. Es ist daher im Vorübergehen Karls auswärtige Beziehungen, besonders auf seinen ersten italienischen Feldzug ein Blick zu werfen.

Der Gegensatz, der schon zu Maximilians Zeiten zwischen Frankreich und Deutschland bestand, war durch die Vorgänge bei der Wahl Karls V. nur geklärt worden und war naturgemäß in Italien zum Austrag kommen, wo die Franzosen zuletzt doch noch Neapel und Genua behauptet hatten. Deutschland hatte zwar seine Oberhoheit über Norditalien niemals aufgegeben, befaß aber an der Aufrechterhaltung derselben nicht das geringste Interesse und hatte seine Abneigung gegen Maximilians darauf zielende Verträge nicht bekräftigt. Was für Vortheile hätten der Nation auch daraus erwachsen können? Sollte sie sich für das Phantom längst vergangener, unwiederbringlich verlorener Herrschaften im Süden eifern? Es war begreiflich, daß der hochstrebende Herrscher, der



Karl V. Landsknechte zur Zeit des ersten Krieges gegen Franz I.

Gezeichnet von Schönerer 1820 aus dem Trobner-Verlag



lands Fürsten erlazen hatten, auch in Italien die Kaisermacht wiederherstellen wollte: aber das lag einzig im Interesse des habsburgisch-spanischen Hauses. Ob Franz I. Mailand behielt oder nicht, war selbst für die Ehre der deutschen Nation höchst gleichgültig. Und nun gar in den Tagen, wo der kirchlich-nationale Gedanke alle Geister erfüllte! Da für Karl V. Deutschland erst in zweiter Linie stand, hatte er sein Hauptaugenmerk auf Italien gerichtet. Im Bunde mit dem Papste — zuerst Leo X., dann Adrian VI., zuletzt Clemens VII. — bekämpfte er seit dem Jahre 1521 seinen Gegner. Deutsche Landesherrn gewannen ihm, voll grimmen Hasses gegen die Schweizer, die Schlacht von Bicocca 27. April 1522; im Jahr 1523 wurden die Franzosen aus Italien verdrängt, und dem Rückzuge fiel Babard, der „Ritter ohne Furcht und Tadel“, von einer Kugel getroffen: Karl schritt zum Angriff auf Frankreich selbst. Zwar mißlang dies Unternehmen, aber einem um so glänzenderen Sieg errang Karls Feldherr bei Pavia am 25. Februar 1525; in kaum zwei Stunden war das prächtige Heer Franz I. vernichtet, 1525 er nicht ein Gefangener. Aber ein so vollständiger Triumph war nicht nach dem Geschmack des Papstes, und da Karl obendrein für die Erweiterung des päpstlichen Gebietes nicht thun wollte, begann Clemens mit den Franzosen zu intriguiere. Ja, er nahm die Partei Julius' II. auf: den siegreichen Kaiser wollte er aus Italien vertreiben, Karls unversiegender Feldherr Pescara sollte dazu helfen, Forza von Mailand ward in ihr Vertrauen gezogen. Aber Pescara blieb treu und verrieth die Pläne dem Kaiser, der nun Mailand für sich behielt. Franz I. bezeugte sich am 14. Januar 1526, um der 1526 eigenen Gefangenschaft zu entgehen, zu dem Frieden von Madrid, der ihm außer dem Verzicht auf Italien und Burgund die demüthigendsten Bedingungen auferlegte: tags zuvor hatte er eine geheime Protestation verfaßt, kraft welcher er den freierlich zu beschwörenden Vertrag im voraus für null und nichtig erklärte. Seine Begriffe von Religion ließen das zu: hätte er daran gegweifelt, der Papst sprach ihn nicht nur ausdrücklich von seinem Eide los, er verband sich mit ihm sogar durch die Liga von Cognac, welche Karl für bisher errungenen Vortheile berauben sollte.



Gefangennahme Franz' I. in der Schlacht bei Pavia.

Die Abbildung ist entnommen der „Historischen Chronica“, einem bis zum Jahr 1618 reichenden Geschichtswerk, dessen von Hieronymus aufgeführte Ausfertigung zum Theil gute Nachbildungen älterer Originale sind.

Die Wendung der italienischen Dinge ward für die Entwicklung der deutschen Reformation entscheidend. Nach dem Frieden von Madrid schien es mir unwahrscheinlich, daß Kaiser Karl zur Unterdrückung der Reher selbst die Hilfe seines Gegners Franz I. haben werde: noch am 23. März des Jahres 1526 mahnte Karl, dem alten Glauben treu zu bleiben, die neue Lehre zu vertilgen. Auf Veranlassung des Kurfürsten von Sachsen und des Landgrafen von Hessen hielt man daher die Bildung einer festen evangelischen Partei für nothwendig und nach den ersten Verabredungen (zu Gotha, Februar 1526) trafen sich im Juni jene Fürsten zu Magdeburg mit ihren norddeutschen Glaubensgenossen. Das Bündniß wird gewöhnlich das „Torgauer Bündniß“ genannt, weil es in dieser Stadt ratifizirt worden ist.

So geeint, konnte man auf dem Reichstage, der sich im Juni zu Speyer sammelte, ein bedeutendes Gewicht in die Waagschale werfen. Die kaiserlichen Kommissarien hielten sich zuerst an ihre Instruktion, die, vor der Liga in Cognac abgefaßt, das Wormser Edikt von neuem einschärfte. Man glaubte aber der Kaiser sei jetzt anders gesinnt, man erklärte die Durchführung des Edikts für unmöglich. Wirklich meldete Karl seinem Bruder Ferdinand, daß der Staatsrath daran denke, die Strafbestimmungen des Wormser Ediktes aufzuheben und Luthers Lehre einem allgemeinen Konzile zu unterbreiten. Obwohl wol erfolgte die Aufhebung nicht. Aber nun kam man auf den Gedanken, Angelegenheit, deren einheitliche Regelung sich als unmöglich erwies, dem Urtheile der Territorialfürsten zu überlassen. Der ständische Ausschuss beschloß: „jeder Stand möge sich so verhalten, wie er es gegen Gott und den Kaiser verantworten gedente“. So sollte es gehalten werden bis zu der allgemeinen Kirchenversammlung, um welche im Reichsabschiede gebeten ward. Jene Welsche der Reichsverweser Erzherzog Ferdinand genehmigte, bilden die gesetzliche Grundlage für die Errichtung evangelischer Landeskirchen. Die religiöse Entscheidung der Nation ward damit sanktionirt; die dereinstige Wiedervereinigung war möglich, aber höchst unwahrscheinlich.

Für die wenig freiwillige Nachgiebigkeit des Kaisers, den lediglich die Interesse bestimmte, erwies sich die Nation nicht undankbar. Mit voller Kraft kam sie ihm zu Hilfe: der lutherisch gesinnte Feldhauptmann Georg von Frundsberg führte seine deutschen Landsknechte, die alle von glühendem Eifer gegen den Papst erfüllt waren, gegen Rom: „er wollte dem Papst ein Leichenstein setzen, wenn er ihn in seine Hand bekomme.“ Und zu derselben Zeit ergoß sich deutsche Streitkräfte nach Ungarn, um dem Erzherzog Ferdinand den nach dem Tode Ludwigs II. (1526) erledigten Thron zu sichern. Nachdem er am 23. Oktober 1526, nicht ohne Rücksicht auf die religiöse Frage im Gegensatz den Bestrebungen des katholischen Bayernherzogs, zum König von Böhmen gewählt war, erhielt er am 11. November auch die ungarische Krone, welche der mächtige Magnat Zapolya so gern streitig gemacht hätte.

Der zweite italienische Krieg dauerte von 1527—1529. Am 6. Mai 1527 stürmte das kaiserliche Heer, dessen Befehlshaber Karl von Bourbon dabei den



und dem die Landstände verhöhnten in lächerlichem Aufzuge das Papstthum, „das sie den Leuten schenken wollten.“ Mit dem Papst schloß Karl am 29. Juni 1529 zu Barcelona Frieden: Clemens VII. bequimte sich, die Herrschaft des Kaisers in Italien anzuerkennen zwischen Franz I. und Karl V. vermittelten die Mutter des ersteren und die Tochter des letzteren, Margarethe, Stotthaltern der Niederlande, den nach ihnen genannten „Fameliern“ von Cambrai (Juli 1529). Der Vertheil war wesentlich auf der Seite des Kaisers. Zwar gab er die Eroberung von Burgund auf, aber Franz I. verzichtete auf seine italienischen Ansprüche, entsagte der Lehnsherrschaft über Artois und Flandern. Der Friede, gegen den Franz gleich wieder protestirte, ward von beiden Seiten nur als ein Waffenstillstand betrachtet.

Nachdem sich der letzte Jagellone, Sigismund II., Sohn Ludwig II., im Jahr 1521 mit Maximilians Tochter Maria vermählt hatte, bißte sich in Ungarn eine halbschurkische Partei, deren Hauptanführer Johann Zápolya, Banus von Siebenbürgen, war. Dieser Zwist machte das ohnehin ziemlich zerrüttete Königreich erst recht unruhig, den Türken, welche bereits vor Jahren Belgrad erobert hatten, Widerstand zu leisten. Von dem großen Soliman am 29. August 1526 bei Mohacz geschlagen, fand Ludwig auf der Flucht einen unruhlichen Tod.

Während Karl V. durch die italienischen, Ferdinand durch die ungarischen Angelegenheiten beschäftigt wurde, konnte die neue evangelische Lehre, nützt durch den Speierer Abschied, sich weiter verbreiten und die evangelische Kirche sich begründen. In Sachsen und Hessen, in den frankischen Fürstenthümern: Hohenzollern, in dem mächtigen Nürnberg, in Lüneburg, Ostfriesland und Bremen, in Solingen und dem neuentstandenen Herzogthum Preußen befestigte sich das Evangelium.

Der längst ererbende Deutsche Orden hatte sich zuletzt dadurch aufzuhelfen gesucht, daß er getrene Fürsten zu Hochmeistern wählte. Albrecht von Brandenburg, Hochmeister seit 1511, hatte, wie seine Vorgänger, die polnische Lehnshoheit nicht anerkennen wollen, von Deutschland im Stich gelassen aber nach einem unglücklichen Krieg einen unaufrichtigen Frieden schließen müssen. Auf einer Reise nach Deutschland wurde der Hochmeister mit evangelischen Niederzungen durchdrungen: das Luthertum selbst schaute sich nach der neuen Lehre, die Mithose liehen ihr mit Freuden Gehör. Der König von Polen wurde durch geistliche Vermittler für den Plan gewonnen, den bisherigen Hochmeister gegen Leistung der Huldigung zum erblichen Herzog zu ernennen. Am 10. April 1526 fand in Krakau die feierliche Belehnung statt; die Einführung der Reformation ging leicht und schnell von statten.

Da die neuen Kirchen unter dem Schutze des unmittelbaren Einflusses der Landesherren gegründet wurden, so baute sich ihre Organisation nicht auf der demokratischen Grundlage des Gemeindegemeins auf, sondern sie gestaltete sie von oben her nach monarchischen Grundsätzen.



Medaille auf Albrecht Albrecht von Brandenburg erster Herzog von Preußen 1526  
*Albrecht des Marium Albrecht*  
*Albrecht Albrecht, at quo Dorothea pagina vulgo*  
*Incolta quos primus Hirsia nacta duces*  
*Albrecht zeigt das Bild und auch Dorothea,*  
*das erste*  
*Herzogthum das brach Brauen, das erste*  
*Land*

Der Landesfürst nahm die Stelle des obersten Bischofs ein: indem er einige der bischöflichen Rechte den Superintendenten übertrug, die aus der Pfarrgeistlichkeit hervorgingen, wurde dieser ein bescheidener Antheil an der Kirchenregierung gewährt. Was die äußerlichen Aenderungen betrifft, so waren es im wesentlichen folgende. Der Ekelibet der Geistlichen wurde aufgehoben, — auch Luther hatte sich am 13. Juni 1525 mit der ehemaligen Nonne Katharina von Bora vermählt; die Mitglieder der Klöster traten größtentheils in die Welt zurück, die meisten Klöster gingen ein. Die Klostergebäude wurden für milde Stiftungen bestimmt oder an die Gründung von Schulen oder Universitäten — so Marburg — gewendet; freilich verschwand auch gar mancher Erbs in den bodenlosen landesfürstlichen Kassen.

Mit der Sorge für die innere Befestigung der neuen Lehre machte den Kurfürsten von Sachsen, wo im November 1528 auf Luthers Betreiben eine Kirchenvisitation veranstaltet wurde. Die Pfarrer wurden angewiesen, in allem Aeußerlichen das Herkömmliche thöricht zu schonen; was irgend bestehen konnte, behielt man bei. Zur Unterweisung in den christlich-evangelischen Wahrheiten gab dann Luther im folgenden Jahre den großen und kleinen Katechismus heraus „ebenso kindlich, wie tiefinnig, so faßlich, wie unergänzlich, einfach und erhaben.“

### 9. Der Reichstag von Speier. Die Protestanten. (1529.)

1529 **D**urch den Frieden, welchen Karl V. im Jahre 1529 mit dem Papste schloß, hatte er sich verpflichtet, der „verpestenden Krankheit der neuen Meinungen“ ein Ziel zu setzen. Die lutherische Gesinnung der deutschen Nation vornehmlich hatte dem Kaiser zu seinem Uebergewicht über den Papst verholfen: die Abrottung derselben Lehre war der Dank, den der undeutsche Fürst in seinem kaiserlichen Interesse der Nation abstatuen wollte.

Vom Papst direkt aufgefordert, sich der Religionsache kräftiger anzunehmen, als bisher, hatte Karl schon im November des Jahres 1528 einen Reichstag nach Speier zum 21. Februar 1529 einberufen; die Stände wurden bedeutet, daß man auf die Ausbleibenden keine Rücksicht nehmen werde. Pünktlich ward die Versammlung eröffnet; die kaiserlichen Kommissare schlugen vor, den Speierer Reichsabschied von 1526, der die Ausbreitung der lutherischen Lehre gestattete, mit einer völlig entgegengesetzten Anordnung zu vertauschen. Da in dem Ständeausschuß, welcher den kaiserlichen Vorschlag begutachten sollte, die Majorität katholisch war, nahm man ihn an. Dem Wortlaute nach konnte es scheinen, als solle nur der Fortschritt der Bewegung gehemmt werden, in Wirklichkeit aber hatte der Beschluß rückwirkende Kraft. Denn die Messe sollte überall wieder zugelassen, die Autorität der Bischöfe, welche doch die Prediger ein- und abzusetzen hatten, wieder anerkannt werden. Endlich wurden die Anhänger des schweizerischen Reformators Zwingli förmlich aus dem Frieden des Reiches ausgeschlossen. Die evangelischen Fürsten erklärten, in Sachen des Gewissens habe die Majorität keine Geltung: dennoch erklärte König Ferdinand am 19. April die Beschlüsse der Mehrheit, welche nur noch in die Form eines „Reichsabschiedes“ zu bringen

war, für angenommen und ertheilte auf den Widerspruch der evangelischen Fürsten in verlesender Form eine abweisende Antwort. Mit weiteren Eingaben wollte sich Ferdinand nicht befassen, den Evangelischen blieb nichts übrig, als vor den versammelten Ständen, in Abwesenheit des Königs und der kaiserlichen Kommissarien gegen den Mehrheitsbeschluß einen Protest zu verlesen, in dessen Folge ihnen der Name der „Protestanten“ geblieben ist. Sie verlangten, wenn der Reichsabschied im Sinne der Mehrheit abgefaßt würde, müsse ihr Protest mit aufgenommen werden. Auf die weltlichen katholischen Fürsten machte dies keinen Eindruck, aber Ferdinand lehnte jede Annäherung, auch jene Forderung ab. Da verfaßten die evangelischen Fürsten am 25. April eine förmliche Separationsurkunde, die sie öffentlich bekannt machten. Eine große Anzahl von Reichsstädten trat ihrer Erklärung bei.

#### 10 Die schweizerische Reformation. Das Marburger Religionsgespräch (1529).

Der katholischen Majorität gegenüber war eine Vereinigung aller Evangelischen dringend geboten. Schon am 22. April hatten Sachsen und Hessen ein <sup>1529</sup> gemeinsames Bündniß mit den Städten Nürnberg, Ulm und Straßburg verabredet. An diesen Städten hing Straßburg der schweizerischen Reformation Zwinglis, man hatte im Gefühl der bevorstehenden Gefahr keinen Unterschied gemacht. Es fragte sich, ob trotz dieser gemeinsamen Gefahr an theologischen Verschiedenheiten nicht die so überaus nothwendige politische Vereinigung der deutschen und der schweizerischen Religionsgesellschaft scheitern werde.

Grundverschieden waren Luther und Zwingli nach Charakter und Bildungsgang und persönlichen Erfahrungen, nicht minder verschieden das Werk, das sie, ihrer Eigenart folgend, unter dem Einfluß der politischen Verhältnisse ihres Heimathlandes gegründet. Und außerdem schien eine Differenz in Bezug auf die grundlegende Lehre vom Abendmahl zwischen beiden Reformatoren eine unübersteigbare Kluft zu bilden.

Der schweizerische Reformator Ulrich Zwingli (er wandelte seinen Vornamen in „Fulbreich“ um) wurde am 1. Januar 1484 in dem Dorfe Wildhaus (in der Grafschaft Toggenburg) geboren, wo sein Vater Ammann war. In der Heimath, zu Basel und Bern vorgebildet, bezog er im Jahr 1499 unter dem latinisirten Namen „Eugenius“ die Universität zu Wien und vollendete seine Studien in Basel, wo er, namentlich ein Liebhaber der Musik, ein heiteres Leben nach Art der Humanisten führte. Seit 1506 Pfarrer in Glarus, studirte er eifrig das Neue Testament, begleitete dann zweimal schweizerische Soldheere nach Italien als Feldprediger, predigte aber von 1515—1516 nachdrücklichst gegen den Krebsbuben des Söldnerwesens. Die französisch-gehinnte Partei in Glarus zwang ihn deswegen zum Rücktritt: von 1516—1518 nahm Zwingli die bescheidene Stellung eines Pfarrhelfers in Einsiedeln ein; dann aber ward er gerade wegen seiner vaterländischen Gesinnung als Leutpriester an das große Münster zu Zürich berufen. Hier bekämpfte er sowohl alle auswärtigen politischen Bündnisse, als auch die Mißbräuche der katholischen Kirche, zunächst predigte er gegen den Ablass, den Bernardin Samson unter Mißbilligung der schweizerischen Bischöfe seit 1518 verkaufte. Außerdem aber erklärte er vom Tage seines

Antsantretes an (1. Januar 1519) die Schrift zur einzigen Grundlage seiner Lehre machen zu wollen. Sein Universitätsgelehrter wie Luther, sah er seine Lebensaufgabe darin, die Republik, die ihn aufgenommen, sittlich und religiös umzugestalten. Seine vorwiegenden Gesichtspunkte waren nicht dogmatisch-theologische, sondern moralische. Seine Parteilichkeit als Gegner Frankreichs begünstigte sein reformatorisches Werk. Der Papst schonte ihn noch, als Luther schon verdammt war. Der eigentliche Anfang der schweizerischen Reformation fällt in den Beginn des Jahres 1522, wo Zwingli die Schwärze der Fastengebote lehrte. Nach mehreren Disputationen, durch welche die Schwärze der Fastenmäßigkeit der Lehre Zwinglis erhärtet ließ, sagte sich Zürich von der lateinischen Kirche und dem konstanzer Bisthum los. Da Zwingli alles Schriftwidrige, wie z. B. die Bilderverehrung, sogar das Orgelspiel, verworfen, waren wiedertäuferische Reformen die unausbleibliche Folge. Obwohl Zwingli für Luther persönliche Verehrung heugte, stand zwischen der schweizerischen und der deutschen Reformation schwer vermittelbare Gegensätze. Nach Zwinglis Ansicht stellt „die Gemeinde“ die wahre Kirche dar: sie ist keine Kirche, nicht irgend eine Obrigkeit, wie die fürstliche, die in Deutschland das Werk Luther in ihren Schutz genommen.

Folgenreicher noch war der dogmatische Unterschied in Bezug auf die Abendmahl-Lehre. Zwingli erklärte die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahl für nichtig. Diese Lehre also für schriftwiderlich. In der Eucharistieformel erklärte er das Wort „bedeutet“ und sah in dem Abendmahl bloß eine Gedächtnisfeier des Opfertodes Christi. Von 1524–1529 führte er einen erbitterten Kampf gegen Luther, der der durch die Wassertaufe vermittelte reale Gegenwart Christi im Abendmahl lehrte.

Zuerst Bern (1524), dann Basel (1529) schlossen sich an Zürich an, zugleich mit Annahme der Lehre die fremden Bündnisse ablösend. Zwinglis Lehre fand in der westdeutschen, besonders in Straßburg, lebhaften Anklang.

Man hatte in Speier den Theologen das neue Bündnis verkörpert. Man es ihnen mitgeteilt, zeigten sie sofort Bedenken oder Widerstreben. Man hätte die Anhänger Zwinglis gern aufgegeben, wenn er dadurch die Lehren Luthers sichern konnte: die „gottlose“ Meinung Zwinglis dürfe man nicht vertheidigen: Luther stellte dem Kurfürsten Johann vor, wenn man sich mit solchen Leuten verbinde, gehe man mit Leib und Seele der Verdammnis entgegen. Obwohl die Theologen entschlossen waren, alle Maßregeln gemeinsamer Vertheidigung zu hintertreiben, machte der Landgraf Philipp von Hessen einen Versuch, die streitenden Geister zu versöhnen und lud Luther, Melancthon, Zwingli und viele andere Theologen auf den Michaelistag des Jahres 1529 zu einem Religionsgespräch nach seinem Schlosse zu Marburg ein. In dem Hauptpunkt gerade einigten sich die streitenden Parteien nicht, und damit fielen all die Hoffnungen, die der Landgraf in politischer Hinsicht an den Tag der Versprechung geknüpft, in nichts zusammen. Und dabei wurde die Sache der Kaiser hatte die Gläubigen, welche ihm die Protestation überbrachten, entschiedenster Ungnade behandelt. Man überließ auf evangelischer Seite die Gefahr nicht, man erwog die Verächtlichmachung des gewalttätigen Widerstandes. Luther und sein Kreis verworf ihn: nach der Meinung dieser Theologen war man den härtesten Schlag seitens der höchsten Obrigkeit geduldig hinhinnehmen. „Gott ist getreu“, sagte Luther, „er wird uns nicht lassen.“

Der Augsburger Reichstag (1530). Der Schmalkaldener Bund.  
Zwinglis Tod (1531).

Er unmittelbar aufhorte sich die Wirkung des Speierer Reichsabschiedes; Kaiser Karl war noch in Italien, König Ferdinand sah sich von den Türken Soliman angegriffen und sich glücklich schätzen, als die Macht des furchtbaren so an dem feherzten Wider des treuen Wien brach (1529). Erst nachdem er zu Bologna die italienischen Kriegen beendet und da (21. Februar 1530) mit Pompe, wennschon ohne Zustimmung der Kurfürsten, zum gekrönt war, konnte er an Ordnung der deutschen Angelegenheiten denken. Er schrieb dem Papste einen Reichstag Augsburg aus: seine Absicht, es noch einmal mit gut Verhandlungen zu versuchen, von Okkupationsregeln Gemeinmächtigkeit. Am 15. Juni hielt einen feierlichen Einzug in Augsburg, wo sich die Stände zahlreich versammelt hatten. In Ermuthung des Kaisers, die kaiserlichen wurden bei seinem Erscheinen sich demüthigen, sie sich indes nicht. Als er Forderung stellte, die evangelischen Fürsten sollten die freie Predigt unterlagte der alte Markgraf Georg von Brandenburg: „Herr, ehe Gottes Wort abstände, wollte ich lieber auf der Stelle niederknien als den Kopf abhauen lassen.“ Er antwortete ihm Karl in seinem gebrochenen Niederdeutsch: „Lieber mit Kopf ab.“ Auch an der Fronleichnamsprozession nahmen die evangelischen Fürsten keinen Theil. Der Kaiser beanspruchte bei der Eröffnung der Verhandlungen, am 20. Juni, Hilfe wider die Türken und um die religiösen Irrungen beizulegen, jeden auf, seine „Meinung,



1529

1530

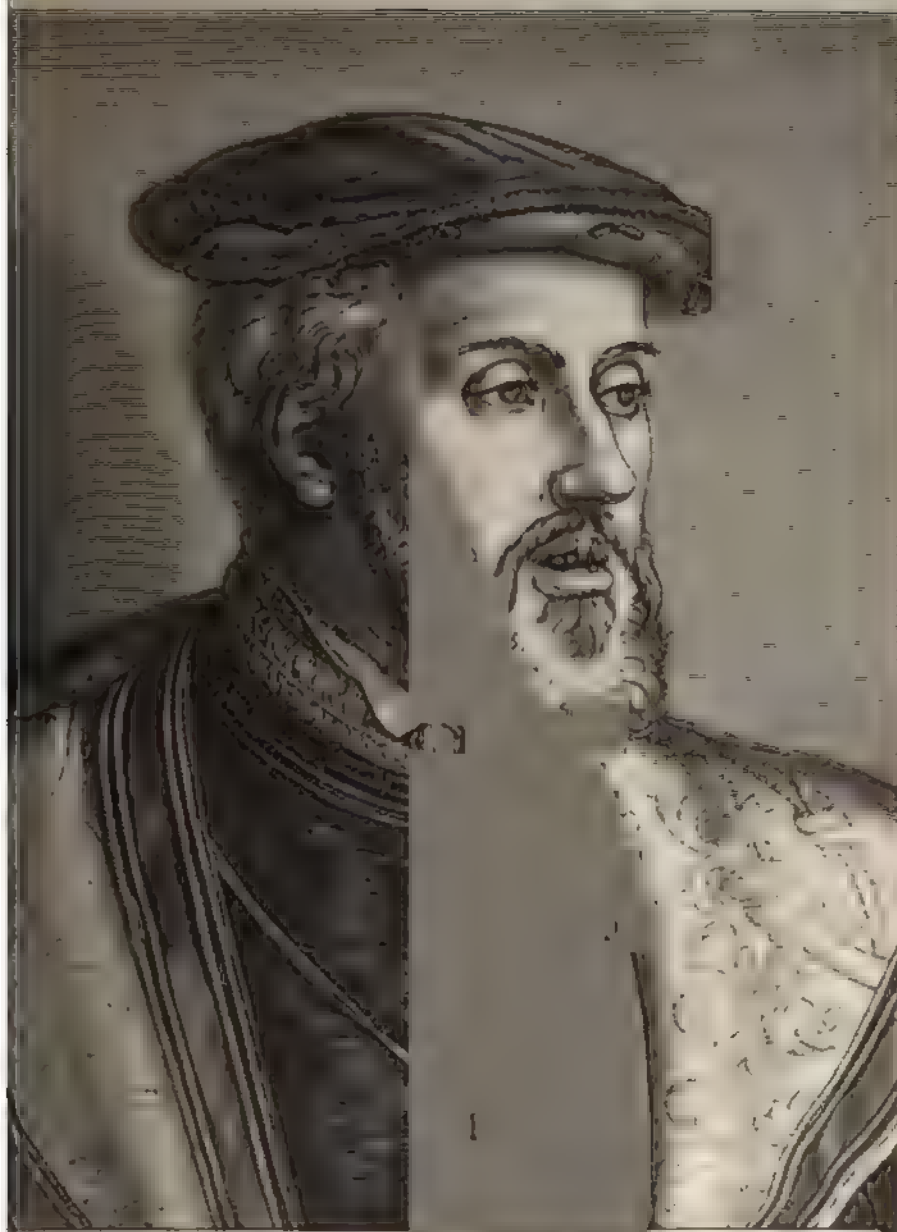
Türkischer Krieger mit österreichischen Bauern.  
Holzschnitt von Hans Wuldenbrandt aus der Zeit der ersten Belagerung Wiens durch die Türken





Kaiser Karl V. und Papst Clemens VII. nach der Krönung zu Bologna am  
24. Februar 1530.

Tafel aus dem großen geschlagenen Kupferwerk, welches Niklas Hagenberg als Kupferstecher der  
Kaiserlichen anfertigte und es „Divo et invicti imperatori Carolo V.“ widmete.



GENES · DIVVM · QUINTVS · SIC · CAROLVS · ILLI  
IMPERII · CAESAR · LUMINA · ET · ORA · TVLIT  
AET · SVAE · XXXI  
ANN · M · D · XXXI





Entbedürfen und Opinion“ schriftlich einzureichen. Die protestantischen Fürsten zeigten sich, der Aufforderung nachzukommen: am 23. Juni verlas der Dr. Baier den deutschen Wortlaut des Bekenntnisses, das Melancthon ausgearbeitet hatte.

Die Grundlage des Augsburger Bekenntnisses (Confessio Augustana) bilden die von Luther verfaßten Schwabacher Artikel (Oktober 1529) und die Torgauer Artikel. Es näherte sich möglichst dem katholischen Lehrbegriff, suchte die Neuerungen nur zu verteidigen und enthielt sich jeden Angriffs. Die beiden Exemplare des Bekenntnisses, der lateinische und der deutsche Text, waren von dem Kurfürsten von Sachsen, dem Markgrafen Georg von Brandenburg, den Herzogen Franz und Ernst von Lüneburg, dem Landgrafen Philipp, dem Fürsten von Anhalt und den Städten Nürnberg und Reutlingen unterzeichnet.

Auf Veranlassung der katholischen Fürsten arbeitete eine Kommission von Theologen der alten Lehre eine Widerlegung (Confutatio) der protestantischen Schrift aus (3. August): nur in der Rechtfertigungslehre gab man ein wenig nach, in allen übrigen Punkten des Glaubens und des Kultus hielt man die alte Lehre der Kirche fest. Die Widerlegungsschrift ward im Namen Karls veröffentlicht: er forderte die Evangelischen auf, in den Schoß der allgemeinen Kirche zurückzukehren; andernfalls werde er seines Amtes als Schutzherr der Kirche walten. Auch der Papst, welcher von den Forderungen der Protestanten in Kenntniß gesetzt war, ermahnte den Kaiser zu rücksichtslosem Vorgehen.

Aber auch die Evangelischen blieben fest, vor allem durch die Einwirkung Luthers, der von Koburg her — er war noch in der Reichsnacht — den Muth der Bekenner stärkte. Er hielt das augenblickliche Einverständnis der katholischen Mächte für wenig dauerhaft, außerdem besiegte sein Gottvertrauen jede Furchtsamkeit. Dieser Stimmung entsprang sein Kernlied: „Ein feste Burg ist unser Gott“, dessen Entstehung gewöhnlich in die Zeit seines Koburger Aufenthaltes gelegt wird.

Alle weiteren Vermittlungsversuche, bei denen die Evangelischen an die Grenze der Möglichkeit gingen, scheiterten an dem Widerstande des Kaisers und der Kurie. Der Reichstagsabschied ging auf das Wormser Edikt zurück und drohte alle Ungehorsamen mit der Acht. Leib und Seele gelobte der spanische Herrscher, dem deutsches Wesen stets ein Räthsel geblieben, an die Ausrottung der Ketzer zu setzen.

Es war natürlich, daß die evangelischen Stände an eine Vereinigung zu gemeinsamem Widerstand gingen. Außer der Religionsache kam noch eine politische Angelegenheit in Frage, die Wahl Ferdinands zum römischen Könige. Am 22. Dezember 1530 hielten die Unterzeichner der augsburgischen Konfession 1531

in Schmalkalden eine Zusammenkunft und einigten sich über ein Truch- und Schutzbündniß. Selbst Luther machte sich mit dem Gedanken gewaltamer Gewehr vertraut. In der Wahlfrage gingen die Meinungen der Versammelten auseinander, aber darauf hatten sie ohnehin wenig Einfluß. Am 5. Januar 1531 ward Ferdinand zu Köln gewählt, und in der Wahlkapitulation, welche 1531

die katholischen Kurfürsten feststellten, ausdrücklich auf den Augsburger Reichsabschied verpflichtet. Die Protestanten verweigerten dem neuen Könige den Gehorsam: von den katholischen Fürsten waren die eifersüchtigen Baiernherzoge mit der Wahl höchst unzufrieden.

Auf einer zweiten Versammlung zu Schmalkalden, um Ostern 1531, wurde die Dauer des Bündnisses auf sechs Jahre festgesetzt. Hier zog man auch die „oberländischen“ Städte (Straßburg, Konstanz, Memmingen, Lindau) hinzu, nachdem der Straßburger Prediger Martin Bucer in der Abendmahlslehre eine Vermittlungsidee erfunden, die leider in der Schweiz keinen Anklang fand.

Während der schmalkaldener Bund sich durch den Beitritt der mächtigsten norddeutschen Städte, wie Magdeburg, Hamburg, Bremen, Lübeck, Göttingen, Braunschweig und Goslar stärkte und daran denken konnte, sich eine förmliche Verfassung zu geben, erlag bereits die Reformation in der Eidgenossenschaft.

1531 Zwingli, wie hervorgehoben, zugleich ein politischer Reformator, erregte den bittersten Haß der fünf alten Schweizerkantone, deren unberechtigten politischen Einfluß er brechen wollte. Die Waldstädte waren katholisch geblieben, sie verbündeten sich zu Anfang des Jahres 1529 mit Ferdinand von Oesterreich und wurden nur durch die Kriegsrüstungen Zürichs gezwungen, dem Bunde zu entsagen. Aber der Krieg war nur vorüber; im Herbst des Jahres 1531 nahmen die fünf katholischen Orte den Kampf auf, im Vertrauen auf ihre kleine, aber geschlossene Macht, welche die uneinigen Gegner wohl bezwingen könne. Mit 8000 Mann brachen sie im Oktober 1531 in das Züricher Gebiet ein; am 11. Oktober stellte sich ihnen bei Kappel die kleine Züricher Streitmacht, weit unter 2000 Mann, entgegen. Alle Tapferkeit der Einzelnen war umsonst: ein Viertel der Züricher fand den Tod; siegestrunken stürmten die Feinde bald über das Schlachtfeld. Zwingli, der als Feldprediger mitgezogen war, lag schwerverwundet unter einem Baum: „Wirst du beichten und die Mutter Gottes anrufen?“ riefen ihm zwei Kriegsknechte zu. Er schüttelte mit dem Kopf, ein Unterwaldener Hauptmann schlug ihm den Todesstrich. Am folgenden Tag ließen die Sieger den Leichnam durch die Hand des Henkers viertheilen, verbrennen und die Asche vom Winde verwehen.

Mit Jubel theilte Ferdinand dem Kaiser die Nachricht mit; in der Eidgenossenschaft aber begann die gewaltthame Wiederherstellung des Katholicismus.

1531 Die oberländischen Städte, mit denen die schweizerischen Orte keinerlei Verbindung beibehalten durften, mußten nun wohl oder übel sich in dem schmalkaldischen Bund die Stelle einräumen lassen, welche ihnen die Verathungen zu Nordhausen und Frankfurt (November und Dezember 1531) anwiesen. Der Bund, welcher Nord- und Süddeutschland einte, war von hervorragender politischer Bedeutung. Wer Oesterreich fürchtete, über Oesterreich klagte, näherte sich den Verbündeten: selbst das katholische Baiern lehnte sich an den Bund, um der Verwaltung des gekrönten Königs Ferdinand Opposition zu machen.



PROXIMVS·A·SVMMO·FERDINANDVS·CAESARE·CARIO  
 REX·ROMANORVM·SIC·TVLIT·ORA·GENAS  
 AET·SVAE·XXIX  
 ANN·M·D·XXXI

Am 10. d. M. ist der Herr Kapl. Joh. Baptist, Pfarrer zu Pöchlarn, abgereist.

71 8 7 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20 21 22 23 24 25 26 27 28 29 30 31 32 33 34 35 36 37 38 39 40 41 42 43 44 45 46 47 48 49 50 51 52 53 54 55 56 57 58 59 60 61 62 63 64 65 66 67 68 69 70 71 72 73 74 75 76 77 78 79 80 81 82 83 84 85 86 87 88 89 90 91 92 93 94 95 96 97 98 99 100 101 102 103 104 105 106 107 108 109 110 111 112 113 114 115 116 117 118 119 120 121 122 123 124 125 126 127 128 129 130 131 132 133 134 135 136 137 138 139 140 141 142 143 144 145 146 147 148 149 150 151 152 153 154 155 156 157 158 159 160 161 162 163 164 165 166 167 168 169 170 171 172 173 174 175 176 177 178 179 180 181 182 183 184 185 186 187 188 189 190 191 192 193 194 195 196 197 198 199 200 201 202 203 204 205 206 207 208 209 210 211 212 213 214 215 216 217 218 219 220 221 222 223 224 225 226 227 228 229 230 231 232 233 234 235 236 237 238 239 240 241 242 243 244 245 246 247 248 249 250 251 252 253 254 255 256 257 258 259 260 261 262 263 264 265 266 267 268 269 270 271 272 273 274 275 276 277 278 279 280 281 282 283 284 285 286 287 288 289 290 291 292 293 294 295 296 297 298 299 300 301 302 303 304 305 306 307 308 309 310 311 312 313 314 315 316 317 318 319 320 321 322 323 324 325 326 327 328 329 330 331 332 333 334 335 336 337 338 339 340 341 342 343 344 345 346 347 348 349 350 351 352 353 354 355 356 357 358 359 360 361 362 363 364 365 366 367 368 369 370 371 372 373 374 375 376 377 378 379 380 381 382 383 384 385 386 387 388 389 390 391 392 393 394 395 396 397 398 399 400 401 402 403 404 405 406 407 408 409 410 411 412 413 414 415 416 417 418 419 420 421 422 423 424 425 426 427 428 429 430 431 432 433 434 435 436 437 438 439 440 441 442 443 444 445 446 447 448 449 450 451 452 453 454 455 456 457 458 459 460 461 462 463 464 465 466 467 468 469 470 471 472 473 474 475 476 477 478 479 480 481 482 483 484 485 486 487 488 489 490 491 492 493 494 495 496 497 498 499 500 501 502 503 504 505 506 507 508 509 510 511 512 513 514 515 516 517 518 519 520 521 522 523 524 525 526 527 528 529 530 531 532 533 534 535 536 537 538 539 540 541 542 543 544 545 546 547 548 549 550 551 552 553 554 555 556 557 558 559 560 561 562 563 564 565 566 567 568 569 570 571 572 573 574 575 576 577 578 579 580 581 582 583 584 585 586 587 588 589 590 591 592 593 594 595 596 597 598 599 600 601 602 603 604 605 606 607 608 609 610 611 612 613 614 615 616 617 618 619 620 621 622 623 624 625 626 627 628 629 630 631 632 633 634 635 636 637 638 639 640 641 642 643 644 645 646 647 648 649 650 651 652 653 654 655 656 657 658 659 660 661 662 663 664 665 666 667 668 669 670 671 672 673 674 675 676 677 678 679 680 681 682 683 684 685 686 687 688 689 690 691 692 693 694 695 696 697 698 699 700 701 702 703 704 705 706 707 708 709 710 711 712 713 714 715 716 717 718 719 720 721 722 723 724 725 726 727 728 729 730 731 732 733 734 735 736 737 738 739 740 741 742 743 744 745 746 747 748 749 750 751 752 753 754 755 756 757 758 759 760 761 762 763 764 765 766 767 768 769 770 771 772 773 774 775 776 777 778 779 780 781 782 783 784 785 786 787 788 789 790 791 792 793 794 795 796 797 798 799 800 801 802 803 804 805 806 807 808 809 810 811 812 813 814 815 816 817 818 819 820 821 822 823 824 825 826 827 828 829 830 831 832 833 834 835 836 837 838 839 840 841 842 843 844 845 846 847 848 849 850 851 852 853 854 855 856 857 858 859 860 861 862 863 864 865 866 867 868 869 870 871 872 873 874 875 876 877 878 879 880 881 882 883 884 885 886 887 888 889 890 891 892 893 894 895 896 897 898 899 900 901 902 903 904 905 906 907 908 909 910 911 912 913 914 915 916 917 918 919 920 921 922 923 924 925 926 927 928 929 930 931 932 933 934 935 936 937 938 939 940 941 942 943 944 945 946 947 948 949 950 951 952 953 954 955 956 957 958 959 960 961 962 963 964 965 966 967 968 969 970 971 972 973 974 975 976 977 978 979 980 981 982 983 984 985 986 987 988 989 990 991 992 993 994 995 996 997 998 999 1000 1001 1002 1003 1004 1005 1006 1007 1008 1009 1010 1011 1012 1013 1014 1015 1016 1017 1018 1019 1020 1021 1022 1023 1024 1025 1026 1027 1028 1029 1030 1031 1032 1033 1034 1035 1036 1037 1038 1039 1





Die vier Helden der Hundertjäger von Schwyz, Uri, Unterwalden und Glar. Die vier Helden der Hundertjäger von Schwyz, Uri, Unterwalden und Glar. Die vier Helden der Hundertjäger von Schwyz, Uri, Unterwalden und Glar.

## 12. Der Nürnberger Religionsfriede (1532). Der Friede zu Cadan (1554).

Es schien, als eile die Vorsehung Luthers Zuversicht zu belohnen. Der Sultan Soliman, für den das religiöse Zerrwürfniß in Deutschland kein Geheimniß war, baute darauf seine Eroberungspläne. Jetzt bedurfte der Kaiser auch der Protestanten; im Sommer des Jahres 1531 eröffnete man mit ihnen Verhandlungen, da der seit dem April zu Regensburg versammelte Reichstag keine allzu reichliche Türkenhilfe bewilligte. Ehe die Türken wirklich losbrachen, wurden jene Verhandlungen lau geführt; als sich aber Soliman am 26. April 1532 in Bewegung setzte, mußte man die Bedingungen der Protestanten annehmen. Sie forderten die Verkündigung eines allgemeinen Friedens und Einstellung der Prozesse, welche das Kammergericht gegen sie eingeleitet. Wegen des Widerstandes, den Karl bei dem päpstlichen Legaten und der katholischen Majorität fand, verkündigte er nur den Frieden in einem öffentlichen Erlaß; über die Einstellung der Prozesse gab er den Protestanten von Nürnberg aus eine geschworbene Erklärung (August 1532), welche jene nicht ganz befriedigte. Außerdem durften sie wenigstens bis zur Berufung eines allgemeinen Konziliums auf Rath rechnen.

Bald nach Erlaß dieser Versicherung starb Kurfürst Johann der Beständige von Sachsen an einem Schlagfluß. Ihm folgte Johann Friedrich.

Auch Luthers Voraussicht, daß der Bund zwischen dem Kaiser, dem Papst und Franz I. von keiner Dauer sein werde, bewahrheitete sich. Der Papst war gegen die Berufung eines Konzils und näherte sich Franz I., der im Jahre 1532 seine alten Pläne wieder aufnahm. Demgemäß unterstützte er das Unternehmen, den vertriebenen Herzog Ulrich von Württemberg, den geschwornen Feind Oesterreichs wieder in sein Land zurückzuführen. Philipp von Hessen berechnete zu Bar-le duc mit Franz I. die Einzelheiten des Planes, welchem selbst die Herzoge von Baiern hold waren. Die Gelegenheit war günstig, der schwäbische Bund, mit dessen Hilfe Oesterreich bereinst den Herzog vertrieben, hatte sich aufgelöst: die Herzen des württembergischen Landvolkes schlugen dem angestammten Fürsten entgegen. Mit rasch gewonnenen Reitercharen drang Philipp im Mai des Jahres 1534 in Württemberg ein und zersprengte am 13. die östreichische Streitmacht bei Lauffen am Neckar. Herzog Ulrich wurde mit Jubel aufgenommen: es konnte keine Frage sein, daß er auch in der Religionsache sich den Gegnern Oesterreichs anschloß. Karl V. machte Wien, den jeden Landgrafen zu züchtigen, aber kein Bruder Ferdinand sah ein, daß Württemberg für ihn verloren war: er schloß am 27. Juni zu Cadan (einem böhmischen Städtchen zwischen Saaz und Amberg) mit seinen Widersachern Friede. Herzog Ulrich sollte in Zukunft sein Land als Asterlehn von Oesterreich, jedoch mit Sitz und Stimme im Reich besetzen. Dagegen gab der Kurfürst von Sachsen seine Opposition gegen Ferdinand auf und erkannte ihn nun als römischen König an.

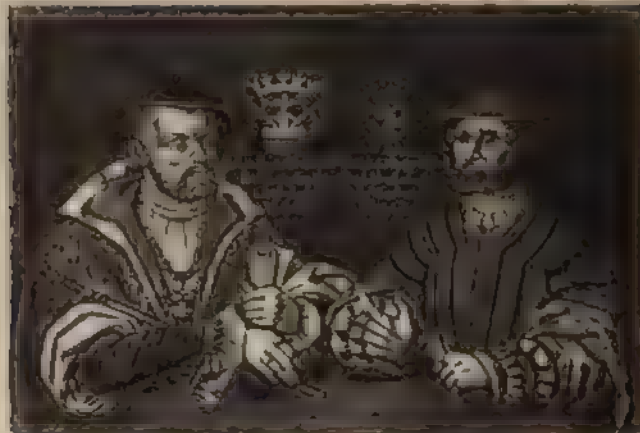


Der Friede von Cöben förderte in ganz Süddeutschland die Reformation. So trat auch die Stadt Augsburg förmlich über. In Württemberg selbst vollzog sich die Umgestaltung sehr leicht, das Land wurde bald ein Hort des Evangeliums und die vom Herzog geförderte Universität Tübingen die Pfanzschule tüchtiger Theologen.

### 13. Die Wiedertäufer in Münster. Georg Wullenweber (1535).

Nicht ohne Gewaltthaten hatte sich die Ausbreitung der neuen Lehre auf westfälischem Gebiet vollzogen: meist ging mit der religiösen Bewegung eine Auflehnung der Niederen gegen die Höheren, Rath, Bischof, Kapitel oder Ritterschaft, Hand in Hand. So erzwang sich auch die Stadt Münster im Februar 1533 eine evangelische Kirchenordnung und dieses Beispiel wurde für ganz Westfalen entscheidend gewesen sein, hätte nicht an diesem Punkte der vorübergehende Triumph wiedertäuferischer Lehren eine völlige und blutige Reaktion zur Folge gehabt.

Wiedertäuferische Lehren hatten sich an den verschiedensten Orten unmittelbar nach dem Beginne der Reformation gezeigt und waren von den Evangelischen thöulichst unterdrückt, von den Katholischen ganz besonders blutig verfolgt worden. Die Verwerfung der Kinderkaufe war nur das Wahrzeichen einer Richtung, die noch in vielen anderen Dingen von der neuen Lehre abwich, in sich selbst aber mannigfache Unterschiede zuließ. So predigten die Einen strengste Gütergemeinschaft, andere hatten hinsichtlich der Ehe, hinsichtlich des Predigtamtes sehr freie Ansichten. Alle aber einten sich in dem Gefühl des Auserwähltheits und in dem Glauben, der Untergang der Welt stehe bevor, ein neues Jerusalem werde nach Ausrottung der Gottlosen gegründet werden und den Auserwählten ein seliges Leben ohne Gesetze, Obrigkeit und Ehe, in der Fülle des Ueberflusses beschieden sein. Die Wanderapostel der Wiedertäufer, wie Melchior Hoffmann, ein Kirchhner, wandten sich besonders an die Handwerker, die sich in ihren dumsigen Werkstätten mit den ausschweifendsten apokalyptischen Vorstellungen erfüllten. Nirgends hatten die wiedertäuferischen Lehren eine so weite Verbreitung gefunden, wie in den Niederlanden, wo Jan Mattheys, ein Bäcker aus Harlem, und sein Landsmann Jan Bodelsohn aus Leyden, zahlreiche kleine Gemeinden gestiftet hatten. Der Reformator von Münster, Bernhard Rottmann, war ihnen völlig ergeben; seit dem Ende des Jahres 1533 füllte sich Münster mit wiedertäuferischen Aposteln aus den Niederlanden. Reisend schnell griff die Schwärmererei um sich; langmüthig schonte der Rath die Sektirer, bis sie sich selbst der Gewalt bemächtigten. Bei der Rathswahl am 21. Februar 1534 ward einer der Ihrigen, Bern- 1534  
hard Knipperdolling, zum Bürgermeister erwählt; auch in dem Rath herrschten fortan die Wiedertäufer. Schon am 27. Februar wurden alle, welche die Wiedertäufer verwarfen, vertrieben, darauf wurden alle Bildwerke zerstört, alle Bücher, deren man habhaft wurde, verbrannt; nur die Bibel sollte übrig bleiben. Der Begriff des Eigenthums hörte auf, man bildete eine einzige religiös-kriegerische Familie. Die oberste Gewalt besaß zuerst Mattheys, nach dessen Tode (Ostern 1534) Bodelsohn, neben ihm regierten zwölf Aelteste, welche der Prophet erlesen. Knipperdolling wurde mit dem Schwert der Gerechtigkeit betraut. Als man Anstalt machte, die Ehe aufzuheben, zeigte sich eine nicht unbedeutende Opposition; sie ward besiegt und grausam gestraft. Gemäß der mystischen Lehre vom tausendjährigen Reich wurde denn auch Johann Bodelsohn auf Grund der Einbarungen des Goldschmieds Duseentschuer zum König der ganzen Welt ausgerufen. Ein Regiment, — er führte die Vielweiberei ein, — war eine widerliche Mischung von Genußsucht, Frömmerei, Blutdurst und geistlichem Hochmuth. Der Prophet ließ sich auch



1584

Johann von Leyden und Luthervolling.  
 Gleichzeitiges Selbstbild, aufbewahrt in der Bibliothek der Akademie zu Münster.  
 Die Beschriftungen:  
 Johann Beuckels von Leyden  
 König der Anabaptisten  
 zu Münster in  
 Westphalen  
 1583  
 L. Bernhard Luthervolling  
 Propst der Anabaptisten  
 zu Münster in  
 Westphalen  
 1583

und Hesseu gestellten sich ihnen zu, und jetzt wurde Johannes Lage bedenklich. Der Hunger wüthete in der umlagerten Stadt. In der Johannisnacht des Jahres 1533 wurde er durch einen Handstreich eingenommen: die erbitterten Landknechte verübten eine blutige Meuterei, dann folgten planmäßige Hinrichtungen. Die vorigen Mächthaber wurden mit glühenden Fingern gezwängt, die entseelten Leiber am Lambertussturm in einem Käfigen zur Schau aufgehängt. Die lutherische Lehre war nach den letzten Vorfällen hier aussichtslos.

In dasselbe Jahr fällt das Scheitern einer andern norddeutschen Bewegung, die einen gewissen Zusammenhang mit der Reformation hat, aber doch von politischer Natur ist und daher auf die Ausbreitung der Reformation keine nachtheilige Rückwirkung geäußert hat.

Der hochstrebende Bürgermeister von Lübeck, Georg Meullenweber, welcher im Jahre 1533 durch eine demokratische Umwälzung an das Ruder gelangt war, wollte die verarmten nordischen Verhältnisse dazu benutzen, die Macht der Hanse in dem baltischen binnorischen Reichen zu ausschließlicher Geltung zu bringen und alle Fremden, namentlich die Holländer aus der Ostsee zu verdrängen. Der Feldherr der Lübecker, Graf Christen von Lidenburg, nahm zwar im Sommer des Jahres 1534 die dänischen Truppen nach Kopenhagen ein, aber dann (September 1534) bedrohte Christian von Holsstein die allzu kühne Hansestadt selbst. Zum König von Dänemark gewählt, gewann er bald die Uebergewicht über die Lübecker. Meullenwebers Mißgeschick führte seinen Sturz herbei. Während seiner Abwesenheit wurde die alte Verfassung wiederhergestellt. Meullenweber dankte ab, fiel auf einer Reise in die Hand des Erzbischofs von Bremen und ward zu diesem an seinen Bruder Heinrich von Braunschweig ausgeliefert, der ihn richtete.

anfangs in der  
 Treiben namentlich  
 die Belagerung, Le-  
 ren, welche zum  
 Bischof von Lübeck  
 allen führte. In  
 Mittel, mit welcher  
 ihn Kriege und  
 unterlagten von  
 wachsende. In  
 Sturm, am 1. Fe-  
 bruar 1534, wurde  
 und die Niederlage  
 erhoben. Es war  
 nur noch wenig  
 mentlich in der  
 der Lübecker. Aber  
 nun nahmen sich  
 nächstgelegener  
 Kreise, der lutheri-  
 sche, der römisch-  
 rheinisch mehr und  
 der oberdeutschen  
 Sache an. In



Der heilige Jakob (Schutzpatron Spaniens) die Türken niederwerfend.

Abbildung des Szeotoma in Siena, gemalt um Zeit von Karls V. Unternehmungen gegen die Türken.

#### 14 Karls V. auswärtige Kriege. Befestigung des Protestantismus (bis zum Jahre 1559).

Die alte Feindschaft mit Franz I. und ein Unternehmen, welches in gewisser Beziehung zu dieser Entzweiung stand, ein Feldzug nach Tunis, zog sich seit dem Jahre 1535 von den deutschen Verhältnissen ab. Ein 1535  
berühmter Seeräuber, Chaireddin, genannt Barbarossa, hatte, begünstigt von Sultan Soliman, zuerst Algier, dann auch Tunis eingenommen und beherrschte die Küsten des Mittelmeeres. Abgesehen davon, daß die Spanier das Vorherrschen einer so gefährlichen Macht nicht dulden konnten, erschien dem Kaiser der Kampf gegen diese Unzulässigen als ein besonders würdiges Unternehmen. Er ergriff es mit Begeisterung (Frühjahr 1535) und führte es mit Erfolg durch. Nach einer siegreichen Schlacht bei Tunis nahm er die Stadt ein und das Innere des Landes überließ er einheimischen Fürsten, sich selbst blieb er nur die Küste vor. Seine Erfolge in großartigerem Maßstabe auszuweiten hinderte ihn ein neuer Krieg mit Frankreich.

In dem Augenblick, als der Kaiser aus Afrika zurückkehrte, starb Franz I. Herzog von Mailand. Wenn hätte Karl durch die Abtretung der vielumkämpften Stadt den König Franz dauernd an seine Interesse geknüpft, aber Franz I. lag mehr daran, die Stellung in Italien, welche er durch zwei unglückliche Kündenschlüsse verloren, wiederzugewinnen. Unter dem Vorwande, der Kaiser Karl von Savoyen wolle sein Land, das Franz I. beanspruchte, dem Kaiser einräumen, brach er im März des Jahres 1536 dort ein. Karl antwortete im Juli durch einen doppelten Angriff auf Frankreich. Aber das eine, welches von den Niederlanden eingebrungen war, mußte nach vergeblicher Belagerung der Festung Peronne abziehen, Karl selbst aus Mangel an Vorräthen und großen Verlusten die Provence verlassen. Der allerchristlichste König ver-

band sich mit den Osmanen zu einem gemeinschaftlichen Angriff auf den Kaiser. In Italien hielten sich in dem nun folgenden Kriege des Jahres 1537 die Gegner die Wage: der Sultan aber benutzte die Gelegenheit, all die altberühmten Eilande des griechischen Archipelagus einzunehmen. Dem Papste Paul III. gelang es endlich, im Mai des Jahres 1538 zu Nizza einen zehnjährigen Waffenstillstand zwischen Franz und Karl herbeizuführen. Bei den bezüglichen Verhandlungen wurde auch über die religiöse Frage verhandelt; Karl übernahm es noch einmal einen gütlichen Ausgleich zu versuchen, da der Papst ein bereits von ihm angekündigtes Konzil verschob.

Auf die evangelische Sache hatten die eben geschilderten Begebenheiten den günstigsten Einfluß. König Ferdinand sah sich im Interesse des österreichischen Gesamtthauses genöthigt, mit den evangelischen Fürsten sehr behutsam umzugehen, er sagte den Stillstand der Prozesse am Kammergericht zu, er setzte der Erweiterung des schmalkaldischen Bundes keine Hindernisse entgegen. Am 24. Dezember 1535 wurde er auf zehn Jahre verlängert, im April des Jahres 1536 traten ihm neue Mitglieder bei.

Es waren: Ulrich von Württemberg, Barnim und Philipp von Romm, Georg und Joachim von Anhalt, Augsburg, Frankfurt, Hannover, Homburg und Kempten.

Auch innerlich, im Punkte der Abendmahlslehre besonders, näherten sich in Folge der unermüdblichen Thätigkeit des wackren Bucer die verschiedenen Richtungen. Die Süddeutschen nahmen die augsburgische Konfession und deren Apologie als ihr Bekenntniß an, Luther erkannte sie als Brüder im Glauben an. Diese theologische Versöhnung gewährleistete die Festigkeit des politischen Bundes. Eine solche war aber noch jetzt dringend von nöthen. Die Evangelischen befanden sich im Februar des Jahres 1537 zu Schmalkalden und beschloßen, das vom Papste im Jahre 1536 ausgeschriebene Konzil nicht anzunehmen, da sie es als ein allgemeines und freies nicht ansehen konnten: sie hielten um eine unparteiische Versammlung auf deutschem Boden. Da erschien der kaiserliche Vicekanzler Dr. Held, der, allerdings gegen seine Instruktion und aus persönlichem Haß gegen die Evangelischen, eine völlige Reaktion in Aussicht stellte. Die Protestanten waren aufs äußerste erschreckt, die Katholiken saßen ruhig und die eifrigsten Anhänger der alten Lehre, die bereits im Jahre 1533 durch einen Vertrag zu Halle geeinten Fürsten Georg von Sachsen, Heinrich von Wolfenbüttel, Erich von Kalenberg, Albrecht von Mainz, beschloßen, dem schmalkaldischen Bündniß ein ähnliches entgegenzusetzen. Das kam wirklich am 10. Juni 1538 zu Nürnberg zu stande, auch König Ferdinand erst später der Kaiser, traten ihm bei. Dr. Held that sein möglichstes, um die Häupter beider Parteien an einander zu heften, auf beiden Seiten rüstete man.

Im Grunde war aber der Kaiser mit Held unzufrieden, denn an einem Kriege in Deutschland war ihm jetzt durchaus nicht gelegen. Da sich nun sowohl unter den rheinischen Kurfürsten eine gemäßigte Meinung geltend machte, als auch der junge Kurfürst von Brandenburg Joachim II. (seit 1535) sich zur Vermittlung

iet, so beauftragte Karl mit diesem wichtigen Geschäfte seinerseits einen neuen vollmächtigen, den Erzbischof Johann von Lund. Auf dem Frankfurter tage (Februar bis April 1539) einigte man sich zwar nicht, aber der Erzbischof <sup>1539</sup> pendierte die Prozesse des Kammergerichts auf achtzehn Monate und trug er selbst auf einen neuen Religionsvergleich an. Der schmalkaldener Bund te einen bedeutungsvollen Sieg erfochten.

Wie werthvoll der Rückhalt war, den der Bund gewährte, zeigte sich sofort, als reformfeindliche Herzog Georg von Sachsen, welcher am 17. April 1539 starb, hatte testamentarisch bestimmt, sein Bruder Heinrich, ein erklärter Anhänger der neuen Lehre, dürfe das Erbe nur antreten, wenn er sich dem katholischen nürnbergischen Bunde anschliesse: im entgegengesetzten Falle solle König Ferdinand sein Erbe sein. Allein der Herzog, dem der Landgraf sofort Bundeshilfe zusagte, kümmerte sich nicht im geringsten um die bezüglichen Erklärungen d'binands: er begann die Reformation durchzuführen; am ersten Pfingsttage d. Jahres 1539 predigte Luther in Leipzig.

Und nun trat, gewiß unter dem Einfluß der von Frankfurt ausgegangenen föhlichen Stimmung, endlich auch Brandenburg in die Reihe der evangelischen Staaten ein. Unsonst hatte Joachim I., vor dessen fanatischem Glaubei selbst seine Gemahlin, die fromme Elisabeth, vom Hofe fliehen mußte (1. März 1528) seinen Söhnen auf dem Todtenbette den Eid abgenommen, der ihnen Kirche treu zu bleiben. Der jüngere Sohn, Johann von Küstrin, entschlossene Natur und Luthers Sache längst aufrichtig ergeben, führte sofort h seinem Regierungsantritt (1535) die Reformation ein und trat im Jahre 38 dem schmalkaldener Bunde bei; der ältere, Kurfürst Joachim II. stellte d Fortschreiten der evangelischen Lehre wenigstens keine Hindernisse entgegen. 1 Februar des Jahres 1539 sprach die Ritterschaft von Berlin und Cöln, <sup>1539</sup> nig später die märkische Ritterschaft den Wunsch aus, die „reine göttliche Lehre“ pnehmen; der gelehrteste Bischof des Landes, Matthias von Jagow n Brandenburg), entschloß sich die Umwandlung nach Kräften zu fördern. Aus ren Händen empfing am 1. November 1539 Kurfürst Joachim zu Spandau, seine geliebte Mutter nach ihrer Heimkehr den Witthvensitz aufgeschlagen, d Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Unverzüglich folgten diesem Beispiel die pftstadt und das Land. Wie ernst es der Kurfürst mit seinem Uebertritt nte, zeigte eine unmittelbar darauf vorgenommene Kirchenvisitation und der laß einer Kirchenordnung (1540); und zur Förderung der religiösen Erkenntniß <sup>1540</sup> h sich Joachim die Pflege des Schulwesens besonders angelegen sein. Allerdings wurde manche Neußerlichkeit des katholischen Kultus beibehalten, und es durfte der Autorität Luthers, um Argwohn und Unzufriedenheit zu dämpfen. Auch trat Joachim II. dem schmalkaldener Bunde nicht bei: er wollte sich mit dem Kaiser nicht entzweien, zufrieden, die rechte Lehre eingeführt zu haben.

Der einzige katholische Fürst des brandenburgischen Hauses, der auch füglich nicht zur Reformation übertreten konnte, Albrecht von Mainz, gab den Ständen seiner norddeutschen Stifter Magdeburg und Halberstadt, gegen Bezahlung seiner Schulden, die

Einführung der neuen Lehre frei: Halle, das er sich anfangs vorbehalten wollte, trat auch über. Auch in Braunschweig-Kalenberg wurde nach Herzog Erichs Tode reformiert, ebenso in Medlenburg (1540).

### 15. Die Religionsgespräche zu Hagenau, Worms und Regensburg (1540 und 1541).

<sup>1540</sup> Das Jahr 1540 schien den Protestanten anfänglich schwere Gefahren zu bringen. Der Papst arbeitete eifrig an einer völligen Ausöhnung zwischen Franz I. und Karl V.: der Kaiser war geneigt, sogar ein Familienbündnis mit seinem langjährigen Gegner zu schließen: er hätte die Niederlande seiner Tochter als Aussteuer mitgegeben. Zum Glück für die Protestanten, gegen welche sich dann die verbündete Macht beider Fürsten gewendet haben würde, scheiterte der Versuch wieder an den italienischen Ansprüchen der Rivalen; am 5. Juni 1540 wurden die Verhandlungen abgebrochen.

Damit nun nicht etwa Frankreich den religiösen Zwist in Deutschland zu seinem Vortheil ausbeute, mußte der Kaiser an die Beilegung desselben denken. Ohne geradezu den Frankfurter „Anstand“ zu bestätigen, gewährte er, was der Erzbischof von Lund im Einklange mit den Ständen dort in Aussicht gestellt hatte: der Kaiser schrieb eine Versammlung nach Speier aus, wo die Religionsstreitigkeit unter der Theilnahme von Laien zum Austrag gebracht werden sollte. Alle Eintreden des päpstlichen Legaten fruchteten nichts: Deutschland, so schien es, sollte unter kaiserlicher Autorität sein eigener Richter sein.

Leider gaben die Protestanten in Hagenau, wo — statt in Speier — die erste Vorbereitungsversammlung stattfand, dem Kaiser anheim, doch einen päpstlichen Legaten zu den Verhandlungen hinzuzuziehen. Derselbe verhandelte denn auch vortreflich, auf einem zweiten Tage in Worms den Protestanten die eben gewonnene Position wieder zu entreißen. Am liebsten hätte er nur einen Schriftenaustausch zugelassen, jedoch nahm das Gespräch am 14. Januar 1541 seinen Anfang. Melanchthon und Eck disputirten über die Lehre von der Erbsünde. Da ließ ein kaiserliches Schreiben ein, durch welches Granvella, der Vertreter des Kaisers, abberufen und die Parteien auf einen Reichstag nach Regensburg eingeladen wurden. Hätte das Gespräch seinen Fortgang ungehindert nehmen können, so würde sich unzweifelhaft die Wahrheit für die neue Lehre entschieden haben. So aber hatte die Kurie diese Gefahr für diesmal noch abgewendet. Gewonnenes Spiel hatte sie freilich noch nicht; denn auf dem Reichstag sollte das Religionsgespräch erneuert werden. Und wahrlich, so günstig wie hier war nie vorher die Gelegenheit zur Verhandlung. Der Papst hatte einen Legaten geschickt, der selbst von der Nothwendigkeit einer innerlichen Reform der Kirche überzeugt war, den Venetianer Contarini; Martin Luper, der die Evangelischen geizte, hatte einen Vermittlungsversuch zwischen Protestanten und Altgläubigen entworfen. Granvella fand die Schrift geeignet, zur Grundlage der Verhandlung zu dienen. Luther erklärte sie für „gut gemeint.“ Neben Eck und Melanchthon ernannte der Kaiser die gemäßigten Theologen zu „Collocutoren“ (Theilnehmern des Gesprächs). Ueber einige der wichtigsten Punkte der Lehre einigte man sich fast völlig; in der Lehre von der Kirche, dem Papst und den Konzilien gingen die Ansichten schon auseinander; an der Lehre vom Abendmahl scheiterte die Verhandlung.

Der Kaiser ließ beantragen, daß man wenigstens in den Punkten, über die sich zuerst verglichen, bis zu einem Konzilium Toleranz gewähre. Die Fürsten entschieden sich dafür, aber der Fürstenrath schloß sich ihnen nicht an; überwog der Einfluß Baierns. Auch geheime römische und französische Wirkungen machten sich geltend. Der Kaiser konnte seine Absichten einer solchen Opposition gegenüber nicht verwirklichen; der Kurfürst von Mainz soll äußert haben, die Katholischen seien ohne Schutz, sie würden sich einen andern suchen müssen. Statt sich unter einander zu verständigen, fragten die Hände bei dem Legaten an; er entschied, daß das im Gespräch Vereinfachte erst im Konzile unterbreitet werden müsse. Der Kaiser war wieder genöthigt, beiden Parteien zu unterhandeln und seine Doppelstellung trat hier in ein andres grelles Licht. Auf der einen Seite bestätigte er den Nürnberger Bund, welcher den Protestanten so feindselig war; auf der andern gewährte er ihnen einer „Declaration“ so weitgehende Zugeständnisse, daß die Reformation bis dem Konzile nicht nur unantastbar war, sondern sich ungestört weiter entwickeln konnte. Er bestätigte die brandenburgische Kirchenordnung, mit dem Markgrafen von Hessen schloß er (13. Juni) ein förmliches Bündniß, durch welches Philipp völlige Amnestie erhielt und sich verpflichtete, jede Verbindung Schmalkaldener mit Frankreich oder England zu hindern. Natürlich ließ Karl bei diesen Abmachungen lediglich von politischen Erwägungen und dem dynastischen Interesse leiten. Besonders wirkte damals auf ihn das Verhältniß zu dem Herzog Wilhelm von Kleve, der sich auch das Herzogthum Aachen verschafft und an den Grenzen der Niederlande eine bedrohliche Macht ründet hatte.

#### . Auswärtige Kriege Karls V. Die Unterwerfung von Braunschweig (1542). Klevescher Krieg (1543).

Die mildere Behandlung, welche die Protestanten seit dem Regensburger Gespräch erfuhren, verschaffte dem römischen Könige Ferdinand eine ansehnliche freiwillige Unterstützung gegen die Türken. Gleichwohl richteten die Reichsvölker, mangelnd ausgerüstet, ohne Geschütz, keine Heldenthaten aus und Kurfürst Joachim II. ohne die Anführung hatte, erwartete sich keine Vorberer. Ebenso wenig lachte Glück dem Kaiser Karl, welcher im Herbst des Jahres 1541 sein früheres 1541 Unternehmen auf Tunis durch die Eroberung von Algier zu ergänzen gedachte. Unstille Witterung, die maurischen Reiter, zwangen ihn zur Umkehr, sieglos er am 1. Dezember in Carthagena an.

Schon das nächste Jahr brachte ihm neuen Krieg mit Frankreich. Die Kämpfe mit König Franz hatten sich seit dem Jahre 1540 nicht ausgeglichen; endlich war der König mit dem Herzog von Kleve in ein Bündniß getreten, die Niederlande waren demnach von zwei Seiten bedroht. Zwar richteten die



französischen Heere anfangs nichts erhebliches aus, bald aber machte sich e weiterer Verbündeter des Königs, der Sultan Soliman, zum Angriff bereit.

Unter solchen Umständen war es von größter Wichtigkeit, wie sich die Protestanten verhalten würden. Unter den Häuptern derselben bestand seit dem Jahr 1540 eine lebhafteste Verstimmung, weil Landgraf Philipp bei Lebzeiten sein Gemahlin zu einer förmlichen zweiten Ehe geschritten war und damit ein An gerniß gab, welches nur allzuleicht der Einwirkung der neuen Lehre zugeschrieben werden konnte, obgleich die Protestanten Philipps Verfahren der Mehrzahl nach entschieden mißbilligten. Da man dem Landgrafen aus der Mitte der eigenen Partei heraus mit Kaiser und Reich drohte, hielt Philipp es für gerathen, sich dem Kaiser so viel als möglich zu nähern: so erklärt sich auch das Bündniß das er zu Regensburg mit Karl V. schloß. Indes zeigte der Landgraf an einer anderen Stelle doch, daß er damit der evangelischen Sache nicht untreu geworden war. Der Herzog Heinrich von Braunschweig nämlich, ein roher gewaltthätiger Fürst, der katholischen Kirche blind ergeben, beschloß, ein gegen das protestantische Goslar ergangenes kammergerichtliches Urtheil zu vollstrecken, obwohl die Exekution desselben vom Kaiser und König ausdrücklich suspendirt worden war. Ohne Grund hoffte der Herzog auf Hilfe von seiten des kaiserlichen Hofes: der schmalkaldische Bund überzog den Friedbrecher mit Krieg. Landgraf Philipp nahm in raschem Siegeslaufe das Land des Herzogs ein, da zur Unzeit die Seinigen verließ, um neue Hilfe zu beschaffen, am 13. August 1542 nahmen die Feinde seine Stadt Wolfenbüttel ein; der Hofprediger des Landgrafen hielt daselbst die erste evangelische Predigt. Bezeichnend genug wählt er als Text die Erzählung vom ungerechten Haushalter.

1543 So stark fühlten sich die Protestanten nach diesem Siege, daß sie auf dem nächsten Reichstage zu Nürnberg (Januar 1543) vollkommene Freiheit der Lehre forderten und die Auflösung des verhaßten Kammergerichtes beantragten. Zwar wurde beides nicht bewilligt, dafür verwarfen die Protestanten aber auch den Reichsabschied und nahmen eine trotzig, selbstbewußte Haltung an.

Wer weiß, was sie dem Kaiser, der im Jahre 1543 von Feinden umringt war, würden haben abzwängen können, wäre nicht der Landgraf an die kaiserliche Politik gefesselt gewesen. So wurde zunächst der Herzog von Mecklenburg gegeben, dessen Aufnahme in den schmalkaldischen Bund Philipp von Hessa hintertrieben hatte. Mit geringer Mühe zwang ihn Karl zur Unterwerfung er mußte Geldern abtreten und sich glücklich schätzen, daß man ihm wenigstens sein eigenes Land ließ.

# Warhafftige vnd gewise.

Neue zeitung, Wie die Röm. Key. May.  
auff den 22. Octobris/ des rli. Jars/ miteinander treffen-  
lichen Armada/ die Statt Algiero zu Erobern/ daselbst ankommen/ was  
auch Ir Maye. als ein herrschaffter Kriegsherr/ von tag zu tag/ zu  
Eroberung bemelter Statt/ gehandelt/ vnd wie mannlich Ir  
Maye. sampt der selben Kriegsvold/ sich daselbst/ so lang  
gehalten/ biss das Ir Maye. auß getrangter hungers  
not/ mit verlust etlicher schiff/ sich widerumb dem  
vngestümen Meer/ sampt allem Krieghs-  
vold/ zum abzug/ befehlen müssen.



Zitel und erste Textseite einer „Neuen Zeitung“ über Karl V. Zug gegen Algier, gedruckt wahrscheinlich 1542. Genaue Nachbildung des Originals im Besitz der Verlags-  
handlung. Als Beispiel von Form und Inhalt der damaligen, unsere heutigen Zeitungen  
vertretenden „Neuen Beptungen“.



**I**n Hauptman

mit namen Philip-  
pin Celese/ist wide-  
rumb zu rugß vonn  
Algiero herkommen/  
wolcher fürwar nit  
gütezeitungen von  
Römischer Keyser-  
licher Mayestet Ar-

mada gebracht 2c. Vnd sonderlich so ist der  
recht grund durch einen glaubhafftigen er-  
farnen mann/ also mit obgenanntem Phi-  
lippin ankommen/ solliche zeyttungen/ ge-  
offenbaret/ vnnnd verstendiget wordenn/  
vnnnd ist auch gedachts Hauptmanns ge-  
sell gewesen/ hatt Ser: Johann Anthonio  
de Sauo gehayssenn/ der erzelet nachuol-  
gender gestallt 2c.

Auff den zweyntzigsten tag Octobris /  
ist Römische Keyserliche Mayestet sonder  
mangel/ mit ihrer Armada/ vier Welsch  
Meyl/ von Algiero wol ankommenn 2c.  
ist allda biß an den vierdten tag inn schif-

A ij      fen ver-



Embleme des Kaisers Maximilian II. aus 1546. Karl V., Ferdinand und Franz I. mit ihren Frauen.

### 17. Reichstag zu Speier (1544). Friede zu Crespy (1544).

Nun fragte es sich, ob die Protestanten den Kaiser in seinen Kriegsplänen gegen Frankreich unterstützen würden: auf einem Reichstag zu Speier (Februar 1544) forderte Karl Reichshilfe gegen Türken und Franzosen. Es kam dem Kaiser zu statten, daß er damals in offenkundigem Zwist mit dem Papste stand, und daß sein Gegner, der „allerchristlichste“ König, mit den Ungläubigen in Bunde war. Jener Umstand gewann dem Kaiser die Sympathie der Protestanten, die sich außerdem durch gleichnerische Phrasen der spanischen Anwälte beherrschten ließen: die zweite Angelegenheit schien den Evangelischen ganz besonders anzugethan, ihre Zugehörigkeit zur christlichen Kirche durch die That zu erweisen.

Zustandlos ward die geforderte Reichshilfe bewilligt, welche der Kaiser zur Verteidigung bedurfte: als es sich dann um weitere Bewilligungen handelte, suchte welcher Karl den Angriffskrieg führen wollte, brachten die Protestanten die Sache mit Weidmuth und Erfolg zur Sprache. Im wesentlichen erhielt der Landtag der evangelischen Landeskirchen die Bestätigung des Reiches; hinsichtlich des Kammergerichtes wurde völlige Rechtsgleichheit in Aussicht gestellt. Herzog Heinrich von Braunschweig, der Heiskiporn der Katholiken, erhielt sein Land nicht wieder: es wurde dem Kaiser zur einstweiligen Verwaltung übergeben.

Die völlige Beendigung des Religionsstreites verwies der Kaiser auf ein „concilio, neues, christliches Konzilium“. Klammte dies nicht in kürzester Frist zu Stande so wollte der Kaiser für den nächsten Herbst oder Winter einen Reichstag berufen, auf welchem die Stände mit ihren Reformationsentwürfen erscheinen sollten. So kam man wieder auf den Gedanken zurück, die Streitigkeiten unter sich selbst anzutragen.

Wie zuvor war das Verhältniß zwischen dem Kaiser und den Hauptern der Protestanten gleich freundlich, wie hier. Besonderer Auszeichnung erfreute sich der Landgraf, der nach Beendigung des Krieges mit Frankreich die Nation gegen die Türken führen sollte.

Der Feind gegen Franz I. war kurz und glücklich. Karl drang weiter in Frankreich ein, als je ein deutsches Heer seit den Tagen Ottos II. gekommen war, iden umlerte Paris. Da indes mancherlei Erwägungen dem Kaiser eine maßvolle Benutzung seines Vortheils empfahlen, erhielt Franz I. im Frieden von Crespy (11. September 1544) ganz erträgliche Bedingungen. Aber

ein höchst verhänglicher Artikel fand sich in dem Vertrag: Der König verpflichtete sich, den Kaiser nicht allein gegen die Türken, sondern auch zur Wahrung des Glaubens zu unterstützen. Zielt das auf den Papst oder auf die deutschen Protestanten?

### 18. Das Konzil von Trient. Der Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges 1547

Die Beschlüsse des Reichstags zu Speier machten in Rom tiefen Eindruck. Um der Gefahr vorzubeugen, daß der für das Jahr 1545 anberaumte Reichstag die Religionsstreitigkeit selbständig schlichte, kündigte der Papst ein Konzilium an; in Trient sollte es sich sammeln und seine Verhandlungen eher beginnen, als der Reichstag geschlossen sein konnte.

Damit sah Karl erreicht, was er so eifrig betrieben: keineswegs wollte er sich in Trient zum blinden Werkzeug der Kurie machen zu lassen. Vielmehr schwebte ihm der Gedanke an eine Reformation vor, die bei dem Papst ihren Anfang zu nehmen habe; aber er mußte in seiner Stellung als Kaiser darauf dringen, daß die Protestanten nun das Konzil beschieden, das auch von ihnen so oft gefordert war.

Allein mit nichts konnten die Protestanten diesem Ansinnen Folge leisten; auch waren sie durch ihre früheren Zusagen nicht gebunden. Stets hatten sie die Forderung eines „freien“ Konzils gestellt: der Kaiser, wie ihre Vertreter, wußten sehr wohl, daß damit eine „unparteiische“ Kirchenversammlung gemeint war, nur daß sich der Kaiser diesen Ausdruck nicht hatte aufdringen lassen. Einer Versammlung, die sich in den hergebrachten Formen bewegte, konnten sie kein Vertrauen entgegenbringen: sie waren überzeugt, ihre Sache werde, wenn überhaupt untersucht, in Trient jedenfalls verdammt werden; hatte man es doch nicht einmal für nothig gehalten, ihnen das Konzil anzukündigen. Die Forderung des Kaisers beantworteten sie daher mit der Forderung eines beiderseitigen Friedens, der ihnen bis zu „vereiniger christlicher Vergleichen“ ohne Rücksicht auf das Trienter Konzil gewährt werden sollte. Mit Recht wiederum konnte Karl geltend machen, daß er sich dazu niemals verpflichtet habe. Er war entschlossen, ihre Unterwerfung zu erzwingen.

Wol ahnte die Mehrzahl der zu Worms versammelten evangelischen Fürsten die Gefahr, wol tauchte der Gedanke auf, unverzüglich zu den Waffen zu greifen; aber der Mürmurist Johann Friedrich predigte zur Unzeit Ruhe.

Und doch zeigte Karl schon jetzt an einer Stelle deutlich genug, was ihm demnächst zu erwarten stand. Auch in seinen Niederlanden riefen die evangelische Sympathien. Sie konnten trotz aller Gegenmaßregeln trübselig sein, wenn die Reformation, welche in dem benachbarten Kölner Erzbisthum zu einem der ersten Kirchenstürme Deutschlands unternommen war, nicht <sup>1545</sup> unterdrückt wurde. Als der Kaiser im Mai des Jahres 1545 auf der Reise zum Wormser Reichstage durch Köln kam, sprach er gegen den Rath der Zeit unverhohlen aus, daß er nachigensfalls selbst der Reuerung ein Ziel setzen werde.



Hermann von Wied (geb. 1477), seit dem Jahre 1515 erwählter Erzbischof, war der Reformation von Anfang an zugethan, zog ähnlich gesinnte Männer an seinen Hof, besuchte im Jahre 1536 mit Joachim II. den Kurfürsten Johann Friedrich, verkehrte im Jahre 1540 zu Hagenau mit Gebio, Capito und Buzer und begann im Jahre 1542 die Reform. Melancthon ließ ihm, wiewol erst auf wiederholte Einladung, seine Unterstützung (1543). An dem eigenthümlichen Verhältnisse eines geistlichen Kurfürstenthums scheiterte das Werk. Die Jesuiten heften in Rom, das Domkapitel besorgte Einbuße seiner Macht und seiner Einkünfte; es appellirte im Jahre 1544 an Papst und Kaiser, die Inquisition schritt gegen die dem Erzbischof Ergebenen ein. Klerus, Rath und Universität säumten nicht, gegen den Erzbischof gleichwie gegen einen Ketzer vorzugehen, in Rom ward ein Proceß, dessen Ausgang vorausszusehen war, anhängig gemacht. Auf der Rückreise von Worms warnte Karl noch einmal den Erzbischof, der sich vergebens auf den Reichsabschied von 1541 berief. Aber, wie deutlich auch der Kaiser sich ausdrückte, der Erzbischof blieb unerückterlich: er ersuchte den schmalkaldischen Bund, sich seiner Sache anzunehmen. Zum großen Verdrusse des Kaisers geschah dies wirklich, auch beschloß man dem Kurfürsten sofort Hilfe zu schicken (21. Januar 1546) wenn er thatsächlich angegriffen würde.

Zughaftigkeit ließ sich den Protestanten nicht vorwerfen; ein weiterer Vor-  
gang stärkte ihr Selbstvertrauen und ihr Ansehen im Reich. Herzog Heinrich  
von Braunschweig besetzte mit Hilfe einer ansehnlichen Söldnerschar —  
man wußte nicht, wer ihm die Geldmittel gewährt — im Herbst des Jahres  
1545 sein Land wieder; da trieben ihn die vereinigten Fürsten von Sachsen <sup>1545</sup>  
und Meissen in die Flucht, der Herzog kam in hessische Gefangenschaft. Auch  
in weiteren Kreisen entwickelten sich die Dinge in einer den Evangelischen  
unmöglichen Weise. Der Pfalzgraf nahm am 17. Januar 1546 das Abendmahl unter  
beiderlei Gestalt, der neu erwählte Erzbischof von Mainz erbot sich zu einer  
„ähnlichen Reformation“. Da auch die geistlichen Fürsten fürchteten, die Macht  
des Kaisers würde übermäßig wachsen, wenn er die Beschlüsse des Konzils mit  
Gewalt ausführe, faßte Landgraf Philipp sogar den Plan, einen allgemeinen  
Bund der Fürsten von beiderlei Bekenntniß zu gründen, unter der Bedingung,  
daß keiner die zu Trient zu erwartenden Beschlüsse ausführen werde. Es konnte  
nicht kommen, daß die ständische Macht unter protestantischer Führung der  
kaiserlichen Autorität gegenüber trat.

Das Konzil war zwar am 13. Dezember 1545 eröffnet worden, der Kaiser <sup>1545</sup>  
hatte mit dem Papst einen Hilfsvertrag geschlossen, er begann auch zu rüsten,  
aber er zögerte in die Aktion einzutreten, bis er sich den Erfolg nach Kräften  
gesichert hatte. Baiern wurde durch eine österreichische Heirath und die Aussicht  
auf die Kurwürde, welche dem Pfalzgrafen genommen werden sollte, leicht ge-  
wonnen, aber entscheidend war, daß sich in den Reihen der Protestanten selbst  
ein fluchwürdiger Verräther fand. Es war der mit dem Kurfürsten Johann  
Friedrich verfeindete Herzog Moriz von Sachsen, der Schwiegersohn des  
Landgrafen Philipp. Bis zum Frühjahr 1546 hatte er sich zu den Pro-  
testanten gehalten, obwohl der Kaiser schon früher Versuche gemacht hatte, den  
jungen Fürsten, dessen Bestechlichkeit Granvella zuerst erkannt zu haben sich  
rühmte, in seinen Dienst und sein Interesse zu ziehen. Der einflußreichste Rath  
des Herzogs Moriz, Christoph von Carlowitz, führte die Verhandlung mit

dem Kaiser, und Moriz begab sich zum Reichstag nach Regensburg, welchen übrigen evangelischen Fürsten nicht besuchten. Nach seiner Ankunft erst (24. I) war Karl zum Kriege entschlossen, er bewilligte die Forderungen des Herzogs, der zunächst nur die Stifter Magdeburg und Halberstadt verlangte, als Ziel aber die Erlangung der Kurfürstwürde im Auge hatte. Eine unbedingte Unterwerfung unter die zukünftigen Beschlüsse des Konzils wollte aber auch Moriz nicht zusagen: in Bezug auf einige Hauptpunkte der Lehre mußte Moriz beruhigende Versicherungen geben.

### 19. Luthers Tod (1546). Seine Persönlichkeit.

Ein einziger Mann hätte vielleicht die Zwietracht der sächsischen Fürsten schon einmal schlichten und damit den Abfall des Herzogs verhindern können. Dr. Martin Luther. Aber seit kurzem wollte er nicht mehr unter Lebenden. Schon seit dem Jahre 1539 wurde er von heftigen Krankheiten anfallen wiederholt heimgesucht, im Jahre 1545 dachte er ernstlich daran, sogar von der Universität zurückzuziehen. Am Schlusse des Jahres 1545



Luthers Bildnis von Lucas Cranach dem Jüngeren in der Kathedrale  
wand der Aula des Klosters zu Wittenberg

er aufgefodert, einen Streit der Grafen Albrecht und Gerhard von Meissen selbst zu schlichten. Seine beiden Versuche scheiterten. Seine dritte Reise, die er am 23. Januar 1546 antrat, brachte den Tod. Er kam am 28. Januar krank in Eisleben an, erkrankte wiederholt, leitete die gleichverhandlungen noch zum 16. Februar und starb am 18. Februar, sanft und kampflustig. Seine letzten Worte waren die dreimal in lateinischer Sprache wiederholten Worte Psalms 31, V. 6 und ein luthersches „Ja“ auf die Frage, er auf die Lehre, welche er predigt, sterben wolle. Nach ihm in der Kirche zu Eisleben eine Leichenrede gehalten, wurde die sterblichen Ueberreste des Reformators in einem metallenen Sarge über Halle nach Wittenberg geführt. In einem





## Eigenhändiger Brief Luthers an seine Hausfrau Katharina.

Gachmile des Originals mit Stempel auf der R. Bibliothek zu Berlin.

Adresse (auf der Rückseite): Meiner lieben Hausfrauen Keihe Luthers von Wora.

Zu Händen

Rom 18. September 1541. (Katharina war wahrscheinlich auf ihrem Gute zu Süßdorf.)

G & P (Gratiam et Pacem: Gnade und Friede.) Siehe Keihe. Ich lasse hienit Urbar zu dir lauffen, auff das du nicht erschrecken solst, ob ein Geschrey vom Fürsten zu dir kommen würde. Hab mich wunder, das du so gar nichts her schreibest oder antwortest, so du wol weisst das wir die nicht en sorgen sind für euch, Weil Kreink, Heink und Ziel vom Adel nun Meinken uns sehr feind sind. Verkauft und bestell was du kannst, und lome henn. Denn als nichts anstet, so wills Treck reg(n)en, Und unsere sünde wil Gott heimsuchen, durch seines jorns ruten. Sie mit Gott befohlen — Amen. Sonntag nach Kampert.

1541

Dr. Luther.

der Empfänger, muß das der mehr christlichen Volk, es sind  
Opfer von Tugend in der Form der Tugend, und sind  
namens, das da der mehr der Menschheit, oder christen  
ist. O der viel mehr das man der mehr in der  
es sind für uns. Viel mehr: Tugend und  
den Adel zum Menschen und sein Freund sind. Verleugert  
und Kette aus der Hand, und der Tugend. Der  
als mehr aufsteht. O viele Tugend, und in der  
Sind und Gott begünstigen, durch Gottes Tugend und  
tut es mit Gott Kette - Amen Tugend, Tugend, Tugend

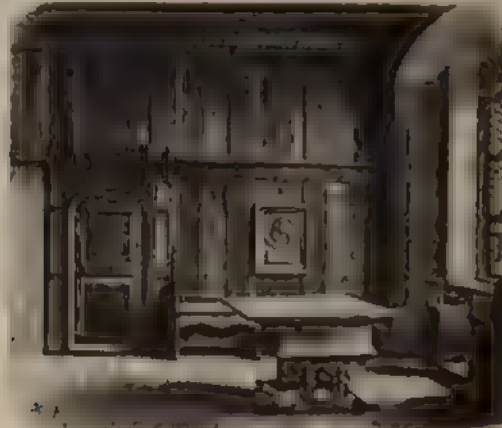
1 5 4 1

M. Tugend

Meiner lieben  
Hansfranz  
Rike Lindstrom  
V. n. Bora.  
in der Hand

geschriebene Sammlung der Predigten, in welchen Luther am Sonntage seinem Hausstande erläuterte.

Die Treiben, welche sich in Luthers Tischreden finden, die kirchlichen Streitschriften, kommen auf Rechnung des herrschenden Zeitgeistes, zum freilich nur durch die überaus energische Individualität Luthers zu erklären schuldigen. Auf die späteren Theologen aber hat seine Schreibart keinen Einfluß ausgeübt.



Luthers Wohnstube zu Wittenberg, wie sie heute noch erhalten ist

## 20. Der schmalkaldische Krieg an der Donau (Juni bis Novem-

**S**chnell hatte Karl den Krieg beschlossen, dennoch ließ er den Reichstag seinen Fortgang nehmen, bis seine Rüstungen beendet. Den protestantischen Fürsten konnten aber die wahren Gesinnungen nicht lange verborgen bleiben, sie rüsteten sich zur Vertheidigung; der schmalkaldische Bund die Feuerprobe bestehen. Leider umfaßte er protestantischen Stände, vor allem fehlten die Brandenburger; aber anglieder waren nicht ganz einig, und Pfalz war noch immer nicht.

Dennoch bewies man in der Stunde der Gefahr lobenswerth. Die oberländischen Städte stellten in kürzester Frist 12,000 Mann. Den Oberbefehl übernahm Sebastian Schärtlin von Wurttemberg, alter kriegserfahrener Feldhauptmann, welcher die Eroberung von Tübingen machte. Der Landgraf von Hessen und der Kurfürst von Sachsen, seit des Thüringer Waldes eine ansehnliche Streitmacht zu vereinigen.

Ein Hauptfehler war, daß Schärtlin nicht gleich von Ansaugern mit rücksichtsloser Energie zu Leibe ging; es hing dies zusammen, daß man die Ausdehnung der Gefahr, die Anzahl der Gegner nicht genügend kannte. Schärtlin mußte z. B. Baiern schonen, um es nicht Seite Karls zu treiben, mit dem es doch längst verbündet war. Und fahrvoll verfuhr man gegen den König Ferdinand, in der Meinung



Martin Luther nach Lucas Cranach.

Heinrichs, wie sie vor und nach Luthers Tode zu Tausenden verbreitet wurden.





sich nicht für seinen Bruder erklären. Und doch hätte man wissen müssen, daß es einen Kampf auf Tod und Leben galt; am 20. Juli wurden Philipp und 3546 Johann Friedrich als pflicht- und eidbrüchige Rebellen in des Reiches Acht erklärt; an demselben Tage zogen die ersten spanischen Truppen in Regensburg ein: im August folgten italienische Scharen, namentlich päpstliche Hilfsvölker.

Im Anfang hatten sich auch Philipp und Johann Friedrich zu Donauwörth mit der oberländischen Streitmacht vereinigt; sie zählten 35,000 Mann zu Fuß und 6000 Reiter. Den kühnen, aber richtigen Gedanken, dem Kaiser eine Schlacht anzubieten, es sei bei Regensburg, Landshut oder München, gaben sie wieder auf. Mit nutzlosen Hin- und Herbügen an der Donau verbrachten sie die Zeit: nicht einmal des wichtigen Ingolstadt versicherten sie sich in dem blinden Glauben an die bairische Neutralität. In der Nähe von Ingolstadt kam es am 30. August zu einer Kanonade, zu einer Entscheidungsschlacht hatte man auf beiden Seiten keine rechte Lust. Dann spielte Karl den Krieg nach Schwaben, errang aber auch hier keine größeren Erfolge, während seine des Klimas ungewohnten Truppen von der herbilichen Witterung zu leiden hatten. Die Protestanten bezogen im Oktober ein festes Lager bei Giengen, um die schwäbischen Reichsstädte und Württemberg zu schützen. Die Entscheidung wurde durch die offene Parteinahme des Herzogs Moriz herbeigeführt. Seine wahren Absichten hatte er so geschickt verborgen, daß die Kurfürstin von Sachsen nach der Nennung ihres Gemahls nicht anders dachte, als daß der Vetter das Kurfürstenthum decken würde. Da sie gab dem Herzog zu verstehen, jetzt sei es an der Zeit, den König Ferdinand aus Böhmen zu verdrängen, wo er, unterstützt durch die Utraquisten, sich selbst auf den Thron schwingen könne. Statt dessen verständigte sich Moriz mit Ferdinand über die Theilung der Beute: Carlowitz entwarf die Akte, durch welche seinem Herrn die Kurwürde zuerkannt wurde. Am 27. Oktober fertigte der Kaiser die Urkunde aus. Nun fielen böhmische Truppen, denen sich der Herzog angeschlossen, in das Kurfürstenthum ein, die überraschten Städte mußten Moriz huldigen, der sie bei ihrer Religion zu schützen versprach. Der Kaiser triumphirte, als diese Nachrichten ihm überbracht wurden: seine Freude war berechtigt, denn das Heer seiner Gegner, in Folge mangelhafter Soldzahlung längst nicht mehr zuverlässig, trennte sich nun. Man wußte, die Trennung sei höchst gefährlich: aber sollte, konnte der Kurfürst seine Truppen in Schwaben zurückhalten, während ihm sein Erbland verloren ging? Am 23. November löste sich das Lager von Giengen auf: Karl behauptete Oberdeutschland. Er hatte die ganze Zeit hindurch eine Ruhe und Zuversicht gezeigt, die großartig und bewundernswerth sein würden, wußte man nicht, daß er durch spanische List die Protestanten längst politisch besiegt hatte, ehe ein Schuß gefallen war. Aber freilich galt es nun, den Sieg in diesen Gegenden zu sichern. Das glückte über Erwarten leicht. Wo sollten die oberdeutschen Städte, das militärisch wichtige Ulm an der Spitze, den Muth und die Opferfreudigkeit hernehmen, allem den Kampf bis zum letzten Blutstropfen, bis zum letzten Heller durchzukämpfen! Der Kaiser, welcher ihnen weit weniger gram war, als den fürstlichen Häuptern

des Bundes, erleichterte ihnen die Unterwerfung. Er gab ihnen beruhigende Sicherungen in der Religionsache; dafür demüthigten sie sich und füllten Geldsummen, von denen sie nicht die Hälfte in die Kriegskasse hatten wollen, den Beutel des Siegers. Die Strafgeelder konnte Karl vortrefflich b

Nach Ulms Unterwerfung konnte sich auch Württemberg nicht behaupten. Ulrich mußte sich persönlich demüthigen und eine ungeheure Summe <sup>1547</sup> Am 29. Januar 1547 unterwarf sich Augsburg — die kaiserliche Stadt — 150,000 Gulden erkaufend —, etwas früher noch Frankfurt. Dann das päpstliche Absetzungsurtheil, welches im November gegen den Erzbischof von Köln ergangen war, vollstreckt. Trotz des Widerspruchs der Stände der Römischen Rota Adolf von Schaumburg zum Erzbischof erhoben, am 1. Februar 1547 verzichtete der achtzigjährige Hermann von Wied auf die Würde: — er ist im evangelischen Glauben gestorben (15. August 1552). März ersuchte auch Straßburg die Gnade des Kaisers; es erhielt sie glimpflicheren Bedingungen, als die übrigen Städte.

## 21. Das Konzil von Trient. Neues Zerwürfniß zwischen Kaiser und Papst (1547).

**M**erkwürdig genug: indem der Kaiser die Protestanten demüthigte, so lehnte sich dem Tridentiner Konzil nicht hatten unterwerfen wollen, gerade mit dieser Versammlung, noch mehr mit dem Papste, der sie berief, heftigen Streit. Es war eigentlich schon ein Widerspruch, daß der Kaiser, der die Protestanten religiöse Duldung verbürgte, während das Konzil zusammenberufen war, um der Duldung ein Ende zu machen: dies war wohl die Absicht, wenn auch nicht ganz die des Kaisers. Aber auch gingen die Meinungen und Wünsche Karls und dieser Versammlung voneinander. Das Konzil, welches nur einen geringen Theil der Geistlichkeit umfaßte, repräsentirte die strenge monastisch-katholische Theologie, stand gänzlich unter päpstlichem Einfluß und vertrat die Lehre und Kultus jede Neuerung. Es erklärte sich ausdrücklich für die Tradition und zeigte in seiner Mehrheit gegen die Protestanten ein Verhalten, das zum Theil selbst den Legaten in Erstaunen setzte. Da der Kaiser sah, daß er die Protestanten durch bloße Gewalt nicht zur Unterwerfung unter das Konzil nöthigen werde, so forderte er, daß wenigstens die Bekanntmachung der Beschlüsse, welche einen unveröhnlichen Gegensatz zwischen Katholiken und Protestanten begründeten, aufgeschoben würde. Der Papst beschloß diesem nicht zu entsprechen, weil er dem Kaiser grollte, daß er nicht seinem gemäß das Konzil an einen andern Ort übertragen wollte. Daher wurden <sup>1547</sup> Dekrete am 13. Januar 1547 veröffentlicht: zugleich rief der Papst seine Legaten, die er nur auf sechs Wochen geliehen, aus dem kaiserlichen Lager ab: er suchte Verbindungen mit Frankreich an. Schon erhoben sich in Italien aufrührerische Bewegungen gegen die von Karl V. hergestellte Ordnung der Dinge, f

usitandsversuch des Grafen Fiesko gegen das kaiserlich-gefinnte Haus der Medici in Genua (Januar 1547). Endlich übertrug der Papst das Konzil von Trient nach Bologna — angeblich wegen einer in Trient ausgebrochenen Seuche —; nur der kleinere Theil der Versammelten blieb, dem Bunde Karls gemäß, zur Stelle. Man sprach im kaiserlichen Hauptquartier von einer Unternehmung gegen Italien: zuvor aber mußte der deutsche Krieg begreiflich beendet werden.

## 22. Der Feldzug an der Elbe. Schlacht bei Mühlberg (1547).

Siege, vollständige Erfolge hatte Johann Friedrich errungen, als er im December 1546 mit seinen 20,000 Mann in Thüringen erschienen war. Im Sturm eroberte er sein eigenes Gebiet wieder, die Stifter Magdeburg und Halberstadt mußten ihm zu Halle huldigen, fast das ganze Land des Herzogs Moriz, außer Leipzig, nahm er ein. Nicht allein hier war die Bevölkerung auf seiner Seite, ein mächtiger Bundesgenosse zeigte sich in den utraquistischen Klerikern der Krone Böhmen. Offen widersetzten sie sich dem Heeresausgebot des Königs Ferdinand; hussitische Weisen erklangen begeistert, der Gedanke an ihre einstige Unabhängigkeit erwachte. Eine Versammlung in Prag beschloß ein Heer aufzustellen, aber nicht um den Kurfürsten zu bekriegen, sondern um das Eindringen „des fremden, unchristlichen hispanischen Volkes“ zu verhindern.

Ferdinand konnte dem Herzog nur geringe Hilfstruppen schicken, der Kaiser sandte den Markgrafen Albrecht Albrechts von Kulmbach, der mit 200 Reitern in der Stadt Rochlitz sein Hauptquartier nahm. Beide Fürsten wollten am 2. März vereint gegen Johann Friedrich ziehen, der bei Altenburg stand. Aber der Kurfürst kam dem Angriff zuvor; er überfiel den unvorsichtigen Markgrafen in Rochlitz und nahm ihn nebst seiner Schar gefangen.

Herzog Moriz war nun isolirt, König Ferdinand schrieb seinem Bruder, alles sei verloren. Und wahrlich, alles war verloren, wenn Johann Friedrich, in der Erkenntniß, daß nur ein vollständiger Sieg ihm Sicherheit gewähren könne, sich daran gemacht hätte, den Krieg im großen Stile zu führen. Er mußte Städte und Bauern Norddeutschlands in Bewegung setzen, mußte sich zum Kaiser der protestantischen Stände machen, die böhmischen Stände zu kräftigen Entschlüssen treiben. Schwer, unendlich schwer war ein solches Unternehmen, zumal jetzt, wo sich Joachim II. nicht scheute, dem Kaiser brandenburgische Truppen zu senden: und leider war Johann Friedrich nicht der Mann großartiger Pläne, herzhafter Entschlüsse.

Dagegen erfaßte Karl völlig die Bedeutung der Situation. Krank, wie er war, beschloß er, selbst mit einem Heere die Entscheidung zu bringen. Es kam ihm zu staten, daß eben sein alter Widersacher, der König Franz I. gestorben war, kurz nachdem er Sachsen seine Unterstützung versprochen. Der Kaiser traf keine Rüstungen in dem Bewußtsein des bevorstehenden Sieges.

Zum Ueberflus wurde noch ein Vermittlungsversuch durch den Herzog von Kleve gemacht. Wie wäre an ein Abkommen zu denken gewesen, da Karl die Kurwürde längst an den Herzog vergeben hatte und von Johann Friedrich Ergebung auf Gnade und Ungnade verlangte!

Ungehindert gelangte Karl nach Eger, wo er nebst Ferdinand und Moriz das Osterfest beging. Nichts wurde seinem Gegner verderblicher, als die auf Böhmen gesetzten Hoffnungen. Johann Friedrich hatte ursprünglich den äusserst verständigen Plan gehabt, nur seine Hauptfestungen zu vertheidigen und die Entscheidung hinter den Mauern des wohlbewehrten Magdeburg abzuwarten. In der Hoffnung auf böhmische Hilfe hatte er aber den Plan geändert und <sup>1547</sup> sich an der mittleren Elbe, bei Meissen, aufgestellt. Als aber nun (April 1547) der Kaiser statt der erwarteten Bundesgenossen aus Böhmen heranzog und ohne Widerstand zu finden in Sachsen einbrang, blieb dem Kurfürsten nur übrig, sich nach Wittenberg zurückzuziehen. Nur der Fluß trennte die beiden an Zahl äußerst ungleichen Heere; Karl war entschlossen mit Hilfe von Pontons oder durch eine Furt auf das rechte Ufer der Elbe hinüberzugehen. Am 23. April erfuhr er, daß der Kurfürst seine Stellung bei Meissen aufgegeben und sich der Mühlberg festgesetzt habe.

Die Felsigkeit war zur Vertheidigung trefflich geeignet: das an sich schon hohen Elbufer krönte ein Famm, der den Schützen Deckung bot. Zwar erhielten die Spanier durch einen Bauer Kenntniß von einer Furt, aber der Uebergang über den Fluß im Angesicht der Feinde war immerhin ein schweres Stück. Ein dichter Nebel begünstigte das Anrücken der Spanier; der Kurfürst hörte in Mühlberg eben die Sonntagspredigt, als die Kunde kam, man habe jenseits des Flusses große Reitergeschwader gesehen und törmeln gehört. Der Kurfürst, in der Meinung, es mit ganz unbedeutenden Streitkräften zu thun zu haben, gab zwar dem Fußvolk den Befehl zum Aufbruch, wartete aber die Beendigung des Gottesdienstes ab, ehe er sich entschloß mit der Reiterei zu folgen. Als die Rückwärtsbewegung des Fußvolkes schon begann, hatten die kurfürstlichen Artilleristen, welche die am rechten Ufer liegenden sächsischen Pontons bewachen sollten, — denn auch Johann Friedrich führte eine Schiffsbrücke mit sich, — noch Widerstand geleistet. Die Feuer der spanischen Halsgeschützen vertrieb sie; vergeblich versuchten sie, die Boote zu verbrennen. Eine Anzahl Spanier, die den Fluß durchschwommen, bemächtigten sich derselben während Albas Reiter auf der glücklich aufgefundenen Furt den Fluß überschreiten, wozu die Schiffsbrücke für das Fußvolk schleunigst hergerichtet. Auf die Meldung, daß der Kurfürst nur geringe Streitkräfte bei sich habe, gab Karl den Befehl zum Vorrücken und setzte sich selbst an die Spitze der Verfolgung. Bald hatte man die Nachhut des fliehenden Feindes erreicht. Wol hätte sich der Kurfürst mit der Reiterei noch jezt nach Wittenberg retten können, aber er wollte das Fußvolk nicht der sicheren Vernichtung preisgeben. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, den Feind abzuschütteln, sahen sich die sächsischen Befehlshaber genöthigt, drei Meilen hinter Mühlberg, nach sechs Uhr abends, dem Feinde die Spitze zu bieten. Man befand sich an dem Saume eines Waldes; der Kampf hatte nur den Zweck, dem Fußvolk, der Artillerie und dem Troß den Rückzug durch den Wald zu sichern. Nach einem vorübergehenden unbedeutenden Erfolge wurde die sächsische Reiterei durch einen gewaltigen Stoß Albas geworfen, und bald artete der Rückzug in verlorne Flucht aus. Nur ein kleiner Theil des Heeres entkam nach Wittenberg, die übrigen erlagen den Anstößen der Spanier. Der Kurfürst, von den Seinen verlassen, mußte sich nach heillemüthiger Gegenwehr dem Ritter Thilo von Trotha ergeben.



Kurfürst Johann Friedrich vor Karl V.

Die hier „von Albrecht“ des Joh. Lubm. Gutschub. (Augenscheinlich gute Nachbildung eines älteren Originals.)

Der Gefangene wurde vor den Kaiser geführt, der ihn höchst ungnädig empfing. Nach Karls Bruder Ferdinand gab dem blutbesprigten, gedemüthigten Mann harte Worte: den geistlichen Herren in Karls Umgebung war das Schicksal des Kerkers eine wahre Augenweide.

Die Haltung des Kurfürsten war eine durchaus würdige; er verlor auch nicht die Besinnung nicht, als ihm sein Todesurtheil verkündet wurde. Der Uebermuth anfangs spielte er gerade mit dem Herzog Ernst von Braunschweig. „Weiter“, sagte Johann Friedrich, „geht acht auf Euer Spiel: Ihr es halt.“ Wenn aber Karl V. wirklich im Ernste daran gedacht hatte, das Leben zu vollenden, so ward er doch bald anderen Sinnes. Ein solcher Mißbrauch des Sieges konnte die nationale Opposition gegen den gewalthätigen Kaiser nur verstärken: auch war das gut befestigte Wittenberg noch nicht erobert. Die Räte des Kaisers, selbst Albrecht, meinten, es sei besser, die Todesstrafe in eine Gefangenenschaft zu verwandeln und sich Wittenberg einräumen zu lassen.

in welcher Umgebung, die Gebeine des Erzklopers Luther auszugraben und zu verbrennen, wies der Kaiser sehr zurück. „Ich führe“, sagte er, „mit den Lebenden, nicht mit den Todten.“

Er wendte sich jetzt gegen den Landgrafen Philipp, an dessen Person es mehr gelegen war, als an Johann Friedrich Wennig, die Entscheidung der Entscheidung des Landgrafen nicht nicht ganz aufgehoben, so unterliegt doch seinem Urteil, daß spanische Unterstützung dabei im Spiele war. Der Philipp hatte dessen Erbverlehnung von dem Kaiser erlangt, aber der Kaiser verlangte die Ergebung der Hand und Ungehörigkeit, auf die der Kaiser nicht eingestehen wollte, obgleich die Kaiserin eines Landgrafen Philipp und der Kaiserin Elisabeth II. von dem Kaiser erlangt vom Kaiser auch in der Folge die Kaiserin, der Kaiserin sollte im Falle der Kaiserin weder mit der Kaiserin, noch mit einigen Kaiserin, wie Johann Friedrich, gestraft werden. Dann die einzelnen Kaiserin der Kaiserin fest wurden, war von dem Kaiserin nicht die Rede, ja mehrere Kaiserin zur Voraus- Kaiserin haben, daß Phi- Kaiserin Freiheit behalten



Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen.  
Steinbild an dem ihm von seinem Sohne errichteten Bruchmonument  
aus Andaster mit schwarzem Marmor in der St. Martinische zu Kassel,  
angefertigt von Meißner Meißner.

dürfe. Freies Geleit an das Hoflager, wo Philipp die Verzeihung des Kaisers erflehen sollte, hatte zwar weder Karl, noch König Ferdinand zugesagt; der letztere aber gestattete, daß dies die vermittelnden Fürsten thaten. Der Bischof von Arnsberg ließ ruhig geschehen, daß dies Geleit erneuert wurde, als das Hoflager nach Halle verlegt wurde. Eine Anfrage an Karl, ob er den Landgrafen trotz des Geleites festhalten werde, mußte selbstverständlich unterbleiben. Karl wußte, daß die Kurfürsten von irrthümlichen Voraussetzungen ausgingen, aber er berichtigte sie nicht: mochte sich der gutmüthige Deutsche immerhin vertrauensselig selbst in seine Hände liefern.

Am 19. Juni erschien Philipp in Halle, um Abbitte zu leisten; er sah den Akt als eine Ceremonie an, über die man sich leichtem Sinnes hinwegsetzen müsse, — hatte er doch wenigstens seinen Besitzstand ungeschmälert bewahrt. Während er vor dem Kaiser stand, sein Kanzler die Abbitte verlas, soll er sogar zum höchsten Unwillen des Kaisers mehrmals spöttisch gelächelt haben. Auffällig war freilich, daß keine gnädige Handbewegung auf geleisteter Abbitte zum Aufstehen einlud, — der Landgraf erhob sich ungeheißt, — auch reichte ihm der Kaiser die Hand der Versöhnung nicht. Trotzdem schöpfte Philipp keinen Verdacht und folgte am Abend einer Einladung des Herzogs von Alba. Als er nach dem Abendessen sich entfernen wollte, wurde ihm eröffnet, daß er ein Gefangener sei.

Vergebens waren die Vorstellungen, welche Moriz und Joachim dem Herzog Tags darauf dem Kaiser machten. Er entgegnete, daß er dem Uebereinkommen gemäß den Landgrafen keineswegs in ewiger Gefangenschaft zu halten gedenke. Hoffnungslos und großend verließen die Fürsten den Kaiser, der seine gefährlichsten Feinde triumphirend als Gefangene mit sich führte.

Auch den Böhmen erging es nach dem Siege des Kaisers übel; besonders die Städte in erster Linie Prag, mußten die schwersten Bedingungen zugestehen. Dagegen gelang dem Herzog Erich von Braunschweig die Eroberung Bremens nicht: vielmehr wurde er nach seinem Abzuge durch das begeisterte Entzahiheer der Evangelischen am 23. Mai bei Drauburg völlig geschlagen. Karl V. selbst verzichtete trotz der Mahnungen Ferdinands auf die Unterwerfung von Niederachsen.

### 23. Der Reichstag zu Augsburg. Das Interim (1548) und seine Einführung.

Nach zwei Seiten gedachte Karl V. die überlegene Stellung, die ihm der Sieg verschaffte auszunutzen: Papst und Konzil, das Reich sollte sich seinem Willen unbedingt beugen. In jener Hinsicht erreichte er nichts: man will weder in eine Revision der trientiner Beschlüsse, noch in die Zurückverlegung des Konzils nach Trient. Die Entzweiung zwischen Papst und Kaiser wuchs zum völligen Bruch; am 16. Januar 1548 protestirten Karls Bevollmächtigte zu Bologna gegen alles, was hier beschloffen werden würde; sie stellten in Aussicht, daß der Kaiser kraft seiner Würde sich der vom Papst vernachlässigten Kirche annehmen werde.



Nach zu welchem Grade das Reich sich der kaiserlichen Obergewalt fügte, zeigte sich auf der am 1. September 1547 eröffneten Versammlung zu Augsburg. Lamentlich im Bunde mit dem Fürstenkollegium setzte Karl durch, was ihm beehrte. Auf ihren Betrieb wurde bestimmt, daß alle Weisiger des Kammergerichts zum katholischen Bekenntniß angehören müßten: dafür gewährten sie die Forderung, daß die Besetzung des Kammergerichts dem Kaiser anheimgestellt werde. Man bewilligte eine Türkenhilfe, man nahm den burgundischen Kreis in den Schutz und Schirm des Reiches auf, und zwar so, daß dieser Landestheil an allen Vorzügen der Verbindung, fast gar nicht an den Lasten theilhaftig wurde. Kaisertum und Reich fielen ja bei dem Oberhaupt des spanisch-österreichischen Hauses mit nichts zusammen. Man bewilligte, wenn auch nicht ohne anfängliches Widerstreben Beiträge zu einer Reichskriegskasse. Man erstarb in Ausbrüchen der Unterthänigkeit gegen den „gnädigsten“ Kaiser, als dieser ablehnte, das fremde Kriegsvolk zu entlassen, dessen Uebermuth schwer genug empfunden wurde. Ohne Widerspruch vergab Karl zwei Kurfürstenthümer: am 24. Februar 1548 erhielt Moriz den Lohn seines Verrathes, am 8. April wurde der neue Erzbischof von Köln geweiht: es hätte niemand den Kaiser gehindert, dem Baiernherzog die pfälzische Kur zu übertragen. Schon nahm auch König Ferdinand des Württembergers Land, das er durch seine Theilnahme am Kriege verwirrt, in Anspruch.

Auch die Regelung der religiösen Frage konnte Karl nach eigenem Ermessen vornehmen. Die unbedingte Wiederherstellung der alten Kirche verwarf er trotz der Mahnungen seines Beichtvaters. Der Papst hatte nicht verdient, daß der Kaiser seine Interessen verfolgte; auch hielt Karl die völlige Restauration für unausführbar. Darum nahm er den Gedanken auf, ohne Theilnahme des Papstes innerhalb des Reiches eine Vereinbarung beider Parteien zu treffen. Dem Rathe Ferdinands folgend, beauftragte er zwei Theologen der verschiedenen Richtungen, den gemäßigten Julius Pflug, und den strengkatholischen mainzischen Weihbischof Helding mit der Abfassung eines Entwurfs; auch der protestantische Propst Joachims II., Johann Agrikola, nahm an der Arbeit, wenn auch einflußlos, theil. Natürlich war das Resultat der alten Kirche günstig: blieb die Priesterehe und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt gab man zu: es blieb bei der Siebenzahl der Sakramente, der Transsubstantiation, der Anrufung der Heiligen und den alten Kultusgebräuchen: dem Papste und der Kirche wurden ihre Rechte gewahrt.

Leicht ließ sich der kurzsichtige Joachims II. bewegen, dem Entwurf beizutreten, der Pfälzer folgte: nur mit Widerstreben Kurfürst Moriz, der doch die gegenwärtige Situation geschaffen. Um die unbedeutenderen Fürsten, wie Johann von Rüttin, kümmerte sich Karl wenig. Aber die altgläubige Partei, vom Papste beeinflusst, wollte nicht einmal so mäßige Zugeständnisse gewähren: sie erlaubte sich, dem Kaiser bemerklich zu machen, daß er seine Befugnisse überschreite, daß alle vorgeschlagenen Sätze gut katholisch seien. Diesem Widerstande gegen er gab der Kaiser seinen Plan auf, daß der neue Entwurf für alle seine

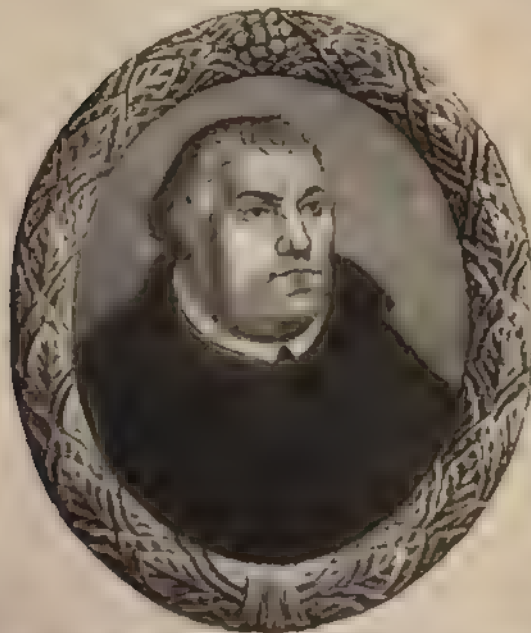
dem Kaiser, und Moriz begab sich zum Reichstag nach Regensburg, welcher die übrigen evangelischen Fürsten nicht besuchten. Nach seiner Ankunft erst 21. Mai war Karl zum Kriege entschlossen, er bewilligte die Forderungen des Kaisers, der zunächst nur die Stifter Magdeburg und Halberstadt verlangte, als letztes Ziel aber die Erlangung der Kurwürde im Auge hatte. Eine unbedingte Anerkennung unter die zukünftigen Beschlüsse des Konzils wollte aber auch Karl nicht zusagen: in Bezug auf einige Hauptpunkte der Lehre mußte Charles beruhigende Versicherungen geben.

### 19. Luthers Tod (1546). Seine Persönlichkeit.

Ein einziger Mann hätte vielleicht die Zwietracht der sächsischen Fürsten, — schon einmal, schlichteten und damit den Abfall des Herzogs verhüten können: Dr. Martin Luther. Aber seit kurzem weilte er nicht mehr unter den Lebenden. Schon seit dem Jahre 1539 wurde er von heftigen Krankheiten anfallen wiederholt heimgesucht, im Jahre 1545 dachte er ernstlich daran, sogar von der Universität zurückzuziehen. Am Schlusse des Jahres 1545 wurde er aufgefordert, einen Streit der Grafen Albrecht und Gerhard von Mark-

feld zu schlichten. Seine ersten beiden Versuche scheiterten. In der dritten Reise, die er am 23. Januar 1546 antrat, brachte ihn der Tod. Er kam am 28. Januar krank in Eisleben an, erdickte wiederholt, leitete die Vergleichsverhandlungen noch bis zum 16. Februar und starb am 18. Februar, sanft und ohne Kampf. Seine letzten Worte waren die dreimal in lateinischer Sprache wiederholten Worte des Psalms 31, V. 6 und ein deutsches „Ja“ auf die Frage, ob er auf die Lehre, welche er predigt, sterben wolle. Nachher wurde ihm in der Kirche zu Eisleben eine Leichenrede gehalten, welche die sterblichen Ueberreste des Reformators in einem metallenen Sarge über Halle nach Wormsberg geführt. In einem ge-

1546



Einiges Bild von Luther von Lufel Gramsch dem Meistern in der Kunst  
nach der Bild des Kupferstichs zu Wormsberg



Vererbung konnte ohnehin nicht die Rede sein — eher der deutschen, als der spanischen Linie zukämen. Indessen ging Ferdinand in einem Vertrage (am 9. März 1551) doch insofern auf das Begehren seines Bruders ein, daß er versprach, nach seiner bereinstigten Erhebung zum Kaiser für Philipps Wahl zum Könige nach Kräften einzutreten. Der Prinz dagegen versprach seinem Oheim jede Unterstützung, besonders auch in der Angelegenheit des heiligen Glaubens.

Auch in der Religionsache war der Kaiser der Erfüllung seiner Wünsche ganz nahe gekommen. Pauls III. Nachfolger Julius III. hatte das Konzil nach Trient zurückverlegt. Auch die Protestanten waren, mit neuen Bekenntnisschriften versehen, — einer sächsischen und einer württembergischen Konfession — erschienen. Der Kaiser zeigte sich ihren Hauptforderungen, daß die früheren Trienter Beschlüsse unverbindlich sein sollten und die Formen der konziliaren Berathung geändert werden müßten, geneigt: nur durch einen derartigen Druck vermochte er den nie aufgegebenen Plan einer allgemeinen Reformation, die zur Herstellung der Einheit führen könne, dem Papstthum gegenüber durchzuführen. Es war ihm nicht unangelegen, wenn der Gesandte des Kurfürsten Moritz kühnlich daran erinnerte, daß ein Konzil über dem Papst stehe. Indes konnte der Kaiser nur zum Ziele gelangen, wenn sich die allgemeinen politischen Zustände friedlich entwickelten, wenn das besiegte Deutschland in unterwürfiger Ruhe verharren mußte. Nach beiden Richtungen zeigten sich die Vorboten eines bedrohlichen Sturmes.

## 25. Die religiös-nationale Opposition in Deutschland.

1550 Während die evangelischen Fürsten und die oberdeutschen Städte sich dem Kaiser so schnell gefügt hatten, trozte das glaubensstarke Magdeburg selbst der Reichsacht, an deren Ausführung sich zunächst allerdings niemand wagen mochte. Als endlich, im November 1550 unter Anführung des Kurfürsten Moritz ein förmlicher Reichskrieg gegen die Stadt eröffnet wurde, bewahrte die Bürgerschaft gleichwol ihre wackere Haltung. Das Glück der Waffen schwankte hin und her, mit allgemeiner Spannung wartete man den Ausgang ab. Nicht allein hier im Norden regte sich der nationale Unwille, auch im Süden rief die schroffe, vom Kaiser begünstigte katholische Reaktion, rief das unverschämte Gebahren des spanischen Kriegsvolkes lebhafteste Entrüstung hervor. Schon machten die Fürsten dem Kaiser darüber ärgerliche Vorstellungen: ja, als er seinen Sohn Philipp mit den Niederlanden feierlich belehnen wollte, verhinderten die Einwände der Fürsten den eigentlichen Akt. Dazu kam, daß Karl den Landgrafen Philipp, dessen er sich durch List bemächtigt, noch immer gefangen hielt und sogar in enger, drückender Haft, seit der Fürst einen erfolglosen Fluchtversuch gemacht hatte. Es schien, als wolle Karl ihn vor seiner letzten Stunde nicht frei lassen: dann war ja noch immer das Versprechen, ihn nicht ewig gefangen zu halten, gelöst. Nicht allein die evangelischen, auch die katholischen

Wenn ich die Erde ins Licht bringe, wenn ich  
den Menschen, auf das er mehr erhellten soll, er  
erleuchtet, wenn ich die Sonne sende, oder er  
erleuchtet, das da so gar mehr von Strahlen,  
ist. O so viel mehr das man die Erde  
erleuchtet, wie auch. Und Mensch, bittend, und  
von Adel zum Menschen und sein Kind sind. Verleitet  
und die Erde, was die Erde, und die Erde  
als mehr aufsteht, so viele der Erde, und die Erde  
sind und die Erde, und die Erde, und die Erde  
Hut die Erde, und die Erde, und die Erde

1 5 4 1

M. L. L.

Meiner lieben  
Hausfrau  
P. L. Lindemann  
v. Bora.  
in J. L. L.







indten sich für seine Befreiung: bis jetzt ohne Erfolg. War in dem Lande nicht die deutsche Fürstenfreiheit überwältigt? Der Haß, welcher in erster nie den Spaniern galt, wurde auf Karl übertragen; auch den Kurfürsten Moriz folgte der nationale Unwille als des Kaisers dienstbeflissenen Helfershelfer, und sich nun auch gegen Magdeburg gebrauchen lasse. In seinem eigenen Lande ählte Moriz den Boden unter den Füßen schwanken. Die allgemeine Aufregung äußerte sich auch in eifrigem Besuch der protestantischen Kirchen; die katholische Herrlichkeit verzweifelte daran, den gemeinen Mann auf die Dauer zu knechten.

Aber trotz der weitverbreiteten Mißstimmung konnte die Nation an eine gewaltthätige Aenderung der Lage nicht denken, es sei denn, daß der Fürst, welcher dem Kaiser zum Siege über die Protestanten verholfen hatte, sich von ihm los sagte. Schon längst folgte Moriz dem Kaiser nicht mehr unbedingt: er steigerte die Abneigung gegen Karls Successionspläne bei seinem Neffen Maximilian, er näherte sich den Söhnen des gefangenen Landgrafen, ja im Sommer d. J. 1550 hat er in Beziehung zu Frankreich, das den Kampf gegen das Haus Habsburg in jedem Augenblick wiederaufzunehmen bereit stand. Zu einem förmlichen Entschlusse kam Moriz erst vor den Mauern Magdeburgs: an seiner Entscheidung hatte der Markgraf Hans von Küstrin nicht geringen Antheil. Am 20. Februar 1551 versprach ihm Moriz „zur Erhaltung der Augsburger Confession und der deutschen Freiheit“ Land und Leute zu wagen. Um sich die Geldmittel zum Anzuge zu verschaffen, der ursprünglich nur auf Abwehr und Vertheidigung zielte, traten die Verbündeten in Verkehr mit Frankreich, England, Dänemark und Polen. Allein der französische König, auf dessen Beistand das meiste ankam, sah die Sache anders an. Er forderte als Preis seiner Hilfe ein gegen den Kaiser gerichtetes Angriffsbündniß: eine Forderung, welche Hans von Küstrin wenigstens nicht bewilligen wollte. Außerdem verlangte Frankreich die Abtretung der vier französisch-redenden Reichsstädte Metz, Toul, Verdun und Cambrai, die König Heinrich II. als Reichsvikar verwalten wollte. Traurig genug, daß man ein Uebel nur durch ein anderes vertreiben konnte. Der Kurfürst Moriz mußte wol oder übel in diese Bedingung willigen, doch behielt er die Rechte des Naches ausdrücklich vor. Am dem Abschluß des Vertrages (15. Januar 1552) <sup>1552</sup> beteiligte sich auch ein brandenburgischer Fürst, Markgraf Albrecht Alcibiades von Kulmbach, den wir im schmalkaldischen Kriege unter der kaiserlichen Fahne sahen. Ein genialer, aber leichtsinniger Mann, ein talentvoller Heerführer und Raufgänger, konnte er der protestantischen Sache von größtem Nutzen sein.

Bis in den August 1551 hatte Moriz, um keinen Verdacht zu erregen, die Belagerung von Magdeburg fortsetzen müssen, dann eröffnete er Unterhandlungen, verließ der Bürgerschaft, eigenmächtig und ohne sich an die Vorschriften des Kaisers zu kehren, eine günstige Kapitulation: am 9. November erschlossen sich ihm die Stadthore, bei dem Denkmal Ottos des Großen huldigten ihm Rath und Gemeinde. Sein Heer behielt Moriz aber noch beisammen; gleichzeitig gingen deutsche Söldner, schlachtenerprobte Kriegsknechte, nach Frankreich ab.





des Bundes, erleichterte ihnen die Unterwerfung. Er gab ihnen verbal Zusicherungen in der Religionsache: dafür demüthigten sie sich und schickten Geldsummen, von denen sie nicht die Hälfte in die Kriegskasse hatten wollen, den Beutel des Siegers. Die Strafgelder konnte Karl vortreflich benutzen.

Nach Ulms Unterwerfung konnte sich auch Württemberg nicht behaupten. Ulrich mußte sich persönlich demüthigen und eine ungeheure Summe rufen. Am 29. Januar 1547 unterwarf sich Augsburg — die kaiserliche Stadt — 150,000 Gulden erkaufend, etwas früher noch Frankfurt. Dann wurde das päpstliche Absetzungsurtheil, welches im November gegen den Erzbischof von Köln ergangen war, vollstreckt. Trotz des Widerspruches der Stände der Roadputor Adolf von Schaumburg zum Erzbischof erhoben, am 15. Februar 1547 verzichtete der achtzigjährige Hermann von Wied auf die Würde: — er ist im evangelischen Glauben gestorben (15. August 1552). In Mainz ersuchte auch Straßburg die Gnade des Kaisers: es erhielt sie unter glimpflicheren Bedingungen, als die übrigen Städte.

## 21. Das Konzil von Trient. Neues Zerwürfniß zwischen Kaiser und Papst (1547).

Merkwürdig genug: indem der Kaiser die Protestanten demüthigte, war sich dem Tridentiner Konzil nicht hatten unterwerfen wollen, gerade mit dieser Versammlung, noch mehr mit dem Papste, der sie berief, heiligen Streit. Es war eigentlich schon ein Widerspruch, daß der über die besiegten Protestanten religiöse Tuldung verbürgte, während das Konzil zusammenberufen war, um der Tuldung ein Ende zu machen: dies war wenigstens des Papstes Absicht, wenn auch nicht ganz die des Kaisers. Aber auch gingen die Meinungen und Wünsche Karls und dieser Versammlung auseinander. Das Konzil, welches nur einen geringen Theil der Christenheit, gar keinen Deutschen umfaßte, repräsentirte die strenge monachisch dogmatische Theologie, stand gänzlich unter päpstlichem Einfluß und vertrat die Lehre und Kultus jede Neuerung. Es erklärte sich ausdrücklich für die Autorität der Tradition und zeigte in seiner Mehrheit gegen die Protestanten einen Haß, der zum Theil selbst den Legaten in Erstaunen setzte. Da der Kaiser wußte, daß er die Protestanten durch bloße Gewalt nicht zur Unterwerfung unter das Konzil nöthigen werde, so forderte er, daß wenigstens die Bekanntmachung der Beschlüsse, welche einen unveröhnlichen Gegensatz zwischen Katholiken und Protestanten begründeten, aufgeschoben würde. Der Papst beschloß diesem Ersuchen nicht zu entsprechen, weil er dem Kaiser großte, daß er nicht seinem Worte gemäß das Konzil an einen andern Ort übertragen wollte. Daher wurden die Dekrete am 13. Januar 1547 veröffentlicht: zugleich rief der Papst seine Truppen, die er nur auf sechs Wochen geliehen, aus dem kaiserlichen Lager ab: er löste die Verbindungen mit Frankreich an. Schon erhoben sich in Italien aufrührerische Bewegungen gegen die von Karl V. hergestellte Ordnung der Dinge, so und

Staatsöverbund des Grafen Fiesko gegen das kaiserlich-gesinnte Haus der Doria in Genua (Januar 1547). Endlich übertrug der Papst das Konzil doch von Trient nach Bologna — angeblich wegen einer in Trient ausgebrochenen Seuche — nur der kleinere Theil der Versammelten blieb, dem Wünsche Karls gemäß, zur Stelle. Man sprach im kaiserlichen Hauptquartier von einer Unternehmung gegen Italien: zuvor aber mußte der deutsche Krieg endlich beendet werden.

## 22. Der Feldzug an der Elbe. Schlacht bei Mühlberg (1547).

Seine vollständige Erfolge hatte Johann Friedrich errungen, als er im December 1546 mit seinen 20,000 Mann in Thüringen erschienen war. Im Sturm eroberte er sein eigenes Gebiet wieder, die Stifter Magdeburg und Halberstadt mußten ihm zu Halle huldigen, fast das ganze Land des Herzogs Moriz, außer Leipzig, nahm er ein. Nicht allein hier war die Bevölkerung an seiner Seite, ein mächtiger Bundesgenosse zeigte sich in den utraquistischen Leuthanen der Krone Böhmen. Offen widerriethen sie sich dem Heeresaufgebot des Königs Ferdinand: hinfällige Weisen erklangen begeisternd, der Gedanke an die eingeübte Unabhängigkeit erwachte. Eine Versammlung in Prag beschloß ein Verbot auszusprechen, aber nicht um den Kurfürsten zu bekriegen, sondern um das Eindringen „des fremden, unchristlichen hiepanischen Volkes“ zu verhindern.

Ferdinand konnte dem Herzog nur geringe Hilfstruppen schicken, der Kaiser sandte den Markgrafen Albrecht Albrechts von Kulmbach, der mit 1100 Reitern in der Stadt Rochlitz sein Hauptquartier nahm. Beide Fürsten wollten am 2. März vereint gegen Johann Friedrich ziehen, der bei Altenburg stand. Aber der Kurfürst kam dem Angriff zuvor: er überfiel den unvorsichtigen Markgrafen in Rochlitz und nahm ihn nebst seiner Schar gefangen.

Herzog Moriz war nun isolirt, König Ferdinand schrieb seinem Bruder, alles zu verlieren. Und wahrlich, alles war verloren, wenn Johann Friedrich, in der Erkenntniß, daß nur ein vollständiger Sieg ihm Sicherheit gewahren könne, sich dazu gemacht hätte, den Krieg im großen Stile zu führen. Er mußte Städte und Bezirke Norddeutschlands in Bewegung setzen, mußte sich zum Kaiser der reichthümlichen Stände machen, die böhmischen Stände zu kräftigen Entschlüssen reizen. Schwer, unendlich schwer war ein solches Unternehmen, zumal jetzt, wo sich Joachim II. nicht scheute, dem Kaiser brandenburgische Truppen zu senden: und leider war Johann Friedrich nicht der Mann großartiger Pläne, herrhafter Entschlüsse.

Dagegen erfaßte Karl völlig die Bedeutung der Situation. Stark, wie er war, beschloß er, selbst mit einem Heere die Entscheidung zu bringen. Es kam ihm zu Herzen, daß eben sein alter Widersacher, der König Franz I. gestorben war, kurz nachdem er Sachsen seine Unterstützung verheißt. Der Kaiser traf seine Maßregeln in dem Bewußtsein des bevorstehenden Sieges.

Zum Ueberfluß wurde noch ein Vermittlungsversuch durch den Herzog von Kleve gemacht. Wie wäre an ein Abkommen zu denken gewesen, da Moritz Statworte längst an den Herzog vergeben hatte und von Johann Friedrich Ergebung auf Gnade und Ungnade verlangte!

Ungehindert gelangte Karl nach Eger, wo er nebst Ferdinand und Maximilian das Osterfest beging. Nichts wurde seinem Gegner verderblicher, als die von Böhmen gesetzten Hoffnungen. Johann Friedrich hatte ursprünglich den verstandigen Plan gehabt, nur seine Hauptfestungen zu verteidigen und die Entscheidung hinter den Mauern des wohlbewehrten Magdeburg abzuwarten. In der Hoffnung auf böhmische Hilfe hatte er aber den Plan geändert. <sup>1547</sup> sich an der mittleren Elbe, bei Meissen, aufgestellt. Als aber nun (April 1547) der Kaiser statt der erwarteten Bundesgenossen aus Böhmen heranzog und Widerstand zu finden in Sachsen eintraf, blieb dem Kurfürsten nur übrig, sich nach Wittenberg zurückzuziehen. Nur der Fluß trennte die beiden so zahl außerst ungleichen Heere; Karl war entschlossen mit Hilfe von Bernau oder durch eine Furt auf das rechte Ufer der Elbe hinüberzugehen. Am 23. April erfuhr er, daß der Kurfürst seine Stellung bei Meissen aufgegeben und sich bei Mühlberg festgesetzt habe.

Die Vertheidigung war trefflich geeignet, das an sich sehr starke Elbnier krönte ein Damm, der den Schuppen Deckung bot. Zwar erhielten die Spanier durch einen dauer Kenntniß von einer Furt, aber der Uebergang über den Fluß in der Gegend der Furt war immerhin ein schweres Stück. Ein dichter Nebel begann an den Karaden der Spanier; der Kurfürst hörte in Mühlberg eben die Sonntagsglocken, als die Kunde kam, man habe jenseits des Flusses große Reitergeschwader gesehen und tönen gehört. Der Kurfürst, in der Meinung, es mit ganz unbedeutenden Streitkräften zu thun zu haben, gab zwar dem Aufwoll den Befehl zum Ausbruch, wartete aber die Beendigung des Gottesdienstes ab, ehe er sich entschloß mit der Reiteren zu setzen. Die Aufwollbewegung des Aufwoll schon begann, hatten die kaiserlichen Reiter, welche die am rechten Ufer liegenden böhmischen Pontons bewachen sollten, — denn mit Johann Friedrich führte eine Schiffsbrücke mit sich, — noch Widerstand geleistet. Im Feuer der spanischen Falsenbüchsen vertrieb sie: vergeblich versuchten sie, die Boote zu brennen. Eine Anzahl Spanier, die den Fluß durchschwammten, bemächtigten sich derselben während Albas Reiter auf der glücklich aufgefundenen Furt den Fluß überschritten und die Schiffsbrücke für das Aufwoll schnellungs hergerichtet. Auf die Meldung, daß der Kurfürst nur geringe Streitkräfte bei sich habe, gab Karl den Befehl zum Vorrücken und setzte sich selbst an die Spitze der Verfolgung. Bald hatte man die Nachhut des kaiserlichen Heeres erreicht. Wel hätte sich der Kurfürst mit der Reiteren noch jetzt nach Mühlberg retten können, aber er wollte das Aufwoll nicht der sicheren Vertheidigung preisgeben. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, den Feind abzuschütteln, sahen sich die kaiserlichen Befehlshaber genöthigt, drei Meilen hinter Mühlberg, nach sechs Uhr abends, dem Feind die Spitze zu bieten. Man besand sich an dem Saume eines Waldes; der Kaiser hatte nur den Zweck, dem Aufwoll, der Artillerie und dem Troß den Rückzug durch den Wald zu sichern. Nach einem vorübergehenden unbedeutenden Gefolge wurde die kaiserliche Reiteren durch einen gewaltigen Stoß Albas geworfen, und bald artete der Rückzug in eine wilde Flucht aus. Nur ein kleiner Theil des Heeres entkam nach Wittenberg, die meisten erlagen den Klängen der Spanier. Der Kurfürst, von dem Feinde verlassen, mußte sich nach bedenklicher Gegenwehr dem kaiserlichen Heere von Troska ergeben.





Kurfürst Johann Friedrich vor Karl V.

„Der Autor, dessen Wahrheit“ des Joh. Lubw. Gottfriedus. (Allgemeinlich gute Nachbildung eines älteren Originals.)

Der Gefangene wurde vor den Kaiser geführt, der ihn höchst ungnädig empfing. Auch Karls Bruder Ferdinand gab dem blutbespritzten, gedemüthigten Mann harte Worte; den geistlichen Herren in Karls Umgebung war das Ansehen des Regers eine wahre Augenweide.

Die Haltung des Kurfürsten war eine durchaus würdige; er verlor auch im Uebermuth nicht, als ihm sein Todesurtheil verkündet wurde. Der Uebermuth zufolge spielte er gerade mit dem Herzog Ernst von Braunschweig Lüneb. „Vetter“, sagte Johann Friedrich, „gebt acht auf Euer Spiel; Ihr seid matt.“ Wenn aber Karl V. wirklich im Ernste daran gedacht hatte, das Urtheil zu vollstrecken, so ward er doch bald anderen Sinnes. Ein solcher Mißbrauch des Sieges konnte die nationale Opposition gegen den gewaltthatigen Kaiser wachrufen; auch war das gut besetzte Wittenberg noch nicht erobert. Die Rathe des Kaisers, selbst Alba, meinten, es sei besser, die Todesstrafe in eine Gefangenschaft zu verwandeln und sich Wittenberg einzuräumen zu lassen.



Karl V. über das Feld bei Mühlberg reitend.

Nach dem Gemälde Titians im Museo del Prado zu Madrid.

Oder hätte man den Kurfürsten genöthigt, sich auch in Sachen der Religion dem Willen des Kaisers zu unterwerfen, aber in diesem Punkte blieb Friedrich unerfütterlich. Seine Kur trat er an Moritz ab, welcher aber im Tausch eine Jahresrente von 50,000 Gulden auf sächsische Renten verlor; — aus diesen Besitzungen sind später die sächsisch-thüringischen Herzthümer entstanden.

Münsterberg ergab sich auf Anordnung des Kurfürsten. Den Rath

ten Umzählung, die Gebeine des Erzküfers Luther auszugraben und zu  
 sen, wies der Kaiser  
 n. d. „Ich führe“.

„mit den Lebenden  
 ist mit den Todten.“

wandte sich jetzt  
 den Landgrafen  
 p, an dessen Person  
 ge gelegen war, als  
 in Friedrich. Wenn  
 e Geschichte der Ge  
 schichte des Landgrafen  
 ist ganz aufgeheilt  
 unterliegt doch seinem

daß spanische Hun  
 abei im Spiele war.  
 philipp hatte dessen  
 verlobt Moriz von  
 verhandelt, aber der  
 verlangte Ergebung  
 ade und Ungnade:  
 dingung, auf die der  
 selbst jetzt nicht ein  
 wollte, ob schon die  
 seines Landadels

Moriz und der  
 si Joachim II. von  
 burg erlangten vom  
 auch in der Folge  
 e Zusage, der  
 si solle im Falle sei  
 erwerfung weder mit  
 er, noch mit ewigem  
 n. die Johann  
 h. gestraft werden.  
 ann die einzelnen  
 der Kapitulation fest  
 wurden, war von  
 n Gefangniß nicht  
 die Rede, ja mehrere  
 dienen zur Voraus  
 zu haben, daß Phi  
 ne Freiheit behalten



Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen.  
 Standbild an dem ihm von seinem Sohne errichteten Grabmonument  
 aus Marmor und schwarzem Marmor in der St. Martinikirche zu Kassel,  
 angefertigt von Ulrich Götze.

dürfte. Freies Geleit an das Hoflager, wo Philipp die Verzeihung des Kaisers erhalten sollte, hatte zwar weder Karl, noch König Ferdinand zugesagt; der Kaiser aber gestattete, daß dies die vermittelnden Fürsten thaten. Der Bischof von Mainz ließ ruhig geschehen, daß dies Geleit erneuert wurde, als das Hoflager in die Halle verlegt wurde. Eine Anfrage an Karl, ob er den Landgrafen freies Geleites feithalten werde, mußte selbstverständlich unterbleiben. Karl wußte, daß die Kurfürsten von irrtümlichen Voraussetzungen ausgingen, aber zu berichtigen sie nicht: mochte sich der gutmüthige Deutsche immerhin vertragen, selbst in seine Hände liefern.

Am 19. Juni erschien Philipp in Halle, um Abbitte zu leisten; er sah den Kaiser eine Ceremonie an, über die man sich leichtem Sinnes hinwegsetzen mußte, — doch wenigstens seinen Befehlstand ungeschmälert bewahrt. Während er vor dem Kaiser stand, sein Kanzler die Abbitte verlas, soll er sogar zum höchsten Unwillen des Kaisers spöttisch gelächelt haben. Auffällig war freilich, daß keine gnädige Handbewegung, und geleiteter Abbitte zum Aufstehen einlud, — der Landgraf erhob sich ungeschrien, — und reichte ihm der Kaiser die Hand der Versöhnung nicht. Trotzdem schloß Philipp den Verdacht und folgte am Abend einer Einladung des Herzogs von Alba. Als er nach dem Abendessen sich entfernen wollte, wurde ihm eröffnet, daß er ein Gefangener sei.

Vergebens waren die Vorstellungen, welche Moritz und Joachim dem Kaiser Tags darauf dem Kaiser machten. Er entgegnete, daß er dem Uebereinkommens gemäß den Landgrafen keineswegs in ewiger Gefangenenschaft zu halten gedenke; hoffnungslos und grollend verließen die Fürsten den Kaiser, der seine gefährlichsten Feinde triumphirend als Gefangene mit sich führte.

Auch den Böhmen erging es nach dem Siege des Kaisers übel; besonders in erster Linie Prag, mußten die schwersten Bedingungen ausstehen. Tagorez gegen den Herzog Erich von Braunschweig die Eroberung Bremens nicht; vielmehr nach seinem Abzuge durch das begeisterte Entfahnen der Evangelischen am 21. März 1547 Trautenburg völlig geschlagen. Karl V. selbst verzichtete trotz der Rathungen Ferdinand auf die Unterwerfung von Niederösterreich.

### 23. Der Reichstag zu Augsburg. Das Interim (1548) und seine Einführung.

Nach zwei Zeiten gedachte Karl V. die überlegene Stellung, die ihm der Sieg verschaffte auszunutzen: Papst und Konzil, das Reich sollte sich ihm unterwerfen. In jener Hymne erreichte er nichts: man weigerte sich weder in eine Revision der trientiner Beschlüsse, noch in die Zurückverlegung des Konzils nach Trient. Die Entzweiung zwischen Papst und Kaiser wurde zum völligen Bruch; am 16. Januar 1548 protestirten Karls Bevollmächtigte in Bologna gegen alles, was hier beschlossen werden würde: sie stellten in Aussicht, daß der Kaiser kraft seiner Würde sich der vom Papst vernachlässigten Kirche annahmen werde.



Aus zu welchem Grade das Reich sich der kaiserlichen Obergewalt fügte, zeigte sich auf der am 1. September 1517 eröffneten Versammlung zu Augsburg. Namentlich im Punkte mit dem Fürstenkollegium setzte Karl durch, was ihm be-  
 trieb. Auf ihren Betrieb wurde bestimmt, daß alle Beisitzer des Kammergerichts  
 zu latholischen Bekenntniß angehören müßten: dafür gewährten sie die For-  
 mung, daß die Leitung des Kammergerichts dem Kaiser anheimgestellt werde.  
 Man bewilligte eine Türkenhilfe, man nahm den burgundischen Kreis in den  
 Schutz und Schirm des Reiches auf, und zwar so, daß dieser Landestheil an  
 allen Vorzügen der Verbindung, fast gar nicht an den Lasten theilhaftig wurde.  
 Reichthum und Reich fielen ja bei dem Oberhaupt des spanisch-österreichischen  
 Hauses mit mächtigen zusammen. Man bewilligte, wenn auch nicht ohne anfäng-  
 liches Widerstreben Beiträge zu einer Reichskriegskasse. Man erstarb in Aus-  
 sätzen der Unterthänigkeit gegen den „gnädigsten“ Kaiser, als dieser ablehnte,  
 das fremde Kriegsvolk zu entlassen, dessen Uebermuth schwer genug empfunden  
 wurde. Ohne Widerspruch vergab Karl zwei Kurfürstenthümer: am 24. Februar  
 erhielt Moriz den Lohn seines Verrathes, am 8. April wurde der neue 1548  
 Erzbischof von Köln geweiht: es hatte niemand den Kaiser gehindert, dem Baiern-  
 kaiser die pfälzische Kur zu übertragen. Schon nahm auch König Ferdinand  
 das Württembergers Land, das er durch seine Theilnahme am Kriege verwirkt,  
 in Anspruch.

Nach die Regelung der religiösen Frage konnte Karl nach eigenem Ermessen  
 vorgehen. Die unbedingte Wiederherstellung der alten Kirche verwarf er trotz  
 der Mahnungen seines Reichswaters. Der Papst hatte nicht verdient, daß der  
 Kaiser seine Interessen verlor: auch hielt Karl die völlige Restauration für  
 unmöglich. Darum nahm er den Gedanken auf, ohne Theilnahme des Papstes  
 innerhalb des Reiches eine Vereinbarung beider Parteien zu treffen. Dem Rathe  
 des Kaisers folgend, beauftragte er zwei Theologen der verschiedenen Richtungen,  
 den gemäßigten Julius Pflug, und den strenglatholischen mainzischen Weih-  
 bischof Helding mit der Abfassung eines Entwurfs; auch der protestantische  
 Prediger Joachim II., Johann Agrisola, nahm an der Arbeit, wenn  
 auch einflußlos, theil. Natürlich war das Resultat der alten Kirche günstig:  
 die Priestersehe und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt gab man zu;  
 auch in der Siebenzahl der Sakramente, der Transsubstantiation, der In-  
 carnation der Heiligen und den alten Kultusgebräuchen: dem Papste und der  
 Kirche wurden ihre Rechte gewahrt.

Nicht ließ sich der kuryichtige Joachim II. bewegen, dem Entwurf beizu-  
 stimmen, der Pflager folgte: nur mit Widerstreben Kurfürst Moriz, der doch die  
 gegenwärtige Situation geschaffen. Um die unbedeutenderen Fürsten, wie Johann  
 von Ruß, kümmerte sich Karl wenig. Aber die altgläubige Partei, vom Papste  
 unterstützt, wollte nicht einmal so mäßige Zugeständnisse gewähren: sie erlaubte  
 nicht, dem Kaiser bemerklich zu machen, daß er seine Befugnisse überschreite, daß  
 nicht alle vorge schlagenen Sätze gut latholisch seien. Diesem Widerstande gegen-  
 über gab der Kaiser seinen Plan auf, daß der neue Entwurf für alle seine



ist U. I., als daß sie ihr Gewissen beschwerten: vierhundert Prediger mußten aus Oberdeutschland weichen. Nicht anders war es in Norddeutschland. Dem Kurfürsten Joachim II., der auf das Interim so vertrauensvoll eingegangen war, erklärten seine Prediger: der Kaiser ist mächtig, aber Gott noch mächtiger. In den sächsischen Landen herrschte dieselbe Stimmung. Die Stände erinnerten den Kurfürsten Moritz an sein Versprechen, sie in der Glaubenssache zu schützen. Die Magdeburger urtheilten, das Interim wolle alle um ihre Freiheit bringen. Eine Flut von Gegenchriften gab das Edikt dem Haß und der Verachtung preis. Besonders ehrenvoll und rührend zugleich war die Haltung des gesonnenen Johann Friedrich: seine ruhige aber entschiedene Weigerung, das Interim anzunehmen, nöthigte selbst den Gegnern Anerkennung ab; es stärkte zugleich den Widerstand der Evangelischen, die in ihm den Wärter der gerechten Sache verehrten.

Weniger groß, ja sogar in bedauerlichem Maße schwach und nachgiebig zeigte sich der Mann, der einst an Luthers Seite so ruhmvoll gekämpft hatte, Philipp Melancthon. Durch Luthers Tod hatte diese allzu milde, vermittelnde Persönlichkeit die Stütze verloren, denn sie in gefährlichen Augenblicken bedurfte; jetzt ward der „allgemeine Lehrer Deutschlands“ seiner Vergangenheit untreu. Dem Kurfürsten Moritz lag viel daran, das Interim seinen Unterthanen annehmbar zu machen; Melancthon, der schon eine Schrift gegen dasselbe veröffentlicht hatte, ließ sich bestimmen einen Entwurf auszuarbeiten, der das protestantische Prinzip zwar nothdurftig rettete, es aber mit allem Nebenwerk des katholischen Roms belastete. Wol hatte Luther anfangs auf diese Dinge kein Gewicht gelegt; aber jetzt anderes war es, das Althergebrachte schonen, als das Abgeschaffte wiederherstellen. Auch zwei Beisprechungen in Bregenz und Gelle ward für die sächsischen Lande das „Wipziger Interim“ verfaßt; die glaubensstreuen Protestanten meinten, jetzt habe das Evangelium die letzte Delung empfangen. Es ist zu begreifen, daß nach diesem Vorgange die Einführung des Interim wenig Schwierigkeiten machte: in Brandenburg, Plessen, Pommern, wie fern es, zum Theil mit geringfügigen Aenderungen, zur Geltung.

## 24. Karls weitere politische und kirchliche Pläne (1549—1551).

Es mag man vom universal historischen Standpunkte aus den großartigen Plänen Karls Anerkennung zollen und bewundern, daß er, nicht ohne Verdienst, eine Stellung errang, wie sie kaum im Mittelalter ein Kaiser erlangt. Aber diese Machtvolle und die Ausübung der kaiserlichen Autorität ist nicht im Interesse des deutschen Volkes, dessen Lebensinteressen der Kaiser seinen universalistischen Tendenzen unterordnete. Seine Absicht ging dahin, die spanische kaiserliche Herrschaft in Deutschland zu verewigen: zu Karlsfolger hatte er am liebsten gleich seinen Sohn Philipp bestimmt; ihn, um ihn den deutschen Fürsten vorzustellen, zu dem Reichstage be-  
welken er am 26 Juli 1550 in Augsburg eröffnete. Zwar stellte es  
aus, daß der Kaiser nicht damit umging, seinen Bruder Ferdinand, der  
den römischen König war, bei Seite zu drängen: er beabsichtigte vielmehr  
liegen, daß nach seinem und Ferdinands Tode Philipp Kaiser, Ferdinands  
Maximilian römischer König werden sollte.

Realisch war auch dieser Plan nicht nach Ferdinands Geschmach: man hatte  
siegend vorausgesetzt, daß derartige Ansprüche, von einer förmlichen



Vererbung konnte ohnehin nicht die Rede sein — eher der deutschen, als der spanischen Linie zukämen. Indessen ging Ferdinand in einem Vertrage am 9. März 1551) doch insofern auf das Begehren seines Bruders ein, daß er versprach, nach seiner bereinstigten Erhebung zum Kaiser für Philipps Wahl zum Könige nach Kräften einzutreten. Der Prinz dagegen verhielt seinem Onkel jede Unterstützung, besonders auch in der Angelegenheit des heiligen Glaubens.

Auch in der Religionsache war der Kaiser der Erfüllung seiner Wünsche ganz nahe gekommen. Pauls III. Nachfolger Julius III. hatte das Konzil nach Trient zurückverlegt. Auch die Protestanten waren, mit neuen Bekenntnisschriften versehen, — einer sächsischen und einer württembergischen Konfession — erschienen. Der Kaiser zeigte sich ihren Hauptforderungen, daß die früheren Trienter Beschlüsse unverbindlich sein sollten und die Formen der konziliaren Berathung geändert werden müßten, geneigt: nur durch einen derartigen Tausch vermochte er den nie aufgegebenen Plan einer allgemeinen Reformation, die zur Herstellung der Einheit führen könne, dem Papstthum gegenüber durchzuführen. Es war ihm nicht unangelegen, wenn der Gesandte des Kurfürsten Moriz kühnlich daran erinnerte, daß ein Konzil über dem Papst stehe. Indes konnte der Kaiser nur zum Ziele gelangen, wenn sich die allgemeinen politischen Zustände friedlich entwickelten, wenn das besiegte Deutschland in unterwürfiger Ruhe verharren mußte. Nach beiden Richtungen zeigten sich die Vorboten eines bedrohlichen Sturmes.

## 25. Die religiös-nationale Opposition in Deutschland.

**W**ährend die evangelischen Fürsten und die oberdeutschen Städte sich dem Kaiser so schnell gefügt hatten, trotzte das glaubensstarke Magdeburg selbst der Reichsacht, an deren Ausführung sich zunächst allerdings niemand wagen mochte. Als endlich, im November 1550 unter Anführung des Kurfürsten Moriz ein förmlicher Reichskrieg gegen die Stadt eröffnet wurde, bewahrte die Bürgerschaft gleichwol ihre wackere Haltung. Das Glück der Waffen schwankte hin und her, mit allgemeiner Spannung wartete man den Ausgang ab. Nicht allein hier im Norden regte sich der nationale Unwille, auch im Süden rief die schroffe, vom Kaiser begünstigte katholische Reaktion, rief das unverkämpfte Gebahren des spanischen Kriegsvolkes lebhafteste Entrüstung hervor. Schon machten die Fürsten dem Kaiser darüber ärgerliche Vorstellungen: ja, als er seinen Zorn Philipp mit den Niederlanden feierlich befehlen wollte, verhinderten die Einwände der Fürsten den eigentlichen Akt. Dazu kam, daß Karl den Landgrafen Philipp, dessen er sich durch List bemächtigt, noch immer gefangen hielt und sogar in enger, drückender Haft, seit der Fürst einen erfolglosen Fluchtversuch gemacht hatte. Es schien, als wolle Karl ihn vor seiner letzten Stunde nicht frei lassen: dann war ja noch immer das Versprechen, ihn nicht ewig gefangen zu halten, gelöst. Nicht allein die evangelischen, auch die katholischen Feie



## 26. Kriegszug gegen Karl V. (1552).

Der Plan der deutschen Fürsten war, unverweilt den Kaiser anzugreifen: was die Franzosen thun wollten, war ihnen begreiflicherweise wahlten diese einen Angriff nach dem Oberrhein, u. Gegenden zu bemächtigen, die sie zu behalten gedachten.

Kaiser Karl war wiederholt vor den Plänen seiner Gegner gewar-



Kurfürst Moriz von Sachsen.  
Nach Kronach gestochen von Kilian.

die Verbündeten Frankreich hatte auf nicht gehen können. hielt die D. zu einfallt sie einen S. trügen los rechnete e. Moriz. 2. Außerdem rig, ein der Veritel alles geth. Kaiser im einer seine sten Rath Innsbruck sen und b. det, sein S. unverzüglich kommen. es, daß über die M. fahrt und d. nung der g. Vertreibung täuschte: es handle

um die Freilassung des Landgrafen, den er gleichwohl festzuhalten entsch.

Im März sammelten sich die Kriegsvölker der Verbündeten. 4. April zogen sie in Augsburg ein. Bald belehrten den Kaiser die, der Protestanten, daß es darauf abgesehen war, ihm alle Früchte d. s. k. k. Krieges zu entreißen: der deutsche Unabhängigkeitsdrang, wider die Gewalt des siegreichen Spaniers. Vergebens sah sich Kai

chen Fürsten nach thätigem Beistande um; sein Bruder Ferdinand betete eine darauf gerichtete Anfrage mit einem Hilfesuch, die Augsburger er verweigerten dem Kaiser den Kredit. Hilflos befand sich Karl in enig gesicherten Innsbruck. Er machte einen Versuch, nach dem Oberrhein n Niederlanden zu entkommen, aber die Nähe des Feindes zwang ihn zur r nach Innsbruck. Nun setzte er all seine Hoffnung auf den Waffen- d, welchen Moriz nach einer Zusammenkunft mit Ferdinand (zu Linz an til) verabredet hatte. Karl begann zu rüsten, seine Truppen sammelten <sup>1562</sup> einem Standlager zu Reutte, unfern der Ehrenberger Klause. Aber seine hinderten ihn, sich völlig widerstandsfähig zu machen; wohlweislich war sang der Waffentrue erst auf den 26. Mai festgesetzt worden. Am 18. die verbündeten Fürsten das Lager an und sprengten es auseinander, ie Klause ward genommen. Schon berathschlugte man, ob man nicht weiter dringen, „den Fuchs in seiner Spelunke suchen“ sollte, da gebot Adneraufstand dem Kurfürsten Moriz halt. Dadurch bekam Karl Zeit, ud zu verlassen: am 19. Mai brach er krank in regnerischer, kalter Nacht m nächsten Tage folgte ihm Johann Friedrich, zwar in Freiheit gesetzt, rpflichtet, am kaiserlichen Hoflager zu bleiben. Am 23. Mai rückte Moriz ebrud ein, der Kaiser floh weiter nach Villach, das Konzil löste sich auf. gab Karl noch nicht alles verloren, er hoffte sogar, vermittelt des Kur- Johann Friedrich einen Theil der Protestanten auf seine Seite zu bringen.

## 27. Der Vertrag von Passau.

n man bedenkt, daß die siegreichen Protestanten im Bunde mit Frankreich anden, so sieht man ein, daß die Gefahr nahe lag, das Reich könne in nyzösisch=protestantische und eine österreichisch=katholische Partei zerklüftet

Dieser Gefahr beugte König Ferdinand vor, welcher mit den letzten hmen seines Bruders nicht einverstanden gewesen war. Auf einer Ver- ng, die schon am 18. April, vor dem entscheidenden Schlag, in Linz statt- <sup>1552</sup> hatte er die größte Nachgiebigkeit gegen Moriz gezeigt, einen Religions- . etwa auf Grund der Speierer Beschlüsse von 1544, in Aussicht gestellt, rientiner Konzil preisgegeben, auch in die Befreiung des Landgrafen ge- .. Da aber der Kaiser die Bestätigung dieser Vorschläge verweigerte, wurde en 26. Mai eine neue Versammlung aller Reichsstände nach Passau be- . Hier einigten sich die katholischen und evangelischen Fürsten — der König and wurde zu den eigentlichen Berathungen nicht gezogen, — über den abay, daß beiden Parteien ein beständiger Friede zu gute kommen solle, ob eine religiöse Ausgleichung erfolge oder nicht. Auch König Ferdinand trat : Gutachten bei (7. Juni 1552). Evangelische Richter sollten am Kammer- icht zugelassen, eine allgemeine Amnestie ertheilt, der Landgraf in Freiheit tzt werden.



glaubte man ein weißes Kreuz über seinem Haupte zu sehen. Um dieselbe Zeit kehrte der Landgraf in sein Land zurück.

In vielen Stellen kehrten auch die verjagten Prediger zurück; im Württembergischen ward das Interim abgeschafft.

#### Vom Passauer Vertrag bis zum Augsburger Reichstag (1552—1555).

Die Protestanten konnten überzeugt sein, daß Karl die ihm abgedrungenen Zugeständnisse zurücknehmen werde, sobald er die Freiheit seiner Bewegung betriehe. Glücklicherweise lähmte ihn für jetzt der Krieg mit Frankreich. Spätherbst machte er sich an die Wiedereroberung seiner Reichsstadt Metz. Anfang Januar 1553 mußte die Belagerung aufgehoben werden. Jetzt erst wurde es französisch, aber auch wieder katholisch. Auch in Italien gingen die Dinge nicht nach Wunsch; in Ungarn behauptete König Ferdinand, dem Herzog von Sachsen Hilfe zusührte, mit Mühe die Landesgrenze wider die Türken. Deutschland kam so bald nicht zum Frieden. Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, der im Anfange des letzten Krieges die Bischöfe von Bamberg und Würzburg zu erheblichen Abtretungen gezwungen, hatte das Passauer Abkommen nur gegen Bestätigung dieser Verträge genehmigen wollen. Moriz auf ihn keine Rücksicht genommen hatte, suchte er Süddeutschland, Rhein- und Moselgegenden mit verheerenden Kriegszügen heim. Um zu verhindern, daß er seine kriegslustigen Scharen Frankreich zuführe, nahm ihn der Kaiser in Dienst, als Preis die Anerkennung jener Verträge bietend. Wirklich suchte er sich dem Kaiser, dessen Rückzug von Metz er deckte, äußerst nützlich, so daß die Bischöfe wollten sich zu keiner Abtretung verstehen. Daher eröffnete er im April 1553 von neuem die Fehde, wie immer wagemuthig und reich.

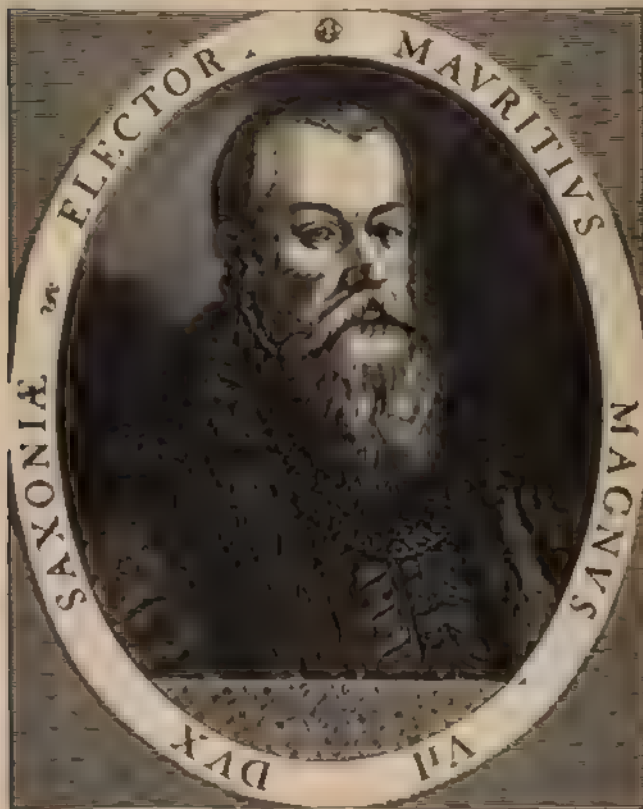
Das Fortschreiten seines ehemaligen Kriegskameraden erregte den Groll des Kurfürsten Moriz: er brachte gegen Albrecht einen Bund zwischen dem König von Frankreich, den beiden Bischöfen und dem Herzog Heinrich von Braunschweig zusammen. Auch mit Frankreich schloß der Kurfürst ein neues Bündniß, und verabredete einen Angriff auf die Niederlande. Merkwürdig genug war die Stellung der beiden Hauptgegner. Den Markgrafen, welcher doch die Evangelischen Niederdeutschlands in Schutz nahm, begünstigte der Kaiser: dem Kurfürsten die Ferdinand Truppen zu, obwohl er die Befürchtung äußerte, Moriz' letztes Ziel sei, ihm die römische Königswürde zu entreißen.

Aber die Tage des Kurfürsten waren gezählt. Am 9. Juli griff Moriz seinen Verbündeten den Markgrafen bei Sievershausen an. Im dichtesten Handgemenge fielen zwei Söhne des Herzogs von Braunschweig: wol blieb Moriz Sieger, aber er erhielt selbst im Getümmel die Todeswunde. Noch faßte er einen Siegesbericht ab; am zweiten Tage nach der Schlacht starb er mit geheimnißvollen Worten: „Gott wird kommen.“

## 26. Kriegszug gegen Karl V. (1552).

Der Plan der deutschen Fürsten war, unverweilt den Kaiser anzugreifen, wie sie ihn sähen: was die Franzosen thun wollten, war ihnen gleich. begreiflicherweise wählten diese einen Angriff nach dem Oberrhein, um die Gegenden zu bemächtigen, die sie zu behalten gedachten.

Kaiser Karl war wiederholt vor den Plänen seiner Gegner gewarnt worden.



Mauritz Moriz von Sachsen.  
Nach Stenach gestochen von Willen.

die Verbündeten von Frankreich hatten auf die Kaiser nicht geheim gehalten. Jeder hielt die Deutschen zu einfach, als daß sie einen Spion zu rechneten. Er war der Moriz von Sachsen. Außerdem hatte Moriz, ein Mann der Verstellung, alles gethan, um die Kaiser irre zu machen. Einer seiner vornehmsten Rätthe war ein Insubriden, ein Genueser und hatte, wie er behauptete, sein Herr nicht unverzüglich kommen. So geschah es, daß sich die Kaiser über die Wahrheit der Sache und die Ausdehnung der gegnerischen Bestrebungen täuschte: er glaubte es handle sich

um die Freilassung des Landgrafen, den er gleichwohl festzuhalten entschlossen war. Im März sammelten sich die Kriegsvölker der Verbündeten, schon am 4. April zogen sie in Augsburg ein. Bald belehrten den Kaiser die Fürsten der Protestanten, daß es darauf abgesehen war, ihm alle Früchte des habsburgischen Krieges zu entreißen: der deutsche Unabhängigkeitsdrang erhob sich wider die Gewalt des siegreichen Spaniers. Vergebens sah sich Karl in der





König Ferdinand I.

Ursprüngl. im Weimarschen Museum zu Nürnberg.

gung sich stärkten, auch die päpstlichen Legaten, die heftigsten Gegner des Entwurfs, den Reichstag verließen, war die Basis der Verständigung gesichert. Auch über die einzelnen Artikel einigte man sich leicht, soweit sie die Vergangenheit betrafen. Schwierigkeiten erhoben sich aber mit Nothwendigkeit hinsichtlich dessen, was in Zukunft geschehen sollte. Mit Mühe wurde gewirkt, daß überhaupt niemand, welcher der augsburgischen Konfession beiträte, verfolgt werden dürfe. Was aber sollte geschehen, wenn die Hochstifter des Reiches zur evangelischen Lehre übertraten? Die Protestanten wollten nichts davon wissen, daß mit der Annahme des Evangeliums die Entsetzung von Bisthum und Erzbisthum verbunden sein sollte; aber diesmal gaben die Katholiken nicht nach: dem König Ferdinand wurden zwei entgegengesetzte Entwürfe eingereicht.

Eine Regelung der Landfriedenssache und der Kammergerichtsordnung unterbrach die Berathung über die obenberührte schwierige Frage, an deren Beantwortung der ganze Ausgleich scheitern konnte.

Der Landfrieden sollte durch die Reichskreise gehandhabt, die Wahl des Obersten der Kreisländern überlassen werden. Hinsichtlich des Kammergerichts blieb es bei dem bisherigen Vertrag, dem zufolge die „augsburgischen Konfessionsverwandten“ als Beisitzer zugelassen waren.

Ferdinand war entschlossen, in die weitere Verweltlichung geistlicher Hochstifter keinesfalls zu willigen; um die Protestanten zur Nachgiebigkeit zu bringen, sprach er von der vorläufigen Auflösung des Reichstages: ja er wollte nicht einmal die Bedingung gewähren, daß der Friede ohne Rücksicht auf einen weiteren religiösen Ausgleich ewig dauern sollte. Nur wenn die Protestanten in jener Frage nachgäben, wollte er seinen Widerspruch fallen lassen. Auf den Rath des Kurfürsten August von Sachsen wurde von protestantischer Seite das gewünschte Zugeständniß gemacht, aber die Gegenforderung gestellt, daß die Evangelischen auch in geistlichen Gebieten ungehindert ihres Glaubens leben dürften. Mit größter Anstrengung erreichte Ferdinand, daß die geistlichen Fürsten diesen Verlangen entsprachen: doch wurde ihr Zugeständniß nicht in den Reichsabschied aufgenommen, sondern ihm als eine Erklärung beigelegt.

Man muß eingestehen, daß diese Bestimmung und der „religiöse Vorbehalt“ -- wie jenes den Katholiken gemachte Zugeständniß genannt wurde -- in Zukunft die Quelle großer Zwistigkeiten werden konnte, aber für den Augenblick war das Erreichbare erreicht. Fortan war es gleichgiltig, ob ein päpstliches Konzilium die Protestanten verdamnte oder nicht.



2. Erzherzog Maximilian V. und Königin Ferdinande mit ihren Gemahlinnen  
 3. Erzherzog Maximilian V. und Königin Ferdinande mit ihren Gemahlinnen

## 50. Die Abdankung Karls V. 1556.)

11 In dieser Zeit, wo in Deutschland Karls kaiserliche Machtstellung eine so dauernde Entlastung erlitt, glanzte ihm von anderer Seite ein letzter Glückszug entgegen. Im Juli des Jahres 1553 starb in England Eduard VI., die junge Maria die Katholische, dem Kaiser aufs nächste verwandt. Obgleich älter als Karls Sohn Philipp, empfand sie ein lebhaftes Verlangen, mit dem mächtigen Prinzen zu vermählen. Am 25. Juli 1554 ward die Verheirathung: eine dritte, englische Linie des Hauses Habsburg schien im Entstehen zu sein. Allein die Ehe blieb kinderlos, und obwohl sich Philipp in England mit großer Klugheit bewegte, fand er keine Sympathien in dem Lande, so daß seine Gemahlin die bereits eingewurzelte evangelische Lehre aufzuerstarken vermochte.

So verwirklichten sich die Hoffnungen nicht, die Karl an diese Heirath  
 daerinnen mußte er erleben, daß im Mai 1555 sein persönlicher Feind 1556  
 als Paul IV. den päpstlichen Stuhl bestieg: von neuem wurden  
 die Auen von hier aus begünstigt: der alte Sader lebte wieder auf.

Am 23. März starb Mutter Johanna, die Wahnsinnige starb und die Anwesen-  
heit Herridars von Gehl in Spanien nothwendig erschien, beschloß  
den die Aerzte langst eine Veränderung des Klimas gerathen hatten, nach  
Frankreich zu gehen und die Regierung der Niederlande an Philipp zu über-  
tragen. Am 23. Oktober erfolgte zu Brüssel die feierliche Abdikation, in aus-  
gezeichnete Weise ging der Kaiser durch, was er erstrebt, wie vieles erreicht  
hat, er ermahnte seinen Sohn an der alten Religion festzuhalten,  
er schied von den niedergerissenen Ständen Abschied.

Während würdige Linde ihm an der Abreise hinderten, brachten unange-  
nehmlichkeiten, die aus Italien einliefen, in ihm den Plan zur Reise, seine  
mutter Gen. lazarwalt niederzulegen. Schon in den Tagen des Glücks und  
Wohlwills hatte er den Gedanken gehegt, einst den Rest seines Lebens in  
der Nähe und Jhr. lazarwalt zu verbringen: was lag ihm jetzt an  
etwas, das er nicht in dem Sinne, wie er es verstand, hatte ausüben

können; Gewissensbedenken kamen hinzu. Er schrieb seinem Bruder, daß er ihm das Kaiserthum überlasse: am 15. Januar übertrug er seinem Sohne auch die Regierung der spanischen Reiche. Von nun an enthielt er sich jeder Theilnahme an den Reichsgeschäften, weigerte sich auch, den Reichstag zu beschiden, der im Juli 1556 in Regensburg zusammentrat; ehe er nach Spanien abreiste (September 1556) theilte er den Kurfürsten mit, daß er sein Kaiserthum ohne Vorbehalt seinem Bruder abtrete.

Die Uebernahme der Kaiserwürde von seiten Ferdinands verzögerte sich bis zum 14. März 1558: nachdem er die Wahlkapitulation beschworen, setzte ihm Joachim II. die goldene Krone auf. In der Kapitulation bildete den Hauptpunkt der Augsburger Reichsabschied von 1555. Wenige Tage darauf erneuerten die Kurfürsten ihre alte Vereinigung, um in Zukunft ihrem Kollegium seine frühere Bedeutung zu sichern. Der Papst war über diese Vorgänge entrüstet; nach seiner Meinung hätte die Kaiserwürde in seine Hände, nicht in die der Kurfürsten zurückgegeben werden müssen. Und nun hatten gar Kezer an der Wahl theilgenommen, einen König gewählt, welcher den verdammungswürdigen Religionsfrieden hatte zu stande bringen helfen. Paul IV. verlangte, Ferdinand solle für das erste auf seine Würde verzichten und weiteres abwarten. Man begnügte sich zur Wahrung der Rechte des Reiches die päpstlichen Ansprüche förmlich zu widerlegen: die Zeiten waren vorbei, wo die Fürsten auf einen Wink von Rom zu einer neuen Wahl schritten.

### 31. Karls V. Tod (1558). Seine Persönlichkeit.

Karl lebte während dieser Irrungen in dem von ihm erwählten Zufluchtsort, dem Hieronymitenkloster San Juste in Extremadura. Nicht als ob er förmlich ein Klosterbruder geworden wäre, vielmehr bewohnte er ein Haus, das an der Kirche für ihn erbaut war. Auch hatte er der Theilnahme an weltlichen Geschäften noch nicht ganz entsagt; vielmehr stand er in unausgesetztem Briefwechsel mit seinem Sohne. Spaziergänge nach einer nahen Einsiedelei gehörten zu seinen Vergnügungen: auch erfreute er sich wohl an dem Gesange der Mönche. Den Frieden, den er im Kloster gesucht hatte, fand er aber nicht, so wenig, als er erleben mußte, daß selbst in Spanien evangelische Gemeinden entdeckt wurden. Er selbst blieb sich freilich treu; noch zwölf Tage vor seinem Tode ermahnte er seinen Sohn Kezereien kräftig zu unterdrücken. Am 21. September 1558 endigte sein einst so bewegtes Leben.

Treffend hat man Karl mit den Helben verglichen, wie sie uns die alte Sage schildert; eine lange Jugend hindurch sitzen sie unthätig zu Hause; haben sie sich aber einmal erhoben, so schreiten sie unermüdet von Unternehmung zu Unternehmung. So war auch Karls Leben nach ungewöhnlich langem Ruhen volle Thätigkeit. Er war ein Mann von langsamen Entschlüssen, liebte daher, um Zeit zu gewinnen, in seinen Äußerungen unbestimmte, vieldeutige Ausdrücke: hatte er sich aber erst eine Meinung

schiedet, so stand sie unabänderlich fest. Seine Gelüste, aktivierend, beobachtend und lauernd, sah seinen Verwandten als ein Muster von Klugheit, seinen Vorgesetzten als vorbildliche würdevolle Hinterlist.

Sein Körper hatte sich spät entwickelt; von seinem einundzwanzigsten Jahre an erlitt er sich zunehmender Kräftigung; das Verlangen der Jagd und des Turniers blieb ihm nicht fremd. Aber sowie er in das öffentliche Leben eintrat, hobte er sich nicht mehr leicht geland, im vierzigsten Jahre war seine Kraft schon halb gebrochen. Später machte ihm die Ueberlastung der Geschäfte und unter ihrem Einflusse nahm sein Gang an unermüdlicher Emsamkeit zu.

Seine Stellung zu unserer Völke mag er am besten unter unsern lebenden Geschichtschreibern schildern:

„Ein kalter Mensch, voll Ruhe und Selbsteinsicht, festlich genug, um sich Berathungen zu bedienen, klug genug, um viele Völker in Unterwerfung zu halten, scheint viel mehr, als die Nationen zusammen zu ziehen. Man lobt Karl, daß er durch Unterwerfung der Niederländer, durch Klugheit der Italiener, durch Mächtigwerden die Spanier sich gewonnen habe. Was besah er aber, um den Deutschen zu gefallen? Seine Natur war nicht klug, noch zu seiner treueren Natur zu entwickeln, welche unsere Nation vorwärts zu treiben und hochgestellten Menschen zu Ehren anerkennen, liebt und verehrt. Ob er wol die Manier, wie die alten Kaiser die Fürsten und Herren gehalten, gern nachahmte: ob er sich wol bemühte, deutsche Sitten anzunehmen und sogar den Wort im Deutschland nach deutscher Weise trug, so sah er den Deutschen doch immer als ein Fremder. . . . Besonders seit dem schmerzlichen Kriege verfiel er mit der Meinung der Nation.“



Karl V. in seinen letzten Regierungsjahren. Holzschnitt aus dem *Thesaurus pictarum* einer Sammlung von Zeichnungen, Holzschnitten und Kupferstichen in der Großherzoglichen Bibliothek zu Darmstadt, original in den Jahren 1577–1620 durch den holländischen Kupferstecher Willem Blaeu zum Vande: im Jahre 1621 wurde er dem kaiserlichen Georg II. geschenkt zu dem Zweck, sich während des letzten Krieges mit Darstellung dieser wenigen letzten Werke zu versehen.

### 32. Allgemeiner Charakter der Zeit vom Augsburger Religionsfrieden bis zum dreißigjährigen Krieg.

In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts der Reformation, die sich mit jugendlicher Kraft den größten Theil des civilisirten Europa im Auge erobert hatte, machte sich allmählich eine Gegen- und Rückströmung der bedrohlichsten Art bemerkbar. Jeder Schlag erzeugt Gegen Schlag. Es war naturgemäß, daß in seinem Verfallende geschwächte Katholizismus alle Kräfte an den Versuch setzte, das verlorene Terrain wiederzugewinnen. Wenn, wie in Spanien und

Frankreich, vorübergehend auch in England, die Krone diesen Bestrebungen ihren Beistand ließ, war der alten Kirche der Sieg fast gewiß. Aber auch in den Ländern, in welchen sich die monarchische Gewalt parteilos hielt, durften die Evangelischen sich träger Ruhe nicht hingeben oder gar Streitigkeiten untereinander beginnen, wenn sie die errungenen Güter nicht gefährden wollten. Einigkeit und Wachsamkeit war um so dringender geboten, als ein furchtbarer Feind unvermerkt zu gewaltiger Kraft erwachsen, seine verderbenbringenden Waffen zum Vernichtungskampfe bereits geschärft hatte. Der im Jahre 1540 gestiftete Jesuitenorden hatte sich die unbedingte Wiederherstellung der alten Kirche zum Ziel gesetzt; als Beichtväter beherrschten seine Mitglieder bald die Gewissen der Fürsten, als Staatsmänner knüpften sie ihren Interessen gemäß die künftlichen Gewebe der Politik, als Lehrer und Erzieher suchten sie die heranwachsende Jugend mit ihren Gesinnungen zu erfüllen, sie ihren Zwecken dienstbar zu machen und auf diese Weise die Zukunft zu erobern.

Von Ignaz (Ignatius) Lopez de Recalde ward als der jüngste Sohn des Ritters D. von Loyola im Jahre 1491 auf dem gleichnamigen, im baskischen Gebirge gelegenen Schlosse geboren. Durch eine schwere Verwundung, die er im Dienste Karls V. erhielt, zum Kriegsdienste untauglich geworden, beschloß er, dem Beispiele des heiligen Franziskus folgend, „durch der Erde Elend die Herrlichkeit des Himmels zu erwerben.“ Er gab sich einem asketischen Leben hin, machte Wallfahrten, — auch nach Palästina, — und trieb dann in Salamanca theologische Studien. Als Schwärmer der Inquisition und dächtig, begab er sich (1528) nach Paris, wo es ihm äußerst kümmerlich erging. Hier sammelte er gleichgesinnte Genossen und eröffnete ihnen seinen Plan, zur Verbreitung der wahren Religion unter Hehern und Heiden einen Orden zu stiften. Der ursprüngliche Plan eines geistlichen Kreuzzuges nach Palästina mußte aufgegeben werden, die Bedachten widmeten sich vorübergehend der Krankenpflege, und erst allmählich kam Ignatius auf den Gedanken, seine Thätigkeit der Bekämpfung der Reformation zuzuwenden. Seine Verein gab er den Namen der „Kompanie Jesu“; im Jahr 1540 erhielt die Gesellschaft im Interesse der „kämpfenden Kirche“ die päpstliche Bestätigung, und Ignatius wurde zum General des Ordens. Den drei üblichen Ordensgelübden hatte er als viertes hinzugefügt: „das Leben dem beständigen Dienste Christi und der Päpste zu weihen und unter dem Kreuzbanner Kriegsdienste zu leisten.“ Der Papst versieh ihnen alle priesterlichen Befugnisse und Vorrechte, gestattete auch dem Orden Gütererwerb. In Deutschland war die Hauptsitz die Universität Ingolstadt.

Die Führung in dem Kampfe gegen die neue Lehre übernahm der bigotte, kaltblütige Philipp II. von Spanien (1556 — 1598). Seine Bestrebungen hatten als nächste Folge den Abfall der Niederlande (1579): an der am meisten bedrohten Seite des Reiches entstand auf diese Weise ein starkes protestantisches Gemeinwesen, das nachmals von größter Bedeutung für die politische und religiöse Freiheit Deutschlands werden sollte. In Gemeinschaft mit den Niederlanden schloß das unter Elisabeth (1558 — 1603) erstarkte England die Hände vor spanischer Unterdrückung. In Frankreich schienen die blutigen Kämpfe zwischen Katholiken und Hugenotten gegen Ausgang des Jahrhunderts unter dem weisen Regiment des Königs Heinrich IV. durch maßvollen Ausgleich ein Ende finden zu sollen: die vorzeitige Ermordung des Königs (1610) führte aber

ten völligen Umschlag herbei. Am wenigsten wurde die ruhige Entwicklung des Protestantismus in den nordischen Königreichen gestört, welche denn auch in dem letzten großen politisch-religiösen Kampf gegen die absolute Monarchie des kaisisch-österreichischen Hauses auf dem deutschen Kriegsschauplatz erscheinen.

### 33. Deutschland unter Ferdinand I. (1556—1564).

Von dem Herrscher, welcher auf Karl V. im Reich gefolgt war, hatte die <sup>1556</sup> deutsche Nation nichts zu befürchten. Obwohl in Spanien geboren und erzogen, hatte er sich allmählich in die deutsche Art zu finden gewußt. Seiner mittelbaren und versöhnlichen Thätigkeit verdankte Karl V. manchen Erfolg bei den Reichstagen. Obwohl persönlich ein strenggläubiger Katholik, war er von der Nothwendigkeit einer gründlichen Reform der katholischen Kirche durchdrungen und gewillt, durch bedeutende Zugeständnisse den Glaubensfrieden zu begründen. Er hatte keine Veranlassung sich zu gunsten des Papstthums zu ereifern: hatte er doch in Rom seine Wahl bekämpft und sie erst spät (Februar 1560) anerkannt, um einem völligen Bruch vorzubeugen. So ließ denn der Kaiser, den Mittelpunkt des Augsburger Religionsfriedens während, die Reformation allenthalben gewähren, wiewol er sie nicht geradezu begünstigte; in seinen deutschen Erblanden, aber auch in Ungarn fand der Protestantismus immer mehr Boden: seine einflußreichsten Räthe, wie Dietrichstein und Fels waren offenkundige Freunde der Evangelischen.

Die Toleranz des Kaisers wirkte auch weiter hinaus auf das Reich. Herzog Albrecht von Baiern, Ferdinands Schwiegersohn, gestattete seinen Unterthanen den Gebrauch des Laientelches und die Aufhebung der Fastengebote, selbst in dem Salzburger Erzstift schlug der Protestantismus so tiefe Wurzeln, daß er nachmals Jahrhunderte langen Bedrückungen zu trotzen wußte. Wo die Reformation nicht geradezu siegte, vermieden die Katholiken doch thöricht jeden öffentlichen Anstoß, die Verheirathung der Priester war allgemein. Unter diesen Umständen schien ein Ausgleich zwischen Protestanten und Katholiken nicht unmöglich, und der Kaiser ließ zu diesem Zwecke im Herbst 1557 ein Religionsgespräch in <sup>1557</sup> Worms veranstalten. Nicht die Katholiken hinderten die Verständigung: sie kritisierte an dem Hader der evangelischen Theologen, welche, entartete Söhne der großen Zeit, über armseligen dogmatischen Spitzfindigkeiten das Gemeinsame der verschiedenen Richtungen vergaßen. Natürlich war der Jubel in Rom und Madrid groß: „ihr Krieg ist unser Friede,“ frohlockten die Katholiken.

Obwohl sahen die evangelischen Fürsten die Nothwendigkeit einer Union ein, die vornehmsten unter ihnen vereinigten sich zu Frankfurt (März 1558) auf <sup>1558</sup> Bekenntniß, das der milde Melanchthon ausgearbeitet hatte. Aber gerade der Theologe, dessen Schüler als „Philippisten“ oder „Kryptocalvinisten“ (gegen Calvinisten) von den Lutheranern geschmäht wurden, war diesen verhaßter, der schlimmste Jesuit. In den thüringischen Landen vertegerte man seine



neue Bekanntheit, vergebens suchten die oberdeutschen Juristen auf einem in Naumburg (Januar 1561) den erkrankenden Johann Friedrich zu einer wohlwollenden Haltung zu bewegen. Die Lehre vom Abendmahl, die einst Luther und Zwingli getrennt, schuf auch jetzt eine tiefe Kluft zwischen den Lutheranern und Calvinisten. Vor den Lösungsworten „Luther“ und „Calvin“ verstummte der Name Christi und des Evangeliums.

Melanchthon, der in seinen letzten Lebensjahren die Reformation in die Pfalz hatte einführen helfen, unterstützt von dem kunstsinnigen Pfalzgrafen Ertzbischof (1556 bis 1559), starb am 19. April 1560. Hat er gleich in den Tagen nach der Mühlberger Schlacht sich durch Bogenhaftigkeit gerechte Vorwürfe zugezogen, so ist ihm Deutschland dennoch ewigen Dank schuldig. Wie Melanchthon nach Begabung, Vorbildung und Neigung dem Humanismus angehörte, war seine vornehmste Sorge, in die Schulen und Universitäten der evangelischen Länder gründliches Studium des klassischen Alterthums zu verpflanzen. So vollkommen gelang ihm dies, daß die evangelischen Gelehrtenschulen auch nachmals von den Jesuitenschulen trotz aller Anstrengungen nicht erreicht wurden. Indem Melanchthon die gelehrte Bildung in den Dienst der Kirche zog, beugte er zugleich der naheliegenden Gefahr vor, daß jene antike heidnische Richtung des Humanismus, ungläubig und spottförmig, in der heranwachsenden Generation Wurzel fasse. Mit vollem Rechte gebührt daher Melanchthon der Ehrenname eines „Praeceptor Germaniae“ (Lehrer Deutschlands). Er verfaßte nicht allein Lehrbücher, wie (1516) seine grundlegende griechische Grammatik, er gab auch eine große An-



Melanchthon taufend  
Nügelbild des Altarbildes in der Stadtkirche zu  
von Lukas Cranach  
Das ganze Bild stellt die von den Reformatoren ange-  
gottsdienstlichen Handlungen dar in der Mitte das bei

gebildet, so stand sie unabänderlich fest. Seine Politik, abwartend, beobachtend und lauend, gilt seinen Bewunderern als ein Muster von Klugheit, seinen Gegnern als verabsichtungs-würdige Hinterlist.

Sein Körper hatte sich spät entwickelt; von seinem einundzwanzigsten Jahre an erfreute er sich zunehmender Kräftigung: das Betragen der Jagd und des Turniers blieb ihm nicht fremd. Aber sowie er in das übliche Leben eintrat, fühlte er sich nicht mehr recht gesund, im vierzigsten Jahre war seine Kraft schon halb gebrochen. Später machte ihm die Macht große Beschwerden und unter ihrem Einflusse nahm sein Gang zu übermüthiger Einsamkeit zu.

Seine Stellung zu unserem Volke mag der geehrte unter uns lebenden Geschichtschreiber schildern:

Ein solcher Mensch, voll Ruhe und Beherrschung, feinfühlig genug, um sich Verschönerungen zu bewahren, scharf genug, um viele Ungleich in Unterwerfung zu halten, scheint viel geeignet, mehreren Nationen zusammen vorzusitzen. Man lobt Karl, daß er durch Verabstaltung die Niederländer, durch Klugheit die Italiener, durch Würde die Spanier an sich gezogen habe. Was brach er aber, um den Deutschen zu gefallen? Seine Natur war nicht fähig, sich zu jener treuherzigen Offenheit zu entwickeln, welche unsere Nation zu ausgezeichneten und hochgeachteten Menschen zu erheben vermag.

Ob er wol die Manier, wie die alten Kaiser sich mit Fürsten und Herren gehalten, gern nachahmte; ob er sich wol bemühte, deutsche Sitten anzunehmen und sogar den Vort in Deutschland nach deutscher Weise trug, so sah er den Deutschen doch immer als ein Fremder. . . . Besonders seit dem Schmalkeldischen Kriege gerieth er mit der Meinung der Nation."



Karl V. in seinen letzten Regierungsjahren. Holzschnitt aus dem theatrum picturarum einer Sammlung von Holzschnitten und Kupferstichen in der Granbergschen Hofbibliothek zu Darmstadt, angelegt in den Jahren 1672-1690 durch den päpstlichen Kirchenrath Markus zum Rande; im Jahre 1816 wurde sie dem Landgrafen Georg II. geschenkt zu dem Zwecke, sich während des trübigen Krieges mit Zurücklegung dieser wenigen schlechten Bilder jeweils zu amüsiren."

## 52. Allgemeiner Charakter der Zeit vom Augsburger Religionsfrieden bis zum dreißigjährigen Krieg.

In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts der Reformation, die sich mit jugendlicher Kraft den größten Theil des civilisirten Europa im Fluge erobert hatte, machte sich allmählich eine Gegen- und Rückströmung der bedrohlichsten Art bemerkbar. Jeder Schlag erzeugt Gegenschlag: es war naturgemäß, daß in seinem Verfallende geschnitten Katholizismus alle Kräfte an den Versuch setzte, das verlorne Terrain wiederzugewinnen. Wenn, wie in Spanien und

Frankreich, vorübergehend auch in England, die Krone diesen Bestrebungen im Beistand ließ, war der alten Kirche der Sieg fast gewiß. Aber auch in den Ländern, in welchen sich die monarchische Gewalt parteilos hielt, durften die Evangelischen sich träger Ruhe nicht hingeben oder gar Streitigkeiten unter einander beginnen, wenn sie die errungenen Güter nicht gefährden wollten. Kampfsucht und Wachsamkeit war um so dringender geboten, als ein furchtbarer Feind unvermerkt zu gewaltiger Kraft erwachsen, seine verderbenbringenden Bestrebungen zum Vernichtungskampfe bereits geschärft hatte. Der im Jahre 1540 gestiftete Jesuitenorden hatte sich die unbedingte Wiederherstellung der alten Kirche zum Ziel gesetzt: als Beichtväter beherrschten seine Mitglieder bald die Gewissen der Fürsten, als Staatsmänner knüpften sie ihren Interessen gemäß die politischen Gewebe der Politik, als Lehrer und Erzieher suchten sie die heranwachsende Jugend mit ihren Gesinnungen zu erfüllen, sie ihren Zwecken dienstbar zu machen und auf diese Weise die Zukunft zu erobern.

Von Inigo (Ignatius) Lopez de Recalde ward als der jüngste Sohn des Ritters B. von Loyola im Jahre 1491 auf dem gleichnamigen, im baskischen Gebirge gelegenen Schlosse geboren. Durch eine schwere Verwundung, die er im Dienste Karls V. erhielt, zum Kriegsdienst untauglich geworden, beschloß er, dem Beistande des heiligen Franziskus folgend, „durch der Erde Elend die Herrlichkeit des Himmels zu erlangen.“ Er gab sich einem asketischen Leben hin, machte Wallfahrten, — auch nach Palästina, — und trieb dann in Salamanca theologische Studien. Als Schwärmer der Inquisition verdächtigt, begab er sich (1528) nach Paris, wo es ihm äußerst kümmerlich erging. Hier sammelte er gleichgesinnte Genossen und eröffnete ihnen seinen Plan, zur Verbreitung der wahren Religion unter Hebern und Heiden einen Orden zu stiften. Der ursprüngliche Plan eines geistlichen Kreuzzuges nach Palästina mußte aufgegeben werden, die Bedienten widmeten sich vorübergehend der Krankenpflege, und erst allmählich kam Ignatius auf den Gedanken, seine Thätigkeit der Bekämpfung der Reformation zuzuwenden. Seinem Verein gab er den Namen der „Kompagnie Jesu“; im Jahr 1540 erhielt die Gesellschaft im Interesse der „kämpfenden Kirche“ die päpstliche Bestätigung, und Ignatius wurde zum General des Ordens. Den drei üblichen Ordensgelübden hatte er als viertes hinzugefügt: „das Leben dem beständigen Dienste Christi und der Päpste zu weihen und unter dem Kreuzeshauener Kriegsdienste zu leisten.“ Der Papst verlieh ihnen alle priesterlichen Befugnisse und Vorrechte, gestattete auch dem Orden Gütererwerb. In Deutschland ward zu Anfang die Universität Ingolstadt.

Die Führung in dem Kampfe gegen die neue Lehre übernahm der bigott-katholische Philipp II. von Spanien (1556—1598). Seine Bestrebungen hatten als nächste Folge den Abfall der Niederlande (1579): an der am meisten bedrohten Seite des Reiches entstand auf diese Weise ein starkes protestantisches Gemeinwesen, das nachmals von größter Bedeutung für die politische und religiöse Freiheit Deutschlands werden sollte. In Gemeinschaft mit den Niederlanden schützte das unter Elisabeth (1558—1603) erstarkte England die Welt vor spanischer Unterdrückung. In Frankreich schienen die blutigen Kämpfe zwischen Katholiken und Hugenotten gegen Ausgang des Jahrhunderts unter dem weissen Regiment des Königs Heinrich IV. durch maßvollen Ausgleich am Ende finden zu sollen: die vorzeitige Ermordung des Königs (1610) führte aber

ein mit deutschem Wesen wenig vertrauter Gelehrter (eigentlich Frankowich aus Albona in Istrien) zu bezeichnen, der schließlich auch aus Jena wegen seiner Streitsucht ausgewiesen wurde und 1575 im Elend zu Frankfurt starb.

Johann Calvin, der jüngste der Reformatoren, war am 11. Juli 1509 zu Noyon in der Picardie als Sohn wohlhabender Eltern geboren. In Orleans, wo er die Rechte studirte, lernte er Luthers Lehre kennen. Auf unsäthiger Wanderung in Deutschland und Italien bildete er seine religiösen Ansichten weiter aus, bis er in Genf eine neue Heimstätte fand und die lebenslustige Stadt in einen Sitz ernststen religiösen Lebens verwandelte. Seine Lehre stand zwar in dem Dogma vom Abendmahl der Luthers näher, als der Zwingli's, unterschied sich aber von der lutherischen in dem Sätze von der unbedingten Gnadenwahl. Er verwarf allen äußeren Prunk; Gesang und Predigt in schmucklosen Gotteshäusern sollten allein wirken; auch führte er eine schonungslose Kirchenzucht ein: an fanatischem Glaubenseifer kam er den Regerrichtern der alten Kirche, wie an Verfolgungssucht den starren Lutheranern gleich. Hinsichtlich der Organisation des Kirchenthums stand er in diametralem Gegensatz zu Luther. Alle Rechte, welche dieser der Obrigkeit zuwies, legte er, als Republikaner, der Gemeinde bei: dem Willen der Gemeinde hat sich dann jeder einzelne unbedingt zu unterwerfen. Von dem leidenden Gehorsam, welchen Luther den Unterthanen gepredigt hatte, wollte er nichts wissen; der Calvinismus ist trotzglühn, selbstbewußt, kampfbereit. Diese Eigenschaften kamen zwar später der allgemeinen evangelischen Sache zu gute, hinderten aber auch die Verständigung mit den Lutheranern. Die eigenthümliche Kirchenordnung empfahl sich besonders für Republiken wie die Niederlande und die Schweiz oder solche Staaten, in denen die Monarchie noch nicht im Stande gewesen war, durchzugreifen, wie in Frankreich und Schottland.

Besondere Erbitterung bei den Lutherischen erregte der Abfall des Kurfürsten von der Pfalz: in diese Gegenden war aus Genf, Straßburg und dem benachbarten Frankreich der Calvinismus eingedrungen: Pfalzgraf Friedrich ließ durch die Theologen Ursinus und Olevianus eine neue Bekenntnisschrift, den Heidelberger Katechismus, ausarbeiten (1563) und trat mit seinem Lande, <sup>1561</sup> trotz vieler Abmahnungen, zu den Reformirten über. Gerade dieser Glaubenswechsel hat nachmals für die Sache des Evangeliums die nachtheiligsten Folgen gehabt.

Während sich die protestantischen Bekenntnisse aller Gemeinschaft entschlügen und auf heftigste beschdten, wurden die Anhänger der alten Kirche durch die Beschlüsse des Konzils zu Trient von neuem zusammengefaßt. Zwar waren auch die protestantischen Fürsten ursprünglich eingeladen worden, aber mit Recht lehnten sie den Besuch ab: einem mittelalterlichen Konzil konnte der Protestantismus jetzt nicht mehr die Entscheidung über seine Berechtigung zuerkennen. Dagegen erhielt die katholische Kirche in Lehre, Gesetz und Organisation zu Trient ihren Abschluß, dem Papst wurde aufs neue die unumschränkte Herrschaft über die Kirche zugebilligt. Neugestärkt sollte sie gar bald von der Vertheidigung zum Angriff übergehen.

Kaiser Ferdinand erlebte das nicht mehr; am 25. Juli 1564 schied er aus dem <sup>1564</sup> Leben, keine ungewöhnliche, wol aber eine achtungswerthe Persönlichkeit. Er hatte im Jahre 1554 den Besitz des Habsburgischen Hauses unter seine drei Söhne getheilt: Maximilian erhielt Oestreich, Ungarn und Böhmen, ihm war außerdem die römische Krone zugebach, die er im Jahre 1562 wirklich erhielt, und die Nachfolge im deutschen Reiche. Ferdinand erhielt Tirol, Karl Steiermark.



Türkische Gesandtschaft an Ferdinand zur Arbnung seines Sohnes Maximilian II. zum kaiserlichen König zu Frankfurt 1562. „Einrit der Türkischen Bottschaft Gylraim Strodt mit den Begleitern zu den Türken wegen Kaiser Ferdinands gebohn. Geschehen zu Frankfurt an Rhenn den 23 November. Hand Navarelle gezeichnet F II im Druckhabet Thosaurus picturorum. Der Gesandte, dessen Name verzeichnet wird, war von Geburt ein Pole; er wurde von Maximilian während der Arbnungserlichkeiten empfangen.

Ferdinand, der Liebling des Vaters, war mit Philippine Welser, der schönen, als feingebildeten Tochter eines reichen Augsburger Patriziers in geheimnis vermählt. Schon hätten sie ihr Glück in dem böhmischen Kronschloß Pürgitz, im Jahre 1561 Philippine den Ruth fand, dem Kaiser das Geheimniß zu entdecken. Ferdinand ertheilte die erbetene Verzeihung, legte den Mäthen aber ewiges Schweigen auf: die dürfen nur den Namen „von Oestreich“ (d'Anstria), nicht das Familienwappen



Maximilian als Herzog der Bayern zur Krönung Maximilians II. zum römischen König 1562;  
 Das Preten des gefüllten Erbes. Gouachebild im Theatrum picturatum zu Innsbruck.

#### 54 Maximilian II. (1564–1576). Der Türkenkrieg und die Grumbach'schen Kündel.

Mit den größten Erwartungen sah die protestantische Partei, mit banger <sup>1564</sup>  
 Sorge die Kurie den ersten Regierungshandlungen Maximilians entgegen,  
 17 Jahre alt den väterlichen Thron bestieg. War doch seine Erziehung  
 von Protestanten geleitet worden — erst von August Schiefer, dann von Petrus  
 Laurentius —, ja alles Herbe, was er als Jüngling und Mann erduldet, hing  
 seinem religiösen Entwicklungswege zusammen. Noch im Jahre 1561 dachte  
 daran, durch Flucht dem Glaubenszwange des Vaters zu entgehen, noch im  
 Jahre 1563 beharrte er auf dem Abendmahle unter beiderlei Gestalt.

Aber wieviel er seinen evangelischen Ueberzeugungen sein Leben lang tren  
 nte, trat er doch nicht förmlich zur protestantischen Konfession über. Schon der  
 Rat der Lutheraner und Reformirten hatte nichts einladendes; sein weicher,  
 unentschiedener Sinn schrak vor dem förmlichen Bruche mit den Familien-  
 treuen zurück, auch der spanische Hof war nicht müßig. Er beschränkte  
 darauf, den Protestanten Beweise seines Wohlwollens zu geben; die Re-  
 sulte des Tridentiner Konzils ließ er nicht veröffentlichen, gegen kaiserliche  
 Urtheile schritt er nicht nur nicht ein, er erlaubte sogar (1570) die Begrün-  
 dung einer protestantischen Buchdruckerei zu Stein. Nicht überall befriedigten  
 er nur halben Maßregeln, am wenigsten in Böhmen, wo durch den Gegen-  
 satz zwischen Alt-Utraquisten und den „Brüdern“ besondere Schwierigkeiten

Tas beste Zeugnis für Maximilians religiöse Tendenz bietet das Schreiben, in  
 dem er die grausame That der Bartholomäusnacht (1572) verurtheilt: „... Und  
 es ist mit herzlichem Leid vernommen, daß sich mein Tochtermann (Karl IX.) zu einem







seinem letzten Zuge nach Ungarn auf. So sollte seine letzte Heerfahrt sein. Die Leitung des Feldzuges war von lutherischer Seite anvertraut, obwohl erfahrene Kriegsleute, wie Lazarus Schwendi, Protestant und geborener Württemberger, mit den wichtigsten Befehlshabern bekannt waren.

So that des Hauptheer nichts, die Festung Sziget zu erobern, welche vom 7. August bis zum 5. September durch den Grafen von Salsburg belagert wurde. In der Nacht vom 6. September starb Zulauf, der „Prachtige“, während der Belagerung: die Erfüllung seines Wunsches, sich mit Maximilian in der Feldschlacht zu messen, ver-

wirkte der tapfere Hünne, dessen Geschick sich aber auch am 8. September ereignete. Da die Festung nicht zu halten war, verstanden die Vertheidiger, Niklas von Hagen, dann sein Rathgeber Georg Gäh, seine Hauptleute Bajom, Hann, Papstentrich und Andere, auch die Frauen, heroisch zu sterben. Am 1. Februar 1568 wurde mit Zulemans Nachfolger Selim III. ein Friede geschlossen, kraft dessen der Pforte ein jährliches „Ehrengeld“ von 30,000 Taler gezahlt wurde.

An dem geringen Erfolge des ungarischen Feldzuges hatte eine Angelegenheit Theil, welche aus einer unbedeutenden Privatsache zu einer wichtigen wurde angewachsen war, die sogenannten „Grumbach'schen Handel“.

Der Ursprung der Handel liegt noch in die Zeit Friedrichs I. Ein fränkischer Adeliche, Wilhelm von Grumbach, war durch seine Verbindung mit dem wilden Markgrafen Albrecht in Streitigkeiten mit dem Würzburger Bischof gerathen, von dem er eine hohe Summe zu Lehen trug: ohne seine Absicht wurde der Bischof im Jahre 1564 von einem Mörder todt seiner Residenz ermordet. Um der Verhaftung zu entgehen, suchte Grumbach Verbindungen mit Frankreich und der Reichsritterschaft, welcher er eine Privatsache des Königs des ganzen Landes darstellte. Vor allem aber gewann er den Herzog Johann Friedrich von Sachsen-Weimar-Rothburg-Gotha, — den Sohn des Kurfürsten von Brandenburg — durch die thörichte Verspiegelung, er werde mit Hilfe der Reichsritterschaft den Rauber des päpstlichen Kurienstenthamns, — nach Moritz' Tode Kurfürst von Mainz — aus seinem unrechtmäßigen Besitz verdrängen können. Johann Friedrich bestätigte seinen Herrn noch mehr in seinem Vertrauen auf die Verheißungen des Abenteuerers. Im Jahre 1563 nahm Grumbach Würzburg ein und zwang den Kurfürsten zu einem nachtheiligen Vertrag, wurde aber vom Kaiser als Landfriedensbrecher in der Acht erklärt. Johann Friedrich gewährte ihm Unterkunft und wurde, da



Türkische Arxidrompete, aus der Zeit des Türkenkriegs unter Maximilian II.

Kolorirter Holzschnitt im Theatrum pictarum.



Türkische Gesandtschaft an Ferdinand zur Krönung seines Sohnes Maximilian II. zum Kaiser  
König zu Frankfurt 1562. „Aus der türkischen Botschaft“ (Cyprus) mit dem Kaiserlichen  
den Türken wegen Kaiser Ferdinands gelien. Geschehen zu Frankfurt an Rhann. Den 23. November 1562.  
Aquarelle gezeichnet P. II. im Armistadium Thesaurus picturarum. Der Botschaft, welche Rome der Kaiserin ge-  
wird, war von Geburt ein Pole; er wurde von Maximilian während der Krönungsfeierlichkeiten empfangen.

Ferdinand, der Liebling des Vaters, war mit Philippine Welser, der  
schönen, als feingebildeten Tochter eines reichen Augsburger Patriziers im geheimen  
vermählt. Ehen hüteten sie ihr Glück in dem böhmischen Kronichsel Bärge, aber  
Jahre 1561 Philippine den Rath fand, dem Kaiser das Geheimniß zu entdecken. Ferdinand  
ertheilte die erbetene Verzeihung, legte den Gatten aber ewiges Schweigen auf:  
darfsten nur den Namen „von Oesterreich“ (d'Austria), nicht das Familienwappen.



„Andere der aller geschmücktesten Turschen, die den überausstärksten Mannen des Reichs Maximilian des Ruderen unser überausstärksten Herren wie die durch ihr Vortritt zu Sporn auf dem Bruchtag in gehalten worden. Im Jahr 1570.“  
 (Abbildung eines kriegenden Mannes (Kriegsbild) auf Maximilian II.). Germanisches Museum zu München



Matthias II. im vollfertigen Ornat.

Größtenteils kolorierter Holzschnitt aus dem „Thesaurus picturarum“ in der Großherzoglichen  
 Bibliothek zu Darmstadt.

solchen  
 tuchen  
 hat  
 sollen  
 ist in  
 nicht  
 atomie  
 manlig  
 dah  
 fachen  
 dem  
 ger  
 mollen

Wien  
 rination  
 Kriegsch  
 ließ er  
 eine lant  
 ge Part  
 Ungarn  
 ders dat  
 Grafen  
 Brinn  
 nen  
 gegen d  
 sen verat  
 Der Ru  
 ger Re  
 April 15  
 willigte  
 staltliche  
 und Mag  
 konnte ab  
 als  
 Mann ve  
 Aber mi  
 noch ge  
 ren Seer  
 der greif  
 tan  
 man em  
 Mai zu  
 dreizehn  
 ligen



zur letzten Zug nach Ungarn  
Es sollte seine letzte Heer-  
zu sein. Die Zeitung des Feld-  
es war von kaiserlicher Seite  
gestellt, obwohl es ihre Kriegs-  
gen, wie Lazarus Schwendi,  
erstant und gekoroner Wätem-  
ger, mit den wichtigsten Reichs-  
stellen vertraut waren.

So that das Hauptheer nichts,  
die Rechnung zeigte zu ent-  
ka, welche vom 7. August bis  
8. September durch den Grafen  
mit aus heldenmuthigste ver-  
legt wurde. In der Nacht vom  
6. September starb Zuki-  
er, der „Pachaga“, während der  
Ankunft: die Erfüllung seines  
wishes, sich mit Maximilian in  
der Feldschlacht zu messen, ver-  
te die tapere Hunni, dessen Weib-  
die. Da die Rechnung nicht zu halten war, verstanden die Vertheidiger, Niklas  
zu voran, dann sein Lehenträger Georg Eschy, seine Hauptleute Bajohn,  
Lohn, Hauptmann und Andere, auch die Frauen, heroisch zu sterben. Am  
Februar 1565 wurde mit Sulmans Nachfolger Selim III. ein Friede 1565  
schlossen, koste denen der Pforte ein jährliches „Ehrengeschenk“ von 30,000  
Luten bezahlt wurde.

Au dem geringen Erfolge des ungarischen Feldzuges hatte eine Angelegen-  
heit entstand, welche aus einer unbedeutenden Privatfehde zu einer wichtigen  
geworden war, die sogenannten „Grumbach'schen Handel“.

Au dem geringen Erfolge des ungarischen Feldzuges hatte eine Angelegen-  
heit entstand, welche aus einer unbedeutenden Privatfehde zu einer wichtigen  
geworden war, die sogenannten „Grumbach'schen Handel“.

Der Verlauf der Handel fällt noch in die Zeit Ferdinands I. Ein fränkischer  
Herr, Wilhelm von Grumbach, war durch seine Verbindung mit dem weisen  
Kaiser Maximilian in Freundschaft mit dem Würzburger Bischof gerathen, von dem er  
eine Unter- zu Leben trug: ohne seine Absicht wurde der Bischof im Jahre 1558 von  
seiner Hand nahe seiner Residenz ermordet. Um der Bestrafung zu entgehen, suchte Grum-  
bach Verbindungen mit Frankreich und der Reichsritterschaft, welcher er seine Privatfehde  
als Angelegenheit des ganzen Standes darstellte. Vor allem aber gewann er den Herzog  
Johann Friedrich von Sachsen-Weimar-Stoburg-Gotha, — den Sohn des  
Herzogs von Weichberg — durch die thörichte Vorpiegelung, er werde mit Hilfe der  
Reichsritterschaft den Räuber des väterlichen Kurfürstenthums, — nach Moritz' Tode Kur-  
fürst — aus seinem unrechtmäßigen Besitz verdrängen können. Johann Friedrich  
hatte durch diese seine Herrschaft noch mehr in seinem Vertrauen auf die Ver-  
bindungen des Mententers. Im Jahre 1563 nahm Grumbach Würzburg ein und zwang  
den Bischof zu einem nachtheiligen Vertrag, wurde aber vom Kaiser als Landfriedens-  
brecher in die Acht erklärt. Johann Friedrich gewährte ihm Unterstunft und wurde, da



Türkischer Kriegesreiter, aus der Zeit des Türken-  
krieges unter Maximilian II.

Reproduktions Holzschnitt im Thesaurus pictus im



Wilhelm von Gemmich im seinem 89. Jahre  
Kupferstich von Matthäus Händel vom Jahre 1567.

er allen kaiserlichen Abmachungen  
gleichfalls mit der Abt 1567 zu.  
Die Exekution derselben wurde dem  
kaiserlichen August übertragen und  
Friedrich in dem Haß befestigten  
belagert. Eine Meuterei der geistlichen  
Bürgerchaft zwang den Herzog am  
April 1567 zur Kapitulation. Der  
Friedrich und die anderen  
bedrängten wurden auf hartem  
Friedrich, Johann Friedrich  
Gefangen nach Wien abgeführt.  
Nur erhielten seine Söhne  
das väterliche Erbe. Der  
Friedrich blieb bis an sein Leben  
in Wien. In Wien lebte er  
seine Gemahlin Elisabeth, die  
des Kurfürsten Friedrich III. von  
Pfalz, wurde seit 1571 das  
Gemalt, den sie nur ein Jahr  
lebte.

Das Gothaer Straßentor  
der protestantischen Opponenten  
willkommenen Grund zur  
den Kaiser, der ihren andern  
wartungen nicht entprod  
schalt ihn einen zweiten „Zu  
papistisch gewordenen  
gelunns. War dies auch

Zeiten hin ungerecht, — denn der Urheber des furchtbaren Strafactes war  
lutherische Kurfürst August, und Maximilian blieb im Herzen protestantisch.  
so konnte man doch nicht leugnen, daß der Kaiser in der zweiten  
seiner Regierung aus politischen Gründen sich den katholischen Mächten  
schieden näherte. Seine älteste Tochter Anna wurde im Jahre 1570 die  
Gattin des Königs Philipp von Spanien, die zweitgeborene, Elisabeth  
kurz darauf dem Franzosenkönig Karl IX. die Hand. Auch der  
Niederlande, ein Ereignis, daß die protestantische Partei im Norden  
Jubel begrüßte, mußte von dem Kaiser in einem ganz anderen Lichte  
werden, und die spanischen Hülfsgehalte brachten ihn vollends in eine  
schwere Lage.

Wie sich das Verhältnis der Protestanten zu dem Kaiser veränderte  
trat deutlich hervor, als Maximilian im Jahre 1575 die Kurfürsten nach  
burg berief, um seinen Sohn Rudolf zum römischen König wählen zu  
lassen. Man verlangte von Seiten der weltlichen Kurfürsten, unter Führung von  
Pfalz, daß der zukünftige Kaiser in seiner Wahlkapitulation nicht allein des  
kaiserlichen, sondern auch die „kaiserliche Deklaration“ beistimmen sollte.



„Museum des aller Hochwürdigsten Durchlauchtigen Fürstlichen Rathe des Reiches Maximilian des Anderen unter d'herzoglichen Herren wie die durch ihr Mächtig zu Speer auf dem Reichstag zu gehalten worden. Im Jahr 1570.“

folgt ein Bild eines kriegenden Mannes (Lodgedicht auf Maximilian II.) Grembsches Museum zu Nürnberg



auch die evangelischen Unterthanen geistlicher Fürsten in der Ausübung ihres Gottesdienstes nicht gestört werden sollten. Die Zwietracht zwischen Pilsz und Sachsen verhinderte, daß diese für den Frieden so nothwendige Bestimmung endlich zum Reichsgesetze erhoben wurde. Auch ein neuer Reichstag brachte die gewünschte Lösung nicht. Die Wahl Rudolfs erfolgte am 27. Oktober 1575 mit Stimmeneinheit.

Dieser Erfolg war der letzte, den der Kaiser aufzuweisen hatte. In einer anderen dynastischen Frage erlitt er um dieselbe Zeit eine Niederlage. Schon im Jahre 1572 hatte Maximilian, nach dem Tode des letzten Jagellonen, sich bemüht, dem habsburgischen Hause die Nachfolge im Königreich Polen zu verschaffen. Er unterlag damals dem französischen Thronbewerber Heinrich (gewählt Mai 1573), erneuerte seinen Plan aber, als jener nach dem Tode Karls IX. (30. Mai 1574) die Regierung Frankreichs übernehmen mußte. Nur ein Theil des polnischen Adels wählte aber Maximilian zum Könige, die Gegenpartei erhob Stephan Bathory, den mit der Pforte verbündeten Fürsten von Siebenbürgen. Der gefährvollen Aufgabe, seinem Nebenbuhler die Krone durch einen heissen Kampf zu entreißen, überhob der Tod den Kaiser. Krank war Maximilian am den Regensburger Reichstag gekommen. Am Tage des Reichsabschiedes 1576 (12. Oktober 1576) starb er ruhig und gesagt. „Meine glücklichste Stunde ist gekommen,“ sprach er im Angesichte des Todes. Er mußte den Tod als Erlösung von herben Enttäuschungen begrüßen.

Wol fehlte diesem Herrscher ein kräftiger Arm und ein starkes Herz, aber dennoch verweilt das Auge gern auf dieser Gestalt, dem gemüthvollen, gebildeten, edelgesinnten Fürsten. Ernstliche Feinde hatte er nicht besessen: seine Regierung bildete einen letzten Lichtblick in der Geschichte des alten deutschen Reiches.

### 55. Regierungsantritt Rudolfs II. Die Konfessionsformel (1577).

1576 **R**udolf II. hatte seine Jugendzeit am Hofe Philipps II., seines Oheims und Schwagers zugebracht. Dort erfüllte er seinen Geist mit der Idee der königlichen Allgewalt in politischen und religiösen Dingen: die unermüdete Arbeitskraft aber, welche die spanischen Regenten bei all der Verkehrtheit ihres Strebens auszeichnet, eignete er sich nicht an.

Sein Gemüth war zu Melancholie geneigt; sein Geist war freilich voll reger Empfänglichkeit für Kunst und Wissenschaft, sein Charakter aber voll Jähzorns und Schwärmerei. So wälzte er die Herrscher Sorgen gern auf fremde Schultern, er selbst blieb ein Fremdling in seinem Reich, ohne Verständnis für die Bedürfnisse der Zeit und seiner Völker. Selbst seine ganze Regierungszeit verlebte er zu Prag auf der Burg am Grabschloß, mit seinen Büchern, Blumen und Kunstschätzen beschäftigt: sein Marstall war voll der prächtigen Pferde, die er oft stundenlang besah, ohne je eines zu besteigen. Außerordentlich neugierig ward für einen derartigen Herrscher die Beschäftigung mit der die Welt beherrschenden Astrologie. Bald schläferete ihn die Sprache der Sterne ein, bald nährte sie seinen Argwohn, die Sprache des Lebens blieb ihm unverständlich. Auf dem Wege der Alchemie suchte er den Stein der Weisen zu finden, darum erwartete er nie auf dem Wege praktischer



Bronzebüste Kaiser Rudolfs II. in der Andrales Sammlung zu Wien.

Gezeichnet: Adrianus Pries Hagonsale seit 1607.

Ein unpraktische Lebens- und Herrschweise. So war der Nachfolger Maximilians  
 zu sehen: es war vorauszu sehen, daß seine Regierungstätigkeit keine legendäre, der  
 vor allem nicht im Stande sein werde, den von neuem andringenden religiösen Ber-  
 echnungen Einhalt zu gebieten.

Die Protestanten betraf, so kamen sie um die Zeit, als Maximilian  
 dem Leben stand, auf den Gedanken, alle Befenner der Augsburgischen  
 durch eine neue Glaubensformel zu einigen, zur Abwehr gegen

Katholiken und Calvinisten. Der Gedanke ging vom Kurfürsten August von Sachsen aus, welcher in seinem Lande schon eine strenge Verfolgung gegen die Kryptocalvinisten ins Werk gesetzt hatte. In Kurpfalz wurde gerade nach dem Tode Friedrichs III. (26. Oktober 1576), durch den neuen Kurfürsten Ludwig, das Lutherthum mit Gewalt an die Stelle des Calvinismus gesetzt. Auch Brandenburg hatte den unbestimmten Standpunkt Joachim II. angenommen und sich auf Grund der neuen Kirchenordnung Johann Georgs (1572) den eigentlichen Lutheranern genähert.

Als Opfer der lutherischen Religionsverfolgung in Sachsen fiel nicht auser Caspar Peucer, der Schwiegersohn Melancthon's, welchen man zwölf Jahre lang in einem dümmigen Kerker schmachten ließ. In der reformirten Pfalz ließen die Lutheraner des Heidelberger Katechismus am 23. December 1572 den Prediger Sylvan wegen abweichender Behauptungen auf dem Markte zu Heidelberg enthaupten. Das erste protestantische Kriegsrichter war der Hesprediger des Herzogs Albrecht von Brandenburg, Joh. Fund, als angeblicher „Landesverräther“ zu Königsberg am 1. October 1566.

Drei lutherische Theologen, Andrea, Selnecker und Chemnitz, hatten eine Entschärfungsformel (Konfession) im Geiste der damals zu Dresden herrschenden Theologie zu Stande, die am 28. Mai 1577 im Kloster Petersburg zu Magdeburg vollendet ward. Sie verdiente eher den Namen einer „Zwischensformel“, denn sie vermittelte den traurigen Zwiespalt zwischen Lutheranern und Reformirten.

Die Konfessionsformel erkannte die heilige Schrift als einzige Richtschnur der Theologie an und setzte ihre volle Einstimmigkeit mit Luther voraus: die schwachen Stellen waren mehr durch Unbestimmtheit des Ausdrucks verdeckt, als aufgestellt.

Die Einführung des neuen Bekenntnisses machte große Schwierigkeiten und blieb unvollständig; in der Pfalz wurde ohnehin nach Ludwigs Tode (1583) der reformirte Glaube wiederhergestellt. Im Jahre 1580 wurde die Konfessionsformel in Verbindung mit den übrigen symbolischen Schriften der Evangelischen als „Konfessionsbuch“ zu Dresden veröffentlicht.

Das erste Opfer der Konfessionsformel ward der päpstliche Kanzler Kaspar Krell, welcher Augusts Nachfolger Christian I. (1585—1591) für eine vollständige Aufkündigung der evangelischen Lehre gewann. Nach dessen Tode wurde Krell wieder und nach zehnjähriger Gefangenschaft, als man endlich bei der böhmischen Kaiserin Katharina zu Prag ein vernünftiges Erkenntnis erlangt hatte, am 9. October 1591 hingerichtet. Die fromme Kurfürstin-Witwe sah dem Anhangende zu; auf dem Schwert des Schlichters Hand die Inschrift: Cave Calviniano! „Hüte dich Calvinist!“

### 36. Die katholische Reaktion unter König Rudolf.

Sechs Jahre lang entzog sich Rudolf seinen kaiserlichen Regentenspflichten. Für das Jahr 1582 feriet er einen Reichstag nach Augsburg: eigentlich nur wegen der kaiserlichen Staaten drohenden Türkengefahr, nicht um den Konfessionsstreit im Reiche abzuheilen. Begreiflicher Weise lagen aber den Reichshäuptern in

nen Angelegenheiten mehr am Herzen als die des Kaisers; außerdem schien Vorgang auf dem Reichstage selbst die Entscheidung der wichtigsten Frage hietorisch zu fordern. Als der „Administrator“ d. h. der protestantische Inhaber des Erzbisthums Magdeburg, ein brandenburgischer Prinz Joachim Friedrich, den Vorsitz im Reichsfürstenrathe verlangte, wollten ihm die Katholiken nicht einmal Sitz und Stimme gestatten. Sollten demnach die evangelischen Abhaber ehemals geistlicher Fürstenthümer das Recht verloren haben, die Interessen ihres Stiftes auf den Reichstagen zu vertreten? Die Entscheidung war endlich schwierig. Zu der Eigenschaft des Oberhauptes eines Stiftes gehörte die päpstliche Bestätigung, welche einem Protestanten unmöglich ertheilt werden konnte; andererseits konnte man die geistlichen Fürstenthümer doch nicht ausschließen von Berathungen über Steuern, über Gesetze, die für das ganze Reich verbindlich sein sollten.

Bei dem Zwiespalt unter den Protestanten ward es dem päpstlichen Legaten Madruzzo leicht, die Abweisung der Ansprüche des Administrators durchzusetzen. Der Streit erneuerte sich auf den folgenden Reichstagen, zum Siege gelangte keine Partei: die protestantischen Administratoren wurden zu Sitz und Stimme nicht zugelassen und mußten sich auf die feierliche Verwahrung ihrer Rechte beschränken.

Von untergeordneterer Bedeutung war die Angelegenheit der Stadt Aachen, welche, nach früherer Bestimmung entgegen, Protestanten den Eintritt in den Rath gestattet, die Katholiken verjagt und sich gegen die kaiserlichen Kommissare unbotmäßig gezeigt hatte. Zur Strafe war sie vom Kaiser nicht zum Reichstage geladen, aber die Stände beschieden sie trotzdem zum Reichstag. Erledigt wurde die Sache hier nicht; im Jahre 1598 aber zogen spanische Exekutionsstruppen vor die Stadt, führten die Katholiken zurück und stellten den katholischen Gottesdienst wieder her.

Nun trat aber im Jahr 1582 auch der in dem „geistlichen Vorbehalt“<sup>1582</sup> vorgezeichnete Fall ein, daß der im ordnungsmäßigen Besitze einer geistlichen Herrschaft befindliche Fürst die evangelische Lehre annahm.

Der Erzbischof von Köln, Gebhard Truchseß von Waldburg, gab seinen priesterlichen Stand aus Liebe zu der schönen Gräfin Agnes von Mansfeld auf, trat zum protestantischen Glauben, — dem reformirten Bekenntniß, — über, gedachte aber sein Erzbisthum zu behalten. Der Kaiser konnte diesem Vorgange unmöglich ruhig zusehen; da schon die drei weltlichen Kurfürsten Protestanten waren, würden sie jetzt im kurfürstlichen Rathe die Majorität erhalten haben. Der Papst bannte den Erzbischof und setzte ihn ab, sein Thron unterstüzte ihn nicht, ebensowenig die Lutheraner, — Gebhard war ja Calvinist. Spanische Truppen vertrieben ihn; der vom Domkapitel erwählte Ernst von Baiern gelangte im Jahre 1584 in den Besitz des Erzbisthums. Als acht Jahre später in Straß-<sup>1594</sup> burg eine Doppelwahl erfolgte, mußte wiederum der protestantische Bewerber Johann Georg von Brandenburg dem katholischen Kardinal von Lothringen das Feld räumen. Ueberhaupt suchten Oestreich und Baiern fortan alle katholischen Bisthümer an Prinzen ihres Hauses zu bringen, und der eben genannte Ernst von Köln erwarb noch Freising, Hildesheim, Bittich, Münster und die Reichsabtei Stablo, wiewol eine solche Akkumulation geistlicher Würden vom Papst wiederholt verboten war.

Nicht allein über die Bisthümerfrage hatten sich die Protestanten zu be-

klagen, sondern auch über die Besetzung des Kammergerichtes, wo sich eine lutherische Majorität gebildet hatte. Wer konnte dieselbe hindern, in Bezug auf die geistlichen Güter im Sinne der katholischen Stände zu entscheiden? Dazu kam noch, daß der neuerdings eingesetzte Reichshofrath, dessen Mitglieder der Kaiser ernannte, vielfach in die Gerichtsbarkeit des Kammergerichtes einwirkte.

1570 Was die Protestanten zu erwarten hatten, zeigte der 1586 in Venedig erschienene Traktat „de autonomia, das ist von Freistellung mehrerer Religionen und Glauben“, ein Jesuitenprodukt, welches mit unvergleichlichem Hohn an einander setzte, daß der Religionsfrieden nichts gelte und die Vermuthung der Keyer nur eine Frage der Zeit sei. Der thatsächliche Beweis ließ nicht lange auf sich warten: soweit der östreichische Einfluß reichte, begann das Gegenstück der Reformation. In Steiermark hatte der jüngste Kaiser Maximilian schon im Jahre 1580 den Anfang gemacht und zur Vertheidigung des wahren Glaubens (1586) die von den Jesuiten geleitete Landesuniversität in Graz gestiftet. Eine zweite Reihe von Verfolgungen begann im Jahre 1587, als Karls ältester Sohn Ferdinand von der Universität heimgekehrt war. Er sah die Wiederherstellung des alten Glaubens als Glaubenssache an und machte eine Wallfahrt nach Loreto, im Jahre 1598, soll er das Gelübde gethan haben, alle Keyer auszurotten. Um dieselbe Zeit eröffnete man in den übrigen reichlichen Erblanden ein gleich feindseliges Verfahren gegen alle Nichtkatholiken.

Fast schien es, als ob man von katholischer Seite auch auf das Werk der Reformation zu nehmen für überflüssig hielt. Im Herbst des Jahres 1593 kam ein spanisches Heer, das durch das Gebiet von Sülich-Mleve nach den Niederlanden zog, in jenem Herzogthum Winterquartiere und erlaubte sich die größten Verbrechen.



Spanische Soldaten in Teutoburg. Beginn des XVII. Jahrhunderts.  
Aus Friedrichs Kaiserlichen Chronik

ihren  
Zelt  
liche  
waren  
nicht  
dies  
Ver  
des  
bede  
spani  
Wint  
Wint  
schick  
deut  
Stadt  
den  
ident  
dienst  
let, ab

protestantischen Nachbarfürsten konnten sich über wirksame Gegenmaßregeln nicht einigen. Als endlich ein Reichsheer zusammengebracht wurde, lief es vor der Feindung Nees jämmerlich auseinander.

Aus allen diesen Vorgängen aber mußte jeder Einsichtige abnehmen, daß die kaiserliche Regierung auch im Reiche zu dem Umsturze des Bestehenden, im Bunde mit Spanien zur Unterdrückung des Protestantismus schreiten würde, sobald sie volle Freiheit der Bewegung erhielt. Denn einstweilen war ihre Thatkraft noch gelähmt, theils durch Streitigkeiten im kaiserlichen Hause, theils durch folgenschwere Verwicklungen in Ungarn und Siebenbürgen. Denn hier, wo man am liebsten sich jeder Verbindung mit Oestreich entzogen hätte, beschloß man, der katholischen Gegenreformation, der Unterdrückung der ständischen und nationalen Freiheit durch muthvolle Erhebung zuvorzukommen.

Das Haupt dieser Bewegung war ein reicher ungarischer Magnat, der vorsichtige und schlaue Stephan Borsday, der im Februar 1605 zum Fürsten von Siebenbürgen erhoben wurde, im April auch zum Fürsten Ungarns. Im Wiener Frieden (1606) wurden ihm Siebenbürgen und acht Komitate Ungarns auf Lebenszeit zugesprochen. Die Oberhoheit behielt die Pforte, an welche Rudolf im Frieden von Jitva Torol (1606) ein „Ehrengeheim!“ von 200,000 Thalern zahlte.

### 37. Die Parteihäupter im Reich.

Da die Absichten des Kaisers den Protestanten nicht mehr ein Geheimniß waren, sahen sie darauf, sich vor zukünftiger Vergewaltigung bei Zeiten zu schützen. Die Anregung ging von Kurpfalz aus, da das Lutherthum mehr der Lehre vom lebenden Gehorsam huldigte. Die Reformirten waren unablässig bemüht, durch Verbindung mit auswärtigen Mächten sich einen Rückhalt zu verschaffen, da sie auf die Lutheraner im Reich nicht rechnen durften. Indes schien der Nachfolger Augusts von Sachsen einer Annäherung an die Pfalz geneigt, und so verpflichtete sich auf dem Torgauer Tage (1591) eine Anzahl Reichsstände, unter ihnen auch <sup>1591</sup> Brandenburg, zur Aufrechterhaltung des Religionsfriedens.

Der Tod der beiden Führer zerriß diese Verhandlungen, die lutherische Reaktion in Sachsen bereitete der Einigung vorläufig ein Ende. Aber der Grundgedanke wurde immer wieder von neuem aufgenommen: die Seele der Unionspläne ward der vielerfahrene, weltmännisch-freie und ritterlich-tüchtige Fürst Christian von Anhalt (geb. 1568). Unter den „Korrespondirenden“ — so nannte man die protestantischen Theilnehmer dieser Bestrebungen — befestigte er die Ansicht, daß man sich vor allem an die Niederlande und Frankreich schließen müsse. Denn eifersüchtig blickte Heinrich IV. auf das Wachsen der spanisch-österreichischen Macht, zu deren Bekämpfung ihm die deutschen Protestanten willkommene Bundesgenossen waren.

Diese Pläne nahmen eine festere Gestalt an, als in der Pfalz Friedrich IV. auf seinen strenglutherischen Vater Ludwig gefolgt war (1592). Seine Gemahlin war die geistreiche Luise Juliane, die Tochter des großen Wilhelm von Oranien.



1594 Auf einem Fürstentage zu Heilbronn (März 1594) kam ein protestantisch-katholisches Bündniß mit Anlehnung an Frankreich zu Stande.

Das Haupt der katholischen Reaktionspartei im Reich war der Kaiser Maximilian von Baiern (geb. 1573), welcher im Jahre 1597 die Regierung des Landes übernahm. Seine strengkatholische Zugerziehung erhielt er auf der Universität Ingolstadt durch die Jesuiten ihren Abschluß, und er war ein durchaus würdiger Studiengenosse des schwäbischen Herzogs Ferdinand. Dieser in seinem Erblande, so räumte Maximilian in Baiern mit den protestantischen Kultus unbarmherzig auf und machte sein Herzogthum der sichersten Stütze der alten Lehre. Am päpstlichen Hofe, den er nicht verlassen hatte, stand er in hohem Ansehen. Als Landesfürst bewies er Umsicht und Verwaltungsliebe: durch Gründung einer einheimischen Miliz machte er sein Land selbstständig, in der Errichtung eines kleinen stehenden Heeres ging er den Fürsten voran. Die tüchtigsten, gelehrtesten und erfahrensten Räte umgaben ihn. So war der Herzog, dessen Thätigkeit im Reich nachmals die öffentliche Meinung geworden ist, kein unbedeutender Regent, überdies ein politischer Charakter, der auf ein bestimmtes Ziel mit ruhiger Sicherheit lossteuerte. Im Gegensatz zu dem schwankenden Rudolf und seinem ebenso unfähigen Nachfolger war er der rechte Mann, wenn es galt, auch im Reiche die Gegenreformation durchzuführen.

### 38. Deutsche Kulturzustände in der Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege



Das habe ich aus  
Goldtrug Kleinem  
Zodentanzalphabe-  
t, geschrieben von  
Johann Luchsbürger aus  
Bamberg, der in der ersten  
Hälfte des XVI. Jahr-  
hunderts in der großen  
und kleinen Kunst seiner  
zeit berühmte Künstler  
aus Bamberg war.

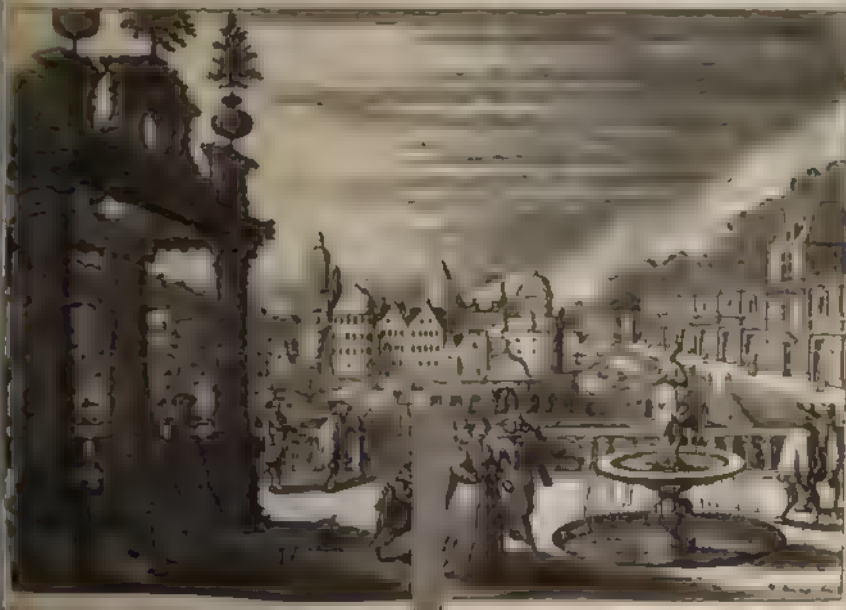
Bei den großen Veränderungen, welche der dreißigjährige Krieg zur Folge gehabt, ist es höchst nothwendig, durch einen Rückblick auf das Kulturleben vor der Kriegszeit sich ein Bild von den Zuständen zu machen, welche dem Zeitalter der Reformation und Gegenreformation entstammen. Allerdings muß man in der Epoche zwei Abschnitte unterscheiden, das erste von 1555 bis 1572, dann die beiden folgenden; denn die Kultur des XVI. Jahrhunderts hat nur im ganzen einen ähnlichen Charakter, der in zehn Generationen weichen von einander nicht wenig ab. In dem ersten Abschnitt vorfinden und dann nur eine Fortentwicklung und Steigerung eintritt: eine strenge Scheidung läßt sich nicht durchführen.

Die Fürstengewalt erhielt durch den Gang, welchen die reformatorische Bewegung nahm, dem Kaiser gegenüber eine erhebliche Stärkung. Kaiser Karls V. Versuch, den Mühlberger Sieg auszunutzen gescheitert und der Augsburger Religionsfriede geschlossen war. Hatte es sich schon vor der Reformation als fast unmöglich erwiesen, das Reich zusammenzufassen, so wurde diese Thatsache



er noch vermehrt, seit die Konfession die Reichsstände in zwei Gruppen schied. Dagegen fehlte auf evangelischer Seite jeder feste Zusammenhalt; verderblich wirkte sich von Anfang an der Antagonismus der lutherischen und der reformierten Richtung aus.

Auch noch innen erhielt die fürstliche Gewalt in den protestantischen, speziell in lutherischen Gebieten, eine zweifache Vermehrung. Erstlich nahm der Besitz der Fürsten durch Einziehung der geistlichen Güter zu, die nicht überall an den Staat der neuen Lehre oder des Schulwesens gewendet wurden: dann aber trat der Landesfürst auch noch in die Rechte, welche die Kirche bis dahin besessen hatte. Außerdem hatte Luther mit besonderem Nachdruck die Lehre von der weltlichen Entstehung der Obrigkeit und der Verpflichtung des Unterthanen zu gehorchem Gehorsam verkündigt, und die Fürsten verstanden nicht, diese Ansichten in ihren Territorien praktisch durchzuführen. Wenn sich gleichwohl in einzelnen Ländern die Macht der Stände hob, so war dies eine Folge besonderer Veranlassungen. So führte die Verichwendungsucht des Brandenburger Joachim II. (1535–1571) dazu, daß er den Ständen versprechen mußte, „daß wichtige Sache, daran das Gedeihen oder Verderben des Landes gelegen, ohne Vorwissen und Rath der Stände zu beschließen.“ Er mußte den Ständen die Einziehung der Steuern überlassen und die Kontrolle, daß dies wirklich zur Deckung der Landeschulden verwendet werde. Wol hätte die förmliche Unabhängigkeit der Fürsten der Entwicklung schinationaler Gemein-



Der künstlich angelegte Schlossgarten (des Heidelberger Schlosses) im XVI. Jahrhundert.

Nach einem alten Kupferstich Merians.

wesen Vorschub leisten können, wenn jene es sich hatten angelegen sein lassen auf die Pflege deutschen Wesens ihr Augenmerk zu richten. Allein, wenn wir auch sehen, daß die Fürsten des XVI. Jahrhunderts nach manchen Seiten hin wohlthätiger Weise von ihrer Landesobrigkeit Gebrauch gemacht haben, geben sie gerade in jenem Punkte ihren Unterthanen ein sehr schlechtes Beispiel.

Es ist nämlich eine durchaus irrige Vorstellung, als habe erst der dreißigjährige Krieg und der weisfälische Friede in Sitten, Literatur und Tracht eine Fremdberrschaft über Deutschland gebracht. Die Entnationalisirung ist älteren Ursprungs. Seitdem die kaiserlichen Habsburger spanisch geworden waren, sungen die deutschen Fürsten an, sich nach eifernd nach italienischen und französischen Muthern zu bilden. Durch die Fürsten hat sich die Nachäffung des Fremden bei dem Adel, der, wie wir sehen werden, mehr und mehr zum Hofadel ward; das Bürgerthum endlich wollte hinter den Vornehmen nicht zurückbleiben und richtete sich, so weit möglich, nach dem Beispiel der tonangebenden Fürsten. Die mittelalterliche Burg der Fürsten wurde zum Renaissanceeschloß, zunächst natürlich so, daß das Mittelalterliche noch überwog. Man legte wohlgepflegte, künstliche Schloßgärten an, hielt Plauen und Schwäne: Herzog Christoph von Württemberg war der erste, der in deutschen Landen eine Orangerie anlegte.

Das Eindringen des Fremden zeigte sich besonders auch in den Vergnügungen und Festlichkeiten der Fürstenhöfe. Allerdings bildeten noch zwei echt deutsche Liebhaberereignisse den Hauptinhalt der gewöhnlichen fürstlichen Belustigungen: die Jagd und das Trinken. In erschreckendem Maße wurde zum Nachtheil des armen Mannes das Wild geholt, das in



Deutsche Jagd um die Mitte des XVI. Jahrhunderts; eine Faidjagd im oberrheinischen Kreis. Holzschnitt von Jost Ammann aus dessen Jahrbuch von 1560, Straßburg a. M. bei Joh. Egidius. Repetirend.



# Widder den Sauffteuf //

fel/ gebessert/ vnd an vielen  
örtern gemehret.

Item/ Ein Sendbrieff des Hellsichen  
Sathans/ an die Zutrincker/ vor 45.  
Jaren zuuor aus gegangen.

Item/ Ein Sendbrieff Matthai Friderichs/  
an die Sollen Brüder in Deutschem Lande.



M. D. LVII

Zur Aufzuehlung des XVI. Jahrhunderts: Titel des „Saufteufels“ von Matthäus  
Friderich, Pfarrerherr zu Eßrenß, zuerst gedruckt 1551. Genaue Nachbildung des  
Exemplars vom zweiten Druck, 1557, zu Frankfurt an der Oder, durch Johann  
Eichorn, im Besitz der Verlagehandlung.

sich nicht erwehren durfte: das Jagdvergnügen der hohen Herren aber bestand nicht sowohl im anstrengenden Vürschen, als in dem bequemen Schießen aus dem verborgenen „Schirm“, an welchem das Wild in Scharen vorbeigetrieben wurde. Das übermäßige Trinken, welches die Enkeltugenden unter den Fürsten ihren Unterthanen zu verbieten suchten, war an vielen Höfen verbräuchlich. Eine der auffallendsten Gestalten unter den Fürsten dieser Art ist Herzog Heinrich XI. von Liegnitz, der würdige Sohn seines lieberlichen Vaters Friedrich III., der im Jahre 1559 von kaiserlichen Commissarien abgesetzt wurde. Sein Biograph Hans von Schweinichen hat uns in den Stand gesetzt, in diese verkommene Wirthschaft einen tiefen Blick zu thun. So sehr war die Völlerei im Schwange, daß am kaiserlichen Hofe oft die wichtigsten Regierungsgeschäfte nicht erledigt werden konnten, die fremden Gesandten warten mußten, weil die Räte schon in den Frühstunden betrunken waren. Kurfürst Christian von Sachsen legte durch dieses Laster den Grund zu seinem vorzeitigen Tode, Johann Georg führte den Namen des „Bierjörges.“ Durch alle Stände ging das nationale Laster des Trunks, so daß die Geistlichkeit in wohlgemeinten Schriften, wie die „Wider den Sauf-Laster“, dagegen zu wirken suchte.

Auch die ehelichen Verhältnisse blieben nicht so lauter und ungetrübt, als vordem, wenn auch fürnliche Sittenlosigkeit im ganzen erst der Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege angehört. Bechtelzig war Joachim II. von Brandenburg (1535—1571), höchst anstößige Tage quagen am Hofe von Jülich-Kleve vor sich, wo die Gemahlin des blödsinnigen Herzogs Johann Wilhelm III., Salobäa von Baden, ihre Ausschreitungen mit dem Tode küßte.

Die neue Art des Festraufes zu entfalten gaben namentlich fürstliche Vermählungen und Taufen Veranlassung. Zwar turnierte man noch bis in die zweite Hälfte des XVI. Jahrhunderts nach alter Rittersweise, aber von da ab verlor sich der Geschmack an dem ernstesten Kommen, besonders seit im Jahre 1569 König Heinrich II. von Frankreich an einer im Turnier erhaltenen Verwundung gestorben war. Maurisch-spanische Bräuche wurden nach Frankreich verpflanzt, seit 1570 auch das neumodische Ringelrennen. Große Schaugerüste mit mythologischen und allegorischen Figuren wurden daher gefahren; in wunderlicher Tracht erschienen die kämpfenden Parteien, denn an die Stelle der Turnierrüstung trat ein phantastisches Kostümkleid. Grundzug derartiger Inventionen, in denen Landgraf Moriz von Hessen sich auszeichnete, war lange der, daß eine Partei, die „Mantenadores“ eine bestimmte Verwundung, — z. B. (in Wien 1560) die von der Undankbarkeit der Jungfrauen — gegen die andere, die „Avantureros“ mit einer Anzahl von Lanzenstößen und Schwerfistreichen vertheidigte. Aber die Waffen waren stumpf, die Lanzen so schwach, daß sie bei dem ersten Anprall zerbröckelten. Später gaben die Erlebnisse der Türkenkriege zu weiteren Schauspielen Veranlassung: da wurde denn wol ein Türkenloß vertheidigt und bekümt und viel Feuerwerk verpufft. Endlich kam auch in Folge französischen Einflusses das Wohlgefallen an arabischen Scherzspielen auf.

Die fremdländischen Einflüsse wurden auch dadurch unterstützt, daß es mehr und mehr Sitte ward, die deutschen Fürstensöhne zur Sammlung vielseitiger Kenntnisse und Aneignung weltmännischer Bildung auf die Universitäten Italiens und an den Hof von Paris zu schicken. Da ging denn viel nationaler Sinn verloren: mit fremder Sprache, Sitte und Unsitte brachten die jungen Fürsten die Geringschätzung des Vaterländischen heim. An mehreren Höfen war im Anfang des XVII. Jahrhunderts das Französische schon elegante Hofsprache. Als 1613 Elisabeth Stuart als Pfalzgräfin in Heidelberg einzog, sagten geschmückte Kinder französische Phrasen auf. Ihre Töchter Elisabeth und Agnes waren schon als Kinder des französischen Stils mächtig und Elisabeth schrieb später in italienischer Sprache petrarchische Madrigale. In Anhalt und Hessen trieb man die französische Sprache: in Berlin war im Jahre 1617 an der ersten Kabinettstafel, der „Gräfentafel“, die Unterhaltung französisch.

Auch die an sich nicht tadelnswerthe Kunstliebhaberei deutscher Fürsten, ihre Begünstigung wissenschaftlicher, namentlich mathematischer und physikalischer Bestrebungen kommt zum großen

Theil auf Rechnung derselben Nachahmungssucht: es galt als vornehm, sich zulegen, Gemälde, Münzen, geschnittene Steine u. A. zu sammeln. Die Fort-



Astrolog.

Aus Hans Holbeins Zeichnungen zu Erasmus' „Lob der Narrheit.“

Physik und Mathematik hing mit der Alchemie und Astrologie deren Probleme die hohen & äußerste interessierten; die Wissenschaft eines Kepler und Tycho wurde eigentlich nur mit den speist, welche von der Tafel & Schwester fielen. Allgemein war die Sitte, sich einen Hofastrologen, welcher namentlich den Fürdern ihre „Ratibität“ zu stellen den Archiven lagern noch jetzt in wunderlichen Ausgeburten hilschaft: Tabellen, die kein Mensch versteht, und die ihr selbst mehr zusammenphantasirechnet hat.

Der Adel war, wie er allen diesen Dingen, soweit es Mittel erlaubten, das Spieghöheren Fürstlichkeit. Es hatte im XVI. Jahrhundert in seinen eine bedeutame Aenderung

die ihm wenigstens theilweise zum Vorzug gereichte. Auf den Ansehöfe war er direkt angewiesen, denn die Reformation raubte ihm in lichen Stiftern zahlreiche Versorgungsanstalten für seine Kinder: di wurden statt in den Klöstern, an den Höfen untergebracht. Mit demraub war es vorbei, seit die Landesfürsten ihre erstarkte Territorialg Sicherung der Landstraßen verwendeten; selbst der raublustige märkische noch zur Zeit Joachims I. (1499–1535) so manchen Wegelagerer undiech gestellt hatte, ließ von seiner Liebhaberei und versuchte aus seine und Boden etwas herauszuwirthschaften.

Es war für den Edelmann nicht leicht, anständig durchzukommen; längst selbst im Heerdienst ein wohlgeschulter Berufssoldat von bürgerlicher Abkunft Konkurrenz. Wöb von Verlichungen brachte es Zeit seines Lebens nur z fährer“, sein jüngerer, bürgerlicher Berufsgenosse Sebastian Schärtlin tenbach (geb. 1498, gest. 1577), Soldat und Staatsmann zugleich, hat als G große Herre befehligt und sich dabei ein schönes Vermögen zu erwerben verstu

Einen wichtigen Beitrag zur Kenntniß der einschlägigen Verhältnisse bil moiren beider: Wöb' Tenthwürdigkeiten zeigen so recht, wie fremd der gealtu manna seiner Zeit gegenüberstand.

So mußte sich der Edelmann denn bequemen, selbst den Studien nachz sich ipäter als fürstlicher Rath fortzubellen, wenn ihm die nüchterne Stellung juntere, das geistlose Wesen eines Jagdjunkers nicht behagte. Für die Wisse



hat der Adel im XVI. Jahrhundert noch nichts gelernt. Er mußte sich in den friedlichen Beschäftigungen erst die Geschicklichkeit erwerben, welche der Bürgerstand längst befaß; erwarb sie aus diesem wurden noch lange die höchsten Regierungsbeamten genommen.

Weltmännische Bildung, Wohlstand und Freude am Genuß hatten auch im XVI. Jahrhundert ihre Heimstätte wesentlich in den Patrizier



Deutsches Patrizierpaar um 1550.

Holzschnitt von Jost Ammann

in den größeren Reichsstädte. Sie übten den wichtigsten Einfluß auf die Kunst, den Luxus, die Mode aus. Denn da sie sich zuerst gewöhnt hatten, zu reisen, — oft um dort die Rechte zu studieren, — so waren sie ihrer Rathe und Freunde fürstlicher Herren werden konnten, — so war auf diesem Wege nicht minder, als durch den Handelsverkehr vieles fremd-



Theil auf Rechnung derselben Nachahmungssucht: es galt als vornehm, sich Wissen zuzulegen, Gemälde, Münzen, geschnittene Steine u. A. zu sammeln. Die Vertreter der



Astrolog

Nach Hans Holbeins Zeichnungen in Erasmus' „Lob der Narren“

Physik und Mathematik hat bestritten mit der Alchemie und Astrologie zusammen deren Probleme die hohen Herrn zu äußerster Interessirtheit; die wahre Wissenschaft eines Kesslers und Tuchscheuers wurde eigentlich nur mit den Broden speist, welche von der Tafel der Schwächer fielen. Allgemein verheißt die Sittlichkeit, sich einen Hofastrologen zu wählen, welcher namentlich den kaiserlichen, deren ihre „Notwendigkeit“ zu finden, hat in den Archiven lagern noch jetzt in wunderlichen Ausgeburten dieser Wissenschaft: Tabellen, die kein vernünftiger Mensch versteht, und die ihr Verfaßter selbst mehr zusammenhanglos als er rechnet hat.

Der Adel war, wie er immer in allen diesen Dingen, soweit es ihm die Mittel erlaubten, das Spielzeug der höheren Fürstlichkeit. Es hatte sich im XVI Jahrhundert in seiner Stellung eine bedeutende Veränderung

die ihm wenigstens theilweise zum Vorzug gereichte. Auf den Anstoß der Höfe war er direct angewiesen, denn die Reformation räumte ihm in den weltlichen Stiftern zahlreiche Verpflegungsanstalten für seine Rinder, die dort wurden statt in den Klöstern, an den Höfen untergebracht. Mit dem Zerknirschung war es vorbei, seit die Landesfürsten ihre erweiterte Territorialgewalt zur Sicherung der Landstrassen verwendeten: selbst der raublustige märkische Adel, der noch zur Zeit Joachims I. (1499–1535) so manchen Wegelagerer und Raubdieb gestellt hatte, ließ von seiner Liebhaberei und versuchte aus seinem Geld und Boden etwas herauszuwirthschaften.

Es war für den Edelmann nicht leicht, anständig durchzukommen: Ideal war selbst im Heerdienst ein wohlgehaltener Berufsoldat von bürgerlicher Abkunft: ein Konkurrenz. Ob von Verlichungen brachte es Zeit seines Lebens nur zum „Führer“, sein junger, bürgerlicher Verlässiger Sebastian Schädlin von Frensbach, geb. 1498, gest. 1577. Soldat und Staatsmann zugleich, hat als Oberbefehlshaber große Heere befehligt und sich dabei ein schönes Vermögen zu erwerben verstanden.

Einen wichtigen Beitrag zur Kenntniss der einschlägigen Verhältnisse haben die Memoiren beider. Ob die Denkwürdigkeiten zeigen so recht, wie fremd der gealterte Mann seiner Zeit gegenüberstand.

So mochte sich der Edelmann denn bequemen, selbst den Studien nachzugehen, er sich später als kaiserlicher Rath fortzuheilen, wenn ihm die nächtliche Stellung eines Junkers, das geistliche Leben eines Jagdjunkers nicht befiel. Nur die Wissenschaft

bei der Adel im XVI. Jahrhundert noch nichts geleistet. Er mußte sich in den friedlichen Beschäftigungen erst die Geschicklichkeit erwerben, welche der Bürgerstand längst besaß: vermagte er aus diesem wurden noch lange die höchsten Regierungsbeamten genommen.

Keltmännische Bildung, Wohlstand und Freude am Genuß hatten auch schon im XVI. Jahrhundert ihre Heimstätte wesentlich in den Patrizier-



Deutsches Patrizierpaar um 1550.

Holzschnitt von Joh. Ammann

zentien der größeren Reichsstädte: sie übten den wichtigsten Einfluß auf die Industrie, den Luxus, die Mode aus. Denn da sie sich zuerst gewöhnt hatten, ihre Söhne nach Italien zu schicken, — oft um dort die Rechte zu studieren, um sie später Rathe und Freunde fürstlicher Herren werden konnten, — so wurde auf diesem Wege nicht minder, als durch den Handelsverkehr vieles fremd-

und Freunden der Schweizer Thomas Platter so anziehend zu erzählen wie Verumzählen von einer Schule zur andern, das nur allzu oft in elenden Verfallung und statt in die Schule gelegentlich ins Stockband fahrte, hat zwar manches Lieb entstehen lassen, war aber doch wenig geeignet, wahren wissenschaftlichen und humanen Wesen zu fördern, und es ist zu bewundern, daß aus der Zahl der „Waganten“ noch gar manche für ihre Zeit brauchbaren Männer hervorgegangen.

Die „Bachanten“, die, nicht den unbemittelten Ständen angehörend, nach mitschen Schulen aus allen Gegenden zusammenströmten, waren meist auf Ver Diebstahl angewiesen. Das fahrende Schülerthum nahm eine förmliche Orga die jüngeren Schüler (Schwep) mußten den älteren Kuchendienst thun, sie sammeln und heften. Eigenschaftig wechselte man die Schulen, bis man in Falle das Ziel, die Unversität erreichte, wo dem jungen Studenten von den al nklonen gründlich verollten wurde, was er an seinen Schülern in Tyrannen Ter Kernstoff bezweckte, wie erwähnt, eine einseitige, gelehrt theologisch-philolog bi dung, gewählte nuthen wenig Nutzen für das praktische Leben, dem der Gelehr



Eine Schulstube des XVI. Jahrhunderts.

Holzdruck von Hans Schußlein, um 1600; aus dem „Trostbüchel“. (Der Lehrer ist durch die Zahl „ungeleert“ charakterisiert.)

mehr entfremdet wurde. Die Schulzucht war noch immer sehr streng, die Spielen eine hervorragende Rolle in der Jugendbildung, und die Pädagogen des 16. Jahrhunderts waren in sinnigen Erfindungen nicht weniger ingenieus, als die Krümmen

Es läßt sich denken, daß auf diese Weise keine Generation heran konnte, welche für allgemeinere Fragen, für politische und nationale einen freieren Blick wahrte; in dieser Hinsicht ging es im XVI. Jahrhundert rückwärts.

Das stoffe obrigkeitliche Regiment ließ sich der Bürger, froh

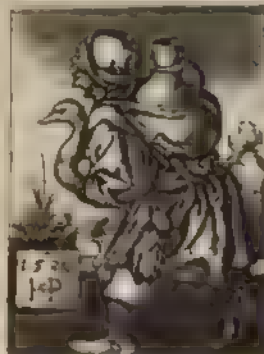
an der Sicherheit im Verkehr und Handel, gern gefallen, obwohl es in seine politischen Verhältnisse tief eingriff, den Luxus in der Tracht und bei Familienfeiern ihm zu verkürzen strebte. Aber dies Sich-regieren-lassen in Verbindung mit der Entzweiung vom Waffendienst hatte auch eine üble Folge: es entstand eine hochentwickelte Bürgerlichkeit, die zu jedem selbständigen Handeln, zu freien Entscheidungen gänzlich unfähig war. Diese Entartung hat der Städter in den traurigen Jahrzehnten des dreißigjährigen Krieges schwer genug bußen müssen. In diesem Hinsicht wurden thätkräftigen Bürgerfinnes konnte die äußerliche Ordnung im Waffengebrauch nicht vorbeugen.

Im letzten Drittel des XVI. Jahrhunderts waren nämlich die Schapenspieße ganz besonders in Aler; in Straßburg waren z. B. im Jahre 1576 an helenzig Orte vertreten, in Regensburg im Jahre 1586 gegen hundertfünfzig fremde Städte; Halle lud im Jahre 1591 sogar hundertfünfzig Orte zum Bogelschießen ein. Für Armbrust war noch immer die vornehmere Waffe gegenüber der Büchse; das Stahlschießen ging stets dem Schießpulver voran und brachte auch höhere Preise.

Was die Lage des Bauernstandes anbetrifft, so muß wol ein Unterschied gemacht werden zwischen den Gegenden, wo seiner Zeit der Bauernkrieg wüthete, und denen, welche von der Bewegung verschont geblieben waren. In den vom Krieg heimgekehrten Gebieten das Land an Jahre verarmet und durch massenhafte Hinrichtungen der Anführer, sowie die Plünderung ihrer Hinterlassenen verodet worden. Dann aber hatten die Bauern vor dem Kriege planmäßig alle Urfunden über Zinsen und Frohndienste erhalten und es war ganz natürlich, daß die Gutsherren ihre Anforderungen an die verarmte Bevölkerung nach Gutdunken vermehrten. Auf diese Gegenden passen die Schilderungen, die Sebastian Brand und Sebastian Brant entwerfen.

Die Bauern führen ein gar schlecht und niederträchtig Leben. Ihre Häuser sind aus Lehm und Roth gemacht, auf das Estrich gelegt und mit Stroh gedeckt. Ihre Speise ist Acker, Roggenbrot, Habertrü und gesalzt Erbsen und Linsen; Wasser und Wein ist ihr Trank u. s. w." So schreibt auch der Historiker Heinrich Müller im Jahre 1550: „Noch bei dem Leben meines Vaters, der ein Bauersmann war, hat man bei den Bauern viel anders gegessen, als jetzt. Da waren jeden Tag Fleisch und Specken im Ueberfluß: jetzt ist die Nahrung der besten Bauern fast viel schlechter, als die Nahrung der Tagelöhner und Knechte wußt.“

Es ist natürlich, daß in solchen Gegenden, zumal unter dem Druck der Christen, ein an Erträgen und Entlohnungen gewöhntes Volk, das zufrieden war, wenn es unbelummert von Noth und Prand, die ländlichen Produkte in der Stadt verkaufen durfte und sich nur selten an blühenden Festtagen einmischen Vergnügungen ergab, dem städtischen Leben bei dem zum Luxus gewordenen Leben fremd war. Aber es war doch schon etwas, daß man im Frieden leben und ernten konnte, daß kein Hunger über Nacht den Ertrag der Felder ver-



Bauernweib in Markt  
stehend

1522. gezeichnet von Hans Seb. Bach







gunst der Pesten schulte, durch fleißige Beobachtung und Nachnutzung der Natur  
redlich nährte und an den Dorffesttagen, vor allem der Kirchweih, auch in all-  
lustig zu sein verstand. Da schloß es denn weder an dem herkömmlichen Essen und  
noch an den nöthigen Manfessen: Kecher, Ca-



Bäuerliche Braut um 1540.  
Gezeichnet von Hans Sebald Beham,  
dem „breitischen Knecht“.

standen ihren Verdienst, auch der Landol-  
bei den Bauern Platz, erzählte von seinen Kre-  
eder sang die letzte neue Weise. An Belustigung  
Art war kein Mangel, die erste Rolle spielte nach  
der Tanz, daneben Kegelspiel, Stangenklettern a.  
der Krommigkeit ward ihr Recht, nicht umsonst ma-  
im Hahnenstaud pflanzende Kindelein, dem G-  
Waten Tanz zu sagen.

Ohne Zweifel waren auch die sittlichen Be-  
auf dem Lande ehrbarer und reiner als in der  
und wenn es den Bauern auch velle da nicht mehr  
war, bei den Hochzeiten ihrer Töchter denselben  
entfalteten, wie in den Zeiten vor dem Bauernkrieg.  
Kindelein der Braut in Ehren.

Auch der eigentliche Betrieb der Land-  
schaft hatte Fortschritte gemacht. Das An-  
gang des XV. Jahrhunderts war die „Friedfeldwirthschaft“ allgemein  
d. h. allwöchentlich wurde das eine Feld mit Winterfrüchten, das zweite mit S-  
lern bestellt, das dritte als Brachfeld nur umgepflügt. Jetzt hatte man  
begonnen, einen Theil des Brachfeldes zu besäen, d. h. es mit sogen-  
Brachfrüchten, Wicken und Erbsen, zu bestellen.



Arbeitende Landleute im XVI. Jahrhundert.  
Gezeichnet von Hans Schürer um 1550, nach dem „Treibspiegel“.



Obstzucht und Gartenbau wurden von den Bauern noch immer sehr vernachlässigt, besonders zeichneten sich dadurch die märkischen Bauern aus, die, wie noch heute, ihren ganzen Garten auf wenige Frucht bäume, etwas Kohl, Mohrrüben und Petersilie beschränkten. Dagegen zeichneten sich durch Garten- und Sämereibau mehrere Städte aus, besonders Erfurt, Mainz, Würzburg und Bamberg. Erfurt baute ganz besonders den Waid an, und in alten Antebüchern findet sich, daß manches Dorf dieser Gegend jährlich für 12 bis 16,000 Thaler Waid gebaut habe. Noch 1554 nahm ein Bauer aus dem Erfurterischen von fünf Morgen mit Waid bestellten Landes 150 Gulden ein. Leider wurde der Anbau dieses anhängenden Farbekrautes seit 1570 immer mehr durch die Einführung des Indigo beeinträchtigt, obwohl manche Regierungen im Interesse ihrer Unterthanen nach Kräften dagegen wirkten.

Auch den einheimischen Weinbau, der im späteren Mittelalter in ganz Deutschland mit besonderer Liebe gepflegt wurde, schützte die landesväterliche Fürsorge. Der Weinbau war damals weit verbreiteter als heutzutage: so erntete man in Erfurt zu Ausgang des XV Jahrhunderts in guten Jahren an 60,000 Eimer.

In Sachsen ermunterte der bereits genannte Kurfürst August diesen Zweig der heimischen Thätigkeit: drei Hauptkellereien zu Dresden, Torgau und Leipzig verarbeiteten Weine aus bestimmten Gegenden, jeder Kellerei waren besondere Walddistrikte zu Faßholz und Kerkfäßen angewiesen. Die Regierung erinnerte gelegentlich die Stadträthe, ja keinen ausländischen Wein zu schänken. Der sächsische Weinbau wurde dadurch so gefördert, daß im XVI. Jahrhundert diese Produkte selbst Absatz im Ausland fanden, wo sie wol mit besseren Weinen verschnitten wurden.

Mit nicht geringerem Eifer betrieb man zu gleicher Zeit im Brandenburgischen den Weinbau, und im Jahre 1578 erließ schon Kurfürst Johann Georg eine „Weinmeister-Ordnung“, in welcher vollständiger Unterricht im Weinbau erteilt wurde. Das Klima der Mark war damals keineswegs vom heutigen verschieden, und so brachten die Weinberge nicht alle Jahre einen guten Ertrag, häufig nur in sieben Jahren einmal. Wenigste Weinjahre waren schon 1536 und 1540, aber die heißen Sommer von 1590 und 1596 zeitigten ein Gewächs, wie es seit hundert Jahren nicht existirt haben sollte.

Als ein Beweis dafür, daß auch die Gelehrten dem Bauernstande eine gewisse Aufmerksamkeit zuwandten, mag erwähnt werden, daß im Jahre 1593 Coler, ein Berliner Magister, außer einem deutsch geschriebenen Buche über Oekonomie einen Kalender herausgab, der die für jeden Monat vorzunehmenden Wirthschaftsverrichtungen, Vorschriften für die Gesundheitspflege, Witterungsverhältnisse, Bauernregeln, sowie eine Uebersicht der deutschen Jahrmärkte enthielt.

Nachset man hinzu, daß auch Berg- und Hüttenbau in Böhmen, im Harz und im Erzgebirge eifrig betrieben wurde und den Nationalwohlstand nicht minder förderte, als die Ausbeutung der amerikanischen Goldgruben den spanischen Earsischatz füllte, so wird man gestehen müssen, daß sich Deutschland im XVI. Jahrhundert eines leidlichen Wohlstandes erfreute.

Von der Reichhaltigkeit der Mittel zeugte auch der übertriebene Aufwand, der bei Festlichkeiten gemacht wurde und oft Gesege gegen den Luxus hervorrief. Freilich gaben die Fürsten selbst darin den Ton an. Die Staatskellerei, aus gold- und silberdurchwirktem Sammt, mit Robel und Hermelin besetzt, waren äußerst kostbar. Von fürstlichen Bräuten wurde ein wohlgefülltes Schmuckkästchen verlangt; dem brandenburger Kurfürsten Johann brachte seine Braut einen „Kleinodschrein“ zu, dessen Inhalt über 14,000 Mark gestofet hatte. Der Bürger verschwendete sein Geld am liebsten an eine der unsinnigsten Moden, die je existirt hat, die sogenannten „Blinderhofen“, welche 60 - 130 Ellen Zeug verschlangen.



158

# Totfischweib von 1840

Das Bild zeigt ein Totfischweib, das in einem Boot auf dem Wasser schwimmt. Das Boot ist mit einem Totfisch gefüllt, der in einem Boot auf dem Wasser schwimmt. Das Boot ist mit einem Totfisch gefüllt, der in einem Boot auf dem Wasser schwimmt.

Das Bild zeigt ein Totfischweib, das in einem Boot auf dem Wasser schwimmt. Das Boot ist mit einem Totfisch gefüllt, der in einem Boot auf dem Wasser schwimmt. Das Boot ist mit einem Totfisch gefüllt, der in einem Boot auf dem Wasser schwimmt.

[illegible]

Mit Recht eiferten die Geistlichen gegen solche sinnlose Verschwendung, den „zerluderten, zucht- und ehrvergessenen plübrichten Hofenteufel.“

Der höhere Genuß, welchen die Künste gewähren, fand in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts in Deutschland nur noch wenig verständnißvolle Liebhaber; weder die Zahl fürstlicher Gönner, noch ausübender Künstler war in diesem Zeitraum von größerer Bedeutung, alle Meister und Meisterwerke, — wenn man von dem Denkmal Maximilians in Innsbruck absieht, — gehören der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts an.

Wiewol das italienische Kunstleben der Renaissance auf die deutsche Kunst nicht ohne allen Einfluß war, blieb diese sich selbst tren und bewegte sich wesentlich in den Bahnen, welche die Niederländer und die Kölner Schule (Hans Memling, † um 1498, Martin Schongauer, † 1468) ihr vorgezeichnet hatten. In Schwaben und Franken waren die Hauptstämme der Künste; besonders Nürnberg kann in dieser Zeit als deutsches Florenz gelten. Von plastischen Künstlern wirken hier der Holzschnitzer Veit Stöck (aus Krailsheim, 1447 bis 1542), berühmt vor allem durch seinen „Heiland am Kreuz“, der Holzschnitzer und Tafelmaler Michael Wohlgemuth (1434—1519), Adam Krafft († 1507), der Meister der Steinbildnerei (z. B. das steinerne Sakramentsgehäuse in der Lorenzkirche zu Nürnberg, eine vierundsechzig Fuß hohe gothische Pyramide), endlich der Erggässer Peter Vischer († 1529) mit seinen kunstbegabten Söhnen, durch innige Freundschaft verbunden mit dem „Steinmeyer“ Krafft und dem Kupferschmied Sebastian Lindenschmid. In seinem Hauptwerke, dem Sebaldusgrab in der gleichnamigen Kirche zu Nürnberg, arbeitete Vischer mit seinen fünf Söhnen von 1509—1519. Es stellt einen kunstvollen Tempel dar, der sich über dem Silberfarge des Heiligen erhebt. Das Christkind thronet auf der Spitze des Mittelthurmes, die Weltkugel in der Hand; als unübertroffen gelten die ausdrucksvollen Figuren der Apostel.

An dem Sebaldusgrab hat Vischer sich selbst angebracht: eine einfache, untergeordnete Gestalt, in der Kleidung eines Rothgießers mit Schurzfell, Hammer und Wäpfe. — Hier das Maximiliansdenkmal zu Innsbruck arbeitete Vischer das Standbild des Königs Maximilian von England.

Die Werkstätte Martin Schongauers in Colmar, dessen Gemälde und Kupferstiche die Fremden als kostbare Schätze aufkauften, hat auf eine Reihe bedeutender Künstler, wie Bartholomäus Zeitblom von Ulm und Hans Burgkmair von Augsburg, Hans Holbein den Älteren den größten Einfluß ausgeübt; auch auf die beiden Meister eingewirkt, welche den Ruhm der deutschen Malerei auf den Gipfel erhoben, Albrecht Dürer und Hans Holbein der Jüngere.

Albrecht Dürer (1471—1528) war der Sohn eines Goldschmiedes, doch zog ihn Neigung und Talent vom väterlichen Gewerbe zur Malerei, in die er bei Michael Wohlgemuth eingeführt wurde. Später aber zeichnete er sich auf allen Gebieten der darstellenden Kunst gleichmäßig aus; er malte *al fresco*, in Oel, war ein meisterhafter Kupferstecher und Holzschnitzer u. s. w. Mit seinem Talent hielt seine Produktionskraft gleichen Schritt. Sein Leben war ein innerlich reiches, äußerlich bescheidenes, wiewol es ihm an bedeutenden Freunden und Gönnern — Pirckheimer, Tizian, Kaiser Max — nicht fehlte. Seine Arbeiten wurden oft nur dürftig bezahlt; selbst der Kaiser mußte ihn für den Lohn ehrlicher gelieferter Arbeit gelegentlich nur an den kleinen Rath Nürnberg zu verweisen. Aber die Einwirkung seiner Kunst verbreitete sich auf die ganze Welt. Unter seinen deutschen Schülern sind namentlich Hans Schäuffelin, Albrecht Altdorfer, Matth. Grünewald zu nennen.

Hans Holbein der Jüngere geb. zu Augsburg 1497, gest. zu London 1533.

# Vom Hosen Teuffel.



ANNO M·D·LV·

Die Lebensgeschichte des XVI. Jahrhunderts: Titelblatt und Inhaltsprobe des ersten Drucks  
des 'Rasculas' (Professor und Doktor der Theologie) Hosenteufel. Gedruckt zu Frank-  
furt a. D. 1555. Genaue Nachbildung des Exemplars im Besitz der Verlagsbuchhandlung.



# Leime vom zölltsten Hosen Teuffel.

**W**oh denen / wie Jesaja sagt/  
Welch das böse vor gut behagt/  
Vnd das gut als böse achten/  
Nach finstern mehr dann licht trachten.  
Wie jzt thut die jugent gemein/  
Die da helt wider recht noch rein.  
Was Gott gebeut im höchsten tron/  
Dem gehorchen Stern/ Sonn vnd Mon.  
All creatur das jre thun/  
Mit lust/lieb/zier/vnd grossen rhum/  
Daran nicht gedencet menschen kindt/  
Wird im hellen licht schentlich blindt.  
Nicht mehr sich der erbarkeit fleißt/  
Ihr eusserlich wandel aus weist.  
Wie man sich an der hosen tracht.  
Die der Teuffel hatt her gebracht.  
Hosen Teuffel wirdt er genandt/  
Deutscher jugent nun woll bekandt.  
Wie fiewr flammen die schnit flincken/  
Als wolt sie zur Sellen sincken/  
Mit karteck/Samet vnd seiden/  
Thut sie jre schambd bekleiden. x 2

verlebte seine Jugend zu Basel, siedelte 1526 nach London über, wo er sich großer Gunst erfreute und namentlich als Porträtmaler thätig war. Die Jahre 1528—30 verbrachte er wieder in Basel; nach England zurückgekehrt, fand er von neuem lohnende Beschäftigung besonders am Hofe, wurde königlicher Hofmaler und starb wahrscheinlich 1543 an der Pest. Er war einer der größten Bildnismaler aller Zeiten; sein berühmtestes Bild ist seine Madonna, bekannt das Porträt des Erasmus, aber am meisten charakteristisch sind seine Todesbilder und Todtentänze, ein Genre, das Holbein zwar nicht erfunden hat, aber mit der Meisterschaft des Genies behandelte. Die Idee, auf die Nichtigkeit des Lebens mitten im blühendsten Leben hinzuweisen, an sich populär, regte viele Nachahmer an, und oft begegnen wir an der Seite der blühenden Jugend oder des kraftvollen Mannesalters dem unheimlichen Mahner.

Am engsten mit der Reformation verbunden ist Lukas (Sunder?) von Cronach, meist Lukas Cranach genannt (1472—1553), der sechzig Jahre lang den drei sächsischen Kurfürsten Friedrich, Johann und Johann Friedrich diente und sich besonders durch die Treue berühmt gemacht hat, mit der er den letztgenannten in seine Gefangenschaft begleitete, ihm Freund und Tröster zu sein. Ohne die Genialität Holbeins oder das Talent Dürers zu besitzen, — er betrieb die Kunst fast als ein Gewerbe, indem er zahlreiche „Kalknechte“ für sich arbeiten ließ, deren Bilder heute noch als „aus Cranachs Schule“ benannt werden — gewann er sich viele Freunde durch die Anmuth, Einfachheit und deutsche Treuherzigkeit, die den Gemälden von seiner eigenen Hand eigen ist. Am ausgezeichnetsten war auch er in der Porträtmalerei: von fast sämtlichen bedeutenden Männern der Reformationszeit, besonders von Luther selbst, hat er uns Bildnisse überliefert. Das Lutherbildniß im Holzschnitt verbreitete sich durch ihn in Deutschland, Luthers Schriften verfaß er mit Randzeichnungen, in denen er sich gelegentlich satirische Anspielungen auf Zeitereignisse gestattete.

Was die Wissenschaften anbetrifft, so hatte die Reformation der freien Forschung fast auf allen Gebieten lebhafteste Impulse gegeben, welche großentheils im ganzen XVI. Jahrhundert noch merklich waren. Für die Theologie ist dies nach dem früher Erzählten selbstverständlich, wennschon gerade die Erzeugnisse dieser Wissenschaft damals am wenigsten wahren Nutzen zu stiften geeignet waren. Indes ist auf anderen Gebieten Erfreulicheres zu verzeichnen.

Theophrastus Bombastus von Hohenheim (1493—1541) begründete mit seinen Nachfolgern Agrikola und Thomas Lieber eine neue Epoche der Heilkunst: die Chirurgie reformirte Felix Würg (1563), die Zoologie und Botanik förderte Konrad Gessner aus Zürich (1516—1565). Sebastian Münster (1489 bis 1552) zeigt in seiner „Kosmographie“ die Anfänge geographischer und statistischer Thätigkeit.

Die Geschichtsschreibung fand ihre Vertreter in Johannes Sleidanus (1506 bis 1556) und einer Anzahl Chronisten, von deren Werken die bairische Chronik des Thurnwayer-Aventinus, die pommerische des Thomas Ranbow und die schweizerische des Egidius Tschudi (aus Glarus 1505—1572) die vorzüglichsten sind. Von kritischem Bearbeiten des Stoffes ist nicht die Rede; dafür erfreut die naive Lebhaftigkeit des phantasievollen Tschudi und die Treuherzigkeit Ranbows. Wahrhaft Großes aber leistete die Mathematik durch die Astronomen Nikolaus Kopernikus (eigentlich Koppernik aus Thorn, 1473—1543), Johann Kepler (aus Weil in Schwaben, 1571—1630) und Tycho de Brahe (aus Dänemark). Nach dreißigjähriger Thätigkeit vollendete Kopernikus sein epochemachendes Werk (1543), in welchem er die Sonne als Mittelpunkt der Welt nachwies; nach siebenjähriger Anstrengung fand Kepler die nach ihm benannten drei Gesetze der Planetenbewegung.



Kepler studierte mit Unterstützung des Herzogs von Württemberg in Tübingen Theologie, dann erst Mathematik und wurde 1593 Professor der Mathematik und in Graz, wo er die Mäuerlichkeit des damals schon berühmten Ticho de Brahe an- sog. Die Ausreibung aller Protestanten traf auch Kepler mit seiner Familie und ihm Hab und Gut. Auf Brahes Einladung ging er nach Prag, hatte dort zwar eine sehr angenehme Stellung neben seinem Gönner, erhielt auch sein Gehalt als Astronom-Mathematiker Rudolfs II. nur unregelmäßig, durfte aber die trefflichen astronomischen Instrumente Tichos benutzen. Im Jahre 1613 kam er als Professor nach Linz. Der Beweis kindlicher Pietät gab er durch sein muthvolles Eintreten für seine Mutter, die als Hexe angeklagt war. Kepler erwirkte ihre Freisprechung. Die drei berühmtesten Keplers sind: Die Bahnen der Planeten sind Ellipsen, in deren Brennpunkte die Sonne befindet. Die Quadrate der Umlaufzeiten verhalten sich wie die dritten Potenzen der mittleren Entfernungen. Die Bewegung in der Ellipse geschieht so, daß in gleichen Zeiten gleiche Räume beschrieben werden.

Die Stätten gelehrter Bildung waren noch immer die Universitäten, so daß im XVI. Jahrhundert außer Wittenberg und Frankfurt an der Oder (1527), Altdorf (1544), Jena (1545), Helmstädt (1575), Altdorf (1578) kamen. Die Zahl der Studenten war nur klein, ihr Gehalt gering. Zu Rektoren wählte man häufig den Landesherrn oder vornehme Herren, die gerade studierten. Die akademische Tracht ließ viel zu wünschen. Eine Aule von Stroh, aber auch von Mohren stieg in dem deutschen Studenten. In einer etwas phantastischen Tracht, mit Schlapphut, breitem Halskragen, Stulperhose, Stiefeln oder Hühner Schritts der Student trug einher. Ungewöhnliche Cackeleien und die Mehlmaße Pennale von seiten der älteren „Herrchen“ ausgelegt. Auch die mannichfachen Korporationen leisteten mehr einem ungebundenen Lebenswandel als strengem Studiren Vorschub. Wüste Gelage und sittenloses Umhertreiben nahm mehr überhand, bis die Verwilderung im dreißigjährigen Kriege ihren Höhepunkt erreichte.

Was auch immer in den Wissenschaften geleistet werden mochte, es fehlte sehr viel, daß ihr belebender und reinigender Hauch alle Verhältnisse der Wissenschaft durchwehte. Vielmehr bewiesen die Alchemie und die Hexenprozesse, welche immerer Aberglaube im großen und ganzen die Geister gefesselt hatten.

Selbst wissenschaftlich denkende Männer, wie der genannte Paracelsus, ließen sich freien Willkür trüben durch die alchemistischen Tünche, die zahllosen Laboratorien errichteten, da suchten die „Adepten“ das Lebenselixir, den Stein der Weisen und das Transmutationspulver, um aus werthlosem Metall Gold zu machen. Die Habgier der Fürsten unterstützte den Schwindel, aber wehe dem emulierten Betrüger! So befahl im Jahre 1587 Herzog Friedrich von Württemberg den Goldmacher Donauer, weil er seinen Versuch nicht nachkommen konnte, in einem Kiste aus Goldblech an einen Galgen zu hängen. Er aus den unversehrten Eisenstangen errichtet war, und ließ, abermals betrogen, seine Leiche folgen.

Jedoch war der Aberglaube, insofern er die Alchemie unterstützte, bei der geringen Menge naturwissenschaftlicher Kenntnisse noch allenfalls entschuldigbar. Er erwies er sich nur den eigentlich Schuldigen, Betrogenen und Betrugern als bingigkeitsvoll. Grausamer und schrecklicher wirkte er in den zahllosen Hexenprozessen der undurchsichtigsten Zeit.

Der Glaube an Zauberer und Zaubereien, an Bündnisse mit Mächten der Unterwelt, an alle Sorten von Hexen und Dämonen, an die mittelalterliche Ansehung, daß die Tugendhaften der Heiligen aus einer Verbindung derselben mit Gott entstehen, und



Alchemisten im Laboratorium.

Aus den Holzschnitten Schallhorns zum „Trennpiegel“ aus dem Jahr 1620.

Wiese auch Verbindungen mit dem Teufel, dem Fürsten der Finsternis, für den Man war geneigt, ungewöhnliche Kenntnisse auf solche unerlaubten Wegen zu beschaffen, und selbst Päpste, wie Sixtus II., mußten sich gefallen lassen, für sie zu gelten. Warum sollten nicht auch Weiber einen unnatürlichen Hand mit dem Teufel, um abernatürliche Kräfte zu erlangen? Schon in der Mitte des XV. Jahrhunderts kannte man in Frankreich Hexen und Zauberer in großer Zahl, ebenso in Deutschland waren solche Fälle vereinzelt, bis Innocenz VIII. durch seine Bulle vom 4. Dezember 1494 das Aufspüren von Hexen in Deutschland direkt befahl. Der Aufgabe betrauten Inquisitoren verfaßten dann den „Hexenhammer“, der im 15. Jahrhundert gedruckt wurde, und die Verfolgung begann.

Wäre die Einführung der Hexenprozesse ein Tanaergeschick der römischen Kurie, überhaupte war nicht geeignet, es mit Verachtung und Entrüstung zurückzuweisen. notwendig, die Ursachen zu schildern, durch welche man die Beschuldigten zu den Selbstanklagen zwang, in welchen Formen sich das sogenannte Verbrechen, die grausamste Verletzung der menschlichen Gerechtigkeit, — Verweigerung, die Strafen zu beschreiben, unter welchen die Opfer eines finsternen Wahnes, nicht selten der Wahnhaftigkeit und der Geldgier, ihr Leben endeten. Nur einige Beispiele der Verbrechen seien hier erwähnt. In der Grafschaft Werdenfels lieferte (um 1562) ein Hexen achtundvierzig Hexen auf den Scheiterhaufen; in der kleinen Reichsstadt Nordheim von 1592—1591 an zweihundertfünfzig Zauberer und Hexen hingerichtet; ein Prozeß in Kassel (1583) fünfundsiebenzig Unholden das Leben, in Ingelfingen (1593) dreizehn. In Braunschweig wurden von 1596—1600 so viele Hexen verbrannt, daß die Leichen vor dem Thore „dicht wie ein Wald“ standen.

Die grausame Zerstörung überließ zwar die Bestrafung des Schuldigen dem Teufel selbst, der nach einer bestimmten Frist hatte, wie beliebt aber der Gegenstand selbst zu sein. Im XVI. Jahrhundert war, beweisen die zahlreichen Auflagen des Buchs von Dr. Faust und seinen Wagnern in Schwaben und seinem Schüler Wagner. Erstes erschien 1567 in den nächsten Jahren neun Ausgaben; vom Wagnerbuche erschienen seit 1593



Gegenüberbrennung in der Stadtgasse Kleinheim, Hegerheim am 2. März im J. 1555.  
 (Im Hintergrunde sind einige der ihnen zur Last gelegten Verbrechen sowie die Enthauptung eines mitleidigen Mannes dargestellt. Von dieser Geschichte ist ein Bild im Museum zu Nürnberg.)

Weyer (1563), aber sofort entbrannte gegen ihn die Wuth der blinden Orthodoxen. Der zweite, dem Priester Kornelius Loos, kam es theuer zu stehen, daß er geküßte Hengenprozeß sei nur eine Art Alchemie, bei der aus Menschenblut Gold und Silber gemacht werde. Aber wie hätte Besserung geschafft werden können, wenn sich selbst der größte Satiriker des Jahrhunderts, Johann Fischart, dazu herbeiliess, das aberwitzige Quentien des Franzosen Bodin unter dem Titel „Vom aufgelaufenen wüthigen Teufelchen“ Deutsche zu übersetzen!

Es war betäubend, daß das sogenannte „Recht“ des XVI. Jahrhunderts von empörender Barbarei war und daß man namentlich Geisteskranken gegenüber selbst wenn sie durch die Folter erzwungen waren, dem gesunden Menschen verstand, wie allen thatsächlichen Verhältnissen Hohn sprach. Was in dieser Hinsicht geleistet wurde, zeigt u. A. der Prozeß des im Jahre 1593 zu Nördlingen gerichteten Andreas Gallmeyer von Heroldingen.

Derselbe erschien im genannten Jahr in Nördlingen und versuchte unter dem Namen eines Junkers Andreas von Cronbach bei dieser adligen Sippe Geld zu borgen. Der Antrag wurde entbunden und nun kam der Rath auf die Idee, daß er es mit einem ganz geldgierigen Strolch zu thun habe. Durch die Folter zwang man ihn zunächst zu dem Geständnis, daß er Straßenraub begangen und dann zur Angabe bestimmter Verbrechen. Merkwürdiges Weise zog man wirklich erst bei allen Städten, in deren Gerichtsbarkeit die Schandthaten verübt sein sollten, Erkundigungen ein, aber obwohl sie sämmtlich (achtzehn an der Zahl) antworteten, daß ihnen von den bezeichneten Vorfällen nie das geringste bekannt geworden sei, so wurde der weise Rath zur Hinrichtung, und Gallmeyer wurde gerädert.

Wenn häufig bei einer Betrachtung des XVI. Jahrhunderts mit besonderer Entrüstung der Greuel gedacht wird, welche die Ausnahmegerichte der Inquisition verübten, so sollte man auch nicht die Rohheiten, Schandthaten und Justizmorde vergessen, welche auf Grund der „Karolina“ im ordentlichen Kriminalverfahren begangen wurden.



Eine Sitzung gelehrter Richter unter der Karolina um 1800.  
 Holzschnitt Hans Burgmairers aus dem „Klagbettel“.

Die Karolina ist die „vernünftige Halsgerichtsordnung“, welche auf Befehl des Kaisers Karl V. im Jahre 1532 festgestellt wurde, eigentlich nur die Uebersetzung des am Anfange des XVI. Jahrhunderts durch N. von Schwarzenberg zusammengestellten fürstlich-bischöflich-kammergerichtlichen Strafrechtes. Es findet sich in der Karolina zwar auch die humane Bestimmung, es solle nicht als Diebstahl gelten, wenn jemand durch seinen oder seiner Angehörigen Hunger veranlaßt, Lebensmittel gestohlen, aber sie legitimirte auch die Folter, und die zahllosen Torturinstrumente in den städtischen Folterkammern zeugen von einer traurigen Erfindungskunst der damaligen Juristen. Würdig stehen diesen Untersuchungsinstrumenten die verschiedenen Bestimmungen zur Seite, durch welche die Todesstrafe verhängt wurde. Reiben mit glühenden Bangen, Ausgraben der Wunden mit geschmolzenem Blei u. d. l.

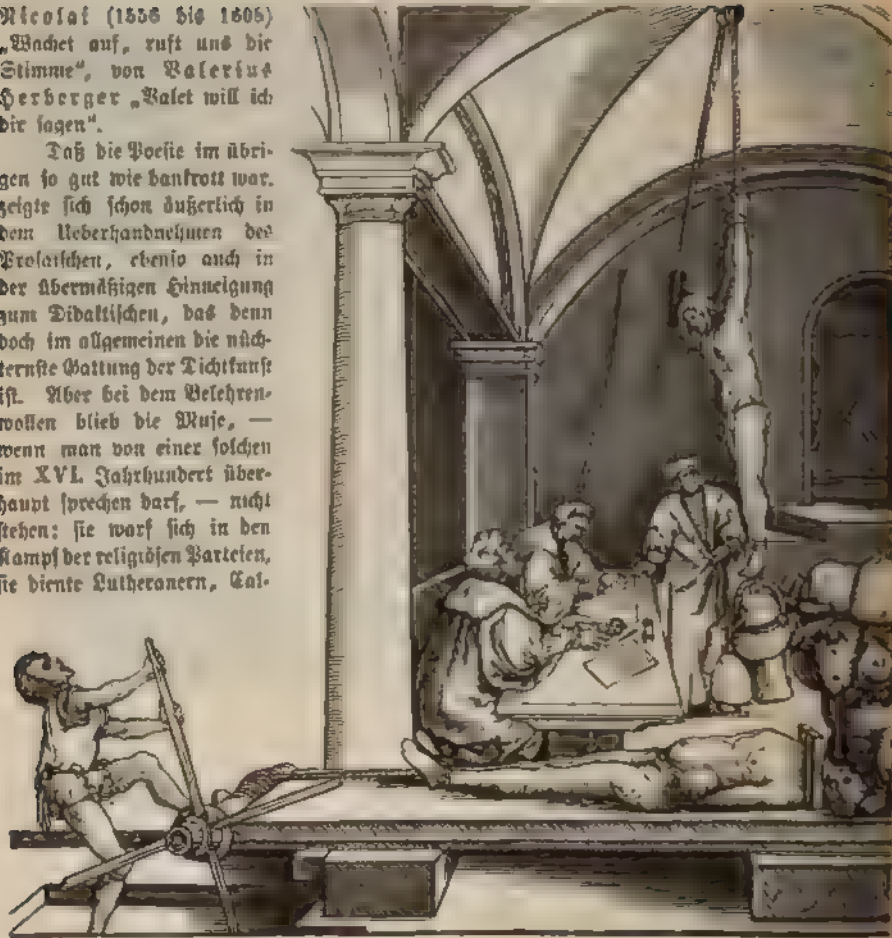
Bei dem Interesse, das Hexenprozesse beim Volke erregten, machte die Hexen- und Zaubereidichtung neben den volksmäßig bearbeiteten Sagen und Heldensagen einen großen Theil der deutschen Literatur aus, die im XVI. Jahrhundert auf das traurigste entartet war.

Angenommen Hans Sachs hat das XVI. Jahrhundert seinen einzigen echten Dichter aufzuweisen. Die Volkslieder, die man um diese Zeit zu sammeln begann, übertrifft an Anzahl und poetischem Gehalt bei weitem alles, was damals neu geschaffen wurde. Die latrische Poesie brachte nur noch in den geistlichen und Kirchenliedern Kennen- und Werthes hervor: von Selnecker stammt: „Ach bleib' bei uns, Herr Jesu Christ“, von



Nicolas (1538 bis 1606)  
„Wachet auf, ruft uns die  
Stimme“, von Valerius  
Herberger „Ballet will ich  
die sagen“.

Dah die Poesie im übrigen so gut wie bankrott war, zeigte sich schon äußerlich in dem Ueberhandnehmen des Prosaischen, ebenso auch in der übermäßigen Hinnneigung zum Didaktischen, das denn doch im allgemeinen die nächsternste Gattung der Dichtkunst ist. Aber bei dem Velehrenswollen blieb die Muse, — wenn man von einer solchen im XVI. Jahrhundert überhaupt sprechen darf, — nicht stehen: sie warf sich in den Kampf der religiösen Parteien, sie diente Lutheranern, Cal-



Eine Folterkammer im XVI. Jahrhundert, mit Darstellung der beiden gebräuchlichen Formen der peinlichen Frage: „Stridprobe“ und „Wasserprobe“.

Holzschnitt von Hans Schüsslein um 1620; aus dem „Kochspiegel“.

vinisten und Katholiken zu gegenseitiger Schmähung; sie wurde satirisch und verzag, daß der Kunst in erster Linie erfreuen soll. Gewiß verdienten die Jesuiten die schärfste Abfertigung, es war gut, daß der Dichter warnend auf der Wacht stand, um seinem Volke die Gefahren deutlich zu machen, die von dort her drohten. Ebenso verdienstlich war es, die mannigfachen Gebrechen der Zeit durchzuzeichnen: aber sollte die Poesie in Satire aufgehen? Oder ging es darin unter. Wir erwähnen nur beiläufig die Fabeldichter Erasmus Alberus † 1527 und Barfard Waldis † 1586; auch das allegorisch-satirische Thiergedicht des Gert Hottenhagen, „der Frochmeufeler“, ist nach Form und Inhalt nur eine äußerst unvollständige Leistung. Der berühmteste Vertreter der ganzen Richtung ist der Elssasser Johann Fischart, genannt Menzer † 1599. Wenn man ihn bloß als Satiriker betrachtet, mag er als eine Art Genie gelten, denn mit unerhöflicher Laune, beiweitem Witz und

them Humor weiß er die Gebrechen seiner Zeit und Zeitgenossen, insbesondere die Schwächen der Courtiganner, der Jesuiten, zu geißeln: man mag zugeben, daß Ritschart's Spott die bittersten Seiten trifft. Sein Patriotismus, seine Weisheit soll nicht angezweifelt werden, ist einmal sein hoher Geist, seine erhabene Gesinnung. Dennoch nimmt er auf dem deutschen Prosa keine hohe Stellung ein, und wären seine Schriften noch zehnmal beliebter und verbreiteter gewesen, als dies wirklich der Fall war: denn seine Beliebtheit beweist nicht, daß der Unschmack seiner Zeitgenossen nicht der schlimmste Unschmack war, wenigstens die völlige Verneinung wahrer Poesie.

Sein berühmtestes Werk ist eine freie Uebersetzung des Gargantua des Franzosen Rabelais (1533) und erschien 1575 unter einem unendlich affektirten Titel<sup>\*)</sup>, schon 1573 aber unter dem Titel „Aller Praktik Großmutter“<sup>\*\*)</sup> ebenfalls nur nach Rabelais' Muster, den Abgesangern der Zeit in Bezug auf Nationalitäten und Kalendermächten abzugeben. Auch hier sollte der Titel auf jeden Leser von Geschmack eher abstoßend als anziehend wirken.

Ritschart bewies eine außerordentliche Gewandtheit in bis dahin für unmöglich gehaltenen Verbindungen, aus denen er die halzbrechendsten Perioden schuf. Unbedingt wird selbst an seinen Bewunderern zugegeben, daß sein Stil das Ungeheuerlichste ist, was die deutsche Sprache je hervorgebracht, daß Ritschart die Sprache despotisch behandelt hat. Sollte dies schon ein Grund sein, den Erfinder der „strenachimmigen, sandammerigen“ Zeitgebreden eigen Sprachbrutereien zu feiern? Die deutsche Nation hat wol nicht ohne Grund die Lehren dieses Mannes, in dem sich „das Jahrhundert mit seiner ziellosen Beweglichkeit, der bahnlosen Unruhe, seiner Verwirrung mit tausend Tingen, seiner Träpütir- und Streichir“ personifizirt, nachmal's ziemlich unbeachtet gelassen: seine Werke sind wichtiger für die Geschichte, als für die Entwicklung der Literatur. Auch sein geprüfenes „Glückhaftes Leben“ bezeugt nur einfach die lustige Fahrt der Räuber mit dem Hirsche, den sie noch von nach Straßburg brachten.

Man würde sich, wenn man die literarischen Produktionen des XVI. Jahrhunderts anseh, darüber wundern, daß Luther's sprachschöpferische That so wenig unmittelbare Folgen in der Entwicklung der Sprache gehabt hat und im Gebrauche derselben eine ungemeine Fortschrittslosigkeit herrscht. Aber einerseits kam die Bibelübersetzung nur der Prosa zugute, während anderseits wandten sich die Gelehrten und Gebildeten, die allenfalls Geschmack besaßen, hochachtungsvoll von der deutschen Literatur ab und dichteten in lateinischer Sprache für ihre Gleichen. Aber genug: kam es dann vor, daß solche humanistische Dichter, der dem Volke selbst natürlich unverständlich blieb, wenigstens Vollständigkeit's deutesch in seine Dichtungen aufnahmen. Zu diesen gehört der durch sein tragisches Ende berühmte Württemberger Melchior Adam (1547–1599).

Als seinen ungewöhnlichen Wüthener, dem Herzog von Württemberg, erzürnte er sich, wurde im Urach gefangen gesetzt und fand bei einem Muthverluch durch den Sturz von dem Thurm einen jähen Tod. Seine beste Komödie ist „Julius redivivus“: der dem Grabe entkommene Cäsar, auch Cicero wundern sich über die Fortschritte der Deutschen und erfahren, was die Jungen aus den alten Römern geworden sind.

Einen wirklichen Fortschritt machte in diesem Jahrhundert nur das Drama, das unter

\* „Herrschende, pauperschene, geschichtliche, von Taten und Raten der vor langen Zeiten wohl beherrschten Felder und Herren Grandgustier, Gargantua und Rabelais“.

\*\* „Aller Praktik Großmutter, das ist, die dargebrachte pantagruelische Betrugdich der Trachtmittag, Laßtel, Bauernregel und Wetterwachen u. s. w. durch den Wüthener Melchior Adam Melchior Adam Melchior Adam von Aristophanes Rabelais.“



dem Einfluß der englischen Komödianten, namentlich durch Jakob Ayrer († aus Nürnberg, sich über die Fastnachtsspiele zu erheben begann, indem man all auf Entwerfung einer dramatischen Intrigue loskamenerte.

So wird man zugeben müssen, daß sich das XVI. Jahrhundert als ein in rischer Hinsicht armseliges Zeitalter kennzeichnet, dem eigentlich schöpferische Kraft inne wohnt. Dem entsprechend bricht denn auch in der nächsten Zeit die Nachahm vollen Strömen herein und überfluthet, allen Gegenbestrebungen zum Trotz, unsere Li mit fremdartigen Stoffen und fremdartigen Formen.

Die Literatur erweist sich eben auch hier als Spiegelbild der Volk und Volkskraft: willenlos und widerstandsunfähig ließ die deutsche Nation fremde Kriegsheere den Boden des heiligen Vaterlandes zertreten.

---



Soldatenabschied um 1600.  
Gleichzeitiges Kostümblatt von Theodor de Bry.

## XII. Das Zeitalter des großen Kriegs.

### I Die Vorspiele des dreißigjährigen Krieges. Gründung der Union. Der Majestätsbrief.

Es bedurfte einer augenfälligen That, um die Protestanten an die drohende Gefahr zu erinnern und sie zu festerer Einigung zu vermögen. Der kleinen schwäbischen Reichsstadt Donauwörth, deren Besitz stets das Ziel der römisch-katholischen Mächte gewesen war, bestand inmitten der fast ganz protestantischen Bürgerchaft eine kleine katholische Gemeinde. Gestützt auf ein Reichsmandat von unerschütterlicher Gültigkeit, veranstaltete dieselbe am 25. April 1606 nach altem Herkommen eine feierliche Prozession, die von fanatischen 1606  
Katholiken angegriffen und zerstört wurde. Da ließ sich der Herzog Maximilian mit dem Schutze der Katholiken durch den Kaiser beauftragen (Juli, 1607) und erwirkte, als seine Kommissare in Donauwörth gleichfalls 1607  
angekommen, die Abreise gegen die unglückliche Stadt (3. August 1607).  
Die Verhandlungen, welche den Vollzug des Urtheils verhindert haben  
den, führten an dem Widerstande der Bürgerchaft; trotz mannigfacher  
Anträge wurde die Execution der H. A. dem Kaiserlichen übertrugen, welcher die

Stadt am 17. Dezember 1607 besetzen ließ. Da Maximilian sofort die Gegenreformation mit allen Mitteln der Gewalt ins Werk setzte, konnte kein Zweifel darüber bestehen, daß dieser Vorfall ebenso sehr zur Schädigung der Protestanten, wie zur Mehrung des bairischen Territorialbesitzes dienen sollte.

Als daher kurz darauf sich zu Regensburg ein Reichstag versammelte, auf welchem sich Kaiser Rudolf II. Geldmittel für einen neuen ungarischen Krieg bewilligen lassen wollte, beantwortete man sein Verlangen mit der Forderung, daß der Religionsfriede förmlich und ausdrücklich erneuert werde. Die katholischen Fürsten stellten aber die Gegenforderung, daß vorher alle seit 1555 eingezogenen geistlichen Güter der Kirche zurückgegeben werden müßten. Hierauf gingen die Protestanten nicht nur nicht ein, sondern erklärten förmlich, daß sie ihren gegenwärtigen Besitzbestand nöthigenfalls mit Waffengewalt schützen würden. Ende 1608 April 1608 löste sich der Reichstag auf, ohne daß über das Schicksal von Donauwörth ein Beschluß gefaßt war. Trotz aller Gegenbemühungen der Protestanten wußte sich Maximilian im Besitz der Stadt zu erhalten, — die Aufmerksamkeit seiner Gegner wurde gar bald auf größere, wichtigere Vorgänge gelenkt.

Indessen bewirkten die Erfahrungen des letzten Reichstages doch so viel, daß die protestantischen Fürsten, besonders angefeuert durch Christian von Anhalt, zu einem engeren Bündniß zusammentraten. Am 14. Mai 1608 schlossen Friedrich IV. von der Pfalz, der Pfalzgraf von Neuburg, der Herzog von Württemberg, Georg Friedrich von Baden und die brandenburgischen Markgrafen von Kulmbach und Ansbach in dem Dochtmarhausen die sogenannte „Union“, zunächst auf zehn Jahre. Der Bund sollte die Mitglieder gegen das Kammergericht und die Willkür des Reichshofraths schützen und sie in ihrem Besitzstande sichern. Bundesbeiträge sollten zur Aufstellung eines Bundesheeres dienen. An die Spitze der Union trat ein Director; zunächst wurde diese Würde dem Pfalzgrafen übertragen.

Aber nicht allein für die evangelischen Bekenntnisse sollte die Union ein festes Bollwerk sein; sie wollte auch auf die politische Gestaltung Deutschlands einwirken: in Sachen der Freiheit und Hoheit deutscher Stände versprachen die Verbündeten alle für einen Mann zu stehen.

Noch in demselben Jahre erweiterte sich der Bund durch den Zutritt der Städte Straßburg, Ulm und Nürnberg; der Anschluß von Brandenburg und Hessen erfolgte am 29. Januar 1610. Auch suchte man in diesem Jahre weitere Stützpunkte in der Schweiz, Dänemark, England und Holland. In Nord- und Mitteldeutschland gewann der Bund keine weitere Ausdehnung; in Süddeutschland traten zwar noch viele Städte bei, aber gerade hier so zahlreichen Grafengeschlechter hielten sich fern, weil nach ihrer Meinung Fürsten eine allzu bevorzugte Stellung eingeräumt war.

Nicht allein die gefährdrohende Uebermacht Baierns hatte die Union ins Leben gerufen: ihre Gründung hängt vielmehr auch mit den Wirren zusammen, welche gleichzeitig im österreichischen Hause herrschten und zu äußerst gewaltsamen Ereignissen führten.

Die Beherrschung des Kaisers Rudolf hatte namentlich in Ungarn, Mähren und Böhmen eine heftige Oppositionspartei geschaffen, die sich theils aus ständischen, theils aus protestantischen Elementen zusammensetzte. Auf diese Opposition lautete Rudolfs ehrgeiziger Bruder Matthias seine eigenmüthigen Pläne, deren Verwirklichung ihn auch die anderen Erzherzöge nicht hinderten. Eine Macht war, durch das vereinigte Heer der ungarischen, mährischen und böhmischen Ständevereinigungen, die er durch die Aussicht auf ständische und religiöse Freiheiten leicht gewann, die Thronentfugung Rudolfs zu erzwingen. Verblüfft hatte der Kaiser auf die vermittelnde Hilfe des Reiches, indem er bei Niederkunft des Donauvorther Handels soeben einen großen Theil der Reichseinkünfte erquart hatte: durch einen raschen Einfall in Böhmen nothigte Matthias den Bruder zu einem Vertrage (zu Gyaslau oder Sterbehol, den 25. Juni 1608), in dessen ihm Rudolf die Regierung Böhmens, Ungarns und Mährens abgeben mußte. Nach diesem Erfolge waren dem Sieger seine Bundesgenossen doch sehr unbequem, und am liebsten hatte er die gemachten Versprechungen zu erfüllen. Doch mußte er den Umständen Rechnung tragen: Mähren errang am 30. August 1608 die völlige Wiederherstellung des ständisch-feudalen Regimes und hinreichende Toleranz bezüglich der Glaubenssache, in Ungarn, wo Matthias am 19. Novbr gekrönt wurde, ward sogar das Verbot gegen die Jesuiten



Uebertragung der Krone Ungarns an Matthias.

Das österreichische Historische Archiv

erneuert. In Oestreich wollte Matthias, erbherrliche Rechte in Anspruch nehmend, sich in der Glaubenssache zu weniger weitgehenden Zugeständnissen bequemen, aber auf Betrieb einer vermittelnden Partei unter seinen Räten und unter dem Drucke der Union, die eine Botschaft nach Wien geschickt hatte, entschloß er sich, auch den österreichischen Ständen das Maß von Duldung zu bewilligen, dessen sie unter Maximilians II. milder Regierung sich erfreut hatten.

Am wichtigsten für die Folgezeit war aber der Gang der Ereignisse in Böhmen. Es war natürlich, daß die Böhmen, welche bisher ihrem Herrn die Treue bewahrt hatten, obwohl sie dieselben Beschwerden vorzubringen hatten, wie die Stände der übrigen Kronländer, nunmehr auch mindestens den gleichen Dank für ihr Verhalten beanspruchten. Da die spanisch-römische Partei am kaiserlichen Hofe jedes Zugeständniß an die Ketzer beharrlich widerrieth, ging es <sup>1609</sup> seit dem März des Jahres 1609 in Prag sehr bewegt zu; schon wurden Stimmen laut, „der König taue nichts, man müsse einen besseren haben.“ Ende Mai ließ ein ständisches Direktorium eine allgemeine Volksbewaffnung anordnen. Zuletzt gab Rudolf doch nach; am 9. Juli erschien der verhängnisvolle „Majestätsbrief“, welcher den böhmischen „Utraquisten“ — das Wort „Protestanten“ war ängstlich vermieden worden — freie Religionsübung gestattete. Die Prager Universität ward den protestantischen Ständen wieder eingeräumt, ihnen außerdem ein Kollegium von 24 „Glaubensvertheidigern“ bewilligt. Die Quelle der schwersten Verwicklungen aber wurde nachmals der Artikel, laut dessen den Nichtkatholiken das Recht gewährt wurde, Kirchen und Schulen zu errichten: hier war die feste Schranke nicht inne gehalten, welche das Reformationszeitalter mit den Worten bezeichnete: „Wessen das Gebiet ist, dessen ist auch der Glaube.“

Dieser Artikel, der später den Ausbruch des böhmischen und damit des dreißigjährigen Krieges zur Folge gehabt hat, lautet im deutschen Text: „Im Fall auch jemand aus den vereinigten dreien Ständen dieses Königreiches sub utraque über die Kirchen und Gotteshäuser, deren sie allbereit im Besiz seyn und die ihnen zuvor geständig, dabey sie friedlich gelassen und geschützt werden sollen, es sey in Städten Märkten Dörfern oder anderswo, noch mehr Gotteshäuser und Kirchen zum Gottesdienst oder aber Schulen zu Unterrichten der Jugend aufbauen lassen wollte, werden solches sowohl der Herren- und Ritterschaft als auch die Prager, Rutenberger und alle andern Städte gesamt und sonders jedweder geraum und frey thun können ohne allermäniglich verhinndern.“

Die Wirkungen des Majestätsbriefes wurden für jetzt noch dadurch gelähmt, daß die namhaftesten Katholikenführer, Lobkowitz, Martiniz und Slavata, welche in dem Majestätsbrief eine erzwungene und darum unverbindliche, sündhafte Nothmaßregel sahen, die höchsten Stellen in der Landesregierung einnahmen.

## 2. Die Liga und der Jülich'sche Erbfolgestreit (1609).

In den energischen Katholiken im Reich mußten die Vorgänge in den holländischen Exlanden die höchste Besorgniß erregen. In Oesterreich schien alte Glanz keine Stütze mehr zu finden, und je mehr die Union bei dem Kaiser ihren Einfluß geltend machte, desto mehr wuchsen die Besürchtungen des Gegners im Reich. Niemand hatte das Erstarken des Protestantismus so zu fürchten, wie Maximilian. Wie leicht konnte man ihn wegen des dann orthor Handels zum Ziel des Angriffs wählen! Schon seit dem Jahre 1600 hatte er sich zu sichern gesucht: am 10. Juli 1609 vereinigte er sich mit den Herren von Würzburg, Konstantz, Augsburg, Straßburg, Passau und Regensburg, dem Probst zu Ellwangen und dem Abt zu Kempten zu einem katholischen Bund, dessen Haupt er selber war. Der Zweck der auf neun Jahre geschlossenen „Liga“ war die Vertheidigung der katholischen Konfession und ihrer Glieder, die Handhabung der Reichsabschiede und des Religionsfriedens. Dem Kaiser gegenüber wahrte sich die Liga eine durchaus selbständige Stellung. Der Kaiser sollte zu „künftiger, gelegener Zeit“ zur Genehmigung des Bundes aufgefordert werden. Auf einem Kurfürstentage zu Mainz (August 1609) in Mainz, Trier und Köln der Liga bei, die nun auch Anerkennung bei den deutschen katholischen Nachbarstaaten suchte. Oesterreichs Einfluß wünschte Maximilian zu halten, wie er überhaupt die Seele des Bundes zu bleiben gedachte: die Wahl des Mainzers zum Mit-Bundessobersten erfüllte ihn mit Mißguthen. Freilich konnte er voraussehen, daß weder Oesterreich noch Spanien seine Bestrebungen fördern werde, so lange er seine beobachtende Stellung beibehielt. Indes war die Zeit nicht fern, da Habsburg und die Liga durch gemeinsame Interessen einander in die Arme geführt wurden. Zunächst stießen Liga und Union aneinander, so heftig, daß eigentlich schon jetzt die Welt vor einem europäischen Kriege wachgerufen wurde. Die Veranlassung zum Zusammenstoß gab der am 25. März 1609 erfolgte Tod des letzten Herzogs von Jülich, Cleve und Berg, des kinderlosen, blodsinnigen Johann Wilhelm. Die Erbfolge über die Erbfolge war um so wichtiger, als in diesem aussterbenden Territorium — denn auch die Grafschaften Mark und Ravensberg waren von jenen Herzogen erworben — eine größtentheils protestantische Bevölkerung von einem katholischen Fürstenhause bisher beherrscht worden war. Wer nun die katholische oder die protestantische Partei durch Uebernahme dieser Erbfolge zu veranlassen? Einzuweisen schien der Zuwachs auf jeden Fall der letzteren zu kommen zu sollen, denn von den sieben Bewerber gehörten die beiden Kurfürsten, der Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg und der Kurfürst Wolfgang Wilhelm von Neuburg dem evangelischen Bunde an, ebenso Sachsen, dessen Ansprüche in dritter Linie standen.

Die diese Ansprüche beruhten auf der dem Herzogthume vom Kaiser bewilligten Erbfolge. Johann Wilhelms älteste Schwester Maria Eleonore war mit dem



jungen Herzog Albrecht Friedrich von Preußen vermählt, dessen älteste Tochter im Johann Sigismunds Gemahlin war. Der Kurfürst Philipp Ludwig von Brandenburg eine jüngere Schwester Johann Wilhelms, Anna, geheiratet, und sein Sohn Johann Wilhelm konnte sein besseres Erbrecht nur damit begründen, daß seine Mutter noch während deren ältere Schwester Maria Eleonore schon todt war, ehe der Erbsohn des Sachsens Erbrecht bezuhte darauf, daß Johann Friedrich mit der Kurfürstin des letzten Herzogs vermählt gewesen war.

Um nicht ihre Ansprüche an einen Dritten zu verlieren, verständigten sich Brandenburg und Pfalz Neuburg im Dortmunder Vertrage, das Land bei Entscheidung der Rechtsfrage gemeinschaftlich zu verwalten: die Städte Köln, vier, unter ihnen das feste Jülich, leisteten auch die Guldigung. Der Kaiser aber, von den katholischen Fürsten gedrängt, beauftragte seinen Neffen Johann das Land in Sequester zu nehmen. Durch Verrath setzte er sich in den Besitz von Jülich und bat die Liga, deren Mitglied er war, um Unterstützung. Sie gegenwärtig Brandenburg und Neuburg nicht, die Hilfe der Union anzunehmen, sondern wandten sich an England, Holland und Frankreich, dessen König Heinrich IV. sich grade damals mit dem Gedanken trug, durch Schwächung der habsburgischen Macht das europäische Gleichgewicht zu begründen. Der Kaiser nahm sich der Hilfesuchenden ernstlich an und schloß zu Schwabmühlthal mit



Belagerung von Jülich 1610.

Das Jülich war damals eine wichtige Festung, deren Hauptstelle zur Befestigung des gleichzeitigen Krieges durch den Kaiser zu erhalten war.

es frühzeitigen Todes starb, stellte die Union im Oktober den Kampf streitige Land ward bald der Schauplatz trauriger Kämpfe zwischen unter Spinola und Holländern unter dem Prinzen von Oranien, da sich rg und Pfalz-Neuburg veruneinigten und erst im Jahre 1614 durch ig von Ranten zu neuer Verständigung gelangten.

m sich die Hilfe der Katholiken zu verschaffen, trat der Pfalzgraf im November er römischen Kirche über. Der nur einen Monat später erfolgte Uebertritt des burgerd zum reformirten Bekenntniß, — dem die Holländer angehörten, — ist zu l, als daß man die Vermuthung abweisen könnte, es seien für Johann Sigismund ol politische als religiöse Momente bestimmend gewesen.

### 3. Das Ende des Kaisers Rudolf II.

Jülich-Kleve'sche Sache nicht schon im Jahre 1610 größere Ausdeh- 1610  
gewann, hing zum Theil mit den Irrungen im habsburgischen Hause  
So theilnahmlos Rudolf II. auch sonst in Regierungsangelegenheiten  
ihn die Hinterlist seiner Brüder, vor allem Matthias', aufs äußerste  
Er gedachte, durch eine Aenderung der Thronfolge den letzteren um die  
Herrschaft zu bringen: selbst die feierliche Abbitte, welche die Erz-  
rbinand und Maximilian in Matthias' Namen (Oktober 1610) leisteten,  
versöhnt. Ueberdies wünschte er die trotziger als je sich erhebende  
ht in Böhmen zu brechen. Aber seine Pläne mißlangen völlig. Eine  
Erhebung der Prager gegen die von Rudolf ins Land gerufenen  
achte ihn zum Gefangenen in seiner eigenen Hauptstadt. Die Stände  
thias herbei, der dem Hilflosen nun auch die böhmische Krone nahm  
1). Der Kaisertitel blieb ihm, doch soll Rudolf, der Ueberlieferung 1611  
Feber, mit der er seine Abdankung als König unterschrieb, zerbißen



„Eigentliche Abcontrafactur, wie die Rom. Kat. Mat: Rudolfus, nachdem derselbe den 21. Januarii 1619 Tobias verabschiedet, in der Audienz-Stuben öffentlich sel gesehen worden.“ Kupferstich von J. C. Schütz.

#### 4. König Matthias (1612–1619).

Noch bei Lebzeiten Rudolfs war die Frage, wer sein Nachfolger im Reich werden sollte, lebhaft erörtert worden. Die Brüder des Kaisers und Philipp III. von Spanien, der anfangs selbst Lust zur römischen Krone verhegte, hatten sich zuletzt auf Matthias geeinigt; Rudolf selbst hätte dagegen die Krone am liebsten dem Erzherzog Leopold zugewendet, für den die geistlichen Kurfürsten und auch Sachsen gewonnen wurden. Dennoch verrieth der Einfluss der spanischen Gesandten Jüñiga Matthias die ersehnte Warde. Am 3. Juni 1612 er zu Frankfurt einstimmig gewählt.

Matthias stand jetzt im Alter von 55 Jahren: das geringe Kapital von Kraft und Energie, das die Natur ihm gegeben, war bei seiner Thronbesteigung bereits aufgezehrt. In dem Augenblick, wo er der Thatkraft am meisten bedurfte, war seine Seele nur noch für Spielereien und eitle Ehrenbezeugungen empfänglich. Gleich seinem Bruder mied er fast ängstlich jede geschäftliche Thätigkeit, sein Antheil an den Geschäften beschränkte sich auf die Unterzeichnung seines Namens. In seiner Neigung zu prunkvollen Veranstellungen war dagegen seinem Bruder, der die Zurückgezogenheit liebte, unähnlich.



Kronung des Kaisers Matthias im Saal zu Frankfurt.

(Aus Gottfrieds Ehrenbrecht Chronik.)

gen fand er an den Späßen seines Hofnarren Nelli, auch liebte er die die größte Freude aber gewährten ihm die Kunstschätze, die er von Alexander ererbt hatte. Diese prachtvollen Sammlungen immer wieder zu neu und von neuem zu ordnen war seine höchste Lust; seine letzten Befehle die Umarbeitung eines Kunstwerkes. Alles in allem war Matthias ein alter Mann, der die Ruhe liebte und froh war, wenn man ihn in

die Schwelge, welche dieser Fürst trotzdem zeitweise errang, verdankte er Minister Melchior Khlesl.

Der Sohn eines Wiener Bäckers (geb. 1573), mit achtzehn Jahren Jüngling des Reiches, hatte er sich im Kirchendienst emporgeschwungen und war zuletzt Matthias' Hofprediger geworden. Er hatte bisher alle Schritte desselben geleitet, auf ihn ruhte die protestantischen Fürsten ihre Hoffnung. Denn, ursprünglich ein rüchtd-amer Herr, war er durchgreifende Wiederherstellung des Katholizismus, war er aus dem Reich der Kirche ein gewandter Staatsmann geworden; er wollte den Frieden mit den Protestanten, hatte er erklärt, nicht weil er sie liebe, sondern weil der Krieg zwischen ihnen zu beiderseitigem Verderben führen müsse.



Als nun der Kaiser einen Reichstag nach Regensburg ausschrieb, einigten die Mitglieder der Union zu Rothenburg (März 1613) dahin, dem Reichs-<sup>1613</sup> jede Befugniß zur Entscheidung von Glaubenssachen abzusprechen, ertheilten dem Pfalzgrafen die Vollmacht, einen Bund mit Holland zu schließen, was vor Eröffnung des Reichstages geschah. Da aber auch die Mitglieder der im Februar 1613 zu Frankfurt getagt und beschloßen hatten, alle seit 15 gechehenen Besitzveränderungen als unrechtmäßig zu verwerfen, war die Aussicht auf einen gedeihlichen Ausgang von vornherein sehr gering. Uebrigens ließ Matthias den Regensburger Tag, den letzten, der in alter Weise zusammen- kam, keineswegs vorwiegend um der Religionsache willen: er wollte eine Türken- je einfordern. Die Unirten erklärten sich zur Bewilligung bereit, wenn endlich ein Reichsweiden Abhilfe geschafft würde, namentlich hinsichtlich der Reichsstadt manwörth. Sie ließen sich auch nicht umstimmen, als der Kaiser zur Erle- zung der religiösen Irrungen einen besonderen „Kompositionstag“ verhiel. e Katholiken bewilligten die Hilfe und ermunterten den Kaiser zu rücksichts- am Vorgehen gegen die Widerspenstigen. Davon war nun Matthias freilich it entfernt, aber er mußte den Reichstag ohne jedes Resultat schließen.

Die Hartnäckigkeit, mit welcher der Kaiser die Forderungen der Union rückwies, hing mit einer bedeutungsvollen Veränderung in der Organisation : Liga zusammen. Dem Bischof Khlesl war der vorwaltende Einfluß des unbewußten Baiernherzogs sehr unbequem gewesen; jetzt wurde Maximilian : eigentlichen Leitung beraubt und dem Kaiser eine dominirende Stellung ein- sumt. Der Bund zerfiel fortan in drei Kreise, einen bairischen, einen öst- lichen und einen schwäbischen; österreichische Erzherzoge wurden die Direktoren den beiden letztgenannten Kreisen, jedem kriegerischen Unternehmen sollte eine rige bei dem Kaiser vorangehen. Daß gar auf den Beitritt protestantischer ände gerechnet wurde, war vollends nicht nach dem Geschmacke Maximilians, sen Stellung ohnehin bedeutend herabgedrückt wurde.

Auf dem Reichstage zu Regensburg wurde auch lebhaft darüber verhandelt, r einmal nach Matthias dessen Nachfolger werden solle. Denn da von Matthias ne Nachkommenschaft erwartet wurde, fürchteten die Bischöfe und besonders geistlichen Kurfürsten, daß die Protestanten im gegebenen Fall einen aus er Mitte auf den Thron erheben würden. Darum baten sie — auch der pslische Nuntius schloß sich ihnen an — den Kaiser inständig, die Nachfolge reits jetzt zu regeln. Als Personen ihres Vertrauens bezeichneten sie die Erz- zoge Albrecht und Ferdinand, die freilich beide, jener als Spanier, ier wegen seiner mönchischen Gesinnung in Deutschland gleichmäßig unbeliebt rten.

Da aber der Kurfürst von Köln, der Erzherzog Maximilian und der päpst- liche Nuntius sich eifrig für Ferdinand verwandten, würde sich wenigstens die habsburgische Partei hier über den Thronkandidaten geeinigt haben, hätte dies nicht der spanische Gesandte Zúñiga hintertrieben. Derselbe hatte nämlich schon vorher bei Matthias für die Nachfolge des spanischen Infanten Karl wirken



müssen, dessen Vater Philipp III. durchaus nicht gewillt war, ohne bedeutende Entschädigungen von seinem Plane abzustehen; ja er behauptete sogar, auf Böhmen und Ungarn ein näheres Anrecht zu haben, als die steirische Nebenlinie, welcher Ferdinand angehörte. Zutüta veranlaßte also in Regensburg die Kurfürsten, die Entscheidung über diese Frage zu vertagen, welche nunmehr Gegenstand jahrelanger Verhandlungen und Intriguen im österreichisch-spanischen Hause und auch im Reiche wurde. Namentlich Rhlesl suchte die Entscheidung auf jede Weise zu verzögern; nicht daß er grundsätzlich ein Gegner Ferdinands gewesen wäre, der ehrgeizige Mann fürchtete aber, den größeren Theil seines Einflusses zu verlieren, wenn die Nachfolge geregelt war. Es kam soweit, daß der Erzherzog Maximilian sogar am liebsten zu Gift und Doldz gegriffen hätte, um den verhassten Diplomaten zu beseitigen.

Aber zwischen Rhlesl und den österreichischen Erzherzogen bestand auch eine bedeutende sachliche Meinungsverschiedenheit. Rhlesl beabsichtigte, vor der Wahl die beiden Konfessionen miteinander auszusöhnen; die Erzherzoge hofften, eine Majoritätswahl auch ohne Rücksicht auf Brandenburg und Kurpfalz durchzusetzen. Bis zu welchen gewaltsamen Plänen sie sich verstiegen, zeigte eine Denkschrift 1616 welche der Erzherzog Maximilian im Februar 1616 dem Kaiser einreichte. Mit Hilfe des spanischen Hofes sollte Ferdinand eine gewaltige Kriegsmacht auf dem Boden des Reiches aufstellen, alle Ungehorsamen schrecken, von den jüdischen Landen aus den Krieg gegen die protestantischen Niederlande beginnen und das Reich einer förmlichen Militärdiktatur unterwerfen.

Als diese Anschläge bekannt wurden, machten sie natürlich ungeheures Aufsehen. Die protestantischen Reichsfürsten hatten jetzt gegründetes Recht zu der Anklage, das Haus Habsburg wolle das kurfürstliche Wahlrecht vernichten, die Kaiserwürde erblich machen, das Reich vergewaltigen.

Aber fast noch mehr als die Protestanten, war Maximilian von Baiern über jenen Plan betroffen. Eine derartige habsburgische Armee schien auch für Baierns Machtstellung nicht ungefährlich; großend gab er zu Anfang des Jahres 1616 sein Amt als Direktor der Liga auf; es schien ihm das einzige Mittel um zu verhüten, daß das bairische Haus und andere katholische Stände die Sklaven Oesterreichs würden.

Endlich im März des Jahres 1617 gab der spanische Hof gegen angemessene Entschädigung — vor allem das Elsaß wurde abgetreten — und gegen die Zusicherung, daß die spanische männliche Nachkommenschaft vor Ferdinands weiblicher Descendenz in zukünftigen Erbfällen den Vorrang haben solle, seinen Widerstand auf, und nun ordneten sich die Verhältnisse des Erzherzogs Ferdinand auch in den österreichischen Kronländern leicht. Obwol in Böhmen eine starke Partei, geführt vom Grafen H. Matthias von Thurn, die Wahl Ferdinands als die größte Gefahr der Glaubensfreiheit bekämpfte, setzten die Katholikenfürher Vobskowiz, Slavata, Martiniz und Adam von Sternberg ihren 1617 Willen durch; den 29. Juni 1617 erfolgte Ferdinands Krönung zum böhmischen Könige. Zu einer eigentlichen Wahl war es gar nicht gekommen: die

**Anhänger** Ferdinands bewiesen unwiderleglich, daß Böhmen seit dem Jahre 1526 **ein** Erbreich sei: Ferdinand wurde ausdrücklich nicht gewählt, sondern als König „**einstimmig** angenommen“. So kleinmüthig die Opposition in der Wahlfrage **nachgegeben** hatte, bestand sie doch mit Eifer darauf, daß Ferdinand „**alle Rechte und Privilegien in allen Punkten und Klauseln**“ bestätigte: ausdrücklich **wurde** betont, daß diese ängstliche Sorge dem Majestätsbrief gelte. Vergeblich **suchte** Slavata dies zu hintertreiben: wollte Ferdinand nicht alle **Hoffnung verlieren**, auch in Deutschland zur Krone zu gelangen, so durfte er nicht in Böhmen eine Gegenreformation, wie einst in Steiermark, in Szene setzen. Das Prager Jesuitenkollegium half ihm zudem über alle Gewissensbedenken leicht **hinweg**; es erklärte auf seine geheime Anfrage, Ferdinand würde den Majestätsbrief nie haben ertheilen dürfen, möge ihn aber bestätigen, wenn er anders nicht zur Regierung gelangen könne.

Eine charakteristische Szene spielte zwischen Ferdinand und Slavata, als sich der König in feierlichem Zuge zur Krönung in die Kirche begab. Ferdinand äußerte: „Ich bin doch froh, daß ich die Krone ohne Gewissensbisse erlangt habe.“ Slavata zuckte mit den Achseln.

#### 5. Ferdinands Werbung um die deutsche Krone. Seine Krönung in Ungarn (1618).

**S**owie Ferdinand in Böhmen zum Ziele gelangt war, traf er seine Vorkehrungen, um sich auch die Nachfolge im deutschen Reiche zu sichern. Zuerst sollte der Kurfürst von Sachsen gewonnen werden; war man seiner und der geistlichen Kurfürsten gewiß, so konnte man nöthigenfalls die Wahl Ferdinands **erzwingen**. Uebrigens war man österreichischerseits darauf gefaßt, daß es ohne Zugeständnisse in der Religionsache nicht abgehen werde, und daher auch bereit, auf einem Kurfürstentage den religiösen Ausgleich zur Sprache zu bringen. **Übiger**, als irgend erwartet werden konnte, zeigte sich Johann Georg von Sachsen, den Ferdinand mit seinem Besuch in Dresden beehrte. Er machte seine Zustimmung zu Ferdinands Erhebung nicht einmal von dem religiösen Ausgleich abhängig und versprach den Kurfürstentag zu besuchen, der auf den Februar des Jahres 1618 angesetzt wurde. So gab der lutherische Kurfürst die Sache seiner Glaubensgenossen bedingungslos preis. Dagegen machte der Pfalzgraf die größten Anstrengungen, Ferdinands Pläne zu durchkreuzen und einen geeigneten Gegenandidaten zu finden. Er hatte früher sich mit der Hoffnung geschmeichelt, die Böhmen würden niemals in Ferdinands Wahl willigen; die letzten Vorgänge bereiteten ihm bittere Enttäuschung. Aber die deutsche Krone sollte Ferdinand wenigstens nicht tragen. Der Pfalzgraf richtete sein Augenmerk anfänglich auf den Herzog von Lothringen, erhielt aber eine ablehnende Antwort. Nun wandte er sich an Maximilian von Baiern, von dem er annahm, daß er mit den Habsburgern unzufrieden sei: aber der

Herzog erklärte offen, daß ihm die angebotene Würde lediglich als Bürde erscheine und versicherte Ferdinand auf das bestimmteste, daß er nie daran denken werde, als Thronbewerber aufzutreten. Auch ein Besuch des Pfalzgrafen in München stimmte ihn nicht um, und so standen Ferdinands Aussichten im Frühjahr 1618 nicht ungünstig; indes wurde die Berufung des Kurfürstentages hinausgeschoben, um Ferdinand auch in Ungarn zum Siege zu verhelfen. Mit Hilfe der katholischen Magnatenpartei glückte dies vollständig; am 16. Mai 1618 gewählt, wurde Ferdinand am 1. Juli gekrönt.

### 6. Der Ausbruch des böhmischen Krieges (1618).

Während sich Ferdinand mit dem Gedanken beschäftigte, den Kurfürstentag zu besuchen, der Ende Mai zusammentreten sollte, war es in Böhmen zu einer Gewaltthat gekommen, die ihre Wirkungen weit über die Grenzen des Königreiches erstrecken und einen europäischen Krieg entzünden sollte: einen Krieg, in welchem politische Grundsätze, materielle Rücksichten, persönliche Leidenschaften und religiöse Interessen neben- und miteinander bestimmend wirkten und schonungslos durchgefochten wurden.

Ehe von der Gewaltthat selbst, dem sogenannten „Fenstersturz“ vom 23. Mai 1618 berichtet wird, muß die Veranlassung dieses Ereignisses dargestellt werden.

Schon vor der Wahl Ferdinands hatten sich in Böhmen Streitigkeiten erhoben über die Auslegung des Majestätsbriefes und eines gleichzeitig zwischen den protestantischen und katholischen Ständen geschlossenen „Vergleiches“. Während der Majestätsbrief das Recht des Kirchenbaues nur den Herren, Rittern und königlichen Städten zusprach, sollte derselbe dem „Vergleich“ zufolge auch den Bewohnern der „königlichen“ Güter zustehen. Man fragte sich, ob die geistlichen Güter, über welche die böhmische Krone seit der Hussitenzeit ziemlich frei verfügte, als königlich zu bezeichnen seien oder nicht. Diese Frage wurde von Matthias zum Nachtheil der Protestanten entschieden, welche in der dem dortigen Benediktinerstift gehörigen Stadt Braunau den Bau einer Kirche begonnen hatten. Hierin fanden die durch den Majestätsbrief eingesetzten böhmischen Glaubensdefensoren eine Verletzung der religiösen Freiheit, erließen einen Protest und forderten die Braunauer zur Fortsetzung des Baues auf. Dies geschah; ein protestantischer Prediger ward 1612 angestellt, und die königliche Autorität hatte eine empfindliche Niederlage erlitten. Ruhig benutzten die Protestanten ihre Kirche bis zum Jahre 1614, wo Matthias beschloß, auf den königlichen Gütern durch den Erzbischof von Prag eine Gegenreformation vornehmen zu lassen. Es hinderte denn auch der Abt von Braunau den weiteren Besuch der protestantischen Kirche. Etwas ähnliches geschah in dem Städtchen Klostergrab, dessen Einwohner nach Ertheilung des Majestätsbriefes sich gleichfalls eine protestantische Kirche gebaut hatten. Sie betrachteten sich als freie Reichsstadt zu sein, wurden aber von dem Kloster Neugg als Untthanen betrachtet und so ließ denn jetzt (Ende 1614) der Erzbischof von Prag den Prediger entfernen und die Kirche versiegeln. Die Glaubensdefensoren nahmen sich beider Fälle eifrig an, erhielten aber im Mai 1616 zu Brandeis von Matthias eine schroffe Zurück-

verlang. Nach einer Eingabe, welche die Protestanten im Februar 1617 an Matthias richteten, antwortete in seinen Entschliessungen nichts. Ueberhaupt zeigten seine Erlasse immer deutlich, daß er den Majestätsbrief zu umgehen oder offen zu brechen gewillt war.

Als nun Matthias im November 1617 Böhmen verließ, dessen Regierung er einem aus zehn Personen bestehenden Statthaltererath übergab, wurde ihm gemeldet, die Braunauner Bürger benutzten ihre Kirche wieder und verweigerten die Auslieferung der Schlüssel. Der König bestellte den Braunauner Rath nach Fördubitz und befahl ihm, die Kirche dem Rthe definitiv abzutreten: die Statthalter aber erhielten strenge Befehl, etwaigen Widerstand gewaltsam zu ersticken. Jedoch setzte Matthias seinen Willen nicht durch, obwohl er besondere Kommissarien nach Braunau schickte: die Bürgerschaft schirmte ihr Heiligthum mit Gewalt und blieb bis zum Ausbruch des Aufstandes im Besiz.

Schneller fand der Streit zu Klostergrab sein Ende. Im Dezember 1617 ließ der Erzherzog innerhalb dreier Tagen die protestantische Kirche niederreißen. Diese Gewaltthat erregte in ganz Europa ungeheure Sensation; den böhmischen Protestanten aber leuchtete an, daß nur das Schwert ihre religiöse Freiheit zu schützen vermöge.

Dem blutigen Kampf ging, wie gewöhnlich, ein Geplänkel mit Worten und Thaten voraus. Wegen der braunauner Sache beriefen die Defensores einen protestantischen Tag nach Prag (März 1618) und sandten eine Beschwerde an Matthias, dessen Antwort sie auf einer zweiten Versammlung bekannt machen wollten. Die kaiserliche Antwort war schroffer, als irgend jemand erwartet hatte: sie stammte von Abtes selbst, aber in Prag glaubte man, sie sei von dem Rathen Martiniz und Slavata verfaßt und von diesen nur zur Unterfertigung nach Wien gelangt worden. Der Kaiser stellte alle angeblichen Verletzungen des Majestätsbriefes in Abrede und verbot jede weitere protestantische Zusammenkunft. Gleichwohl beharrten die Leiter der Bewegung auf ihrem Plan und eröffneten am 21. Mai eine zweite protestantische Ständeversammlung. Hier wurde Protest gegen das letzte Verbot verfaßt: Graf Thurn aber und einige andere, die Erbitterung gegen die Statthalter und die habsburgische Herrschaft den höchsten Grad erreicht hatte, beschloßen, durch die Ermordung der beiden verhaßten Statthalter Martiniz und Slavata es zum offenen Bruch mit den Habsburgern zu bringen. Am folgenden Tage stürmten die Verschworenen einmüthig in das Prager Schloß, drangen in das Sitzungszimmer der Statthalter ein und machten ihnen über die letzten Maßregeln schwere Vorwürfe. Martiniz und Slavata merkten die vier Statthalter, die man angetroffen, daß ihr Leben in Gefahr sei. Zwei derselben schonte man, den Oberstburggrafen Adam von Sternberg und seinen Bruder, den Großprior des Maltheiserordens: vergeblich aber bat der dritte um seinen Schwiegersohn Slavata, umsonst flehten dieser und sein Bruder Martiniz um Gnade: sie wurden an das Fenster gedrängt und trotz vergeblicher Gegenwehr in den 28 Ellen tiefer gelegenen Graben geworfen. Dann sandte man ihnen noch den Sekretär Fabricius, einen an den Umständen ganz unbetheiligten Mann nach.

Die drei Personen entkamen in wahrhaft wunderbarer Weise dem ihnen zukünftigen Tode. Der gewaltige Sturz that ihnen kein Leid zu, nur Slavata verletzten sich an seinen Hals, indem sein Kopf auf ein Fenstergeimsie aufschlug. Und als man auf



Der Fenstersturz zu Prag 1618.  
Aus Gottfrieds historischer Chronik.

die Verwundeten noch Fe  
erhielt nur Martinis  
Wunden.

Der grauenvollen  
so nahe sind einander  
die Gegenstände - ein  
Aug nicht. Als der  
neben seinen Herren  
regte sich in ihm nicht  
gegen die Vorsetzung,  
daß man ihm, dem re  
therligten, ebenso übel  
seinen Herren. Zu M  
del, fragte er: „Was  
denn gethan, daß sie  
worfen haben?“ Marti  
„Herr Philipp, es ist  
solches zu fragen und  
Stände zu erwarten.“

Fabrizius, — der  
dem Namen „von Hol  
wurde, — entkam glück  
Martinis nicht ohne W  
chen: Slavata mußte  
bleiben, wurde aber  
heilig. An der Nach  
ständischen hatte das  
Nennung den größten  
Katholiken schrieb  
göttlichen Wunder, di  
höllischen Raubtänze

Achrichtshaus zum Meier geworden, hat wenigstens Slavata stets in Abrede g

## 7. Vorbereitungen zum Kampf. Rplers Sturz (161

Die nächste Aufgabe der Häupter der Bewegung bestand in der  
der aufgeregten und plünderungslustigen Einwohnerchaft von  
folgenden Tage wurde eine provisorische Regierung eingesetzt, wel  
Ständeausschuß von dreißig Mitgliedern bestand. Die hervortragen  
toren“ waren Wenzel Wilhelm von Ruppau, Wenzel Bu  
Graf Andreas Schlick; Graf Thurn, an dessen Namen sich  
Bewegung knüpfte, hatte in richtiger Erkenntniß seiner Strafe sich  
Direktorium wählen, sondern mit der Organisation des Heeres be  
Unzweifelhaft war er am geeignetsten den Oberbefehl zu führen, aber  
ward es, daß nun das vielköpfige Direktorium sich der schwierigen  
ziehen mußte, ausreichende Mittel zur Vertheidigung zu beschaffe  
man die ersten Schritte zur Aufstellung eines Heeres that, verfaßt

toren eine Rechtfertigungsschrift, die „böhmische Apologie“, welche sie nebst einem Vergleichsreiben an den Kaiser und die Nachbarkürsten schickten. In Böhmen selbst bewirkte die Gewaltthat vom 23. Mai ein enges Zusammentreten aller Protestanten, auch der bis dahin zaghaften Städte. Gegen Budweis und Krummau, welche dem Kaiser treu blieben, zog Thurn mit einer kleinen, eilig gesammelten Armee (Mitte Juni); die letztere Stadt ließ sich einschüchtern, Budweis aber ergab sich nicht.

Um Mittel zur Kriegsführung zu beschaffen, wurde im Juni ein Landtag anberufen. Hier mußten sich die Stände auch über ihre Haltung zum Kaiser schlüssig machen, denn Matthias hatte die Hoffnung auf einen friedlichen Ausgleich nicht von vornherein aufgegeben, obwol Ferdinand und der spanische Gesandte die gewaltsame Bekämpfung der Rebellion energisch forderten. Er benutzte die Zeit, welche ihm seine ehrlichen aber ungeschickten Friedensverhandlungen gewährten, nicht einmal zu Rüstungen. Matthias' Anerbietungen waren nicht annehmbar; aber selbst wenn seine Zugeständnisse noch so umfangreich gewesen wären — die Direktoren konnten nicht mehr zurück; schon hatten sie sich mit der Union, mit den ungarischen Ständen in Verbindung gesetzt.

Aber auch auf gegnerischer Seite drängte man zur Entscheidung, wenn auch nicht der Kaiser, so doch Ferdinand, der am 8. Juli als gekrönter Ungarkönig in Wien eintraf. Um volle Freiheit der Aktion zu bekommen beschloß er nebst dem Erzherzog Maximilian, Matthias' allgewaltigen Minister Rholes zu beseitigen. Am 20. Juli ließen sie ihn durch Tübal von Tampierre verhaften und sofort nach Tirol entfernen. Der kranke Matthias biß wüthend in das Bettuch, als ihm die Erzherzoge das Geschehene meldeten, konnte sich aber nicht dazu ermannen, die Aufhebung der Gewaltmaßregel durchzusetzen: ja zuletzt ließ er sich einreden, daß sein treuer Diener ein Verräther gewesen sei und war mit einer Abbitte der Erzherzoge zufrieden. Es war das wieder einmal ein treffendes Beispiel für den „Dank vom Hause Habsburg!“ Das Vermögen des Gestürzten konnte man zu den Rüstungen für den böhmischen Krieg vortreflich verwerten.

Rholes ward vom Papst auf die ungegründetsten Anschuldigungen hin zu lebenslänglicher Haft verurtheilt, erwirkte aber allmählich seine Restitution und Schadenersatz. Im Jahr 1627 erhielt er die Erlaubniß, aus Rom in die Heimath zurückzukehren und starb, siebenundsiebzig Jahr alt, 1630 als Bischof von Wien und Wiener-Neustadt.

Auf beiden Seiten sah man sich nun nach Verbündeten um: es schien daran nicht fehlen zu können, denn der ausgebrochene Streit reichte offenbar über die Grenzen Böhmens weit hinaus, der Ausgang mußte den religiösen Verhältnissen Mitteleuropas eine neue Gestalt geben. Die Böhmen rechneten, wie erwähnt, mit Bestimmtheit und mit Recht auf die Hilfe des Pfalzgrafen. Sein Gevatter, Graf Solms, bot schon im Juli umfangreiche Unterstützung an. Johann Georg rieth zwar zum Ausgleich mit dem Kaiser, billigte aber den Entschluß der Stände, den Majestätsbrief zu vertheidigen.

Wenn der Kaiser auf die Hilfe der katholischen Reichsfürsten gezählt hatte, so verrechnete er sich: nur Augsburg und der Adel der Wetterau zeigten sich willig, Maximilian schlug Ferdinand trotz der dringendsten Bitten sogar ein Darlehen ab. Dagegen konnte er sich mit Sicherheit auf polnische Hilfe verlassen, denn König Sigmund III. hatte nach einander zwei Schwestern Ferdinands geheirathet. Ebenso versprach Erzherzog Albrecht, aus den spanischen Nieder-



landen Truppen zu schicken. Der Papst Paul V. war wenigstens mit Verheißungen nicht karg; es war schon viel erreicht, wenn er Frankreich abhielt, die Böhmen zu unterstützen. Indessen war in diesem Punkt wenig zu beforgen; am französischen Hofe sah man in dem böhmischen Aufstand einen Angriff auf die katholische Kirche und das geheiligte Recht des Königthums. Demgemäß waren Ferdinands Aussichten augenblicklich günstiger als die der Böhmen, denen höchstens noch Savoyen und die Generalstaaten beispringen konnten. Mißchte sich die Union als solche in den Streit, so durften überdies auch die deutschen Katholiken nicht länger müßig zuschauen. Die Wagschale, die sich jetzt zu Gunsten des Kaisers neigte, konnte nur eine andere Richtung bekommen, wenn die übrigen habsburgischen Erblande für Böhmen eintraten. Diese zu gewinnen war daher das eifrigste Bestreben der Direktoren. In Ungarn mißlang dies; das Erzherzogthum Tesireich dagegen, in welchem die ständische Bewegung und die religiöse Frage zu keinem befriedigenden Abschluß gekommen waren, wollte den Kaiser nicht nur nicht helfen, sondern ihm die Möglichkeit des Kampfes abschneiden. Während, auf dessen Bundesgenossenschaft die Böhmen bestimmt gerechnet hatten, ließ sich durch den eigensinnigen Hierotin dazu bewegen, dem Kaiser den Durchmarsch nach Böhmen zu gestatten.

Schlesien beobachtete eine den Böhmen günstige Neutralität, doch hatten dieselben hier einen zuverlässigen Freund in dem brandenburgischen Markgrafen Johann Georg von Jägerndorf, der seit 1609 an der Verbindung Schlesiens mit der Union zum Verderben Habsburgs arbeitete. So standen denn die Dinge in einem großen Theil der Erblande für den Kaiser nicht besonders, indessen bezog er wenigstens aus allen seinen Ländern, selbst Böhmen nicht ausgenommen, den Ertrag der Krongüter. Der nächste Fehlschlag aber sollte wieder einmal deutlich beweisen, daß die Kriege ebenso sehr durch finanzielle, wie durch militärische Niederlagen entschieden werden.



Truppentverbung.

Nach einer Radirung von J. Gadot aus der ersten Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Der böhmische Krieg. Erstes Kriegsjahr (1618). Matthias' Tod (1619).

Anfangs August drangen die Kaiserlichen, befehligt von dem Wallonen Darn-  
vierre, der unter seinem Landemann Buquoy kommandirte, in Böhmen  
in Wald standen ihnen die ständischen Truppen gegenüber, verstärkt durch  
sächsisch-pfälzische Soldner, die ein erprobter Kriegsmann führte, der von den  
Fürstlichen als General der Artillerie in Dienst genommene Ernst von  
Mansfeld.

Mansfeld, der natürliche Sohn des Fürsten Peter Ernst von Mansfeld, um 1580  
geboren, hatte unter verschiedenen Erzherzogen seine militärische Laufbahn begonnen, in  
den Kriegen gekämpft und sich dann von der Union gewinnen lassen. Nach vier Jahren erzwungener  
Ruhe trat er in die Dienste des mit der Union befreundeten Herzogs von Savoyen, Karl  
Emanuel, welcher mit Spanien im Kampfe lag. Mansfeld hatte seine Truppen nach dem  
Ausbruch von Madrid noch nicht verabschiedet, als Karl Emanuel von dem böhmischen  
Kaisertum Kunde erhielt und, rasch entschlossen, mit empfindlichen Weidopfern die  
seiner Armee zum weiteren Kampfe gegen das Haus Habsburg bestimmte.

Der Krieg bestrankte sich im Laufe des September auf Plankleien und  
Gerasungen. Graf Thurn verjagte Buquoy beharrlich den Kampf, wodurch  
er in große Verlegenheit gerieth, weil er sich in dem ausgefaugten Lande  
mit Mühe behauptete. Als nun auch Schlesien zu Gunsten der Böhmen  
zur Neutralität ausging (Oktober 1618), während der Kaiser Buquoy's Hilfs-  
kräfte zu beschaffen nicht vermochte, gewannen die Aufständischen entschiedenes  
Uebergewicht. Zu Anfang November erlitt Buquoy eine Niederlage bei Budweis,  
am 21. nahm Mansfeld das wichtige Pilsen ein. Nach diesem Erfolge stand es  
Thurns Macht, Böhmen völlig von den Truppen des Kaisers zu säubern; statt  
dessen ließ er Buquoy durch ein kleines Korps bei Budweis beobachten und drang  
1000 Mann in Deutsch-Böhmen selbst ein, auf dessen Erhebung er rechnete. Wenn  
die Oberösterreicher ihm schnell angeschlossen hätten, wäre der Kaiser in seiner  
Armee eingeschlossen und verloren gewesen, alle auswärtige Hilfe hätte ihm  
nichts mehr nützen können. Aber die Oesterreicher warteten auf die Ent-  
scheidungen der Wälder, die in ihrer Treue gegen den Kaiser wankend geworden  
waren, sich durch ihren großen Staatsmann, den charakterlosen Hierotin, aber  
nicht jetzt wieder umstimmen ließen. So konnte denn Thurn nicht daran denken,  
sie selbst anzugreifen. Buquoy, der bei Budweis völlig abgeschnitten war,  
konnte gleichwohl vernichtet werden können, wäre das böhmische Heer nicht durch  
furchtbare Seuche, eine Typhusepidemie, dezimirt worden. Der Krieg trug  
von jetzt einen wilden Charakter: Thurn jagte nothgedrungen das Land aus,  
dem er stand. Thurn brachte aber die Verödung des Kriegsschauplatzes in  
seinem Verstande. Der eigentliche Krieg hatte mit dem Beginne des Jahres  
1618 aufgehört.

Da das vergangene Jahr deutlich gezeigt hatte, daß der böhmische Aufstand  
nicht lebensfähig sei, wurden nunmehr große Anstrengungen

gemacht, um in Turin, Venedig und England Hilfe zu werben. Die eigentliche Aktionspartei war fest entschlossen, sich auf weitere Unterhandlungen mit dem Kaiser nicht einzulassen, sondern die böhmische Krone dem Pfalzgrafen zuwenden. Dieser freilich zeigte sich jetzt sehr bedenklich, und auch die Union mannte sich nicht zu schnellem und kräftigem Handeln. Da Jakob von England wenig Neigung hegte, für seinen Schwiegersohn einzutreten, ihn vielmehr in Vorsicht mahnte und Karl Emanuel ohne greifbare Vortheile nichts wagen wollte, waren diese auswärtigen Beziehungen der Böhmen für den Kaiser wenig bedrohlich. Dennoch zweifelte Christian von Anhalt, welcher die Fäden der Intrigen zu verknüpfen unablässig bemüht war, nicht im mindesten, daß Habsburgs Untergang unabwendbar sei.

1619 Als ein besonderer Glücksfall konnte der am 20. März 1619 erfolgte Tod des abgelebten Matthias gelten. Gelang es, im Reiche einem Gegner Ferdinands die Krone zu verschaffen, so mußte dies auf die böhmischen Dinge eine gewaltige Rückwirkung ausüben.

#### 9. Ferdinands Wahl zum römischen König. Des Pfalzgrafen Erhebung auf den böhmischen Thron (1619). Gabriel Bethlen.

Die Thronbesteigung Ferdinands vollzog sich in einem verhängnißvollen Moment: Böhmen stand in vollem Aufruhr, in Mähren und Schlesien nahm er täglich zu; Ferdinands Erklärung zu Gunsten der Rechte und Freiheiten Böhmens (6. April 1619) blieb begreiflicherweise wirkungslos, die österreichischen Stände verweigerten die Huldigung, weil Maximilians II. Sohn Albrecht seine Ansprüche noch nicht definitiv verzichtet habe. Noch im April beschloßen sie den Beitritt zur böhmischen Konföderation und den Anschluß an die Pfalz, wenn Ferdinand mit Gewaltmaßregeln eingriffe. Buquoy hielt sich noch in Bndweis, doch nur die Uneinigkeit zwischen Thurn und Mansfeld bewahrte ihn vor der Vernichtung. Nun brach aber Thurn in Mähren ein und führte im Juni 10,000 Mann vor Wien, wo viele seiner harrten. Am 11. Juni suchte den bedrängten Ferdinand eine Deputation protestantischer Ständemitglieder in der Hofburg auf, um ihm unter schweren Vorwürfen die Bewilligung ihrer Forderungen abzutragen. Aber Ferdinand blieb standhaft und das unerwartete Erscheinen einiger kaiserlicher Reiter befreite ihn von seinen Bedrängern.

Da um diese Zeit Mansfeld bei Retolitz von Buquoy geschlagen wurde (10. Juni), mußte Thurn am 14. Juni die Belagerung Wiens aufgeben und die Forderung Böhmens abbrechen. Damit war die Gelegenheit zur völligen Niederwerfung des Habsburgers unwiederbringlich verloren.

Der Sieg bei Retolitz befreite aber nicht allein Wien, er gewährte auch Ferdinand die Möglichkeit, sich nach Frankfurt zur Kaisertwahl zu begeben. 3



16. August schlossen sich ihnen die Erzherzogthümer Oesterreich an, „zum Schutze ihrer Gerechtsame und des evangelischen Bekenntnisses.“ Am 19. August wurde Ferdinand „als ein Erbfeind der Gewissensfreiheit und Sklave Spaniens und der Jesuiten“ seiner Würde entsetzt, indem die Protestanten mit Recht annahmen, Ferdinand werde ihre Existenz nur da unbeanstandet lassen, wo die Wirksamkeit seines Schwertes ihre Grenze fände.

Am 26. August schritt man zur Neuwahl. Für den Savoyer sprach Mansfeld, für den Kurfürsten von Sachsen waren Thurn, Schlick und Hohenlohe; der König von Dänemark und der Fürst von Siebenbürgen, Gabriel Bethlen, wurden genannt: die Mehrheit entschied sich für den Pfalzgrafen, welcher die Nachricht von seiner Erhebung unmittelbar nach der Kaiserwahl in Frankfurt erhielt.

Wie geringen Rückhalt die Union dem neuen Böhmenkönig gewährte, zeigt sich sofort auf einem Unionstag in Rothenburg a. T. (September 1619). Die Städte wollten dem Pfalzgrafen die Annahme der Königswürde nicht gestatten, aber auf den Wunsch der übrigen Fürsten und das Drängen Christians von Anhalt, getrieben von eigenem Ehrgeiz und dem seiner Gemahlin, nahm Friedrich V. das gefährliche Geschenk an, unbeirrt durch die ahnungsvollen Warnungen seiner Mutter. Am 24. Oktober betrat er das Böhmerland, am 4. November wurde er unter allgemeinem Jubel gekrönt.

In der Zwischenzeit hatte Kaiser Ferdinand den Herzog Maximilian völlig auf seine Seite gebracht. Sowie der Wittelsbacher sah, daß der Papst und Spanien, auch die geistlichen Fürsten zur Unterstützung Ferdinands bereit seien, beschloß er offen zum Kaiser zu treten, wenn derselbe seinen egoistischen Absichten förderlich sein wolle. Durch den für Ferdinand äußerst schimpflichen Münchener Vertrag (8. Oktober) erreichte er sein Ziel vollkommen. Die oberste Leitung der Liga, mit deren Hilfe Ferdinand den Sieg ersechten wollte, wurde ihm zugesichert: für die Kriegskosten setzte der Kaiser die gesammten Besitzungen seines Hauses zum Pfande, bis zur vollen Entschädigung sollte Maximilian in Oesterreich alle landesfürstlichen Rechte ausüben. Der Kurhut und die Oberpfalz wurden mündlich versprochen. So hatte Ferdinand gegen alles Recht über Besitz und Würde des Pfalzgrafen verfügt, ehe derselbe auch nur in des Reiches Rath erklärt war.

Die Zugeständnisse, welche Ferdinand dem vergrößerungsfüchtigen Herzog machte, finden ihre Erklärung nur in der überaus bedrohten Lage des Kaisers. Schon im August war Gabriel Bethlen, der von Oesterreich bisher unfreundlich behandelte Fürst von Siebenbürgen, in das habsburgische Ungarn eingefallen, wo er auf die Unterstützung zahlreicher Unzufriedener rechnen konnte. Im Jänner nahm er Oberungarn ein, am 14. Oktober fiel Preßburg in seine Hand, Wien schien bedroht. Schnelligst rückte Buquoy aus dem Süden Böhmens zur Deduktion der Hauptstadt ab; ein ständisches Heer unter Thurn und Hohenlohe folgte auf dem Fuße und lagerte sich vor Wien. Die Einnahme der Stadt gelang auch diesmal nicht; Bethlen mußte, im Rücken bedroht, nach Oberungarn zu-

## 10. Die Niederlage der Böhmen bei Prag (1620). Die Bestrafung der Aufständischen.

ren, auch hatte er keine Lust, sein Schicksal an das des böhmischen Königs anzuheften. Aus Besorgniß vor der Pforte schloß er dann im Januar 1620 <sup>1620</sup> mit Ferdinand eine Waffenruhe, die er zu neuen Rüstungen und zu Verhandlungen mit Böhmen, Deutschland und der Pforte benutzte. In der That fand ein Bündniß Bethlens und Ungarns mit Oesterreich und Böhmen schon am 1. Januar 1620 seinen Abschluß.

## 1. Die Niederlage der Böhmen bei Prag (1620). Die Bestrafung der Aufständischen. Gegenreformation in Böhmen.

Während des Winters 1619—20 gelang es den kaiserlichen Diplomaten, die Hilfe der bedeutendsten katholischen Mächte zu erkaufen. Philipp III. ließ sich überzeugen, daß der Kampf in Böhmen ein heiliger Krieg sei; Sigmund von Polen war geneigt, die ganze Kraft seines Landes gegen Böhmen aufzubieten.

Der „Winterkönig“ — schon im Januar 1620 finden wir diesen <sup>1620</sup> vornehmlich, — zeigte indeß, daß er der übernommenen Aufgabe in keiner Weise gewachsen sei. Von tüchtiger Arbeitskraft, von einem Verständniß seiner Stellung war bei ihm nicht die Rede. Er war ein gutmüthiger Fürst, dessen Lebensweise zum Theil an das kaum überschrittene Knabenalter erinnerte, sich nur in Zerstreuungen und glänzenden Auszügen gefiel und die meiste Zeit in Gesellschaft seiner geliebten Frau zubachte, statt in die Rathsstube zu gehen oder auf das Schlachtfeld zu eilen. Außerdem verdarb er sich, durch einen tactlosen Hofprediger Scultetus verleitet, seine Stellung durch thörichte Verstimmlung. Denn die böhmischen Protestanten, die Lutheraner und die Calvinisten verwandten „Brüder“ waren keineswegs ein Herz und eine Seele; als der König nun seinen calvinischen Puritanismus offen zur Schau stellte und in den Kirchen mit allem „abgottischen Wesen“ aufzuräumen begann, legte er die religiösen Gefühle der Andersgesinnten auf das tiefste. Noch niedriger über sah Friedrich die militärische Lage; während er in Prag im Ueberflusse schwelgte, litt das Heer am nothwendigsten Mangel.

Auf die Unterstützung der fremden Großmächte hatte der Böhmenkönig nicht rechnen können. Dagegen gelang der habsburgisch-bairischen Diplomatie nun noch ein Meilenstein, eine Verständigung zwischen Sachsen und der Liga anzubahnen. Johann Georg empfand den Wahlsieg des Pfalzgrafen in Böhmen als eine persönliche Niederlage und dieser Groll, genährt durch den vom Kaiser bestochenen Hofprediger Hoß von Hoënegg, steigerte sich zum Hass, als sich der Herzog von Sachsen-Weimar mit Friedrich verband, um nach dem Siege der Böhmen die Kurwürde der älteren Linie wieder heimzufordern. Er verkaufte seine Hilfe für den Preis des Fürstenthums Anhalt: für die Kosten des Feldzuges sollten ihm die Ober- und Niederlausitz verpfändet werden. Auf dem im März 1620





Der Abfall des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen von der protestantischen Seite. Die Partei des Kaisers ergibt sich dem Kurfürsten.

(Aus dem Theatrum Europaeum, einer durch M. Merian in Frankfurt a. M. mit dem Jahre 1632 herausgegebenen und durch dessen Söhne und Nachfolger bis ins XVIII. Jahrhundert hinein fortgesetzten illustrierten Geschichte.)

abgehaltenen Fürstentage zu Mühlhausen konnten ihn die Ständelichen keineswegs unbedingt als einen der ihrigen bezeichnen: daß hier auf Johann Georgs Treiben die Aechterklärung gegen den Pfalzgrafen noch verschoben wurde, kam nur den Grund, daß man die protestantischen Kreise nicht vorzeitig aus dem Halbschlummer wecken wollte.

Wenn endlich der Römchenkönig auf den Bestand der Union gahert, so zeigte sie sich in ihrer ganzen Zerfahrenheit und Schwächlichkeit. Am 1. Tage zu Ulm (3. Juli) mußte es der schlaue Baiernherzog, unterstützt von Frankreichs Gesandten, dahin zu bringen, daß die Union mit der spanischen Neutralitätsvertrag schloß, trakt dessen sie die Sache des Pfalzgrafen preisgab, so daß sich der spanische Zwinola mit aller Kraft auf ihn werfen konnte.

Die einzige wahrhafte Hilfe konnte Bethlen Gabor leisten, aber der römische Reichstag, der vom Juni bis August 1620 in Regensburg tagte, ließ sich darauf, Ferdinand abzusetzen, Bethlen zum König auszuwählen und die Güter der katholischen Kirche zu konfiszieren: wol eröffnete Bethlen in den Verhandlungen, aber den Entscheidungskampf mußten die Kaiserlichen ausfechten.

Im Juli erschien das kaiserliche Heer, geführt von dem Ballonen Jochim Tischerklas von Tilly, einem Manne, dessen lange übermäßige Entfaltung die gegenwärtige Geschichtsschreibung wieder zum Theil allzu günstig geschildert.

Tilly (geb. 1559) hatte in jungen Jahren in spanischen Diensten unter dem Herzog von Savoyen gestanden, dann von 1595 bis 1610 den Habsburgern gedient und endlich im kaiserlichen Heere Kommando übernommen. Er war ein rüstlicher Kämpfer, hatte eine große Anzahl von Soldaten und die Befehlsgewalt.



Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, der Winterkönig.  
Abgedr. 1640 von Teiff, nach dem Gemälde Wierzbicki.



Kaiserin Elisabeth (Stuart) von der Pfalz, die Winterkönigin.  
 Gestochen 1633 von Zell, nach dem Gemälde Hans Holbeins

zurückführen: Böhmen aber traf der strafende Arm der beleidigten Majestät in voller Wucht.

Den Majestätsbrief unterschrieb Ferdinand mit eigener Hand: zur Abtödtung der Hauptschuldigen, die sich in der Erwartung einer Amnestie nicht geschütert hatten, entsandte im März des Jahres 1621 eine kaiserliche Kommission in Prag. Am Morgen des 21. besetzten daselbst das Blutgerüst vierundzwanzig Männer, deren Todesurtheil der Kaiser mehr aus gewohnheitsmäßiger Pässigkeit, als in einer Anwendung von Milderkeit bestätigt hatte. Zwölf der Opfer waren Greise, der Rest die Verurtheilten, der zehnjährige Graf Schlick, erschütterte den Reigen, alle starben muthvoll und gefaßt. Ihre Leichen wurden eingezogen — über fünf Millionen Gulden an Werth —: sie wurden ihnen Hofflinge oder getreue Diener verschleudert, theils an die Feinden gegeben, die bis am 20. Dezember 1620 in das Land zurückgeführt wurden. Ihre Hülfe sowie die der Tiroler und Franziskaner konnte man jetzt am wenigsten entbehren, denn nun fehlte es zur planmäßigen Wiederherstellung der „alleinseligmachenden“ Kirche. Spanische Krieger, welche das kaiserliche Böhmenvolk am liebsten ganz ausgehätet hätten, übernahmen die Ausführung der kaiserlichen Erlasse. Schon am 3. Juni 1621 erging das allgemeine Verbannungsdekret gegen alle calvinistischen Prediger, schonungslos und ohne Rücksicht vor, auch gegen die lutherische Geistlichkeit, seit 1622 auch gegen die protestantische Laienwelt. In die Erbschaften, welche nicht katholisch werden wollten, wurden die kaiserlichen „Seligmacher“ gelegt, eine brutale Soldateska, welche durch Mißhandlungen und Plünderungen die Bewohner in die Arme der Verzweiflung und in den Schoß der Hungersuche trieb. Zahlreiche Familien wanderten aus: im Jahre 1625 nicht weniger als 36,000.

Ähnlich wie in Böhmen ging es in Mähren zu. In den berühmtesten Städten dieses Landes den Rücken wendeten, gehörte der Pädagoge Amos Komenský dem Feinde.

Unmittelbar in den Sturz des Pfalzgrafen wurde der Markgraf Johann Georg von Jägerndorf verwickelt. Sein Land wurde dem kaiserlichen Böhmen, Karl von Lichtenstein, zugesprochen.

### 11. Der pfälzische Krieg (1621 und 1622).

Nach der Eroberung Böhmens blieb nur noch übrig, den geachteten Markgrafen seines Erblandes zu berauben und dann die Protestanten im Reich vollständig zu erdrücken. Die Union löste sich auf, die fremden Fürsten, die man feindselig die Augen lenkte, wie Gustav Adolf von Schweden und Christian IV. von Dänemark, hatten keine Lust, für den geachteten Pfalzgrafen einzutreten, wenn sich König Jakob von England nicht seiner thatkräftig annahm. Da dies nicht geschah, obwohl die öffentliche Meinung in England entschieden darauf drang, war der Pfalzgraf auf den Bestand der Männer angewiesen, deren Schicksal an das seinige geknüpft war, oder die ihm das Glück zuführte. Mansfeld hatte sich noch eine kleine Armee in Böhmen gehalten und überzog dann die Oberpfalz. Ihm schloßen sich in der

Begierde für die bedrohte Sache der Religion und die gefährdete Selbständigkeit der deutschen Fürsten die Herzöge Wilhelm und Friedrich von Sachsen — aus der ernestinischen Linie — an. Uebrigens ließ sich Mansfeld selbst mit seinen Gegnern in höchst zweideutige Verhandlungen ein: nur die Energie des Herzogs Maximilian, der sich rasch der Oberpfalz bemächtigte, vereitelte das Abkommen, kraft dessen Mansfeld in spanische Dienste treten sollte. Vor der bayerischen Uebermacht rettete sich Mansfeld nun in die Unterpfalz, in welcher damals seit dem Herbst des Jahres 1620 stand: er hielt dies Land im Inneren Spaniens besetzt, welches von der Uebertragung der pfälzischen Markgräube an Baiern nichts wissen wollte. Gleichwohl wurde dem Herzog die am 22. September 1621 ausgestellte Beleihungsurkunde übersendet.

1621

Mansfeld warf sich dann in den Elsaß, in der Hoffnung, gestützt auf die protestantischen Sympathien der Bewohner, dort ein selbständiges Fürstenthum zu erwerben. Er war hier nicht unglücklich, wenn schon das mächtige Straßburg gegen ihn eine entschieden unfreundliche Haltung bewahrte. Er erschien den Gegnern immer noch so gefährlich, daß sie ihn von neuem zum Abfall zu bewegen suchten. Man nimmt an, daß Mansfeld auf die verlockenden Erbietungen, die ihm wußtlich gemacht wurden, nur scheinbar einging, um den Pfälzern und die Generalsstaaten zu energischerem Eingreifen zu veranlassen und an diesen möglichst vortheilhafte Bedingungen für seine Stellung zu erröthen. Die Verhandlungen wurden zur größten Ueberraschung des spanischen Vermittlers plötzlich durch die Ankunft des Pfalzgrafen unterbrochen. Dieser hatte sich am 8. April 1622 verkleidet in Briel eingeschifft, war in Dieppe gelandet und über Paris, nicht ohne Lebensgefahr, nach Lothringen und der Rheinpfalz gelangt. Im Einverständniß mit Moriz von Cranien bereitete er sich für den kommenden Sommer zu muthvollem Kampfe, obgleich sein Schwiegervater, durch die Vorurtheile des Kaisers bethört, ihm jede Hilfe verweigerte. Er rechnete dabei vor allem auf die Unterstützung des Herzogs Christian von Braunschweig der „tolle Christian“, Administrators von Halberstadt, der, von herzlichem Muth und heroischem Thatendurst bewegt, sein ritterliches Schwert für die Pfälzerin Elisabeth, die Dame seines Herzens, gezogen hatte. Auf seinem Helme trug er einen Handschuh der ländlichen Königin aufgesteckt, und seine Fahne trug den Spruch „für Sie.“

1622

Sein erstes Unternehmen — im Jahre 1621 — war freilich nicht vom Glück begünstigt worden. Zwar hatte er sich den Durchzug durch das Land des Pruders, des Herzogs Ulrich von Braunschweig erzwingen, Hessen überfallen und einen Einfall in das Mainzische gemacht. Seinem weiteren Vorhaben aber war ein Ziel gesetzt, da die Spanier unter Goncalvo de Cordoba die Rheinübergänge behaupteten, die Baiern unter Anholt ihm aber den Weg durch die Wetterau verlegten. So mußte er sein Vorhaben, in die Pfalz einzuziehen, aufgeben und zog sich durch Hessen-Kassel in das Bisthum Paderborn zurück. Hier beschloß er den Winter zu verbringen und erhielt seine Armee durch schonungslose Kontributionen.



1622



1622 Aufschneidendes Spionbild auf Christians von Braunschweig Ein-  
nahme von Baderborn und die Abführung der übernen Statue des heiligen  
Lobitus, mit Verfen. Versteht: „Baderbornischer Wegweiser und angeklagter welt-  
phälicher Wallfahrtstag“

In Baderborn wo  
er am 31. Januar 1622  
einzog, machte er reiche  
Beute: mit Reichsman-  
dern und Ritten trafen  
seine übermuthigen Hus-  
ter Sport und Hohn. Von  
dem Herzog selbst wird  
erzählt, er habe den über-  
nen Bildhauer der  
Apokalypse im Dom ver-  
rufen: „Was machst du  
hier? da doch nichts zu  
sehen ist: Gehet hin in die  
Welt. Ich will euch da-  
von schicken.“ Damit  
ließ er sie etliche  
und Mützen pro-  
der Umkleide- „Bader-  
Freund, der Lach-  
Freund“

Da auch der Mark-  
graf Georg Fried-  
rich von Baden  
Durlach für den  
Pfalzgrafen ein Heer  
von 20,000 Mann an-  
stellte, verließen die  
Protestanten im An-  
fang des Jahres 1622  
über 60,000 Mann  
denen Tillywennig  
als die Salzenentzwei-

zusetzen hatte. Ertrug man Erfolge, so schlossen sich sicherlich noch einzelne kaiserliche  
Fürsten, wie Moritz von Hessen und Friedrich von Württemberg, der pfälzgräflichen  
Partei an. Dieselbe verkündigte bereits in der Form der biblischen Propheten die  
baldige Herannahen einer glücklichen Zeit. Der „Postillon des großen Lebens-  
Wald“ prophezeite: am 7. April 1623 werde König Friedrich herrlich zu Prag ein-  
ziehen und sein Same Oesterreich erben und ein junger Prinz künftiges Jahr dorthin  
empfangen. Selbstverständlich konnten diese Prophezeiungen nur in Erfüllung  
gehen, wenn die protestantischen Feldherren ihre Vereinigung bewerkstelligten.

Der Feldzug, welchen Mansfeld und der Pfalzgraf Mitte April gegen Tilly  
eröffneten, begann mit einem nicht unbedeutenden Erfolge. Am 27. April erlitt  
Tilly bei Wiesloch eine gründliche Niederlage und zog sich nach Wimpfen  
zurück. Unfluger Weise trennten sich jetzt Mansfeld und der Markgraf von



den, die bei Weiskirch zusammengewirkt  
ten Mansfeld zog nach dem Rheine,  
da Friedrich folgte Tilly, welcher bald  
am durch Cordoba verstärkt wurde und  
Markgrafen am 6. Mai bei Wimpfen  
den Hauptschlag. Außer mehreren tausend  
den verlor Georg Friedrich seine ganze  
Armee, seinen kostbaren Train und seine  
persönliche Kriegeskasse.

Die Erzählung von den vierhundert tapfe-  
ren Florknechten, die unter Anführung ihres  
Hauptmanns Dietrich durch heldenmüthige  
Aufopferung ihres Lebens dem Markgrafen die  
Flucht ermöglichten, hat sich neuerdings als spä-  
tere Fiktion herausgestellt.

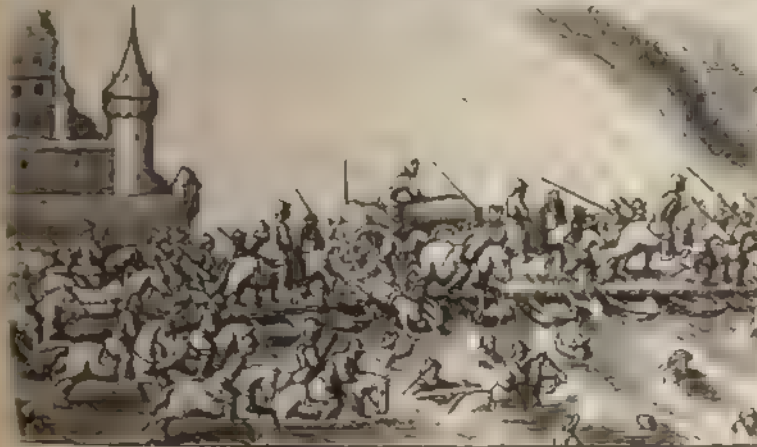
Nach dieser Niederlage, welche die Aus-  
sicht des Pfälzers stark verniederte, war  
Vereinigung mit Christian von Salber-  
gen doppelt geboten. Darum zogen Mans-

feld und der Pfälzgraf nach Norden ab, zunächst in das Heissen-Darmstädtische.  
Ihre Absicht war zugleich den lutherischen Landgrafen Ludwig, der bis jetzt  
eine schwächliche Vermittlungspolitik getrieben hatte, zu züchtigen. Darmstadt  
wurde belagert, der Landgraf gefangen genommen; nutzbringend war aber dies Ver-  
fahren nicht, denn man erzielte damit den lutherischen Kurfürsten von Sachsen,  
den man erst recht nicht zu Gunsten des Pfälzgrafen beim Kaiser vermitteln wollte.

Während dieser Ereignisse im Süden hatte Christian von Braunschweig in  
Sachsen gekämpft. In der zweiten Hälfte des April fielen seine Scharen in



Georg Friedrich Marggraf zu Raden.  
Zusatz: Von einem Bild des von ihm hoch-  
angesehenen beerbten Kaysers bei Jülich.



1. Schlacht der Braunschweiger über den Rhein bei Goch.

W. J. von Thiersch 1799.

das Bisthum Münster ein und erhoben daselbst Kontributionen. Christian hoffte, durch seine Nachbarschaft den Landgrafen Moriz von Hessen aus seiner Neutralität zu bringen, vielleicht sollten die besetzten Bisthümer auch eine Lockspeise für den Dänenkönig sein, dessen Eingreifen von höchster Wichtigkeit gewesen wäre.

Anfangs Mai brach Christian nach dem Maine auf, um sich mit Mansfeld zu vereinigen. Aber Tilly, welcher diesen im Rücken bedrohte, hinderte ihn, den Bischöflichen die Hand zu reichen. Christian blieb daher isolirt. Noch hätte er durch rechtzeitiges Ueberschreiten des Maines eine Schlacht vermeiden können; seinem ritterlichen Charakter folgend nahm er sie an und wurde am 19. Juni von den ihm dreifach überlegenen Gegner bei Höchst geschlagen.

Sein Ueberwinder Tilly hatte die Schlacht geliefert, obwohl er zwei Tage vorher vom kaiserlichen Hofe den Befehl erhalten hatte, mit Rücksicht auf die in Brüssel angeknüpften Friedensverhandlungen die Feindseligkeiten einzustellen. Die Besatzung von Höchst ließ der Sieger trotz seines gegebenen Wortes niederhauen.

## 12. Der Verlust der Pfalz. Schlacht bei Steurus. Der Fürkentag zu Regensburg. Christian von Braunschweig in Niedersachsen. Schlacht bei Stadtlohn (1622—1623).

Tillys Sieg bei Höchst hatte seinen Gegner keineswegs vernichtet, vielmehr vereinigte sich Christian in ziemlicher Ordnung bei Bensheim mit Mansfeld, worauf beide nach dem Elsaß aufbrachen. Dort erhielten sie die unerwartete <sup>1622</sup> Nachricht, daß der Pfalzgraf auf ihre weiteren Dienste verzichte (am 13. Juli). Friedrich entließ sie, gedrängt von seinem Schwiegervater, der für ihn nach Abdankung des Heeres günstigere Bedingungen erhoffte.

Niemand hinderte Tilly sich der Unterpfalz zu bemächtigen, am 19. September nahm er die Hauptstadt Heidelberg; an der abziehenden Besatzung wurden die abscheulichsten Greuel verübt, die Tilly nicht einmal mit dem blanken Degen in der Faust zu verhindern vermochte. Die kostbaren Bücherschätze der Universität (die berühmte „Palatina“) wurden dem Papst geschenkt, der sie der vatikanischen Bibliothek einverleibte. Am 3. November fiel auch Mannheim in Tillys Hand.

Mansfeld und der Braunschweiger mußten nun zusehen, wie sie ihre Armeen und sich selbst in Sicherheit bringen könnten. Der erstere war wieder verarmt; die französischen Hugenotten konnten seine Scharen gegen den König Ludwig XIII. brauchen, dieser den gewaltigen Kriegsmann gegen die Hugenotten verwenden. Wollte er ihn nicht selbst in Dienst nehmen, so mußte er suchen ihn auf geschickte Weise loszuwerden, denn Mansfeld hatte sich an seinen Grenzen in Lothringen, einquartiert. Christian von Braunschweig war aber so we-



Christian von Braunschweig, Bischof von Halberstadt, genannt „der tolle Christian“.  
Wiesingerer holländischer Stich.

... sich gegen die französischen Calvinisten brauchen zu lassen, daß er sich  
... von Mansfeld trennte. Zuletzt aber traten beide, nicht ohne Billigung  
... den kaiserlichen französischen Hofes, in die Dienste der General-

staaten (24. August), um sie in den Niederlanden gegen die Spanier zu unterstützen: zunächst sollten sie die Festung Bergen op Zoom entsetzen helfen. Obwohl Mansfeld Sorge getragen hatte, die Richtung seines Marsches zu verbergen, errieth der spanische Feldherr Corduba bei Fleurus den Weg. Am 29. August brach sich aber hier das deutsche Heer Bahn; Christian von Braunschweig verlor zwar in Folge einer Verwundung seinen linken Arm, aber nicht seinen Muth. Er ließ Spinola melden: „der tolle Herzog habe zwar seinen einen Arm verloren, aber den andern behalten, sich zu rächen.“ Von erbeutetem Silber ließ er Münzen schlagen mit der Aufschrift: „Altera restat“ (der andere ist noch da).

Die Belagerung von Bergen op Zoom mußte Spinola denn auch in der That aufheben.

Da Ferdinand im Reich keinen Widerstand zu besorgen hatte, berief er im <sup>1622</sup> Jahre 1622 einen sogenannten Deputationstag der deutschen Fürsten nach Regensburg, wo er dem Herzog Maximilian den Preis seiner Hilfe öffentlich zahlen wollte. Die Belehnungsurkunde vom 21. September 1621 war nämlich noch geheim gehalten worden, weil Spanien, wie erwähnt, von einer Uebertragung der Kur an Maximilian nichts wissen wollte. Auch jetzt arbeitete die spanische Diplomatie diesem Plane entgegen, vornehmlich weil es besorgte, daß also vergrößerte Baiern könne einmal mit Frankreich gemeinsame Sache gegen das Habsburger Haus machen. Und wirklich betrachteten die französischen Staatsmänner das katholische Baiern als den einzigen Staat, der Oestreichs Bestrebungen in Deutschland ohne Nachtheil für die Konfession das Gleichgewicht halten könne, demgemäß warf der französische Gesandte in Regensburg seinen vollen Einfluß für Maximilian in die Waagschale. Die protestantischen Fürsten waren auf dem Reichstage fast gar nicht erschienen: sie ließen nicht nur gegen die Uebertragung der Kur auf Maximilian protestiren, sondern erklärten selbst die gegen den Pfalzgrafen ohne kurfürstlichen Weirath ausgesprochene Acht für ungesetzmäßig. Nicht einmal Sachsen ließ Ferdinands Rechtfertigungsgründe gelten. Von den katholischen Ständen wagte aber nur Mainz eine schwache Opposition, demgemäß führte der Kaiser seinen Plan durch. Am 25. Februar <sup>1623</sup> 1623 ward Maximilian Kurfürst und erhielt vorläufig die Rheinpfalz; außerdem wurde zwischen ihm und dem Kaiser ein Vertrag geschlossen über den Austausch der Oberpfalz gegen das verpfändete Oestreich und eine Kriegskostenentschädigung von 13 Millionen. Zwar hatte Maximilian die Kur nur für seine Person und auf Lebenszeit erhalten, indessen zeigte er sich bereit, nun auch Gut und Muth an die Austilgung der Protestanten zu setzen. Auf seinen Betrieb verpflichtete sich die Liga zur Aufrechterhaltung des Kriegszustandes: es galt zunächst die Vertreibung Mansfelds, der sich nach Ostrieland gezogen hatte, und die Entwaffnung des niederländischen Kreises ins Werk zu setzen, aus dem Ende März bedrohliche Nachrichten einliefen. Aber selbst zu einem Kampf gegen die Holländer auf holländischem Boden fühlte man Muth.

Nachdem in Regensburg ein Krieg gegen Holland in Aussicht gestellt war



Maximilian von Baiern.

Gestochen von Altan um 1620

... auch der niederländische Kreis gegenüber einem so bedeutamen Vorgehen  
 zu nehmen. Ein Kreistag zu Braunschweig beschloß völlige Neutralität:  
 die Verhinderung derselben wurde ein starkes „Defensionswerk“ aufgestellt.

Herzog Georg von Lüneburg zum Kommandirenden ernannt und zur Beschaffung der Geldmittel eine Steuer ausgeschrieben.

Alein diese heroischen Beschlüsse blieben meistens auf dem Papier; dagegen war die Kreisversammlung so thöricht, dem Herzog Christian von Braunschweig, der für sein Heer neue Quartiere dringend bedurfte, den Eintritt in den Kreis zu gestatten. Seine Verwandten gaben sich der Hoffnung hin, er werde seine Truppen entlassen und sich mit dem Kaiser aussöhnen: Christian trat auf drei Monate in den Dienst seines Bruders Friedrich Ulrich und verpflichtete sich, nach erlangter Aussöhnung sein Heer aufzulösen. Statt die Aussöhnung zu betreiben, verstärkte aber Christian zum Schrecken des Kreises sein Heer von Tag zu Tag, und nun rückte Tilly im Juni gegen das niedersächsischen Gebiet vor. In ohnmächtiger Jämmerlichkeit gestattete man Tilly den Durchzug; Christian verließ den niedersächsischen Boden, um seine Heimath zu schonen. Er wollte 1623 seine Truppen den Niederländern zuführen: am 5. August aber griff ihn Tilly, der aus dem Münsterlande Verstärkungen an sich gezogen hatte, zwischen Rimbürg und Stadtklohn an und zersprengte die ganze Armee. Die ernestinischen Fürsten Friedrich und Wilhelm geriethen in Gefangenschaft, Christian entkam nach Holland, wo er in Dürftigkeit lebte.

Nach diesem Siege verließ Tilly keineswegs den niedersächsischen Kreis, sondern breitete sich beharrlich weiter aus, um die norddeutschen Stifter zu befehen und zu katholisiren. Die Kreisarmee aber wurde aufgelöst, und der Herzog von Celle legte sein Amt als Kreisoberster nieder.

### 13. Die allgemeine Lage bis zum Auftreten Christians von Dänemark (1624–1625).

1624 Das Jahr 1624 hatte äußerlich keine großen Schlachten, aber höchst wichtige politische Veränderungen im Gefolge. Im Reiche war der Wille Maximilians entscheidend; Tilly, der an der Weser eine Militärherrschaft schlimmerer Art begründete, schaltete und waltete nach Willkür. Eigenmächtig besetzte er Hessen-Kassel, Baden und Württemberg, ohne auf die Abmahnungen selbst des Kaisers Rücksicht zu nehmen. Er folgte freilich darin nur dem Beispiel seiner Herrn. Ferdinand wünschte, einen Kampf zu beenden, in dem für ihn selbst nichts mehr zu gewinnen war, Maximilian arbeitete ihm selbstbewußt entgegen, obwohl selbst die Mitglieder der Liga den Frieden ersehnten. Auf einem Tag der Liga (zu Augsburg, Mai 1624) setzte er auch das Fortbestehen des Bundesheeres durch, dessen er zur Sicherung seines neuen Kurhutes bedurfte.

Eine Veränderung der Verhältnisse im Reich war nur möglich, wenn auswärtigen Mächte, deren Einfluß sich längst geltend gemacht hatte, Stellung zu einander und zum Kaiser änderten.



Da war es von der größten Bedeutung, daß Jakob I., so lange von spanischen Plänen umgarnet, sich Frankreich näherte, wo man die Verschwägerung beider Königsfamilien als ein Mittel betrachtete, der drohenden Uebermacht Spaniens entgegen zu arbeiten. Ebenso entscheidend war, daß am 26. April der be- 1624  
kandidat Richelieu in das französische Ministerium eintrat, welches sich dem Kaiserlichen zuwendete, Niedersachsen unter der Führung Dänemarks, vielleicht mit Hilfe Schwedens, gegen das deutsche Haus Habsburg loszulassen. Aber allerdings kannte Richelieu auch nicht die vollständige Niederlage Habsburgs und der Kaiser: Frankreich sollte seinen Absichten zufolge bei den Kämpfen im Reich die oberste schiedsrichterliche Gewalt ausüben.

Die französischen und englischen Gesandten fanden aber in Norddeutschland wenig Gegenkommen. Die protestantischen Fürstenhäuser waren uneinig, die norddeutschen Städte fürchteten mehr für ihre politische Selbständigkeit von Seiten Dänemarks und der Fürsten, als für ihre religiöse Freiheit von Seiten des Kaisers. Christian von Dänemark und Gustav Adolf von Schweden, auf deren Eingreifen Frankreich hoffte, hegten vorerst geringe Lust, sich blindlings in Abenteuer zu stürzen. Besondere Schwierigkeiten kamen auch darin, daß Schweden und Dänemark miteinander rivalisirten und schließlich ein König dem andern sich für die Zwecke des deutschen Krieges unterwerfen hatte. Gustav Adolf wäre den norddeutschen Protestanten, wie Brandenburg, als Oberfeldherr am angenehmsten gewesen, auch waren Frankreich und England anfangs gewillt, dem feurigen Schwedenkönig die Führung zu überlassen. Schließlich aber entschied namentlich Jakob I. für den Dänen, seinen Schwager, zumal er geringere Anforderungen an den englischen Staatschatz machte und ußerdem als ein politisches Talent allgemeine Anerkennung genoß.

Nachdem Christian IV. sich entschlossen hatte, für die Wiedereroberung der Elbe einzutreten, suchte er die niederländischen Stände zu Rüstungen zu bewegen, deren sie ja gegen Tillys Willkür dringend bedurften; auch war ein Kreisoberster zu wählen. Von vornherein zeigte sich hier eine gewisse Unentschiedenheit. Auf einer Versammlung zu Lauenburg verständigte sich eine Anzahl niederländischer Fürsten über die Aufstellung eines Bundesheeres und ernannte zum Führer und Kreisobersten den König von Dänemark, als Herzog von Holstein „wegen seiner hochrühmlichen Tapferkeit, Dextertät und begabten Verstandes“ (3. April 1625); fast gleichzeitig betraute ein förmlicher Kreistag zu 1625  
Lüneburg mit demselben Amte den Herzog Friedrich Ulrich von Wolfen-  
büttel, der dazu am wenigsten geeignet war und glücklicherweise auf die Würde verzichtete. Der Kreistag ersuchte auch den Kaiser, seine Truppen von den Niederlanden abzuberufen und die bischöflichen Rechte evangelischer Gebiete gegen den Reichshofrath zu schützen.

Zehr hoffnungslos waren auch die weiteren Verhandlungen nicht, die Christian von Dänemark ersuchte: an Eiferwilligkeit gebrach es allen Kreisständen; auf dem Kreistag in Braunschweig zeigte eine starke Minorität die Neigung, den Kaiser zum Rückzug anzutreiben. Jedoch konnte Christian hoffen, wenn er

nur einige Erfolge errang, seinem Hause eine glänzende Stellung in Norddeutschland zu verschaffen, namentlich als „Generalbischof“ über die dortigen Bisthümer und Erzbisthümer zu walten.

#### 14. Der niedersächsisch-dänische Krieg. Wallenstein General-Oberst-Selbhauptmann (1625).

<sup>1625</sup> Mit einem 16,000 Mann starken Heere, dem die strengste Mannszucht bei den schwersten Strafen anbefohlen war, rückte Christian zu Ende Mai 1625 in Niedersachsen ein. Die Hansestädte schlossen ihm die Thore, da ihnen die Gründung einer mächtigen norddeutschen Monarchie, — der unausbleiblichen Folge dänischer Siege, — nichts weniger als genehm war. Die Stände, welche ihn erwählt, kamen ihren Verpflichtungen nicht im entferntesten nach: die Hülfs-gelder von England und Frankreich waren unzureichend. Auch die schärfste Disciplin konnte die üblen Wirkungen der mangelhaften Solbzahung nicht hebern. Die Leistungsfähigkeit des Heeres wurde beeinträchtigt durch die Pest. im Oktober zählte man schon 4000 Kranke. Bis Mitte Juli brang man bis zur Weiser bei Hameln, bei Hörter stieß man auf die Vigiisten unter Tilly. Der Kaiser hatte sich längere Zeit der Hoffnung hingegeben, er werde den Feinden erhalten können, Maximilian beschleunigte aber den Angriff. Als Tilly am <sup>1626</sup> 25. Juli die Weiser überschritt, traf er auf keinen Widerstand; wie ein Rudel hungriger Wölfe brachen seine undeutlichen Scharen in Braunschweig ein, um alsbald das schöne Land zu einer Einöde zu machen: niemals hatte Mansfeld seiner Soldateska so die Zügel schießen lassen. In die größte Verlegenheit gerieth um diese Zeit auch der Administrator von Magdeburg Christian Wilhelm: behielt Christian IV. ohne seine Unterstützung die Oberhand, so war es um ihn geschehen: andererseits wurde er von einem Heere bedroht, welches der Kaiser unter Führung des Generals Wallenstein in das Feld rücken ließ.

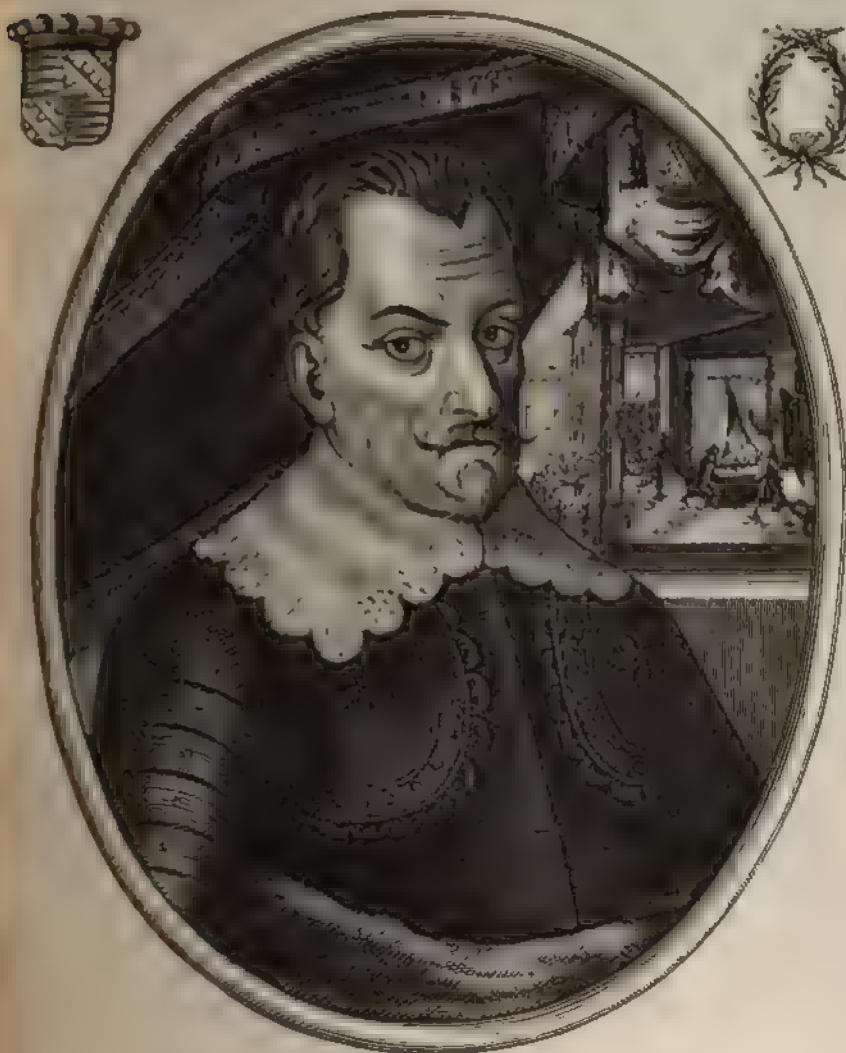
Adalbert Eusebius von Waldstein stammte (geb. 15. September 1583) aus altböhmischem Geschlechte, das mit den mächtigsten Familien des Landes verschwägert Ursprünglich im väterlichen Glauben der böhmischen Brüdergemeinde erwachsen, wurde früh verwaisete Knabe von seinem Oheim Slavata in das Olmüher Jesuitenkollegium gebracht, wo sich sein Uebertritt zum katholischen Glauben vorbereitete. Im Jahr bezog er die Universität Altorf, von welcher er wegen toller Jugendfreiche relegirt und machte dann nach der Sitte der Zeit eine Rundreise durch die west- und südeuropäischen Staaten: in Padua lernte er die geheimnißvolle Sprache der Sterne deuten; im Jahr 1609 stellte ihm der berühmte Kepler das Horoskop: „unter der Konjunktur der Sonne und Saturnus geboren, habe er ein unruhiges Gemüth, trachte nach Neuerungen, außerordentliche Mittel und sei zu hohen Dingen berufen. Viele und große Feinde werde er sich zuziehen, aber ihnen meistens obliegen.“ Niemals hat Wallenstein den Glauben an diese günstige Prognostiken aufgegeben. Und wirklich war ihm das Heil. Die Heirat mit einer vermögenden Witwe, Lukrezia Nikessie von Hatzfeld, das Erbe seines Oheims Slavata machten ihn reich und setzten ihn in den Stand, die hochliegenden Pläne nachzugehen. Das Jahr 1618 fand ihn als Soldaten-

nur einige Erfolge errang, seinem Hause eine glänzende Stellung in Norddeutsches Land zu verschaffen, namentlich als „Generalbischof“ über die dortigen Bistümer und Erzbistümer zu walten.

#### 14. Der niederländisch-dänische Krieg. Wallenstein General-Ober-Seldhauptmann 1625.

<sup>1625</sup> Mit einem 16,000 Mann starken Heere, dem die strengste Disziplin an-  
ben schwersten Strafen anbefohlen war, rückte Christian zu Ende März  
in Niederachsen ein. Die Hansestädte schlossen ihm die Thore, da die  
Gründung einer mächtigen norddeutschen Monarchie, — der unauflösl.  
Folge dänischer Siege, — nichts weniger als genehm war. Die Städte,  
ihn erwählt, kamen ihren Verpflichtungen nicht im entferntesten nach. Die  
Gelder von England und Frankreich waren unzureichend. Auch die  
Disciplin konnte die üblen Wirkungen der mangelhaften Soldzahlung nicht  
darn. Die Leistungsfähigkeit des Heeres wurde beeinträchtigt durch die  
Oktober zählte man schon 4000 Kranke. Bis Mitte Juli drang man  
Weiser bei Hameln, bei Hörter such man auf die Engländer unter Tilly.  
Kaiser hatte sich längere Zeit der Hoffnung hingegeben, er werde den  
erhalten können, Maximilian beschleunigte aber den Angriff. Als Tilly  
<sup>1625</sup> 28. Juli die Weiser überschritt, trat er auf seinen Widerstand, wie ein  
hungriger Wölfe brachen seine unentschieden Scharen in Braunschweig  
al-bald das schöne Land zu einer Einode zu machen: niemals hatte  
seiner Soldateska so die Fäustel schießen lassen. In die größte Verlegen-  
rieth um diese Zeit auch der Administrator von Magdeburg Christian  
helm. behielt Christian IV. ohne seine Unterstützung die Cleburd, so  
um ihn geschehen: andererseits wurde er von einem Heere bedroht, welches  
Kaiser unter Führung des Generals Wallenstein in das Feld rückte.

Adalbert Enselius von Waldstein stammte geb. 15. September 1587  
altböhmischen Geschlechte, das mit den mächtigsten Familien des Landes verbunden  
Ueberrunglich im väterlichen Glauben der böhmischen Brudergemeinde erzogen, wurde  
früh verwaisete Anale von seinem Oheim Slavata in das Lemberger Jesuitenkolleg  
bracht, wo sich sein Uebertreten zum katholischen Glauben vollendete. Im Jahr  
besog er die Universität Altorf, von welcher er wegen toller Jugendstreiche verjagt  
und machte dann nach der Sitte der Zeit eine Rundreise durch die west- und süd-  
Staaten: in Padua lernte er die geheimnisvolle Sprache der Sterne kennen, im  
1600 stellte ihm der berühmte Schepler des Heroskops: „unter der Konjunktur des Jovis  
und Saturnus geboren, habe er ein unruhiges Gemuth, treibe nach Verwirrung,  
außerordentliche Mittel und sei an hohen Dingen betrogen. Viele und große  
er sich zuzusetzen, aber ihnen meistentheils obliegen.“ Niemals hat Wallenstein den  
wachten an das gewisse Prognostikon angelesen. Und wirklich war ihm das  
bald. Die Heirat mit einer vermögenden Witwe, Caterina Welschke von Bond  
des Erbes seines Oheims Slavata machten ihn reich und setzten ihn in den Stand  
bestehenden Tönen nachzugehen. Das Jahr 1618 fand ihn als Soldaten der



Wallenstein.

Orion's Kunstsch. Im Hintergrunde die Darstellung seiner Ermordung

man sieht an, daß er die Vereinigung dieses Feldherrn mit Wallenstein zu  
Lund veranlaßte. Daran hinderte den König aber seine mißliche Lage:  
der Kaiser hatte sich ihm gern angeschlossen, getraute sich aber dazu nicht  
ohne Rücksicht auf Sachsen, dessen elender Kurfürst immer noch dem Reichs

überhaupt (Schonjam zu schulden vorgab. Christian war von kriegerischem Vorgehen so weit entfernt, daß er sogar Frankreich gegenüber offen mit seinem Muthmaß drohte, wenn ihm der wieder in Dienst genommene Mansfeld nicht zur Hilfe nicht werde. Dazu kam noch, daß die Persönlichkeit Tillys und Wallensteins grundverschieden waren und ein gedeihliches Zusammenwirken beider kaum in Aussicht gestellt werden konnte.

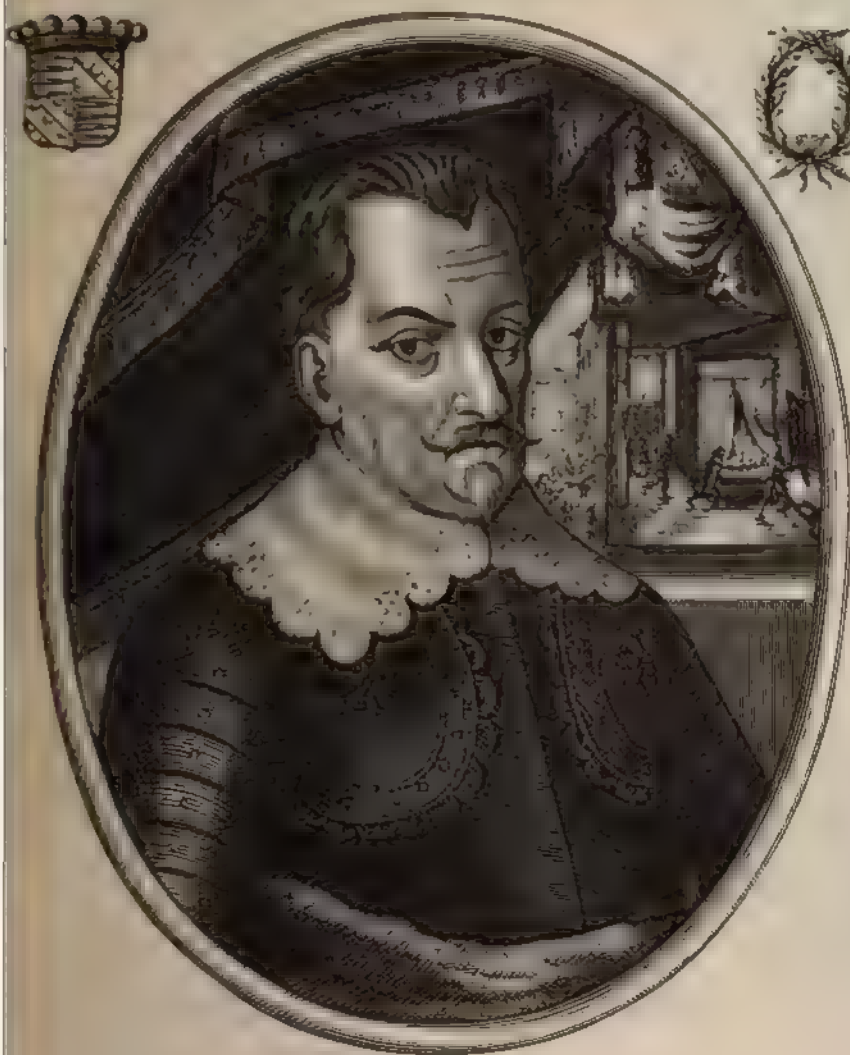
Ein moderner Historiker Arones schreibt treffend den Gegensatz zwischen Wallenstein und Tilly: „Dener, noch in der Fülle der Mannesjahre, aber frühzeitig gealternd, geschäftig und haager von Gestalt, fürstlichen Glanz liebend, wo es gilt, denselben zu zeigen, — dieser, schon im Greisenalter, aber stahlfest, klein von Wuchs, einfach, prunklos, wahrhaft ästhetisch in seiner Lebensweise; Wallenstein, der Politiker, der gern die Welt durch abenteuerliche Aussprüche blendet und irreführt, dem im Lager der Protestant ebenso willkommen ist, wie der Katholik, dessen Ehrgeiz das höchste für erreichbar hält, und Tilly, der brave Soldat, der vorsorglich und idlenarme, aber schlagfertige General, dem die politischen Tugenden wenig sichtbar sind, der unverbrüchlich ergebene Diener der Kirche, dessen ganzes Sein in Kriegshandwerk aufgeht und der darin auch sein Lebensideal findet.“

Eine förmliche Vereinigung der beiden Heere fand nicht statt, wie es denn auch im Jahre 1625 zu keiner Schlacht mehr kam, obwohl Wallenstein im Anfang Oktober den niederländischen Kreis erreicht hatte. Tilly überwinterte in Braunschweig und Hildesheim, Wallenstein in den Zistern Halberstadt und Magdeburg: um sich vor Unbilden möglichst zu schützen wählte das magdeburger Kapitel den Sohn des loyalen sächsischen Anführers, August, zum Nordputz des flüchtig gewordenen Administrators Christian Wilhelm. Da der Landgraf, bei welchem auch Mansfeld mit einem Hilfskorps eingetroffen war, von den Elbe und Elbe lagerte, war ganz Norddeutschland von Waffenturm erfüllt. Die Stellung der einzelnen Heere änderte sich in der Zeit der Wintertruhe wenig, 1626 nur besuchte Wallenstein im Januar 1626 die wichtige Elbbrücke bei Tetschen, Mansfeld an einem etwaigen Einbruch in den oberländischen Kreis, Schenk in Böhmen zu hindern.

Da der niederländische Kreis den furchtbaren Leiden, welchen eine längere Einlagerung der kaiserlichen Völker mit sich bringen mußte, zu erliegen drohte, ließ er durch Vermittelung des Ministers von Sachsen über den Abzug der Truppen verhandeln. Aber theils konnte, theils wollte man sich über die Bedingungen nicht einigen, der Friedenskonferenz zu Braunschweig löste sich im März 1626 resultatlos auf.

Nur vorher hatten sich an einer andern Stelle die Evangelischen zu langster Wiederaufnahme der Feindseligkeiten verbunden. Im Haager Vertrag versprachen England und Holland dem Danenkonige, die Waffen nicht eher niederzuliegen, bevor der Pfalzgraf wieder eingesetzt sei. Oben hatte man auch Kaiser Adolf zur Theilnahme veranlaßt, aber in Feindseligkeiten mit Polen verwickelt hatte er jetzt noch weniger als früher Neigung, neben Christian die zweite Rolle zu spielen. Auf Sachsens Anschluß hoffte man vergebens: der holländische Johann Georg wollte in seiner Beschränktheit dem Rathschlusse Gottes nicht entgegen, der ja zur rechten Stunde selbst einmischen werde. Frankreich war





Wallenstein.

Gleichzeitiger Kupferstich. Im Hintergrunde die Darstellung seiner Ermordung

man nahm an, daß er die Vereinigung dieses Feldherren mit Wallenstein zu  
wahren beabsichtige. Daran hinderte den König aber seine misliche Lage:  
Brandenburg hatte sich ihm gern angeschlossen, getraute sich aber dazu nicht  
ohne Gemeinschaft mit Sachsen, dessen elender Kurfürst immer noch dem Reichs



den Bund der protestantischen Mächte sehr ungeschulten, und Michaelen dachte man jetzt an die Nothwendigkeit einer Schwereilung. Die Haager Verbündeten redeten auch auf den Verstand des Fürsten Gabriel Bethlen, der bisher eine westliche Politik gegen Oesterreich beobachtet hatte, jetzt aber zu Feindschaften bereit zu sein schien. Aber einerseits konnten die Engländer seine Geldforderungen nicht befriedigen, andererseits errang ja zu selber Stunde der Kaiser einen bedeutenden Triumph über seinen Gegner. Die ungarischen Stände liehen sich beifinden, die Stephanskronen, um welche Bethlen warb, dem Sohne des Kaisers an das Haupt zu setzen. Am 8. Dezember 1625 ward der Erzherzog Ferdinand gekrönt. Damit war die Hoffnung der Westmächte, daß Bethlen einen ähnlichen Plankenangriff auf die österreichischen Staaten ausführen werde, gescheitert.



Verhauungen Wallenstems an der Dessauer Brücke, aus *L'Avanture de Wallenstein* von J. J. Rousseau. Eine der Ereignisse des Schwedens behandelnden Schrift, welche den in der Fortsetzung des Krieges die Besatzung an Wallenstems nicht erreichte, sondern mit einem Bericht über dessen Tod bei Lützen.

### 15. Der niederländisch-dänische Krieg. Schlachten an der Dessauer Brücke und bei Lutter. Mansfelds Tod (1626.)

Den Anfang des Jahres 1626 eröffnete Mansfeld im Februar. Noch vor seinem Ausbruch dachte er an einen Marsch in die Weichsel und Pommern, so in das Elbthal, beidseitig dann aber, sich in die Mark zu werfen und gegen Wallenstems Front zu machen. Er wollte dadurch dem Danemerk das untere Elbgebiet sichern, auch den Einfall in Schlesien und die Vertreibung der Bethlen vorbereiten. Der Einmarsch Mansfelds erfolgte in Abwesenheit des Kaisers, ohne daß die kaiserliche Regierung etwas dagegen that; hienach war man auch nicht gerüstet. Der Kaiser selbst wahrte in seiner unsicheren Lage, da ein kaiserliches Heer und Manöver Scharen ihn umlagerten, äußerlich die strengste Neutralität.

Im März wandte sich Mansfeld, unterstützt von Christian's General Haugwitz nach den Elbgegenden, zunächst nach dem Anhaltischen: am 12. April erreichte er die Verhauungen, welche die Feinde bei Köslar an der

hatten. Aber die Werke erwiesen sich weit stärker, als Mansfeld vorausgesetzt; indem er auf dänische Hilfe warten mußte, gab er Wallenstein Gelegenheit sich gleichfalls zu verstärken. Daher scheiterte Mansfelds Versuch, am 25 April bei Neustau den Uebergang zu erzwingen, trotz der glänzendsten Tapferkeit an der Uebermacht der Kaiserlichen. Auf dem Rückzuge nach Zerbit wurde seine Infanterie, von der neu angeworbenen Reiterei schmählich im Stich gelassen, zusammengebrochen. Großen Jubel erregte die Ankunft der Siegesbotschaft in Wien; am Sonntag darauf veranstalteten die Jesuiten ein feierliches Te Deum.

Die Hoffnung Wallensteins, daß sich der Kurfürst von Sachsen nach dieser Niederlage der protestantischen Waffen offen für den Kaiser entscheiden würde, ging nicht in Erfüllung, aber auch die Bemühungen seiner Gegner, Gustav Adolf zu einer Landung in Pommern zu veranlassen, blieben fruchtlos. Der Schwedenkönig landete vielmehr in Preußen, um Polen zu bekämpfen: allerdings beobachtete er sorgfältig den Gang der Dinge, entschlossen, zu gelegener Zeit seinen Einfluß in die Waagschale zu werfen.

Für den Augenblick aber übte Wallenstein eine unbedingte Militärdiktatur aus, nicht allein im niederländischen, sondern auch schon im oberländischen Kreise, wo Anhalt völliger Verwüstung preisgegeben wurde: auch Süddeutschland ward in Mitleidenschaft gezogen. Allein auch die empörendsten Gewaltthaten und Bedrückungen vermochten nicht, dieses G. leicht zu thatkräftiger Leidenschaft zu entzünden. Selbst Johann Kasimir von Koburg bekannte sich zu dem Grundsatz: „Die Geduld muß überall das letzte Wort sein.“

Wallensteins Plan war eigentlich, auf beiden Elbseiten vorzugehen und den König Christian zu einer Entscheidungsgeschlacht oder zum Rückzuge zu zwingen: wahrscheinlich würde dann die Mark alle Schrecken des Krieges erfahren haben. Die Uneinigkeit zwischen Tilly und Wallenstein bewahrte sie vor diesem Loos. Von Anfang an bestand zwischen beiden kein gutes Einvernehmen; jeder der beiden Heerführer betrachtete sich als Oberfeldherrn; Wallenstein verweigerte Tilly jede Verstärkung, verlangte dagegen, der ligistische Feldherr solle sich mit seinen Streitkräften ihm unterordnen. Tillys Lage war bis in den Mai hinein äußerst mißlich: sein Heer war weithin in Garnisonen zerstreut und war zum Theil selbstdienstfähig. Erst im Juni bequeme sich Tilly dazu, aus Besorgniß, daß Gustav Adolf eingreifen könne, für kurze Zeit sich dem kaiserlichen Heerführer unterzuordnen.

Indessen war auch die Lage des Dänenkönigs äußerst sorgenvoll. England und Frankreich, auf deren Einnützigkeit man alle Hoffnungen gebaut, geriethen in schwereres Zerwürfniß; der ränkevolle Cardinal Richelieu näherte sich den Spaniern und zog seine Hand mehr und mehr von seinem protestantischen Schützling zurück. Christians Truppen konnten sich in den von ihnen besetzten Plätzen nicht mehr halten. Am 9. Juni nahm Tilly Minden ein, wobei sein Heer ein unheimliches Grausamkeiten verübte: am 12. August übergab die dänische Besatzung Göttingen, das mit ausgezeichnetster Tapferkeit fast sieben Wochen lang vertheidigt worden war.

Als der Stadt Northeim dasselbe Schicksal, wie Göttingen, bereitet werden sollte, brach König Christian endlich gegen Tilly auf, dem Wallenstein — nach einer persönlichen Zusammenkunft in Ellrich am 18. Juli — einige Verstärkungen zugesandt hatte. Tilly wich dem Könige vor Northeim aus, nach seiner Vereinigung mit den Wallensteinern dagegen beschloß er, Christian anzugreifen, da schon wieder den Rückzug auf Wolfenbüttel angetreten hatte. Schon am 26. August ward seine Nachhut angegriffen: um diese zu retten, entschloß sich Christian, gegen den Rath des erfahrenen Generals Fuchs, am folgenden Tage zum Kampf. Bei Lutter am Arenberge wurde die bänische Armee vernichtet: Fuchs fiel nebst vielen Offizieren und 6000 Mann; der König entging mit Mühe der Gefangenschaft.

Diese Niederlage ertödtete den Widerstand in dem größten Theile des niederländischen Kreises, obwohl Christian seine Sache noch keineswegs verloren gab und sogar mehr Muth und Entschlossenheit zeigte, als vorher. Er behauptete die untere Elbgegend, besetzte das Lauburgische und das südwestliche Mecklenburg. Im November machte er von Stade aus einen Vorstoß auf Lüneburg, das er vorübergehend einnahm.

Empfindlichen Nachtheil aber brachte Christians Niederlage dem Kurfürsten von Brandenburg, der für sein schwankendes zweideutiges Verhalten durch den Einmarsch der Wallensteiner in die Mark gestraft wurde. Immer mehr trennte sich George Wilhelm von seinen Glaubensgenossen, zumal ihn die Landung Gustav Adolfs in Preußen um jede Besonnenheit gebracht hatte.

Gegen seinen Minister Schwarzenberg äußerte er damals: „Ich sehe nicht anders, ich werde mich zum Kaiser schlagen müssen; ich habe nur einen Sohn: bleibe der Kaiser, so bleibe ich und mein Sohn wol auch Kurfürst, da ich mich zum Kaiser wende. Was geht mich die gemeine Sache an, wenn ich alle meine Ehre, Reputation und zeitliche Beförderung verlieren soll.“

Er war entschlossen, an Ferdinands Seite gegen seine früheren Genossen ins Feld zu ziehen und auf Reichs- und Deputationstagen dem Kaiser zu gehorchen, wenn ihm alle Ansprüche Brandenburgs unbedingt bestätigt würden.

In Wien dachte man nicht daran, mit solchen Zugeständnissen einen unsicheren Freund zu erkaufen, trotz aller Proteste blieben die kaiserlichen Truppen im Lande, das die Scharen Mansfelds erst vor kurzem geräumt hatten.

Nach Mansfelds Niederlage bei Rosslau hatte König Christian nicht recht gewußt, was mit den Resten dieses Heeres geschehen sollte. Der Kurfürst von Brandenburg drang mit Recht auf ihre Entfernung. Das Landvolk zeigte sich äußerst feindselig gegen die fremden Gäste. Da bat um dieselbe Zeit Gabriel Bethlen, der sich endlich zum Kampfe entschlossen hatte, den König Christian, seine Operationen dadurch zu unterstützen, daß Mansfeld in Schlesien einrückte. Man ging auf dies Ansinnen um so lieber ein, als man hoffte, Gustav Adolf werde sich dem deutsch-ungarischen Heere anschließen. Diese Zustimmung verzögerte Mansfelds Abmarsch bis in den Juli. Die Schlesier legten dem Durchzug dieser Scharen, die leidliche Mannszucht hielten, keine Hindernisse entgegen.



Ernst von Mansfeld.

Abgedruckt 1644 von Teiff nach dem Gemälde von Dietrich

Als der Stadt Northem dasselbe Schicksal, wie Göttingen, drohte, brach König Christian endlich gegen Tilly auf, dem Salzwedel einer persönlichen Zusammenkunft in Eltrich am 18. Juli einige Vertheilung zugesichert hatte. Tilly wich dem Könige vor Northem aus, nach einer Einigung mit den Wallensteinern dagegen beschloß er, Christian anzuweichen, schon wieder den Rückzug auf Wolfenbüttel angetreten hatte. Am 26. August ward seine Nachhut angegriffen: um diese zu retten, entließ Christian, gegen den Rath des erfahrenen Generals Juchs, am folgenden Tag zum Kampfe. Bei Putter am Barenberge wurde die dauidische Armee vernichtet: Juchs fiel nebst vielen Offizieren und 6000 Mann: der König erlitt mit Mühe der Gefangenschaft.

Diese Niederlage erlöschte den Widerstand in dem größten Theile niedersächsischen Kreises, obwohl Christian seine Sache noch leuchtender vortrug und sogar mehr Rath und Entschlossenheit zeigte, als vorher. Er behauptete die untere Elbgegend, besetzte das Lauenburgische und das südliche Mecklenburg. Im November machte er von Stade aus einen Versuch, auf das er vorübergehend einnahm.

Empfindlichen Nachtheil aber brachte Christians Niederlage dem Kurfürsten von Brandenburg, der für sein schwankendes zweideutiges Verhalten durch die Einmischung der Wallensteiner in die Mark gestraft wurde. Immer mehr trennte sich George Wilhelm von seinen Glaubensgenossen, zumal ihn die Politik Gustav Adolfs in Preußen um jede Besonnenheit gebracht hatte.

Gegen seinen Minister Schwarzenberg äußerte er damals: „Ich werde mich zum Kaiser schlagen müssen; ich habe nur einen Sohn: Erbs der Krone so bleibe ich und mein Sohn wol auch Kurfürst, da ich mich zum Kaiser nicht begeben will, geht mich die gemeine Sache an, wenn ich alle meine Ehre, Reputation und Ansehen verliere.“

Er war entschlossen, an Ferdinands Seite gegen seine früheren Gegner ins Feld zu ziehen und auf Reichs- und Deputationstagen dem Kaiser zu versichern, wenn ihm alle Ansprüche Brandenburgs unbedingt bestätigt würden.

In Wien dachte man nicht daran, mit solchen Zugeständnissen einen so sicheren Freund zu erkaufen, trotz aller Proteste blieben die kaiserlichen Truppen im Lande, das die Scharen Mansfelds erst vor kurzem geräumt hatten.

Nach Mansfelds Niederlage bei Rosslau hatte König Christian nicht gewußt, was mit den Resten dieses Heeres geschehen sollte. Der Kurfürst von Brandenburg drang mit Recht auf ihre Enttarnung. Das Land war sich äußerst feindlich gegen die fremden Gäste. Da bat um Rath der Gabriel Bethlen, der sich endlich zum Kampfe entschlossen hatte, den König Christian, seine Operationen dadurch zu unterstützen, daß Mansfeld in Sachsen einrückte. Man ging auf dies Ansuchen um so lieber ein, als man erwartete, Gustav Adolf werde sich dem deutsch-ungarischen Heere anschließen. Diese Vermuthung verzögerte Mansfelds Abmarsch bis in den Juli. Die Schleier des Durchgangs dieser Scharen, die leidliche Mannszucht hielten, löste sich

ort einquartiert hatten, waren die in Schlesien stehenden Truppen von der Verbindung mit dem Norden abgeschnitten. Nachdem Wallenstein am 1. September 1627 unter den günstigsten Bedingungen das Fürstenthum Sagan erkaufte, rückte er sich nordwärts und besetzte Mecklenburg, dessen Herzoge sich seiner Nothgedrungen an Christian angeschlossen hatten. Sein Heer, mit dem Ibs vereint, rückte in Holstein ein. Bald waren Rendsburg und Glückstadt erobert, der König entwich auf seine Inseln, auf die ihm Wallenstein aus Mangel an Schiffen nicht folgen konnte. Bis zum Ende des Jahres war Rütland in der Gewalt der Kaiserlichen, das dänische Heer aufgelöst. Wismar und Hoyer waren bezwungen, Pommern und Rügen besetzt. Nach Wallensteins Meinung gebührte ihm für so außerordentliche Erfolge auch ein ungewöhnlicher Lohn: sein Ehrgeiz verlangte nach einem Fürstenthum des Reiches. Der Kaiser ließ sich nicht stark genug, dem allmächtigen Friedländer sein Gesuch abzugeben: die Herzoge von Mecklenburg wurden geächtet (19. Januar 1628) ohne Rücksichtung der Kurfürsten, wie vordem der Pfälzer, und verließen das Land, wozu Wallenstein, zuvörderst nur als Unterpfand für seine Kriegskosten, erhielt (Februar 1628). Seine nächste Absicht war, die ganze Ostseeküste kaiserlich zu machen, wie man denn schon vor der Schlacht bei Lutter spanischerseits erwartet hatte, Tilly solle sich der Weser und Elbmündungen bemächtigen, Wallenstein die wichtigsten Hafenplätze am baltischen Meere einnehmen. Bald gingen Wallensteins Pläne weiter und richteten sich auf den Besitz der See selbst. Er wollte seine Gestaltung als „kaiserlicher General der baltischen Meere“ zur Wahrheit machen. Die Beherrschung der deutschen Seeküste sollte dienen, dem Handel der evangelischen Seemächte, England und Holland, Schweden und Dänemark, schwere Wunden zu schlagen; besonders galt es die Unterdrückung des verhassten holländischen Staates. Man rechnete auf die Eifer der Hansestädte, die sich längst von den Holländern überflügelt sahen und in elenden Krämergeist genugjam bekundet hatten, indem sie die Unterwerfung Christians IV. ablehnten. Ihre Schiffe sollten den eigentlichen Stamm der zukünftigen kaiserlichen Nordseeflotte bilden. Das freilich verschwiegen die kaiserlichen Unterhändler, daß die spanisch-österreichische Macht am letzten Ende doch zur Unterdrückung der Freiheit und Selbständigkeit des hanseatischen Handels ausgenutzt werden würde. Glücklicherweise scheiterte der Plan theils durch das Mißtrauen der Hanseaten, theils an den Gegenbestrebungen des beherrschenden Holland, an den Intriguen Frankreichs und endlich an dem Auftreten des schwedischen Königs. Zu dem Mißlingen trug auch die Schroffheit des kaiserlichen Unterhändlers Schwarzenberg und die Rücksichtslosigkeit Wallensteins nicht wenig bei.

Das Eingreifen Schwedens knüpfte sich an den tapferen Widerstand, welchen die alte Stadt Stralsund den Wallensteinern leistete.

Aur Wallensteins Pläne war der Besitz dieser Stadt, welche trotz ihrer Zugehörigkeit zu Pommern fast die Stellung einer Reichsstadt behauptete, ein Ding der Nothwendigkeit. Stralund lehnte aber die Einnahme einer kaiserlichen Besatzung entschieden ab; die Man-



## 17. Das Restitutionsedikt (1629).

**Z**ur Zeit des Labader Friedens konnte es scheinen, als nahme Ferdinand eine Nachsicht an, welche die Karls V. nach der Wahlberger Schlacht bei dem Alerteile. Die Verraubung der Wiedlenburger Herzoge war ein Willkür, den sich selbst Karl V. schwerlich erlaubt hätte, mit dem Pfalzgrafen war noch wiederholt verhandelt worden, aber er hatte wol längst jede Hoffnung aufgeben, seinem Vetter Maximilian die Beute zu entreißen.

Tennoch war die Macht des Kaisers bedroht, diesmal nicht durch seine Feinde, sondern durch die befreundete Liga und den befreundeten päpstlichen Stuhl, auch die besten Freunde Ferdinands, die Jesuiten, schrieben ihm seine Fehler vor. Dazu kamen die Haufe der spanischen Verwandten und die hinterlistigen Rathschläge des Kardinals Richelieu, der alle Gegner des Hauses Habsburg erkannte, mochten sie der katholischen Liga angehören, oder zu den protestantischen Herrschern des Nordens zählen. Es war für die österreichischen Politiker kein Zweifel, Frankreichs Spiel ganz zu durchschauen: hatte nicht der Cardinal schon die französischen Protestanten zu völliger Unterwerfung gezwungen (1628), so damit seinen Eifer für die katholische Kirche glänzend bethätigt?

Von seinen guten Freunden wurde der Kaiser genöthigt, trotz der Warnungen seiner eifrigsten Katholiken das berühmte Restitutionsedikt zu erlassen (Wien 1629), kraft dessen alle seit dem Passauer Vertrag eingezogenen geistlichen Güter der katholischen Kirche zurückgegeben werden sollten. Wol hatte man seit dem Jahre 1626 in Süddeutschland, auch in Böhmen und Schlesien, die Wiederherstellung der alten Lehre mit rücksichtsloser Energie betrieben, der Kaiser aber stellte den Befehl im ganzen Reiche völlig auf den Kopf: er öffnete dem Eigennutz Thür und Thor, erregte im katholischen Lager einen unheimlichen Streit um die Beute und bedrohte nun erst das Reich so recht mit einem verheerenden Religionskriege, da die ligistische und die kaiserliche Partei die Zurückgabe der geistlichen Güter nöthigenfalls mit Gewalt durchsetzen wollten.

Der Gedanke, der dem Restitutionsedikt zu Grunde liegt, wurde zuerst auf einem Tage der Liga im Jahre 1626 erörtert. Hier verlangte der päpstliche Nuntius Caraffa, daß die eingezogenen Güter mußten zur Wiederherstellung der katholischen Kirche verwendet werden. Die geistlichen Fürsten gaben dann den ersten Anstoß zu der gemeinsamen Durchföhrung, gelenkt von Frankreich, Rom und den Jesuiten.

Es ist unmöglich, den Jammer der von dem Restitutionsedikt Betroffenen in seinen Fesseln ausmündlich zu schildern. Schonungslos ward es durchgeführt, man kümmerte sich um einzelnen wenig darum, ob die geistlichen Güter, die man beschlagnahmte, nicht etwa schon vor dem Passauer Vertrag der katholischen Kirche fremd gewesen wären. Auch wurde keineswegs stets der ursprüngliche Besitzer in seinen Rechten geschützt. Manche mußte den allmächtigen Jesuiten weichen. Um so mehr schloß sich der Kurfürst von Sachsen aus seiner Verhargie auf: seine Bitten

zu Gunsten der bedrängten Glaubensgenossen verhalten im Wind: vergebens beriefen sich andere Fürsten darauf, daß der Kaiser nur vermöge eines Reichstagsbeschlusses Reichsgesetze erlassen dürfe. Gewalt ging vor Recht: nicht einmal wurden die kaiserlichen Heere abberufen, wiewol doch Friede geschlossen war. Noch immer plagte Wallenstein Norddeutschland mit Einlagerung und Brandschatzung, vor allem bemüht, Magdeburg zu gewinnen, welches sich anbot, die ruhmreiche Rolle von 1547 von neuem zu spielen.

Am 15. November 1629 trat auch der mehrfach genannte Gabriel Bethlen vor dem Schauplatz seiner Thätigkeit ab, die freilich meist in einer räuberischen, wankelmüthigen Politik bestand. Er war ein bibelfester, bildungs- und schulfreundlicher Calvinist, der in seinem Lande Ordnung, im Heere Rucht hielt. Seine Lieblingsstiftung war die Schule zu Weißenburg, an welcher vorübergehend der deutsche Dichter Martin Opitz wirkte (1622).

Ein einziger Hoffnungsstrahl schimmerte den unterdrückten Protestanten entgegen. Gustav Adolf, der aus seinen Sympathien mit ihrer Noth nie ein Hehl gemacht, dieselben aber nicht hatte betheiligen können, weil ihn sowol Dänemarks Eifersucht, als auch ein Krieg mit Polen fern hielt, schloß am 29. September 1629 mit seinem Gegner die Stuhmer Waffenruhe. Noch ganz zuletzt hatte Wallenstein, in richtiger Erkenntniß von der Gefährlichkeit des Schwedenkönigs, den Polen einige Regimenter unter Arnim geschickt, obwohl sein Kaiser mit Gustav Adolf nicht im Kriege war. Arnims raubgierige Scharen, selbst von den Polen verwünscht, mußten jetzt heimkehren: der Schwedenkönig hatte wieder freie Hand.

Jetzt gedachte Wallenstein weiteren Gefahren dadurch vorzubeugen, daß er auf die Eifersucht zwischen Dänemark und Schweden bauend, dem König Christian ein Bündniß antrug: mit dänischen Schiffen wollte er Schweden auf der Ostsee bekämpfen. Allein Christian entgegnete kalt, „er gestatte außer sich und den Schweden niemand die Herrschaft auf dem baltischen Meer.“ So dauerte der bedrohliche Zustand fort: wehe dem Kaiser, wenn die französische Diplomatie jetzt, wo auch in Italien ein Krieg gegen Ferdinand entbrannte, den Felsen des Nordens auf den Kampfplatz zu rufen verstand!

Der sogenannte „Mantuanische“ Krieg entbrannte im Mai 1629 wegen der Nachfolge im Herzogthum Mantua-Montferrat, wo der letzte Gonzaga 1627 gestorben war. Spanien bewirkte, daß der Kaiser als Verwandter und Lehns Herr eingriff, Frankreich bemühte sich für den Herzog Karl von Nevers, aus einer Nebenlinie der Gonzaga. Im Juli 1630 erstürmten die kaiserlichen Mantua, aber der endliche Friedensschluß (1631 zu Chierasco) war wesentlich für Frankreich vortheilhaft.

### 18. Der Regensburger Reichstag. Wallensteins erster Sturz (1630).

Während sich im Norden die Wetterwolken drohend zusammenballten, dachte Ferdinand an nichts Geringeres, als seinem Erstgeborenen die Nachfolge im Reich zu sichern. Dazu wollte er den Reichstag benutzen, welcher auf Anfor-

## 17. Das Restitutionsedikt (1629).

Zur Zeit des Lübecker Friedens konnte es scheinen, als nähme Ferdinand eine Nachstellung ein, welche die Karls V. nach der Muhlberger Schlacht bei weitem übertraf. Die Verraubung der Mecklenburger Herzoge war ein Willkürakt, den sich selbst Karl V. schwerlich erlaubt hätte, mit dem Pfalzgrafen war zwar noch wiederholt verhandelt worden, aber er hatte wol längst jede Hoffnung aufgeben, seinem Vetter Maximilian die Rente zu entreißen.

Dennoch war die Macht des Kaisers bedroht, diesmal nicht durch seine Feinde, sondern durch die befreundete Liga und den befreundeten päpstlichen Hof; auch die besten Freunde Ferdinands, die Jesuiten, schrieben ihm seine Lige vor. Dazu kamen die Ränke der spanischen Verwandten und die hinterlistigen Rathschläge des Kardinals Richelieu, der alle Gegner des Hauses Habsburg ermunterte, mochten sie der katholischen Liga angehören, oder zu den protestantischen Herrschern des Nordens zählen. Es war für die österreichischen Politiker ihr kaiserlicher Frankreichs Spiel ganz zu durchschauen; hatte nicht der Cardinal seinen die französischen Protestanten zu völliger Unterwerfung gezwungen (1628) und damit seinen Eifer für die katholische Kirche glänzend bethätigt?

Von seinen guten Freunden wurde der Kaiser genöthigt, trotz der Warnungen anderer einseitiger Katholiken das berüchtigte Restitutionsedikt zu erlassen (6. März 1629), kraft dessen alle seit dem Passauer Vertrag eingezogenen geistl. <sup>1629</sup> Güter der katholischen Kirche zurückgegeben werden sollten. Wol hatte man seit dem Jahre 1626 in Süddeutschland, auch in Böhmen und Schlesien, die Wiederherstellung der alten Lehre mit rücksichtsloser Energie betrieben, der neue Eifer aber stellte den Bestand im ganzen Reiche völlig auf den Kopf: er öffnete dem Eigennuß Thor und Thar, erregte im katholischen Lager einen widerwärtigen Streit um die Rente und bedrohte nun erst das Reich so recht mit einem verheerenden Religionskriege, da die ligistische und die kaiserliche Partei die Zurückgabe der geistlichen Güter nöthigenfalls mit Gewalt durchsetzen sollten.

Der Gedanke, der dem Restitutionsedikt zu Grunde liegt, wurde zuerst auf einem Tage der Liga im Jahre 1626 erörtert. Hier verlangte der päpstliche Nuntius Caraffa die im Reiche eingezogenen Güter müßten zur Wiederherstellung der katholischen Kirche verwendet werden. Die geistlichen Fürsten gaben dann den ersten Anstoß zu der primordien Durchführung, geleitet von Frankreich, Rom und den Jesuiten.

Es ist unmöglich, den Jammer der von dem Restitutionsedikt Betroffenen in wenigen Zeilen ausführlich zu schildern. Schonungslos ward es durchgeführt, und man kümmerte sich im einzelnen wenig darum, ob die geistlichen Güter, die man beanspruchte, nicht etwa schon vor dem Passauer Vertrag der katholischen Kirche entfremdet waren. Auch wurde keineswegs stets der ursprüngliche Besitzer restituirt: mancher Orden mußte den allmächtigen Jesuiten weichen. Und selbst rante sich der Kurfürst von Sachsen aus seiner Lethargie auf: seine Bitten

zu Gunsten der bedrängten Glaubensgenossen verhalten im Land vertrieben sich andere Fürsten darauf, daß der Kaiser nur vermehrt eines tageweislichen Reichsgeheze erlassen dürfe. Gewalt ging von Nicht: nicht wurden die kaiserlichen Heere abgerufen, wiewol doch Friede geschlossen. Noch immer plagte Wallenstein Norddeutschland mit Einlagerung und Plünderung, vor allem bemüht, Magdeburg zu gewinnen, welches sich die ruhmreiche Rolle von 1547 von neuem zu spielen.

Am 15. November 1629 trat auch der mehrfach genannte Gabriel Bethlen dem Schauplatz seiner Thätigkeit ab, die freilich meist in einer ränkevollen, wankelmüthigen Politik bestand. Er war ein bibelfester, bildungs- und schulfreundlicher Mann, der in seinem Lande Ordnung, im Heere Zucht hielt. Seine Lieblingsstiftung war die Stadt Weisenburg, an welcher vorübergehend der deutsche Dichter Martin Opitz wirkte.

Ein einziger Hoffnungsstrahl schimmerte den unterdrückten Protest entgegen. Gustav Adolf, der aus seinen Sympathien mit ihrer Noth nachgehoht gemacht, dieselben aber nicht hatte betheiligen können, weil ihn schon der markische Eifer suchte, als auch ein Krieg mit Polen fern hielt, schloß am 20. September 1629 mit seinem Gegner die ruhmer Waffenruhe. Noch ganz hatte Wallenstein, in richtiger Erkenntniß von der Gefährlichkeit des Standes, den Polen einige Regimenter unter Arnim geschickt, obwohl er selbst mit Gustav Adolf nicht im Kriege war. Arnims raubgierige Scharen, von den Polen verwünscht, mühten jetzt heimzukehren: der Schweden war wieder freie Hand.

Jetzt gedachte Wallenstein weiteren Gefahren dadurch vorzubeugen, daß er auf die Eifersucht zwischen Dänemark und Schweden bauend, dem König von Dänemark ein Bündniß antrug: mit dänischen Schiffen wollte er Schweden auf der See bekämpfen. Allein Christian entgegnete kalt, „er gestatte außer sich und der Schweden niemand die Herrschaft auf dem baltischen Meer.“ So dauerte der bedrohliche Zustand fort: wehe dem Kaiser, wenn die französische Partei jetzt, wo auch in Italien ein Krieg gegen Ferdinand entbrannte, den Norden des Nordens auf den Kampfplatz zu rufen verstand!

Der sogenannte „Mantuanische“ Krieg entbrannte im Mai 1629 wegen der Erbfolge im Herzogthum Mantua-Montferrat, wo der letzte Gonzaga 1627 gestorben war. Spanien bewilligte, daß der Kaiser als Verwandter und Lehnsherr eingriff, Frankreich schloß sich für den Herzog Karl von Nevers, aus einer Nebenlinie der Gonzagas. Im Juli 1630 erkaufte die kaiserliche Mantua, aber der endliche Friedensschluß von Cherasco war wesentlich für Frankreich vorthellhaft.

### 18. Der Regensburger Reichstag. Wallensteins erster Sturz. 1630

Während sich im Norden die Wetterwolken drohend zusammenballten, sah Ferdinand an nichts Geringeres, als seinem Erbkorn die Kaiserkrone zu sichern. Dazu wollte er den Reichstag berufen, welcher seit 1623



Im 1630 nach Regensburg bernien war, um den mannigfachen Nothständen <sup>1940</sup> der Reichsstände, auch der katholischen, Abhilfe zu schaffen. Aber dem Kaiser war eine herbe Demüthigung beschieden, die ganze Partei der Liga war seinem Entzagen abhold: sie hatte ihr feindseliges Verhalten längst mit Frankreich verabredet, welches als Helfershelfer den Père Le Clerc du Tremblay, Vater Joseph, die „graue Eminenz“, neben Michelien das bedeutendste diplomatische Talent, nach Regensburg geschickt hatte.

Stürmisch verlangten die Ligiſten den Rücktritt des allmächtigen Wallenstein: in seiner Entlassung, hieß es, liege das Heil und die Wohlfahrt des Reiches. Das Verlangen konnte am wenigsten den verhassten Friedländer überraschen. Den im Frühjahr 1630 hatten die Ligiſten zu Wergentheim eine Heeresarmee geplant, die auf seine Absehung zielte; vorübergehend hatte er daran gedacht, nach München zu gehen und sich mit Maximilian zu verständigen. Nach Regensburg zu kommen lehnte er Ende Juni mit der stolzen Antwort ab: „in Regensburg habe er nichts zu suchen, sondern sein wahres Quartier in der Hauptstadt Frankreichs zu nehmen.“

Natürlich willigte der Kaiser nicht sofort in das Verlangen der Partei, die ihm keine beste Stütze entziehen wollte, aber schwächer und schwächer ward sein Widerstand, endlich gab er am 13. August nach. Die beiden Abgesandten, die Wallenstein seine Entlassung nach Memmingen überbrachten, Werderberg und Lichtenberg, nahm er mit gleichmüthiger Freundlichkeit auf, langst habe er die Stürme geleidet, daß der spiritus des Kurfürsten von Bayern den des Kaisers regiere, darum könne er diesem keine Schuld beimeessen. Doch konnte er die Bemerkung nicht unterdrücken, es schmerze ihn, daß sich der Kaiser seiner so wenig angenommen. Er zog sich nach seiner Herrschaft Jülich zurück.

Den Oberbefehl über das Heer des gestürzten Gewalthabers erhielt aber nicht wie die Ligiſten gewünscht, Maximilian, sondern Tilly. Auch seines Privatguthums schien man Wallenstein berauben zu wollen: die Kurfürsten forderten einen förmlichen Prozeß gegen die vertriebenen Fürsten und ihre Wiedereinfegung, um sich ihre Mithuld ergabe. Ferdinand versprach die Untersuchung, er mußte die Zugeständnisse machen: er verhieß, einen großen Theil des Kriegsvolkes zu entlassen, keinen Krieg ohne Vorwissen der Stände zu führen und seine Thätigkeit nach Willkür der Kriegsobersten auszuüben.

So ward der Kaiser in und mit seinem General durch die eifersüchtige Eitelkeit tief gedemüthigt und erreichte trotz alledem das Ziel seiner Wünsche nicht: sein Sohn wurde für jetzt nicht zum Römischen König gewählt. War in einem Punkte stimmte er mit den Ligiſten, die ihm soviel Widerwärtiges bereitet hatten, völlig überein: in der schroffsten Durchführung des Restitutionsediktes, und die Evangelischen mußten die erzwungene Freundschaft des Kaisers und der Liga hart genug büßen. Aber das Maß ihrer Leiden schien nicht fern: an den Reichstag gelangten wiederholte Mahn- und Drohschreiben des Schwedenkönigs, welcher die Wiedereinfegung der Herzöge von Mecklenburg, die Herstellung des Friedens im Reiche forderte. Allerdings würdigte man ihn

Schriftstück ersuchte er die Stände des Reiches, sein Vorhaben zu unterstützen. Zum ersten Male wies er jetzt, wo er die Seinen zur Beschirmung aller gefährdeten Güter aufruft, auf die Gefahren hin, in denen das Evangelium schwebt. Dennoch spricht er keineswegs von der Nothwendigkeit, das Evangelium in Deutschland wieder aufzurichten, von der Absicht, die Aufhebung des Restitutionsedictes zu erzwingen: nur für des eigenen Vaterlandes Freiheit, Macht und Glauben ruft er sein Volk zu den Waffen. Die Stände billigten das Vorhaben des Königs und bewilligten die zur Kriegsführung erforderlichen Steuern und AufLAGen.

Dagegen zeigte sich Frankreich wenig bereit, den König thatkräftig zu unterstützen; bis zum Frühling des Jahres 1630 war es noch zu keinem Vertrage gekommen: auch die Niederländer warnten, um ihren Handel besorgt, ängstlich die Neutralität; kaum daß sie Aussicht auf Hilfgelder machten und im geheimen Werbungen in ihrem Lande gestatteten. „Mißgönnt mir der Prinz von Oranien meine Ehre oder werde ich ihm zu groß?“ äußerte Gustav Adolf unmutig. Christian von Dänemark sah Gustav Adolfs Plänen feindselig zu und ließ rüsten; der einzige Bundesgenosse, auf den der König rechnen konnte, war Gabriel Bethlen.

Im Mai 1630 war alles zur deutschen Expedition vorbereitet. Tropdem ließ Gustav Adolf noch einmal Friedensverhandlungen mit dem Kaiser unter dänischer Vermittlung zu Danzig eröffnen. Als sich diese zerschlagen hatten, wurde die Landung beschlossen. Am 14. Mai nahm der König in einer feierlichen Reichsrathsitzung zu Stockholm von seinem Lande Abschied und sprach in rührendster Weise seine Wünsche für das Gedeihen des geliebten Vaterlandes aus. Noch ordnete er drei Bettage an, auf denen Gottes Hilfe für die schwedischen Waffen ersucht werden sollte: am 27. Juni lichtete die Flotte, deren Abfahrt widriger Wind verzögerte, die Anker. Am 4. Juli landete sie auf der Insel Usedom; Rügen hatte der König schon im April von Stralsund aus besetzt, damit sich dort nicht die Dänen einnisteten.

Der Feind hinderte die Landung nicht, aber Gustav Adolf befand sich doch in schlimmer Lage, da es an Lebensmitteln völlig gebrach. Das evangelische Deutschland rührte sich nicht, nur Stralsund feierte die Ankunft des Königs durch ein Fest und ein Teedeum. So mußte der König von vornherein energisch auftreten, um seine Lage zu sichern. Durch einen kühnen Vormarsch auf Stettin nöthigte er zunächst den Herzog Bogislaus von Pommern, der eben noch Wallenstein seiner kaiserlichen Gesinnung versichert hatte, zu einem Bündniß. Von Stettin breitete sich Gustav Adolf nach Vor- und Hinterpommern aus: die wichtigsten Plätze, wie Anklam und Stolp überließ ihm das kopflose österreichische Kommando ohne Kampf.

In dieser Zeit vollzog sich aber ein Ereigniß, welches von den verhängnißvollsten Folgen begleitet war. Der vertriebene Administrator von Magdeburg Christian Wilhelm, war in die Stadt zurückgekehrt, welche der schwedische Agent Stalman zum Anschluß an Gustav Adolf bewog. Am 6. August nahm



Administrator von dem Erzstift wieder Besitz, begann Werbungen und die Vererbung der Kaiserlichen. Aber seine Streitkraft war noch zu schwach, der Aufstand verfrüht. Gustav Adolf war damit wenig zufrieden, sandte aber den Bersten Dietrich von Falkenberg nach Magdeburg, um den Administrator in gutem Muthe zu erhalten. Der Magdeburger Aufstand sollte ihm seine Operationen an der Küste erleichtern.

An die Stelle des Christian Wilhelm war im Jahr 1625 Johann Georgs elfjähriger Sohn August berufen; der Kaiser drängte aber im Jahre 1629 dem Erzherzog Leopold das Erzstift auf und die Gegenreformation wurde im Erzstift durchgeführt. In der Stadt Magdeburg bestanden zwei Parteien: die eine, zu der sich namentlich die Gesellschaft der „Eingebaufrüder“ und der gemeine Mann hielt, war schon 1625 den Kaiserlichen und der Liga feindselig; die regierende Partei des Rathes aber empfahl Neutralität. Als das Restitutionsedikt erschien, widersetzte sich die Stadt. Wallenstein belagerte sie, wie erwähnt, hob aber gegen eine Zahlung von 10,000 Thalern am 27. September 1629 die Belagerung auf. Mit Hilfe der Hansestädte wurde der verhaftete alte Rath im Februar abgesetzt: da aber seine Amtsnachfolger den verhafteten Führer der Opposition, Obersten Schneidewin, nicht in Freiheit setzten, beschloß sein Anhang den Administrator zurückzurufen, mit dem Gustav Adolf schon früher in Verbindung getreten war.

Um der Elbe näher zu kommen, machte Gustav Adolf zunächst einen Zug nach Mecklenburg, erzwang den Eingang durch den Ribnitzer Paß und ermahnte die Lande, zu ihrer alten Obrigkeit zurückzukehren. Dann wandte er sich nach Bommern, um den Kaiserlichen eine Feldschlacht anzubieten. Zwar kam es dazu nicht, aber in einem glänzenden Winterfeldzuge vertrieb er den Feind und bedeckte das ganze Uderland. Jetzt brachte man dem „Felden aus Winternacht“ den ersten Jubel dar, jetzt nannte man ihn Gustav den Großen. In Augsburg hing man die Mäuler;“ schon zitterte Wien.

Dennoch war eine wirklich ernste Gefahr nur zu besorgen, wenn Gustav Adolf erreichte, was ihm bisher noch nicht gelungen war, den offenen Anschluß von Sachsen und Brandenburg. Gustav Adolf hatte auf die Sympathien der norddeutschen Fürsten zählen zu können gemeint: aber er hatte sie zu hoch taxirt: private Rücksichten und Aengstlichkeit, nicht aber die nationale Wohlfahrt und die eigne Ehre bestimmten ihr Handeln. Wohl hatte Johann Georg in der Restitutionsfrage dem Kaiser Widerstand geleistet und sich zu Beschwerden erreißt, auf die man aber mit Recht keine Rücksicht nahm. Alle Versuche Gustav Adolfs, den Schwächling zu einer Parteinahme für die evangelische Sache zu zwingen, blieben vergeblich. Nicht besser stand es mit Brandenburg. Konnte man es dem Kurfürsten auch nicht verdenken, daß er von Gustav Adolf die Zusage verlangte, daß er in Brandenburg und Bommern keine Eroberungen machen wolle, so war die Gegenforderung des Königs, George Wilhelm sollte sich mit ihm verbinden, ebenso gerechtfertigt.

Andererseits war es vom Kaiser eine starke Zumuthung an den sächsischen Kurfürsten, ihm mit Geld und Truppen gegen die Schweden zu helfen. Johann Georg beantwortete das Ansinnen mit der Eröffnung, er werde eine Versammlung

Schritt für Schritt ersuchte er die Stände des Reiches, sein Vorhaben zu unterstützen. Zum ersten Male wies er jetzt, wo er die Samen zur Reife bringen wollte, auf die Gefahren hin, in denen das Evangelium stand. Dennoch spricht er keineswegs von der Nothwendigkeit, das Evangelium in Deutschland wieder aufzurichten, von der Absicht, die Aushebung des Reichsrechts zu erzwingen: nur für des eigenen Vaterlandes Freiheit, Recht und Glauben ruft er sein Volk zu den Waffen. Die Stände billigten das Vorhaben des Königs und bewilligten die zur Kriegsführung erforderlichen Steuern und Auflagen.

Dagegen zeigte sich Frankreich wenig bereit, den König thatkräftig zu unterstützen: bis zum Frühling des Jahres 1630 war es noch zu keinem Entschlusse gekommen: auch die Niederländer wahrten, um ihren Handel besorgt, strenge die Neutralität: kaum daß sie Aussicht auf Hilfsgehülfe machten und im geheimen Werbungen in ihrem Lande gestatteten. „Wißgott mir der Prinz von Transilvanien meine Ehre oder werde ich ihm zu groß?“ äußerte Gustav Adolf unumwunden. Christian von Dänemark sah Gustav Adolfs Plänen feindselig zu und warnte: der einzige Bundesgenosse, auf den der König rechnen konnte, war Gabriel Bethlen.

Im Mai 1630 war alles zur deutschen Expedition vorbereitet. Erst ließ Gustav Adolf noch einmal Friedensverhandlungen mit dem Kaiser durch dänischer Vermittlung zu Danzig eröffnen. Als sich diese vergeblich bewiesen, wurde die Landung beschlossen. Am 11. Mai nahm der König in einer öffentlichen Reichsrathsversammlung zu Stockholm von seinem Lande Abschied und äußerte in ruhendster Weise seine Wünsche für das Gedeihen des geliebten Vaterlandes aus. Noch ordnete er drei Betttage an, auf denen Gottes Hilfe für die kaiserlichen Waffen ersucht werden sollte: am 27. Juni lichtete die Flotte, durch stürmischen Wind verzögerte, die Anker. Am 4. Juli landete sie auf der Insel Usedom: Rügen hatte der König schon im April von Stralsund besetzt, damit sich dort nicht die Dänen einnisteten.

Der Feind hinderte die Landung nicht, aber Gustav Adolf betand sie in schlimmer Lage, da es an Lebensmitteln völlig gebrach. Das deutsche Deutschland ruhete sich nicht, nur Stralsund feierte die Ankunft des Königs durch ein Fest und ein Teedeum. So mußte der König von vornherein einzutreten auf einen Kampf. Durch einen kühnen Vormarsch auf Stralsund nöthigte er zunächst den Herzog Bogislaus von Pommern, der eben mit Wallenstein seiner kaiserlichen Gesinnung versichert hatte, zu einem Uebertritte. Von Stettin brach Gustav Adolf nach Vor- und Hinterpommern auf: die wichtigsten Plätze, wie Anklam und Stolp überließ ihm das kaiserliche Kommando ohne Kampf.

In dieser Zeit vollzog sich aber ein Ereigniß, welches von den besten Folgen begleitet war. Der vertriebene Administrator von Magdeburg Christian Wilhelm, war in die Stadt zurückgekehrt, welche der schwedische Hauptmann zum Anschluß an Gustav Adolf bewog. Am 6. August nahm der

## 20. Der Fall Magdeburgs (20. Mai 1631).

Je weiter Gustav Adolfs Ankunft sich verzögerte, desto ängstlicher war die Magdeburger Bürgerschaft geworden, besonders seit die Kaiserlichen die wichtigsten Außenwerke und die starke Zollschanze erobert hatten. Der Kommandant Dietrich von Falkenberg konnte nicht verhindern, daß Unterhandlungen mit Tilly angeknüpft wurden. Der ligistische Feldherr, für den es darauf ankam, die Stadt zu gewinnen, ehe Gustav Adolf herankam, benutzte diese Unterhandlungen, um die Magdeburger zu täuschen. Am 19. Mai stellte <sup>1631</sup> sein Ultimatum: die Bürgerschaft sollte zwischen der Uebergabe und dem Uebernehmen der Erstürmung wählen. Tilly ließ seine Kanonen schweigen, die die Mauer aus der Sudenburg abfuhren. Vielleicht hat er einen Augenblick sich geschwankt, ob er abziehen sollte, aber Verräther aus der Stadt meldeten ihm, daß der rechte Moment gekommen sei, und seine Generale erinnerten ihn, daß ein Sturm in der Morgenfrühe ihm die günstigsten Aussichten böte: er ließ auch Maestricht an einem Morgen erstürmt werden. Noch war in Magdeburg der Rath zu Besprechungen versammelt, — es war um 4 Uhr früh am 20. Mai, — da wurde gemeldet, daß sich allenthalben der Feind zeigen. Falkenberg überzeugte sich durch einen Rundgang auf den Wällen, daß die Stadt in Ordnung und wohlbewacht sei, wandte sich dann mit einer Rede an den Rath, — da blies der Wächter auf St. Johannis Sturm. Man sah von den Wällen die weiße Kriegsfahne wehen. Wirklich war der Feind in der Stadt: ein Theil der Besatzung hatte sich um 5 Uhr Morgens, der Gewohnheit gemäß, den Posten weggegeben. Pappenheim war der erste in der Stadt: an zwei Stellen drang er ein. Falkenberg warf sich auf sein Pferd und führte das Regiment Trost gegen den Feind, den er aus den Straßen zurück zu drängen suchte. In diesem Augenblick, wie es scheint, gab Pappenheim den Befehl, die Häuser anzuzünden, um seine Gegner in Verwirrung, vom Kampf zum Uebergeben zu bringen. Der wachsenden Uebermacht kann Falkenberg nicht länger widerstehen: er fällt im Kampf. Bald waren die Kaiserlichen völlig Meister in der Stadt: das Plündern und Rauben, das Morden und Schänden nahm seinen grausigen Anfang. Maßlos, unmenschlich ward gewüthet.

Während die entfesselte Soldateska in Straßen und Häusern sich für so viele ruhmsüchtige Tage entschädigte, brach ein Brand aus, der von plötzlich sich erhebendem Winde genährt, fast die ganze stolze Stadt verwüsten sollte. Wer den Brand verschuldet, — schon damals wurden die widersprechendsten Meinungen ausgesprochen, — man muß eingestehen, daß sich die Wahrheit nicht hat ermitteln lassen. Aber die furchtbare Thatsache steht fest: als Tilly am vierten Tage nach der Erstürmung einzog und in dem Dom das Te Deum anstimmen ließ, waren außer der Kirche, dem Liebfrauenkloster, nur noch einige ärmliche Häuser, größtentheils Fischerhütten, übrig.

Es ist zwar auch jetzt davon zurückgekommen, die Zerstörung der Stadt Tilly zur Last zu legen, so muß er für die Greuelthaten seiner Soldaten, die er nicht zu zügeln vermochte, in vollem Maße verantwortlich gemacht werden.

seiner evangelischen Mitstände laufen. Willkürlich lud er sie am 29. Dezember 1630 zu einem Tage nach Leipzig ein. (6. Februar 1631.) Auch Gustav Adolfs Siege in Pommern konnten weder George Wilhelm, noch Johann Bernhard zustimmen. Wenigstens französischen Beistand erhielt Gustav Adolf durch den Vertrag von Barwalde (23. Januar 1631) zugesichert.

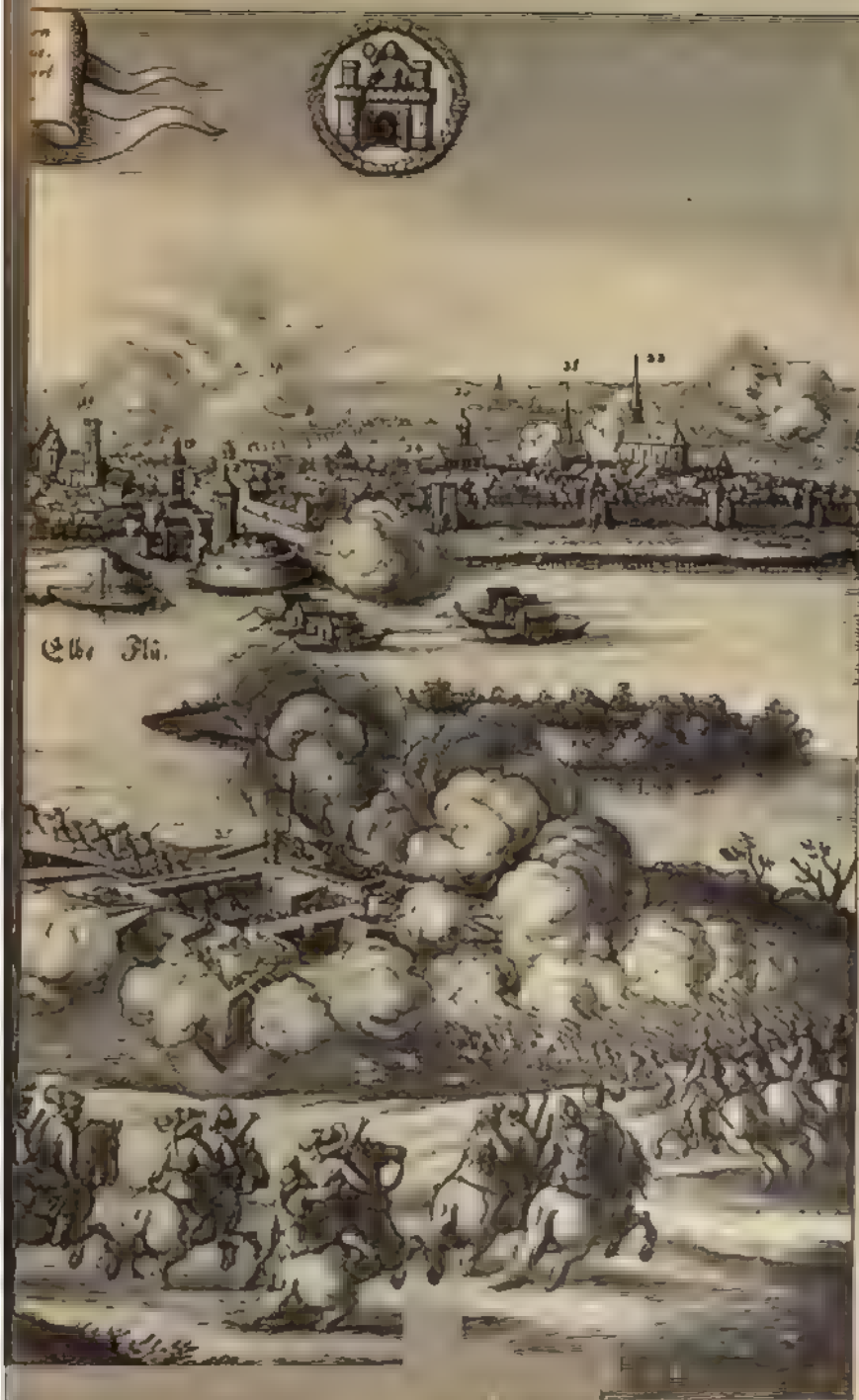
Bis jetzt hatte Tilly, der an der Weser stand, nichts gethan, um die Schritte der Schweden zu hindern, sondern auf Verstärkungen gewartet. Im Dezember 1630 erst brach er auf und näherte sich langsam der Mark und Berlin. Bevor er ankam, eroberte Gustav Adolf Demmin und Rathenow und März, dann aber gelang es Tilly, Neubrandenburg einzunehmen, die Sicherung der König versäumt hatte. Im mörderischen Kampfe erlag die deutsche Besatzung: nur wenige Offiziere, unter ihnen der tapfere Kommandant Kämpfhausen entkamen. Die Stadt wurde aufs schändlichste ausgeplündert.

Da Tilly den Sieg trotzdem nicht auszunutzen wagte und auf die Vorstellungen Pappenheims, der jetzt Magdeburg belagerte, von seinem Hauptquartier angewiesen ward, gleichfalls dorthin abzurücken, bekam Gustav Adolf (1631) die Niederlage von Neubrandenburg zu vergelten. Am 13. April nahm er Frankfurt an der Oder, machte reiche Beute, 1000 Gefangene und ließ sich nicht rechtfertigen laßt. Die unschuldige Stadt gleichfalls ausplündern. Er kurz darauf auch Landberg a. B. einnahm, gerieth das katholische Dorf in die größte Furcht. Für die Evangelischen kamen beide Siege zu spät. Der Leipziger Konvent war schon am 12. April geschlossen worden. Man hatte sich nur zu dem Projekt einer Kriegsverfassung und einer Reichsverordnung an den Kaiser ermannt: in katholischen Kreisen hatte man nur Spott für diese verirrte Chumacht.

Ein Spottlied beginnt: „Ach die armen lutherischen Händlern halten zu Leipzig Konventlein! Wer war dabei? Anderthalb Fürstlein Was wollten sie machen? Ein kleines Krieglein. Wer soll ihn führen? Das schwedische Königlein“ u. s. w.

Da sich Tilly nach Magdeburg gewendet hatte, durfte Gustav Adolf dem Entschluß nicht länger säumen und auf die Bedenken George Wilhelm's nicht nehmen. Er verlangte die Einräumung der Festungen von Magdeburg und Spandau, die er nicht unbelegt in seinem Rücken liegen lassen durfte, und die „Totalkonfiskation.“ Durch Androhung von Gewalt erst erlangte der König die Gewünschte auf einer persönlichen Zusammenkunft im Berliner Schloß. 13. April. Der Kurfürst beehrte sich, den gethanen Schritt beim Kaiser demüthig zu entschuldigen.

Zum Unglück für Magdeburg wies aber der sächsische Kurfürst den Schweden jetzt unumwunden zurück. Gustav Adolf erklärte feierlich, daß Sachsens Schuld, wenn Magdeburg fiel: zwingende militärische Gründe hätten ihn ab, den Vormarsch fortzusetzen. Er sicherte sich eine feste Position an der Oder: am 20. Mai fiel Magdeburg in die Hand des unbarmherzigen Tilly und seiner ungelassenen Soldateska.

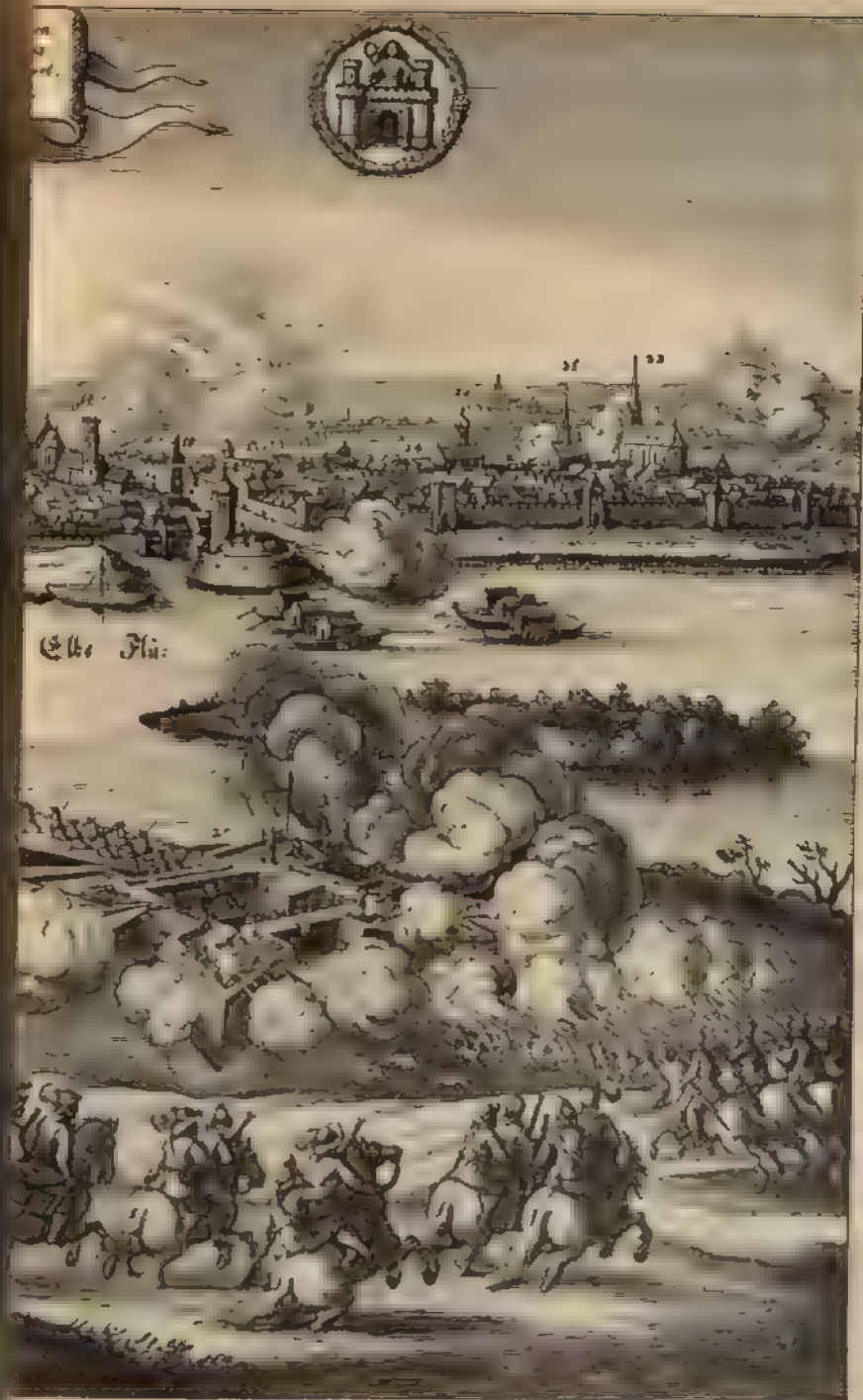


Kriegen zu Frankfurt a./M. 1637.

Wollt das Wasser überschreiten, um sich dem Sturm auf die Zollschanze anzuschließen.







Schienen zu Frankfurt a.M. 1637.

oll das Wasser überschreiten, um sich dem Sturm auf die Festschanze anzuschließen.



## 21. Die Schlacht bei Breitenfeld. Gustav Adolf und Wallenstein

Die Katholiken juchzten auf, und in höhnendem Jubel sang man: „*Wozu hat die alte Magd dem Kaiser einen Tanz versagt. Jetzt tanzt sie mit dem alten An so geschieht dem stolzen Mädchen recht.*“

Die Entmutigung der Evangelischen war außerordentlich: allenthalben fürchteten Bürgerschaften, daß auch bei ihnen „das magdeburgische Trauerspiel aufgeführt werden möchte.“ Aber die allgemeine Stimmung wandte sich auch gegen Gustav Adolf, der die Rettung versäumt habe, und die Jesuiten steigerten diese Anklage dahin, daß der Schwedenkönig den Fall der Stadt absichtlich habe geschehen lassen. Gustav Adolf sah sich genöthigt in einer förmlichen „Apologie“ zu erweisen, daß die wahrhaft und einzig Schuldigen zaghaften Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg seien.

Auch in neuerer Zeit hat eine leidenschaftliche und parteiische Geschichtsschreibung jesuitische Anklage wiederholt, wiewol der Einsichtigste begreift, daß Gustav Adolf darnach trachten mußte, für seine ferneren Unternehmungen die wichtige Elbstadt unversehrt in seinen Besitz zu bringen.

Auch nach dem Falle von Magdeburg hätte der Brandenburger sich germer engeren Verbindung mit Gustav Adolf entzogen; aber die Besorgniß, daß die Kaiserlichen nach dem Abmarsch der Schweden ihn für sein schwächliches Benehmen strafen würden, bewog ihn, neben den verhüllten Drohungen des Königs, endlich ihm die Festungen und Pässe seines Landes zu öffnen (22. Juni).

Bei einer Festlichkeit, mit der das Einverständniß der beiden Schwäger in Berlin gefeiert wurde, war zuerst von einer Verlobung des Kurprinzen Friedrich Wilhelm mit Gustav Adolfs Tochter Christine die Rede.

## 21. Die Schlacht bei Breitenfeld. Gustav Adolf und Wallenstein.

Zum größten Verdrusse des thatkräftigen Pappenheim that Tilly nichts, den Erfolg von Magdeburg auszunutzen; vielmehr erwirkte er die Erlaubniß, sich aus dem ausgelegenen Erzstift nach Thüringen und Hessen zu begeben, wo er sich verproviantiren und Verstärkungen an sich ziehen wollte.

Gustav Adolf dagegen beschloß eine Stellung zu wählen, die zum Angriff und zur Vertheidigung gleich geeignet sei: bei Werben fand er sie; nach einem einmaligen Versuch auf das befestigte Lager erkannte Tilly, der sein Unternehmen gegen Hessen aufgegeben, daß sein Gegner hier unangreifbar sei. Bei Gustav Adolf fanden sich als neue Helfer Bernhard von Weimar und der ritterliche Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel ein, der schon 1630 mit dem Schwedenkönige Verhandlungen angeknüpft hatte. Jetzt kam es zu einem förmlichen Bündniß, kraft dessen der Landgraf 10,000 Mann ins Feld zu stellen versprach. Wichtiger war, daß jetzt auch Kursachsen wohl oder übel bei Schweden Schutz und Beistand suchen mußte. Noch immer hatte Johann Georg mit dem Kaiser verhandelt, den der Leipziger Konvent doch etwas betroffen machte: nach der Einnahme von Magdeburg aber glaubte man mit Sachsen weniger Umstände machen zu dürfen und dringend forderte Tilly den Anschluß an den Kaiser. In allen Grenzen Sachsens sammelten sich gewaltige kaiserliche Streitkräfte. Da wählte Tilly, um einen letzten entschei-

1691 den Druck auf Johann Georg auszuüben, ein verkehrtes Mittel; am 5. September rückte er von Halle aus in Kurachsen ein. Er trieb damit den immer noch schwankenden Kurfürsten geradezu in die Arme Gustav Adolfs. Am 11. September schloß er mit ihm ab; beide Herrscher versprachen einander, vereint zu stehen oder zu fallen.

Gustav Adolf hatte in der sicheren Voraussicht dieses Erfolges sein Heer möglichst nahe an die sächsische Grenze geschoben: nun erhielten seine Truppen schleunigst den Marschbefehl. In der Nähe von Düben traf er am 15. September mit Johann Georg zusammen; wechselseitig hielt man Musterung über die Heere: jetzt stimmte der sächsische Kurfürst für eine offene Feldschlacht als das beste Mittel, den Feind aus dem Lande zu schaffen. Seinen letzten Erfolg errang Tilly am 16. September, wo er Leipzig zu einer ungeheuren Kontribution zwang; da ward ihm der Anmarsch der Feinde gemeldet. Am 17. September kam es bei Breitenfeld, nahe bei Leipzig, zum Entscheidungskampf, bei dem sich das glänzende Feldherrngeschick Gustav Adolfs bekundete und die von ihm erfundenen militärischen Reformen den Sieg gewinnen halfen.

Die Kaiserlichen hatten anfangs den Vortheil der Stellung: durch eine Bewegung nach rechts wurde er ihnen von Gustav Adolf zur Hälfte abgewonnen. Aber dann war der Beginn der Schlacht für die Evangelischen ungünstig. Mit voller Wucht warf sich Tilly auf die neugeworbene sächsische Mannschaft des linken Flügels: sie hielt nicht Stand, scharenweise lief das Fußvolk davon, der Kurfürst wurde in die Flucht gerissen; die Schlacht sei verloren, sprengten die Sachsen aus. Die Niederlage der Sachsen gestohdete wirklich den linken Flügel Gustav Adolfs; da ließ ihn dieser eine Frontveränderung machen und durch die Brigaden Hebron und Bixthum aus dem zweiten Treffen verpflanzen. Die ostgothischen Reiter, untermischt mit Musketierabtheilungen, die ein rasendes Feuer eröffneten, brachen endlich die spanischen Bataillone. Der Sieg war ein vollständiger; außer vielen tausend Todten und Gefangenen hatte Tilly fast seine sämtliche Artillerie und neunzig Fahnen eingebüßt, und, was bedeutungsvoller war, den Ruf der Unbesiegbarkeit verloren. Er floh, persönlich durch einen kühnen deutschen Offizier im Regiment Rheingraf, „der lange Fritz“ genannt, mit höchster Gefahr bedroht, gen Leipzig.

Jetzt war Gustav Adolf populär; man prägte auf ihn Medaillen, die man an Ketten um den Hals trug: man besang auch das „sächsische Confekt“, das auf einem „starken Tisch in einem breiten Felde“ Tilly und seinen Confektnätschern dargeboten sei.

In Folge der Schlacht war man in Wien geneigt, Tilly durch Wallenstein zu ersetzen. Aber man stieß bei ihm auf unvermutheten Widerstand. Dem Kaiser war das unerklärlich, denn er hatte dem gestürzten Generalissimus noch immer Beweise seiner Hochachtung gegeben, auch auf seine Empfehlung Rappenheim zum Feldmarschall gemacht. Aber seit geraumer Zeit verhandelte Gustav Adolf mit dem Friedländer, auf dessen Rachegefühl er rechnete. Der sächsische Feldmarschall Arnim, einst selbst in Wallensteins Diensten, Graf Tzeta, der Friedländers Schwager, die böhmischen Flüchtlinge Graf Thurn und Jaroslav Sečina Rajsin, bildeten die Vertrauens- und Mittelspersonen. Gustav Adolf bot Wallenstein die Stelle eines Vizekönigs von Böhmen an: zur Zeit der



## O Langer Jritz verzeih dirs gott, Daß du mich fast geschlagen hodi.

Menschheitliche Spottblatt auf Tillys Niederlage bei Breitenfeld.

Wie Tilly zur Nacht fortgezogen wurde, demerzte ihn ein Cuirassier vom überbliebenen Regiment des kaiserlichen Heeres, welcher ihn mit dem Hakenknüttel schlug, und er starb. - Schon war Tilly nahe daran sich zu ergeben, als der Kaiser von Kautz die Nachricht erhielt und den kaiserlichen Heerführer nach Prag rief. - Tilly starb am 9. April 1632.

„Der Gefallen-Kampfang.“



Einziges fliegendes Blatt auf die Schlacht bei Breitenfeld. Der „Schwanz der Schlacht“ bezeichnet die von den Schweden umgriffenen gegnerischen Truppen. Im Winter wurde das Blatt im Jahre 1631.



Schlacht bei Breitenfeld war Wallenstein bereit auf Wien zu marschiren, sobald der König 12,000 Mann nach Böhmen entsendet haben würde.

Auf Wallensteins Uebertritt baute Gustav Adolf einen Theil seines Kriegsplanes. Die noch ungeübte sächsische Armee schickte er nach Böhmen, dessen Bevölkerung sich voraussichtlich zu neuem Aufstande erhob. Dann sollte Wallenstein den allgemeinen Oberbefehl übernehmen und in die österreichischen Erblande einfallen. Auf diese Weise wurde auch der Kurfürst von Sachsen in unersöhnliche Feindschaft mit dem Kaiser verwickelt. Die Eroberung Böhmens gelang ohne Mühe: Wallensteins Besitzungen wurden sorglich geschont.

Der König selbst beschloß den Krieg nach Süddeutschland zu tragen; über den thüringer Wald nach Franken gegen die geistlichen Stifter am Main zu marschiren: das war der Zug „längs der Pfaffengasse“.

## 22. Der Zug durch die Pfaffengasse. Gustav Adolf in Mainz und Frankfurt (1631).

Zunächst wandte sich Gustav Adolf nach dem kurmainzischen Erfurt, wo er ein Bündniß mit den herzoglichen Brüdern von Weimar schloß. Von da brach er Anfangs Oktober auf: allen Widerstand brach er siegreich; selbst der für unannehmbar gehaltene Frauenberg, die würzburger Citabelle wurde kühn erzwungen. Wohl oder übel mußten sich auch die evangelischen Fürsten und Stände des fränkischen Kreises zu einem Vertrage mit dem König bequemen, der ihnen Schutz versprach, aber auch schwere Leistungen auferlegte. In den ehemals geistlichen Gebieten wurde eine „königliche Landesregierung des Herzogthums Franken“ eingesetzt, doch verschonte der König viele geistliche Güter an seine Offiziere. Dann forderte Gustav Adolf die drei geistlichen Kurfürsten auf, sich mit ihm in Güte zu verständigen, Kontributionen und Religionsfreiheit zu gewähren; andernfalls drohte er sie mit Feuer und Schwert heimzusuchen.

Lilly, der nach seiner Niederlage nur auf einem großen Umwege wieder in die Nähe der Schweden gelangt war, gab die Mainlinie preis, und so konnte Gustav Adolf mühelos Frankfurt einnehmen und die Belagerung von Mainz beginnen. Er isolirte es planmäßig: im Dezember mußte es sich ergeben, nachdem vorher auch Oppenheim gefallen war, wobei Gustav Adolf, sehr gegen seinen Wunsch, es mit Spaniern zu thun gehabt hatte. Denn einem Kampfe mit den spanischen Habsburgern wollte er womöglich aus dem Wege gehen. Mit der Einnahme von Mainz war eine Kette glänzender Ereignisse geschlossen. Nach unsäglichster, mühevoller Arbeit ward dem Kriegsmann Erholung und Ueberfluß zu theil. Fast war zu fürchten, daß dem unverweichtesten Sinn der rauen Nordländer das reiche Mainland zum Capua werden möchte.

Stolzer hat kaum jemals ein deutscher Kaiser Hof gehalten, als Gustav Adolf im Winter von 1631 auf 1632 zu Mainz und Frankfurt. Von allen Seiten strömten Gesandte herbei; deutsche Fürsten fanden sich ein. Auch der

Palzgraf kam, um bei dem Kriegsgewaltigen seine Wiedereinsetzung zu beantragen. Er wurde mit ausgesuchter Höflichkeit behandelt, aber Gustav Adolf ließ sich nicht einmal zu Versprechungen herbei.

Nun erschien in Mainz auch der französische Gesandte Charnacé mit einem Antrage, welcher den König um einen guten Theil seiner Vortheile zu bringen bezweckte. Es war nicht nach Richelieus Geschmack, daß Gustav Adolf statt in die kaiserlichen Erblande, in das Gebiet der Liga eingerückt war. Er bewog daher die Fürsten dieses Bundes, den Schweden für die Zukunft völlige Neutralität anzubieten und machte ihnen auf äußerst günstige Bedingungen Aussicht. Um Frankreich nicht zu beleidigen, ließ sich Gustav Adolf die Antkämpfung der Verhandlungen gefallen, stellte aber solche Bedingungen, daß die Ligisten sie schlechterdings nicht annehmen konnten. Aber von seinem Standpunkte aus hatte er Recht: wenn das Abkommen mit der Liga ihn nicht in den Stand setzte, das Haus Habsburg zu einem allgemeinen Frieden zu zwingen, war es nur schädlich; mochte das Schwert noch einmal entscheiden!

### 23. Wallensteins zweites Generalat. Schlacht bei Lützen. Gustav Adolfs Tod (16. November 1632).

So peinlich auch die Lage des Kaisers war, — erklärte doch selbst der Papst, daß er den gegenwärtigen Kampf für keinen Religionskrieg halte, da Gustav Adolf jeden bei seiner Religion schütze, — so leuchtete ihm doch noch im Dezember des Jahres 1631 ein Hoffnungsstrahl entgegen. Zwischen Wallenstein und Gustav Adolf war es zu keiner Verständigung gekommen: einer mißtraute dem andern. Als sich der Kaiser nun in Böhmen durch die Sachsen bedroht sah, wünschte er sich zunächst dieser Gegner zu entledigen und ließ durch den charakterlosen Armin mit Wallenstein (Ende November) Verhandlungen anknüpfen. Auf wiederholtes Drängen versprach er am 31. Dezember, ein neues Heer zu schaffen und den Oberbefehl auf drei Monate zu übernehmen. Wenn sein beleidigter Ehrgeiz trotzdem noch auf Rache sann: er sollte sie bald in vollem Maße fühlen. Am 15. April 1632 wurde Tilly, als er dem Schwedenkönig bei Main den Uebergang über den Lech streitig machen wollte, aufs Haupt geschlagen: Tilly starb an seinen Wunden, das Heer der Liga war vernichtet, Maximilian von Baiern ein Flüchtling im eigenem Lande!

Gustav Adolf war im März wieder nach Franken aufgebrochen, wo sein Feldmarschall Horn Bamberg verloren. Nach einem triumphirenden Einzuge in Nürnberg hatte er die Donau bei Donaunörth überschritten und beim weiteren Vormarsch nach Ulm den Kampf herbeigeführt.

Noch ohne Kenntniß von diesem neuen Unheil hatte der Kaiser dem Herzog von Friedland in dessen Feldlager zu Bünau Bedingungen zugestanden, welche noch nie zuvor ein Herrscher seinem Feldherrn bewilligt, und die in ihrer Löslichkeit für den Kaiser und den Generalissimus gleich verhängnißvoll werden mußten.

Er erhielt den Clerikalrat auf Lebenszeit, das oberste Konsulations- und Begnadigungsrecht, nach Erhebung der Reichsländer die Oberlehnherrschaft im Reiche, die Verwaltung eines kaiserlichen Erblandes. Außerdem zahlte der Kaiser 400,000 Taler, welche Wallenstein der böhmischen Kammer von seinen Unterthanen noch schuldete, bestätigte die Herzogthümer an Mecklenburg und räumte ihm pfandweise das Fürstenthum Wlogau ein.

Während Wallenstein den Feldzug in Böhmen begann und die Sachsen und Muscoviten verdrängte, galt es doch, den schwankenden Kurfürsten wieder ganz auf die kaiserliche Seite zu ziehen, hatte er die Meinung zu vernehmen, wie das Land des verhassten Maximilian dem siegreichen Kaiser zum Vortheile ward. Zur großen Freude der Evangelischen zog er in Augsburg ein, dann wandte er sich wieder nordwärts zur Donau, um

AUGUSTIA ANGSTIATA. A DEO PER DEUM LINERATA.

Deutsch: Augsburg nach Augsburg die Stadt: Gott durch Gott ihr erhoffen hat.



Der Ort, auf Gustav Adolfs Einzug in Augsburg. Gedruckt im Jahr 1632.

er nicht zu belagern: Maximilian zog sich nach Regensburg zurück, um sich mit den Katholiken zu vereinigen.



hieß es für das beste, mit einem auserlesenen Heere selbst nach *den* und den Wankenden zu stützen und zog nordwärts, zuvörderst nach *era*. Hier fand er Gelegenheit, seine Ansichten über die Zukunft und seine *genen* Absichten offen darzulegen. Er gedachte die geistlichen Stifter womöglich *halten*, im Reiche aber eine festorganisirte Vereinigung aller Evangelischen (Corpus Evangelicorum) zu begründen, deren Führung er selber zu übernehmen *hieschte*.

Ehe er nun seinen Plan ausführte, über Koburg nach Sachsen zu gehen, fuhr er, daß Maximilian auf Weiden marschiere, um sich mit Wallenstein zu *neigen*. Diese Vereinigung vermochte er aber nicht mehr zu hindern, und *erkwürdig*, sowie er Wallenstein sich gegenüber mußte, wurde er in seinen *Ent-* *hliekungen* unsicher.

Endlich beschloß er, bei Nürnberg ein festes Lager zu beziehen, die weiteren *perationen* des Feindes abzuwarten. *all'* seine Heere hier zu versammeln. *im* gegenüber, auf dem linken Ufer *egniz*, zwischen Jürth und Stein, *blug* Wallenstein, dessen Heer nach der *inigung* mit den bairischen Truppen *donn* — 80000 Mann zählte, gleichfal *an* wohlbefestigtes Lager auf, in der *licht*, die Schweden auszuhungern. Die „alte Beste“ war nebst drei Schanzen *der* Nordseite der wichtigste Punkt *des* Lagers. Wallenstein erreichte seine *nicht* vollständig: nachdem Gustav *als* seine übrigen Truppen an sich *legen*, wurde der Mangel an Lebensn *eln* unerträglich: konnte er die Gegner *kt* in offener Feldschlacht besiegen, s *ußte* er die ausgesogene Gegend ver- *sien* und Nürnberg preisgeben. Wall *ein* verweigerte hartnäckig den Kampf. *blieb* daher nichts übrig, als den *auf* seine furchtbare Position zu *nehmen*. Am 4. September mach *ten* der Schwedenkönig an das Wag- 1632 *ih*, und es kam zu einem mörderischen *zwölftündigen* Ringen. Aber umsonst *ar* der todverachtende Muth der Schweden, dreimal nahmen sie die alte Beste, *rimal* warf sie Aldringer wieder heraus. Endlich gab Gustav Adolf den *nachtlosen* Kampf auf; er hatte schwere Einbuße erlitten, und Wallenstein durfte *kampfirend* dem Kaiser berichten, daß Gustav Adolf bei dieser „Impressa sich *in* Hörner gewaltig abgestoßen.“

Dennoch war der König noch nicht gewillt, Nürnberg aufzugeben; trotz *es* äußersten Mangels hielt er sich, denn dieselbe Noth beschwerte auch Wallen- *ein*. Es kam darauf an, wer in seinem Lager am längsten aushalten würde. *is* war Wallenstein: drei Tage später als sein Gegner (21. September) zog *r* ab: man vermuthete, nach Sachsen. Dies mußte um jeden Preis verhütet *werden*. Einen Augenblick dachte Gustav Adolf an das einzige Rettungsmittel: *n* wollte mit dem ganzen Heere die Donau abwärts ziehen und in Oestreich *einfallen*, wo man auf die Sympathien des Landvolkes rechnen durfte. Unbe- *greiflicher* Weise ließ der König diesen kühnen Plan fallen, der Wallenstein *gendthigt* haben würde, ihm zu folgen: er zerplitterte seine Streitkräfte zu *unbedeutenden* Unternehmungen und war nun gezwungen, die Wege zu gehen, *die* Wallenstein ihm wies.

Dieser hatte, unbekümmert um die Maßnahmen seines Gegners, den Marsch nach Sachsen fortgesetzt, in welches eben 10,000 Kaiserliche unter Wallenstein gefallen waren. Anfangs November ergab sich Leipzig dem Friedländer. Das ganze Land durchzogen sengend und brennend die berüchtigten Schwärme der Obersten Holle. Bei Leipzig vereinigte sich Wallenstein auch mit Pappenheim, der nach seiner Trennung von Tilly im niedersächsischen Kreise einen glänzenden Feldzug gemacht hatte.

Vergebens rath Tzenstierna dem Könige trotz jener Gefahr für Deutschland den Einfall in Böhmen zu machen: Gustav Adolf hielt seine Kräfte nach dem Norden für gefährdet, er bekam von feindseligen Bewegungen in Ostmark's Nachricht, die auswärtigen Mächte zeigten sich zurückhaltender, als zuvor. Auch ließ es ihn wol, vor Ablauf des Jahres die Niederlage am 4. September weit zu machen. Er übergab Tzenstierna die Verwaltung von Oberdeutschland und, von ernstlichen Ahnungen erfüllt, ertheilte er ihm Anweisungen, wie es im Falle seines Todes während der Minderjährigkeit seiner Tochter Christina gehalten werden sollte.

Dann rückte er rastlos über Franken und Thüringen nach Sachsen. Am 10. November stand er bei Raumburg. Hier gedachte er eine Zeitlang in einem besetzten Lager zu rasten, bis er alle seine Truppen, auch die sächsischen Armee, vereinigt hätte. Denn der Herzog Georg von Braunschweig stand noch an der Elbe, um den Uebergang bei Torgau und Wittenberg zu decken; die sächsischen Truppen befanden sich noch größtentheils in Böhmen.

Alles, was dieser armelige Kurfürst in der Stunde der Entscheidung waren 1500 Mann zwei Regimenter. Aber noch ehe er Gustav Adolf dieser hochherzigen Unterstützung in Kenntniß gesetzt hatte, waren die Kaiserlichen bereits gefallen.

Wallenstein selbst hatte eigentlich bei der vorgerückten Jahreszeit nichts aufgegeben, eine Feldschlacht zu liefern: Pappenheim war beauftragt, einen Versuch gegen das noch unbelegte Halle zu machen, dann nach den Elbe gegenden abzurücken. Das Hauptheer sollte, um ihm einzuweichen nahe zu sein, in der Gegend von Merseburg und Ziegen ein Lager beziehen. Als Gustav Adolf am 13. November bemerkte, daß der Feind eine rückwärtige Bewegung von Weiskensels auf Ziegen gemacht, brach er mit seinem ganzen Heere bei Raumburg auf und hangte sich an die Kaiserlichen.

Seine Absicht war, Wallenstein nach Halle abzu drängen und sich die Verbindung mit dem Kurfürsten zu sichern. Wallenstein sammelte während der Nacht sein Heer bei Ziegen und ertheilte Pappenheim schleunigst Befehle, er sollte alles stehen und liegen lassen, am 16. November früh zum Treffpunkt sein. Am Morgen dieses Tages rückten die Schweden gegen Ziegen vor, auf der Walstatt großer Vollerichtschlachten alter und neuer Zeit, kam es zum Zusammenstoß der beiden genialen Heerführer.





Schlacht bei Lützen, gestochen 1650.

auf der Schlacht war einfach, ein  
um den Sieg. Die Schweden gingen  
offen, wie bei Breitenfeld, zum Angriff  
ihrem linken Flügel lag Lützen, der  
sich an dem Alsfeldgraben nördlich  
traf, die durch Lützen nach Leipzig  
den die kaiserlichen. Gegen Mittag  
einander, und nun wogte der Kampf  
sonders hart ging es auf dem  
schon Mangel zu, wo Gustav Adolf  
persönlich leitete. Hier wurde der König  
tödtlich verwundet. Hier fiel Pap-  
der raschzeitig eingetroffen war. Schon  
Schweden lag weit vor, als ein  
fallender Nebel den Angriff unsicher  
etwas Furchtlos machte den  
er hier und harzte, mehrfach verwundet,  
seiner Kavallerieregimenter aus, als  
die Angestellte zurückgewiesen waren,  
König persönlich ein neues Regiment  
in den Nebel geriet es auseinander,  
Gondjemenze: zum Tode getroffen  
Adolf vom Pferde.

Wunde seines jungen Fahren Leibel  
Wunden auch man folgende Einzel-  
den Tod des Königs: Ein österreichischer  
erwies, daß dem Fortwärtenden

Flug gemacht wurde. Er machte einen Musketier aufmerksam: „das muß ein  
Fort sein, schick' auf ihn!“ Die Kugel zerstückelte des Königs linken Arm, daß  
hiebte und die Knochen splitter durch den Harnel drangen. „Es ist nichts, meine  
und verwundet“, rief er den Tränen zu, bot aber doch seinen Begleiter, den Baron  
Lützen, ihn aus dem Wäldchen zu bringen. Hierbei gerietten beide in ein laues  
Furchen ment, dessen Oberst-Leutnant von Falkenberg, den König wiedererkennend,  
er war, „du habest ich lange gesucht“, eine Kugel durch den Leib jagte. Falkenberg  
der kurz stehenden Kugel. Falkenberg wurde im Handgemenge vom Könige  
der kurze von seinem verwundeten, wild gewordenen Pferd und blieb liegen.  
Falkenberg war beim Könige geblieben, bot ihm sein Pferd an und suchte



Aufwager der Schlacht bei Lützen.  
Einschlagsgewitter des Schlachtplatzes gestochen von G.  
Hus, aus dem Jahre 1682.



Gottfried Heinrich Graf von Faldenstein.

Demals von den Töl. getödtet von G. Gahr.

ihm darauf zu helfen. Alles vergeblich. Einige lachten die Andern an, und  
wer der Verwundete sei. Der Page schwieg; zornig bohrte der eine Meiser  
Schwert durch den Leib, während der andere dem Könige eine Kugel durch den Kopf

Königstode  
 ch mehrere  
 alle grun-  
 derie se und  
 ch se nach  
 al dem Kinde  
 en Kinde-  
 ngen leiten sich  
 in der Jugend  
 sich ein hat  
 die der Kinde  
 ngen der Kinde  
 in Augustide  
 in großen Kinde  
 der Kinde  
 die Kinde  
 man Kinde  
 al das Kinde  
 in Kinde Kinde  
 Kinde, von wo  
 er Kinde nach  
 Kinde ge-  
 Kinde wurde



Schlacht der Kaiserlichen Reiter bei der Schlacht bei Lützen.

(Aus einem Merionischen gleichzeitigen Kupferstich.)

Nachdem das schwedische Heer den verwundeten König des Königs mit Sattel und Harn, mit  
 er Kinde Kinde den Truppen umherirrten. „Der König ist todt“ ging es durch die  
 Kinde. Der Kunde von seinem Tode entflammte die Wuth der Schweden aufs äußerste; aber



Gustav Adolfs Tod bei Lützen. Aus dem Theatrum Europaeum.



Gustav Adolfs Leiche auf einer Tragbahre.

Vom Kupferstich eines gleichzeitigen fliegenden Blattes. Kaiser- und Königs-Museum des  
Königs-Karls-Museums aus Braunschweig

verlor die den  
Kampf nach  
der Niederlage  
von Weimar  
bis zur Ein-  
stellung der  
Kriegs, erlangte  
er seinen ei-  
gentlichen  
Sieg, den  
Kaiserreich  
nach  
ab; die Scher-  
den lagerten  
Nacht auf der  
Waldstatt, 7:  
gen jedoch 3:  
folgenden Jahr  
auf der  
feld

Aber selbst wenn sie einen vollständigen Sieg gewonnen hätten, mit dem Tode



Gustav Adolf, Medaillon aus München  
Münze, im Besitz des Königs

Königs wäre er zu teuer bezahlt gewesen. Denn  
war verfallen; und 1: allein die Protestanten bei  
unabhängigen Ländern und Predigten den Fall der  
des Evangeliums; auch der Papst hielt eine Feiern  
für den Mann, welcher dem gefährlichen Reich  
des Hauks Dabodurg einen Stamm entgegengekehrt war.

Am meisten verlor an ihm schließlich sein  
Land, das der König zur Grundlage seines  
Kaiserreichs zu machen beabsichtigte. Auf die  
heiligen römischen Reiches hat sich Gustav Adolf  
Hoffnung gemacht.

#### 24. Der Heilbronner Bund. Wallenstein in Böhmen (1622).

Nach Gustav Adolfs Tod war die Seele der schwedischen Politik der Reichskammerer  
Klerus, den der Reichsrath mit unbedingter Vollmacht betraute: das Haupt der  
Führung ward Herzog Bernhard von Weimar; neben dem General von  
Aber mehr und mehr betrugte sich der französische Einfluß in den Vordergrund: der  
heit war zu günstig, das Ziel der französischen Vergrößerungsgelüste, das  
gewinnen. Diefem Zwecke, nicht der Unterstützung der Protestanten galten die  
nahmen des Kardinals Richelieu. In höchst unbequemer Weise machte sich  
1622 sichtbar bei dem Abschlusse des Heilbronner Bundes (23. April 1622), durch welchen  
die oberdeutschen und die beiden rheinischen Kreise verpflichteten, bis zur  
evangelischen Reichsstände und zur Befriedigung der schwedischen Ansprüche im  
Kampfe zu  
gehören. Mit Mühe hintertrieb Richelieu die unmittelbare Verbindung Frankreichs mit den



GVSTAVVS ADOLPHVS D.G. REX SVEC. GOTH.  
ET VAND. MAGNVS PRINCEPS FINLANDIE DVX. ETC.

Gustav Adolf.

Demel'sche Kupfer von Zett, gestochen von Paul Pontius.





dort stehen, aber dafür wählte ihm Richelieu durch den gewandten Marquis von Aenacurès die ausschließliche Leitung des Bundes zu entziehen. Auch hatte Oxenstierna bei der kurz vor dem Heilbronner Bündniß erfolgten Erneuerung des Rärwalder Vertrages sich verpflichtet gesehen, in allen ererbten Gebieten die katholische Religion aufrecht zu erhalten und der Liga auf Verlangen Neutralität zu gewähren.

Der Schauplatz des Krieges befand sich im Anfang des Jahres 1633 hauptsächlich in Schwaben, Franken und den Donaugegenden. Bernhard von Weimar und Horn vereinigten sich bei Donauwörth und bedrohten Baiern: ihnen gegenüber stand der ausgezeichnete Reiterführer, Johann von Werth, ein echter Emporkömmling, bald ein Liebling der Volksfage. Zu entscheidenden Thaten kam es nicht, um so weniger als im schwedischen Heere bei Führern und Soldaten ein Geist der Unbotmäßigkeit sich regte, der nur durch Befriedigung der egoistischen Gelüste der Einzelnen gedämpft werden konnte.

Auch Bernhard von Weimar scheute sich nicht, Bamberg und Würzburg als reichliches Lehen (Herzogthum Franken) in Empfang zu nehmen.

Im Herbst kämpfte Horn in der nördlichen Schweiz, dann im Elfaß gegen sich maniche Truppen unter dem Herzog von Feria; Bernhard von Weimar kam am 14. November nach heißem Kampfe Regensburg, drang bis Passau vor und bedrohte Leitfisch: aber der Winter nöthigte ihn zur Umkehr. So war für Kaiser Karls Hilfe überflüssig, welche Maximilian sehr dringend erbeten hatte.

Wallenstein spielte während dieses ganzen Jahres ein trugvolles, gefährliches Spiel. Er glaubt wohl, daß man nach Gustav Adolfs Tode ihn nicht mehr für unentbehrlich hielt, seine hohen Ansprüche nie bewilligen werde. Aber ihn bewegte auch ein höherer Wunsch der Ewigkeit, den allgemeinen Frieden baldigst herbeizuführen. Dieses Friedenswahrheit, war allgemein, und Wallenstein überschritt an und für sich seine Vollmachten nicht, wenn er mit dem Feinde Verhandlungen anknüpfte. Aber allerdings hatten dieselben den Anschein an einen starken Beigeschmack von Verrath. In Dresden verhandelte sein Lager mit dem französischen Gesandten, dem erwähnten Marquis von Aenacurès; der im Juni ließ Richelieu dem kaiserlichen General die böhmische Krone, eine Million und den Vicomte Frankreichs angeboten haben. Auch mit Sachsen und Brandenburg, wo Ewigen wurde unterhandelt; gegenseitiges Mißtrauen hemmte den Fortschritt, gerade die Unsicherheit der Anerbietungen Wallensteins machten Oxenstierna argwöhnisch. Allerdings war Wallenstein zu nichts entschlossen: er wog er doch gleichzeitig die Möglichkeit, die Fortsetzung seiner Dienste nach Maximilians Tode die Pfalz und die Kur zu erhalten. Da der Friede für seine Treue zu hingen, deutete er dem kaiserlichen Hofe an, ihm seien die höchsten Anerbietungen gemacht, er sei aber durch die Pflicht verpflichtet, die ihm Treue und Gewissen auferlegten.

Man glaubte man in Wien, vor dem Friedländer auf der Hut sein zu müssen, da wurde er plötzlich (am 11. Oktober 1633) ein schwedisch-sächsisches Heer unter Lunn bei Steinau in Schlessien zur Kapitulation. Seine Widerstand vor kaiserlichen Hofe mußten schweigen, — aber warum half er nun trotz der bedrängten Kaiserlichen nicht? Warum kehrte er gar um, als er Ende Oktober von Tilly gegen Rürth und Chemb ausgebrochen war? Und was sollten die Schweden nach seinem Steinauer Handstreich von ihm denken? So spielte der Mann mit dem Gedanken des Malls: das sollte ihn verderben.



Die prächtige Halle an der Gartenseite von Wallensteins Palast in Prag, dem sogenannten „Herbstlandes Hause“, in der Gestalt erhalten, wie sie Wallenstein durch seinen italienischen Baumeister Erbergonde erbauen ließ.

### 25. Wallensteins Ausgang (1634).

Es war im kaiserlichen Rathe Wallensteins vornehmster Gönner Esberg noch immer der einflußreichste Minister, aber es fehlte auch mächtigen Gegnern, unter denen der kaiserliche Reichsvater Vater Larman (Lamormain) nicht der geringste war. Spanien hatte Wallenstein im Laufe des Jahres 1633 zweimal aufs schwerste beleidigt; am feindlichsten dem Herzog begreiflicherweise Kurfürst Maximilian. Aber noch ein Gegner erstand dem Generalissimus. Der Thronfolger Ferdinand II. verlangte den Oberbefehl oder doch mindestens den Reich in der Armee Wallenstein. Dieser, auf sein Patent pochend, erklärte, der Thronfolger gebornen Herr, ihm wolle er gern das Kommando abtreten, aber nicht ihm, noch neben ihm dienen. Nunmehr gesellte sich auch der junge kaiserliche Feind, dem stolzen spanischen Gesandten Caste, dem spanischen Duroga und dem Hofkriegsrathspräsidenten, Grafen Schlick hinzu.

Um Wallensteins räthselhafte Stimmung zu erörtern, sandte 1633 im Dezember 1633 an ihn den Freiherrn Gerhard von Lucchesi, dessen Instruktion schon gesagt wird, Wallenstein schiene die Rolle Königs spielen und dem Kaiser in seinen eignen Landen nicht unter-

lassung lassen zu wollen. Auch sollte Lueftenberg den Friedländer zu einem Unterfeldzug bewegen, was jener, gestützt auf ein Gutachten seiner Offiziere, verweigerte. Ebenso eigenmächtig zeigte sich Wallenstein gegen den Kapuziner Castroja (Januar 1634), der ihn zu bestimmen suchte, eine Unternehmung des 1634 und nächstjährigen zu unterstützen.

Den ihm drohenden Gewitter gegenüber verließ sich Wallenstein auf einen doppelten Ausweg, die Verhandlungen mit den fremden Mächten und die Erhaltung seiner Armee. Der Gedanke des Abfalls gewann für ihn ernstere Bedeutung: um die Armee zu prüfen, theilte er seinen Obersten am 12. Januar in Pilsen mit, er sei entschlossen, in Folge vielfacher Krankheiten abzudanken. Die Eröffnung erregte allgemeinen Schrecken, der Kredit der Armee, die Gutachten der Obersten beruhten auf Wallensteins Generalat. Eine Deputation der Obersten, geführt von Trzka und Slow drangen in Wallenstein, seinen Entschluß aufzugeben. Endlich erklärte er sich zu einem Aufschube bereit, doch erklärte er dagegen, daß man treu bei ihm ausharre. Auf Slow's Betrieb, wurde bei einem glänzenden Bankett, das dieser gab und welches höchst tumultuös endigte, ein Meßers verfaßt, der sogen. erste „Pilsener Schluß“, kraft dessen alle Obersten verpflichtet, für ihren Kriegsherrn den letzten Blutstropfen zu vergießen und sich nie von ihm zu trennen. Vierzig Generale und Obersten unterschrieben den Pilsener Meßer, auch der Verräther Piccolomini, der den Kaiser Hof unverzüglich von dem Vorgange in Kenntniß setzte.

Nächst war Wallenstein von Verräthern umgeben. Es waren Wallas, Piccolomini, Aldringer, — in dem Generalstabe des Friedländers, — außerdem sein alter Kuchenschüler Maradas und der Marschall Caretto di Grana. Die wichtige Rolle des Auftragers hatte Piccolomini und löste sie mit echt italienischer Schlantheit. — Die Falschheit, daß in dem Pilsener Meßer ein Vorbehalt zu Gunsten des kaiserlichen Dienstes vorzuzüglich enthalten war, ist zwar an sich richtig; aber Wallenstein streich diese Bedingung, ehe der Meßer vorgelegt und unterschrieben wurde.

Nach der Meldung Piccolomini's war der Kaiser noch zu keiner Gewaltthat bereit: er dachte an eine Beschränkung der Vollmachten des Friedländers, die nächste Nacht und ließ in Kirchengebeten den Himmel um seine Erhaltung anflehen. In einem Patent vom 24. Januar wurde Wallenstein's Auftrag bereits ausgesprochen, doch hielt man es noch zurück. In der Umrede des Kaisers dagegen wurde der Plan, den Friedländer durch Gift oder zu beugen, unverhüllt besprochen, denn man setzte mit Recht voraus, daß Wallenstein gütwillig den Oberbefehl nicht abgeben werde. Noch am 22. Februar ertheilte der schwache Ferdinand seinem Generalissimus militärische Befehle und nannte ihn „lieber Oheim und Fürst:“ zu gleicher Zeit aber ließ er Wallas, Piccolomini, Aldringer u. A. Erdmannzen, denen zufolge niemand Befehle vom Herzoge, Slow und Trzka anzunehmen habe. Erst am 22. Februar wurde ein kaiserliches Patent veröffentlicht, das Wallenstein „der gefährlichen Conspiration wider den Kaiser und sein hochlobliches Haus“, des Grafen Lindanes anklagte, des Oberbefehls enthub und die Armee an die



Octavio Piccolomini de Aragona.

Gemalt von Rutilius von Felle, geschnitten von Cornel. Galle 1649, als Piccolomini lastischer Ober  
beim Würdiger Kongress zur Ausführung des Friedens von Münster war

# Erklärungstafel zum Fac

rußers mittelst diesem zuwieder handeln, vündt sich  
sondern wolte, sambtlich vndt ein ieder inn sonderheit,  
oder dieselbe wie treulose Nidts vergehene Leuth junerso  
vndt an dessen Haab vndt Güetern, Leib vndt Leben  
zurechnen schuldig vndt verbunden sein sollen vndt wo  
Solches alles Erbar vndt ohn alle geschehe aufrichtig  
halten, haben wir zue mehrer bestetigung dieses Er  
handlich unterschreiben vndt Besiegelt. So geschehen  
Haupte Quartier Pilsen, den zwölfften January Anno r

Julius Heinrich,  
Herzog zu Sachsen.

Ed. v. Now.

Hans Ulrich Schaffgotsch.

O. C. Piccolon

Jean Ernst F. v. Scherffenberg. E. G. v. Sparr. Adam Trezka.

R. Fr. v. Morzin.

Suys.

Joan Lodouico Isola

W. F. v. Scherffenberg.

Fr. Wilhelm Mohr  
vom Waldt, Obr.

Hans Rudolff v. Brec

W. Lamboy.

Gonzaga.

Johan Beck.

v. Wolff.

A. Waeuell, Obr.

Jh. v. Wiltberg.

Florent de la Fosse.

John Henders

Walter Butler, Col.

Montar v. noyrel.

Julio Diebart.

Burhan Katslaw von Waldstein.

Hans Khar  
Pezhow

la Tornett.

J. G. Ranchboust.

Petrus v. Lossy.

Sebestyan Kosseczky.

Marcus Corpesz.

A. Gordon.

Georg Friedrich  
Wilhelm, Dt

1

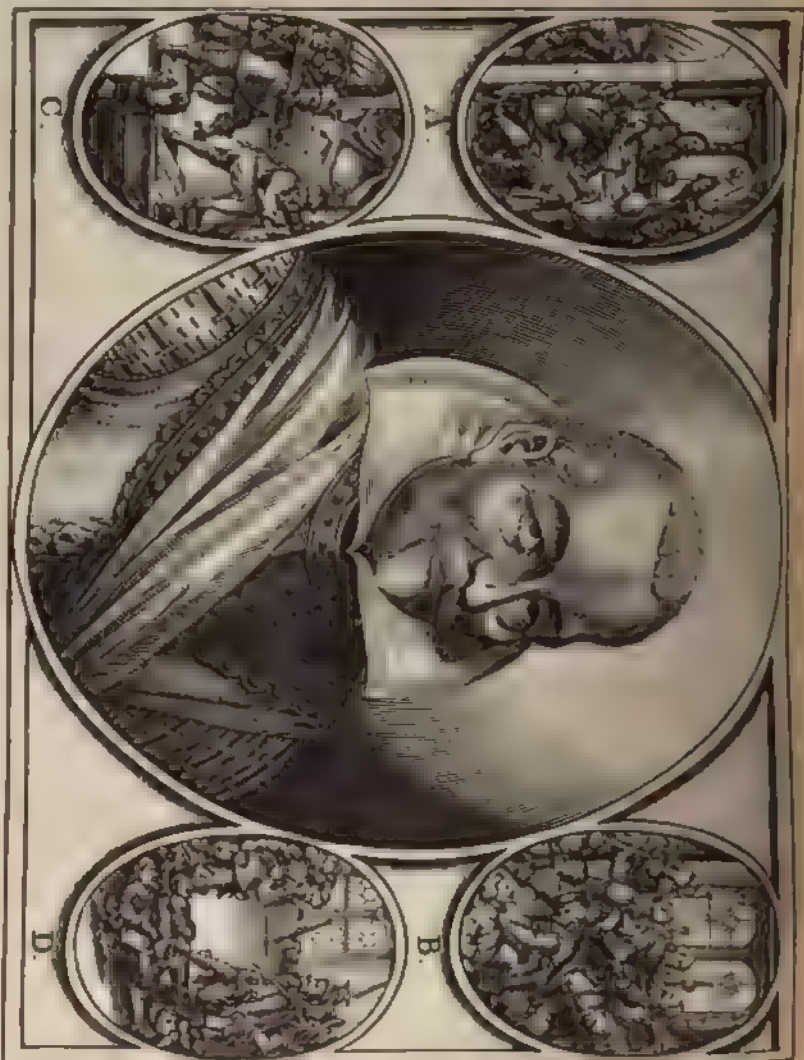


obengenannten Generale wies. Zwei Tage darauf erließ Ferdinand schon an Gallas Mandate, welche über die Güter Wallensteins und seiner Vertrauten die Konfiskation verhängte.

Eine so schnelle Entwicklung der Dinge hatte Wallenstein nicht voraussehen können. Er hatte in einer zweiten Versammlung zu Pilsen am 19. Februar seinen Obersten erklärt, er wolle nichts gegen den Kaiser und die Religion, sondern nur den Frieden: und in einem zweiten Revers vom folgenden Tage betheuertem die Obersten, Wallenstein mit seiner Unterschrift an ihrer Spitze, sie hätten bei der Unterzeichnung des ersten Schriftstückes nichts wider die Hoheit des Kaisers und die Religion im Sinne gehabt: freilich wiederholten sie das Gelöbniß der Treue gegen den Friedländer. Diese Erklärung übersandte Wallenstein dem Kaiser und bot zugleich seine Abdankung an. Seines Heeres war er schon nicht mehr sicher, Piccolomini, Gallas und Aldringer hatten sich an der zweiten Pilsener Besprechung nicht betheiligt. Mit athemloser Hast wurden jetzt die Verhandlungen mit den Schweden betrieben, dreizehn Eilboten flogen zwischen Regensburg hin und zurück, aber Bernhard von Weimar wie Oxenstierna blieben ebenso mißtrauisch: als er sich endlich entschlöß, hatte sich das Geschick des ehrgeizigen Friedländers bereits erfüllt; am 25. Februar war er zu Eger unter den Händen der Meuchelmörder gefallen, welche die geheime Willensmeinung des Kaisers zu errathen glaubten.

Am 22. Februar war Wallenstein, der sich ursprünglich in Prag hatte festsetzen wollen, nach Mies ausgebrochen, um sich nach Eger zu begeben: nur fünf altböhmische und fünf Trzlasche Kompagnien bildeten sein Geleit. Unterwegs stieß er auf den katholischen Feldherren Butler mit seinen Tragonern und zwang denselben ihn nach Mies zu begleiten, hielt seinen Marsch auf Pilsen fortzusetzen. Am 23. sandte Butler seinen Weichtvater Patrik Taaffe nach Pilsen zu Piccolomini und ließ den General seiner unwandelbaren Treue versichern. Piccolomini ließ Butler durch Taaffe mahnen, den Friedländer lebend oder todt einzuliefern. Ehe der Weichtvater diese Mahnung überbrachte, handelte Butler, dem Wallenstein noch auf dem Wege nach Eger die glänzendsten Anerbietungen gemacht haben soll.

Am Abend des 24. Februar traf Wallenstein in Eger ein und wurde von dem Kommandanten Gordon trotz eines ihm übermittelten Gegenbefehls eingefassen. Er quartierte sich in dem Hause des Bürgermeisters Pochhelbl ein. Am Abend theilte er noch dem Oberwachmeister Leslie mit, daß er mit Sicherheit auf das Eintreffen Bernhards von Weimar rechne. Am folgenden Morgen bemühten sich Slow und Trzla, Butler, Gordon und Leslie zu gewinnen. Die beiden Letzten wären am liebsten aus Eger entwichen, um aus der peinlichen Lage zu kommen, aber Butler hielt sie zurück. In einer vertraulichen Besprechung soll dann der schweigsame Schotte Leslie das entscheidende Wort gesprochen haben: „Laßt uns die Verräther tödten.“ Auf einem Gastnachtsischmause in Gordons Wohnung auf der Citadelle traf das blutige Loos zuerst Slow, Trzla, Kinsky und den Rittmeister Neumann. Während sie beim Weine saßen, stürmten Butlerische Tragoner in den Saal, die verschworenen Offiziere zogen die Degen, — es lebte Ferdinandus! — Kinsky und Slow fielen gleich, Trzla sank erst nach tapferster Gegenwehr, Neumann wurde im Vorhause auf der Flucht von der Wache getödtet. Dann überfiel man, unter Beobachtung umfassender Sicherheitsmaßregeln, Wallenstein. Eben hatte ihn, heißt es, sein Astrolog Henns (Seni) mit der Bemerkung verlassen, die von ihm in den Sternen beobachtete Gefahr sei noch nicht vorüber, und der Feldherr wollte sich zur Ruhe begeben. Sämmtlich auf der Straße schreckte ihn auf, Feyerung drang ein: lautlos, mit ausgebreiteten Armen, empfing Wallenstein den tödtlichen Strich des Fren.

[illegible]

„Näher betrachtet bei vorliegender Arbeit von Kalksteinen, getrockneten Alkalischen Pflanzenteilen mit, Einzel auch noch getrockneten und auch bei anderen, bestimmten und vorgegebener Konzentration zu liegen im Saft und bei so bestimmt angegeben worden.“ Gleichzeitige Regenerations Platten im festeren Sinne, von ungelösten im 7. Teilung neuen Bestandteilen, folgt aber von bestimmten im Vergleich des Zuckers, das hier allgemein von allen anderen Einheiten dargestellt ist.

Der Mord zu Eger an dem Herzogen von Friedland und etlich andere Gefolgethene  
am 25ten Febr. 1634. Johann Baptist Staudt del. et sculp.



Der Mord zu Eger.

Der Mord zu Eger an dem Herzogen von Friedland und etlich andere kaiserliche Obersten und  
andere von 1634. Johann Baptist Staudt del. et sculp.

... hat, der Kaiser habe den traurigen Ausgang seines Feldherrn mit  
...: jedenfalls belohnte er die Verräther und die Mörder aufs  
... lautesten jubelte der spanische Gesandte: „Eine große Gnade  
... Hause Oesterreich erwiesen.“ Es war ein spanischer Dubsstreich,

den nichts entschuldigen kann, ein Justizmord, den die kaiserlichen Verteidigerschriften nicht gerechtfertigt haben. Der rapide Auszug Wallensteins brachte aber die schwersten Folgen für das arme Deutschland; mit dem Friedländer war der einzige Mann dahin, der nach Gustav Adolfs Tode den Frieden erzwingen konnte.

Der schwedische General Baner hat den traurigen Ruhm, die Ruhe des Todes nochmals gestört zu haben. Im Jahre 1639 ließ er die Gruft zu Jäms öfnen, in welcher der Leichnam bestatet war, und nahm den Schädel und den rechten Arm als Trophäen mit!



Ein Haarerbein der Kaiserlichen

Albertus Dux Gothiae, Dux Friedlandiae.  
Wallenstein's (bush)

1626. Kaiserliche Armee. August. 1639.  
Wallenstein's Leichnam mit dem Helm.

## 26. Die Schlacht bei Nordlingen 1634. Der Prager Frieden 1637. Tod Ferdinands II. 1637.

Nach der Katastrophe von Eger traten Wallas und der Kaiserliche Ferdinand an die Spitze des Heeres. Der Krieg erregte sich auf der schwebenden Theile Deutschlands: in Schlesien gewann der kaiserliche Ferdinand, der Arnim bei Ziegen einen glänzenden Sieg und die Land begab sich in den sächsischen Schutz, in Niederösterreich kämpften Georg von Wranitzky, und der böhmische Feldherr Holzapfel mit geringem Glück, in Bayern und Oberpfalz rang Bernhard von Weimar mit Aldringer und Johann von Werth. Auch am Oberrhein nahm der Krieg seinen Fortgang. Die Früchte der Siege fielen Frankreich in den Schoß, welche viele elendige Töchter in seinen „Schutz“ nahm und seine Hand bereits auf Verbringen legte.

Im Juli erlangten die Kaiserlichen, verstärkt durch ein Heer, welches der Kardinalmilitar Ferdinand herbeiführte, an der Donau das Ufergewinn. Die Städte und Regensburg mußten geräumt werden. Bei Nordlingen kam es am 6. und 7. September zur Entscheidungsschlacht. Nach erlittertem Streich erlosch das Kriegsglück für die Kaiserlichen, welche der Zahl nach auch die stärkere Macht hatten. Der Feldmarschall von Horn wurde gefangen, Herzog Bernhard verwundet, die Reste des schwedischen Heeres liefen auseinander. Unmittelbar nach den Folgen der Niederlage. Der Heilbronner Bund geriet in völlige Auflösung.



Kaiserliche Truppen um 1631

Zeit eines der Elend der Kriegsjahre darstellenden Merksamen Bildes

Württemberg wurde eine kaiserliche Landesverwaltung eingesetzt, bis Weihen waren Schwaben, Franken und Baden gleichfalls in den Händen der Kaiserlichen. Aber noch unheilvoller ward die Niederlage dadurch, daß Frankreich, es allein noch der kaiserlichen Macht die Spitze bieten zu können schien, Paris für seine Hilfe ins Ungemeine steigern durfte. Schon im Oktober trug der Abenteurer Otto Ludwig den Oberelsaß mit Ausnahme von Straßburg den Franzosen: in einem förmlichen Bundesvertrag (1. November) 1631 Frankreich den ganzen Elsaß bis zu anderweitiger Entschädigung zu überlassen. Dafür versprach es 12,000 Mann unter dem Befehl eines deutschen Generals, dem ein französischer General mit gleicher Vollmacht zur Seite gestellt, ins Feld zu stellen. Bald darauf trat Frankreich auch in eigener Macht in die Reihe der Kriegsführenden ein. Die Spanier nämlich, denen jetzt durch außerordentlich gewachsen war, überhoben den Kurfürsten von Trier, die Besatzung Frankreichs, in seiner Hauptstadt und führten ihn gefangen nach Madrid. Da ließ Richelieu durch einen französischen Herold auf dem Marktplatz zu Madrid der Krone Spanien feierlich Fehde aufsagen (19. Mai 1635). 1635

Um dieselbe Zeit aber wurde der Kaiser eines andern, wiewol nicht sehr glücklichen Gegners ledig. Wenn schon die Heilbronner Bundesverwandten sich die Politik des schwedischen Kanzlers nur widerwillig gefallen lassen, war es ihnen unheimlich, daß Kurpfalz und Brandenburg aus der Verbindung mit Schweden losgerissen wurden. Sachsen war ja nur ungern dem Rufe Karls gefolgt. Brandenburg konnte sich noch weniger für die Schweden erklären. Es immer deutlicher merken ließen, daß sie Pommern als schließliche Gegner betrachteten.

So hatte denn Johann Georg, der seit dem Juni 1634 zu Weimar



1635 und Pirna mit dem Kaiser hatte verhandeln lassen, am 30. Mai 1635 der Prager Frieden herbei. Natürlich hatte sich der Kurfürst dabei am reichlichsten bedacht. Er bekam als Preis seines Abfalls von der gemeinsamen Sache endgiltig die beiden Lausitzen, — Schlessien wurde zum größten Verdrusse des sächsischen Unterhändlers, Arnim, nicht abgetreten, aber dafür blieb das Magdeburger Erzstift dem Sohne des Kurfürsten. Ließ sich der Kurfürst auch von seinem Egoismus allein leiten, so würde sein Werk darum doch nicht tadelnswerth erscheinen, wenn es hätte wirklich sein können, was es werden sollte, — ein allgemeiner Frieden. Denn der Kaiser verstand sich in der Hauptfrage, der Beschränkung oder Aufhebung des Restitutionsediktes, zu äußerster Nachgiebigkeit. Die seit dem Passauer Vertrag eingezogenen geistlichen Güter sollten den Protestanten, nach Maßgabe des Besitzstandes vom Jahre 1627, zunächst auf vierzig Jahre verbleiben: wenn dann keine Verständigung erzielt sei, auf immer; das Stimmrecht der protestantischen Stifter sollte allerdings ruhen. Damit war viel gewonnen. Auch wäre es ein Glück für Deutschland gewesen, wenn die vereinigte Kraft der Nation die fremden „Ketzer“ des Evangeliums und der „deutschen Libertät“ (Freiheit der Stände), die Helfer, deren eigennützige Absichten täglich offener hervortraten, vom deutschen Boden hätte vertreiben können. Aber von der allgemeinen Amnestie war eine Anzahl Fürsten namentlich ausgenommen, von der Wiederherstellung des Pfalzgrafen war nicht die Rede. Unter solchen Verhältnissen war ein allgemeiner Friede undenkbar; sollten die Protestanten, wie Sachsen es that, ihre Truppen dem Kaiser zur Verfügung stellen, damit man ihn wieder zum unbedingten Meister der Situation mache? Daher mußte der Friede, dem sich freilich Brandenburg, die nord- und mittel-deutschen Fürsten, auch viele Reichsstädte angeschlossen, ein Sonderfriede bleiben. Der einseitige Abschluß stärkte schließlich nur den Kaiser, und der engherzige Kurfürst von Sachsen hat seinem Vaterlande keineswegs den Frieden, sondern nur dreizehn weitere Kriegsjahre beschert. Begreiflich aber ist es, daß die Schweden ingrimmig auf den fahnenflüchtigen Sachsen, den „Mersburger Hienkönig“ schalteten.

Nach dem Frieden von Prag waren die Kaiserlichen zunächst überall siegreich: ein Heer, welches Richelieu dem Herzog Bernhard unter dem Cardinal de la Valette nach dem Rheine zu Hilfe schickte, konnte gegen Gallas und den Herzog von Lothringen ebenso wenig ausrichten, wie nachher König Ludwig selbst. Die Schweden verfügten nur noch über geringe Streitkräfte, schon machte Oxenstierna dem Kaiser und Sachsen Friedensanträge; kaiserliche Heerhaufen saßen in Pommern Fuß.

Alle Früchte der früheren Siege mußte aber Schweden einbüßen, wenn es nicht gelang, den jetzt ablaufenden Waffenstillstand mit Polen zu verlängern. Diese Aufgabe löste der französische Diplomat, Graf d'Avaux mit Meisterschaft. 1635 Durch den Stuhmsdorfer Vertrag (12. September 1635) erhielt Schweden Waffenstillstand auf sechsundzwanzig Jahre und somit die Möglichkeit, die Preußen und Livland stehenden Truppen auf den deutschen Kriegsschauplatz



Drei Niederlagen brachten sie im Laufe dieses und des nächsten Jahres den Sachsen bei, bei Tönnis an der Elbe (1. November 1633), bei Annitz in der Pomeranien 17. Dezember und bei Wittstock (4. Oktober 1636). In der letzten Schlacht kämpften sie an der Seite der Kaiserlichen: ihre Niederlage wurde von ihren Unterthanen Johann Georgs als göttliche Strafe für den Verrath an Gernagelium betrachtet. An den Namen Bauer knüpfte sich diese Siege, die freilich auch die Mark Brandenburg in arge Mitleidenschaft zogen.

Zeitweilen führte Frankreich am Rhein den Krieg gegen das Haus Habsburg als Feldherr diente ihm Bernhard von Weimar, seit kurzem (durch den Vertrag von St. Germain vom 27. Oktober) förmlich als Soldner Frankreichs, es ihm im geheimen den Elsaß oder eine angemessene Entschädigung verheißen hatte. Noch vor Beginn des Jahres erhob sich in den Rheingegenden ein heftiges Kriegesgetöse, welches unagliche Noth nach sich zog. Im Elsaß erlitten die Franzosen die Oberhand, am Mittelrhein und in Westfalen die kaiserlichen und bairischen Völker. Im Juli 1636 sah sich aber Frankreich in dem Innern bedrückt: aus den Niederlanden brach der Kardinalinfant in Frankfurt a. M., zugleich überschritten Piccolomini und Johann von Werth von Lüttich die Grenze. Namentlich der letztere wurde durch seine kühnen Reiterthaten in Schrecken der Feinde. — die Sage heftete sich nachmals an den verwegenen Bauernführer, der sich ruhmt den Doppelaar auf dem Couvre aufzuspitzen. Das Entsetzen in der Hauptstadt war groß, noch größer und allgemeiner die Noth gegen Märschen. Aber der Cardinal fand Mittel, die erregte Stimmung zu beruhigen und durch ein neues überlegenes Heer den Feind zum Abzug zu zwingen.

Witten in dem Kriegesgetöse betrieb Ferdinand II. die Wahl seines Sohnes zum römischen Könige. Von den fünf Kurfürsten — der Trierer sah in dem Kaiser seinen Feind und die Pfalz galt noch immer als erledigt — hatte Ferdinand nur zu fordern, nur befohlen er, Maximilian würde seinem Sohne die Krone setzen, obwol er dem zweiundsechzigjährigen Fürsten eben eine vierundzwanzigjährige Tochter Maria Anna vermählt hatte. Michaelen und Papst Urban VIII. begünstigten das Projekt, aber zum größten Aerger Frankreichs und Schwedens wurde am 22. Dezember Ferdinand III. einstimmig gewählt.

Das war der letzte Erfolg Ferdinands II.: am 15. Februar 1637 beendete seine Krankheit die Nation mochte an seinem Sarge sich tröstend ansehen, doch schmerzte das Vaterland nicht heimlicher könnten, als die, welche die Schwäche, die Beschränktheit und Kurzsichtigkeit dieses Herrschers herbeiführten. Die bekannte habsburgische Vertheiligkeit, sein Sinn für Weisheit und Ansehen mögen ihn als Menschen achtungswerther erscheinen, aber der Kaiser Ferdinand hat keinen Anspruch auf die Nachsicht späterer Zeiten.

Ferdinand war Ferdinand sein Despot im Sinne Th. v. H., aber er besaß auch die großen Erfolge verdankte er der Gütlichkeit seiner Gegner.



Kaiser Ferdinand III.

Kupferstich von Elias Haidemann, Wien 1649.

und der Hilfe seiner auswärtigen Freunde. Im Fasten und Beten von keinem Mönch unterstützt, den Worten jesuitischer Beichtväter eifrig lauschend, wo es sich um religiöse Handelte, mied er ernste Geistesarbeit wie die Sünde und blieb stets der Spielball seiner Linge und geistlichen Betrüger. Seine Lässigkeit und Unselbstständigkeit bewirkte bei seinen Ämtern eine Saumseligkeit, die oft den Spott fremder Gesandten herausforderte. Dabei war er ein arger Verschwender, der seine Kassen oft mit Joanasanleihen füllte und gelegentlich auch die Kaiserngelder nicht schonte.

## 27. Bernhards von Weimar Thaten und Ende (1637–1639).

Kriegserfolge des Jahres 1637 waren dem neuen Kaiser günstig, zumal auch Brandenburg mit Rücksicht auf den pommerischen Erbfall, — am 1. März war Bogislaus XIV. gestorben, — eng an den Kaiser schloß und dort ein Heer zur Beringung stellte. Pauer mußte im Juli bis hinter Weimar zurückweichen; alle festen Plätze an der Elbe gingen an die Kaiserlichen zu. Bernhard von Weimar überschritt zwar im August den Rhein, mußte aber im Oktober vor Johann von Werth zurückziehen. Das traurigste Geschehnis traf den Landgrafen Wilhelm V. von Hessen und sein Land. Als Friedbrecher geachtet mußte er, von all seinen Bundesgenossen verlassen, aufgeben, das für die antikaiserliche Haltung seines Fürsten auszuhalten geübt wurde. Landgraf Wilhelm warf sich mit einer kleinen Schar in's Exil, wo er am 1. Oktober den Anstrengungen eines abenteuerlichen Lebens erlag.

Seine Vermählung, die junge Amalie Elisabeth, wußte sich durch wenig ernst genommene Verhandlungen mit dem Kaiser ihre Lage zu erleichtern und hielt, als Vormutterin ihres Sohnes, an dem Bündniß mit den fremden Mächten fest.

Nach einem gescheiterten Nachschlage erfolgte im nächsten Jahre. Durch ein neues Bündniß zu Hamburg, 6. März 1638, einten sich die fremden Mächte enger <sup>1638</sup> und jetzt verlangten sie von dem Kaiser völlige Wiederherstellung der Lage von vor 1618. Der Stern Bernhards von Weimar, der schon im Jahre 1637 am Rhein gescheitert war, erlangte von neuem Durch die Mißerfolge des letzten Jahres und eingeschübert brach er aus seinen Winterquartieren unvermuthet in den nächsten Tag von Rheinfelden zu erobern. Am 25. Februar erlitt er durch die Feinde eine kleine Schlappe, die ihn zwar zur Aufhebung der Belagerung zwang, von den Kaiserlichen aber überschaut wurde. Er führte wieder an die Spitze das kaiserliche Heer (3. März); die obersten Anführer, unter Johann von Werth, geriethen in Gefangenschaft. Im Siegeslaufe drang er weiter vor: der Breisgau, Baden und Württemberg wurden wieder erobert. Verursacht durch ein neues Korps unter dem Marschall Guébriant, der daran denken, Breisach, den Schlüssel zu Vorderösterreich und dem Elsaß zu erobern. Das sollte der Mittel- und Stützpunkt des Kaisertums werden, so der Herzog, mit oder ohne Frankreichs Genehmigung, hier zu gründen. Alle Versuche der Kaiserlichen, die wichtige Festung zu erobern, waren gescheitert. Am 15. Oktober wurde Karl von Lothringen bei Thann zurückgeworfen. Nach Götz und Savelli drangen nicht durch. Hunger und Seuchen, die Pest, die Verden nöthigten endlich am 17. Dezember den standhaften Kommandanten Meinach zu einer Kapitulation, die ihm ehrenvollen Abzug gewährte. Dessen hatte Pauer den jauchenden Gallas im Laufe des Sommers wieder in Lothringen und Mecklenburg verdrängt: der einzige Lichtblick für den Kaiser



„Dies ist Johann von Weich, der Mann, dessen Tugend keine Zeit vergaßte, als er noch lebte, ein Mann  
 selbst, der Feinde erschreckte, ein Vorbild der großen Feldherren.“

Engraving von Daniel Jäck vom Jahre 1617. — (Die Festung Hermannstein über dem Rhein, oben links im Bild, ist  
 das heutige Ehrenbreitstein.)



„Bernhard, der Große und Allerechte, Herzog zu Sachsen.“

Gedruckt nach dem Original für die kaiserlichen Repräsentationsbildnisse der damaligen Zeit.



war ein Sieg, den der Feldmarschall Hagfeld bei Blotho, unweit Wind- über den Pfalzgrafen Karl Ludwig, den Sohn des Böhmenkönigs, davontrug.

Aber bald bedurfte der Kaiser nicht nur des Feldmarschalls Hagfeld, sondern seiner gesammten Streitmacht gegen den kühnen Baner, um seine eigenen 1639 Erblande zu schirmen. Im Frühjahr 1639 erhob sich derselbe nämlich zu einem Einfall in die Lande des Kaisers. Bei Chemnitz zersprengte er das sächsische Heer, bald stand er in Böhmen, welches er von neuem in Aufstand zu versetzen hoffte. Aber darin täuschte er sich: gegen Prag vermochte er nichts zu unternehmen, aber das platte Land suchte er furchtbar heim. Als jetzt der neue Oberbefehlshaber der Kaiserlichen, Ferdinands III. Bruder, Leopold Wilhelm, seinem Siegeslaufe Halt gebot, setzte er im nördlichen Böhmen und in Sachsen unter heißen Gefechten die Landverwüstung fort.

Um diese Zeit befreite das Geschick den Kaiser von seinem furchtbarsten und tüchtigsten Gegner, dem Herzog Bernhard. Er hatte nach der Eroberung von Breisach fast die ganze spanische Freigrafschaft erobert und schien dem Ziele, das er sich gesteckt hatte, ganz nahe zu sein. Er trieb damit freilich dem Bruche mit Frankreich entgegen, das an seinen Grenzen kein selbständiges Fürstenthum Elsaß, keinen Herrscher mit dem Geist und Charakter Bernhard dulden konnte. In seinem eigenen Heere hatte der Herzog einen in französischen Solde stehenden Aufpasser, den vaterlandslosen Schweizer Ludwig von Erlach. Aber auch dem Herzog blieb nicht verborgen, daß Frankreich seinen Plänen abhold war: es drängte ihn, aus seiner schiefen Stellung herauszukommen. Daher entwarf er in den letzten Monaten seines Lebens das patriotische, aber unausführbare Projekt, eine „dritte Partei“ zu begründen, welche dereinst die Fremden und den Kaiser zum Frieden zwingen könne. Georg von Lüneburg, die Landgräfin Amalie von Hessen, beide im Besiz beträchtlicher kriegsgeübter Truppen, sollten der dritten, der „guten“ Partei beitreten. Es ward dem Herzog erspart, diesen Plan scheitern zu sehen, mit dem er seiner 1639 allzu großen Dienstleier für Frankreich hatte führen wollen. Am 18. Juli starb er plötzlich zu Neuenburg am Rhein. Sein Tod mußte den Franzosen so erwünscht kommen, daß die Zeitgenossen an eine natürliche Todesursache nicht glauben mochten; doch ist kaum eine Frage, daß der Herzog dem Typhus erlegen ist. Mit ihm sank die letzte Heldengestalt des großen Krieges in das Grab: er war nicht fleckenrein und vorwurfsfrei, — wie hätte es in jener Zeit anders sein können! — aber er war der Besten Einer.

Seine Eroberungen vermachte er, um sie dem deutschen Reiche zu erhalten, testamentarisch seinen weimarischen Brüdern; er wünschte auch, daß einer derselben sein Kriegsheer übernehmen möchte. Da dieselben dazu weder den Muth, noch den guten Willen, noch aber das nöthigste, die erforderlichen Geldmittel besaßen, ward es Frankreich leicht, die vicumvorbenen Weimaraner in ihren Dienst zu ziehen. Auch die Eroberungen Bernhards kamen ausschließlich dem Fremdling zu gute.

Der Vertrag, durch welchen Bernhards Truppen in Frankreichs Sold traten, ist der



Der Herr Hantehändler, Ludwig von Erlach, zum schweren Vorwurf gemacht, ja geradezu als Verrath bezeichnet worden. Mit großem Unrecht. Es handelte sich einfach darum, der den rückständigen Sold zahlen und zu weiteren Zahlungen sich verbindlich machen zu lassen. Da die weimarischen Brüder dies nicht konnten, war es sehr gleichgültig, ob die Schweden, Oestreicher oder Franzosen das Heer übernahmen, und sehr natürlich, daß das zuverlässigste Gebot acceptiert wurde. Nationale Gefühle darf man weder von dem Schweizer Erlach, noch von den Offizieren verlangen. Auch der Herzog war französischer Soldner gewesen.

## 28. Die letzten Kriegsjahre (1640–1648).

Weniger mehr leiste sich der Krieg in einzelne Züge und Gegenzüge auf, deren Planlosigkeit und Fruchtlosigkeit das Interesse des Beobachters erlahmen ließen. Auch blieben die Schauplätze des Krieges und der Verheerung wesentlich dieselben, wie zuvor, nur daß Heissen schlimmer mitgenommen wurde, seit die Königin Amalie offen zu den Schweden übergetreten war. Schon hatten sich auch Friedenswünsche geltend, und der Kaiser berief einen Reichstag in Regensburg zum Juni 1640, aber kein Fürst erschien hier persönlich, um 1640 der Verständigung mitzuarbeiten. Der Kaiser aber erfuhr hier zu seinem Leidwesen harte Opposition von Seiten Baierns, welches gegen Spanien kriegte loszog und im Gegenzuge zu der von Ferdinand beantragten kaiserlichen Amnestie eine allgemeine befürwortete.

Dem Reichstage hatte der Kriegsgott beinahe ein jähes Ende bereitet. Schwedische General Baner nämlich, welcher im Frühjahr 1640 aus Böhmen nach Braunschwieg hatte zurückweichen müssen, erschien, mit dem französischen Adressat (Wachsmann, unvermuthet (am 21. Januar 1641) so nahe vor Regens- 1641 burg, daß er von Regensburg aus den Reichstag und den Kaiser hatte besuchen können, wenn nicht plötzliches Thauwetter das Donaueis gelöst hätte. Trotz der Ausichtslosigkeit des Friedenswerkes wurde schon im August eine Friedensdeputation in Frankfurt a. M. eingesetzt. Von größter Wichtigkeit war auch, daß nach dem im Dezember 1640 erfolgten Tode des Kurfürsten George Wilhelm von Brandenburg der thatkräftige und hochbegabte Friedrich Wilhelm zur Regierung gelangte, welcher den kaiserlich gesandten Grafen Schwarzenberg entließ und den Ausgleich mit Schweden suchte.

Daß die schwedische Politik den Gedanken Gustav Adolfs, die Schwächung Spaniens Politik, noch nicht aufgegeben habe, lehrte eine um diese Zeit erschienene Denkschrift, in welcher dem Kaiserthum ebenso schwere als berechnete Vorwürfe, und Vorschläge zu völliger Umgestaltung der deutschen Reichsverfassung gemacht wurden.

Der Grundgedanke der Schrift des Hippolytus a Lapide (wahrscheinlich W. Ph. Schrenck, schwedischer Historiograph, 1665–1678) ist: „Das einzige Mittel zur Rettung des zerfallenden deutschen Reiches ist die Verdrängung des Hauses Oestreich aus Deutschland, denn auf Kosten des Reiches allein hat es sich vergrößert.“ Die Vorschläge zur Umgestaltung der Verfassung zielen auf Gründung eines deutschen Staatenbundes und würden

als vortrefflich zu bezeichnen sein, wenn nicht eine beständige Schachbühne zwischen Schweden und dem deutschen Reich beabsichtigt wäre.

Die Seele der schwedischen Kriegsführung blieb bis zu seinem Tode die kühne Banner. Nach seinem Unternehmen auf Regensburg rettete er sich in die Nähe nach Sachsen und weiter nach Norddeutschland: am 20. Mai 1641 er, bis zum letzten Augenblick von der kaiserlichen Armee verfolgt. Seine Hingabe an die Genüsse des Lebens hatte die Kraft des 43-jährigen Mannes vor der Zeit gebrochen.

Sein Heer war nach seinem Tode in einer ähnlichen Lage, wie das Heer Karls von Weimar: dem Fremdling Guebriant wollte es nicht gelingen, es zu übernehmen. Der Oberbefehl übernahm Linnard Torstenion, der gewaltige Schwiegersohn Gustav Adolfs, wenngleich ihn körperliches Leiden nöthigte, sich in die Dienste zu bedienen. Durch die Schnelligkeit seiner Feldzüge, die Vertheidigung seiner Entwürfe setzte er die Welt in Erstaunen.

1642 Im Jahre 1642 brach er durch Brandenburg nach Schlesien vor, um die Feinde, welche Glogau belagerten, bei Schweidnitz (August 1642) zu schlagen. Er zog sich nach Mähren, von dort nach der Einnahme von Olmütz wieder zurück nach Lausitz nach der Leipziger Ebene. Ein Sieg auf der Walsbutter bei GutsMuths (2. November) brachte ganz Sachsen in seine Hand.

Während im folgenden Jahre auf dem Frankfurter Deputationskongress Konferenzen zu Wien an der Vorbereitung des Friedens erfolglos abgehalten wurden, planten die Gegner des Kaisers einen umfänglichen Angriff: Torstenion und Guebriant sollten sich in Süddeutschland zur Vernichtung der kaiserlichen Heere die Hände reichen, Fürst Georg Rakoczy von Siebenbürgen nach Ungarn vordringen. Aber Rakoczy wurde durch den kaiserlichen Feldherrn festgehalten, die Franzosen nach dem Tode Guebriants durch den kaiserlichen Sigismundgeneral Mercy bei Tuttlingen an der Donau geschlagen (21. November).

Zum Unglück für die Schweden erschienen nun auch die Dänen auf dem Kampfplatz. Christian IV. hatte, neidisch auf Schwedens Fortschritt, zuletzt durch Friedensvermittlungen die Feindschaft zwischen Schweden und Dänemark, als dies mißlungen war, zu offenen Feindschaften. Ein schwedisches Heer zog ihm unter Wallas zu Hilfe. Aber der rasche Torstenion schloß sich schon zu Weihnachten 1643 die Elbherzogthümer mit seinen Truppen seinen Generalen Wrangel und Horn die Feinde überlassend, und zog dann wieder auf das unglückliche Sachsen und besiegte am 6. März 1645 bei Jankau in Pommern das kaiserliche und dänische Heer. Der Kaiser dankte ihn, denn Rakoczy ward durch ein neues Bündniß gewonnen und Torstenion rückte bis in die unmittelbare Nähe von Wien. Aber Ferdinand verweigerte ihm seine Zuerkennung und belohnte ihn nicht. Rakoczy ließ auf sich warten, er wollte sogar zu einem Separatfrieden bewegen: Torstenion hatte während der gelichen Wartezeit an der Belagerung des festen Brunn seine Kraft aufgebracht. Nach einem mißlungenen Sturm (15. August) wurden die ungarisch-siebenbürgischen Truppen abgerufen. So mußte Torstenion nach Pommern zurück.



Schwedische Bedette und Irrenwagen

(Stafage des Planes der Schlacht bei Jankau im Theatrum Europaeum)

in Merгентheim eine empfindliche Niederlage bereitet (5. Mai), welche der von England durch seinen Pyrrhuszug bei Allersheim (3. August) der Welt machte. Aber dafür waren Sachsen und Danemark aus dem mit dem Kaiser ausgetauschten: Sachsen hatte mit den Schweden einen Bestand, Dänemark Frieden geschlossen.

Wel sich nun schon seit fast drei Jahren Friedensbevollmächtigte in Paris und Osnabrück befanden, im November 1645 auch der österreichische kaiserliche Gesandte Graf Trauttmansdorff nach Münster abgegangen war, sollte kaiserliche Deutschland noch beinahe zwei Jahre auf den Frieden warten. Frankreich suchte ihn so günstig wie möglich für sich zu gestalten, protestantische Reichstände klammerten sich an jene, die katholischen an diese. Spanien arbeitete überhaupt gegen den Frieden, so lange es keine Aussicht wegen der Niederlande erhielt. Das Friedenswerk wurde außerdem verhindert, daß Frankreich seine Erwerbungen an der Westgrenze des Reichs um jeden Preis zu sichern suchte und Schweden sich berufen fühlte, protestantismus in den österreichischen Erbländern aufzuhelfen.

Die eigenthümliche, für den Gang der Ereignisse fast entscheidende Stellung des bayerischen Kurfürsten, der im Jahre 1647 Baiern ein. Der Kurfürst, bezahret und von der Kriegsgewalt gedrückt, ließ sich zu einem Separatfrieden mit Frankreich (Ulmer Vertrag 1647) bewegen, der von Schweden nicht respektirt und vom Kaiser nicht billigt wurde. Eine gründliche Verwirrung folgte. Von Werth wollte die gesammte bayerische Armee ins kaiserliche Lager bei Ulm rufen, bot dem Kaiser an, im Bunde mit Schweden den Kur- fürsten aus dem Lande zu jagen.



Carl Gustav Wrangel, schwedischer Generalissimus.  
Gleichzeitiger Kupferstich von W. Ruseß aus dem Verlage von Matthäus Hertan Jun.

Da verständigten sich der Kurfürst und der Kaiser von neuem (Wiener Vertrag, 2. September 1647), aber auch Frankreich und Schweden. Da-  
nach vereinigte sich Türenne mit dem aus Böhmen verdrängten Wrangel  
der Nähe von Augsburg — bei Zusmarshausen — wurden die Kaiserlichen  
1648 17. Mai 1648 geschlagen; auch die Baiern mußten weichen, und der alte  
Kurfürst floh nach Salzburg.





Vertreibung von Prag durch Karl Gustav (Gustav von Götterbäumen, Schwedischer Generallieutenant, später König von Schweden) und Königsmarschall 1648.  
 Alexander Kupferstich und dem Theatrum Europaeum. Im Vordergrund links ist dargestellt, wie Karl Gustav durch einen reitenden Kotten die Nachricht vom Abbruch  
 des schwedischen Zuges erhält.

Aber, wo der Krieg begonnen hatte, sollte er auch enden, in Prag. Während Türenne sich der östreichischen Grenz- und Wangel die Landbevölkerung in Oberösterreich zum Aufstande mahnte, der schwedische Thronfolger Karl Gustav von der Pfalz in Siedlung stand, in Böhmen einzubrechen, wagte der kühne Königsmark das große Unternehmen auf die böhmische Hauptstadt. Geführt von dem ertöhlten Verräther Ottowalsky von Streitberg, bemächtigte er sich am 26. Juli in der Nacht der Prager Kleinseite. Aber alle Versuche, die Alt- und Neustadt zu erobern, scheiterten an der heldenmüthigen Vertheidigung der Bürgerwehr. Am 24. Oktober mußte er nach acht Tagen später mühen die Stadt zu verlassen, denn endlich, endlich, war der „Schwedische Trübsal“ zu zeichnen.

Nichtsdessenungeachtet schleppten sie reiche Beute heim, darunter als kostbare die Handschrift von Ulfilas' gothischer Bibelübersetzung, den berühmten Codex Bezae, der nach vielen abenteuerlichen Wanderungen endlich in der Universitätsbibliothek zu Upsala zur Ruhe gekommen ist.



„Kaiser Ruch Münster vom 25. des Weinmonats im Jahr 1648 abgeleiteter Friedensbringende Postreiter.“ Kopfstück eines Längeren Briefes mit der Friedensnachricht.

## 29. Der Friede zu Münster und Osnabrück 1648.

<sup>1648</sup> Gewiß war der Zug Königsmarks von entscheidender Bedeutung für den Friedensschluß: doch hatte schon vorher die Haltung Bayerns und Brandenburgs, welches letztere den Gedanken der „dritten Partei“ wieder aufzuwecken wesentlich dazu beigetragen, die Verhandlungen in Fluß zu bringen. Es war auch, daß das bisher widerstrebende Spanien sich am 30. Januar 1648 mit den Niederlanden verständigte. Gleichwohl blieb die Zeit



ist, all den verschiedenen Ansprüchen gerecht zu werden, noch sehr  
 der Umstand, daß zu Münster mit Frankreich unter päpstlicher und v.  
 Vermittlung, zu Osnabrück mit Schweden verhandelt wurde, diente nur  
 der Erleichterung der mühevollen und verwickelten Aufgabe. Neben den großen  
 Fragen der Politik erschwerte ein kleinlicher Etikettenstreit die völlige Verein-  
 mung.

Die vornehmsten Mitglieder des Friedenscongresses waren: Fabio Chigi, der  
 päpstliche Vertreter, Contarini, der venetianische Gesandte; den Kaiser vertraten zu  
 Münster Graf Joh. Ludw. zu Nassau und Isaac Solmar, zu Osnabrück Graf  
 Max Trautmannsdorff; für Frankreich wirkten der gewandte Graf d'Avaug und,  
 häufig mit ihm uneinig, der geistreiche aber anmaßende Abel Servien; Schweden ver-  
 traten Johann Czensterna, der Sohn des Reichskanzlers, und der ränkevolle Adler  
 Salvius. — Die amtliche Schriftsprache war die lateinische.

Für die fremden Mächte war die wichtigste Angelegenheit die Festsetzung  
 der Entschädigungen, und theuer mußte Deutschland die französische und schwe-  
 dische Hilfe bezahlen.

Schweden, das ganz Pommern und Schlesien verlangte, erhielt fünf Millionen  
 Thaler als Kriegskostenentschädigung, Vorpommern mit Rügen, Städte von Hinterpommern  
 mit Stettin, Wismar, die Bisthümer Bremen (mit Ausschluß der Stadt) und Verden als  
 weltliche Herzogthümer. Für diese wurde es Mitglied des deutschen Reiches und erhielt  
 Sitz und Stimme auf dem Reichstag.

Neh, Loth und Verdun, welche drei Bi-  
 jugenbrochen: vom Elsaß beland es nur  
 gegen eine Entschädigung von drei Mill-  
 helm —; bald zeigte es sich, daß das n-  
 getretenen reichsfreien Stände im Elsaß!

Krone Frankreich wurde die Hoheit über  
 es seit 1552 thatsächlich besaß, endgiltig  
 reichlichen Besitzungen mit Rechtstitel —  
 Direct an die Söhne des Erzherzogs Wil-  
 he Reich nicht im Stande war, die nicht ab-  
 dem übermächtigen Nachbar zu sichern.

Was die deutschen Theilnehmer d-  
 Kriege betraf, so blieb Maximilian von  
 Valern im Besitze der Kurwürde und der Oberpfalz: die Unterpfalz mit der neugeschaffenen  
 neuen Kurwürde und dem Erzschatzmeisteramt bekam der Sohn des verstorbenen Böhmen-  
 Königs, Karl Ludwig. Baden-Durlach und Württemberg wurden restituirt;  
 Mecklenburg-Schwerin entschädigte man für Wismar mit den Stiftern Schwerin  
 und Rügenburg. Die standhafte Anhängerin der Schweden, Amalie von Hessen-Kassel,  
 blieb nicht unbelohnt, Friedrich Wilhelm von Brandenburg mußte zufrieden sein,  
 daß man ihm Hinterpommern ließ und für den aufgegebenen Theil des pommerschen Erbes  
 wenigstens leidlich entschädigte.

Hessen bekam außer einer Geldentschädigung die Abtei Hersfeld und die Grafschaft  
 Schaumburg; Brandenburg die Stifter Kammin, Minden, Halberstadt und Magdeburg;  
 doch blieb letzteres bis 1680 im Besiz des sächsischen Administrators August.

Unerledigt blieben die Donaunöthher Sache und der Jülich-Kleve'sche Erbfolgestreit.

Wie man sieht, hatte Schweden sein Ziel, die Beherrschung der Ostseeküste,  
 fast völlig erreicht, Frankreich an der Westgrenze Thor und Thür ins Reich  
 bekommen. Da die Unabhängigkeit der Schweiz und der Niederlande gleichfalls  
 ausdrücklich anerkannt wurde, stand das Reich nach dieser Seite fremden Ein-  
 flüssen und Angriffen offen. Richelieus Nachfolger, Mazarin, durfte zufrieden sein.

Die religiöse Frage wurde nach langem Hader durch Anerkennung des Passauer  
 Vertrages und Bestätigung des Augsburger Religionsfriedens erledigt: in den



Landmünzzeichen gefeiert wurde, so hatte auch aus Anlaß des ersten Exekutionsrecesses vom 1. September 1648 zwei Tage darauf in Nürnberg ein großartiges Friedensbankett stattgefunden. Der gleichzeitige Beschreibung weiß nicht genug zu rühmen den Glanz der Zurüstungen und die Größe der Tafel. „Zuletzt wollten die anwesenden Kriegsherrn und Generale zum Abschied noch einmal Soldaten spielen. Sie ließen sich Ober- und Untergetwehr in den Saal bringen, knieten in Hauptkanten die beiden Gesandten, Seine hochfürstliche Durchlaucht den schwedischen Generalissimo Herrn Karl Gustav Pfalzgrafen bei Rhein, der nachher König von Schweden wurde, und Sr. Excellenz den General von Piccolomini, zum Korporal aber den Feldmarschall Brandt: alle Generale, Obersten und Oberstleutenants wurden zu Musketieren gemacht. So umscharrten die Herren um die Tafel, schossen ein „Salve“, zogen in guter Ordnung auf die Burg und brannten dort viermal die Erde ab. Bei ihrem Rückmarsch aber wurden sie von dem Herrn Christ Kraft überzweis abgedankt und des Dienstes entlassen, weil nunmehr Friede sei.“

Und zwar gleich die folgende Entwicklung zeigen, daß dieser Frieden, für dessen Aufrechterhaltung die beiden fremden Mächte als Garanten zu sorgen hatten, die politische Ohnmacht Deutschlands für Jahrhunderte befestigte, so wäre es dennoch frevelhaft, der damaligen Generation den Anlaß über den Abschluß zum Vorwurf zu machen. Man muß versuchen das Verhängnis zu begreifen, denn der fromme Paul Gerhardts die Worte laß:

Wohlauf, nun ist erschollen

Das edle Friedenswort,

Daß man nicht rächen soll

Die Feind und Schwerter und ihr Mord.

Wohlauf! und nimme nun wieder

Dein Saitenspiel hervor!

O Deutschland, singe Lieder

Im hohen, vollen Chor!

Die freudenschaffliche, schmerzliche Freude zuckte durch alle Gemüther; dem alten Landmann kam der Friede vor, wie die Rückkehr der Kinderzeit, da man noch fröhliche Tage unter dem laßig umgehauenen Torstinde gefeiert; das junge, in den Kriegsjahren erwachte, Gewissen vernahm wie ein Mädchen, daß eine Zeit nahe, in welcher Saat und Ernte gedeihen würden, wo man nicht mehr aus halbverfallenen Heimsstätten in umorglame Schlupfwinkel hüten würde. Gewiß, das „Nun danket alle Gott“ des Martin Rintart kam allen zu Herzen. Vom Papst wurde das Friedenswerk freilich am 3. Januar 1651 verdammt.

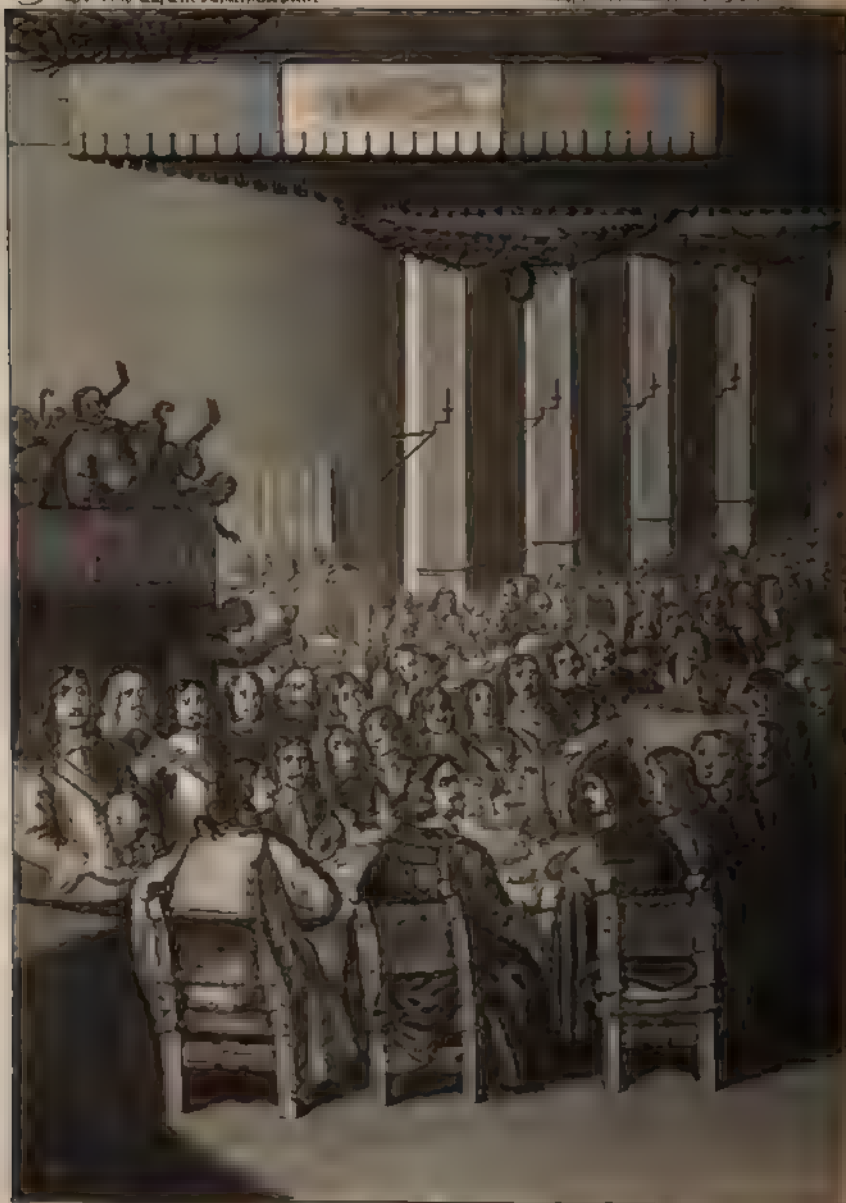


Große Nürnberger Denkmünze auf die Friedensfeier

Der aus Nürnberg den Friedensgenuss umarmen sich Wohlfahrt und Gerechtigkeit, in der Ferne die Stadt Nürnberg. Die Denkmünze enthält als Chronogramm die Jahreszahl 1648. (Städtische Sammlung zu Nürnberg.)

13. In den Fried und Freud der Welt  
Wachet hier auf dem Waidhauß Samt

Throt 5-12-1878  
auf die 1. und 2. Seite



2. Fürst Karl Anton, kaiserlicher General-Major 1. Tausch d. Amali, Fürstl. Warden, 8. September 1811 (Cetaro Piccolomini) als Vertreter d. k. k. Kaiserl. Hofes

„Eigentliche Abbildung des Friede- und Freudenmahls, welches der Durchlauchtigste Churfürst  
tractaten in der heil. Reichs Stadt Nürnberg auff dem Rathhause den 24. Junij 1648.  
C. in folgender Gestalt

\* 13. Mit gleichzeitigen Bewilligung J. von Sanbratt geliehen von Wolfgang Rilian in Kärnten. Jänner 18

Inszeniert wurden als ob man  
und die in d. Anfangen der...

Als die in d. Anfangen der...  
wurden d. in d. Anfangen der...



Sandcart, der Vater des Bildes.

... und Herr, Herr Carl Gustav, Pfalzgraf von Rhein etc. nach Abhandlung der Preliminar-  
... halten, und sind die dabei sich befindenden Höchst- Hoch- und wohlanschnlichen Herren  
... liegt dieselbe.

... im Vorhang sondern auch wegen des Eintrags in das ganze Arrangement eines kaiserlichen Mahls der



## 50. Zustände und Nothstände während des dreißigjährigen Krieges.

Daß der Krieg, den man nun endlich hinter sich hatte, eine so entsetzliche Zerstörung erreichte, lag zum Theil daran, daß auf deutschem Boden der europäische Kampf gegen die spanisch habsburgische Monarchie ausgefochten wurde, zum Theil aber auch an dem Umstande, daß keine der kämpfenden Parteien durch die wiegende militärische Machtentfaltung eine schnelle, wenn auch gewaltsame Entscheidung herbeizuführen vermochte. Die geworbenen Heere jener Tage waren so kostspielig, als daß man Massen aufstellen konnte, die ausgedehnte Kriegszüge beherrschten: außerdem befanden sich die Parteien schon beim Ausbruch des Krieges fast alle in Geldverlegenheiten. Ueber die Heere selbst müssen hier wenige Bemerkungen genügen.

Seit den Burgunderkriegen und den Feldzügen Maximilians I. und Karls V. war das bürgerliche Fußvolk der Landsknechte die ablige Reiterei des Mittelalters in den Hintergrund gedrängt. Obwohl auch die Landsknechtsheere bald in Verfall gerathen, behielten die eigentliche Waffe des Landsknechts, die achtzehn Fuß lange Pike, noch große Bedeutung. Denn da die Handfeuerwaffen der Schützen noch zu schwer und ungenau waren, hing der letzte Erfolg doch größtentheils von dem Ansturm der Gewalthaufen auf dem Kampf mit der scharfen Waffe ab. Aber freilich wurden die „Pikeniere“ zu einem entscheidenden Angriff wieder dadurch ungeeignet, daß sie zum Schutz gegen Feinde sich in Stahl und Eisen hüllen mußten. Der Pikenier, der bei Beginn des Krieges ausschließlich als schwerer Infanterist galt, wird späterhin als schwerer Fußkämpfer, „Schnebock“, bezeichnet, und es heißt wol, Gott müsse demjenigen org mit Feinden v. Straß haben, der solchen Pikenier geradewegs in seine Lanze laufe. Obwohl die Massenwirkung der Pikeniere noch immer gewaltig, wenn sie ungehindert an den Feind kamen.

Dies zu verhindern, die feindlichen Massen vorher aufzulockern, war die Aufgabe der Schützen. Sie führten entweder die schwerfällige Muckete, die auf einem Ständer aufgelegt werden mußte, oder das kürzere und leichtere Handrohr, die Arkebuse. Letztere werden Grenadiere genannt, die Handgranaten warfen. Die Beweglichkeit des Fußvolks durch Vereinfachung der Bewaffnung zu erhöhen war besonders Gustav Adolfs Vorzug und verschaffte ihm große Vortheile. Das gleiche versuchte er in Bezug auf die Reiterei. deren Bedeutung während des Krieges wieder stieg, und vornehmlich bei der Schlacht. Denn auch bei der Reiterei bekämpften sich zwei entgegengesetzte Grundzüge: die ungepanzerte und Kürassiere waren die schwere Reiterei, eine aristokratische Truppe. Dennoch war man bereit, Arkebuser, bei denen die Feuerwaffe die Hauptrolle war: denn auch Sattelpistolen führten auch die ersten genannten. Endlich gab es Dragoner, leichte Reiterei oder Mucketeiere, die sowohl zu Pferde als zu Fuß kämpften. Im allgemeinen kam aber im dreißigjährigen Kriege die schwere Kavallerie, namentlich im eigentlichen Kampfe, und nicht so sehr, als der Glaube, Gustav Adolf habe keine Truppe mehr, als der leichteren Reiterei verdankt; seine Reiterei war weder den schweren Spanier noch den ganz leichten Kroaten gewachsen. Seine Hauptreformen galten der Artillerie und seine Siege gewann er durch eine geschicktere Verwendung, namentlich durch die der verschiedenen Waffengattungen, sowie durch eigentliche taktische Manöver.

Die Geschütze waren von sehr verschiedenem Kaliber und hatten die mannigfachen Benennungen: am häufigsten begegnet der Name „Kartoune.“ Man hatte ganze, halbe, viertel, Achtfelbortoune. Von anderen Mängeln abgesehen waren alle Geschütze schwer.





Schwedische Artillerie.

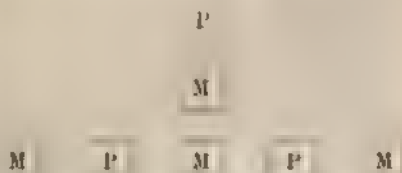
(Nach dem Theatrum Europaeum.)

Das Gustav Adolfs halbe Kartäunen hatten zwölf Fuß lange Rohre und brauchten vierundzwanzig Pferde zur Verspannung. Aber er führte leichte Feldgeschütze ein, die von einem Pferd oder drei Menschen transportiert werden konnten. Außer diesen „Eisenstücken“ hatte er ebenso kleine Leberkanonen, — Kupferrohre mit Eisenringen umgittert, mit Hanf übersponnen und mit Leder überzogen —; doch wurden sie nach der Schlacht bei Breitenfeld abgeschafft.

Gustav Adolf war nun, wie angedeutet, der erste, welcher es verstand, sowohl eine Wechselwirkung von Reiterei und Infanterie, als auch ein planmäßiges Zusammenwirken von Musketieren und Pikenieren zu bewerkstelligen. Die Musketiere empfingen den ankämpfenden Feind mit heftigen Salven, dann brachen die Reiter mit blanker Waffe vor, die Pistole für das Nahgefecht geladen, im Falle des Rückzugs deckten die beiden Waffen einander auf treffliche Weise. Ebenso unerschrocken wie diese Zusammenstellung waren Gustav Adolfs kleine bewegliche „Bataillonen“ gegenüber den massigen spanischen „Bataillonen.“ Während diese, schwerfällige Massen, oder jezt tiefe Reihen, allein durch ihre Dicht wirken konnten, zu diesem oder jener unmittelbar an dem Feinde sein mußten, gestattete die kausfertige Zusammenstellung der schwedischen Brigade ein furchtbares Pelotonfeuer, das die Reihen der Angreifer von der dem unmittelbaren Zusammenstoß lichte.

Die Aufstellung einer Brigade (1221 Mann) war so, daß drei Pikenierabtheilungen drei in der Spitze eines Dreiecks bildeten: die Verbindung zwischen Spitze und Basis und die Flankenabtheilungen durch Musketierabtheilungen. Etwa in folgender Form: (1' = Pikenier, M = Musketier)

Den größten Vortheil erzielte der König dadurch, daß die schwedische Infanterie nicht in tiefen Gliedern, wie die spanischen Bataillone, sondern nur in drei Gliedern geordnet stand. Man kann, daß der König die Handhabung des Pelotonfeuers erleichtert hatte: ursprünglich hatte er die Reiter neuneundzwanzig Reisse zu machen, so daß er zum Schusse gelangte.



Die Soldaten des dreißigjährigen Krieges standen in Fähnlein oder Kompagnien und waren zu Regimentern verbunden. Oberst des Regimentes hieß, wer das Regiment seinem Herrn geworden hatte: der Vater des Fähnleins war der Hauptmann, der auch die Soldaten führte; Uniformen gab es noch nicht; man erkannte einander an Feldbinden oder Fahnenfarben. Man hatte ja einfach der „Fahne“ zu folgen, bei der Reiterei hieß sie „Fahne“, — nach der Fahnenfarbe wurden die Regimente benannt, später freilich mit Nummern noch dem Namen der Obersten.

In Deutschland der Deutschen stand schon beim Beginn des Krieges im schlechtesten Ruf: auch die Truppen, welchen ursprünglich die straffste Zucht innewohnte, verwillkerten sehr. Gustav Adolf konnte seine Schweden kaum ein Jahr lang im Saume halten: Alles



Plünderung der Schlachtfelder.

Von einem Bilde von Sebastian Beauchamp aus der ersten Zeit des dreißigjährigen Kriegs. (Kaiser Maximilian II.)



Beylag und Troß im dreißigjährigen Kriegs.

Von einem Merian'schen Kupferstich von 1639.

Scharen war  
von Krieges  
berühmt. Die  
standen ihm  
der des Krie-  
feldes. Er  
nicht noch in  
Schonung, so-  
die die Prus-  
geheftete die  
Keldbrenn  
trübt in den  
bedeutend an-  
sahen, was  
nicht geistlich  
konnte, u.  
get ist ein  
saum ge-  
werden, den  
stern selbst die  
unentbehrlich



Beutezug zurückkehrende Soldaten (letzte Zeit des dreißigjährigen Krieges); im Vordergrund ein von jämmernden Weibern des Trostes wartender Karren mit Verwundeten.

(Aus einem Gemälde von Philipp Wouwerman, Kaffeler Gallerie.)

Bedürfnisse des Soldaten in Frage kamen. — Zu den Plünderungen und Räubereien, welche die Heere verübten, trug vor allem der Troß mit bei: Scharen von Reiterbuben, Soldaten mit ihren Kindern, begleiteten die Truppe; wie hätte dies Gesindel ohne Diebstahl existieren sollen? Auf ein Regiment deutscher Soldaten kann man 4000 Personen rechnen.

Nothstände hat der dreißigjährige Krieg aber keineswegs geschaffen, er fand sie

vielmehr. Das schwedische Heer in seiner ursprünglichen Gestalt ausgenommen, bestanden bald die Heere aus Angehörigen der verschiedensten Nationen; unter den „Stradioten“ waren sicher auch Polen, am verhaßtesten waren die Kroaten. Das abenteuerliche Leben des Krieges, das nur den Augenblick sein nennt, steigerte die Genußsucht aller und erzeugte unersättlichen Appetit. Die Sehnsucht, diesem zügellosen Genießen möglichst lange zu fröhnen, trieb die Heere zu allen Uebertreibungen. Durch allerlei Zauber glaubte man unverwundbar „fest“ werden zu können. Der „Passauer Reitel“ führte meist den Reim: „Teufel, hilf mir, Leib und Seele zu retten.“ Tilly und Wallenstein galten für „fest“, auch Gustav Adolfs Schwert für gesiegt. Dem Heere fehlte das religiöse Gefühl, wie das moralische; auch die Sprache wurde roh, es wurden spanische und ungarische Worte, namentlich Flüche, verunstaltet.

Obwohl die Eide, auf die man freilich schwur, hielt diese Banden zusammen, sondern nur



Lagerscene im dreißigjährigen Kriege.

Gemälde von Sebastian Bourdon aus dem Jahre 1643. (Kasseler Galerie.)

der Wunsch nach Beute: darum trat man ohne Bedenken von einer Partei zur andern über nach verlorenen Schlachten ließen die Soldaten massenhaft davon, um dann auf eigene Faust zu rauben und zu stehlen. Die, welche unter der Fahne standen, unterschieden sich von jenen nur dadurch, daß sie, vom General bis zum gemeinen Knecht hinab, systematisch und methodisch die Ausplünderung der überfallenen Gebiete vornahmen. Von den schrecklichen Verbrechen, die armen Opfer zu Gefährdungen zu zwingen, sei als das mildeste „der schrecklichste Trauer“ — elendeste Raube — erwähnt. Wer sich und die Seinigen nicht in das unzugängliche Dickicht und Moor, in undurchdringlichen Wald flüchten konnte, versiel dem Raube.

Es bedarf keiner Erläuterung, was unter solchen Verhältnissen aus den platten Lande, aus dem Bauer werden mußte. Wo die Soldaten verheerend durchzogen, ließen sie eine verzweifelte Bevölkerung zurück, die schon aus Noth sich gleichfalls auf Diebstahl und Raub verlegte. So nahm die Bevölkerung an Theuerung, Hungersnoth entstand, als nothwendige Folge verheerende Zerstörung. Man möchte sich wundern, daß bei solchen Verlusten auf dem Lande noch ein Rest deutschen Volkes übrig blieb; drei Gewalten aber riefen den Landmann immer wieder nach seinem Dorfe zurück: die Bemühungen der Obrigkeit, die eigene Heimplatze und der Eifer des Dorfpfarrers. Was auch dieser Stand: der Zeit vor dem Kriege durch seine Streitsucht und Unbuddsamkeit gelähmt: hat es durch Heroismus im Ertragen, durch unablässige Uebung aller den Gefühle wettgemacht.

Das Elend, welches die Kriegsvölker allenthalben über Deutschland trafen,





Soldaten mit Beute und gefangenen Bauern.

Wappen aus der ersten Zeit des dreißigjährigen Krieges (Kaiserliche Galerie); unter den Figuren ist eine ligistische Standarte (mit dem Muttergottesbilde) zu erkennen.

schwerste und schlimmste, aber in manchen Gegenden wurde die Verarmung des Volkes schon in den ersten Kriegsjahren verheert durch einen besonderen Uebelstand. Dies war das Unwesen „Kupper und Wipper“ d. h. der Münzwucherer und Münzverfälscher von Niedersachsen aus alle Welt mit werthlosem Gelde

es war nicht neu: die Menge der Münzhütten, welche die Kontrolle erschwerte, die der Münzmeister und ihrer fürstlichen Herren hatte schon während des 16. fortwährend Münzverschlechterungen zur Folge gehabt. Am leichtesten können Silberstücke fälschen: wer achtete denn im Kleinverlehr auf einen Unterschied des wahren und des Sollgehaltes? Aber auch die Gulden-erte sich schon während des XV. Jahrhunderts. Reichsgesetze, Münzgesetze vergeblich dem Unwesen zu steuern, welches sich früh dahin erweiterte, alle vollwichtige Münzen von gutem Schrot und Korn aufzukaufen und beim Veräußern verminderte. Gegen derartige Verfälschungen half nur ein gesetz d. h. das Kaiserconcurrenzverbot minderwertigen Geldes, und nicht selten



„Epitaphium oder des guten Geldes Grabchrift.“

Spottblatt auf die Ripper und Wipper, gedruckt „Zu Kuglburg, bey Martin Wörle, Eisenma. 17. u. 18.“

kam ein Landesfürst, mit dessen Billigung der Vetrug geschehen war, in die unangenehme Lage sein eigenes Geld verrufen zu müssen, um nicht den Handel und Verkehr seiner Unterthanen oder in seinem Lande völlig zu vernichten. Das Unwesen nahm zu, je mehr die Staatsgewalt sich minderte und die Reichsverfassung ihrer Auflösung entgegen ging, erstreckte sich seinen Höhepunkt in den Jahren 1615–1623. Die Landesregierungen beschließen, den Forderungen sie nicht zu hindern vermochten, mitzumachen und am Profit theilzunehmen.

Die großen, wie die kleinen Landesherren brauchten Geld: sehr liefen sie, die schwelgereichen Fürsten zuerst — Münzen schlagen, die statt aus Silber, aus einer Mischung von Silber und Kupfer, bald aus verfilbertem Kupfer bestanden. Die Städte gaben sogar, weil sie das Kupfer besser verwerten konnte, ediges Blech mit einem Stempel. Viele neue Münzen entstanden: wetteifernd beeilten sich Kurfürsten und Fürsten, Landesherren und Städte, aus Kupfer Geld zu machen. Aus altem Kupfergeräthe ließ man sich neue Münzen schlagen und bezahlte damit eiligst frühere Schulden. Alle Welt legte sich auf den Gewinn. Wer alte Thaler, Goldgulden oder sonst gutes Reichsgeld als Nothpfennig in der Tasche hatte, setzte sein Geld schnell in neues um, da der Preis für gutes Silber im Verlaufe der Verschlechterung der Münze stieg. Der mühelose Gewinn wurde meist verpraktet und jubelt. Niemand achtete auf die Steigerung der Lebensmittelpreise, bis man auf dem gemeinen Taumel schrecklich erwachte. Nun verriethen die Landesherren die neuen Münzen doch in aller Händen waren: das betrogene Volk sollte in altem Gelde seine Noth leiden. Natürlich erhob sich allgemeine Entrüstung gegen die Münzer und die Geldwechsler. Die Städte und Gewerbe hörten auf, die Stadtgemeinden geriethen in Vantrott; überall entstanden Unordnungen und Tumulte. Die öffentliche Meinung verfolgte die Ripper und Wipper, die



haben predigten wider die Teufelsbrut. Aber das kam alles zu spät. Die Besserung war nur mangelhaft, indem das gewaltsame Mittel der Ungültigkeitserklärung neuen Weibes streng angewendet wurde. In den am meisten betroffenen Gegenden waren einige wenige, die Schulbüchern, reich geworden, der gemeine Mann, verarmt und verzweifelt, war nun trefflich vorbereitet, die eheliche Arbeit zu verlassen und im abenteuerlichen Kriegerleben neue Mittel zu erlangen. Genuß zu erwerben.

### 31. Die Folgen des Krieges für die Kultur und das Geistesleben in Deutschland.

Die größte Folge des entsetzlichen Krieges war eine ungeheure Entvölkerung Deutschlands. Was der Krieg nicht unmittelbar verzehrte, rafften Seuchen, Mangel und Obdachlosigkeit dahin. In Württemberg gingen in den sieben Jahren 1634–1641 an 315,000 Menschen zu Grunde, in Sachsen sollen binnen zwei Jahren (1631 und 1632) über 900,000 Menschen erstarben, oder dem Hunger und Hunger erlegen sein. Die Pfalz hatte vor dem Kriege eine halbe Million Einwohner, zur Zeit des westfälischen Friedens nicht mehr 50,000. Man nimmt an, daß die Bevölkerung Deutschlands in den Kriegsjahren von siebenzehn auf vier Millionen vermindert worden ist. Dem Verlust an Menschenleben entspricht der Verlust an Häusern und Herrschaften. In Württemberg waren allein 8 Städte, 45 Dörfer, 168 Pfarr- und Schulhäuser, 65 Kirchen und 36,000 Häuser abgebrannt. Viele Dörfer sind nie wieder aus der Asche erhoben.

den, viele Städte und Festungen hatten sich im XIX. Jahrhundert die Einwohnerzahl wieder erreicht, diese vor dem Kriege verloren. Die meisten Festungen trafen nach dem Kriege das gleiche Schicksal. Es ist nicht möglich, den Schaden zu berechnen, den die Landbevölkerung nicht allein durch die Ver-



Heimatlose Leute nach dem Kriege  
Gemälde von Honthorn in der Hamburger Galerie.



Ausraubung und Verführung eines Dorfes im dreißigjährigen Kriege

Nach der im Jahre 1683 veröffentlichten Karte von Veränderungen des Lothringers A. Gallo: les guerres et malheurs de la guerre

wirkungen der Felder, sondern vor allem durch den Ruin der Viehzucht erlitten hat. Wo wir die Thatfachen feststellen kann, ergibt sich das grausenhafte Resultat, daß über achtzig Prozent an Pferden, Rufen und Riegen entgangen war; die Schafe aber waren an allen Orten sämmtlich vernichtet. Für solche Gegenden sind dann freilich zwei Jahrhunderte kaum zu reichend gewesen, um den früheren Wohlstand auch nur annähernd wieder zu erzeugen.

Aber weit schlimmer noch, als die materiellen Verluste, waren die moralischen Folgen, welche sich nach dem Kriege auf allen Gebieten und bei allen Ständen geltend machten. Er hing mit dem Ruin der Landwirtschaft zusammen, daß der Gutsherr den ohnehin schon belasteten Bauer, welcher sich bei dem Geldmangel und den niedrigen Getreidepreisen kaum über dem Wasser halten konnte, mit Steuern und Abgaben noch weit mehr drückte als je zuvor. Der Herr besah wenig oder nichts, mochte der Bauer zusehen, wie er den Anforderungen des Gebieters nachkam. Er durfte nicht murren, wenn ihm das Wild, welches der Gutsherr zu Gunsten seiner Jagdvergünstungen sich reichlich nehmen ließ, ferne Zooten vertriehen; wenn er Selbsthilfe wagte! Eifern lastete auf ihm die Hand des Gebieters, der ihn als einen Menschen zweiter Klasse betrachtete; im Stillen haßte der Bauer wol die Hand, die ihn verstoßte: „jungen Edelkenten und jungen Sperlingen müsse man bei Zeiten die Augen aufdrücken“; aber er litt und gehorchte. Es ist begreiflich, daß in einem solchen Zustande jedes tiefere Gefühl, jeder höhere Gedanke erstarb. Und doch bildete er den Hauptbestandtheil der sogenannten „deutschen Nation.“

Auch das Bürgerthum hatte einen anderen Charakter gewonnen: nicht allein durch die materiellen Verluste, obwohl selbstverständlich wiederholte Belagerungen die Vermögensverhältnisse gerade der Wohlhabenden wesentlich beeinträchtigten. Aber das Bürgerthum hatte die Freude an der Selbstverwaltung verloren. Dazu kam, daß die seit dem Westfälischen Frieden steigerte landesherrliche Hoheit selbstbewusstem Bürgersinn wenig hold war und bei den Verordnungen und Steuererlassen so viel als möglich eingriff. Der Bürger, den die An-

Erziehung in fremden Ländern längst gelehrt, unterwarf sich gehorsam: wie hätte er gegen die Unmöglichkeit anstehen können? Wenn er zu leben hatte und etwas für seine bescheidenen Vergnügungen erwerbs, war er zufrieden. Oder aber, er suchte sich in die Kreise der Regierenden einzuverleiben und irgend ein kleineres oder größeres Amt in dem Beamtenstaat zu erlangen, welcher jetzt erst seine völlige Ausbildung erhielt. Ein solches Amt, und war es selbst durch die demüthigste Kriecherei erbettelt, erhob den Bürger doch weit über die Menge „gemeiner“ Streblichen, über den „schlichten“ Bauer. Das Amt gewahrte Gelegenheit zu redlichem und unredlichem Vorkommen, es brachte dem Inhaber oft das begehrtesten, vielbeachtete und sich belohnen, adlichen Genossen zu nähern, wol gar, in unmittelbarer Nähe des Durchlauchtstheils oder Serenissimus, in die Reihen des Adels einzutreten. Die Sucht nach Rang und Titel wurde jetzt allgering und erzeugte die erbärmlichste Servilität.

Außer solchen egoistischen Interessen beschäftigte den Bürger wenig mehr, als das Weltlich der Romantikertrugnisse und auffallende Neuigkeiten. Allerdings fuhr er fort, sich um Politik zu kümmern, Zeitungen und Tagesblätter mehrten sich, so die Zahl der Flugschriften steigerte sich außerordentlich, als Ludwig XIV. die öffentliche Meinung aufregte, aber es kam doch nur zu Debatten, Offenlass zu patriotischer Entrüstung, und es wäre verfehlt gewesen, auf diese Bewegung eine große Aktion zu bauen. Auch war es mit der Wehrhaftigkeit des deutschen Volkes vorbei; noch im Beginn des Krieges hatten einzelne Städte sich mannhaft gewehrt, der Mann für das Waffenhandwerk und die Waffennahrung mußte ersterben, sobald stehende Heere auf Leben traten.

Der Adel, begünstigt namentlich durch diese neuen militärischen Einrichtungen der Kaiser und des Kaisers, führte in den einzelnen Territorien förmlich das Regiment seit 1648, der alte Verstand, in welcher er am meisten oder ausschließlich galt, ist die schlechteste der neuen deutschen Geschichte. Anders war es natürlich, daß der Wunsch, adlig zu sein, ungemein allgemein war. Schon während des Krieges hatten Offiziere, die durch Blunderungen entlassen waren, sich den Adelsbrief und verunstet Güter erkauft. Seit dem Frieden suchte der Kaiserhof, um die leeren Kassen zu füllen, die Mobilisierung fast gleichmäßig, öffentlich drängten sich die eillen Stadtbürger dazu, um durch den Brief des Kaisers die Patente- und Befreiungsfreiheit und andere Privilegien zu erwerben. Durch diesen Mißbrauch, von den Nationen und Stände auf dem Reichstag von 1654 protestierten, kam es dahin, daß nicht die eigentlich adligen Korporationen, wie die Stifter, nur solche anerkannten, die zur Erhaltung ihres Adels keines Briefes bedurften. Wer frisch geedelt war, wurde nur „wohlgebohren“ genannt; wer länger im Besitz seines Briefes war, ließ sich „hoch- und edelgeborens“ nennen. An Luzus und äußerem Prunk suchten es die Neugeadelten ihren älteren Adelsgenossen zu überbieten, aber das Volk spottete über die glänzenden Karossen mit den neuen Wappenschildern.

Was den alten Adel betraf, so hatte sich an seinen Gewohnheiten wenig verändert, und er noch über größere Güter verfügte, führte er ein ganz behagliches Leben. Der Edelmann hatte keine „europäische Tour“ gemacht, vielleicht irgendwo Kriegsdienste geleistet, irgendwo Geschichte näher kennen gelernt, gehörte wol gar einer gelehrten Gesellschaft an, machte den Mann junger Lehrlinge. Seine Söhne erwarben einträgliche und angesehene Hofämter oder hohe Emplacements. Lag in diesem Adel auch eine gewisse Vornehmheit, so trug er doch die Bekleidung des Fremden in Mode, Sitte und Denkart erheblich bei und wirkte durch sein Beispiel zum Schaden der Nation.

Der alte war der kleine Landadel daran, der sich von dem bäuerlichen Landmann nur durch seine höheren Ansprüche und seine Unlust zur Feldarbeit unterschied. Diese Bauern, die oft nur über wenige Bauern geboten, vor dem Kriege arm, durch den Krieg zu einem traurigen Dasein. Zur Verbesserung ihrer Güter erhielten sie nur mit Mühe, eine Missernte, ein Viehsterben brachte sie an den Bettelstab. Mit Noth suchten die jüngeren Söhne den Kriegsdienst aufsuchen; namentlich der kaiserliche

Dienst gegen die Türken bot Aussicht auf Beute und Beförderung. Oft genug lehrten sie sich ohne Ruhm und Geld heim und mußten sich mit ihren verarmten Vettern Krippenreiter im Rißthammel schelten, von reicheren Verwandten durchfüttern lassen.

Die Vertretung des Adels und seiner Interessen bildeten die Landstände, die freilich die Wohlfahrt des gesamten Landes hätten berücksichtigen sollen. Aber, selbst steuerfrei, suchte sie alle unvermeidlichen Geldbewilligungen der Masse des Volkes, vorzüglich dem Bauer aufzubürden und die Finanzreformen, die ihnen selbst Opfer zumutheten, zu hintertreiben. Ueberhaupt kümmerten sich die Stände sehr wenig um die Willensmeinung ihres Landesherren: als diese jedoch ihrem großen Meister Ludwig XIV. nachmals die Kunst der absoluten Regierung abgelernt hatten, setzten sie, was sie für gut hielten, auch trotz der Stände durch, beugten sie oder beriefen sie gar nicht mehr.

Ueber die Reichsfürstlichkeit läßt sich etwas allgemeines nicht sagen: unter dem Begriff der „Staatsraison“ verstanden die Fürsten meist ihr dynastisches oder persönliches Interesse, wenig bekümmert um das Wohl und Wehe der gehorsamen Unterthanen. Nur der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm fand seinen Herrscherberuf und sein Lebensglück in der Begründung eines Staats, der an jeden Einzelnen große Anforderungen stellte, aber dafür auch die Wohlfahrt der Gesamtheit förderte. Darum zeigten sich auch in seinem Lande noch Spuren freiwilliger, aufrichtiger Hingabe an den Herrscher: der Bauer, der andernwärts so gedrückter Bauer, greift zur Wehr gegen den Feind, denn er „dient seinem Kurfürsten mit Gut und Blut.“ Etwas Unerhörtes in einer Zeit, da keiner mehr leistet, als er muß, und nicht thut, was nicht von oben befohlen wird.

Die Schwäche und Unselbstständigkeit des deutschen Volksgeistes offenbart sich nirgend deutlicher, als in der Literatur des XVII. Jahrhunderts. Prosa und Poesie, April und Drama, ebenso der Roman, sind dem Auslande und dem fremden Geschmack fast völlig unterworfen: Verse, Strophen, Stoffe werden dem Fremden abgeborgt. Es war dies ganz natürlich: die nationale Vergangenheit bot keine Anknüpfungspunkte. Nur wo es sich um das Jüngst erlebte handelt, ist Dichtung und Erzählung echt, sei es, daß die Dichter, wie Opitz (1597–1624), P. Gerhardt, Flemming (1609–1640) von den Leiden des Krieges, dem Sinken des Vaterlandes, dem Tode des Schwedenkönigs singen, dem Allmächtigen ihre Noth klagen, ihr Vertrauen, ihren endlichen Dank künden, sei es daß Schriftsteller, wie Christophel von Grimmelshausen in seinem „Abenteuerlichen Simplicius Simplicissimus“ (1669) die traurigen Erlebnisse des großen Krieges mit humoristischen Arabesken umgeben: sei es endlich, daß der Dramatiker A. Gryphius (1616–1664) den soldatischen Grobgespräch (im Horribilicriarum) durchzieht. Abgesehen von solchen Erscheinungen trifft nur selten ein voller, warmer Laut unser Ohr, wie in dem herrlichen „Knecht von Tharau“ des Königsbergers Simon Dach († 1659); vereinzelt erschallt das schneidende mahnende Wort des patriotischen Epigrammatikers Friedrich von Logau (1604–1655). Im übrigen nichts Rationales. Auf den Ruinen der romanischen Völker, nach dem klassischen Parnass führt uns Martin Opitz, der Leinwand- und Führer dieser Geister. Er bietet uns Eklogen, Sonette, Madrigale, Schäfersprüche und Liebeslieder nach fremder Schablone: talentvoll, — wenn auch kein dichterisches Genie — und charakterlos eröffnet er den Reigen der Gelegenheitsdichter, die um ein Stübchen Geld, einen Titel oder die Ehre der Dichterkrönung die alltäglichste Begebenheit oder auch die erbärmlichste Sache feiern. Dabei die größte Selbstüberhebung, wie in allen Zeiten des Verfalls. Hoffmann von Hoffmannswaldau (1618–1679) und Kaspar von Hohenstein (1635–1683) setzten die „galante“ Abgeschmacktheit, schamlose Zweideutigkeit auf dem Altar der Dichtkunst und bestätigten den moralischen Verfall der Nation. Nur zum kleinen Theil hat Hohenstein durch seinen langweiligen Roman vom heldenmuthigen Arminius und der durchlauchtigen Thuselda jene Sünden gesühnt.

Selbst die Sprachgesellschaften, welche den an sich heilbringenden Plan verfolgten, die deutsche Sprache in ihre Rechte wieder einzusetzen, waren nur Nachahmungen fremder —

— Institute und gefährdeten ihr Werk durch Uebertreibungen. Der Verwahr-  
lung des profansten Ausdrucks konnten sie ohnedies nicht vorbeugen, und die Mamode-  
sprache erhielt bald ein ebenso fremdartiges Gepräge, wie Tracht und Sitte.

Trennbar dürfen wir weder über Epig., noch über diese Zeit der Nachahmung un-  
bedenklich den Stab brechen. Denn trotz aller Mängel führt Epig. mit Recht den Namen  
„Kaiser der neudeutschen Dichtkunst“; durch seine metrischen Theorien Nuchtern von der  
letzten Poeterei, 1624 machte er der elenden Annetteverծծichtung des XVI. Jahrhunderts  
Ende. Andererseits war es immerhin auch ein Gewinn, wenn die Deutschen noch irgend-  
ein geistiges Interesse pflegten. Die Nachahmung hat die Nation wenigstens vor äußerster  
Verfall bewahrt, die sittliche Verwilderung zu hemmen vermochte sie allerdings nicht.

## 32. Die Reichsverfassung seit dem Westfälischen Frieden.

Der Westfälische Frieden war der erste europäische Friedensschluß und ist daher  
für alle europäischen Staaten bedeutungsvoll gewesen: seine besondere Be-  
deutung besitzt er aber für Deutschland, inwiefern die meisten der Friedensartikel  
zur Aufhellung der inneren deutschen Verhältnisse gewidmet sind und die Reichs-  
verfassung dadurch zum Theil eine neue Gestalt gewinnt: eine Gestalt, an der  
die Jahrhunderte wenig geändert haben.

Etwas wesentlich Neues wurde zwar nicht geschaffen, aber der allmählich  
herbeigeführte, thatsächliche Zustand reichsrechtlich bestätigt. Seit den Tagen Karls V.,  
Kaiser Maximilian I., hatte das Haus Habsburg versucht, die kaiserliche Würde  
monarchisch zu gestalten, während die Reichsstände eifervoll ihre Landes-  
territorialen Freiheiten zu wahren und zu erweitern strebten, die Verwaltung der  
Landen zu regeln oder durch ihren Rath, ja durch ständische Mitregierung regeln  
zu lassen. In den Tagen, als Ferdinand II. über Kurpfalz, über Mecklenburg  
und anders verfuhr, schien das Haus Habsburg am Ziele zu sein: der weitere  
Fortschritt der Despotie führte es aus dieser Stellung. Nicht das Reich, noch we-  
niger der Kaiser mit dem Reich, hat den Frieden mit dem Ausland abgeschlossen;  
auch auf der inneren Seite, wie auf der seiner Gegner werden die „Kur-  
fürsten, Fürsten und Stände“ als selbstbetheiligt genannt. Die Landeshoheit der  
Fürsten wird in der französischen Friedensurkunde als Souveränitätsrecht bezeichnet,  
sofort ist jeder Reichsstand „Kaiser in seinem Territorium“. Er darf  
Verträge, Bündnisse schließen, wie es ihm beliebt: nicht mehr das Reichs-  
recht, sondern das europäische Völkerrecht bestimmt unmittelbar seine Stellung.  
So zerfällt das alte Reich in einzelne Territorien und ist kraftlos und wehr-  
los, so lange nicht ein Reichsstand die Mittel und den guten Willen besitzt, das  
Recht des Reiches dem Ausland gegenüber zur Geltung zu bringen. Denn  
daß das Ausland kam der neue Zustand zu gut: um ungehindert in Deutschland  
zu verfahren und wachen zu können, hatte es nach Strafen dafür gesorgt, daß kein  
deutscher Staat derartig erstärke, um für Recht, Ehre und Freiheit  
eintreten zu können. Erst als der junge brandenburgische Staat  
aufstand, konnte sich Deutschland aus seiner Erniedrigung erheben.



So beruhte denn in Zukunft die gesamte Reichsverfassung auf dem Einverständnis des Kaisers und des Reichstages, der nach wie vor in drei Kollegien gegliedert war. Was das Kaiserthum an Macht einbüßte, gewann aber diese aristokratisch republikanische Versammlung keineswegs: vielmehr erstarrte hier in todttem Formalismus und eifersüchtigen Eifersüchtigkeiten jeder nationale Lebenshauch, und jeder gesunde Gedanke wurde hier im Keime erstickt.

Der Reichstag von 1552 galt als maßgebend für die Stimmensführung: jedes Rittershaus führte soviel Stimmen, als es damals beissen. Die kaiserliche Kammer rathte 1706; im Jahre 1692 kam die neunte (hannoversche) Kur hinzu. Neue Reichsstände zu ernennen wurde dem Kaiser sehr schwer gemacht, namentlich wenn die Betreffenden nicht reichsunmittelbaren Besitz hatten, sondern Landsassen waren. Seit 1853 wurde die Einführung neuer Reichsstände direct an die Genehmigung der Kollegien geknüpft.

In gültigen „Reichsschlüssen“ konnte man nur sehr schwer gelangen, weil dazu die Uebereinstimmung aller drei Kollegien, außerdem die kaiserliche Ratifikation, erforderlich war. In den einzelnen Kollegien galt die Mehrheit, außer in Religionsständen: diese waren die Evangelischen, die im kaiserlichen und fürstlichen Collegium die Majorität bildeten, vor vollständiger Vergewaltigung dauernd geschützt. Wo rascheres Handeln erforderlich war, wurden, wie schon früher, „Reichsdeputationen“ gebildet: aber meistens bähr gerade diese die wichtigsten Aufgaben gehemmt und verschleppt.

Wegen der Weitläufigkeit der Verhandlungen wurde der Reichstag seit 1663 in Regensburg permanent: ständige Gesandte führten die Willkür der Fürsten, und die



Regensburg, seit 1663 ständiger Sitz des Reichstags. Stich von Pichler dem Jüngern 1711

fremden Mächten wurden ihre Intriguen wesentlich erleichtert. Praktisch dieser Verhandlungsgreif, dessen Mitgliedern es oft an der nöthigen Instruktion gebrach, warlich es einen Reichsschluss zustande, so war es Sitte, ihm nicht zu folgen; schließlich wurde der Reichstag nur noch von wenigen Ständen besetzt und für die Fremden ein Gegenstand des Spottes.

Von der oberrichterlichen Hoheit des Kaisers blieb ihm auch ein kleiner Rest, die Gerichtsbarkeit über die Reichsunmittelbaren in letzter Instanz; nur an wenigen Stellen Süddeutschlands bestanden kaiserliche Gerichte erster Instanz und gaben zu vielen Beschwerden Veranlassung. Die beiden





obersten Gerichtshöfe, das Kammergericht und der Reichshofrath, hatten auf dem Frieden von 1648 reformirt werden sollen.

Die erstgenannte Behörde sollte in Zukunft zu gleichen Theilen aus Weisigern beider Konfessionen bestehen; die Stände hatten sie zu präsentiren, nur den Vorsitzenden und zwei Weisiger ernannte der Kaiser. In Bezug auf den Reichshofrath konnte man dem Kaiser weniger Vorschriften machen. Doch unterblieb die eigentliche Reform, und bald wurden diese Behörden, besonders das Kammergericht, durch die Bestechlichkeit der Richter und die Verschleppung der Prozesse Herrbilder der Gerechtigkeitspflege.

Wie die Reichsjustiz, waren auch die Reichsfinanzen und das Kriegswesen in erbärmlichem Zustande. Eigene Einnahmen besaß das Reich nicht; im Falle des Bedürfnisses mußten mit Bewilligung des Reichstages außerordentliche Steuern ausgeschrieben werden. Nach einem uralten Anschlag vertheilt, enthielten die „Römermonate“ die größten Ungerechtigkeiten und brachten niemals die Hälfte des Geforderten ein.

Als Karl V. im Jahre 1521 nach Rom ziehen wollte, wurde ein Verzeichniß der Reichsstände entworfen und jedem die Stellung eines Kontingentes und der dazu erforderliche Sold auferlegt. Ein Römermonat sollte 129,000 Gulden ertragen.

Da ein Reichsheer nur im Falle eines Reichskrieges aus den Kontingenten der einzelnen Stände gebildet wurde, diente es, eine buntschedige Masse feigen und zuchtlosen Gesindel, den Feinden zum Spott, wo es je im Felde erschien.

Durch einen Reichsschuß von 1681 wurde das Reichsheer „im Simplicium“ auf 12,000 Mann zu Pferd und 28,000 zu Fuß festgesetzt und die Stellung der Mannschuß auf die zehn Kreise vertheilt.

Es fehlte viel, daß die Bestimmungen des Westfälischen Friedens das vollständige System eines deutschen Staatsrechtes enthielten. Manche wichtige Frage blieb unentschieden. So kam der Vorschlag, eine beständige kaiserliche Wahlkapitulation von sämmtlichen Reichsständen abfassen zu lassen, erst im nächsten Jahrhundert (1711) zur Ausführung; gleichfalls erst dann wurde beschlossen, eine römische Königswahl bei Lebzeiten des Kaisers nur in dringenden Nothfällen vorzunehmen. Aber damals war es längst ziemlich gleichgültig geworden, ob das Haus Habsburg durch derartige Wahlen die Kaiserkrone erblich machte; das deutsche Reich war und blieb, als was es zu großer Entrüstung aller kaiserlich-gefinnten Reichspublizisten der geistvolle Pufendorf bezeichnete, „ein schauerliches, ungefügtes, ungeheuerliches Monstrum, das man der Sehkraft beraubt hat.“

In seiner Schrift „de ratione status in Imperio nostro Germanico“ (Ueber die Staatsform des deutschen Reiches) giebt Samuel Pufendorf, der Begründer des Natur- und Völkerrechts und der Geschichtsschreiber Karl Gustav von Schweden und des Großen Kurfürsten eine ruhige, aber schonungslose Kritik der deutschen Verfassung und Winke zur Besserung.



Kaiserl. und Electoral. von Brandenburg

## Die Aufsteigen der brandenburgisch-preussischen Macht.

### I. Die Anfänge des Großen Kurfürsten.

niedergeworfene Deutschland wieder zu Ehre, Macht und Ansehen zu bringen, so war dies nur dadurch möglich, daß unter den nur losen deutschen Territorialstaaten der eine stark genug wurde, um auch ohne kaiserlichen Tadel wahrhaft kaiserliche Macht und Gewalt zu bewahren. Welcher Staat, welcher Herrscher auch immer diese Aufgabe erfüllen mochte, ein schwerer dreifacher Kampf stand ihm bevor. Er mußte dem Hause Habsburg zum Trotz es galt, sich gegen viele neidische und eifersüchtige gleichberechtigte Fürstenhäuser: die Abhängigkeit des Auslandes zu befreien, das ein mächtiges deutsches Reich zu werden ließ und daher jeden Versuch einer Vereinigung ablehnte. So hat denn dieser Kampf über zwei Jahrhunderte gedauert und erst nach Niederlegung Österreichs, der deutschen Kleinstaaten und in dem neuen deutschen Reich des preussischen Hohenzollern-Abkömmlings gefunden. Die ganze neuere deutsche Geschichte seit dem 17. Jahrhundert ist nichts anderes, als die Geschichte von dem Kampf und der Identifizierung des preussischen Staates. Die Persönlichkeiten der Kaiserin Maria Theresia, die mehr europäische Politik treibt, treten gegen die preussischen Regenten zurück, welche, allerdings nur durch Stärkung und Erweiterung ihrer eignen Macht, der Nation auf deutschem Boden ein neues Leben verschaffen.

Man hätte während der Kriegsjahre von 1618—1648, kaum einer zur Einsicht kommen können, daß der brandenburgische Staat jene Aufgabe erfüllen, geschweige denn lösen werde. Allerdings war das Kurbrandenburg stets ein vornehmer Glied des Reiches gewesen: gar mancher preussische Herrscher hat im Reich eine hervorragende Rolle, bezeichnend für kaiserliche Seite, gespielt und wiederholt haben die brandenburgischen Kurfürsten die Hand nach der Krone ausgestreckt. Der ehr-

geizige Joachim I. war für geraume Zeit der letzte der auch im Reiche thätig oder bewährten Brandenburger, als deren hervorragendster Albrecht Achill (1470—1486) erscheint. Die weiteren Hohenzollern des XVI. Jahrhunderts zum Theil tüchtige Landesherren, können für ihre reichsfürstliche Thätigkeit besondere Werthschätzung nicht beanspruchen; George Wilhelm, der Zeitgenosse des dreißigjährigen Krieges, war einer der schwachmüthigsten des ganzen Geschlechtes: den Stürmen seiner Zeit wäre auch ein Besserer vielleicht nicht gewachsen gewesen, aber auch unter friedlichen Verhältnissen würde George Wilhelm niemals die Hoffnungen verwirklicht haben, welche die bedeutamen Erwerbungen von 1614 und 1618 erregen mußten.

Durch die Theilung der Jülich-Kleve'schen Erbschaft, wie sie im Jahre 1614 vorläufig und unter Vorbehalt aller Rechte erfolgte, hatte Johann Sigismund Kleve, Mark und Ravensberg bekommen, d. h. Stellung erhalten in einem der Brennpunkte der europäischen Politik. Hier kreuzten sich die Interessen Frankreichs, Spaniens, Oesterreichs, der Niederlande: fortan mußte man mit dem neuen Faktor Brandenburg rechnen. Ebenso vielverheißend war die Erwerbung Preußens. Nach dem Aussterben der fränkischen Nebenlinie erwarb hier das Kurhaus ein deutsches Land, das nicht ein Lehn des Reiches, sondern der Krone Polen war: es erhielt den Zugang zur See und wurde in die Kreise der baltischen, der nordischen Politik eingeführt.

Der Sohn Albrechts, des letzten Hochmeisters und ersten Herzogs in Preußen, Albrecht Friedrich, war im Jahre 1568 fünfzehnjährig zur Regierung gekommen. Am 19. Juli 1569 erwarb Joachim II. durch seinen klugen Kanzler Distelmeier von dem König von Polen die Mitbelehnung. Für den gemüthsranken Fürsten, der von seiner Gemahlin Marie Eleonore von Kleve keine Söhne hatte, führte erst Markgraf Georg Friedrich von Jägerndorf, seit 1605 Kurfürst Joachim Friedrich, seit 1609 Johann Sigismund die Vormundschaft. Dieser hatte sich mit Anna, der ältesten Tochter des unglücklichen Herzogs vermählt und nahm 1618 nach dem Tode seines Schwiegervaters das Land ein.

Aber die Zeitumstände, wie die Persönlichkeit George Wilhelms gestatteten dem brandenburgischen Abler noch nicht, in freiem Fluge die Schwingen zu regen. Der Kurfürst stand gänzlich unter dem Einflusse seines allmächtigen Ministers Schwarzenberg, welcher den festen Anschluß an den Kaiser als die einzig richtige Politik empfahl. Nur gezwungen, wie erwähnt, trat George Wilhelm vorübergehend in ein Bündniß mit Gustav Adolf; im Prager Frieden hatte er sich von den Schweden losgesagt, in der Hoffnung, dadurch sich den dereinstigen Besitz Pommerns zu sichern. Es ist erzählt worden, daß dies nicht gelang: der Kurfürst hatte nur den Krieg in sein Land gezogen, indem er Pommern zu erobern meinte. Fern von den Stürmen des Krieges beschloß er in seinem preussischen Herzogthum seine Tage: die Hoffnung einer bessern Zukunft ruhte auf seinem Sohn, dem Kurprinzen Friedrich Wilhelm, der unlängst von seinen Studienreisen heimgekehrt war.

Friedrich Wilhelm, des Kurfürsten einziger Sohn, ward am 16. Februar 1625 geboren. Fern von den Herstreunungen des Hofes erhielt er in Küstrin unter kundiger

Zeitung eine vorzügliche Erziehung: er war ein lebhafter, munterer Knabe, dabei ein frommes Gemüth. Im April 1631 wurde er Gustav Adolf in Frankfurt vorgestellt, der in dem heranwachsenden Kurprinzen schon den künftigen Gemahl seiner Tochter Christine erblckte. Nach dem Tode des Schwedenkönigs beschloß man, namentlich auch auf den Wunsch der Mutter, Elisabeth Charlotte, einer Schwester des unglücklichen Böhmekönigs) dem Prinzen zur Vollenbung seiner Erziehung nach den Niederlanden zu schicken. Im Sommer 1634 trat er, begleitet von seinem getreuen Erzieher Gerhard von Leuchtmar die Reise an; vier wichtige Jahre verbrachte er dann theils in Leyden, Arnheim und im Haag, theils im Heiblager des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien. Schwerlich verstand der heranwachsende Jüngling die Eigenart des jungen niederländischen Freistaates in vollem Umfange zu würdigen, aber dennoch waren die Eindrücke, die er hier empfing, in Verbindung mit den Erläuterungen seines Erziehers, entscheidend für sein Leben. Namentlich erfüllte er sich in diesem Lande, das sich im Kampf gegen das katholische Spanien zugleich die politische Freiheit erkämpfte, mit echt protestantischen Anschauungen. Darum kahlte er auch das System des Prager



Friedrich Wilhelm von Brandenburg als zwölfjähriger Knabe.

(Nach dem Originalbildnis im Königl. Schloß zu Berlin.)

Friedrichs und dessen Träger, den Grafen Schwarzenberg. Schon dies war dem Vater nicht genehm; da sich nun gar noch das Gerücht verbreitete, eine Herzensreinigung fessele den Prinzen an die Tochter des Pfalzgrafen, Ludowika Hollandine, ward Friedrich Wilhelm im Sommer 1636 in die Heimat abberufen. Vater und Sohn waren einander zeh innerlich fremd geworden; von allen Staatsgeschäften gessentlich fern gehalten, in leidenschaftlichen persönlchen Verhältnissen, voller Wroth gegen Schwarzenberg, verlebte der Prinz seine sehr erstreulichen Tage, bis George Wilhelm am 1. Dezember 1640 zu seinen Vätern versammelt wurde.

Vorsichtig, ohne Uebereilung, bereitete der junge Regent einen gründlichen Umsturz des Regierungssystems vor, selbst den verhassten Schwarzenberg befehlt bis zu seinem Tode bald darauf erfolgten -- Tode im Amte. Dann verbandete er mit Unterstützung des Rüsttriner Kommandanten Konrad von Kretzdorf das auffässige Kriegsvolk, welches dem Kaiser und dem Kurfürsten schworen hatte, um keinem recht zu gehorchen. An den kaiserlichen Hof durch die mehr gebundenen, gab er den aussichtslosen Widerstand gegen Schwedens immerliche Pläne auf und schloß mit dieser Macht (Juli 1641) einen Waffenstillstand, der bis zum endlichen Frieden dauerte. So ward es dem jungen Fürsten möglich, schon jetzt an die Neugründung des Hohenzollernstaates zu denken, falls man diese verschiedenartigen Provinzen, welche der Einigung ge-

flüssentlich widerstrebten, überhaupt so nennen darf. Da die Finanzlage zweifelt, die Erschöpfung allgemein war, hatte Friedrich Wilhelm eine Aufgabe unendlicher Schwierigkeit zu lösen: auf seine persönliche Thätigkeit kam alles, seine Person war das einzige Band, das jene lose gefügten Theile verknüpfte.

Längst war im Inland und Ausland das Gefühl verbreitet, daß dieß Fürst seine eigenen Wege gehen werde, und so sah alle Welt der Vermählung Friedrich Wilhelms mit Spannung entgegen: es erschien von hervorragender politischer Bedeutung zu sein, wo er wählen würde. In der That wäre die in vollem Maße der Fall gewesen, wenn Gustav Adolfs Plan geglückt wäre, den Kurfürsten mit seiner Tochter Christine zu vermählen. Unstreitig übte die Aussicht auf eine Krone ihren Reiz auf den hochstrebenden Friedrich Wilhelm; aber die schwedische Prinzessin mochte ihre Freiheit nicht aufgeben und die schwedische Aristokratie, die nach Gustav Adolfs Tode zu großem Ansehen gelangt war, sehnte sich auch nicht gerade nach einem thatkräftigen Herrscher. Es ließ man den Plan im Jahre 1646 fallen, gewiß zum Segen des brandenburgischen Kurfürstentums, der bei einer Verbindung mit Schweden doch nur fremde Interessen dienstbar geworden wäre. Auch die Heirath, welche Friedrich Wilhelm im Dezember 1646 wirklich schloß, war wesentlich durch die Politik empfohlen, indem der Brandenburger sich mit Luise Henriette, der ältesten Tochter des Statthalters der Niederlande, Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien vermählte, trat sein Staat an die Seite dieser ausgesprochen protestantischen Macht, welche zudem die niederrheinischen Besitzungen des Kurfürsten bedeckte.

Inzwischen hatte der Westfälische Friedenskongreß seine Thätigkeit begonnen; es ist erwähnt worden, daß Brandenburg sich glücklich preisen mußte, wenigstens einen Theil von Pommern und für den Rest Entschädigung zu erhalten. Als der Kurfürst bekam, verdankte er lediglich sich selbst und der Fähigkeit seines gelehrten Vertreters, des Grafen von Sayn-Wittgenstein. Aber es dauerte noch Jahre, bis Brandenburg sich des Besizes erfreute, der ihm zugesprochen war; die Niederländer behaupteten allen Vorstellungen zum Trotz in den wichtigsten kleveschen Plätzen ihr Besatzungsrecht; die Schweden warteten fünf Jahre mit der Räumung von Hinterpommern. Dazu kam, was die klevesche Erbschaft betraf, daß eine endgültige Auseinandersetzung mit dem Neuburg noch nicht erfolgt war; beide Theile hofften noch immer, dereinst das Ganze an sich zu bringen. Etwas übereilt griff Friedrich Wilhelm schon im Jahr 1651 zum Schwert; aber sein Einfall in das Gebiet des Pfalzgrafen mißglückte und der Kurfürst mußte noch Gott danken, daß wenigstens alles beim Alten blieb.

Der kurze Feldzug, bei dem der Kurfürst allerdings schon 16,000 Mann hatte ins Feld stellen können, bewies, daß der Staat zu seiner Stärkung in langer Friedensjahre bedürfe und die allseitigste Thätigkeit, die Anspannung aller Kräfte von Seiten des Herrschers erheischte. Wohl mit den in Holland erhaltenen Eindrücken hängt es zusammen, daß Friedrich Wilhelm schon jetzt daran dachte, seinen pommerschen und preussischen Unterthanen durch Betheiligung am Welthandel neue Hilfsquellen zu erschließen.





Der Große Aufbruch im siebenundzwanzigsten Lebensjahre mit seiner jungen neunzehnjährigen Gemahlin auf der Falkenjagd.

Nach dem sehr seltenen gleichzeitigen holländischen Stich von G. W. Dalen vom Jahre 1647.



Johannes, Graf zu Salm-Wiltgenstein, fürbrandenburgischer Gesandter zum Westfälischen Frieden in Münster. Holländischer Stich nach dem Bildnisse Kinselmus van Huvel von Gorn, Waer.

Bereits im Jahre 1647 hatte er eine ostindische Handelsgesellschaft gegründet. Im Jahre 1660 kaufte er von den Dänen das Fort Tansburg (Trankebar) an der Koromandel.

Aber die Hauptsache blieb doch weise Sparsamkeit im landesherrlichen Haushalt, der aufs äußerste eingeschränkt wurde, sorgfältige Rassenfabrikation und

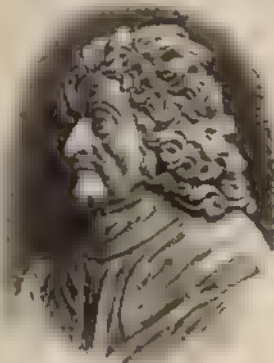
stehende Domänenverwaltung. Den eigentlich schöpferischen Gedanken, an die Stelle der herkömmlichen Kontributionsverfassung, welche auf den ständisch feudalen Verhältnissen beruhte und die Geldleistungen höchst ungerecht vertheilte, indirekte Steuern die „Kontributionssteuer“ zu setzen, hat der Kurfürst jedenfalls schon in den Anfängen seiner Regierung gehegt, aber erst weit später zur Ausführung kommen und nur durch schwere, langwierige Kämpfe verwirklichen können.

Entweder mußte der Kurfürst auch hier mit den bestehenden Verhältnissen leben und zwar um eines höheren Interesses willen: es galt die Mittel zu beschaffen, um die verrottete Lehnverfassung dauernd durch ein stehendes Heer zu ersetzen. Da war es denn für die ganze Folgezeit von entscheidender Bedeutung, daß die brandenburgischen Stände im Jahre 1653 zum ersten Mal <sup>1653</sup> zur Erhaltung des Heeres eine Geldbewilligung auf sechs Jahre machten. In dieser Zeit fand der Kurfürst, wie wir sehen werden, andere Mittel, den Fortbestand des Heeres zu sichern.

Endlich wurde die gesammte Staatsverwaltung sorgfältig gegliedert und die erhebliche Thätigkeit der Behörden angeordnet, soweit dies die Autonomie der einzelnen Provinzen irgend zuließ. Eine neue Schule tüchtiger Beamten trat heran, die von ihrem Fürsten lernte, stets auf das Ganze zu sehen und die zerstreute Eigenart zu überwinden.

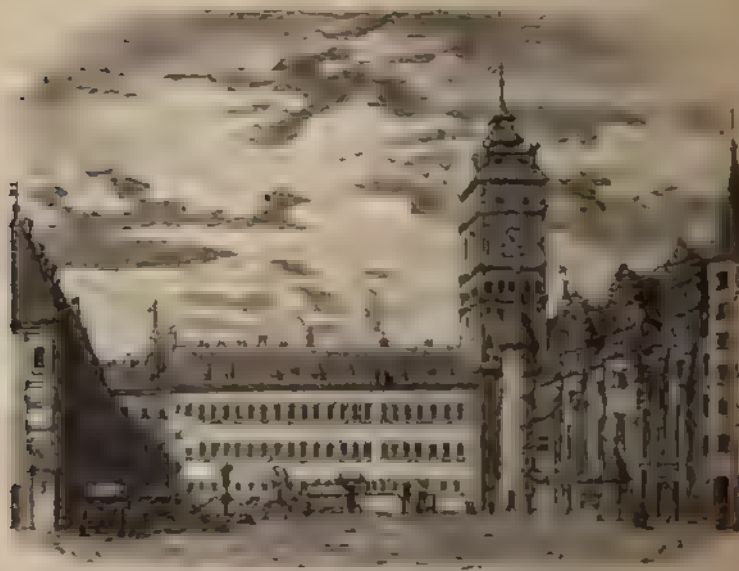
An der Heeresreform wirkten namentlich mit der General Sparr, früher in kaiserlicher Diensten, und der österreichische Erbkämmerer Terstler, der — von der Völslage zum Schneidergehilfen — seit seinem sechzehnten Jahre in der schwedischen Armee gedient und es durch ungestüme Tapferkeit zum General gebracht hatte. Unter den Mäthen des kaiserlichen Hofes hervorzuheben der Reichsrath Georg von Waldeck, Otto von Schwerin, Somnich, Jena, Witten, Weizman, Wallenrodt und Raban von Launstein, ein trefflicher Beamtenmann.

Den einer geordneten, selbständigen Politik als Grundlage konnte natürlich nicht die Noth sein, die der Staat noch kastei sammeln mußte. Allerdings sah der Kurfürst den Gedanken der „dritten Reichsreform“ von 1647 im Jahre 1652 noch einmal auf neue Verhandlungen mit Brandenburg an, um in dem Kaiser eine abtönungsgebietende protestantische Abspaltung im Reich zu begründen. Aber die Annahme Pommerns durch den Kaiser zu verweigern, er versprach, daß die Schweden nicht eher als dies geschehen, zum Frieden gelangen würden sollten, — sah sich der Kurfürst veranlaßt, in die Politik des Erbprinzen Ferdinand zu willigen (Mai 1653). Daß man mit 1653 die Schweden, welches Brandenburgs Emporkommen neidisch bewachte, auf keine Fremdeidast halten konnte, zeigte sich freilich bald, und schon im Jahre 1654 trat Brandenburg auf die Seite der Reichstagsopposition.



Terstler, der Kaiserliche Erbkämmerer, auf seinem Grabmal in der Kirche seines Ordens zu Wien.

Indessen fehlte viel, daß Friedrich Wilhelm nunmehr die Bahnen einschläge, welche ihn sein hochstrebender Minister, Graf Waldeck, so gerne ebnen wollte. Denn dieser plante, des Kurfürsten früheres Projekt erweitert, ein umfassendes Bünd aller Protestanten im Reich unter brandenburgischer Führung. An der Spitze dieses Bundes, in dem man heutzutage mit Unrecht Vorbild des Fürstenbundes von 1785 oder gar des Norddeutschen Bundes entdecken wollen, sollte der spanisch-habsburgischen Macht diesseit des Rheins „die letzte Fellehung“ gegeben werden. Kein genialer, sondern ein demüthiger Plan, dessen Ausführung jedenfalls die nächsten Zeitergebnisse verhindern würde, hätte Friedrich Wilhelms staatsmännisches Urtheil ihn vor demüthigen Phantasieereien nicht ohnehin schon bewahrt.



Das Herzogliche Schloss in Rastatt.  
Nach dem Kupferstich von J. B. Schöner.

## 2. Der Kampf um die Souveränität Preußens. Friede zu Oliva 1660.

Den Kampf um das werthvollste Gut brachten die nächsten Jahre. Der Siegespreis war die Souveränität in Preußen, der Anfang zur Machtsstellung des brandenburgischen Staates. Die Eroberungen fremder Herrscher ermöglichten die Begründung eines souveränen Staates außerhalb des Reichverbandes.

## 2. Der Kampf um die Souveränität Preußens. Friede zu Oliva (1

Als die Schwedenkönigin Christine im Jahre 1654 die Krone ihrem 1654  
2. dem Pfalzgrafen Karl Gustav von Zweibrücken abtrat, nahm dieser  
hige Fürst und Kriegsmann aus der Schule des dreißigjährigen Krieges  
roberungspläne Gustav Adolfs wieder auf: im Sommer des Jahres 1655 1655  
te er sich gegen das zerrüttete Polen. Der Krieg mußte unfehlbar das  
gthum Preußen, für welches Friedrich Wilhelm ein Lehnsmann der Krone  
1 war, in Mitleidenschaft ziehen. Was sollte der Kurfürst thun? Sollte  
nem Lehns Herrn helfen, auf die Gefahr hin, Preußen zu verlieren, oder  
er sich dem Eroberer fügen, ihm die wichtigsten Häfen, Pillau und Memel  
1, um beide Plätze nie wieder zu erhalten?

Aber vielleicht ließ sich aus der klugen Ausnutzung aller Umstände ein  
r politischer Vortheil gewinnen. Von vornherein wurde am kurfürstlichen  
der Gedanke ausgesprochen, sich die Befreiung von der polnischen Lehns-  
1 zu erringen. Vorsichtig fragte man bei Karl Gustav an, aber dieser  
te keines Bundesgenossen zu bedürfen. Der Kurfürst beschloß zu warten:  
loß einstweilen ein Bündniß mit den Ständen des polnischen Preußen,  
leichfalls neutral zu bleiben wünschten, und mit den Niederlanden, welche  
inblick auf ihren Ostseehandel dem schwedischen Vorgehen feindselig zusahen.  
Aber die überraschend schnellen Erfolge Karl Gustavs verschlechterten  
denburgs Stellung. Nach der Niederwerfung Polens wandte sich der  
3 noch im December gegen Preußen: der Kurfürst war nicht recht entschlossen;  
m zu kleinen unentschiedenen Gefechten, zuletzt doch zum Vertrage mit  
eden (zu Königsberg 17. Januar 1656). Statt große Hoffnungen ver- 1656  
den zu können, mußte sich Friedrich Wilhelm demüthigende Bedingungen  
en lassen. Karl Gustav ward als Lehns Herr für Preußen anerkannt, das  
seine Häfen öffnete; der Kurfürst sollte die Hafenzölle mit dem Sieger  
n, ihm auch Lehnsfolge leisten; dafür war das Bisthum Ermeland — als  
bisches Lehn — ein farger Ersatz. Obendrein hatte man die milde polnische  
chaft mit dem straffen schwedischen Regiment vertauscht.

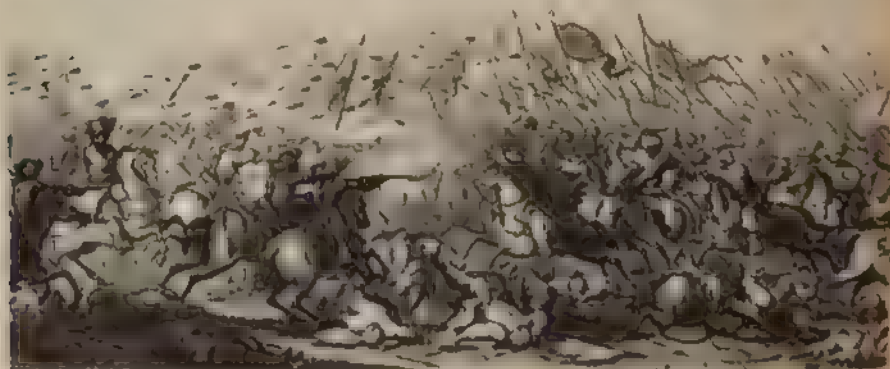
Da erhob sich das niedergeworfene Polen, die Geistlichen predigten den  
ionskrieg; Karl Gustavs Lage in dem empörten Lande war bedenklich, die  
esgenossenschaft Friedrich Wilhelms stieg im Preise. Jetzt konnte er seine  
igungen stellen; er kam auf die früheren Forderungen zurück: wenigstens  
n ihm in dem neuen Vertrage (von Marienburg, 25. Juni 1656) vier 1656  
eilhaft gelegene Wojwodschaften von Großpolen als souveräner Besitz  
chert.

Am 1. Juli war Warschau wieder in die Hände der Polen gefallen.  
esgewiß verkündete König Johann Kasimir, die Schweden habe er den  
ren zum Frühstück geschenkt, und den Kurfürsten wolle er in ein Loch  
en, da ihn weder Sonne noch Mond beschiene. Das brandenburgisch-  
edische Heer, nur 18,000 Mann stark, brach gleichwohl gegen den fünfmal  
ten Feind auf. In der furchtbaren, dreitägigen Schlacht bei Warschau  
1.—30. Juli) brachen schwedische Strategie und brandenburgische Tapferkeit 1656



die Uebermacht; in wilder Flucht eilten Polen, Tataren, Kosaken davon, am 31. Juli zogen die Sieger in Warschau ein.

Am 28. Juli kam es nur zu kleinen Scharmützeln, in der Frühe des folgenden Tages begann der Entscheidungsschlampf. Friedrich Wilhelm kommandierte den linken Flügel und nahm gleich im Anfang einen wichtigen Fögel. Karl Gustav wechselte während der Schlacht, um den Feind an einer schwächeren Stelle zu fassen, seine Position und 102



Schlacht bei Warschau, zweiter Tag; Angriff der Tataren auf die von Karl Gustav geführte schwedische Reiterei.

Aus einer Zeichnung des schwedischen Generalquartiermeisterlieutenants Erich Adolph Tahlberg aus dem Jahr 1705 in Kupfer gestochen von W. Sivulle in Stockholm für Balthardts „Carolus Gustavi vita et res gestae“.

hinter dem brandenburgischen linken Flügel auf die andere Seite. Während dieses vollsten Wanders hatte der Kurfürst ganz allein den Sturm der feindlichen Reiterei auszuhalten. Obwohl beide Heere im wesentlichen ihre Stellung behaupteten, war die Widerstandskraft der Polen gebrochen; entscheidend war am 30. die Einnahme der Stadt von Praga durch die Brandenburger unter Sparr.

Wie ruhmvoll der Sieg auch war, so hatte er keine nachhaltigen Folgen. Die polnische Armee, bald wieder gesammelt, bedrohte Preußen. Im Juli 1705 von Rußland fiel in Livland ein. Man kann es dem Kurfürsten nicht übeln, daß er nicht weiter nach Polen vordringen wollte. In der That mußten die Polen in den letzten Monaten des Jahres außerordentliche Fortschritte der schwedischen Eroberungen verloren oder standen auf dem Ziel. Friedrich Wilhelm an der Bundesgenossenschaft fest; da aber die Eroberungen in Großpolen höchst wahrscheinlich für immer verloren waren, verließ er jetzt von Karl Gustav, er solle auf die Lehnshoheit über Preußen verzichten. Der Schwedenkönig konnte den Brandenburger nicht entbehren. Im Vertrag von Labiau (20. November) wurde das Lehnverhältnis für Preußen mit Preußen aufgehoben. Dadurch war ein fester Standpunkt gewonnen, den man bei dem vereinstigen Friedensschluß mit Polen geltend machen konnte. Hier hatte der Kurfürst auf das Recht verzichten müssen, auf der Elbe einen



zu halten ein deutlicher Beweis, daß der König dem jungen Karl nicht gestatten wollte, die Krone zu tragen.

Wenn es nur gelang, fürs erste das Erworbene zu behaupten! Die nächste Zukunft sah drohend genug aus. Im Mai 1657 kam nach langen Verhandlungen ein Bündniß zwischen Oesterreich und Polen zu stande, zugleich entschloß sich der Danenkönig Friedrich III. zum Kampfe gegen Schweden. Nothgedrungen mußte Karl Gustav den polnischen Kriegsschauplatz verlassen: für Friedrich III. kein so vollkommenen Entschuldigungsgrund, um mit seinen bisherigen Gegnern in Unterhandlung zu treten. Er verlangte von ihnen einfach Beibehaltung der Rechte, welche er in der schwedischen Waffenbrüderschaft errungen: unentgeltlich hielt er an seinen Forderungen fest. In den Verträgen von Wehlau und Bromberg (19. September und 6. November 1657) östreichische Zustimmung brachte die Einigung umwege: verzichtete der Kurfürst auf Erwerb und alle anderen versuchten Eroberungen, schloß ein Trug- und Schutzbündniß mit der Krone Polen und erhielt dafür die Anerkennung der Souveränität Preussens.

Die Zeitgenossen vermochten nicht zu ermessen, welche Folgen die Zurückkunft dieses alten deutschen Landes hereinist haben würde, aber auch jetzt sahen schon schwere Kämpfe bevor, ehe die Erwerbung sicher unter Dach und Fach gebracht werden konnte.

Unmöglich mußte der Kurfürst die Waffen gegen den alten Bundesgenossen richten. In stürmischem Zugeslaufe hatte Karl Gustav den Danenkönig niedergeworfen und zu dem demüthigenden Frieden von Koeselunde gezwungen. Beide Parteien aber waren mit dem Abkommen gleich unzufrieden, und Karl Gustav, der wiederum noch dem Kampfe mit Danemarks Verbündeten entgegen sah, beschloß ein neues Glück durch eine lahme That zuvorkommen. Im August 1658 ließ er ein Heer von Kiel aus und erschien vor Kopenhagen, aber der Handstreich mißglückte, und der Friedensbrecher rief nun erst recht seine Gegner auf den Plan. Im September begann der Feldzug, bald war Friedrich Wilhelm, noch an der Spitze des Bundesheeres, den Feind aus Holstein und Mecklenburg und erstarbte im Dezember mit glänzender Heldenkraft die stark besetzte Insel Wismar. Im Mai 1659 fiel die letzte Position auf dem dänischen Festlande. Wenn hätte der Kurfürst den Feind auch auf den Inseln aufgesucht, er besäße seine Flotte, ein niederländisches Geschwader, das längst erschienen wäre, gedrängt von England und Frankreich, nicht, es zum Außer-Rücken zu lassen. Nach zwei mißglückten Versuchen auf die Insel Zünen besaß man den Feind in Pommern zu lassen; bald war Vorpommern, bald der Theil der preussischen festen Plätze in den Händen der Verbündeten. Da die des Einmarsches Frankreichs eine Wendung herbei. Längst hatte es im Bündniß mit England zu Gunsten Schwedens vermitteln wollen, auch die Niederlande dazu gewonnen. Im Haager Konvent, Mai 1659, aber Karl Gustav war so wenig weislich wie der Däne: die Niederländer wollten keine Waffen brechen: in der blutigen Schlacht bei Nyborg verlor Karl Gustav

fast sein ganzes Heer, aber er blieb ungebeugt. Jetzt rettete ihn Anstand vor völligem Verderben.

Mazarin hatte mit dem pyrenäischen Frieden, der den langjährigen Krieg zwischen Spanien und Frankreich endete (November 1659), seinen letzten zündendsten Triumph gefeiert: jetzt hatte er freie Hand. Als Bürge des Westfälischen Friedens verlangte er die Räumung Vorpommerns: eine an der 1648 aufgestellte Armee gab seinen Forderungen Nachdruck. Schwedens Veto an der Lüse sollte nicht angetastet werden. Der Kaiser sah es gar nicht an, Schweden die Nachbarn des hochstrebenden Kurfürsten bleiben, die er an der Fortsetzung des Krieges kein Interesse, seit der Entdringung aus dem Lande gewichen war. Von beiden verlassen, mußte Friedrich Wilhelm, der im Haag vergebens angelopft hatte, sich zu dem Frieden von Altona im altberühmten Kloster bei Danzig, bequemen (3. Mai 1660). Zwar war der heilighütige Karl Gustav im Februar gestorben, aber die französischen Truppen traten um so nachdrücklicher für seinen Erben ein. Von all dem Gewinn blieben dem Kurfürsten nur die Souveränität Preußens, die Pommern, Pauenburg und Rügen, sowie die Stadt Elbing, welche aber erst Jahre später wirklich in seinen Besitz gelangte.

Was auch immer unerreicht geblieben sein mochte, die Einheit der Souveränität wog alle Opfer des Krieges auf. Hier in Preußen war Friedrich Wilhelm keines Herrn Lehnemann mehr, selbst vom Kaiser unabhängig, hier auf eigenen Füßen. Und alles war ohne Unterstutzung des Kaisers erreicht. Noch zwei nicht verächtliche Vortheile brachte ihm dieser Krieg: er hatte sich eine tüchtige Armee geschaffen und die Mühte der Diplomatie kennen gelernt. Er hat es nachmals darin zu einer Meisterthat gebracht, die nicht weniger die ganze Wuth seiner französischen Lehrer herausforderte.

Die Einfügung des Herzogthums Preußen in den Staat des Kurfürsten hat noch viele Schwierigkeiten, gehört aber in ihren Einzelheiten mehr der preussischen Specialgeschichte, als der deutschen an. Die preussischen Stände hatten an dem Könige einen festen Rückhalt gegen ihren Herzog gehabt und so eine unerschütterliche Stellung behauptet. Im Kriege waren sie jetzt untrügliche Verbündete aller Art gezogen worden: aus gerechtfertigter Verlegenheit, daß dieses Verhältniß nicht mehr mochte, protestirten sie gegen die brandenburgische Souveränität, da der Kurfürst ohne Befragung der Stände keine oberlehnherrlichen Rechte einseitig aufzuheben befugt gewesen sei. Die lutherische Geistlichkeit bestärkte die Stände in der Feindschaft gegen den neuen Herrn und der polnische Hof benahm sich höchst zweifelhaft gegen die hochverrätherischen Bestrebungen. Der Führer der südlichen Parteien war der Königsberger Schwenkmeister Hieronymus Roth (1602–1678), an der Spitze der sächsischen Landadels standen zwei Herren von Kalkstein, Vater und Sohn. Durch die fernestehende Bedenklichkeit der Vergangenheit. Da alle Verhältnisse des Kurfürstenthums zu erneuern, schickten sie im October 1662 mit Truppenmacht in Königsberg, bandelte sich des Schwenkmeisters Rath, ihm als Führer den Proceß machen. Er kam als Staatsgeheimrath nach und hat die Freiheit nie wieder erlangt, da er von Gnade nicht mehr wollte, sondern unerschütterlich auf sein Recht pochte + 1678. Somit erreichte der Staat durch



Bildniß des großen Kurfürsten aus dem Jahre 1650.  
von dem Hofmaler Nikolaus Hanneman. Das Originalgemälde in Berlin bei Teslau.

1661 energisches Eingreifen aber doch, daß sich die Städte im Jahre 1663 zur Ergebung bequamen. Die Währung dauerte freilich fort, namentlich durch den jüngeren Kurfürsten erhalten, der nach Polen geschickt und katholisch geworden war. Nicht ohne Verletzung des Völkerrechtes bemächtigte sich der Kurfürst des Hochveralters durch Vernichtung des brandenburgischen Residenten in Warschau, Casimir von Brandt; dann ließ er ein preussisches Verfahren gegen ihn eröffnen, selbst die Tortur kam in Anwendung. Im November 1672 ward der Unbesonnenere in Romel erschöpft.



Wappenstein des Kurfürsten von Preussen



Frankfurt, Entzettel eines Theiles der Stadt aus dem Stich „Christliche Ruinen der Sinesen“ von 1672, gedruckt in Frankfurt den 7. 12. 1672. (Vergl. N. 10. 1672.)

### 3. Kaiser und Reich bis zum Jahre 1664. Der Rheinbund und die Wahlen von 1658. Schlacht bei St. Gotthard 1664.

Während des Krieges gegen den Schwedenkönig hatte Friedrich Wilhelm mehr und mehr, endlich ganz auf die Seite des Kaisers gestellt. Im Jahre 1657 hatte er einen großartigen Bund katholischer und protestantischer

für Spanien geplant, der sich zwar nicht direkt gegen den Kaiser richtete, aber den verbündeten Kurfürsten größere Selbständigkeit gewährt und eine Allianz der eigentlichen Reichsinteressen gesichert haben würde. Dies war für die katholischen Kurfürsten, von denen Mainz, Köln, Trier, Baiern und Brandenburg bereits seit 1651 ein Verteidigungsbündniß hatten, das Signal bestimmt entgegenzuarbeiten. Namentlich der Kurfürst Johann Philipp Mainz, ein Staatsmann, der mit seiner beschränkten Einsicht ein Menschenhandwerk nur den Franzosen in die Hände gearbeitet hat, hielt ein um des Bündniß im Reich für geeignet, die Selbständigkeit des Reiches, die einst der Reichshoheit zu gewährleisten, der Kaisermacht eine feste Grenze ziehen. Natürlich nahm Frankreich, das sich vorher an den Kurfürsten sich Willkür gedrangt hatte, den Plan mit Begeisterung auf: was konnte ein erwünschter sein, als eine dauernde Beschränkung des habsburgischen Stems, namentlich wenn Frankreich, das auf dem Reichstag seine Stimme vollstimmiges Mitglied des Rheinbundes wurde. Die Frage wurde end, als Kaiser Ferdinand III. am 2. April 1657 gestorben war.

Die Moniege wurde Gegenstand weitestgehender Intriquen, namentlich zwischen Frankreich. Dem Kaiser Ferdinand war es nämlich nicht gelungen, dem Tode seines 1653 zum römischen König gewählten Erstgebohrenen bei Zeiten die Wahl seines zweiten Sohnes Leopold Ignatius durch den Reichstag zu erhalten. Der Kurfürst Johann Philipp von Mainz hielt jetzt den Augenblick



Fig. 112. G. Vort der Wahl des Kurfürsten von Mainz, die die Wahl in den Rheinbund führt, Montag in Aachen, den 7. 12. 1657.

den die Wahl des Kaiserthums von einer strengen Kapitulation abhängig zu machen und wurde in seinem „patriotischen“ Streben durch Frankreich, das freilich die Erwählung Leopolds am liebsten gänzlich verwarf. Unde das nicht, so war die Gründung eines solchen Rheinbundes ein unerwarteter politischer Gewinn. Man wandte man seine Pläne zu dieser Zeit auf Friedrich Wilhelm, der ja ursprünglich etwas ähnliches zu thun schien, und an Schweden, dessen Interessen denen Frankreichs waren.

Man in dem Kurfürsten hatte man sich verrechnet. Der Bund, den die Kurfürsten und mit ihnen der Mainzer begründen wollten, war nicht im entferntesten der, welchen er im Sinne gehabt: sollte man dem fremden Einfluß das Reich öffnen? Statt diesen Bestrebungen sich anzuschließen,

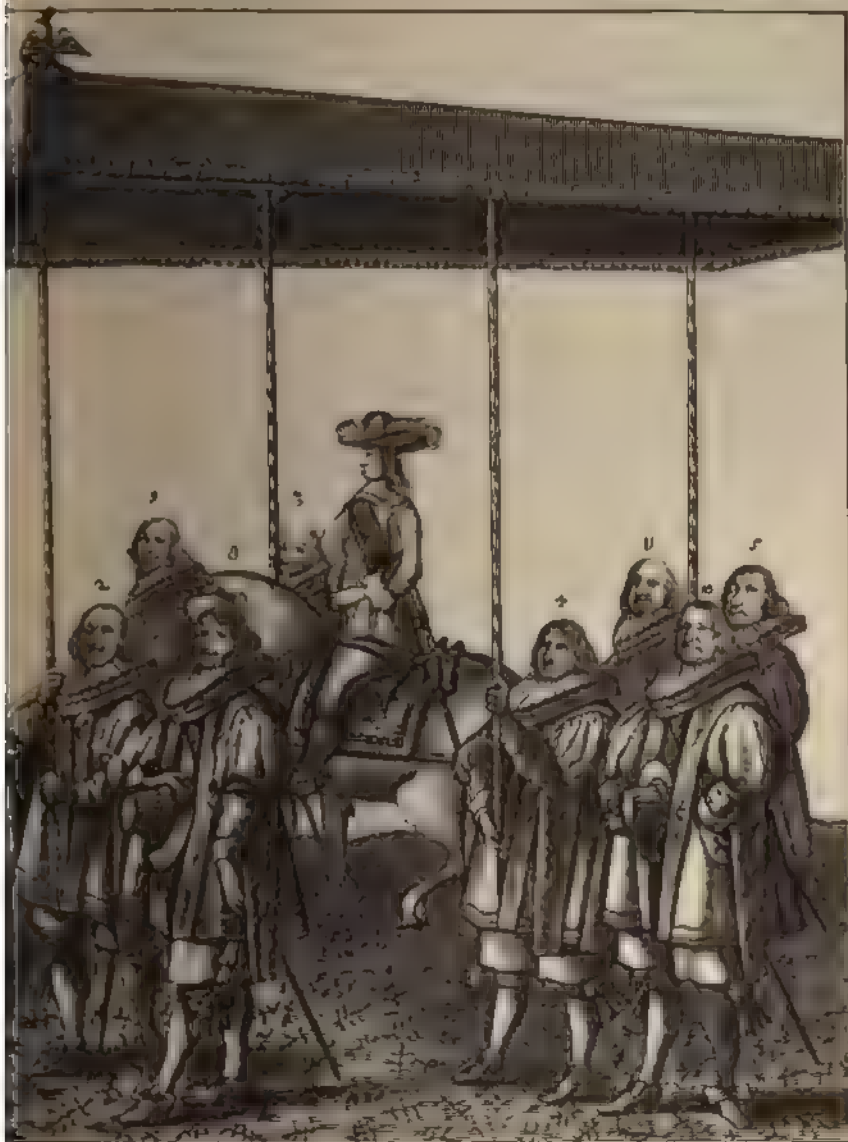




Jugendbild zweites 2.  
(Aberstich aus der Entstehung seiner Regierung.)

sahigten, die je auf dem Throne Deutschlands gesaßen. Als Privatmann habend, der von sittlicher Uebergengung, unbeflecklichem Rechtsinn, wohlwollend und von Achtung der Schwachheit befeelt, war der schwächliche, wortlarme, bedenklichförmliche und schwermüthige Jüngling nicht genannt, in dem Kaiser Ludwig XIV. die Interessen der Deutschen zu erkennen, geschweige denn zu vertreten. Von unglaublicher Vertrauenslosigkeit hat er sich an seine eigene, allen Versicherungen entgegenstehende Naivität verschwendet, welche auch das Meisten des habeburgischen Hauses zur Nichtsaur ihres Handelns machte. Der Kaiser Friedrich III. in vielen Beziehungen vergleichbar, suchte er es dem Kaiserthum nicht — nur jener dem Markgrafen Albrecht Kitzler, — das Reichsinteresse zu wahren.





„Wahl des Kaisers durch die Kurfürsten Leopoldus III. zu Nürnberg unter einem Kollammeten  
 und dem Kaiserlichen Rathe alsdann in der Reichshauptstadt eingeleitet worden den 6. 16. Augusti im J. 1659.“  
 Reichshauptstadt Nürnbergs Reich

1. Herr Georg Jakob  
 2. Herr Georg Jakob  
 3. Herr Georg Jakob  
 4. Herr Georg Jakob

5. Herr Georg Jakob  
 6. Herr Georg Jakob  
 7. Herr Georg Jakob  
 8. Herr Georg Jakob

Vierzehn Tage nach der Krönung des neuen Kaisers, am 14. August 1658, kam unter den deutschen Fürsten, welche dem Mainzer angingen, der Rheinbund zustande: am folgenden Tage trat ihm Frankreich bei, und der Abschluß wurde durch ein glänzendes Bankett bei dem französischen Gesandten gefeiert. Der Kurfürst, dem der Rheinbund sofort befohl, seinen Krieg gegen Schweden einzustellen, erklärte: „wir müssen es als eine sonderbare Strafe, so der allmächtige Gott über das römische Reich verhänget, achten, daß auch die vornehmsten Säulen sich von dem rechten Weg daselbe in beständigem Frieden und sicherem Ruhstand zu erhalten, durch die Widerwärtigen ableiten lassen.“ Der französische Gesandte Gravel aber hat nachmals offen gerühmt, der Rheinbund sei das große Mal gewesen, welches das ganze Reich zu Gunsten Frankreichs in Bewegung gesetzt habe. Nur so sei es möglich gewesen, alle Triebfedern, deren sich das Haus Habsburg gegen Frankreich bediente, aufzuspähen und zu zerstören. Es ist aber für das Elend der damaligen Zustände im Reich nichts bezeichnender, als daß der Große Kurfürst, völlig vereinsamt, im Jahre 1664 gezwungen wurde, um seiner Selbsterhaltung willen diesem Bunde beizutreten, dessen entschiedenster Gegner er war. Freilich hat er seine Stellung in dem Bunde dann nur benützt, ihn zu sprengen.

Der Kurfürst Johann Philipp von Mainz hat sich nicht entblödet im Jahre 1664 sich des Rheinbundes, d. h. unmittelbar französischer Hilfe zu bedienen, um die Stadt Erfurt, welche sich von dem mainzischen Unterthanenverbände lösen wollte, zur Unterwerfung zu zwingen. Es gelang dies um so leichter, als sich der Kurfürst von Mainz, der die Stadt hätte schützen sollen, um diese Zeit (1664) unter französischen Schutz gestellt und gegen ein Jahrgeld von 20,000 Thalern versprochen hatte, bei künftigen Kaiserwahlen seine Stimme nur gemäß dem Wunsche Ludwigs XIV. abzugeben.

In der wichtigsten Angelegenheit, welche das österreichische Kaiserhaus damals beschäftigte, beim Kampfe gegen die Türken, sollte Leopold inne werden, daß er mit dem Rheinbunde zu rechnen habe: im Türkenkriege gebachte Ludwig XIV. zu beweisen, daß die Wohlfahrt des Reiches einzig und allein auf dem unter seiner allmächtigen Protektion stehenden Bündniß beruhe. Während der Reichstag nicht schlußig werden konnte, ob er dem Reichsoberhaupt Hilfe bewilligen sollte, stand die Rheinbundsarmee bereits im November 1663 schlagfertig in Steiermark.

Es ist keine Frage, auch im Türkenkriege war ein Reichsinteresse zu verteidigen. Schuf man dem Kaiser an der Ostgrenze seiner Erblande endlich Frieden, so hatte er wenigstens die Möglichkeit gehabt, die Westgrenze des Reiches gegen den fränkischen Erbfeind zu wahren. Nach wie vor gestatteten die religiösen und politischen Verhältnisse Siebenbürgens und Ungarns den Türken, weiter und weiter vorzudringen. Von dem ruhelosen siebenbürgischen Fürsten Georg Rákóczy II., welcher die bedrohlichen Pläne Bethlen Gábor wieder aufgenommen, hatte freilich die Pforte selbst den Kaiser befreit. Gyalu am Szamos im Türkenkampfe tödlich verwundet, war er am 6. Juni 1660 in Großwardein gestorben. Aber dafür verschlimmerten sich die Zustände

zuiehends, und alle Mißvergnügten fanden einen Zahrer und Anwalt  
Hanns Nikolaus Brinni, dem Enkel des Vertheidigers von Zugeth,  
Kriegserfahrung und seinen

er Bildung allen Standes-  
weit überlegen, für die  
de Ständereueit rüchichts  
rei und obendrein als jün-  
ger die Langsamkeit des  
gen kaiserlichen Feldherren  
enault unarmherzig ver-

Dennoch mußten beide  
in sich den Torken ent-  
ren, die mit einem vier-  
zehnten Heer im August  
gegen Neuhaufel vor-

Troy der heldenmüthig  
die Dagna sel dieser Plaz.  
harte Nothwehr im nord-  
abel argüßten Ungarn, in  
ed der Türken Schon  
he sich, im nächsten Jahre  
iren Besuch abtatten zu  
da endlich konnte ihnen  
ulte im Frühjahr 1664



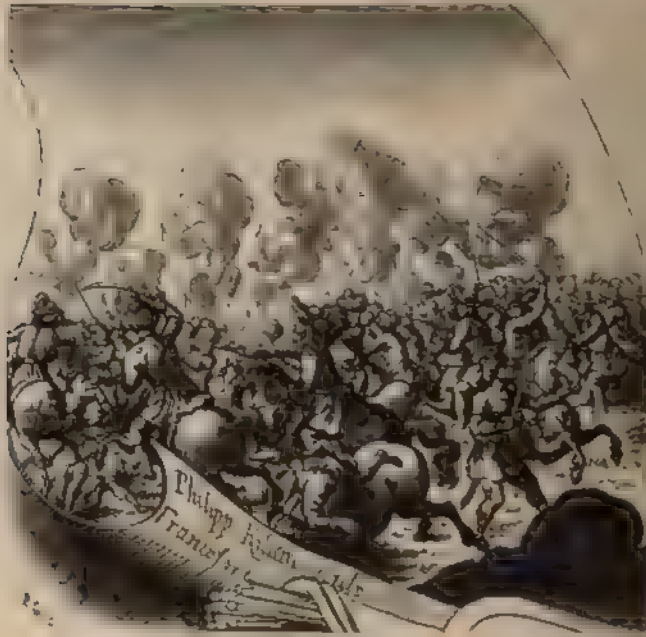
Raimund Graf von Montecuccoli.  
W. H. G. Steiner Stich

1443

1444

stisches Heer entgegenstellen. Es bestand theils aus kaiserlichen Sol-  
daten aus den Reichsfürstenthümern, theils aus den erwähnten Rhein-  
ländern, die unter einem besondern General-Hohenlohe, standen. Zu  
weisen auch holländische Regimenter, die Leopold in seiner Bedrängniß  
nicht mißverachtete. Troy einiger Erfolge ward der Feldzug eine  
an Zimmerschlachten. Vor allem fehlte es an Proviant, und der Reichs-  
kaiser schrieb an Montecuccoli: „Ich sehe Ew. Excellenz an, Sorge zu  
nehmen, meine armen Leute nicht Hungers sterben, gegen die Türken wollen  
in unsern Völkern lassen.“ Dazu kam die Vielköpfigkeit des Oberbefehls.  
Landesgeneral Hohenlohe wollte vom kaiserlichen Feldmarschall nicht  
die annehmen, obwohl er selbst nur Generalleutnant war; natürlich  
ste ihm Waldeck, der die eigentlichen Reichsvölker befehligte, die  
Anführer.

Es ist denn nicht Wunder nehmen, wenn die mäßigen Errungen-  
der ersten Schlacht bei St. Gotthard an der Raab (1. August 1664) 1444  
waren ganz. Allerdings fehlte sehr viel, daß die Kaiserlichen, die  
bei Zältsfeld behaupteten, einen so glänzenden Sieg erfochten  
wie in der Christenheit ausposaunt wurde und noch heute in allen  
Ländern liegen sieht: denn so vollständig büßte man das Gewonnene



Schlacht bei St. Gotthard  
(Aus dem Theatrum Europaeum)

ein, daß erst  
Schlacht bei St.  
und die B.  
die Mäler  
zu hieser  
Durch der  
ter oder St.  
ger Frieden  
10 August  
der Tack  
und Graf  
der Mäler  
Salian an  
schenk von  
Thalermaier  
der Grefher  
berzig in  
vertrach  
ren die  
jogemann  
lichen Z  
St. Gotthard

Der Duke

zum Theil seine Erklärung in den Verhältnissen Ungarns, wo aber das Haus der  
partei, Mikoland Brinn, am 16. November desselben Jahres starb. Erbe seiner Stellung  
sein Bruder Peter, der Schwager des Markgrafen Franz Franzmann: an der  
ungarischen Verschwörer werden wir ihm weiterhin begegnen.



Ansicht des Schloß zu Berlin. Nach einem Bilde aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts im  
Erd- und Bauwesen zu Berlin.

#### 4. Die Friedensjahre von 1660—1668.

Die Brandenburger hatten in dem Feldzug gegen die Türken sich den Namen tapferer Soldaten erworben; in den nächsten Jahren aber bediente der Kurfürst seines Heeres nur, um seine landesherrlichen Rechte und den Ruhm des Reiches zu sichern.

Eigentliche Friedensjahre waren die Jahre von 1660—1668 überhaupt nicht, wenn man unter Frieden die Zeit trager Ruhe oder gefahrloser Pflege inneren Interesses versteht. Es ist uns erinnerlich, daß einen Theil dieses Ruhmes hindurch der Kampf gegen die preussischen Stände (bis 1663) geführt wurde. Gleichzeitig mußten die ebenso widerstrebenden Kleveischen Stände unter brandenburgische Landeshoheit gebeugt werden, und dies war besonders dann, so lange nicht die endliche Verständigung über die Jülich-Kleveische Erbfolge erfolgt war. In richtiger Erkenntniß, daß es heilsamer sei, einen Theil dieses friedlich in das brandenburgische Staatswesen einzufügen, als im Kriege die ganze die gemachte Erwerbung in Frage zu stellen, schloß der Kurfürst im Jahre 1666 mit dem Pfalzgrafen von Neuburg einen Vergleich, in welchem der bisherige Besitzstand als endgiltig festgestellt wurde.

Der Kurfürst stand in inniger Verbindung mit einer anderen niederländischen Mächten, durch deren Ordnung und Schlichtung der Kurfürst seinen dem Reiche den so nothwendigen Frieden erhielt, sondern auch über die XIV Staatskunst einen glänzenden diplomatischen Sieg errang.

Bei der mannichfachen Zersplitterung der Westgrenze des Reiches war es natürlich, daß die protestantischen Niederländer nicht minder als das katholische Frankreich sich auf Kosten

des Reiches zu vergrößern strebten. Namentlich seit die Oranier durch die aristokratische Partei bei Seite gedrängt waren und der Rathspensionar Jan de Witt das Ruder des Staates führte, begannen die Niederlande eine Art großer Politik, durch die sie bei möglichst geringem Risiko möglichst reichliche Vortheile zu erlangen strebten. Als sich aber ihre Großmannsjucht gegen ihren nächsten Nachbar, den kriegerischen Kurfürstbischof von Münster, Bernhard von Galen, wandte, kamen die Generalstaaten übel an. Der Bischof, ein Kriegermann durch und durch, vor allem ein tüchtiger Artillerist, erwiderte die Feindseligkeiten durch einen Einfall in das staatliche Gebiet und jagte die unter der Aristokratie-wirtschaft verlotterte Armee auseinander. An sich war diese Lektion dem Brämenolk schon zu gönnen; da aber um diese Zeit auch England den Holländern den Krieg erklärte und Frankreich eine äußerst zweideutige Rolle spielte, drohte sich hier ein europäischer Krieg zu entzünden: es schien, als solle der Kampf der beiden Seemächte, die sich wüthend auf einander stürzten, auf deutschem Boden ausgefochten werden. Während des heftigen Holland sich immer enger an Frankreich schloß, hätten der Kaiser und Spanien den münsterschen Krieg am liebsten zu einer Reichssache gemacht. Der Kurfürst mußte verhindern, daß zu Gunsten des gewaltthätigen Kurfürstbischofs deutsches Blut vergossen werde, aber er durfte auch nicht zugeben, daß die Niederländer verbluteten: das wäre allein Frankreichs Vortheil gewesen.

Da Ludwig XIV. im Jahre 1660 einen größeren Krieg noch zu vermeiden wünschte, wollte er wenigstens durch die Schlichtung des münsterschen Streites, den er selbst geschlichtet hatte, die Allmacht der französischen Krone bekunden. Großmüthig wollte er dem Rheinbund einen kleinen Theil seines Triumphes gönnen, um auch hier die heilsame Kraft der neuen Institution zu erweisen. Aber zuletzt brachte der Kurfürst den münsterschen Bischof zur Vernunft, schlug die kaiserlichen, rheinbündischen und französischen Vermittler aus dem Felde und brachte völlig selbständig den Frieden von Kleve (April 1666) zu Stande. Die französischen Diplomaten hatten sich ausdrücklich gestanden, es sei nicht möglich, eine Ausgleichung zu bewerkstelligen, durch welche die Staaten sowohl als auch der Bischof großen Herrscher zu Tausch verpflichtet würden.

Kurze Zeit nach diesem Friedensschlusse, welcher die politische Macht des Brandenburgers deutlich bewies, sah sich Friedrich Wilhelm in seinem eignen Interesse zu einer unblutigen militärischen Demonstration genötigt.

Die Stadt Magdeburg, welche dem Kurfürsten im Westfälischen Frieden zugesprochen war, hatte in trotziger Erinnerung an ihre frühere Bedeutung allen Aufforderungen Trok bisher den Huldigungsseid verweigert. Jetzt beschloß der Kurfürst die widerstrebende Bürgerschaft, an deren Spitze der wissenschaftlich ausgezeichnete Otto von Guericke stand, durch eine Garnison zum Gehorsam zu zwingen. In aller Stille zog er 1666 eine ansehnliche Truppenmacht zusammen, nöthigte den sächsischen Administrator zu Halle residirte, auf Grund eines demselben nicht ungünstigen Vergleiches seine Unterwerfung ab, und nun bequeme sich auch der wohlweise Rath, die Garnison anzunehmen (6. Juni 1666). Der Kurfürst bewilligte der Stadt gütigst, daß sie nur einen Theil der Verpflegungskosten zu zahlen hatte. Die Stände machten Schwierigkeiten gegen die der Selbstherrlichkeit, protestirten, — aber es half ihnen nichts. Die Huldigung ohne Störung, die Stadt aber wurde eilends zu einer tüchtigen Festung umgeschaffen.

Diese Vorgänge machten im Reich ungemeinen Eindruck: hier zeigte eine Energie des Entschlusses und der Ausführung, die allerdings dem da und dort deutschen Wesen abhanden gekommen zu sein schien. Uebrigens hatte reichliche Gesandte alles gethan, um den Plan zu verhindern, Neffen des Kurfürsten sogar Manonen und sonstige Hilfe angeboten!





**CHRISTOF. BERNART,**  
Bischof von Münster. &.

Bernhard von Walen, Fürstbischof von Münster.

Wichtigster holländischer Stich.

den wir uns nun zu der friedlichen Thätigkeit, welche der Kurfürst  
seiner Unterthanen in dem bezeichneten Zeitraum entfaltete.

Da der Westfälische Frieden wesentlich auch die Beseitigung aller religiösen Eifers  
11. Theil 4. Seite 11

hatte herbeiführen sollen, lag es nahe, daß der Kurfürst die Absichten zunächst in den engeren Bereich seiner Macht vermittelte. Hier machte sich weit mehr, als bei dem mit den Katholiken, der Streit der beiden protestantischen Konfessionen geltend. Friedrich Wilhelm stand hoch über den Parteien mit der vollen Ueberlegenheit einer Zeit, die sich und darum wirklich toleranten evangelischen Erziehung. Seine Meinung war, daß die Seiten Gerechtigkeit walten zu lassen. Seinen katholischen Unterthanen gegenüber zu ihm im allgemeinen gehörend, ein ungetrübtes Verhältniß zu erhalten. Aber er den großen Haß zwischen Lutheranern und Reformirten schütteren seine anstrengten, in solchen Verabhandlungen: auf allen Kanzeln tobte der Streit; durch gedungene Streitpredigten wurde die Kluft erweitert. Ein Religionsgespräch, das Friedrich Wilhelm im Jahre 1646 zu Berlin abhalten ließ, hatte wie alle ähnliche Veranstaltungen der früheren Jahre keinen Erfolg, und nun verordnete der Kurfürst in einem strengen Edikt (1648) die Unterhaltung des äußerlichen Friedens, verbot die öffentliche Verlesung der beiden Bekenntnisse. Besonders die lutherische Geistlichkeit Berlins machte Schwierigkeiten, und es ist kennzeichnend für die Erregung der Gemüther jener Tage, daß der fromme Prediger Paulus Gerhard, der allverehrte Prediger an der Nikolaskirche zu Berlin, wegen seiner unbefangenen Meinung abgesetzt und ausgewiesen werden mußte. Man kann wohl behaupten, daß die Württemberg, mit welcher nachlässige Beurteilung den zukünftigen Lutheraner geschmückt hat, eine wohlverdiente ist. Die Ablegung dieses Predigers verlor seine Amtsgenossen zwar für den Augenblick ein, war aber allerdings auch ein Gewinn, den inneren Frieden wieder herzustellen.

Nicht minder, als die Aufrechterhaltung des religiösen Friedens, so hat der Kurfürst die Pflege der Wissenschaft und humanen Bildung angeordnet.

Mitten in einer unruhigen Zeit, — wie nachmals Friedrich Wilhelm III., im Jahre 1665 — eröffnete er die Universität Duisburg in seinen neuen Rheinischen Provinzen, und wenn auch bei den beschränkten Mitteln das Gehalt der Professoren anfangs nur knapp bemessen war, ist es doch nicht die Schuld des Kurfürsten, daß die Hochschule nur ein kümmerliches Dasein geführt hat und aus Mangel an Lehrern und lebendigem Geist durchwehrt Luft erstickt ist.

Der Professor der Medizin, Dr. Daniels, hatte anfangs nur 50 Thaler, ein Scriba, gleichfalls Mediziner und Professor des Hebräischen, bezog zuerst nur 25 Thaler Jahresgehalt. Als die Universität Orlern 1615 geschlossen wurde, zählte sie nur noch drei Professoren der Medizin, die ein paar Studenten, meist Jüdischer, unterrichteten, und einen Juristen, der längst keinen Zuhörer mehr gehabt hatte.

Auch das Einkommen der durch den Krieg hart geschädigten Universitäten hob er durch Verleihung von Einkünften aus den halberstädtischen, wendischen und brandenburgischen Störtern. Mit Begünstigung ergießt er den ihm 1646 von dem Reichsrath Elnitz vorgelegten Plan, in einer bequemen gelegenen Stadt der Mark eine kaiserliche Akademie zu gründen, welcher allen Gelehrten und Künstlern der Reichskreise gewährt sollte, und am 22 April 1647 verkündete das kaiserliche Dekret, daß alle Nationen und Sekten den reichartigen aber etwas phantastischen Plan. Die kaiserlichen Seiten, welche demnächst folgten, verhinderten die Ausführung des Planes, welcher dem Kurfürsten immerhin zur Ehre gereicht.

Größlicher war, was der Kurfürst für das eigentliche Gelehrtenleben that. Das hochschulische Gymnasium, welches im dreißigjährigen Kriege durch die Plünder zerstört worden war, erhielt in der Residenz ein neues Heim: daneben wurde das Gymnasium am Brauns Kloster. Dem militärischen Zwecke zugleich diente ein wissenschaftliches Institut errichtet wurde; hier sollte die Jugend des kaiserlichen Reiches in der Wissenschaft unterrichtet werden. Schmieriger ist es, die Geschichte der

#### 4. Die Friedensjahre von 1660—1669.

Kurfürst etwa zu Gunsten des Volksschulwesens gethan. Auch die Anfänge der künftigen Bibliothek zu Berlin fallen in diese Zeit. Im Jahre 1661 berief der Kurfürst den gelehrten Johann Naber als Oberbibliothekar und ließ die auf dem Schloßboden gefundenen Bücher in besonderen Räumen des Schloßes aufstellen.

Um den Handel zu fördern, erschloß er dem Verkehr neue Wege. Schon im Jahre 1653 faßte er den Plan, Ober und Preußen zu verbinden, um den Oberhandel in die Elbe zu leiten, weil die Schweden ja das wichtige Stettin behaupteten. In sechs Jahren wurde dann der drei Meilen lange Friedrich-Wilhelmskanal (Müllroser) vollendet (1662—1668); am 19. März 1669 durchfuhren die ersten Fahrzeuge die neue Wasserstraße; es waren zwei große Rähne aus Breslau, die am 25. März in Berlin ankamen. Für die Entwicklung des Verkehrs zu Lande sorgte Friedrich Wilhelm durch die mit besonderer Vorliebe gesegelte Post. Zum Trotz dem privilegierten Reichsarchipostmeister Grafen von Taxis setzte er durch, daß die Postverwaltung in seinen Landen sein ausschließliches Regal blieb. Bald war die Verbindung zwischen den einzelnen Theilen des langgestreckten brandenburgischen Staatskörpers hergestellt, und die Verwaltung der Anstalt galt in Deutschland als Vorbild.

Dem platten Lande, das durch den Krieg entvölkert und erschöpft war, führte der Kurfürst seit Beginn seiner Regierung systematisch neue Kräfte zu, namentlich durch holländische Kolonisten. Der Wiederanbau wüster Hüfen und herrenloser Strecken wurde wie zu der Zeit der Askanier durch allerlei Vergünstigungen erleichtert. Aber freilich durfte der Herrscher die Lage des märkischen Bauern noch nicht menschenwürdiger gestalten, die unterdrückte Volkskraft noch nicht entseffeln: für die Zahlungen, die der märkische Adel zur Unterhaltung des Kriegsheeres leistete, hatte er die Zusicherung erhalten, daß „die Leibeigenschaft an den Orten, da sie herkömmlich und gebräuchlich sei, allerdings verbleiben solle.“

Ueberhaupt mußte der Kurfürst, so selbständig er zu Werke ging, dem Adel gegenüber den Fortbestand gewisser sozialer Mißbräuche legitimiren. So gab er im Jahre 1653 nach, obige Güter dürften nicht in bürgerlichen Besitz übergehen, „sonstmalen doch Adel und Bürgerstand nicht zusammen wachsen und in vornehmen Zusammenkünften und Aufwartungen sich schwerlich vergleichen würden.“

Eifrig wirkte Friedrich Wilhelm auch für die Hebung der gänzlich in Verfall gerathenen Industrie. Er selbst gab zu neuen Unternehmen Anregung, Ermutigung und baare Unterstützungen. Die Tuchfabrikation suchte er durch das Verbot der Wollausfuhr, andere Industriezweige durch Einfuhrverbote in Schwung zu bringen.

Vor allem aber nahm der Kurfürst gegen den Schluß dieses Abschnittes eine großartige Steuerreform, die Accise wieder vor.

Nach dem Frieden von Oliva hatten die Stände die Auflösung des kurfürstlichen Heeres verlangt; Friedrich Wilhelm stellte dagegen die Forderung einer gerechteren Verteilung der Steuern. Im Jahre 1667 wurde damit der Anfang gemacht, indem die Konsumtionsaccise, zunächst nur versuchsweise für ein Jahr, nicht auf alle Artikel, und nur für die Städte eingeführt wurde, welche den Wunsch darnach äußerten. Die Mitternacht, welche diese Art der Besteuerung unbedingt vermeiden wollte, mußte zur Erleichterung der kleineren Städte, welche die Accise noch nicht einführen konnten, eine jährliche Beihilfe von 24,000 Thalern gewähren.

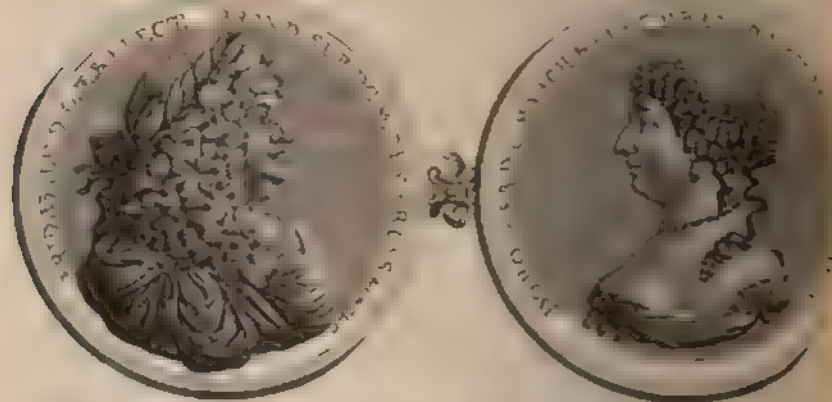
Durchgeführt war das System erst im Jahre 1680, unter beständigem Widerstande der adeligen Stände. Gleichzeitig mit der Opposition gegen die neue Steuerbefassung dauerte der Kampf um das Recht der „oberen“ Stände, sich ohne kurfürstliche Verurteilung zu versammeln. Dieser Streit endete auch erst im Jahre 1683, selbstverständlich mit der völligen Niederlage der Stände.



Ansicht von Berlin um 1660. Nach einem gleichzeitigen Bilde.

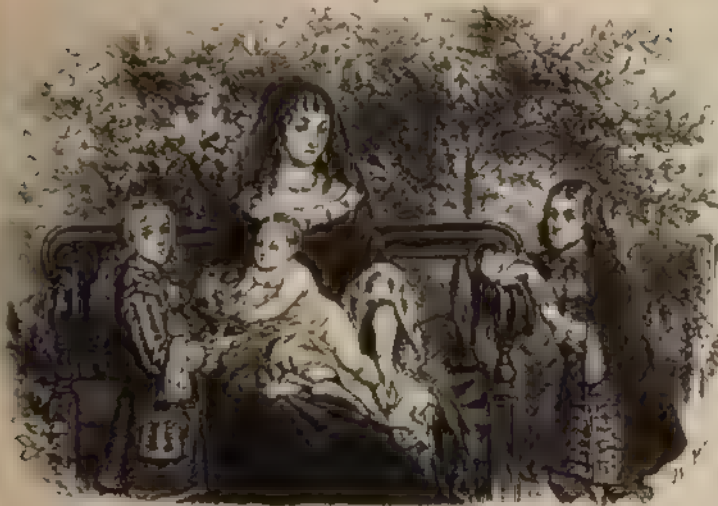
Um neben dem größeren das kleinere nicht zu vergessen sei hier erwähnt, daß Kurfürst im Jahre 1660 durch eine neue „Gassenordnung“ der ziemlich unregelmäßigen Stadt das Aussehen einer Residenz zu geben strebte, zehn Jahre später den durch die Trübsal der Pest ausgetödteten Friedhofswald ausrotten und dann die Dorotheen- und Friedrichsstadt errichten ließ.

Bis zum Jahre 1667 war die Gemahlin des Kurfürsten, die Prinzessin Luise Henriette, zugleich seine vertraute Rätlerin in vielen Regiments- und Verwaltungsangelegenheiten gewesen. Zu früh für den Kurfürsten starb sie, nicht vieryggjährig, am 18. Juni 1667; erblühte dem Markgrafen aus der Ehe mit Dorothea von Holstein Glücksburg, einer Frau von



Zehnmark auf die zweite Vermählung des Großen Kurfürsten mit Dorothea von Holstein-Glücksburg.

fränkischer Gemüthsart, auch noch ein reicher Niederziegen, so hat der Kurfürst die erste Gemahlin nicht ersehen können und als Zweitwahl die Prinzessin Luise Henriette in das kurfürstliche Haus gebracht.



Henrich, 10 Jahr alt, Friedrich, 1 Jahr alt,  
(geb. 1660 u. 61.) † 1687.

Maximil, 12 Jahr alt,  
† 1676.

**Luise Henriette in ihrem letzten Lebensjahre mit ihren Kindern.**

Nach einem gleichzeitigen Bilde im Königl. Schlosse zu Berlin.

Tob die fromme Kurfürstin Luise Henriette die Verfasserin des Kirchenliedes „Jesus, meine Zuversicht“ sei, muß nach den neuesten Forschungen eher verneint, als bejaht werden.

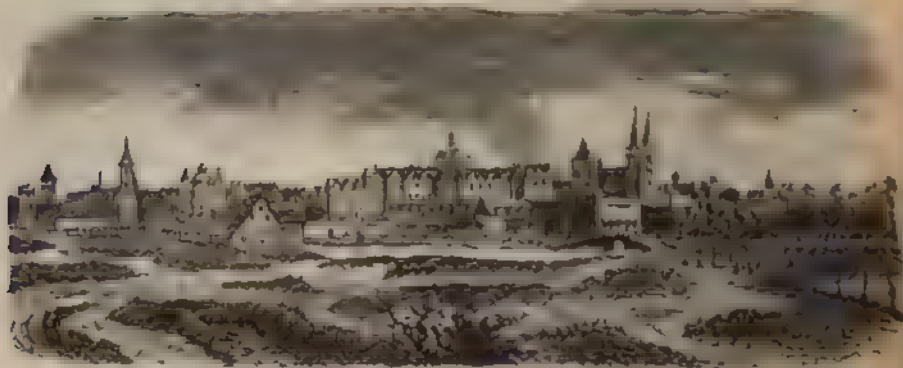
Mit der Gründung der nach Dorothea genannten Dorotheenstadt hängt auch die Anlage der Straße „Unter den Linden“ zusammen; die Kurfürstin hat selbst den ersten Raum gewilligt!



**Die Lindenallee um 1660.** Nach gleichzeitigen Abbildungen.

Um die Zeit, als Luise Henriette starb, sah der Kurfürst bereits das Reich streitbaren Ungewittern bedroht. Würde der Kaiser die Kraft haben, das kühnste Staatschiff, das die deutsche Nation barg, durch die erregten Meeresjäger zum Hafen zu steuern?

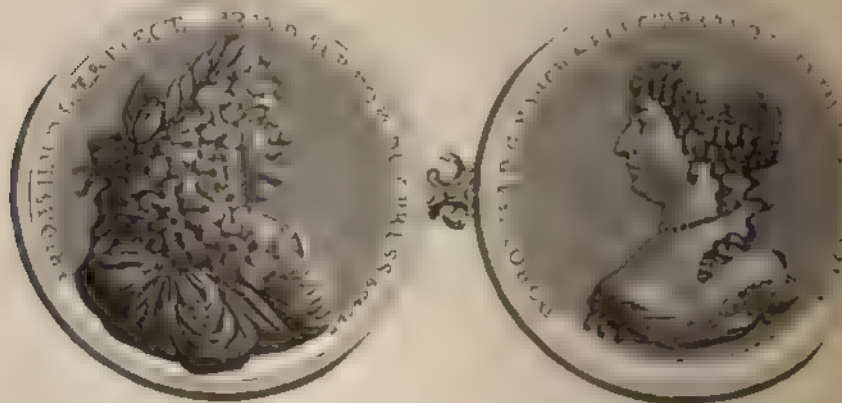




Ansicht von Berlin um 1660. Nach einem alt. Kupferstich.

Um neben dem größeren das kleinere nicht zu vergessen sei hier erwähnt, daß der Kurfürst im Jahre 1660 durch eine neue „Waffenordnung“ der ziemlich unregelmäßigen Hauptstadt das Aussehen einer Residenz zu geben strebte, zehn Jahre später den kaiserlichen Friedensvertrag annehmen und dann die Dorothien- und Friedrichstadt erbauen liess.

Bis zum Jahre 1667 war die Gemahlin des Kurfürsten, die ehemalige Luise Henriette, zugleich seine vertraute Helferin in vielen Regierungs- und Verwaltungsangelegenheiten gewesen. Zu früh für den Kurfürsten stand sie, als sie nicht mehrjährig, am 18. Juni 1667; erblühte dem Kurfürsten aus der ersten Ehe mit Dorothea von Holstein Glücksburg, einer Frau von nob. u.



Denkmünze auf die zweite Vermählung des Großen Kurfürsten mit Dorothea von Holstein Glücksburg.

praktischer Gemüthsart, auch noch ein reicher Kindersegen, so hat ihm Dorothea die erste Gemahlin nicht ersetzen können und als Stiefmutter nicht gekonnt in das kurfürstliche Haus gebracht.





Luise Henriette, 1 Jahr alt,  
† 1697.

Maximilian, 12 Jahr alt,  
† 1676.

Luise Henriette in ihrem letzten Lebensjahre mit ihren Kindern.  
Nach einem gleichzeitigen Bilde im Königl. Schlosse zu Berlin.

Tob die fromme Kurfürstin Luise Henriette die Verfasserin des Kirchenliedes „Jesus, meine Zuversicht“ sei, muß nach den neuesten Forschungen eher verneint, als bejaht werden. Bei der Gründung der nach Dorothea genannten Dorotheenstadt hängt auch die Lage der Straße „Unter den Linden“ zusammen; die Kurfürstin hat selbst den ersten Entwurf gegeben.



Die Lindenallee um 1660. Nach einem zeitigen Abbildung.

Nach der Zeit, als Luise Henriette starb, sah der Kurfürst bereits das Reich von Unruhen bedroht. Würde der Kaiser die Kraft haben, das Staatsdick, das die deutsche Nation barg, durch die erregten Kräfte zu steuern?

### 5. Der Devolutionskrieg und der Racher Friede (1668). Der geheim Vertrag vom 19. Januar 1668.

<sup>1667</sup> Im Frühjahr 1667 hielt Ludwig XIV., der seit 1661 selbständig regierte, den Augenblick für gekommen, die Vergrößerungspolitik ins Werk zu setzen, zu welcher Mazarin durch den pyrenäischen Frieden die Grundlagen und Pläne haben geschaffen hatte. Das Endziel der französischen Politik war kein geringeres als die Erwerbung der spanischen Monarchie. In jenem Friedensschluß war für den jungen König die Hand der spanischen Maria Theresia anbedungen worden, die freilich ihr Erbrecht auf ihre jüngere Schwester, die spätere Gemahlin Kaiser Leopolds, übertragen mußte, bevor die Ehe vollzogen wurde. Aber an die Gültigkeit des Verzichtes glaubten die spanischen Stände nicht, auch Mazarin hat ihn schwerlich für verbindlich gehalten: Ludwig XIV. vollends sah in den feierlichen Gelöbnissen nur hinfälliges Wortgepränge. Am konnte es scheinen, als würde die Frage der spanischen Thronfolge auf lange Zeit vertagt werden müssen, weil sich im Jahre 1665 beim Tode Philipps IV. das zarte Leben eines Knaben zwischen Ludwig und seine Erbansprüche erhob: daher beschloß der König zunächst den begehrenswerthesten Theil der spanischen Monarchie, die spanischen Niederlande, zu gewinnen.

Meisterhaft war der Schlag vorbereitet. Durch Einzelverträge, für den Abschluß den betreffenden Fürsten und ihren vornehmsten Räten glänzende Pensionen gezahlt wurden, hatte Ludwig dafür gesorgt, daß nicht etwa der Kaiser der bedrohten Schwestermacht zu Hilfe eilen konnte: denn die besprochenen Fürsten, an deren Spitze der „patriotische“ Friedensfürst Johann Philipp von Mainz stand, hatten sich vor allen Dingen verpflichtet müssen, keinem kaiserlichen Heere den Durchzug durch ihr Gebiet zu verstaten. Außerdem wurden der Kaiser und der Kurfürst von Brandenburg durch eine polnische Wahlintrigue beschäftigt und zugleich unter sich entzweit.

Bei dem herannahenden Ende des letzten Wais, des Königs Kasimir von Polen suchte Frankreich einem Prinzen von Condé, der Kaiser dem Herzog Karl von Lothringen, Brandenburg dem Pfalzgrafen von Neuburg die Nachfolge zu sehen. Schweden intriguirte gegen alle drei und nachmals wurde (1669) ein unbedeutender Mann, der Pisk Michael Wisniowski, gewählt.

Von den europäischen Mächten hatte Ludwig vollends nichts zu befürchten: denn England steuerte längst im Fahrwasser der französischen Politik, die Niederlande waren ohnmächtig durch den Haß der republikanischen und der oranischen Partei. So unternahm denn Ludwig einen anscheinend gefahrlosen Kampf: <sup>1667</sup> als er, gestützt auf das sogenannte „Devolutionsrecht“, im Frühjahr 1667 die spanischen Niederlande anfiel.

Französische Flugschriften wiesen nach, daß nach einem jenen Ländern eigenthümlichen Rechte (Devolution) auf Ludwigs Gemahlin das Herzogthum Brabant nebst Antwerpen und Limburg, Mecheln, das Oberquartier von Gelbern, ferner Namur, Theile von Luxemburg

burg und der Freigravität betreibt seien. Es war das fast der ganz Krieg, der immer noch zum deutschen Reiche gehörte.

Nach und vollständig waren die Erfolge, welche Ludwig und seine Feld-  
ten im Laufe des Jahres 1667 theils in der Freigravität, theils in Islandern  
angen. Widerstand fanden sie nicht. Die Niederländer überlegten noch in  
Augenblick, als die französischen Waffen die belgischen Nachbarprovinzen  
schwemmen, ob sie den Spaniern für eine Gebietsabtretung beifpringen,  
gegen einen Antheil am Raube sich mit der Gewaltthat Ludwigs XIV. aus-  
ren sollten. Auch Kurfürst Friedrich Wilhelm, der bis zuletzt alle Gegner  
nreichs gegen den gemeinsamen Feind zu einigen gestrebt hatte, sah sich ge-  
nigt, im Dezember 1668 Ludwig XIV. seiner Neutralität zu versichern.

1668

Um dieselbe Zeit bot Frankreich dem englischen Cabinet ein Bündniß an,  
an Spitze sich gegen die Niederlande richtete; aber nun hatten auch die Eng-  
er vor Ludwigs Fortschritten Angst bekommen, ein völliger Umschwung er-  
r. zu Ende Januar 1668 legte das Dreistaatenbündniß Englands, Hollands  
Schwedens (die „Tripleallianz“) seine schirmende Hand auf die spanischen  
erlande und gebot den französischen Triumpfen still zu stehen. Aber eine  
nde Abwehr der französischen Eroberungsgelüste hätte dies Bündniß nur  
hren können, wenn Spanien und Oestreich ihm beigetreten wären. Allein  
nien hatte den Abfall der Niederlande in altkastilianischem Stolz noch nicht  
merzt: Oestreich hatte sich wenige Tage vor dem Abschluß der Triple-  
z mit Frankreich durch einen Sondervertrag geeinigt, welcher Spanien  
gab, das Uebergewicht Frankreichs erst recht inaugurierte und die kaiserliche  
erung auf lange Zeit zu einer hintertreten und perfiden Politik nöthigte.  
Längst hatte Frankreich dem Oestrei- den Hofe den Antrag gemacht, mit  
einen Theilungsplan der spanischen Monarchie für die Zukunft zu ent-  
m: großmüthig versprach man Oestreich die Hälfte dessen, was ihm Frank-  
voll und ganz nun und nimmermehr gewähren wolle noch dürfe. Au-  
old I. wagte man sich freilich nicht, aber man hatte auch gar nicht nöthig,  
ängstlichen Monarchen zu beunruhigen. Die Seele des Cabinettes war Fürst  
lowitz, Frankreich völlig ergeben: nur die Verantwortlichkeit der Sache  
ste er nicht tragen; darum wies er den französischen Gesandten, den ge-  
nen Jacques Brethel von Grémonville, an seinen eigenen Nebenbuhler,  
eiteln Grafen Auersperg. Durch die Aussicht auf den Kardinalshut  
de er gelobte, und für diese Bier, welche er nie erhalten, verrieth der erste  
üßer Leopolds I. seinen Herrn und das Gesamtthaus Habsburg!

In dem verhängnißvollen geheimen Theilungsvertrag, dessen Existenz bis in die  
neueste Zeit verborgen geblieben ist, wurde für Oestreich in Aussicht genommen: Spanien,  
Mailand, Sizilien, die toskanischen Plätze, Sardinien, die kanarischen und balearischen Inseln,  
endlich Westindien. Frankreich sollte erhalten: die Niederlande, Navarra, Neapel und  
Sizilien.

Man würde Auersperg nur unvollkommen entschuldigen, wenn man annähme,  
habe Ludwig XIV. durch einen solchen Vertrag den Abschluß des Friedens

erleichtern und eine Allianz der katholischen Hauptmächte gegen die protestantischen Staaten ermöglichen wollen. Nicht um religiöse Interessen handelte es sich jetzt, sondern um das drohende Uebergewicht Frankreichs.

Aber allerdings erleichterte der Theilungsvertrag die augenblickliche Verständigung: was sollte Ludwig um Gebiete haben, die ihm einst ohne Noth zufallen mußten. So wurde im Mai 1668 der Rachenvertrag unterzeichnet, durch welchen Ludwig die Freigrafschaft den Spaniern zurückgab und nur die Plätze Charleroi, Douai, Tournai, Lille und Tudenarde behielt. Diese verwandelte sie sofort in unüberwindliche Festungen. Mochten umarmen die Mächte der Tripleallianz sich einbilden, Frankreich sei durch sie ewig schwach worden, mochten insbesondere die kurzsichtigen Niederländer frechtlos an der ehrter Jan de Witt habe, einem Josua vergleichbar, der Sonne den Untergang geboten, — thatsächlich verließ Ludwig als Sieger aus ihrem Schicksal das Schlachtfeld. Sein erster Ansturm war gelungen, der zweite sollte die ersten Thoren gelten, welche in vollständiger Verblendung das aufsteigende Licht weiter nicht einmal bemerkten.

#### 6. Die Vorbereitungen zum Nachkrieg gegen Holland (1668 - 1672)

Die nächsten Jahre wendete Ludwig XIV. lediglich dazu an, das Werk seiner weiteren Entwürfe, seinen Kampf gegen die Niederlande, vorzubereiten. Vortrefflich glückte ihm das am kaiserlichen Hofe. Zwar ward Louis XIV. besonders durch spanischen Einfluß, am 16. December 1669 gekrönt, aber seinem Nachfolger Lothar hatte Frankreich einen neuen zuverlässigeren Helfer gewonnen. Zur Lobkowitz gehalten sich das Zusammengehen mit Frankreich zum förmlichen politischen System: außerdem war er von verständlicher Bewunderung für den glänzenden Franzosenherrscher erfüllt. Wol that er, weilen der richtige Wille und Sinn des Kaisers entgegen: wol schätzte der österreichische Diplomat Lifola (dell' Viola, aus Salins in der Franche-Comté) unermüdet die Politik des leitenden Ministers, aber diese Gegenüberstellung bewirkte nur ein heillofes Schwanken, und Lothar hielt bis zum Jahre 1674 trotz alledem das Steuer des Staates in seiner Hand.

Österreich wurde von 1665 - 1670 außerdem noch beherrscht durch eine Reihe ungarischer Magnaten, an deren Spitze der Palatin Resselenski, nach ihm namentlich der Vauus Peter Krinski, der Hofmeister Franz Rabada, ein Bruder des Kaisers, Frongepani, der Schwager Krinski, Franz Ralóczi, Graf Tököly und der Teutisch-Österreichische Graf Erasmus von Fichtenbach, an der Spitze standen. Zweck der Verschwörung war die Verdrängung Ungarns: eine auf die Hüte der Türken und Frankreichs, das hier anfangs auch die Hand im Spiel hatte und sich erst im Jahre 1669 zurückzog. Der Plan wurde verrathen, und die Verschwörer wurden im Jahre 1671 mit dem Schwert getödtet, ihre Güter eingezogen. Darunter war der letzte seines berühmten Hauses, aus dem der Verräther Konrad Ralóczi war: auch der Sohn Peter Krinski, der 1703 als Staatsgefangener in Wien starb.

war der letzte männliche Nachkomme des Vertheidigers von Sigelsh. Die Verhinderung benutzte die kaiserliche Regierung zu einer grausamen Protestantenverschöpfung und zur Vernichtung der rändischen Rechte Ungarns.

Auch das Dreistaatenbündniß trennte Ludwig XIV. mit geringer Mühe. Schweden hatte kein Interesse, die Niederlande zu schütten und kehrte zur französischen Freundschaft zurück, sobald in Polen der Kandidat Frankreichs unterlegen war. Karl II. von England stand mit allen seinen Sympathien auf Seiten des absoluten katholischen Herrschers von Frankreich: ingrimmig haßte er die Niederlande; jetzt verbündete er sich mit Ludwig XIV. aufs engste gegen die Republik. In ähnlicher Weise wie vor dem Devolutionskriege, wurden auch die weltlichen und geistlichen Fürsten am Rhein und in Westfalen für Frankreich gewonnen; wirkte auf die geistlichen Fürsten der Haß gegen die unbezwungeneburg des reformirten Bekenntnisses, so lockte die Aussicht auf Landerwerb die anerkennenden weltlichen Herren. Es erregte sie nicht im geringsten, daß Frankreich selbstsüchtige Absichten immer deutlicher hervortraten: besetzte es im August 1670 ganz Lothringen ohne jede Veranlassung, ohne Kriegserklärung.

Vor dem deutschen Reich brauchte sich Ludwig XIV. wahrlich nicht zu rechtfertigen. Der schläfrige Reichstag in Regensburg berieth über Reichsreformen, und das bestehende Reich ließ er mit sich annehmen. Die Nation war freilich noch schlafend und Mahner gefunden hätten: im Reich behauptung aufgestellt hatte, das Reich ein Anhangsel Frankreichs Kaiser des Gesamtreiches, waren patriotische Schriftsteller unablässig bemüht, solche Prätexten zu bekämpfen und die französische Prahlerei in ihrer ganzen Hohlheit darzustellen. Aber diese Patrioten, denen sich auch vereinzelte Dichter anschlossen, gehörten nicht zum Reich und hatten mit der Leitung der Staatsgeschäfte nichts zu thun. Die Machthaber und ihre Räthe standen im Solde Frankreichs: bis auf einen, — es war der Große Kurfürst.

In der Kette, welche die Niederlande umschließen sollte, fehlte das wichtigste Glied, wenn es Frankreich nicht gelang, Brandenburg völlig zu gewinnen. Seit dem 31. Dezember 1669, wo auch Friedrich Wilhelm Frankreich die Hand zu reichen sich genöthigt sah, machte Ludwig XIV. die größten Anstrengungen, ihn zum Bundesgenossen gegen die Niederlande zu werben. Man erinnerte ihn an alle die Verleumdungen, welche er von dem hochmüthigen Rämervolk hatte erdulden müssen, — es war vergebens; man bot ihm bei der bevorstehenden Theilung der Niederlande das reichste Stück der Beute an: — umsonst. Gewiß hatte Friedrich Wilhelm seine Ursache zum Dank gegen Jan de Witt und die aristokratischen Wortführer: als Verwandter der bei Seite gedrängten Rämier hatte er allervorgen ihre Mißgunst erfahren. Aber er dachte hochherzig und ausmännlich genug, um trotz alledem den Staat zu schützen, der nun einmal

zum Bollwerk religiöser und politischer Freiheit in Europa geworden war. Nach dem Fall der Niederlande hatte Ludwig XIV. ungehindert seinen Trummern durch Europa antreten können. zur Unterdrückung des kaiserlichen Reichthums sandte auch der Papst bereits seinen Segen und reichliche Geldunterstützung. So waren alle Anstrengungen Frankreichs am brandenburgischen Hofe fruchtlos. unangesehen warnte der Kaiser den verblendeten Jan de Witt und legte seine Heer in Kriegsbereitschaft. Vielleicht sollte es ihm jetzt beikommen sein, für die Reichsstadt des Kaisers einzutreten, und wenn auch die Niederländer jetzt noch von Gefahr und Hilfe nichts wissen wollten, möglicher Weise konnte die Stadt gar bald begehrt, und wenn nicht, selbst aufgedrungen werden.



Grueselthaten der französischen Soldateska in Holland.

Nach „Das verirrte Europa“ (Geschichte der durch Ludwig XIV. herbeigeführten Verwüstungen und Kriege der Jahre 1672-1678) von Petrus Waldenier, Niederländischer Resident zu Frankfurt a. M.

#### 7. Der Rachekrieg gegen die Niederlande (1672). Vertrag von Vossem 1675. Der Reichskrieg am Rhein bis zum Jahre 1675.

Endlich sollte die hochmüthige Republik die Wüthgriffe ihrer Negruen erkennen, und erkennen, wie unflug es gewesen war, ohne die Mittel und Willen zu nachhaltigem Widerstande einen selbstmätigen Versuch zu machen.



ichen Gegner umzuwandeln. Jan de Witt hatte bis  
gehofft, wenigstens England in der Gunst Frankreichs den  
; wiederholt abgewiesen, schritt man heute zu Rüstungen, morgen zu  
higendsten Anerbietungen. Frieden, Frieden um jeden Preis, selbst  
nationalen Ehre, war jetzt die Parole des „großen“ de Witt, be-  
se Unterwerfung die Frucht seiner „genialen“ Politik. Aber Ludwig XIV.  
he und hatte keine Veranlassung die Gegner zu schonen. Wohl ahnte  
in den Kreisen der holländischen Regenten die Gefahr, aber dann  
mit dem nationalen Volksgeist und seiner patriotischen Widerstands-  
Anhänglichkeit an das Haus Oranien freien Lauf lassen müssen. Eher  
Waterland zu Grunde gehen!

aristokratische Regierung hatte Armee und Flotte wissenschaftlich und ge-  
in Verfall gerathen lassen: die Offizierstellen befanden sich, wie das  
stokratischen Republiken zu geschehen pflegt, im Besitze unerfahrener  
ter Mutterkühnchen, die für das „Geschäft“ untauglich waren. Man  
unvorbereitet, als Ludwig XIV. im April 1672 den Feldzug er- 1672  
ld war bis auf Holland und Seeland das staatliche Gebiet erobert:  
schlugte nur eine eilig bewerkstelligte Ueberschwemmung und das eben-  
kende Genie des jungen Oraniers Wilhelm III., der nach dem  
aristokratischen Regiments und der Ermordung Jan de Witts die  
Regierung ergriffen hatte.

ster Stunde hatte man mit dem Kurfürsten denn doch noch einen  
g geschlossen (16. Mai), aber durch das lange Markten rechtzeitige  
abungen verhindert. So war das brandenburgische Heer noch keines-  
fertig, als die überraschend schnellen Erfolge der Franzosen auch den  
mit schweren Besorgnissen erfüllten. Jetzt war es für ihn unmöglich,  
in die Aktion einzutreten, er mußte Bundesgenossen werben. Unglück-  
e suchte und fand er sie in Wien. Denn der Kaiser hatte auf Lob-  
h (am 1. November 1671) einen Neutralitätsvertrag mit Frankreich  
wenn er sich jetzt (12. Juni 1672) zu einem Bündniß mit Brandenburg  
h, konnte dies nur den Zweck haben, die Hilfsleistung zu verzögern  
hewächen. Schon der Abmarsch der Brandenburger wurde gehemmt,  
f die Kaiserlichen warten mußten; dann mußte der kaiserliche Feld-  
tecuculi den Kurfürsten zu einem nutzlosen Spaziergang an den  
verlocken. Montecuculi hatte die geheime Weisung, jeden ernstlichen  
toß zu vermeiden und mußte, wiewol innerlich erbozt, diesen Schein-  
n. Man erzählte später von ihm die Aeußerung, künftig möchte ihm  
l lieber direkt von Paris zugesandt werden.

ard denn dieser Feldzug eine Reihe von Zämmerlichkeiten. Während  
von Oranien durch einen glänzenden Vorstoß auf Charleroi seinen  
jezt bekundete, wand sich die brandenburgisch-kaiserliche Armee schnecken-  
wärts nach Westfalen; hier wollte man den mit Frankreich ver-  
Bischof von Münster züchtigen und einem aus Holland erwarteten

1673 Hilfskorps die Hand reichen. Dies blieb aus, und als im Anfang des Jahrs der französische Feldherr Turenne erschien, gab der Kurfürst zu aller Ersttaunen ohne Kampf die Grafschaft Mark auf und trat den Rückzug an.

Dieser Rückzug demoralisirte das Heer vollends, scharenweise wies es sich auf. Man kann es den Holländern nicht verdenken, wenn sie auf den Kurfürsten höchst erbittert waren; in der That waren die Hilfs Gelder, die gezahlt, völlig verschleudert. Aber bald gab der Kurfürst den Generaln noch gerechteren Grund zur Klage. Obwohl sein Bündniß mit Holland ausdrücklich vorschrieb, daß kein Theil Frieden oder Waffenstillstand schließen bevor der andere in denselben Besistand, wie vor dem Kriege, eingtrat, trat Friedrich Wilhelm mit Frankreich in Unterhandlungen. Trotz der Ermahnungen der Generalstaaten, denen sich jetzt auch der verlogene Wittbeigeellte, blieb der Kurfürst bei seinem Vorsatze, mit Frankreich nicht einen Waffenstillstand, sondern einen Frieden zu schließen. Nur die eigene Noth der Mangel an ausgiebiger Unterstützung kann diesen Entschluß rechtfertigen; denn allerdings war der Kurfürst nicht verpflichtet, die Existenz seines Reichs an die Rettung der Niederlande zu setzen; jedenfalls war er aber nicht berechtigt, die er seinerseits den Generalstaaten zu machen befohlen. In dem Frieden von Bressen (6. Juni 1673) trat der Kurfürst der Waffengemeinschaft mit den Staaten zurück und verpflichtete sich, sich hinter die Weser zurückzuziehen. Dagegen gab Frankreich die eroberten Festungen bis auf Wesel und Nees heraus und verpflichtete sich zur Erhaltung des brandenburgischen Heeres 800,000 Lires zu zahlen. Auf behielt sich Friedrich Wilhelm vor, wenn das Reich angegriffen werde in den Kampf einzutreten. Ohne Zweifel lag in dem Vertrag eine Ermuthigung und alle Feinde des Kurfürsten frohlockten, daß der politische Sturm auf Frankreich solch' klägliches Ende genommen.

Zu solchem Jubel war keine Veranlassung: Friedrich Wilhelm zog zurück, um seine Wunden zu heilen. Sein Herz schlug unverändert Freiheit seiner theuern Religion, die Sicherheit des Reiches, die Unabhängigkeit Europas. Mit steigender Ungeduld harrete er des Augenblicks, wo er die Kraft für diese hohen Ziele in den Kampf wieder eintreten durfte.

Er sollte nicht gar lange warten. Gerade als der Kurfürst seinen Entschluß schloß, regte sich in Spanien die Kriegspartei, und auch am Rhein wehte eine frischere Luft. Denn man sah endlich ein, daß man den französischen Einfluß im Reich an Frankreich zu verlieren: wie leicht konnte selbst seine Erhebung zum Kaiser durchgehen, da in dem von ihm umschlossenen Reichsgebiet vier Kurfürsten angeheften waren. Ein Ultimatum des Kaisers blieb von Ludwig unbeantwortet; da trat der Kaiser, im August 1673 Lothringen dem Bunde mit Spanien und den Generalstaaten bei. Es folgte der Triumph Lisolas: Lobkowitz' verderblicher Einfluß war für den Augenblick gebrochen, der intrigante Grémonville erhielt seine Pässe, am 26. August ein kaiserliches Heer in die Oberpfalz ein.

In Köln, wo ein Friedenskongreß tagte, äußerte Vohla, der Friede müsse vor den Thoren von Bissum geschlossen werden.

Ludwig XIV. erwartete den Feind in drei Positionen: in den Niederlanden, in Holland und am Rhein; es galt diese Vertheidigungsanlage zu durchbrechen, um die französische Flotte zum Ausbruch zu nothigen. Montecuculi erwarb

den Ruhm durch  
seinen glän-  
zenden Feld-  
zug zum  
Rhein  
über  
den  
Rhein  
nach  
Frank-  
reich  
von  
den  
Nieder-  
landen  
ausge-  
gangen  
war  
und  
den



Montecuculi und der Prinz von Trans von Bonn  
v. J. 1673. Die beiden ersten Jacobus Gessner'sche Abbildung der Jahre 1673-1674 von  
Andreas W. 1674

den, wenn Montecuculi diesen Plan nicht vereitelt hatte. Indes war der Erfolg  
so noch beträchtlich, der Kölner Friedenskongreß wurde nunmehr aufgelöst.

Die Gefangenennahme und Befreiung des Prinzen Wilhelm von Nassau-Weilburg  
im Februar 1674, durch die Kaiserlichen, der bis jetzt unermüdet im Solde Frankreichs  
gewesen war, gab den erwünschten Vorwand zum Abbruch der erfolglosen Unter-  
handlungen.

Am 19. Februar 1674 der englische König Karl II. von seinem Par-  
lament genöthigt wurde, mit den Niederlanden Frieden zu schließen, in den  
ein Monat nach Münster und Köln sich mit den Generalstaaten ver-  
band Frankreich völlig isolirt seinen Feinden gegenüber. Jetzt trat auch  
der Kaiserliche Friedrich Wilhelm die Nothwendigkeit heran, in dem bevor-  
stehenden Entscheidungskampfe Stellung zu nehmen. Schon seit dem August des  
Jahres 1673 drang Ludwig XIV. in ihn, ein näheres Bündniß mit Frankreich  
zu schließen, ja sich zum Angriff auf den Kaiser zu verpflichten. Der Kaiser  
lehnte sich vielmehr an Schweden, welches eine Vermittlerrolle  
spielte, aber das Bündniß, das er mit dieser Macht schloß, (11. Dezember  
1673) hatte lediglich den Zweck, die Niederlande und den Kaiser zu veranlassen,



Gefangennahme des Prinzen Rügenberg

Aus „Les événements Européen Continuation“, ein Kupferwerk über die Ereignisse der Zeit von 1673–74.

sich etwas eifriger um seine Freundschaft zu bemühen: denn im Grunde konnte Friedrich Wilhelm nicht einen Augenblick zweifeln, auf welcher Seite er zu stehen habe: daher versingen auch alle weiteren Einflüsterungen nicht, welche der französische Gesandte machte, als sich der Kaiser und die Generalstaaten immer mehr gegen den Kurfürsten zeigten. Endlich, am 1. Juli 1674 kam zu gegenseitiger Nachgiebigkeit der Vertrag zu Stande, durch welchen sich der Kurfürst der Koalition anschloß.

Die Verständigung wurde wesentlich dadurch gefördert, daß der Kaiser im Jahre 1674 gegen den neuen französischen Feldherrn Bourdonville am Oberrhein eröffnet hatte, für die Kaiserliche Koalition war. Nach einem unentschiedenen Treffen bei Zinsheim im September zog sich Bourdonville bis nach Frankfurt zurück: das Rheingebiet von Bielefeld bis Mainz war den Franzosen preisgegeben.

Da Turenne wußte, daß seine Gegner es auf die Eroberung von Mainz und Ludwig abgesehen hatten, was er mit seinem kleinen Heere durch kriegerische Vorkehrungen verhindern konnte, beschloß er, den Verbündeten einen Ragnat von Osten her durch die Verwüstung der rheinischen Pfalz unmöglich zu machen. Bei dieser Gelegenheit ließ er den grausamen Akt und fand die völlige Billigung des Kaisers. Er drückte sich der Hoffnung hingab, auf diese Weise könne vielleicht der Kurfürst von Brandenburg zum Anschluß an Frankreich bewogen werden.

selben Zeit, wo Friedrich Wilhelm seine Verträge mit Spanien, den  
n und dem Kaiser abschloß, wurde auch der Reichskrieg gegen Frank-  
nien. Aber die Hoffnungen, welche auf die neue Koalition gesetzt  
hüllten sich nicht; vielmehr war der Feldzug von 1674 das traurige  
ersten gemeinsamen Unternehmens. Es ist nicht unmöglich, daß von  
Seite Verrath im Spiele war, wie die Brandenburger argwöhnten,  
bis wurde erst im Oktober 1674 völlig gestürzt, aber auch davon  
hlt es dem Hauptquartier der Verbündeten an Einheitlichkeit und

andenburgischen Truppen, unter Führung des von jugendlichem Kriegs-  
den Derfflinger; hatten ursprünglich nach den Niederlanden, dem  
n Spanien zu Hilfe, abgehen sollen. Unter den gegenwärtigen Um-  
n es aber dem Kaiser wünschenswerther, sie mit dem Heere des  
Feldherrn Bournonville zu vereinigen. Dem Prinzen von Oranien  
änderung sehr unangelegen, und in der Folge stellte sich auch heraus,  
man gehandelt hatte. Der Oranier wurde durch die unentschiedene  
n Senefse (11. August) aufs äußerste geschwächt und mußte im  
die Belagerung von Dubenarde aufgeben; bei der Rheinarmee aber  
n Bezug auf die Heeresleitung jene Differenzen, welche entscheidende  
hinderten.

der Kurfürst zu dem kaiserlichen Heere stieß, — sein Abmarsch verzögerte sich,  
am 23. August brach er von Magdeburg auf, — hatte Türennes meisterhafte  
aber den bedächtigen Bournonville glänzende Triumphe gefeiert. Mit unzu-  
Truppen hatte er den Sommer hindurch Elsaß und Lothringen gegen die  
Truppen gedeckt. Aber nach ihrer Vereinigung mit den Brandenburgern würden  
noch zu übermächtig geworden sein; daher beschloß er die Kaiserlichen durch eine  
Schlacht zum Aufgeben des Elsaßes zu nöthigen. Am 4. Oktober kam es bei  
zu blutigem Treffen, in dem beide Theile tapfer kochten und beide sich den Sieg  
Allerdings hatte Türenne seinen eigentlichen Zweck nicht erreicht, aber das mora-  
ergewicht war auf seiner Seite.

r Kurfürst sich endlich (Oktober) mit Bournonville vereinigt hatte,  
e Kaiserlichen umsonst zu einer Entscheidungsschlacht zu bewegen.  
rhielt Türenne Verstärkungen, und als er nun die feindliche Armee  
unterquartieren aufsuchte, folgte eine Schlappe auf die andere: nach  
unentschiedenen Treffen bei Türkheim (5. Januar 1675) gingen die  
über den Rhein zurück.

tte man einen völligen Mißerfolg zu beklagen; den Kurfürsten aber  
dem ein schwerer persönlicher Verlust betroffen: der Kurprinz Karl  
während des Feldzuges in Straßburg an einem hitzigen Fieber, —  
: von französischem Gifte — gestorben. Indes hatte Friedrich Wil-  
Muße, seinem Schmerze Raum zu geben: schon auf dem Rückzuge  
hieß erhielt er die Kunde, daß die Schweden in die Mark eingebrochen  
war dies ausschließlich Frankreichs Werk. Die geldbedürftige Schwe-  
ierung hatte mit Ludwig XIV. einen Hilfgeldervertrag abgeschlossen,



Schlacht bei Merton. Kämpfend aus demselben Jahre (1141).  
 Stelle in der Schlacht, wie der verlorene Feldmarschall Graf Merton, der ein kühnster Kämpfer war, als er seinen Feind besiegte, trotz der Zeit der großen Schlacht.



er sie verplünderte, auf Frankreichs Wehl jeden beliebigen deutschen Fürsten zu treffen. Obwohl Schweden keinen Grund und Vorwand zum Kriege mit Brandenburg hatte, mußte die Regierung trotz allen Sträubens den Willen des französischen Machthabers erfüllen. So sollte denn auch an der Havel und am Rhein der Hochmuth Frankreichs bekämpft und empfindlich gekränkt werden. Im ersten Unmuth des Kaisers, aber nicht ohne Billigung des Prinzen von Hessen, beschloß der Kaiser seine Rückkehr in die Mark.

In ähnlicher Weise, wie in Schweden gegen Brandenburg, hatte Frankreich in Preußen, wo ja viele Elemente der Opposition und Empörung vorhanden waren, gegen Brandenburg gewirkt. So entstand seit 1671 hier ein grollvolles Treiben, der sogenannte kuruzok = Kreuzfahrer, in dem wilde Barden von „Heimatsloren“ gegen die kaiserlichen Vaharen = Fuhrleute einen räuberischen Kampf unternahmen zu Gunsten „der von Fremden mit Fäßen getretenen goldenen Freiheit.“

### 8. Schrecklein. 1673 (28. Juni).

Das kann den Schweden Pommern kosten“, war Friedrich Wilhelms erstes Wort gewesen, als er von dem schwedischen Einfall Kunde erhielt: wir werden sehen, wie ohne Frankreichs Dazwischentreten sich dieses Wort glänzend erfüllt haben würde.

Die Schweden, welche anfangs ziemlich gemäßigt in den Marken aufgetreten waren, um auf den Markgrafen einen gelinden Druck auszuüben, waren doch bald zu kühnen Brandstiftungen übergegangen: das platte Land konnte sich ihrer nicht erwehren, nur die größeren Städte und die festen Plätze hielten sich. Im Norden hatten die Schweden die Havellinie von Havelberg bis Brandenburg besetzt, um dort die Elbe zu überschreiten, in die Altmark vorzudringen und sich mit dem schwachlich-gemüthten Herzog von Hannover zu vereinigen. Im Besitz der wichtigsten Havelpässe — bei Havelberg, Rathenow und Brandenburg — war sich der schwedische Feldherr Wrangel völlig sicher, zumal er den Kaiser selbst ja weit entfernt, in Franken, glaubte. Durch die Pässe von Brandenburg und Kremmen hatten die Schweden nach Norden zu die Verbindung mit Pommern frei.

Der Statthalter in den Marken, Fürst Georg von Tessau, verfügte nur über einen schwachen Heerhaufen, aber das Landvolk erhob sich selbständig gegen die verhassten Schweden. Demals zuerst wurde zerstreut hier eine Spur von patriotischem Gefühl. Die Bauern und Freisöldner bewaffnet, sammelten sich die Bauern der Altmark unter einem Führer, welche die Anfuhr trugen: „Wir sind Bauern von geringem Gut und dienen keinem Herrn mit unserm Blut.“

Am 21. Juni hatte der Markgraf die rachevolle Hand erhoben. In aller Stille hatte er seine Vorbereitungen. In den letzten Tagen des Mai brach er von Brandenburg auf, überschritt den Thüringenvald und marschirte in Eilmärschen nach Nord, das, einem Gerüchte zufolge, von den Schweden belagert werden sollte. Am 21. Juni wurde die Stadt erreicht: nach kurzer Ruhepause ging es

in Garmarischen weiter, der Havel zu; die Armee bestand zum Theil aus Reitern. Noch immer hatten die Schweden keine Ahnung von der Nähe des Kurfürsten, der ihre Stellung in der Nähe, bei Wertheim, zu durchbrechen beabsichtigte. Zeit und Muthwilligkeit führten zum Jäh. Der Kurfürst kam am 25. Juni an der wohl bewachten Havelbrücke und verlangte Einlass auf die bisher dänische Seite: der Posten ließ sich tauschen, und die Brandenburger zogen ein. In gleicher Zeit hatte eine andere Abtheilung sich den Einlass erzwungen nach einem erbitterten Straßenkampf mit der überraschten schwedischen Armee. War der wichtige Platz in der Hand des Kurfürsten, die feindliche Stellung geprengt, der rechte Flügel - in Havelberg - vom linken - in Straßburg - getrennt. Die Schweden mußten jetzt versuchen, sich dem Kurfürsten zu nähern und über den einen der genannten Flüsse nach Norden zu ziehen, um sich dann weiter rückwärts wieder zu vereinigen. Dies geschah nicht, zum Theil zu verhindern: er wollte die Schweden zwischen Havel und Rhine, bis der Kern seines Heeres angekommen sein würde. Seine Streitmacht zerstörte die Rheinbrücke bei Neuhellin, auch der Nienburger Fluß wurde durch. Vor allem aber galt es, sich an den eiligst abziehenden Feind zu schließen, er nicht dennoch entwich. Am 26. Juni begann der Kampf. In der That hatten die Schweden, welche die Gefahr richtig erkannt hatten, bereits einen zu großen Vorsprung gewonnen, als daß man vor ihnen zurückzukehren konnte: vielleicht nöthigte man sie noch zum Entschiedenem, als man ihre Nachhut in ein Gefecht verwickelte. Dies war zwar nicht der Plan des Kurfürsten, geschah aber doch durch den kampferfahrenen Vandalen, den Grafen von Heisen-Donnburg, welcher mit der brandenburgischen Vorhut auf den Feind war. Am 28. Juni, morgens 6 Uhr, holte er die Schweden am Dorfe Linn - östlich von Neuhellin - ein und griff sie an. Die Befehle des Kurfürsten entgegen: als dieser ihm die Überlegung statte, sich einwilliges Gefecht einzulassen, war der Kampf längst entbrannt. Der Kurfürst Wilhelm eingreifen, obwohl sein Heer dem der Schweden an Zahl gewachsen war und nur aus Reitern bestand.

Strangel verfügte über 7000 Mann Fußvolk, 1000 Reiter und 34 Kanonen. Der Kurfürst hatte nur 5000 Reiter, 1000 Trupen und 13 Geschütze: das brandenburgische Fußvolk trat erst nach Beendigung des Kampfes ein. Uebrigens war der Kurfürst ein jugendlicher Helden, sondern ein tapftrer General, der schon 1625 der schwedischen Flotte entgegengetreten hatte. Es war durch ein solches Ereignis

zwischen Linn und Halenberg, östlich von Neuhellin, begann der wunderliche Kampf, der in manchen Einzelheiten noch nicht richtig verstanden ist, aber schon nach zwei Stunden zu einer völligen Niederlage der Schweden führte.

Strangel hatte gleich im Anfang der Schlacht, durch die Feuer seiner Kanonen die schwedische Artillerie bedroht, sich weiter nach Halenberg zurückziehen müssen, um die Feindesartillerie, seine Geschütze auf einer Höhe in der Nähe der schwedischen Flotte zu positionieren und durch das Feuer seiner Batterie den Feind zu bedrohen. Um die Nacht, als dem sich jetzt ein starker Teil der schwedischen Armee



Im hochwürdigsten Herr, Herr Georg, Freiherr von Derslinger, Churfürst, Brandenburg, Geheimen  
Rath, Statthalter des Herzogthums hinter Pommern, und Fürstenthums Camin, General Feld Marschall etc. 1  
Geschnitten von Johann Holzelmann, Kurfürstlicher Kupferstecher zu Berlin 1670

Entscheidungskampf. Denn Wrangel bestürmte die Höhe, deren Wichtigkeit sehen, mit überlegenen Kräften; die Reiter, welche die brandenburgischen hielten, wandten sich zum Theil zur Flucht: der Oberst von Mörner, der Zweige seines Regiments den Stürmenden entgegenstellte, fiel, zum sein tapferer Oberstleutnant Henniges sank nach ihm schwerverwundet an — ein Moment höchster Gefahr! Allein eben war der Kurfürst selbst an der bedrohten Stelle angelangt: er stürzte sich in das wildeste Kampf seiner Zeit ward sein treuer Stabsmeister Froben erschossen, Kriedrich schwedischen Reitern umringt, wurde mit Mühe von neun tapferen Trägern herandgehoben. Ein wildes Getümmel, in dem die schwedischen Soldaten Tapferkeit glänzend erwiesen, so wogte der Kampf noch eine Zeit hin und kämpften die Schweden nur noch um den Ruckzug. Es gelang ihnen, sich des brandenburgischen Adlers zu befreien, freilich zum Tode wund; der Flügel war völlig vernichtet, der Rest zog nach Järsbellen ab.

Der Kurfürst mußte auf die Verfolgung verzichten, denn — „raisches Reiten vom Rhein bis an den Rhein;“ — elf Tage lang seine Reiter nicht abgefattelt. Der Erfolg war auch so glänzend — Zauber der Unbesiegbarkeit, den die Schweden immer noch behaupteten: nun sang man vom Kurfürsten und der Schlacht bei Järsbellen die liebevolle Tradition späterer Geschlechter mit einem reichen Schatz thümlicher Sagen umspinnen hat.

Die schönste derselben erzählt, wie der Kurfürst im letzten Hauch von armen Knecht verlassenes Bauerkind zu sich in den Sattel gehoben, trostlos mitgemacht habe. Nach Beendigung der Schlacht sei es, sonnenglänzend Kurfürsten segnend, gen Himmel entfliegen. Die Sage läßt ahnen, daß die der Schutzgeist der Hohenzollern, die märkische Treue gewesen sei. —

Vielach gefeiert ist auch der Tod des treuen Emanuel Froben, der



Froben's Fall auf den Gobelins im Hohenzollernmuseum im Schloß Westphalen. Der Gobelins mit den Darstellungen der Thaten des Markgrafen Kurfürsten wurden unter dem Namen „Die Thaten des Markgrafen Kurfürsten“ angefertigt.

1

2

3

4







an der Seite des Kurfürsten fiel, aber der Bericht von dem Vordetzeln zwischen  
und dem auf seinem Schimmel abzu fennlichen Kurfürsten kann nach dem gegenwärtigen  
Stande der Forschung nicht mehr aufrecht erhalten werden.

Die Marken waren befreit: im Reiche war der Eindruck des Sieges  
ungeheurer; in Regensburg ward der Reichsrieg gegen die Schweden bei  
Den braunschweigischen Herzogen, dem Bischof von Münster schienen die  
dischen Herzogthümer Bremen und Verden eine lockende Beute. Die Franzosen  
konnten Schweden nicht schaden: im Juli fiel Turenne bei Salzbach, um  
selbe Zeit ward Marschall Guequi bei Trier geschlagen und gefangen.  
Oktober schloß Dänemark mit dem Kurfürsten einen Bund.

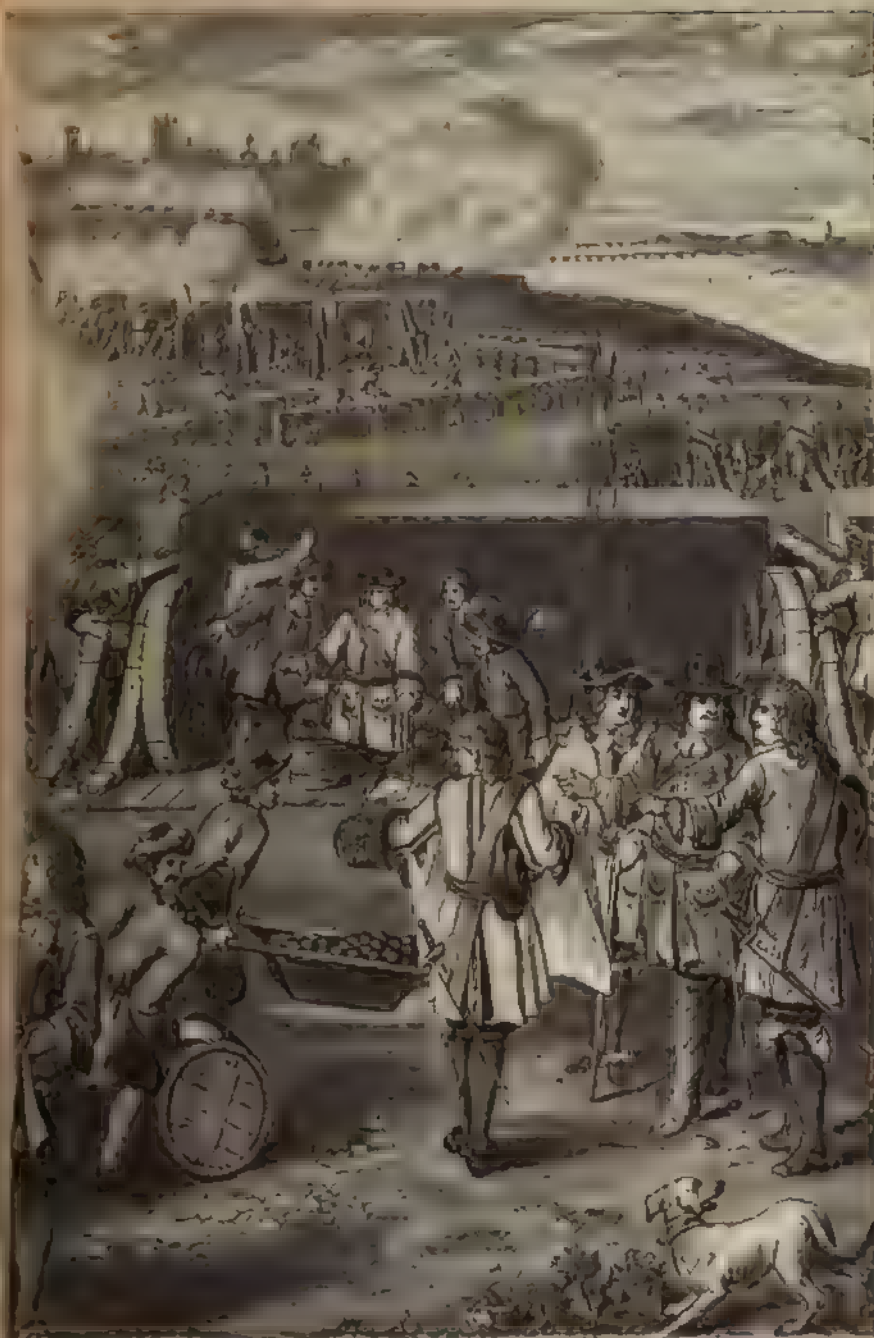


Denkmünze auf die Schlacht bei Breitenfeld mit der Darstellung vom Kaiser Friedrich  
Großen Kurfürsten geprägt 1675. Umchrift: Das ist vom Herrn geschehen, und ist ein Wunder vor uns.  
Platin 1-2, 21

### 9. Von Scherbellin (1675) bis zum Frieden von Nimwegen (1678) St. Germain (1679).

Nun galt es den Siegespreis: Pommern. Bis zum Sommer des nächsten  
Jahres war der größte Theil des Landes den Schweden entrissen.  
zur See ließ der Kaiser den Feind durch seinen „Admiral“ Maule besetzen.  
am 5. Juni 1676 brachten drei seiner Schiffe ein schwedisches Fahrzeug  
zweiundzwanzig Kanonen und einen feindlichen Pranger in der Fiske ab  
belnd fuhrte man die Preise, den mit spanischem Salz beladenen „Leopold“  
den Kolberger Hafen; zum erstenmale flatterte der brandenburgische Adler  
über der schwedischen Flagge.

Schon Ende 1674 hatte Friedrich Wilhelm seinen Völkern ermächtigt, an



Der Große Kurfürst bei der Belagerung von Stettin.

Zerückung von den Schweden im Hohenzerkmuseum zu Schloß Mondjous in Berlin

haber" Kaprebriefe zum Seekrieg gegen Schweden und Frankreich dasagaden, und ihm hatte der Rathsherr Benjamin Raule zu Widdesburg sofort ein Schiff erworben und die Kaperei eröffnet. Die Generalkaaten aber legten sich aus Interesse ins Mittel und verboten ihren Unterthanen diese Art des Seekriegs. Erst schloß dann der Kurfürst mit Raule einen neuen Vertrag zur Stellung von kriegsmäßig ausgerüsteten Fahrzeugen.

Das ganze nächste Jahr mußte an die Eroberung des wichtigen Ziel gewendet werden: ungeheure Vorbereitungen waren erforderlich. 140 Schuttschuhe wurden zur Stelle geschafft. Nach viermonatlicher Belagerung (1677 bis Dezember 1677), während der die Bürgerschaft mit der schwedischen Partei an Opfermuth und Tapferkeit gewetteifert hatte, mußte sich das Bollwerk metns dem Kurfürsten ergeben: am 6. Januar 1678 hielt er seinen Einzug in die bezwungene Feste, die Stadt lag fast in Trümmern. Im Spätherbst 1678 auch Stralsund, das selbst Wallenstein nicht hatte zwingen können, nach der Einnahme von Greifswald (16. November) hatten die Schweden den Platz in Pommern verloren. Jetzt machten die Feinde einen letzten Versuch von Polen begünstigt, dessen neuer König Johann Sobieski von ihnen völlig abhängig war, machten sie aus Livland einen Einfall in das Herzogthum Preussen. Um ihnen Einhalt zu thun sandte der Kurfürst den General Marschalck voraus und ließ ein auserlesenes Heer unter Derfflinger, Göke und Zieten folgen (Januar 1679). Als die Schweden den Rückzug antraten, wurden sie nachdrücklich verfolgt; das Fußvöll bestieg Schlitten und überdauerte die eisige Kälte. Um den Schweden den Rückzug abzuschneiden marschirte der Kurfürst mit dem Hauptheer über das kurische Haff nach der Mündung der Memel und vereinigte sich dort mit der tapferen Schar des Christen Henniges von Treffensfeld, der die Nachhut der Schweden bei Splutter vernichtet hatte. Schöning jagte, während das erschöpfte brandenburgische Heer zum ersten Mal Winterquartiere bezog, den Schweden bis in die Nähe von Riga nach: nur 1200 Feinde hatten sich, ohne Geschütz und Gepäck, nach Livland gerettet.

Aber um die Frucht des Sieges, um den Lohn so großer Anstrengungen ward der Kurfürst doch betrogen. Seine Bundesgenossen ließen ihn im Stich. Schon seit dem Jahre 1676 war ein Friedenscongreß in Nimwegen verhandelt worden. Das holländische Räthervoll saßte nach Frieden, sobald der erste Feind Frankreichs abgewehrt war, das Reich theilte die Bestimmungen der Congreßstaaten: man erkannte nicht, daß der Brandenburger in den Schweden ein Feind des Reiches bekämpfte. Die Wiener Regierung hatte mit den türkischen Ungarn zu thun, an deren Spitze jetzt der junge statthalterliche Kaiser Emerich Tököly getreten war (1678).

Wie sehr Frankreich hier, in dem Kurkreuzkrieg, die Hand im Spiel hatte, ist der Umstand, daß die von Tököly geprägten Münzen auf einer Seite dessen Bild und die Umschrift trugen: „Tököly princeps partium Hungariae dominus“, „Tököly princeps der ungarischen Reichstheile“ und auf der andern das Bild Ludwigs XIV. und die Worte: „Ludovicus XIV. Galliae rex, Protector Hungariae“, „Ludwig XIV. König Frankreichs, Ungarns Beschützer.“



1. Turm nach Verfallung hatten. 6. 6. 6. Neuere Umwallung des nördlichen Theils.  
 2. Mauerliches Schloß (Hofburg). 11. Ein großes Hauptgebäude, auf welches man eine  
 12. e, durch Contreminne der Vertheidiger in die Luft gesprengt. 13. 14. 15. 16. Mauer-  
 17. 18. 19. 20. 21. Hauptthor des Festungsbereichs.





Frederik Wilhelm I. d. Grötte Kon.  
König von Preussen

Der Große Kurfürst im späteren Lebensalter.  
Nach dem gerühmten holländischen Kupferstecher von J. Wale



Natürlich hatte Leopold I. auch keine Lust, zur Vermehrung der brandenburgischen Macht beizutragen und den Kurfürsten gegen die Schweden zu unterstützen. Den Krieg gegen Frankreich hatte der Kaiser allerdings als Reichskrieg nach länger zögern wollen, um Oesterreichs Ansehen im Reich zu heben: da aber die Generalstaaten erst Waffenruhe, dann (10. August) Frieden mit Frankreich schlossen, ließ auch Spanien diesem Beispiele folgen, beschloß der Kaiser im Namen des Reiches den Kampf zu beenden. Am 3. Februar 1679 schloß Leopold mit Ludwig XIV. ab: war erhielt Herzog Karl von Lothringen sein Land zurück, aber unter so demüthigenden Bedingungen, daß der Fürst es vorzog, in der Heimat in kaiserlichen Diensten zu verbleiben. Der Westfälische Friede, der Leist, auch der Ruinstand Schwedens im Reich, sollte unversehrt erhalten werden: den Kaiserlosen wurde der Durchmarsch durch das Reich gestattet, um den Kaiserlichen nöthigenfalls zum Frieden zu zwingen.

Noch einmal prüfte der Kurfürst seine Lage, seine Aussichten: noch einmal erwog er die Möglichkeit, den Kampf gegen Frankreich allein aufzunehmen: als er sich allenthalben verlassen sah, ein französisches Heer an die Weiser rückte, wählte er sein Haupt vor dem französischen Machtthron. Nicht einmal Stettin konnte er retten: nur eine unbedeutende Grenzberichtigung an der Oder gewährte die Gnade von St. Germain en Laye (29. Juni 1679).

1679

Man erzählt, der Kurfürst habe bei der Unterzeichnung des demüthigenden Vertrags zermantelt, daß er jähren gelernt; er soll den Virgilvers citirt haben: „Eius est et unum salutare existeret ex ossibus nostris“ („Exortato aliquis nostris ex ossibus nostris“). Zum Texte der Friedenspredigt wählte er die Worte des Psalmisten (118, 5): „Ich setze mich auf den Herrn vertrauen und ich nicht verlassen auf Menschen.“

Für Brandenburg bedeutete dieser Friede, zu welchem der Kurfürst durch die Erbverbindung seiner Verbündeten gezwungen war, einen förmlichen Wechsel des politischen Systems. Mannhaft hatte Friedrich Wilhelm gegen die wachsende Suprematie Ludwigs XIV. gekämpft: nach seinen letzten Erfahrungen mußte er sich ergeben, daß unter den obwaltenden Verhältnissen an sich nicht zu denken sei. Jetzt brach er mit seinen Landesgenossen völlig gegen Spanien, das ihm die verlangte rückständiger Hilfsgeelder weigerte, sandte er die Kreuzer in See: mit den Niederlanden kam es zu unheilbarster Spannung. Auf den Kaiser Rücksicht nehmen hatte er vollends keinen Grund: während in Paris hatte der Wiener Hof die Verlegenheit des Kurfürsten benutzt, um Brandenburg in seinem unbedingten Recht auf die schlesischen Fürstenthümer Pommern, Stettin und Wolken zu kränken.



Brandenburgs Ansprüche beruhten auf einer Erbverbindung, welche Joachim II. und der Herzog Friedrich von Preußen im Jahre 1537 bei einer Doppelverheirathung

Brandenburgisches Rondell - Von dem die Brandenburg auf Wägen darstellenden Götzen in Membrum.



Kriegsschiffe des Großen Kurfürsten.

Nach den Medaillen im Hohenollernmuseum in Schloß Charlottenburg.

threr Kinder gelöst hatten. Der Tod des letzten Kurfürsten aus dem alten preussischen Herrscherhause erfolgte in den Tagen der Schlacht von Tschesellen, und der Kurfürst wurde acht Tage nach seinem Siege seine Kaiserkrone in Wien an. Trotzdem zog er in die Lande als heimgestorbene Lehen der Krone Preussen ein. Ebenso hielt der Kaiser die Konstitution des Kurfürstenhauses zu Brandenburg aufrecht, obwohl es nach dem Tode des Kurfürsten Brandenburg hätte fallen müssen.

So unnatürlich es auf den ersten Blick erscheint, der Kurfürst hatte die Partei Frankreichs. Kein Freund der Gerechtigkeit, schreckte er, wie bei den schwedisch-polnischen Kriegen von 1656 gesehen, vor einem schroffen Parteilichkeit nicht zurück, sobald ihm die Rücksicht auf das Wohl seines Staates gebietet wurde. In einem geheimen Allianzvertrage (vom 20. Oktober 1679) übernahm Ludwig XIV. die Garantie der brandenburgischen Besitzungen und versprach „besonderen Freundschaftsbeweis“ auf zehn Jahre je 100,000 Lues zu leisten. Friedrich Wilhelm verpflichtete sich, vorkommenden Falls den französischen Truppen freien Durchzug durch sein Gebiet zu gestatten und bei der nächsten Kaiserlichen Königswahl für den französischen König oder Dauphin zu wirken.

Wie das Reich ihn selbst, so gab auch der Kurfürst das Reich eine bellagenswerther Entschluß. So tief war das Reich jetzt gesunken, daß die französische Monarchie auf die Anerbietungen in betreff der Wahlmänner. Die spanische Monarchie zuerst hochmüthig erwiderte, „die deutsche Kaiserkrone nichts als Verdruss, Verwirrungen und keinen Vortheil.“

dem Allerhöchsten schwer zu verantworten haben, wenn wir diese intendirte Ausrottung des reinen Evangeliums gleichfalls mit gebundenen Händen noch ferner setzen wollten: den Erlaß Ludwigs XIV. beantwortete er durch das Potsdamer Edikt vom 8. November 1685, laut dessen er versprach, allen aus Frankreich vertriebenen französischen Reformirten in seinen Landen eine sichere Zufluchtsstätte zu bereiten.

Über 15,000 Vertriebene folgten dem Rufe des Kurfürsten; die eingewanderten Landwirthe brachten eine ganze Reihe neuer Erwerbszweige mit, die nun Gegenstand ständiger Pflege wurden; die ländlichen Kolonisten förderten im besondern die höhere Gartenkultur. Alle „Refuzés“ haben dem brandenburgisch-preussischen Staat seine Gastlichkeit und dem Kurfürsten seine Hochherzigkeit in Zeiten der Noth reichlich vergolten.

Energisch beantwortete der Kurfürst die entrüsteten Demonstrationen Ludwigs XIV.: mit der unnatürlichen Freundschaft beider Fürsten war es für immer vorbei.

## 11 Die letzten Regierungsjahre des Großen Kurfürsten 1685—1688

Wäre er eine Schuld zu zahlen, trat der Große Kurfürst opferndig auf Deutschlands Seite: zu Gunsten des Kaisers gab er all seine schlesischen Ansprüche auf und begnügte sich mit dem von brandenburgischem Gebiet umschlossenen Schwiebusser Kreise. Auf diese Bedingung hin wurde am 22. März 1686 zwischen ihm und dem Kaiser eine geheime Allianz geschlossen, und im April darauf zog ein brandenburgisches Hilfscorps von 5000 Mann unter dem Kommando von Schöning nach Ungarn, um dem Kaiser gegen die Osmanen beizustehen, damit er endlich die Hände frei bekomme gegen den Erbfeind der Welt.

Das brandenburgische Heer zeichnete sich in diesem Jahr besonders bei der Eroberung Lüns aus (2. September 1686). Einen weiteren Sieg nuzte der kaiserliche Feldmarschall Ungarus Caraffa im Jahre 1687 zur völligen Vernichtung des zweideutigen osmanischen Vognatenthums. Die kaiserliche Regierung selbst mußte schließlich gegen das Erbfeindthum von Eperius einschreiten, aber sie konnte die unschuldig Gemordeten durch die Herausgabe der Todesurtheile nicht ins Leben zurückrufen, auch verlor Caraffa, dessen Name zu einem Aushworte in Ungarn wurde, die Gunst des Hofes nicht.

In der schlesischen Erbfolgeschizane betrog der kaiserliche Hof den Kurfürsten auf die schlaueste Weise. Man ließ sich nämlich von dem Kurprinzen, welchem das von seinem Vater im Januar 1686 errichtete Testament ein Dorn im Auge war, einen Nervenschwur abgeben, daß er nach seiner Thronbesteigung gegen Vernichtung des Testaments den Schwiegersohn wieder heranziehen werde. Nachher bestätigte der Kaiser das Testament doch, und zwar gleichwohl auf der bereiteten Gegenleistung.

Im Reich Frankreich machte, seine Hand weiter nach deutschem Reichthum auszustrecken, einten sich seine Gegner im Sommer 1686 zum Kampf gegen das kaiserliche Bündniß; selbst Schweden erinnerte sich, was es der Kaiserin Maria Theresia schuldig war. Der Abbruch dieser europäischen Koalition





Mustapha Basha, Magni Turearum Imperatoris Minister Primarius: Post acceptam eisdem  
 ab Hadem obtinuit, jussu Imperatoris supremo diei Alba Graeca strangulatus et decollatus.  
 Mustafa Basha, des türkischen Großherrn erstes Minister; nach erhaltener Niederlage vor  
 Belgrad am 28sten Brichl seines Kaisers zu Belgrad (Griechisch Wethenburg) erdrosselt und  
 enthauptet. — Gleichzeitiges Kupferstichbildniß von J. G. Schenk.

luste nach sich ziehen könne. Das entscheidende war, daß sich Friedrich Wilhelm dem Dienste des Reiches entzog: er allein hätte alle Patrioten unter seinem Banner zu erfolgreichen Thaten sammeln können, aber er stand grollend fortwärts und hatte auch keine Lust, von neuem für Kaiser und Reich einzutreten, um von beiden zum zweiten Male der Rache des Siegers preisgegeben zu werden. <sup>1682</sup> Indessen beklagenswerth war, was er that: am 11. Januar 1682 schloß er mit Frankreich einen definitiven Allianzvertrag. Rücksichtslos nutzte der Kurfürst die Situation aus, um mit dem Hause Habsburg Abrechnung zu halten: er forderte Entschädigung für seine schlesischen Ansprüche (Frühjahr 1683).

Steuerlos trieb das Reich dem Untergange zu, den Stürmen preisgegeben, die der Machthaber von Versailles erregt hatte. Kein Mittel, das Erfolg versprach, schien dem französischen Könige zu schlecht, seinen Bundesgenossen weiter zurück, der zum Sturze des Kaisers beitragen konnte. Im Jahre 1682 ließ es, Ludwig habe der Pforte die Theilung der österreichischen Lande angetragen: Böhmen, Schlesien und Mähren sollte der französische Dauphin, den Ludwig zum nächsten römischen König und Kaiser ersehen hatte, als Ausstattung erhalten. Gewiß übertrieb das Gerücht, aber am Schluß des Jahres 1682 äußerte ein französischer Diplomat, „sein Herr werde noch eine Zeit innehalten und lauern, sobald aber der Türke erscheine, werde er auf allen Ecken auf einmal losbrechen und vielleicht bis Böhmen vordringen.“

Näher und näher rückte diese Gefahr: gegen Frankreich suchte sich der Kaiser durch das Luxemburger Bündniß zu sichern, das er mit zahlreichen Reichsfürsten abschloß, — Brandenburg blieb ihm fern. Der Werbung um Türkenhilfe aber <sup>1682</sup> war der Regensburger Reichstag (Dezember 1682) wenig günstig: den Reichsfürsten, den der Kurfürst wenigstens für diesen Zweck bot, lehnte man in Wien dankend ab: man befürchtete, diese Truppen würden sich Schlesiens bemächtigen, um gegen die Türken zu ziehen.

So war der Kaiser zunächst auf die Streitmacht seiner eigenen Staaten <sup>1683</sup> angewiesen: außerdem war ihm die Hilfe Polens sicher, (seit 31. März 1683, dessen König Johann Sobieski sich endlich der französischen Freundschaft erwidern hatte. Gleichwol hätte Leopold den Kampf gern vermieden, allein Frankreich schürte unablässig die Kriegslust der Pforte: Ludwig XIV. hoffte, da Sobieski seine Rüstungen beendet, würde das Haus Oesterreich durch die Türken und den Ungarn Tököly vernichtet sein. Wirklich brach das Türkenheer schon an demselben Tage, wo der Vertrag mit Sobieski geschlossen wurde, von Anagnin auf: am 1. Mai musterte der Großherr und sein Feldherr, der Großvezir Kara Mustafa, bei Belgrad das größte Osmanenheer, das je in den Kampf gezogen (230,000 Mann mit 300 Geschützen). Das kaiserliche Hauptheer unter Karl von Lothringen nebst den kleinen Korps zählte höchstens 60,000 Mann und war nicht ausreichend, die langgestreckte österreichisch-ungarische Grenze zu decken. Am 26. Juni stand der furchtbare Feind vor Raab, nach einem heftigen unweit Raab, wo „Prinz Eugen“ zum ersten Mal unter kaiserlicher Fahne kämpfte, zog sich Karl von Lothringen auf Wien zurück. Ungebeert



dem Völkchen nicht zu verantworten haben, wenn wir diese intendirte Ausbreitung des reinen Evangeliums gleichsam mit gebundenen Händen noch ferner fördern wollten“; den Erlaß Ludwigs XIV. beantwortete er durch das Potsdamer Edikt vom 8. November 1685, laut dessen er versprach, allen aus Frankreich vertriebenen französischen Reformirten in seinen Länden eine sichere Zuflucht zu bereiten.

Über 15,600 Vertriebene folgten dem Rufe des Kurfürsten; die eingewanderten Franzosen brachten eine ganze Reihe neuer Erwerbszweige mit, die nun Gegenstand seiner Pflege wurden; die ländlichen Kolonisten förderten im besondern die höhere Wirtschaft. Alle „Neuländer“ haben dem brandenburgisch-preussischen Staat seine Gütlichkeit und dem Kurfürsten seine Hochherzigkeit in Zeiten der Noth reichlich vergolten.

Ungleich beantwortete der Kurfürst die entrüsteten Demonstrationen Ludwigs XIV.: mit der unnatürlichen Freundschaft beider Fürsten war es für immer vorbei.

### 11. Die letzten Regierungsjahre des Großen Kurfürsten 1685—1688

Als hatte er eine Schuld zu zahlen, trat der Große Kurfürst opferfreudig auf Österreichs Seite: zu Gunsten des Kaisers gab er all seine schlesischen Länder, die auf und begnugte sich mit dem von brandenburgischem Gebiet umgebenen Schwednitzer Kreise. Auf diese Bedingung hin wurde am 22. März 1686 zwischen ihm und dem Kaiser eine geheime Allianz geschlossen, und im nächsten darauf zog ein brandenburgisches Hilfscorps von 8000 Mann unter Hans Adam von Schöning nach Ungarn, um dem Kaiser gegen die Osmanen beizustehen, damit er endlich die Hände frei bekomme gegen den Erbfeind in Italien.

Das brandenburgische Heer zeichnete sich in diesem Jahr besonders bei der Eroberung Ofens aus (2. September 1686). Einen weiteren Sieg mußte der kaiserliche Statthalter Ungarns Caraffa im Jahre 1687 zur völligen Vernichtung des zweideutigen osmanischen Regiments führen. Die kaiserliche Regierung selbst mußte schließlich gegen das Einwirken von Eperies einschreiten, aber sie konnte die unschuldig Gemordeten durch die Forderung der Todesurtheile nicht ins Leben zurückrufen, auch verlor Caraffa, dessen Name in einem Andenken in Ungarn wurde, die Gunst des Hofes nicht.

In der schlesischen Erbfolgsfrage betrug der kaiserliche Hof den Kurfürsten auf die gleiche Weise. Man ließ sich nämlich von dem Kurfürsten, welchem das von seinem Vater im Januar 1686 errichtete Testament ein Dorn im Auge war, einen Revers ausstellen, daß er nach seiner Thronbesteigung gegen Vernichtung des Testaments den Schwereid nicht mehr herausgeben werde. Nachher bestätigte der Kaiser das Testament doch, indem aber gleichwohl auf der vereinbarten Gegenleistung.

Der Kaiserreich Wien machte, seine Hand weiter nach deutschem Reichthum auszuweiten, einten sich seine Gegner im Sommer 1686 zum Angeltaner Bündnis: selbst Schweden erinnerte sich, was es der osmanischen Fäule schuldig war. Der Abschluß dieser europäischen Coalition

protestantischer und katholischer Mächte ward dadurch erleichtert, daß selbst der Papst die Uebermacht des bourbonischen Hauses zu fürchten begann. Der Große Kurfürst aber entwarf auf Wunsch des Kaisers eigenhändig den Kriegsplan für den bevorstehenden Kampf: neben den kaiserlichen Truppen sollten 22,000 Brandenburger „den geraden Weg nach Frankreich und auf Paris gehen.“

Ehe man den Plan verwirklichen konnte, galt es, England aus dem unnatürlichen Bunde mit Frankreich loszureißen: schon richteten sich aller Hoffnungen und Wünsche auf Wilhelm von Oranien, der berufen schien, die Vollkraft des protestantischen Inselstaates zu verjüngen und der Mißregierung der katholischen Stuarts ein Ende zu bereiten. „Der Kassauer wird die Krone Englands davontragen“, verkündete der alte landflüchtige Herzog Karl von Lothringen: auch der Große Kurfürst sah es voraus.

Unter den geheimen militärischen und diplomatischen Vorbereitungen zur entscheidenden Expedition des Oraniers verließen die letzten Monate des Großen Kurfürsten. Eine höchst bedeutsame Rolle war ihm zugeordnet: wenn Ludwig XIV. um dem katholischen Stuart beizuspringen, die Generalstaaten angriffe, sollte Friedrich Wilhelm die Niederlande decken. Seit den letzten Monaten des Jahres 1687 sammelten sich in aller Stille seine Truppen in den flävischen Landen, aber es sollte ihm nicht vergönnt sein, den Triumph der guten Sache zu erleben. Seit zwei Jahren war er fast unablässig von Krankheit gequält, häuslicher Kummer war ihm nicht erspart geblieben: wie ihm das Leben nicht leicht geworden war, sollte es auch der Tod nicht sein. Seit dem Anfange des Jahres 1688 war sein Leben fast nur noch ein Ringen mit dem Tode.

Die Herwürfnisse in der kurfürstlichen Familie hingen mit Friedrich Wilhelm's zweiter Ehe zusammen. Die Kurfürstin Dorothea verstand trotz mancher guler Eigenschaften nicht, sich in das richtige Verhältniß zu ihren Stiefkindern, namentlich zum Kurprinzen Friedrich, zu setzen. Als im April 1687 Markgraf Ludwig, der damals noch lebende Sohn aus der ersten Ehe des Kurfürsten, plötzlich starb, verließ der Kurprinz mit seiner Gemahlin den Hof, begab sich nach Hannover und verweigerte hartnäckig die Rückkehr. Es war viel von Vergiftungsplänen, durch welche Dorothea ihren Sohn die Nachfolge zuwenden wollte, die Rede. Auch die politische Intrigue benutzte und steigerte das peinliche Herwürfniß; schließlich mußte der Kurprinz auf Befehl des Vaters und Souveräns doch nach Berlin zurückkehren.

In inniger Verbindung mit diesem Herwürfniß steht die vielberufene Weisheit von dem Testament des Großen Kurfürsten. Ist auch die früher verbreitete Ansicht, der Kurfürst habe, entgegen dem Hausgesetz des Markgrafen Albrecht Achilles, den vier Söhnen seiner zweiten Ehe ansehnliche Landestheile als selbständige Fürstenthümer zuweisen und so den Hausbesitz zer Splitttern wollen, durchaus unhaltbar, so hat man doch neuerdings die Gefahren und Nachtheile der letztwilligen Verfügungen des Kurfürsten zu sehr unterschätzt. Streit und Hant waren jedenfalls die Folge derselben gewesen, wenn nicht günstige Umstände und der brandenburgische Familiensinn eine anderweitige Regelung der Erbtheile ermöglicht hätten.

Bis zum letzten Tage seines Lebens leitete der Kurfürst die Staatsgeschäfte: mit welchen Gedanken seine Seele erfüllt war, zeigten die Namen, welche er noch am 7. und 8. Mai als Parole gab: „Amsterdam“ und „London.“ Nachdem



**Bildniß des Großen Kurfürsten in seinen letzten Lebensjahren.**

*Nach dem ausserordentlich scharf gezeichneten Originalbild von Benjamin Block*

*Unterstützt des Blattes. Hanc Serenitas Suae effigiem ad vivum expressam alla maniera nostra  
Humilime offert ei consecrat  
Heren. a.*

Devotissimus

Benjamin Block

*(geb. 1704 in Berlin; gest. 1789)*



den Zeugen Abschied genommen, endete nach qualvollem Ringen am 1. des große Leben. „Ich weis, daß mein Erlöser lebt“, waren die letzten 1689  
des Kurfürsten, der für die evangelische Wahrheit und Freiheit nicht weniger  
eingetreten war, als für das Wohl seines Staates und die Ehre des  
Vaterlandes und der deutschen Nation.

Der hat viel gethan“, sagte nachmals Friedrich der Große am Grabe  
Absterben. Auch seinen Zeitgenossen konnte nicht entgehen, mit welcher  
Erfolg diefer Fürst den Staatsgedanken ergriff und mit welcher Energie  
verwirklichte. Sich selbst so wenig schonend, wie seine Unterthanen, schuf  
ein geordnetes und blühendes, leistungsfähigen Staat, aus einem Chaos,  
Schimmer war als ein Nichts. Aber nicht der brandenburgisch preussische  
allein ist dem Großen Kurfürsten zu ewigem Danke verpflichtet, sondern  
die Nation und das ganze Reich. In dem morschen und unterwühlten  
Deutschlands legte er mit norddeutscher Zähigkeit die Fundamente zu  
Territorialstaat, der, in gleichem Sinn, mit gleichem Geschick, nach gleichem  
ausgebaut, den großen nationalen Aufgaben eine gesicherte Heimstätte  
n, der Nation selbst dereinst ein schützendes und schirmendes Obdach ge  
ben sollte.

Siehe 148a schließt der neueste Biograph des Großen Kurfürsten (B. Erdmannsdörfer)  
ein Werk, dem hier gar manches entnommen ist, mit dem innigen Wort: „Gefegneten  
Indem soll er bei denen sein, die unter den Fruchtäulen wohnen, die er gepflanzt  
hat.“ Ferner hebt er auch hervor, das wahre Abbild des unvergleichlichen Mannes sei  
nicht der von dem gemalten Schlüter geschaffene majestätische Triumphator, sondern die  
neuer Darstellung von Camphausen, wie er im Kriegsschmuck bei Zehrbellin die lange  
spanische Klinge aus der Scheide zieht zum entscheidenden Angriff. „Der Sieg ist noch  
nicht gewonnen, aber er blüht ihm aus den Augen.“



Sarkophag des Großen Kurfürsten im Dom zu Berlin.

## 12. Vom Tode des Großen Kurfürsten bis zum Frieden von Ryswiß (1688—1697).

Fast schien es, als habe Ludwig XIV. nur den Tod des Großen Kurfürsten abgewartet, um von neuem seine Eroberungspläne aufzunehmen: sein Angriff galt der Pfalz, welche der König für die an den Herzog von Orleans vermählte Elisabeth Charlotte (die „Liselotte“) beanspruchte; außerdem trat er für die angeblichen Rechte seines langjährigen Agenten Wilhelm von Fürstenberg ein, der, von dem überwiegend französisch-gefinnten Kölner Kapitel zum Erzbischof erwählt, sich gegen den bairischen Gegenkandidaten nicht hatte behaupten können.

Nach dem Tode des Pfalzgrafen Karl (1655) von der Simmernschen Linie hätte die Erbschaft den Reichs- und Hausgesetzen zufolge an die katholische Nebenlinie Pfalz-Neuburg fallen müssen: Ludwig XIV. beanspruchte für Elisabeth Charlotte, die Schwägerin des Verstorbenen, außer dem Kurfürstenthum alle Besitzungen, die nicht nachweisbar Reichslehen seien.

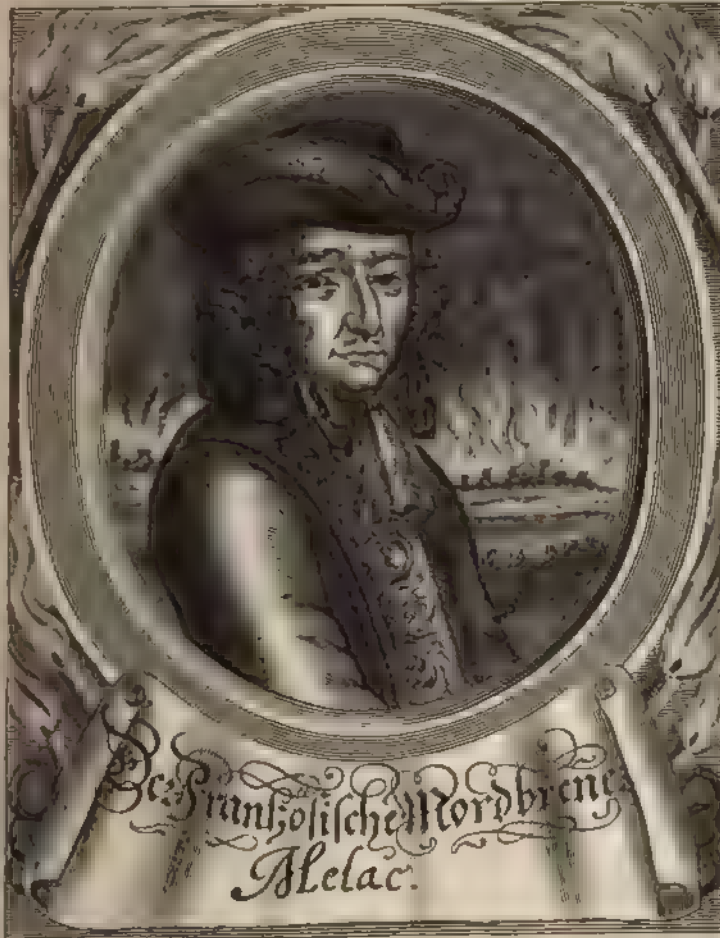
Noch war die große Koalition, die, den Oranier an der Spitze, Frankreichs Uebermacht brechen sollte, nicht geschlossen, — im November 1688 schiffte sich 1688 Wilhelm von Oranien erst zur Eroberung Englands ein, — die rheinischen Kurfürsten waren Ludwig XIV. geneigt; wie hätte da die Pfalz widerstehen können. Die Wehrlosigkeit des Reiches war nicht neu: wohl aber die Kriegsführung, die auf Befehl des französischen Kriegsministers Louvois in der wehrlosen Pfalz geübt wurde. Um dem Reiche es unmöglich zu machen, von hier aus später den Krieg gegen Frankreich zu eröffnen, wurde diese blühende Gegend, die sich endlich von den Drangsalen des dreißigjährigen Krieges erholt hatte, im Frühjahr 1689 1689 des Jahres 1689 durch den barbarischen Melac systematisch verheert. Dörfer und Städte wurden in Asche gelegt, Heidelberg ging zum Theil in Flammen auf, in Worms blieb nur die Domkirche verschont, in Speier durchwühlten habgierige Hände die ehrwürdigen Grabstätten der deutschen Könige, welche der regierende Kaiser nicht zu schützen vermochte. Das Reichskammergericht flüchtete sich nach Weiklar, wo es seine traurige Existenz weiter führte. Die armen Einwohner der Pfalz wurden gezwungen, den französischen Mordbrennern bei der Verwüstung ihrer Heimstätte hilfreiche Hand zu leisten.

Der einzige Fürst, der Frankreich sofort entgegentrat, war der Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg. Getreu den väterlichen Traditionen ließ er schon im Winter 1688/89 ein ansehnliches Heer an den Rhein marschiren und rettete wenigstens Köln.

Der Frühling des Jahres 1689 schien der Welt die Erlösung von dem Joche Frankreichs bringen zu sollen. Die Unternehmung des Oraniers war vollständig geglückt, der Kaiser, der den Greueln in der Pfalz ohnehin nicht länger müßig hätte zuschauen können, wurde zu einem Truf- und Schutzbündniß gewonnen. Außer ihm und den Seemächten England und Holland umfaßte die



die Allianz  
das deut-  
Reich und  
dreieinge-  
eneren Für-  
als selb-  
ndige Wun-  
der: Däne-  
er und  
sueden, in  
den Pie-  
nt Savoyen,  
her ein fran-  
sicher Lehn-  
u. nahmen  
dem Rande  
Welche  
olge hätte  
erringen  
sien, wenn  
igten und  
rgie wi-  
h allen Ver-  
boten ge-  
bet hätte  
die einzel-  
nicht oben-  
durch die  
anderen Ver-  
nisse in  
eigenen  
laten behin-  
und ge-



Der französische Mordbrenner Melac. Wucherziger End.

nt worden wären! Aber die Stellung des Draniers in England war noch  
zu schwierige: das Parteigezänk der Parlamente, der Ehrgeiz nebenbuhle-  
her Staatsmänner lähmte seinen starken Arm: kaum setzte er die Zahlung der  
Kriegsgelder durch, deren man zur Kriegsführung bedurfte. Der Kaiser mußte ängst-  
liche Sorge auf die Türken wenden, welche nach einer allerdings schweren Nieder-  
lage dennoch wieder ihre Haupt erhoben.

Am 1. August 1691 erlocht Markgraf Ludwig von Baden seinen glänzendsten Sieg  
bei den Zalanen; als er aber den ungarischen Kriegshauptort mit dem rheinischen  
hätte vertauschen müssen, gingen die Dinge reißend schnell rückwärts.

Der Krieg endlich war, wie immer, in sich uneinig, besonders seit der ehr-

geizige Herzog Ernst August von Braunschweig-Lüneburg den Versuch machte (1690), sich seine geistlichen Dienstleistungen vom Kaiser durch Ertheilung der Kurwürde (Hannover) vergelten zu lassen.

Am 22. März 1692 kam er ins Reich mit dem Kaiser, nachdem er eine ewige Union zwischen den Häusern Habsburg und Hannover errichtet und sich zu bedeutenden Truppenleistungen und Geldzahlungen für den Franzosen- und Türkentrieg verpflichtet hatte. Diese Ertheilung einer neunten Kur ohne vorgängige Einwilligung der Kurfürsten war unrechtmäßig und gab Ludwig XIV. nur Gelegenheit, sich von neuem in deutsche Reichsangelegenheiten zu mischen. Denn die „correspondirenden“ Fürsten, welche dem Kaiser seine Erhebung mißgönnten, traten in Verbindung mit Ludwig XIV., der ihnen seine Unterstützung angelegentlich zusicherte und so, inmitten des Krieges, die Wehrkraft des Reiches zu zersplittern und zu schwächen wußte. — Die Katholiken strebten nun eine zehnte Kur ihres Bekenntnisses an (Salzburg); der Kaiser verlangte für Böhmen Sitz und Stimme im permanenten Reichstag.

Unter diesen Verhältnissen waren die kriegerischen Erfolge des großen Bündnisses unbedeutend und vorübergehend. Verhältnismäßig am meisten leistete der Brandenburger, der am 12. Oktober 1689 nach mehrmonatlicher Belagerung das wichtige Bonn einnahm und im weiteren Verlauf des Krieges seine Truppen nach all den verschiedenen Kriegsschauplätzen entsendete; nicht nur am Rhein, auch in Ungarn und in der Lombardei (1694 bei der Eroberung von Casale) behaupteten sie ihren alten Ruhm.

Aber im übrigen schleppte sich der Krieg nur schwerfällig weiter: im Hauptquartier der kaiserlichen und Reichsarmee herrschte Zwietracht zwischen Leopold Feldherrn Caprara und Hans Adam von Schöning; der Marschall von Luxemburg gewann in den Niederlanden einen Erfolg nach dem andern — so zuerst bei Fleurus und Stenkerken, dann 1693 den glänzenden Sieg bei Ramwincken über Wilhelm von Oranien; in Italien wurde der Herzog Viktor Amadeus von Savoyen durch Catinat bedrängt und neigte seit seiner Niederlage bei Marsaglia (9. Oktober 1693) zum Ausgleich mit Frankreich. Vergeblich suchte ihn Eugen von Savoyen in der Treue zu erhalten: am 1. August 1696 schloß er mit Frankreich einen Sonderfrieden ab. Spanien war des Krieges müde, Wilhelm von Oranien ohne Geldmittel, der Kaiser mußte alle Kräfte für den Entscheidungskampf gegen die Türken zusammenraffen: so wurden unter schwedischer Vermittlung im Jahre 1696 Verhandlungen eröffnet, welche am 30. Oktober 1697 zum Frieden von Ryswijk führten.

Zwar hat der Ryswiker auch diesen Frieden als „Reißweg-Frieden“ bezeichnet, aber im ganzen überraschte Ludwig XIV. Europa durch seine Mäßigung. Dieselbe erklärt sich aber sehr leicht dadurch, daß eine viel wichtigere Sache, die spanische Erbfolgefrage, ihm weit näher gerückt war und Freundschaft mit Spanien empfahl. Kehl, Philippsburg, Zweibrücken, Freiburg und Breisach wurden von Ludwig zurückgegeben.

Aber allerdings wünschte der französische König nicht, den Frieden zu bewilligen, ohne einen neuen Zankapfel ins Reich zu schleudern. Zu diesem Zwecke verlangte er, als „allerchristlichster“ König, daß in allen Ortshäusern, wo auch



**Bildniß des Großen Kurfürsten in seinen letzten Lebensjahren.**

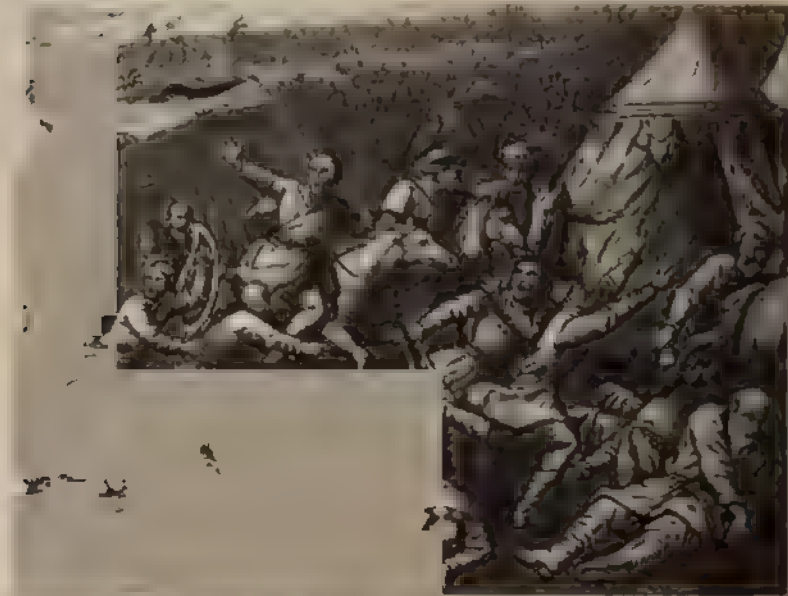
Nach dem ausserordentlich seltenen und des Schabkunststuck von Giovanni Biondi.

Unterdrückt des Blattes: Haec Serenit. Suae effigiem ad vivum expressam *alla maniera nuova*  
Humillime offert et consecrat

Nurn. B.

Devotissimus

Benjamin Elck  
(geb. 1684, † 1754)



Flucht der Türken bei Zenta.

Aus dem „Theatrum Europaeum.“

mußte vom jenseitigen Ufer der Vernichtung der Seinen zuschauen, er flüchtete nach Temesvár nach Belgrad. Die kaiserliche Armee hatte nur geringen Verlust gelitten (2000 Mann), von den Türken bedeckten 20,000 das Schlachtfeld, 1000 verschlang der Strom, unermehlich war die Beute.

Die Tradition erzählt, — nicht gerade zum Ruhme des bedächtigen Wiener Kriegsrathes — Prinz Eugen habe vor der Schlacht von demselben ein abgemessenes Schreiben erhalten, dasselbe aber in richtiger Vorauslegung seines Inhaltes in seine Tasche geschoben und den Sieg gewonnen. Darauf sei er vor ein kaiserliches Gericht gestellt worden, weil er den Befehlen des Kaisers zuwidergehandelt habe.

Die Niederlage machte den Sultan und seinen neuen Bezer — der vorher vor Zenta geblieben — zu Verhandlungen geneigt; die gelehrte europäische Politik mischte sich ein, und so trat denn am 19. Oktober 1699 der Friedenskongreß zu Karlowitz (einem Dorfe zwischen Peterwardein und Belgrad) zusammen. Am 26. Januar 1699 erfolgte der Abschluß des fünfundsiebenzigjährigen Friedens, welcher für Oesterreich äußerst günstig war. Es erhielt nicht allein alles Land zwischen Theiß und Donau, sondern auch ganz Siebenbürgen zugesprochen. Kölln, der ruhelose Führer der ungarischen Aufständischen, mußte nach Nikomedien in die Verbannung gehen. So im Frieden gesichert konnte der Kaiser daran denken, endlich auch den Kampf im Westen aufzunehmen. Wo die „spanische Erbschaft“ als Siegespreis winkte, sollte er da nicht zögern, sich mit dem bisher unbefiegten Gegner zu messen? Der Ausgang konnte



Prinz Eugen von Savoyen.

Von Weibul von Merian nach dem Leben gemalt. Gezeichnet von G. Foll.



## 12. Vom Tode des Großen Kurfürsten bis zum Frieden von Ryswick (1688–1697).

Sait ichien es, als habe Ludwig XIV. nur den Tod des Großen Kurfürsten abgewartet, um von neuem seine Eroberungspläne anzunehmen: sein Ziel galt der Pfalz, welche der König für die an den Herzog von Orleans verheiratete Elisabeth Charlotte die „Liselotte“ beanspruchte, außerdem trat er die angeblichen Rechte seines langjährigen Agenten Wilhelm von Furberberg ein, der, von dem überwiegend französisch gesinnten Kölner Kurfürsten, dem Erzbischof erwählt, sich gegen den kaiserlichen Gegenkandidaten nicht durchsetzen konnte.

Nach dem Tode des Pfalzgrafen Karl (1685) von der Summernilfen der Pfalz die Erbschaft des Reichs- und Hausregens zuliebe an die katholische Kurfürstin von Neuburg fallen müssen: Ludwig XIV. beanspruchte für Elisabeth Charlotte, die Tochter des Verstorbenen, außer dem Kurfürstenthum alle Besitzungen, die nicht nachweisbar verloren seien.

Noch war die große Koalition, die, den Franier an der Spitze, Frankreichs Uebermacht brechen sollte, nicht geschlossen. — im November 1688 ist Wilhelm von Oranien erst zur Eroberung Englands ein. — Die rheinischen Kurfürsten waren Ludwig XIV. geneigt: wie hatte da die Pfalz widerstanden? Die Wehrlosigkeit des Reiches war nicht neu: wohl aber die Kriegslust, die auf Befehl des französischen Kriegsministers Louvois in der wehrlosen Rheinlande geübt wurde. Um dem Reiche es unmöglich zu machen, von hier aus den Krieg gegen Frankreich zu eröffnen, wurde diese blühende Gegend, die endlich von den Drangsalen des dreißigjährigen Krieges erholt hatte, im Herbst 1689 des Jahres 1689 durch den barbarischen Melac systematisch verheert. Dörfer und Städte wurden in Asche gelegt, Heidelberg ging zum Theil in Flammen auf, in Worms blieb nur die Domkirche verschont, in Speier durchschnitten halbe Hände die ehrwürdigen Grabstätten der deutschen Könige, welche der römische Kaiser nicht zu schützen vermochte. Das Reichskammergericht flüchtete in den Wehlar, wo es seine traurige Existenz weiter führte. Die armen Einwohner der Pfalz wurden gezwungen, den französischen Nordbrennern bei der Verwüstung ihrer Heimstätte hilfreiche Hand zu leisten.

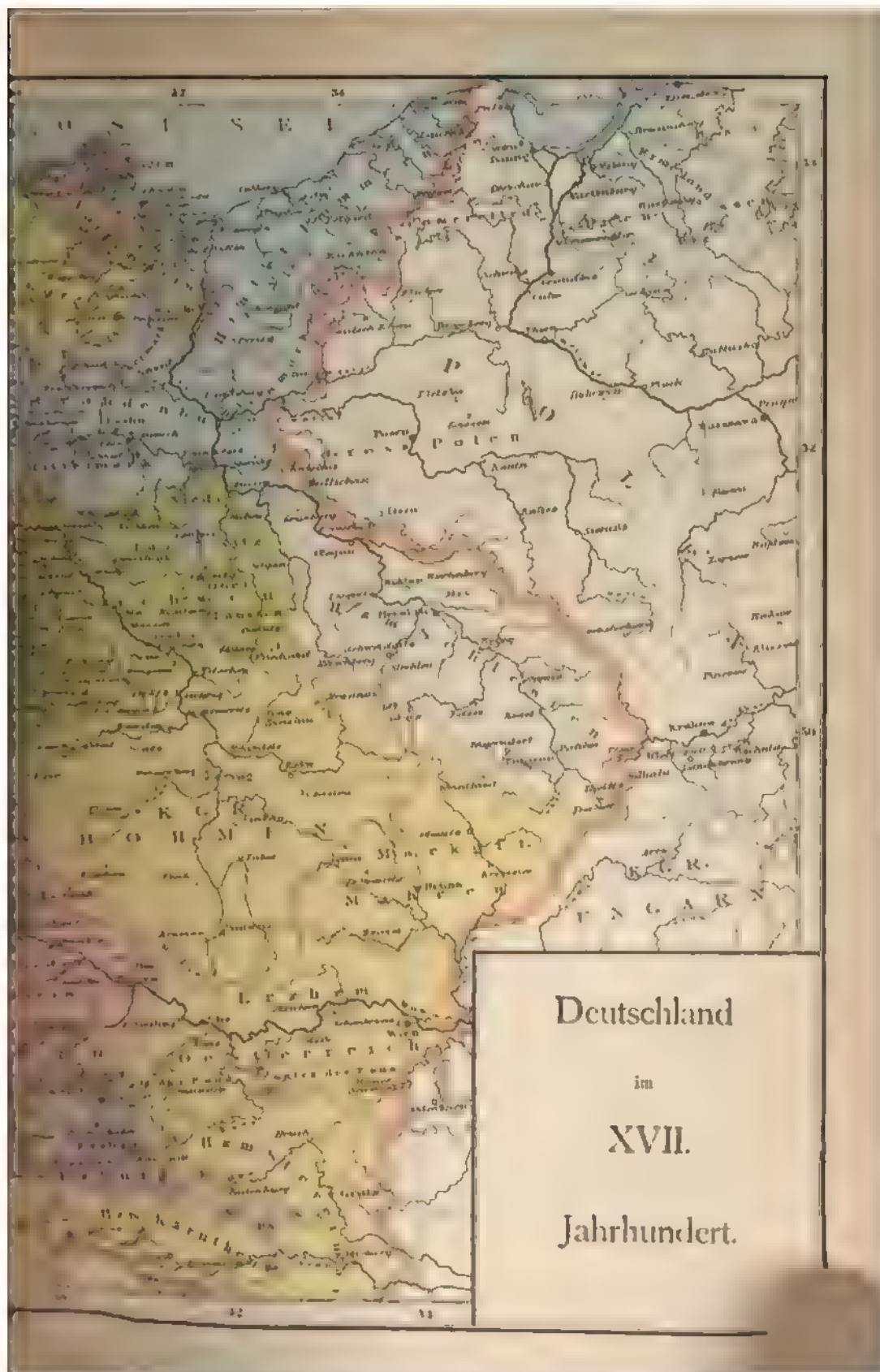
Der einzige Fürst, der Frankreich sofort entgegentrat, war der Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg. Getreu den väterlichen Traditionen ließ er schon im Winter 1688/89 ein ansehnliches Heer an den Rhein rufen und rettete wenigstens Köln.

Der Frühling des Jahres 1689 sahen der Welt die Erlösung von der Noth Frankreichs bringen zu sollen. Die Unternehmung des Oraniers war vollständig gescheitert, der Kaiser, der den Greueln in der Pfalz ohnmächtig länger mähig hatte zuschauen können, wurde zu einem Trutz und Schutz gewonnen. Außer ihm und den Seemächten England und Holland waren die









Deutschland

im

XVII.

Jahrhundert.



geworben, — auf alle Erbansprüche verzichten müssen. Der Kaiser heirathete 1665 die jüngere Tochter des Königs, Margarita Theresia, ohne sich zu rüchzt herbeizulassen. Nun vermählte der Kaiser im Jahre 1685 seine aus dieser ungene Tochter Maria Antonia mit dem damals von ihm sehr begünstigten Max Emanuel von Baiern: doch mußte dieses Paar zu Gunsten der Nachkommenschaft Leopolds nicht allein auf die deutsch-habsburgischen Länder, auch auf die spanische Erbfolge verzichten; nur auf die bereinstige Ueberlassung der Niederlande machte man den etwaigen Nachkommen Max Emanuels Aussicht. Österreichische Erzherzogin konnte nur ihren eigenen Ansprüchen entsagen, nicht Ansprüche ihrer Nachkommenschaft aufgeben. Mitbin war ihr im Jahre 1692 Sohn Joseph Ferdinand der bestberechtigte Erbe des spanischen Thrones.

Inders Frankreich von dem Erbrecht des Baiernfürsten nichts wissen g Wilhelm von Oranien eine Theilung der spanischen Monarchie in nd trat darüber mit Ludwig XIV. in Verhandlung. Wirklich kam ihnen im Oktober 1698 zu einem Vertrage, welcher dem bairischen i Löwenantheil, dem österreichischen Erzherzoge nur Mailand gebracht . Ehrlich gemeint war Ludwigs Zustimmung zu diesen Verein- ht, er hoffte noch immer auf die ganze Erbschaft. i hatten diese Mächte doch eigentlich nicht über die spanische Mon- rfügen; vielmehr kam nicht wenig darauf an, für wen sich König panien entscheiden würde. So wurde denn der spanische Hof der änkvollster Bestrebungen; neben dem kränklichen Könige standen seine hlin, — die Schwägerin des Kaisers und der Cardinal Porto- i Mittelpunkte der Intriguen: für Oestreich wirkten die Grafen Vater und Sohn, für Frankreich zuletzt der rührige Botschafter arcourt.

diesen Verhältnissen war es natürlich, daß Karl II. hin und her Er war kein Freund der Franzosen, aber auch der Gedanke an eine r Monarchie war ihm ebenso unerträglich, wie seinem Volke. So im Jahre 1696 durch Portocarrero bewegen, den bairischen Kur- mentarisch zum Universalerben einzusetzen; nach Harrachs Entreffen Testament auf Betrieb der Königin vernichtet, der König sagte dem Erbfolge des Erzherzogs Karl zu. Aber aus Unwillen über den trag von 1698 ernannte Karl II. (14. November) den Baiern zum und ließ das Testament im Staatsrathe verlesen. Gleichwol be- mfreich und der Kaiser unerschütterlich ihren Standpunkt. Da trat öhlichen Tod des bairischen Kurprinzen (8. Februar 1699) die ganze t in eine neue Phase. Die ehemals bairische Partei in Madrid der Vereinigung Spaniens mit Portugal, Ludwig XIV. verlockte die u einem neuen Theilungsprojekte, dessen Bekanntwerden in Spanien r der Entrüstung heraufbeschwor und für den Augenblick die habs- Ansprüche förderte. Unter dem Einflusse der kaiserlichen Partei war önlich entschlossen, die Monarchie ungetheilt dem Habsburger zuzu- sagte seiner Gemahlin bestimmt zu, ein derartiges Testament abzu-



Flucht der Türken bei Zenta.

Aus dem „Theatrum Europaeum“.

mußte vom jenseitigen Ufer der Vernichtung der Seinen zuhauen, er sah Temesvár nach Belgrad. Die kaiserliche Armee hatte nur geringen Verlust litten (2000 Mann), von den Türken bedien 20,000 das Schlachtfeld, verschlang der Strom, unermesslich war die Beute.

Die Tradition erzählt, — nicht gerade zum Ruhme des kaiserlichen Kriegsrathes — Prinz Eugen habe vor der Schlacht von demselben ein abge- Schreiben erhalten, dasselbe aber in richtiger Voraussicht seines Inhalts in seine Tasche geschoben und den Sieg gewonnen. Darauf sei er vor ein Prä- gestellt worden, weil er den Befehlen des Kaisers zuwidergehandelt habe.

Die Niederlage machte den Sultan und seinen neuen Beyler der vezier war vor Zenta geblieben — zu Verhandlungen geneigt; die europäische Politik mischte sich ein, und so trat denn am 19. Oktober 1699 Friedenscongreß zu Karlowitz (einem Orte zwischen Peterwardein und Pest) zusammen. Am 26. Januar 1699 erfolgte der Abschluß des fünf- jährigen Friedens, welcher für Oestreich äußerst günstig war. Es er- allein alles Land zwischen Theiß und Donau, sondern auch ganz Sie- zugesprochen. Abköly, der ruheloße Führer der ungarischen Kri- mußte nach Mikomedien in die Verbannung gehen. So im Osten konnte der Kaiser daran denken, endlich auch den Kampf im Westen zu führen. Wo die „spanische Erbschaft“ als Siegespreis winkte, sollte er da nicht tragen, sich mit dem bisher unbefiegten Gegner zu messen? Der Ausgang



Denn der Kurfürst, seinem großen Vater an Thatkraft, staatsmännischem Muth und Verstandesgaben nicht im entferntesten vergleichbar, unfähig zu selbständigen Thaten und darum lange Zeit von elenden Münstlingen abhängig, hatte um so mehr Zorn für äußeren Glanz und Prunk. Seitdem der braunschweigische Herzog ihm als Kurfürst an die Seite getreten war, noch mehr, seit August der Starke von Sachsen den polnischen Thron bestiegen hatte (1697), dünkte ihm diese Würde zu gering: auf die Erlangung des Königstitels ging jetzt sein ganzes Leben und Trachten. Er hatte bisher sich durchaus keiner besonderen Freundschaft von Seiten des Wiener Hofes zu erfreuen gehabt, wiewol er in dem spanischen Erbfolgekriege Oesterreich weder zur Seite gestanden. Gerade seine persönliche Seite, seine Eitelkeit, verletzte der Kaiser während der Moskauer Verhandlungen so sehr, daß Friedrich seinen Groll darüber nicht verbergen konnte. Er verstimmt, wüßte ihm und dem Wiener Hof nach in der Folge nur noch zu, und so beschloß der Kurfürst, dem Beispiele seines Vaters folgend, auch geistliche Annäherung an Frankreich den Kaiser süßamer zu machen. Im ehren Namen nahm man April 1698 in Paris den brandenburgischen Leutnant von Spanheim auf, der französische Gesandte in Berlin erhielt den Befehl, dem Kurfürsten in allen Ansehnlichkeiten die größten Auszeichnungen und Begünstigungen zu erweisen. Da erkannte man denn auch in Wien die Nothwendigkeit, sich in den Kronverhandlungen willfähriger zu bewiesen, um so mehr, da man erfuhr, daß der Papst Schritte that, Friedrich III. zu bewegen, aus seiner Hand den Königstitel zu empfangen. So kam die Verständigung zwischen dem Kurfürsten und dem Kaiser an demselben Tage zu stande, an dem Ludwig XIV. die verhandlungsvolle spanische Erbchaft annahm (16. November 1700). Der Kurfürst sagte seine Hilfe für den bevorstehenden Krieg zu, — eine Truppenzahl von 8000 Mann — der Kaiser versprach, seine Einwendungen zu erlassen, wenn sich Friedrich zum Könige in Preußen ausrufen lasse, ihm vielmehr zu helfen zu ehren und seine Anerkennung zu befördern. Gewiß war dieser Vertrag nicht im Sinne des Großen Kurfürsten: schwerlich würde er den Widerstand Ludwigs XIV. im Jahre 1700 mit gleicher Bereitwilligkeit entgegenkommen sein: am wenigsten würde er in Wien die Krone erbeten haben, die sich aus eigener Macht und, gestützt auf die brandenburgische Wehrkraft, im Kampf gegen große Kriege aus Haupt setzen konnte. Denn schon war im Norden und Osten der Kampf entbrannt: gegen den jungen, leidenfähigen König Karl XII von Schweden hatten sich alle seine Neider erhoben, neben Polen und Dänemark der Zar Peter, welcher auch für Rußland, den neuesten Staat Europas, um die Herrschaft des Nordmeeres rang.

Alle neue Perspektive eröffnete sich unter diesen Umständen für den preussischen Herrscher, wenn er der rechte Mann war! Nach zwei Seiten hin er seine Kriegsmacht in die Waagschale werfen. Friedrich III. gebrach es dem nothigen Ueberblick, und so bezahlte er theuer, was er umsonst nehmen konnte. So weit kam es denn doch nicht, daß er sich von dem Kaiser

1

1

1



1

2

3

4

#### 14. Die spanische Erbfolge. Karls II. Tod (1. November 1700).

hin gewonnen, — auf alle Erbansprüche verzichten müssen. Der Kaiser 1665 die jüngere Tochter des Königs, Margarita Theresia, — Verzicht herbeizulassen. Nun vermählte der Kaiser im Jahre 1685 seine un- tsprungene Tochter Maria Antonia mit dem damals von ihm sehr begü- ften Max Emanuel von Bayern: doch mußte dieses Paar zu Gunsten- chen Nachkommenschaft Leopolds nicht allein auf die deutsch-habsburgischen Länder, auch auf die spanische Erbfolge verzichten; nur auf die bereinkünfte Ueberlassung nischen Niederlande machte man den etwaigen Nachkommen Max Emanuels Aussicht. die österreichische Erzherzogin konnte nur ihren eigenen Ansprüchen entsagen, nicht ie Ansprüche ihrer Nachkommenschaft aufgeben. Mithin war ihr im Jahre 1692 er Sohn Joseph Ferdinand der bestberechtigte Erbe des spanischen Thrones.

besonders Frankreich von dem Erbrecht des Baiernfürsten nichts wissen zog Wilhelm von Oranien eine Theilung der spanischen Monarchie in ; und trat darüber mit Ludwig XIV. in Verhandlung. Wirklich kam n ihnen im Oktober 1698 zu einem Vertrage, welcher dem bairischen den Löwenantheil, dem österreichischen Erzherzoge nur Mailand gebracht rde. Ehrlich gemeint war Ludwigs Zustimmung zu diesen Verein- nicht, er hoffte noch immer auf die ganze Erbschaft.

ffen hatten diese Mächte doch eigentlich nicht über die spanische Mon- verfügen; vielmehr kam nicht wenig darauf an, für wen sich König Spanien entscheiden würde. So wurde denn der spanische Hof der z ränkevollster Bestrebungen; neben dem kränklichen Könige standen seine mahlin, — die Schwägerin des Kaisers und der Cardinal Porto- im Mittelpunkt der Intriguen: für Oestreich wirkten die Grafen , Vater und Sohn, für Frankreich zuletzt der rührige Botschafter D'Harcourt.

er diesen Verhältnissen war es natürlich, daß Karl II. hin und her Er war kein Freund der Franzosen, aber auch der Gedanke an eine der Monarchie war ihm ebenso unerträglich, wie seinem Volke. So sich im Jahre 1696 durch Portocarrero bewegen, den bairischen Kur- testamentarisch zum Universalerben einzusetzen; nach Harrachs Eintreffen is Testament auf Betrieb der Königin vernichtet, der König sagte dem e Erbfolge des Erzherzogs Karl zu. Aber aus Unwillen über den vertrag von 1698 ernannte Karl II. (14. November) den Baier zum er und ließ das Testament im Staatsrathe verlesen. Gleichwol be- Frankreich und der Kaiser unerschütterlich ihren Standpunkt. Da trat plötzlichen Tod des bairischen Kurprinzen (8. Februar 1699) die ganze it in eine neue Phase. Die ehemals bairische Partei in Madrid der Vereinigung Spaniens mit Portugal, Ludwig XIV. verlockte die u einem neuen Theilungsprojekte, dessen Bekanntwerden in Spanien t der Entrüstung heraufbeschwor und für den Augenblick die haba- nsprüche förderte. Unter dem Einflusse der kaiserlichen Partei war önlich entschlossen, die Monarchie ungetheilt dem Habsburger zuzu- agte seiner Gemahlin bestimmt zu, ein derartiges Testament abzu-

100

101

102

103

104

105

106



Prinzessin geworben, — auf alle Erbansprüche verzichten müssen. Bei im Jahre 1665 die jüngere Tochter des Königs, Margarita Theresia, diesem Verzicht herbeizulassen. Nun vermählte der Kaiser im Jahre 1680 <sup>aus Franz u. n.</sup> Ehe entsprungene Tochter Maria Antonia mit dem damals von ihm sehr begünstigten Kurfürsten Max Emanuel von Baiern: doch mußte dieses Paar zu Gunsten männlichen Nachkommenschaft Leopolds nicht allein auf die deutsch-habsburgischen Länder, sondern auch auf die spanische Erbfolge verzichten; nur auf die dereinstige Ueberlassung der spanischen Niederlande machte man den etwaigen Nachkommen Max Emanuels Aussicht. Allein die österreichische Erzherzogin konnte nur ihren eigenen Ansprüchen entsagen, nicht aber die Ansprüche ihrer Nachkommenschaft aufgeben. Wihla war ihr im Jahre 1692 geborener Sohn Joseph Ferdinand der bestberechtigte Erbe des spanischen Thrones.

Da besonders Frankreich von dem Erbrecht des Baiernfürsten nichts wissen wollte, so zog Wilhelm von Oranien eine Theilung der spanischen Monarchie in Erwägung und trat darüber mit Ludwig XIV. in Verhandlung. Wirklich kam es zwischen ihnen im Oktober 1695 zu einem Vertrage, welcher dem bairischen Bewerber den Löwenantheil, dem österreichischen Erzherzoge nur Mailand gebracht haben würde. Ehrlich gemeint war Ludwigs Zustimmung zu diesen Vereinbarungen nicht, er hoffte noch immer auf die ganze Erbschaft.

Indessen hatten diese Mächte doch eigentlich nicht über die spanische Monarchie zu verfügen; vielmehr kam nicht wenig darauf an, für wen sich König Karl von Spanien entscheiden würde. So wurde denn der spanische Hof der Schauplatz ränkevollster Bestrebungen; neben dem kränklichen Könige standen seine zweite Gemahlin, — die Schwägerin des Kaisers und der Kardinal Portocarrero im Mittelpunkte der Intriguen: für Oestreich wirkten die Grafen Harrach, Vater und Sohn, für Frankreich zuletzt der rührige Botschafter Henry d'Harcourt.

Unter diesen Verhältnissen war es natürlich, daß Karl II. hin und her schwankte. Er war kein Freund der Franzosen, aber auch der Gedanke an eine Theilung der Monarchie war ihm ebenso unerträglich, wie seinem Volke. So ließ er sich im Jahre 1696 durch Portocarrero bewegen, den bairischen Kurfürsten testamentarisch zum Unversalerben einzusetzen: nach Harrachs Eintreffen wurde das Testament auf Betrieb der Königin vernichtet, der König sagte dem Kaiser die Erbfolge des Erzherzogs Karl zu. Aber aus Unwillen über den Theilungsvertrag von 1695 ernannte Karl II. (11. November) den Baier zum Thronfolger und ließ das Testament im Staatsrath verlesen. Gleichwol behauptete Frankreich und der Kaiser unerschütterlich ihren Standpunkt. Da trat durch den plötzlichen Tod des bairischen Kurprinzen (7 Februar 1699) die ganze Angelegenheit in eine neue Phase. Die ehemals bairische Partei in Madrid arbeitete an der Vereinigung Spaniens mit Portugal, Ludwig XIV. verlockte die Seemächte zu einem neuen Theilungsprojekte, dessen Bekanntwerden in Spanien einen Sturm der Entrüstung heraufbeschwor und für den Augenblick die habsburgischen Ansprüche förderte. Unter dem Einflusse der kaiserlichen Partei war Karl II. persönlich entschlossen, die Monarchie ungetheilt dem Habsburger zuzuwenden; er sagte seiner Gemahlin bestimmt zu, ein derartiges Testament abzu-

fassen. Dennoch siegten zuletzt die französische Diplomatie und jesuitische Ränke. Der todkranke König wurde von dem Kardinal Portocarrero überwacht, die 1700 Königin sorgfältig ferngehalten: am 3. Oktober 1700 unterzeichnete Karl, von seinen Weichtbältern gedrängt, halb sinn- und willenlos das Testament zu Gunsten Ludwigs XIV.

Das nächste Anrecht war dem zweiten Sohne des Dauphin, dem jugendlichen Herzog Philipp von Anjou, zugewiesen; in zweiter und dritter Linie folgten Anjous Brüder, der Herzog von Berry und Karl von Oestreich, zu allerletzt ward das herzogliche Haus von Savoyen zum spanischen Throne berufen. Durch vorsichtige Klauseln war die Vereinigung der spanischen Krone mit der französischen oder kaiserlichen ausgeschlossen.

Am 1. November 1700 beschloß der letzte spanische Habsburger sein fieses Dasein: am 16. November ließ Ludwig seinem Enkel vom spanischen Vorkönig huldigen; unverzüglich setzte die Regierung alles in Bereitschaft, um König Philipp V. auf den spanischen Thron zu führen. Die französische Kriegsmacht war in ihrem gegenwärtigen Friedensstand den vereinigten Streitkräften Englands, Hollands und des Kaisers überlegen; Ludwig XIV. konnte ohne Sorge abwarten, welche Maßregeln der Kaiser und Wilhelm von Oranien ergreifen würden.

#### 15. Die Vorbereitungen zum Kampf. Das preussische Königthum (18. Januar 1701).

So erzürnt auch der Kaiser über die Wortbrüchigkeit und Hinterlist Ludwigs XIV. war, der bis zum letzten Augenblick sich gestellt hatte, als werde er den zweiten Theilungsvertrag inne halten, vermochte er doch nicht, sich gleich zu entscheidenden Schritten zu ermannen. Allerdings mußte er abwarten, ob Wilhelm von Oranien in der Lage sein werde, für ihn Englands und Hollands Macht in die Wagchale zu werfen; er mußte sich auch im Reiche nach Bundesgenossen umsehen. Denn so wenig dieser Streit das Reich anging, war das Haus Habsburg es längst gewohnt, für seine Interessen das Reich in Bewegung zu setzen, so weit dies glücken wollte. Auch jetzt gelang es dem Kaiser, einen Reichsfürsten an seine Sache zu fesseln, aber um einen Preis, der für das Kaiserhaus geradezu verhängnißvoll geworden ist.

Im Reiche war wenig Lust vorhanden, sich mit dem Kaiser einzulassen; man kannte den Dank vom Hause Oestreich. Unter den Protestanten herrschte noch große Erbitterung wegen der herüchtigten Klausel des Utrechter Friedens: die Begünstigung der Katholiken setzte man jetzt allein auf die Rechnung des Kaisers. Außerdem hatte sich die Aufregung der Fürsten, welche dem Herzog von Braunschweig seine hannoversche Kurwürde neideten, noch keineswegs gelegt. Da stieg denn zuverlässige Hilfe bedeutend im Preise, und solche bot der Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg. Der Lohn, den aber Friedrich forderte, bestand in nichts geringerem, als in der Verleihung der Königskrone.

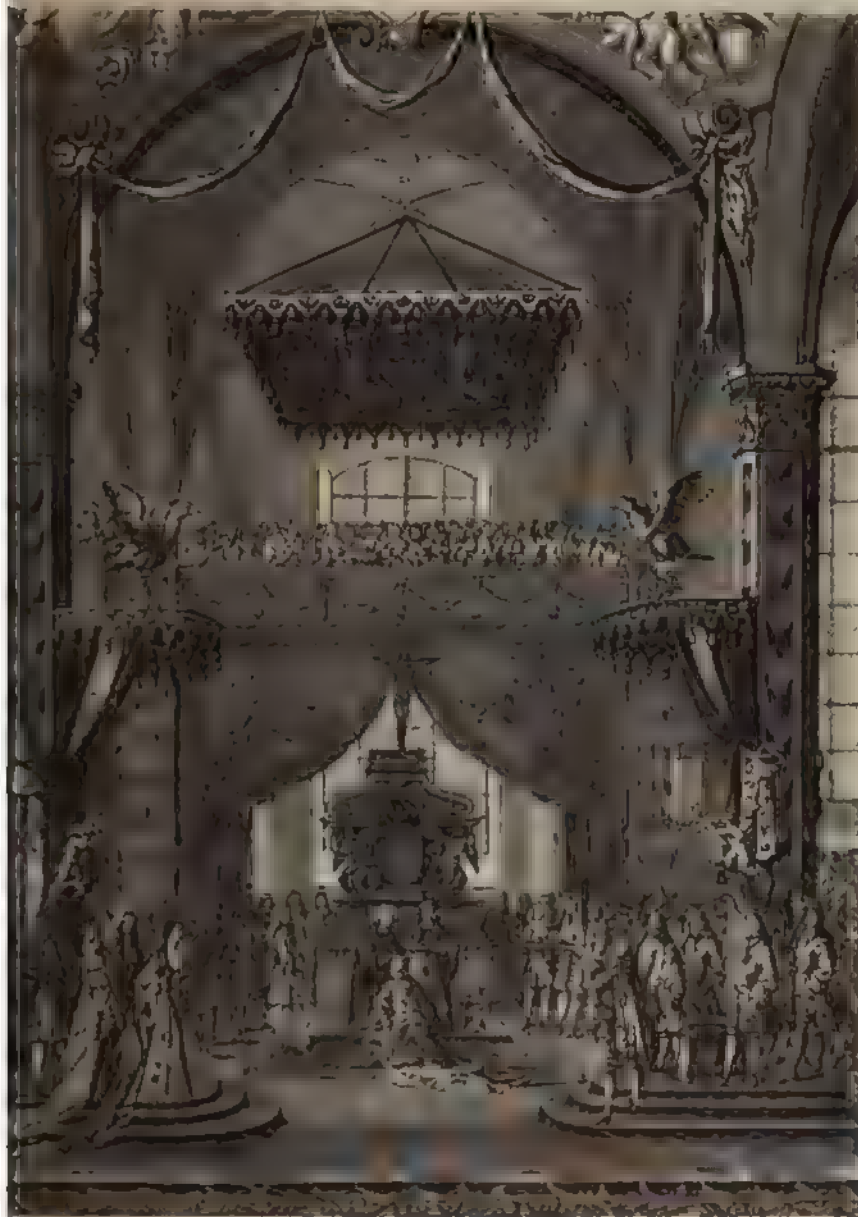
der Kurfürst, seinem großen Vater an Thatkraft, staatsmännischen Regententugenden nicht im entferntesten vergleichbar, unfähig zu sell moigen flüssen und darum lange Zeit von elenden Günstlingen abhängig, hatte um ihr Zium für äußeren Glanz und Prunk. Seitdem der braunschweigische g ihm als Kurfürst an die Seite getreten war, noch mehr, seit August der e von Sachsen den polnischen Thron bestiegen hatte (1697), dünkte ihm Würde zu gering: auf die Erlangung des Königstitels ging jetzt sein ganzes m und Trachten. Er hatte bisher sich durchaus keiner besonderen Freunds- t von Seiten des Wiener Hofes zu erfreuen gehabt, wiewöl er in dem französischen Kriege Oestreich wacker zur Seite gestanden. Grade seine Hile Seite, seine Eitelkeit, verlehnte der Kaiser während der Myswiler Ver- zungen so sehr, daß Friedrich seinen Groll darüber nicht verbergen konnte. Berstimmung zwischen ihm und dem Wiener Hof nahm in der Folge nur zu, und so beschloß der Kurfürst, dem Beispiele seines Vaters folgend, geistliche Annäherung an Frankreich den Kaiser süßamer zu machen. offenen Armen nahm man (April 1698) in Paris den brandenburgischen den Spanheim auf, der französische Gesandte in Berlin erhielt den l, dem Kurfürsten in allen Aeußerlichkeiten die größten Auszeichnungen und ritten zu erweisen. Da erkannte man denn auch in Wien die Nothwendig- sich in den Kronverhandlungen willfähriger zu beweisen, um so mehr, da rfuhr, daß der Papst Schritte that, Friedrich III. zu bewegen, aus seiner den Königstitel zu empfangen. So kam die Verständigung zwischen dem und dem Kurfürsten an demselben Tage zu stande, an dem Ludwig XIV. thängnißvolle spanische Erbschaft annahm (16. November 1700). Der 1700 rst sagte seine Hilfe für den bevorstehenden Krieg zu, — eine Truppen- von 8000 Mann — der Kaiser versprach, keine Einwendungen zu er- wenn sich Friedrich zum Könige in Preußen ausrufen lasse, ihn vielmehr dchen zu ehren und seine Anerkennung zu befördern. Gewiß war dieser ig nicht im Sinne des Großen Kurfürsten; schwerlich würde er den Wider- i Ludwigs XIV. im Jahre 1700 mit gleicher Bereitwilligkeit entgegen- nen sein: am wenigsten würde er in Wien die Krone erbeten haben, die aus eigener Macht und, gestützt auf die brandenburgische Wehrkraft, im mel zweier großer Kriege aufs Haupt setzen konnte. Denn schon war im Norden und Osten der Kampf entbrannt: gegen den jungen, leiden- icken König Karl XII. von Schweden hatten sich alle seine Neider Rivalen erhoben, neben Polen und Dänemark der Zar Peter, welcher auch für Rußland, den neuesten Staat Europas, um die Herrschaft des icken Meeres rang.

Welche weite Perspektive eröffnete sich unter diesen Umständen für den adenburgischen Herrscher, wenn er der rechte Mann war! Nach zwei Seiten ate er seine Kriegsmacht in die Wagischale werfen. Friedrich III. gebrach es , dem nöthigen Ueberblick, und so bezahlte er theuer, was er umsonst nehmen nnte. Indessen so weit kam es denn doch nicht, daß er sich von dem Kaiser

1701 förmlich hätte zum Könige erheben lassen: vielmehr setzte er sich am 18. Januar 1701 zu Königsberg unter großen Feierlichkeiten selbst die Krone auf. Hauptkrönte darauf seine Gemahlin und ließ sich durch seine beiden Oberhofprediger salben.

Aber auf der andern Seite war auch dem Kaiser aus politischen wie religiösen Gründen die Gewährung des kurfürstlichen Gesuchs nicht leicht geworden. Wenigstens die nächstliegenden Gefahren übersah er nicht. Mußte denn nicht die Erhebung des protestantischen Hohenzollern alle katholischen Mächte, in erster Linie den Papst verdrängen? Mußte sie nicht den Unwillen des ehrgeizigen bairischen Kurfürsten erregen und Max Emanuel vollends in Frankreichs Arme treiben? Die, welche weiter schauten, als Kaiser Leopold, sahen noch ganz andere, schwerere Gefahren voraus. Der Titel gab Ansprüche: wehe dem habsburgischen Kaiser, wenn dereinst ein Träger dieser Krone auf den Gedanken kam, den Titel zur Wahrheit zu machen, königliche Ansprüche mit dem Schwerte durchzukämpfen und seinen Vergrößerungsdrang am Reich, wol gar an Oestreich zu befrachten. Mit verlegendem Spotte urtheilte selbst der große Oranier über Friedrichs I. Königstitel: wenn dagegen Prinz Eugen wirklich die Aeußerung gethan hat, „die kaiserlichen Minister seien des Hentens werth, welche dem Kaiser geröthen, die preussische Krone anzuerkennen“, so hat er nicht allein vom östreichischen Standpunkte aus richtig geurtheilt, sondern auch damit bewiesen, daß sein staatsmännischer Blick soweit reichte, wie sein militärisches Genie.

In Folge des Kronvertrages durfte Kaiser Leopold aber wenigstens für den Augenblick auf Brandenburg trauen, und der neue König hat durch seine reichliche Hilfsleistung dies Vertrauen glänzend gerechtfertigt. In Norddeutschland stand auf Seite des Kaisers auch Georg Ludwig von Hannover, der Sohn des ersten Kurfürsten, dem auch in Lüneburg-Gelle demnächst die Erbfolge zufallen mußte. Er war kein verächtlicher Bundesgenosse; verbürgte doch eine englische Parlamentsakte seiner Mutter, der geistreichen und stolzen Sophia und ihrer hannoverschen Nachkommenschaft die englische Krone. In Mitteldeutschland waren die hessischen Fürsten und das waldeckische Haus dem kaiserlichen Interesse aufrichtig ergeben. Am Rheine war der Kurfürst von der Pfalz, mit dem habsburgischen Hause verschwägert, jedem Winke des Wiener Hofes zu folgen bereit. Noch waren die Unthaten von 1659 nicht vergessen, außerdem rechnete der Pfalzgraf Johann Wilhelm auf bedeutende Belohnungen, wenn er zum Kaiser hielt: mindestens erwartete er, nach glücklichem Kriege die habsburgische Statthaltertschaft in den spanischen Niederlanden zu gewinnen: doch trug er sich auch mit dem Gedanken, die Oberpfalz zurückzuerhalten, wenn der bairische Vetter auf französischer Seite beharrte. In einem ausdrücklichen Vertrage hatte sich Trier den Verbündeten angeschlossen, denn der Kurfürst entstammte dem lothringischen Hause, dem der Haß gegen Frankreich angeboren war. Auch Mainz hielt zum Kaiser, und als Direktor des Reichstages leistete der Mainzer Kurfürst dem Kaiser erhebliche Dienste. In dem schwäbischen und fränkischen Kreise, wo so viele nützliche, aber anspruchsvolle Reichsstände zu



Friedrich III., Kurfürst von Brandenburg, zum ersten König von Preussen  
gekrönt am 18. Januar 1701: Salbung des Königs durch den Oberhofprediger Konfistorialrath  
Benjamin Lehmann.

aus dem Theatrum Europaeum, entworfen von Gelandert von Götze, dem Anordner der Aus schmückung  
der Schlosskapelle zu dieser Feierlichkeit.

Köln, Teutische Gesellschaft, 11.

vielleicht der mit Einnahme vergebene Herzog von Anhalt-Bernburg schwedische und französische Hilfe gesüßt, im niederländischen Streife einen in gefährlichen Kriegsbrand entfachen konnte.

Anhalts Stellung wurde durch die ersten und schnellsten Erfolge Karls XI. äußerst ungünstige. Denn bevor der spanische Erbfolgekrieg auf deutschem Boden wurde von dem Drama im Norden bereits der zweite Akt gespielt. Der erste war dem Frieden von Travendahl (14. August 1700), in dem Dänemark getrennt von der Bundes mit Karls Gegnern abzulaufen; dann vernichtete der Schwedenkönig die russische Heer (30. November), zerstreute die russisch-sächsischen Truppen, nahm die Stadt Stralsund und betrieb, auf weitere Erfolge gehend, die Abiegung Karls.

Was die anderen europäischen Staaten betrifft, so hatte Ludwig XIV. Italien den Herzog von Savoyen gewonnen, der Kaiser dagegen am 7. September 1701 im Haag mit England und Holland die sogenannte „Allianz“ geschlossen.

#### 16. Der spanische Erbfolgekrieg bis zur Schlacht bei Hochfelden

Obwol das Haager Bündniß eigentlich den Kampf gegen Frankreich betraf, dauerte es geraume Zeit, bis die Seemächte handelnd eintreten. Frankreich sah sich noch vom Parlament gelähmt, Leopold misstrauete dem Kaiser, Preußen mußte zunächst allein in den Krieg. Da sich der Kampf auf verschiedenen Schauplätzen Europas — in Italien, in den Niederlanden, im deutschen Reich, endlich auch in Spanien abspielte, muß sich die Darstellung hier auf die Begebenheiten beschränken, welche zunächst Frankreich



So durchwachte im Frühjahr 1702 eine Kette gutgesinnter Fürstenthüfe <sup>1702</sup> das deutsche Reich: nicht ohne Mühe war sie geschnitten worden, denn seit dem Jahre 1701 drängten sich allenthalben französische Agenten ein.

Entbehrlich waren sie an den Höfen des Kölners und des Kurfürsten von Baiern. Diese mittelständischen Fürsten, welche zwar im Dezember 1700 der Kaiser formelle Ergebenheitsversicherungen hatten zugehen lassen, waren dem kaiserlichen Bündniß unwiderstehlich verfallen. Es bleibe dahin gestellt, ob Max Emanuel an das alberne Märchen glaubte, der Kaiser habe seinen Sohn, den künftigen Erben Spaniens, vergiften lassen, — der Kurfürst hatte noch andere, weniger persönliche Gründe zum Anschluß an Frankreich. Wie groß hatte der Herzog Maximilian im Jahre 1619 dagestanden, wie stolz derselbe Mann als Kaiser auf dem Regensburger Fürstentage! Jetzt sah sich der Enkel des Mannes Anlagers der scheidenden Polnik von Brandenburg Preußen und Polen überliefert: dem Welfenhanse winkte bereits die englische Krone: in Emanuel hätte kein Wittelsbacher sein müssen, wenn er nicht auch nach der Krone ausschaut hätte. Frankreich bot sie ihm dar: nach Eroberung der rheinischen und rheinisch-sächsischen Länder sollte das königliche Baiern der mächtigste Staat Süddeutschlands werden. Zur jeden möglichen Verlust wurde eine Entschädigung in Belgien in Aussicht gestellt. So verpflichtete sich denn der Wittelsbacher, mit einem Heere von 25,000 Mann das Haus Habsburg anzugehen. Zwischen Pommern, Ostreich, Tirol und den wehrlosen Fürstenthümern des schwäbischen und fränkischen Kreises nahm Baiern eine ganz bedrohliche Stellung ein. Indessen gelang es der Diplomatie, besonders englischen, allen harrischen Untrieben zum Trotz, die schwäbisch-fränkischen die ober- und sächsischen Kreise dem Kaiser und seinen Verbündeten zu erhalten. Nordlinger Vertrag 22. März 1702.

1702

Auch in Norddeutschland waren die französischen Pläne nicht ganz erfolglos geblieben. Kurfürst August der Starke von Sachsen, der nicht ohne kaiserlichen Anstoß König von Polen geworden war, stattete Leopold seinen Dank ab, daß er von allen Reichständen zuerst (17. Dezember 1700) sich mit dem Kaiser verbündete, um dessen Vermittlung bei Karl XII. zu gewinnen. In drei Monate später (4. März 1701) schlossen die nächsten Anverwandten, Kurfürst von Hannover, Rudolf August und Anton Ulrich von Braunschweig unter dem Namen einer „bewaffneten Neutralität“ ein förmliches Bündniß mit Frankreich: ihnen folgte sofort (13. April) Herzog Friedrich von Sachsen-Gotha und Altenburg.

Die braunschweigischen Präbden verpflichteten sich, falls die Kurwürde nicht auf das braunschweigische Erbprinzeßthum ausgedehnt würde, so daß sie stets der Älteste besaß, gegen Frankreich ein Heer von 5000 Mann aufzubringen. In einem späteren Vertrage (1. September 1701) wurde die Zahl auf 12,000 Mann erhöht, für deren Werbung und Unterhaltung Ludwig XIV. Fußgelder zusagte.

Nur all die Schritte der französischen Diplomatie gingen in kürzester Frist vor sich. Die französische Vermittlung wurde vom Schwedenkönige mit Ent-

schiedenheit zurückgewiesen; bald gerieth der Sachse in so arge Bedrängniß, daß er nicht einmal sich, geschweige denn anderen helfen konnte. Die Herzoge von Braunschweig, die schon 12,000 Mann zusammengebracht hatten, wurden gewaltsam entwaffnet (20. März 1702); Anton Ulrich wurde vertrieben, Rudolf August mußte die für französisches Geld geworbenen Truppen dem Kaiser überlassen. Auch der Herzog von Gotha trat von dem Bündniß mit Frankreich zurück und verstärkte mit seinen Söldlingen die kaiserlichen Regimenter. In Nord- und Mitteldeutschland hatte Leopold wenig zu fürchten, höchstens, daß vielleicht der mit Dänemark verbündete Herzog von Holstein-Gottorp, auf schwedische und französische Hilfe gestützt, im nieder-sächsischen Kreise einen immerhin gefährlichen Kriegsbrand entfachen konnte.

Kurfürstens Stellung wurde durch die ersten und schnellen Erfolge Karls XII. ein äußerst ungünstige. Denn bevor der spanische Erbfolgekrieg auf deutschem Boden begann, wurde von dem Drama im Norden bereits der zweite Akt gespielt. Der erste schloß mit dem Frieden von Travendahl (15. August 1700), in dem Dänemark genöthigt war, von der Bunde mit Karls Gegnern abzulassen; dann vernichtete der Schwedenkönig bei Rana bei russische Heer (30. November), zerstörte die russisch-sächsischen Truppen, nahm 1701 Warschau, besiegte im Juli 1702 die polnisch-sächsische Armee bei Klissow, bemächtigte sich der Stadt Krakau und betrieb, auf weitere Erfolge gestützt, die Absetzung Augusts.

Was die anderen europäischen Staaten betrifft, so hatte Ludwig XIV. in Italien den Herzog von Savoyen gewonnen, der Kaiser dagegen am 7. September 1701 im Haag mit England und Holland die sogenannte „große Allianz“ geschlossen.

#### 16. Der spanische Erbfolgekrieg bis zur Schlacht bei Bockstädt.

Obwol das Haager Bündniß eigentlich den Kampf gegen Frankreich bedeutete, dauerte es geraume Zeit, bis die Seemächte handelnd auftraten. Der Kaiser sah sich noch vom Parlament gelähmt, Leopold mißtraute ihm sogar: Oestreich mußte zunächst allein in den Krieg. Da sich derselbe aber auf vier verschiedenen Schauplätzen Europas — in Italien, in den Niederlanden und im deutschen Reich, endlich auch in Spanien abspielt, muß sich die eingehendere Darstellung hier auf die Begebenheiten beschränken, welche zunächst Deutschland angehen.

Als Vorspiel des allgemeinen Krieges entbrannte im Jahre 1701 der Kampf um Mailand, welches der Kaiser nach Karls II. Tode ohne weiteres als heimgefallenes Reichthum einziehen wollte. Der französische Feldherr Catinat, der in Norditalien dem Prinzen Eugen gegenüberstand, zeigte sich ihm nicht gewachsen: er ward (9. Juli 1701) bei Carpi geschlagen und durch den prehlischen Villeroi ersetzt. Aber dieser erlitt gleichfalls eine demüthigende Niederlage (am 1. September) bei Chiari und wurde sogar am 1. Februar 1702 durch einen gelungenen Handstreich in Cremona gefangen genommen. Im (fol:



Fig. 1. Eugens Uebergang über die treidentinischen Alpen nach Oberitalien zum Feldzuge von 1701.

Aus dem „Theatrum Europaeum.“

Es wäre zu wünschen gewesen, hätten sich die kaiserlichen Minister nun am liebsten gleich auf Koppel gestürzt und nahmen es Wilhelm von Oranien sehr übel, daß er von einem solchen Unternehmen nichts wissen wollte. Prinz Eugen jedoch war dem Plane auch entgegen: mit Mühe hielt er sich gegen Villerois Nachfolger, Venetien. Auch am Niederrhein war schon im Herbst 1701 Waffenlärm laut geworden. Französische Regimenter kamen unter dem Namen „burgundische Kreiskorps“ dem Kurfürsten Clemens von Köln zu Hilfe: seine Stände und die Kapitel, welche beide dem französischen Bündniß abhold waren, wurden durch sie unterdrückt, die sich gleichfalls Kreiskorps nannten. So begann hier auf dem engbegrenzten Gebiet des deutschen Reichsfürstenthums der spanische Kampf um die spanische Erbschaft.

Sehr nachtheilig für die kaiserliche Sache hätte der am 19. März 1702 <sup>1702</sup> der Tod des Oraniers werden müssen, wenn nicht Ludwig XIV. kurz vor die öffentliche Meinung Englands aufs äußerste erregt hätte. Im September 1701 erließ er eine Anzahl Verordnungen, welche den englischen Handel in Madras: am 16. September erkannte er am Sterbebette des vertriebenen Jakob II. den Prinzen Jakob Stuart als König Jakob III. von England an. Zwischen Whigs und Tories in nationaler Entrüstung gegen Frankreich; Maria Anna mußte an den Plänen Wilhelms festhalten, überdies beschloß auch ihre Vertraute, die Herzogin von Marlborough, deren Gemahl in Folge sammtlicher englischer Truppen trat. Am 15. Mai 1702 ritt der

griff auf Tirol mit Rücksicht auf die Verhältnisse in Oberitalien auch die  
österreichische Hofe gebilligt: Marschall Vendôme sollte nordwärts ziehen und  
Tirol unterwerfen. Man rechnete in Paris sehr stark auf die Unzufriedenheit der  
Tiroler, welche allerdings durch harten Abgabendruck erlitten waren.

Der Feldzug gelang, soweit der Erfolg von Max Emanuel abhing.  
Nach der Einnahme des wichtigen Aufsees drang sein Fußvolk über Innsbruck  
zum Brenner vor, wo die Vereinigung mit Vendôme geschehen sollte. Aber  
war mit üblicher Saumlässigkeit aufgebrochen und stieß außerdem auf un-  
erwarteten Widerstand. Zum Unglück der Bayern erhob sich nun das ganze Landvolk  
nicht Begeisterung für den habsburgischen Herrscher befeelte es, aber wegen  
Stammeshass gegen den bairischen Nachbar. Mit Mühe bewerkstelligte  
Emanuel seinen Rückzug.

An der Spitze des Volkskrieges stand M. A. Sterzinger, der Führer war.  
die erste That der Tiroler war ein Ueberfall ahnungsloser Bayern an der Isar  
(30. Juni). Als sich auch die Oberinntäler erhoben hatten, kam es zu Kämpfen  
in der Gegend der Martinswand. Hier erschloß der Adliger Lechleitner den  
Ferdinand von Arco, in der Meinung den Kurfürsten zu tödten. -- Der  
überhaupt nur bis Trient gekommen.

In der Zeit seiner Abwesenheit war Marschall Villars in ziemlich  
schlechter Lage gewesen. Denn gegen ihn rückte mit allen entbehrlichen  
der Markgraf von Baden: ein französisches Heer von 60,000 Mann. Da  
Tallard schon den Rhein überschritten hatte, lehnte aus Mangel an  
wieder um und überließ Villars seinem Schicksal. Der Markgraf be-  
fang September Augsburg und stellte die Verbindung der deutschen  
mit Tirol wieder her. Da vom linken Donauufer Graf Styrum mit  
Mann kaiserlicher Truppen anrückte, schien eine Umzingelung der Franzosen  
vorstehend. Aber die Bedenkllichsten des Markgrafen verurtheilten den

Kriegsauslagen bestätigen zu wollen. Zuvorderst fehlte es der kaiserlichen Regierung an den nöthigen Geldmitteln. Die andauernden Kriege, namentlich gegen die Türken, ein zahlloses Beamtenheer hatten das Mark des Landes aufgerieben: der Hof, selbst Kaiser Leopold, schenken sich nicht, zu einer Zeit, in welcher der größte Theil der Jahreseinnahmen im Voraus verpfändet war, große Summen zu festspieligen Vergnügungen und für fromme Zwecke zu verschleudern. Natürlich machte sich die Geldverlegenheit am meisten fühlbar in ungenügenden Löhnungen, in verspäteter Soldzahlung an die Armee.

In diesen trostlosen Zuständen gesellten sich im Frühjahr 1703 neue Gefahren in Ungarn und Siebenbürgen, um so bedenklicher, als man alle irgendwie einschläglichen Truppen auf die Kriegsschauplätze entsendet hatte. Nothgedrungen wackelt sich die Regierung schonend gegen die ersten Aeußerungen aufrehrerischer Bewegung, welche man im vorigen Jahrhundert nicht hatte austilgen können. Erst auf die Dauer konnte man den Umrrieben der Empörer nicht zusehen, die ihre Hoffnungen an den Namen Franz Rákóczy knüpften.

Theils die Anreuzgen, theils die geistlichen und weltlichen Magnaten beharrten in naturnalem Widerstande gegen die österreichische Staatsüber. Volksumulte erhoben sich schon 1697 und die Volksdichtung klagte: „Wo bleibt die ungarische Freiheit und des Königs Matthias (Corvinus) Gerechtigkeit?“ An die Spitze der Bewegungspartei trat dann Franz Rákóczy II. (geb. 1676), aus edelstem Geschlecht, mit allen Familien vermandt, die je gegen den Kaiser die Fahne des Aufstandes getragen. (Sein mütterlicher Großvater war Peter Krinzi, der von Hentershand starb, sein Stiefvater Emerich Tököly) Neben dem zu melancholischer Reflexion geneigten Rákóczy stand als eigentlich treibende Kraft Graf Miklós Percsényi von Szécs. — Rákóczys Umrtriebe wurden enthüllt, führten dann (18. April 1701 zu seiner Verhaftung und Flucht (November). Er entkam nach Polen, von wo aus er das Feuer der Empörung weiter schürte.

Es war zu begreifen, daß der Kaiser in so bedrohter Lage noch immer nicht Vermische aufgab, Mar Emanuel von Ludwig XIV. abzu ziehen: jedoch waren die Bemühungen nach wie vor fruchtlos. Zu seiner Unterstützung — denn die Grenzgefahr bedrohten österreichische Truppen, das Reichsheer lagerte im Schwarzwald an seiner Westgrenze — wurde von Frankreich der Marschall de Camille entsendet. Das Reichsheer war, wie immer, in trübseligster Verfassung, Margraf Ludwig verstand nicht, den Vormarsch der Franzosen zu hindern. Deren Villars Mith erobert, zog er ungehindert durch die Schwarzwaldspasse und vereinigte sich am 12. Mai mit Mar Emanuel. Dadurch änderte sich die Situation: jetzt hatte der Kaiser zu fürchten.

Am Ufer der Donau waren Mar Emanuel und Villars darüber nicht einig, welche Schritte sie thun sollten. Der französische Heerführer hatte ursprünglich den richtigen Plan, die Donau abwärts vorzudringen und den Kaiser in seinen Reichthümern anzugreifen, während Rákóczy ihn von Ungarn aus lassen. Zögernd trat Mar Emanuel diesem Vorschlage bei, aber nur um den Kaiser zu lassen: er mochte angesichts der Nähe des Feindes einen Schritt nicht wagen, der ihn nöthigte, sein Reichthümern preiszugeben. Erst als er erst einen Angriff auf Franken vor, dann einen Einfall in



Tirol. Auch das letztere Projekt hatte viel für sich; wenn es gelang, konnte man an den Alpen den Franzosen die Hand reichen, welche in Norditalien jetzt unbedingt die Sieger waren.

Zu den Meinungsverschiedenheiten über den Kriegsplan kamen persönliche Zerrwürfnisse zwischen dem Kurfürsten und dem Marschall. Der erstere war erfüllt von dem Bewußtsein eignen Werthes und seiner reichsfürstlichen Würde; der Marschall war anmaßend und von allen Feldherren Ludwigs XIV. am allerwenigsten geeignet, an der Seite eines immerhin hilfsbedürftigen Herrschers die Anwandlungen souveränen Fürstenthums zu ertragen. Indes wurde der Angriff auf Tirol mit Rücksicht auf die Verhältnisse in Oberitalien auch vom französischen Hofe gebilligt: Marschall Vendôme sollte nordwärts ziehen und Böhmen-Tirol unterwerfen. Man rechnete in Paris sehr stark auf die Unzufriedenheit der Tiroler, welche allerdings durch harten Abgabendruck erbittert waren.

Der Feldzug gelang, soweit der Erfolg von Max Emanuel abhängig war. Nach der Einnahme des wichtigen Kufstein drang sein Fußvolf über Innsbruck zum Brenner vor, wo die Vereinigung mit Vendôme geschehen sollte. Aber hier war mit üblicher Saumseligkeit aufgebrochen und stieß außerdem auf unerwarteten Widerstand. Zum Unglück der Baiern erhob sich nun das ganze Landvolf Tirols: nicht Begeisterung für den habsburgischen Herrscher befehlte es, aber ingrinniger Stammeshaf gegen den bairischen Nachbar. Mit Mühe bewerkstelligte Max Emanuel seinen Rückzug.

An der Spitze des Volkskrieges stand M. A. Sterzinger, der Pfleger von Zauder: die erste That der Tiroler war ein Ueberfall ahnungsloser Baiern an der Pontlauer Brücke (30. Juni). Als sich auch die Oberinntäler erhoben hatten, kam es zu harten Kämpfen in der Gegend der Martinswand. Hier erschloß der Fürst Reichleutner den Grafen Ferdinand von Arko, in der Meinung den Kurfürsten zu tödten. — Vendôme war überhaupt nur bis Trient gekommen.

In der Zeit seiner Abwesenheit war Marschall Villars in ziemlich gefährlicher Lage gewesen. Denn gegen ihn rückte mit allen entbehrlichen Truppen der Markgraf von Baden: ein französisches Heer von 60,000 Mann, das unter Tallard schon den Rhein überschritten hatte, kehrte aus Mangel an Fourage wieder um und überließ Villars seinem Schicksal. Der Markgraf besetzte zu Anfang September Augsburg und stellte die Verbindung der deutschen Truppen mit Tirol wieder her. Da vom linken Donauufer Graf Styrum mit 18,000 Mann kaiserlicher Truppen anrückte, schien eine Umzingelung der Franzosen bevorstehend. Aber die Bedenkllichkeiten des Markgrafen vereitelten den Erfolg. Villars wandte sich nach dem linken Donauufer und überfiel Styrum am 20. September in der Ebene bei Höchstädt. Die kaiserlichen Generale überumpelte man im Bett, Styrums geschlagenes Heer floh auf Nördlingen zu. Nach diesem Erfolg veruneinigte sich Villars von neuem mit dem Kurfürsten über den weiteren Kriegsplan. Max Emanuel drohte mit Verhandlungen am kaiserlichen Hofe, da forderte der Marschall seine Entlassung. Ludwig XIV. ertheilte sie ihm, denn er war des Kurfürsten zu sehr benöthigt, als daß er ihn ein-



schlingern Feldherrn zu Liebe, - und Villars war nicht einmal tüchtig, die Arme Halsburgs getrieben hätte. Im Oktober ward Villars durch den bösen Marsin erkräft, welcher gleichfalls sofort in Meinungsverschiedenheiten mit Max Emanuel gerieth. So ließ man denn den Markgrafen Ludwig, der in dem Winkel zwischen Bodensee und Iller geborgen, unangefochten; ein gerger herzhafter Angriff der Feinde hätte ihn in den See werfen können. Während das Reichsheer unter seinem bedächtigen Führer auf jede Thätigkeit jetzt verzichtete, fügte das neue französische Heer unter Tallard dem Kaiser Verluste noch empfindliche Verluste zu. Am 8. September erlag die Festung Breisach der Umlagerung Vaubans; am 17. November wurde Landau von Franzosen wieder erobert, nachdem sie bei Speyerbach ein Entsatzheer, das von den Niederlanden herangerückt war, mit erheblichen Verlusten zurückgeschlagen hatten. Damit hatten denn die Franzosen wieder ebenso günstige Stellungen am Rhein erworben, wie in den früheren Kriegen. Und noch im Winter machten sie landlichen Waffen, an anderer Stelle, weitere Fortschritte. Am 1. Januar fiel Passau in die Hände Max Emanuels: bairische Truppen schwärmten 1704 in den Inn in die österreichischen Erblande hinein.

Auch die Hoffnungen, welche man auf Marlborough gesetzt, waren nur zum kleinen Theil in Erfüllung gegangen: der Hader zwischen dem englischen Heerführer, der auf kühne Unternehmungen drang, und den zaghaften Holländern warb alles. Drei halbverfallene Festungen brachten die Verbündeten mit ihren erlegenen Streitkräften zu Fall: schon zu Ende September wollten die Holländer Winterquartiere beziehen. Dagegen hatten die französischen Heerführer Turen und Boufflers ihre Aufgabe aufs glücklichste gelöst und mit ihrem anderen Heere die belgischen Provinzen behauptet, deren wichtigste Waffenhandelsplätze Marlborough hatte einnehmen sollen.

Zu Ende des Jahres 1703 machte sich auch Erzherzog Karl bereit, die 1703 er nach seinem neuen spanischen Reich anzutreten, wo sein Nebenbuhler Philipp V. schon in den ersten Monaten seiner Regierung seine Unfähigkeit und die Unlust zu den Geschäften deutlich bezeugt hatte. Die Fürstin Orsini, eine geborne Französin und Meisterin der politischen Intrigue, hielt das spanische Königthum über Wasser.

Wor auch die habsburgische Sache in Spanien nicht aussichtslos, so hatte doch wenige Sympathien, und die Expedition des Erzherzogs war nicht ohne sehr langwierige Verhandlungen waren ihr vorangegangen, theils mit Portugal, theils mit dem Kaiser. Leopold beanspruchte die ganze spanische Monarchie für sich oder seinen Erstgeborenen und wollte nicht zu Gunsten Karls verzichten. Des Königs Mailand verlangte der römische König als heimgefallenes Reichthum. Endlich wurde mit Portugal ein Bündniß abgegeschlossen und eine portugiesische Prinzessin zur Braut des Erzherzogs Karl ersehen (16. Mai 1703); am 16. September verzichtete der Kaiser endgültig auf die gesammte spanische Krone. In einem geheimen Artikel wurde Joseph Mailand gesichert. Durch diese Annahme verzögerten die Abfahrt Karls bis zum Januar 1704; als

mit vereinten Streitkräften dem Feinde die Entscheidungsschlacht anbot. In wenigen Tagen kam der Prinz in eine sehr gefährdete Lage: er mußte, mit französischen und bairischen Truppen am 10. August die Donau bei Passau überschreiten, gegen vierfach überlegene Streitkräfte das linke Donauufer bei Marlborough herankommen. Wel eilte der Herzog, so sehr er konnte, aber der Tag hatte sechsunddreißig bange Stunden zu überstehen. Zu seinem Glück waren die feindlichen Feldherren uneinig und verhäumten, den verhängnisvollen 11. August auszunutzen: bei Sonnenuntergang vereinigte sich Marlborough, der die Donau bei Donauwörth überschritten, mit dem Prinzen Eugen.

An Truppenstärke, wie an der Zahl der Geschütze waren die Franzosen den Verbündeten weit überlegen, aber diesen Vortheil glich die Unmühsamkeit und die Unvorsichtigkeit der Feinde aus. Ihre Gegner dagegen glaubten in unbegreiflichem Glauben noch am Morgen des Schlachttages, die Verbündeten würden sich vor ihnen zurückziehen. Diese begannen um Mittag die Schlacht bei Blenheim, wo der Tag schon zu Ende war, ohne ihnen die mindeste Aussicht auf den entscheidenden Sieg zu lassen. Ja der von Eugen geführte rechte Flügel, dem die härteste Arbeit zu Theil wurde, war in entschiedenem Nachtheil. Eugen, der in einem hügeligen und bewaldeten Terrain die Schlachtfelder überblicken mußte, hatte von Marlborough zu wenig Aufschluß erhalten und mußte außerdem den Kampf mit dem besten der feindlichen Feldherren, dem Marlborough, bestehen. Hier zeichneten sich auch die kräftigen Regimenter des kaiserlichen Fußvolks unter Leopold von Deßau durch ihre sprichwörtlich gewordenen Thaten aus. Aber doch zeigte sich, daß hier am Gebirge der entscheidende Streich nicht zu führen war: es mußte von Marlborough ausgehen. Dieser hatte alle seine Kräfte auf die Erstürmung der Schlachtfelder der feindlichen Stellung, Oberglauheim und Blindheim, wiewol vergeblich gesetzt. Er gab trotzdem seinen Plan nicht auf, und das gab ihm den Sieg. Er zog alle Truppen nach dem Centrum zusammen und stellte die Reiterei in das Vordere, während das Fußvolk unter Lord Churchill in der viertelstunde lang wogten seine Heeresmassen wie in Unordnung durcheinander, dann die Umformung der Schlachtordnung bewerkstelligte: um sechs Uhr abends brachen die Schwadronen vor. Dreimal stürmten sie auf die feindliche Linie ein, die jedoch in ihren ganzen Ausdehnung von Blindheim bis Oberglauheim mit einem Stoße treffend. Der dritte Angriff zerriß die Linien, Oberglauheim ward erobert. In gleicher Zeit war es auch dem Prinzen Eugen gelungen, die ihm gegenüberstehenden Truppen zu werfen und so wurde die Niederlage allgemein. Der letzte Akt des Kampfes bestand darin, daß die nur aus Fußvolk bestehende Besatzung von Blindheim, die sich vertheidigt hatte, von einem Mann starb, die Waffen strecken mußte. Der Kampf war vollständig: den Marschall Tallard selbst nahm ein britischer Offizier, von dem er gefangen, die Franzosen und Bayern verloren an 60,000 Mann.

Diese Niederlage war der erste größere Schlag, der Frankreich in den Tagen Ludwigs XIV. traf, der moralische Eindruck des Sieges daher an dem ordentlich. Fürsten und Völker Europas erkannten, daß auch Frankreich nicht überwindlich seien. Kurhessen lag als Siegesbente dem Kaiser offen, die Reichsstände Schwabens und Friaulens athmeten wieder auf: in Holland erhob sich berechtigter Jubel, in Spanien gewann der Krieg den Herzog Karl unter den Granden Anhänger.

Der Kaiser setzte Marlborough als den Retter Deutschlands und als den den unermüdeten Reichsinteressen: wie die Parteien in Europa den Sieg des

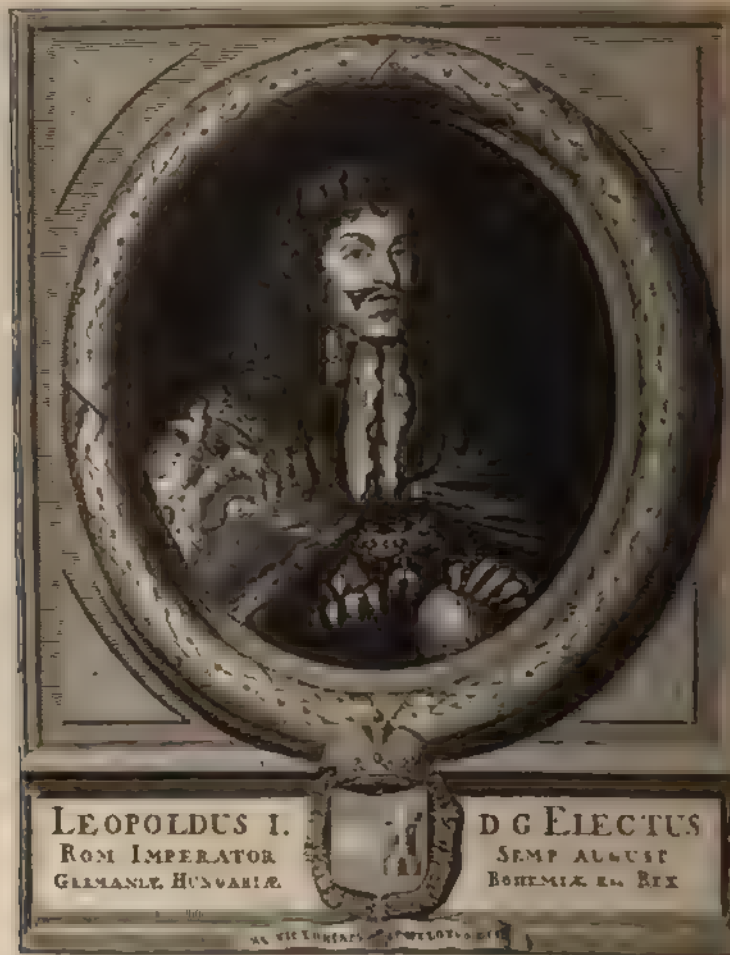
erhöhen entgegen: hatten sie doch einen Kriegsrühm aufzuweisen, 1 r noch zu erringen strebte. Der eigensinnige Reichsfeldherr setzte durch, daß der Prinz Eugen am Rheine Stellung nahm, um die Schwarzwaldpässe zu decken: selbst vereinigte am 22. Juni sein Heer mit dem Marlboroughs; gegen Ende Monats rückten die Verbündeten auf Donauwörth zu gegen die bairische Armee. Am 2. Juli erreichten sie die Verschanzungen auf dem Schellenberge, der beherrschenden Hügelstellung vor den Thoren der genannten Stadt. Max Emanuel war in einem Parallelmarsche den Gegnern donauabwärts gefolgt und hatte, mehrere Stunden von Donauwörth aufwärts, bei Lauingen ein festes Lager eingenommen. Um ihn womöglich noch hier zu fassen, unternahm das ermüdete Heer der Verbündeten noch am Abend des 2. Juli den Sturm auf den Schellenberg.

Der Spitze seiner Bataillone fiel unter anderen Tapferen der holländische General von Goor: ein Flankenangriff des Markgrafen unterstützte den Hauptangriff Marlboroughs: die Baiern räumten die Verschanzungen, um sich durch Donauwörth auf das andere Donauufer zu ziehen. Die englische Reiterei vertheidigte den Rückzug in wilde Flucht. Während der Kurfürst sich auf Augsburg warf, drang Marlborough über den Lech in sein Kurfürstenthum ein.

Zum größten Mißvergnügen des Herzogs wurden jetzt auch neue von Wien mit dem Kurfürsten Verhandlungen angeknüpft, die ihm sogar äußerst günstige Bedingungen gewährten. Fast schien es, als sollte die Verhandlung glücken: da stieg die Kurfürstin, aus München geflüchtet, ihren Gemahl an, dem Lande Frieden zurückzugeben: jeden Tag konnte Marlborough den Gegner erreichen, Lord zauderte mit dem versprochenen Hilfskorps, — wirklich verpflichtete sich Emanuel am 15. Juli zur Unterzeichnung des Vertrages, — da kam die Nachricht, Tallard rücke an, sei in größter Nähe. Verstandesgründe und Leidenschaften ließen den wetterwendischen Kurfürsten sein Wort brechen.

So sollte denn auf dem Schlachtfeld die Entscheidung fallen. Marlborough war zufrieden; jetzt ergossen sich seine Streifkorps plündernd und brennend über bairische Flachland. Als aber Tallards Heer sich wirklich mit dem Kurfürsten vereinigt hatte, mußte man dieses System aufgeben und sich zu einer Hauptschlacht entschließen. Der Markgraf Ludwig wollte davon nichts wissen, aber war Marlborough dieser Meinung und ebenso Prinz Eugen, der nach Tallards Ausbruch seine nutzlose Stellung im Schwarzwald aufgegeben hatte und ihn auf dem linken Donauufer begleitete. Als der Marschall in Augsburg ankam, stand der Prinz in der Nähe von Höchstädt und Donauwörth.

Die Sachlage war aber dadurch nicht einfacher geworden. Wandte sich Max Emanuel gegen den Prinzen, so konnte dieser leicht erdrückt werden; zogen Marlborough und der Markgraf ihm zu Hilfe nach Donauwörth, so gaben sie die bisherigen Erfolge wieder auf, und Max Emanuel konnte von Baiern aus die österreichischen Erblande einbrechen. Um sicher zu gehen empfahl Markgraf Ludwig die Belagerung von Ingolstadt und man mußte ihm zu dem kleinen Heere wirklich 20,000 Mann überlassen. Aber dadurch wurden wenigstens Marlborough und Eugen Herren ihrer eigenen Entschlüsse. Sie kamen überein,



Kaiser Leopold I. in späteren Jahren.

Kupferstich von Georgy Hauber.

## 18. Vom Tode Leopolds I. bis zum Ausgang Josephs I. (1711)

Joseph I. war in der That der Manneskraft, sechsundzwanzig Jahre alt, als sein Vater aus dem Leben schied: er war aufrichtig und ritterlich, der vollständige Gegensatz zu dem Verstorbenen. Besonders in geistiger Hinsicht war er ein seltenes Phänomen unter den Habsburgern, frei von der Regierens-Vorsicht; er war beweglich und wißbegierig, sein Geist stets auf das Neue und Nothwendige gerichtet. Er konnte sich für die Freundschaft mit der Höhe und Außerordentliche begeistern.

lebte, sang man fortan in Frankreich den Namen Marlboroughs mit unbemerktem Groll umher; so selbst an der schwäbischen Donau erzählte man noch lange von dem unheimlichen Britenherzog, bis diese Selbengefährlichkeit vor den größeren Thaten des Friedrichs II. allmählich verblasste.

Nur in Italien behaupteten sich die Franzosen noch, weil man für diesen Kriegsanfang keine Truppen verfügbar hatte. Schwer dagegen lastete die Last des Siegers auf dem unglücklichen Baiern, wo österreichische Kommissare die Plünderungen und Exzesse erlaubten. Für eine harte Behandlung des Landes war namentlich der römische König Joseph, der nebst seinem Vater am Ende die mittelalterliche Rechnung gegen den Kurfürsten vollzogen hätte: man hatte Baiern als fette Beute eingezogen und höchstens die Oberpfalz dem kaiserlichen Kurfürsten zurückgegeben haben. Aber davon wollten weder die See- noch die deutschen Reichsstände, Preußen voran. Aber wenigstens ein furchtbares Schreckensregiment trat in Baiern ein, als sich die Kurfürstin entschloß, den Vertrag von Altesheim (7. November 1701) zu brechen und 1701 nach Venedig abzureisen. Unter dem Vorgeben, daß man einen Kurfürstentum verlor, wurde München besetzt, aber die weiteren Maßnahmen kamen gerade die Empörung (im Herbst 1705) herbei.

Ein Mandat der österreichischen Regierung, die eine Aushebung von 12,000 Mann in Bayern anordnete, rief das verzweifelnde Volk zur Empörung. Unter Anführung des Studenten Meindl, des Wirths von Nied und einiger abgedankter bairischer Unteroffiziere nahmen die allmählich auf 30,000 Mann angewachsenen „Landesverteidiger“ die Herren von Pfalzgraf, Braunau und Schönbach. Aber da der Adel und die hohe Geistlichkeit es mit Habeburg hielten, blieben die Leutkircher zuletzt Sieger. Als Vaterlandsvertheidiger ist besonders der Freiherr von Friesmaier zu nennen, welcher den Vorwand des kaiserlichen Volkes auf München durch Vermittlung eines Wapenhilfslandes konnte, ein zweiter Anschlag auf die Hauptstadt wurde durch den Pfleger zu Starnberg, J. J. Cröllinger, vereitelt. Die kaiserlichen in München, die mit den Oberländern um die gemeinsame Sache machten, wurden (24. Dezember 1701) nach dem Dorfe Sendling gedrängt; auf dem dortigen Kirchhof kam es zum Verzweiflungskampf („Sendlinger Kirchhofschlacht“).

Die nächsten Folgen des Hochstadter Sieges waren glänzend. Die bei Landshut erlittenen Verluste wurden von den Siegern zu einer neuen Verwundung verwandelt, das freilich erst am 25. November 1701 zur Ueberzeugung wurde: Ulm hatte sich schon am 10. September ergeben. Nach der weiteren Falle von Trier (29. Oktober) und Trarbach (18. Dezember) befand sich der Feind mehr auf deutschem Boden.

Das waren die letzten Erfolge, die Kaiser Leopold erlebte: am 5. Mai 1705 war er, fünfundsechzig Jahre alt, aus dem Leben.

Deutschland verlor nicht in dem mittelmäßig begabten, schwachmüthigen Herrscher, sondern in dem, wie es auch in Oesterreich nie populär gewesen. In dem kaiserlichen Glauben an die Zukunft seines Hauses und in dem selbstlosen Gefühl für die Ehre der kaiserlichen Majestät war er ein volliges Ebenbild des Schattenkaisers Maximilian II.



Kaiserhaufe feindliche Partei und wählte Mäciay zum Fürsten. Schon setzte sich das Gerücht, die Rebellen ständen auch mit dem Zürcherdenkmal in Verbindung, der den sächsischen Polenkönig entthront und den Wojwoden Stanislaus Leszczynski erhoben hatte (12 Juli 1704). Vor allem aber war Italien Hilfe nöthig: in immer größere Noth gerath, nach dem Verlassen der Festungen, der Savoner: es war ein besonderer Glücksfall, daß der Kaiser sich verpflichtete, dem Bedrängten soviel Mann zur Hilfe zu senden (1703). Bis sie ankamen - unter Leopold von Dessau - (März 1705), war gleichwohl alles auf dem Spiel.

Aber das erste Regierungsjahr Josephs sollte die gewünschten Erfolge nicht bringen. In Italien kam es am 16. August 1705 zu der Schlacht bei Cassano, der blutigsten, die in diesem Kriege auf dem italienischen Boden geschlagen: aber nach vierstündigem Kampfe mußten die österreichische Armee beide mit unvergleichlicher Tapferkeit um den Sieg gerungen, aber die Entscheidung den Streit aufgeben. Es war besonders ein Ehrentag für den Führer, Leopold von Dessau, eine an Tollkühnheit grenzende Entschlossenheit und seine Truppen zu Leistungen anfeuernde, deren Beispiele heute in der preussischen Armee noch erhalten sind.

Leopold stürmte mit seinen Truppen durch drei wasserreiche Kanäle, die er übertrank. Da die Munition völlig durchschnitten war, blieb den Preussischen, die über angelangt, als einzige Waffe das Bajonett. Dennoch durchdrangen sie die feindlichen Brigaden Gronow und Bourk. Zum Andenken an die That, die siebente und achte Kompagnie des Alexander Garde-Grenadier-Regiments 1705 damals den Tapferen verliehenen juchtenen Edelhandschienen.

Vollständig scheiterte die Unternehmung Marlboroughs, namentlich die der Richtigkeit, die nach dem Siege von Hochstadt bei den verbündeten Parteien sich eingestellt hatte. Das englische Parlament bewilligte nur Latte, die Reichsarmee war nicht aus den Winterquartieren zu bringen. Marlborough von der Gegend der Mosel her über Lothringen nach Frankreich zu wollen, weil die Grenze hier am schwächsten durch Festungen besetzt war, dann geraden Weges auf Paris zu marschieren. Dazu bedurfte er der Zustimmung der kaiserlichen und der Reichsarmee: war aber der Markgraf von Baden schwer zu dieser Mitwirkung zu bestimmen, so verzögerte seine Entscheidung nachher die Ausführung des als richtig anerkannten Planes. Als Marlborough in Lothringen anlangte (Juni 1705), fand er, daß der Markgraf die Grenze längst mit überlegenen Streitmächten gedeckt hatte, die die Pflege in dem armen Lande außerdem große Schwierigkeiten machte. Marlborough den Plan auf und langte unter entsetzten Regengüssen am 1. Juni in Trier mit einer Armee an, die völlig einer geschlagenen Armee gleich. Der große Herzog war so kleinlich, das Gethöhl allein dem kaiserlichen kranken Markgrafen zuzuschreiben.

Mit größerem Rechte hatte er sich in den nächsten Monaten über die That





Leopold von Deßau bei der Eroberung der kleinen französischen Festung Kitz, 1710 von den Preußen erkornt.

Jugendbildniß gemalt von Antoine Watteau, Kgl. Pr. Hofmaler.

Kaiserhaufe feindliche Partei und wählte Rakoczy zum Fürsten. Schon verbreitete sich das Gerücht, die Rebellen ständen auch mit dem Schwedenkönig in Verbindung, der den sächsischen Polenkönig entthront und den Wojwoden Stanislaus Leszczyński erhoben hatte (12. Juli 1704). Vor allem aber war in Italien Hilfe nöthig; in immer größere Noth gerieth, nach dem Verlust seiner Festungen, der Savoyer: es war ein besonderer Glücksfall, daß der Preussenkönig sich verpflichtete, dem Bedrängten 8000 Mann zur Hilfe zu senden (3. Dezember). Bis sie ankamen — unter Leopold von Dessau — (März 1705), stand hier gleichwol alles auf dem Spiel.

Aber das erste Regierungsjahr Josephs sollte die gewünschten Erfolge noch nicht bringen. In Italien kam es am 16. August 1705 zwischen Vendôme und dem Prinzen Eugen, der hier wieder den Oberbefehl übernommen hatte, zur Schlacht bei Cassano, der blutigsten, die in diesem Kriege auf italienischem Boden geschlagen: aber nach vierstündigem Kampfe mußten die Gegner, deren Heere beide mit unvergleichlicher Tapferkeit um den Sieg gerungen hatten, ohne Entscheidung den Streit aufgeben. Es war besonders ein Ehrentag der Preußen, deren Führer, Leopold von Dessau, eine an Tollkühnheit grenzende Tapferkeit entfaltete und seine Truppen zu Leistungen anfeuerte, deren Gedächtniß noch heute in der preussischen Armee wach erhalten wird.

Leopold stürmte mit seinen Truppen durch drei wasserreiche Kanäle, in denen viele ertranken. Da die Munition völlig durchnäßt war, blieb den Preußen, am sechsten Ufer angelangt, als einzige Waffe das Bajonett. Dennoch durchbrachen drei Bataillone die feindlichen Brigaden Grancey und Bourl. Zum Andenken an diese That tragen die siebente und achte Kompagnie des Alexander Garde-Grenadier-Regiments noch heute die damals den Tapferen verliehenen juhtenen Säbelhandriemen.

Vollständig scheiterte die Unternehmung Marlboroughs, namentlich in Folge der Lässigkeit, die nach dem Siege von Höchstädt bei den verbündeten Regierungen sich eingestellt hatte. Das englische Parlament bewilligte nur karge Mittel, das Reichsheer war nicht aus den Winterquartieren zu bringen. Marlborough hatte von der Gegend der Mosel her über Lothringen nach Frankreich einbrechen wollen, weil die Grenze hier am schwächsten durch Festungen bewehrt war, um dann geraden Weges auf Paris zu marschieren. Dazu bedurfte er der Mitwirkung der kaiserlichen und der Reichsarmee: war aber der Markgraf von Baden ohnehin schwer zu dieser Mitwirkung zu bestimmen, so verzögerte seine Erkrankung nachher die Ausführung des als richtig anerkannten Planes. Als Marlborough in Lothringen anlangte (Juni 1705), fand er, daß Marschall Villars die bedrohte Grenze längst mit überlegenen Streitkräften gedeckt hatte; da die Verpflegung in dem armen Lande außerdem große Schwierigkeiten machte, gab Marlborough den Plan auf und langte unter entseßlichen Regengüssen Ende Juni in Trier mit einer Armee an, die völlig einer geschlagenen glich. Der große Herzog war so kleinlich, das Geshlagen sein allein dem bösen Willen des kranken Markgrafen zuzuschreiben.

Mit größerem Rechte hatte er sich in den nächsten Monaten über die Holländer



Abbildung vom Defail bei der Eroberung der kleinen französischen Festung Mire, 1710 von den Preußen erlitten.

Zugradbildnis gemalt von Antoine Vernet, Kgl. Pr. Hofmaler.

beklagen. In den Niederlanden war während seiner Abwesenheit alles rückwärts gegangen; jetzt (Juli) verscheuchte der bloße Schrecken des Namens „Marlborough“ den Marschall Villeroi und den Kurfürsten Max Emanuel. Seine wirklichen Erfolge in demselben Monat konnten aber theils wegen der Erschöpfung seiner Armee nicht ausgenutzt werden, theils wegen der Böswilligkeit und Widerspenstigkeit der holländischen Generale und Kengstlichkeit und Eifersucht der holländischen Militärbevollmächtigten.

Etwas besser ließen sich die Dinge auf dem deutschen Kriegsschauplatz an. Dem Markgrafen Ludwig von Baden, der eben nur halb genesen aus Schlangenbad zurückgekehrt war, gelang es, im Laufe des Sommers und Herbstes einige Vortheile über die Franzosen zu erringen. Im August trieb er den Marschall Villars, der eben den Rhein überschritten, in seine frühere Stellung zurück, ging dann selbst zum Angriff vor und stürmte (28. August) den Schlüsselpunkt der französischen Position (die Pfaffenhofer Linien). Da obenbrein im Reichsherrn Verstärkungen anlangten, zog sich Villars unter die Kanonen von Straßburg zurück, der Markgraf aber nahm Hagenau und den Unterelsaß mühelos ein. Da er aber voraussah, daß ihm die Franzosen im nächsten Frühjahr seine Errungenschaften zu entreißen suchen würden, war er während des Winters eifrig bemüht, die Stände und das Oberhaupt des Reiches zu reichlicher Verstärkung seiner Streitkräfte zu vermögen. Aber die Stände markteten um jeden Mann, der Kaiser war aus Geldnoth unfähig zu helfen.

In Spanien hatten sich die Angelegenheiten Oesterreichs günstiger gestaltet: **Erzherzog Karl** konnte endlich Lissabon verlassen und hielt am 23. Oktober 1705 seinen Einzug in Barcelona, der Hauptstadt Cataloniens.

Trotz der im allgemeinen sehr geringfügigen Erfolge setzte der Kaiser in Bezug auf den bairischen und kölnischen Kurfürsten seinen Willen durch. Am 27. November ertheilten die Kurfürsten ihre Zustimmung zu der rechtlich vollkommen begründeten Achtung der Reichsverräther. Die Achtbriefe selbst erfolgten erst am 29. April 1706.

1705 Schloß das Jahr 1705 für den Kaiser mit banger Sorge, so überstieg das folgende, welches die Engländer das „wundervolle“ nennen, all seine Erwartungen.  
1706 Am 23. Mai 1706 nöthigte Marlborough den unfähigen Villeroi zur Entscheidungsschlacht bei Ramillies (unweit Tongern) und gewann in drei Stunden einen Sieg, dessen Folgen nicht weniger bedeutend waren, als die des Höchstädter Tages. Am 28. Mai hielt er seinen Einzug in Brüssel, nachdem schon zwei Tage vorher daselbst die Stände von Brabant dem Habsburger Karl als ihrem Landesherren gehuldigt hatten: bald folgten diesem Beispiele die wichtigsten Städte von Brabant und Flandern: ohne Schwertstreich nahm der Herzog am 11. Juni das gewaltige Antwerpen ein. Ostende kapitulierte bald darauf, es folgten Menin, Dendermonde und Ath: am Schlusse des Feldzuges besaß Ludwig XIV. außer Mons keinen einzigen wichtigen Platz in Brabant und Flandern.

Diese Erfolge übten eine erspriessliche Rückwirkung auf die Ereignisse des deutschen Kriegsschauplatzes aus. Denn die Befürchtungen des Markgrafen hatten sich vollkommen bestätigt; im April 1706 ward er von weitaus überlegenen

Städte unter Villars und Marsin angegriffen und mußte sich glücklich retten, mit seinen 6000 Mann eben noch über den Rhein zu entkommen. Villars verheerte nun das Rheinthum Speier und die Rheinpfalz, bis er in Folge der Schlacht von Ramillies erhebliche Truppen nach den Niederlanden entsenden mußte. Dadurch wurde das Gleichgewicht der Kräfte einigermaßen wieder hergestellt und das sonst wehrlose Süddeutschland vor weiteren Leiden bewahrt.

Im August 1706 mußte der Markgraf Ludwig wegen zunehmenden Siechthums den Oberbefehl aufgeben und nach Schlangenbad gehen: zu Rastatt verschied der einst so berühmte Feldherr am 4. Januar 1707.

Aber am herrlichsten bewährte sich in diesem Jahre doch das Feldherrn-talent des Prinzen Eugen. Er erlang in Italien, wo der österreichische General Darenton (am 19. April bei Calcinato) eine empfindliche Schlappe erlitten hatte und das wichtige Turin belagert wurde, am 7. September 1706 bei der genannten Stadt einen glänzenden Sieg; in weit ausgedehnten Linien ließ er das französische Heer angreifen, welches der Herzog von Orleans und Marsin befehligten, um Turins Fall zu beschleunigen. Da die französischen Heerführer in der im Beginne der Schlacht verwundet wurden, riß bei ihrem Heere alsbald Verwirrung ein und der Rückzug der Geschlagenen artete in völlige Auflösung aus. Der Verlust der Franzosen war denn auch ungeheuer, namentlich ihre Artillerie, noch größer aber war der moralische Eindruck des Sieges in Italien und Europa. Ehe das Jahr zu Ende ging, hatten die französischen Armeen fast ganz Italien geräumt: im Anfang des nächsten Jahres mußte Ludwig XIV. glücklich schätzen, daß auch seinen Garnisontruppen erlaubt wurde, mit kriegerischen Ehren aus der Lombardei abzuziehen.

In diesem Augenblicke aber verdüsterte eine neue schwere Wetterwolke den europäischen Horizont: der nordische Krieg drohte in den spanischen Erbfolgekrieg überzugreifen: alle Früchte des Turiner Sieges gingen verloren, wenn es Ludwig XIV. Staatskunst gelang, den nordischen Eroberer Karl XII. zu sich heranzuziehen und Schweden an die gemeinschaftlich übernommene Garantie des Westfälischen Friedens zu erinnern. Schon stand er an der Elbe: in Wien erzählte der Kaiser mit Unmuth die Beschwerden, die sich der Schwedenkönig über die Bedrückung der schlesischen Protestanten herausnahm.

Karl XII. posirte Schlesien nämlich auf seinem Siegeszuge gegen August von Sachsen-Weizen: er lag jetzt (April 1707) im Sachsenlande im Hauptquartier zu Altzanstadt, um den dortigen besiegten Gegner die Friedensbedingungen vorzuschreiben. Zum Glück für den Kaiser war Karl XII. nur Soldat, nicht Staatsmann; sein ganzer Groß galt dem Jaren 1700, was kummerte ihn Frankreich, was die große europäische Politik! Marlborough, um den französischen Ränken entgegenzuwirken, den Schwedenkönig in seinem Hauptquartier zu Altzanstadt auf, überbrachte ihm ein höchst verbindliches Schreiben seiner Römischen Majestät, indem er der militärischen Eitelkeit desselben schmeichelte. Karl regte die Aufmerksamkeit, ehrte er doch in Marlborough einen der größten Feldherren seiner Zeit. Bestechung wirkte nebenbei mit, um Marlborough seinen vollständigen Erfolg zu sichern.

Als Gesandter, Graf Piper, erhielt 100,000 Pfd. Sterl. und für seine Gemahlin

Schläge beizubringen. Mit vereinter Kraft schlugen sie am 11. Juli 1708 den Herzog von Burgund und Vendôme bei Dudenarde und konnten sich nun an die Belagerung von Lille machen, bei dessen Befestigung der geniale Vauban sein Meisterstück geleistet. Das Unternehmen zog die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich; vornehme Freiwillige wohnten im Heere der Verbündeten dem interessanten Schauspiel bei. Nach heldenmüthigster Vertheidigung übergab Doullers am 23. Oktober die Stadt, am 11. Dezember auch die Citadelle. Doch betrug der Verlust der Verbündeten an 20,000 Mann, aber nun begann Frankreich für seine eigene Sicherheit zu zittern. Gent, Brügge wurden genommen, ganz Spanisch Flandern war erobert.

Zu dem militärischen kam elementares Misgeschick. Eine furchtbare Kälte überfiel Frankreich im Januar 1709, dauerte bis zum Frühling, vernichtete 1709 alle Erntehoffnungen und hatte eine furchtbare Hungersnoth zur Folge. Nur ein wenigter Friedensschluß schien Rettung zu gewähren und Ludwig XIV. mußte sich entschließen, durch Vermittlung des verachteten Krämerstaates der Holländer einen Frieden zu erbitten. Er verlangte für seinen Enkel (durch den gewandten Fiskus) nur noch Neapel und Sizilien. Wol waren die Holländer zum Frieden geneigt, auch in England sank der Einfluß der kriegslustigen Whigs und der Duke Marlboroughs, aber dem Kaiser war nicht zu verdenken, daß er den vollständigen Sieg auch zum vollständigen Triumph ausnützen wollte. Seine Absichten gingen auf die ganze spanische Erbschaft, auf die Demüthigung Frankreichs: die Reichsgrenze, wie sie vor 1552 gewesen, sollte wieder hergestellt, Troyes, Toul und Verdun zurückgewonnen werden. Joseph fühlte sich als Kaiser: es zeigte er nicht allein bei dieser Gelegenheit, das hatte er in diesen letzten Jahren auch dem Papste deutlich bewiesen.

Da Joseph kein Jesuitenfreund war, so war er dem Papste schon an sich keine angenehme Persönlichkeit. Dazu kam, daß Clemens XI. die Anerkennung des habsburgischen Karl beharrlich verweigerte und mit dem Kaiser auch sonst in Reichstreitigkeiten geriet. — er beanspruchte das Oberlehnrecht in Parma und Piacenza. Joseph erklärte diese Ansprüche und ebenso die päpstlichen Forderungen für „lächerlich.“ Clemens XI. brachte eine buntledrige Truppenmasse — vom Volk spöttlich „Papagalli“ genannt — auf, die aber im November 1708 vor dem General Daun auseinanderlief. Schon dachte der Kaiser daran, Joseph mit dem Ranne zu belegen, da führten Habsburgs Verbündete, denen jener Akt um der strenggläubigen Spanier willen sehr unangenehm gewesen wäre, einen für Joseph immerhin vortheilhaften Vergleich herbei (15. Januar 1709, durch den Clemens den Erzherzog endlich als König von Spanien anerkannte und sogar mit der Krone von Neapel und Sizilien besetzte).

So wurde noch einmal die Entscheidung der Waffen angerufen. Bei Malplaquet, unweit Mons, erlagen am 11. September 1709 Doullers und Mars dem überlegenen Genie Marlboroughs und Eugens. Zwar fiel in Folge des Zuges auch das feste Mons, aber er war doch ein „Pyrrhusieg“: zu viele Litter — 20,000 Mann — hatte der Sturm auf die Verschanzungen der Franzosen gefordert.

Klarck schrieb am 11. September seinem Könige: „Wenn Gott uns die Gnade ver-



immerhin schmerzlich sein, der Tod des Kaisers war für ihn ein großer Gewinn. Derselbe Karl, für den die Seemächte die spanische Erbfolge erobern wollten, war jetzt zur Regierung in den deutsch-habsburgischen, wol auch zum Kaiserthron berufen, man konnte die Vermittlung der großen Macht in einer Hand nimmermehr zugeben. England war selbst in Wien keinen Zweifel darüber aufkommen, daß es nimmermehr die Theilung der spanischen Erbschaft eintreten werde.

Da England und Holland weiterend dem Franzosenkaiser den Frieden steigerte Ludwig XIV. seine Forderungen natürlich von neuem, und rief der Marlborough bewirkte Fall der wichtigen Festung Douvain nöthigte ihn, dem belien zu zustimmen. Bereits nach drei Wochen (7. Oktober) wurden zwischen England und Frankreich die Friedenspräliminarien unterzeichnet.

Da dieselben dem französischen Könige Vortheile gewährten, die er kaum durch vieler Siege hätte beanspruchen dürfen, gelang es in England der gemäßigten Partei einen Sturm gegen das neue Kabinet und die Präliminarien heraufzubringen. Schwankte die Königin, da entschloß sich der neue Minister Lord Eyford zu einem Streich. Im Unterhause erhob er gegen Marlborough eine Anklage wegen Mißbrauch der Herrscherverwaltung, die Königin entließ ihn, ohne den Ausgang der Untersuchung abzuwarten, aller seiner Ämter und ernannte zwölf neue Räte. Die Stimme der Gerechtigkeit auch im Oberhause zu erheben und die Parole der Präliminarien durchzusetzen. Dies gelang, und das Unterhaus erklärte den Frieden vom 24. Januar 1712 mit großer Majorität der ihm aufgetrübten Mitglieder für ungültig, und die Königin befohl ihn gerichtlich zu verfolgen.

Tadel blieb es; die Minister wagten nicht, Marlborough in den Rath zu versetzen. Er trat aber freilich vom Schauplatz seiner Thaten rasch ab und starb am 16. Juni 1722; seine Gemahlin überlebte ihn zwanzig Jahre.

In der Zwischenzeit hatte Karl III. Spanien verlassen (27. September 1711) seiner Gemahlin unbeschränkte Vollmachten und den Grafen Statier zu treuen Berathern zurücklassend. Nach glücklich erfolgter Landung (12. Oktober 1711) ging er zunächst nach Mailand. Am demselben Tage, wo er in Mailand landete, erfolgte in Frankfurt seine Wahl zum römischen Kaiser. Die Kurie hatte alles mögliche angeboden, um dieses Ergebnis zu verhindern, aber vergeblich, den König Friedrich von Preußen als Gegenkandidaten aufzustellen, es hatte den Marschall Villars an den Obersten geschickt, um die Kurie zu bedrohen, erreichte aber seinen Zweck nicht.

Der Krieg war seit dem Tode Josephs in Deutschland wie in den Niederlanden völlig eingestillt, ein Friedenskongreß zu Utrecht für den Winter 1713 zwischen England und Frankreich vereinbart worden.

#### 19. Die Friedensschlüsse zu Utrecht (11. April 1713), Rastatt (7. März 1714) und Baden (7. September 1714).

Kaiser Karl VI. war gegen den Friedenskongreß so eingenommen, daß er drohte, ihn in Ewigkeit nicht beschicken zu wollen. Er entsandte den Grafen von Saxe nach London, um Englands Willen von der großen Allianz zu ermitteln.

ge auf dem Thron des protestantischen England ihrem Bruder, dem katholischen kaiserlichen Joseph (III.), zu sichern.

In Spanien trat noch im Jahre 1710 ein Rückschlag ein. Zwar der Graf Stahremberg bei Villavieja (10. Dezember) einen vollständigen Sieg über die doppelt so starke bourbonische Armee, aber seine eigenen Truppen zwangen ihn den Rückzug nach Catalonien anzutreten. Hier behauptete er bis zu seiner Abberufung (1713) außer Barcelona nur noch wenige

thatsäch-  
der spani-  
krieg in  
selbst schon  
und zu  
Philipp V.  
dem ganz  
zufiel  
zu hinein  
riedenover-  
n, welche  
in Umstän-  
häuften wa-  
herfolgen-  
Ereignisse.  
dreier Täu-  
der Dau-  
Apr. 1711)  
mische Kai-  
April) von  
ern dahin  
begrün-  
die Worte,  
Clemens  
darauf an-  
male rich-  
lehrt die  
heit auf  
Ländern  
groß und  
st. daß es  
gleich auch  
th und hin-  
Nochte  
XIV. der  
des Laubhau



1711

JOSEPHVS ROMANOR. IMPERATOR.

Kaiser Josef I. gegen Ende seines Lebens, gleichzeitige Darstellung des kaiserlichen Hofes, aus dem spanischen Hofe.

immerhin schmerzlich sein, der Tod des Kaisers war für ihn ein ungleich größerer Gewinn. Derselbe Karl, für den die Seemächte die spanische Erbschaft hatten erobern wollen, war jetzt zur Regierung in den deutsch-habsburgischen Landen, wol auch zum Kaiserthron berufen, — man konnte die Vereinigung einer so großen Macht in einer Hand nimmermehr zugeben. England wenigstens ließ selbst in Wien keinen Zweifel darüber aufkommen, daß es nunmehr für die Theilung der spanischen Erbschaft eintreten werde.

Da England und Holland wetteifernd dem Franzosenherrscher den Frieden antrugen, steigerte Ludwig XIV. seine Forderungen natürlich von neuem, und erst der durch Marlborough bewirkte Fall der wichtigen Festung Bouchain nöthigte ihn, den hohen Ton herabzusinken. Bereits nach drei Wochen (8. Oktober) wurden zwischen England und Frankreich die Friedenspräliminarien unterzeichnet.

Da dieselben dem französischen Könige Vortheile gewährten, die er kaum als Früchte vieler Siege hätte beanspruchen dürfen, gelang es in England der gestürzten Partei, auch einen Sturm gegen das neue Kabinet und die Präliminarien heraufzubeschören. Schon schwankte die Königin, da entschloß sich der neue Minister Lord Oxford zu einem Staatsstreich. Im Unterhause erhob er gegen Marlborough eine Anklage wegen Unterschleiss in der Heeresverwaltung, die Königin entfesselte ihn, ohne den Ausgang der parlamentarischen Untersuchung abzuwarten, aller seiner Aemter und ernannte zwölf neue Peers, um die Stimme der Gerechtigkeit auch im Oberhause zu ersuchen und die Annahme der Friedenspräliminarien durchzusetzen. Dies gelang, und das Unterhaus erklärte den Herzog am 24. Januar 1712 mit großer Majorität der ihm aufgebürdeten Gesekwidrigkeiten schuldig, und die Königin befahl ihn gerichtlich zu verfolgen.

Dabei blieb es; die Minister wagten nicht, Marlborough in den Anlagestand zu versetzen. Er trat aber freilich vom Schauplatz seiner Thaten völlig ab und starb am 16. Juni 1722; seine Gemahlin überlebte ihn zwanzig Jahre.

1711 In der Zwischenzeit hatte Karl III. Spanien verlassen (27. September 1711), seiner Gemahlin unbeschränkte Vollmachten und den Grafen Stahrenberg als treuen Berather zurücklassend. Nach glücklich erfolgter Landung (12. Oktober 1711) ging er zunächst nach Mailand. An demselben Tage, wo er in Vado landete, erfolgte in Frankfurt seine Wahl zum römischen Kaiser. Frankreich hatte alles mögliche aufgeboten, um dieses Ergebniss zu verhindern: es hatte versucht, den König Friedrich von Preußen als Gegenkandidaten aufzustellen; es hatte den Marschall Villars an den Oberrhein geschickt, um die Kurfürsten zu bedrohen, erreichte aber seinen Zweck nicht.

Der Krieg war seit dem Tode Josephs in Deutschland wie in den Niederlanden völlig eingeschlafen, ein Friedenskongreß zu Utrecht für Januar 1713 zwischen England und Frankreich vereinbart worden.

19. Die Friedensschlüsse zu Utrecht (11. April 1713), Rastatt (7. März 1714) und Baden (7. September 1714).

Kaiser Karl VI. war gegen den Friedenskongreß so eingenommen, daß er drohte, ihn in Ewigkeit nicht beschicken zu wollen. Er entsandte den Prinzen Eugen nach London, um Englands Abfall von der großen Allianz zu verhindern.



Kaiser Karl VI. Brustbild im Stützung mit Mantel  
Gemalt und geschnitten von Antonius Witzhart

Aber als Eugen ankam, war es zu spät: der berühmte Feldherr wurde zwar von der Königin aufs höchste ausgezeichnet und von der Bevölkerung mit Beweisen der Achtung überhäuft, aber man änderte die Politik nicht und der Utrechter Kongreß ward dennoch eröffnet, der Friedensschluß zwischen Frankreich und den hier vertretenen Mächten durch eine Reihe bedeutamer Zwischenfälle aber um mehr als ein Jahr verzögert.

Am 18. Februar 1712 starb der Erbe Frankreichs, Ludwig XIV. Ältester Sohn, der Herzog von Burgund, bald darauf auch der Ältere seiner beiden Söhne, so daß nur noch ein zweijähriges Kind, der nachmalige König Ludwig XV., zwischen Philipp V. und dem französischen Throne stand. Um der Vereinigung der spanischen und der französischen Krone vorzubeugen, mußten die beiden Linien des bourbonischen Hauses erst zu gegenseitigen Verzichtleistungen genöthigt werden. Dies Abkommen wurde erst im November 1712 von den Cortes genehmigt und am 15. März 1713 vom Pariser Parlamente ratifizirt.

England sah sich in Folge der Utrechter Verhandlungen — schon im Juni wurden die Präliminarien dem Parlamente vorgelegt — zu einer höchst zweideutigen Haltung genöthigt. Das Cabinet ertheilte dem neuen Befehlshaber der britischen Streitkräfte in den Niederlanden, dem Herzog von Ormond, die geheime Weisung, den Franzosen möglichst wenig zu schaden und brachte dies auch zur Kenntniß des französischen Herrschers. Als nun Prinz Eugen die Belagerung von Luesnoy beschloß (Mai 1712), verweigerte Ormond jede Mitwirkung und schloß für die britischen Truppen mit Villars einen zweimonatlichen Waffenstillstand. Zwar fiel Luesnoy trotzdem, aber in der Folge erlitten die Kaiserlichen hier nur Niederlagen, und in den Kirchen zu Paris sah man seit langer Zeit wieder eroberte Fahnen aufgehängt.

Ormond wollte auch die deutschen Solbtruppen Englands in den Waffenstillstand einschließen, aber das verhinderte Eugens Bewunderer, Leopold von Dessau; er entflammte das Nationalgefühl der deutschen Soldner, die fast alle bei Eugens Fahnen blieben, aber ohne Glück unter ihnen kämpften.

Die Friedensbedingungen, für welche England gleichzeitig den Kaiser zu gewinnen suchte, hielt Karl VI. für unannehmbar. Er beschloß den Kampf um die ganze Erbschaft fortzusetzen, obwohl die spanischen Verhältnisse den Verzicht Karls auf dieses Land nahe genug legten.

1713 So schlossen denn am 11. April 1713 Frankreich einerseits, Großbritannien, Holland, Portugal, Savoyen und Preußen andrerseits, zu Utrecht einen Sonderfrieden ab. Spanien und die amerikanischen Kolonien sollten Philipp V. verbleiben, die italienischen Besitzungen außer Sizilien und Sardinien, auch Belgien an den Habsburger fallen. Sogar erklärte sich Graf Singendorf, der Vertreter des Kaisers, gegen eine solche Preisgebung der Interessen seines Herrn.

Es war nicht allein die Besitzfrage, welche den Kaiser abhielt, in jene Abmachungen zu willigen. Er betrachtete es mit Recht als eine Ehrensache, die Aechtserklärung gegen die Kurfürsten von Köln und Baiern aufrecht zu erhalten, auch hatte man sich in Wien nachgerade mit dem Gedanken vertraut gemacht, sich für die Leiden und Verluste des Krieges durch das fette Baiernland zu

beden. Ebenso war es auch für Ludwig XIV. eine Ehrensache, jene deutschen Reichsfürsten nicht im Stiche zu lassen, und auch die Seemächte drangen auf die Beseitigung der beiden Kurfürsten.

Die Fortsetzung des Kampfes bot dem Kaiser wenig Ausichten auf Erfolg. Er stand fast ganz vereinsamt da: seine einzige Hilfe bestand in der unzuverlässigen Kriegsmacht des Reiches. Denn die von Wien aus stark beeinflusste Mehrheit des Regensburger Reichstages faßte am 31. März 1713 den maim-<sup>1713</sup> polen Beschluß, „kaiserlicher Majestät mit äußerster Macht und Straft, mit allem Eifer und Eifer beizustehen.“ Umsonst hatte der Preußenkönig gewarnt, „Dinge zu beschließen, die unausführbar seien; von der Mehrheit der Kleineren beschließen zu lassen, was die Größeren ausführen sollten und weder fähig, noch gewillt zu werden zu leisten.“ Wie begründet diese Warnung war, zeigte sich bald. Die reichen englischen Hilfsgeber floßen nicht mehr, die kleinen Reichsfürsten konnten erzhöpft und leisteten noch weniger, als in ihren schwachen Kräften stand. Die geringe Streitmacht, die Karl den 125,000 Franzosen des Marschalls Villars am Rhein gegenüberstellte, konnte selbst unter einem Feldherrn wie Eugen nicht gegen Speier, Worms, Landau und Freiburg halten bis zum November 1713 die Hände der Franzosen.

Al mußte auch Eugen dem Kaiser zum Frieden rathe, und es war für ihn ein Glück, daß auch Ludwig XIV. dazu geneigt war, weil er den Tod der englischen Königin und damit die Rückkehr eines kriegslustigen Whigministers befürchtete. Daher traten bald nach dem Falle Freiburgs Villars und Eugen zu Rastatt in Verhandlungen, die nach manchen Schwierigkeiten am 7. März 1714 den Frieden herbeiführten.

1714

In Bezug auf die Erbschaftsfragen blieb es im wesentlichen bei den Utrechter Abmachungen. Ludwig XIV. gab Mühlbach und Freiburg dem Kaiser, Rest dem Reich und ließ die Befestigungen von Pünningen und andern oberrheinischen Plätzen endlich zerstören, behielt aber Landau mit drei dazu gehörigen Dörfern. Die Kurfürsten von Mainz und Köln mußten völlig restituirt werden.

Er entsprach wenig den großen Siegen, welche in den letzten Jahren errungen waren. Namentlich das Reich kam schlecht dabei weg: von der Abtretung von Flandern war nicht die Rede. Außerlich wahrte das „heilige römische Reich deutscher Nation“ seine Selbstständigkeit, indem es dem kaiserlichen Frieden nachtrat und erst ein halbes Jahr später (7. September 1714) zu Baden im alten Rotten Kurgau mit Frankreich abschloß.

Der Friedensschluß von Rastatt war auch das Grab der Hoffnungen Franz Rákóczi. Als im Jahre 1707 war sein Stern im Aufgehen und Steigen gewesen, er starb aber im Jahre 1709, wo Rakoczy geächtet wurde. Er begab sich flüchtig nach Polen, wurde im Jahre 1711 einen vom Grafen Pálffy vermittelten Vergleich und begab sich nach Frankreich. Ludwig XIV. setzte ihm ein Jahresgehalt aus und Rakoczy, der als Graf von Sáros nannte, blieb mit den Männern der Politik in Verbindung. Im September 1717 verließ Rakoczy sein Amt, um sein Geschick an das der Fürsten zu knüpfen, wurde aber im Polwarower Frieden (1718) preisgegeben und endlich am Gestade des Meeres internirt.



## 20. Preußen und Oesterreich bis zu den Friedensschlüssen von Stockholm 1720 und Passarewitz (1718).

Bei den Utrechter Friedensschlüssen war von allen den Mächten, die in der Erbfolgekriege gegen Frankreich in Waffen gestanden hatten, der preussische Königsstaat am wenigsten berücksichtigt worden. Es entsprach damit der schwächlichen Haltung, welche König Friedrich I. in diesem, wie in dem zeitigen nordischen Kriege beobachtet hatte. Hier hatte er sich nur einmal, — nach Karls XII. Niederlage bei Pultawa (1709) — einer thatkräftigen Politik ermannt, während er bis dahin eine mit schmachvollen Dank belohnte Neutralität inne gehalten hatte. Er schloß sich den alten Schweden an, in der Absicht, nun doch noch an der Thron-Erweiterung zu machen, wenigstens das ihm so lange vorenthaltene Oken in seinen Besitz zu bringen, veranlaßte aber dann selbst durch das „Draager Konvent“ (1710) einen Neutralitätsvertrag, der von Karl XII. nicht respektirt wurde. Schweden, Russen und Polen verletzten ungeheuer und ungestraft seine Grenzen, ein Appell an den Kaiser und die Seemächte verhallte wirkungslos. Friedrich war eben nicht der Mann, um die Grenzen seines Staates mit dem Schwerte zu erweitern. Sein engeres Verdienst beschränkt sich darauf, von gelegentlichen Erwerbungen abgesehen, die westlichen Besitzungen einigermaßen arrondirt zu haben.

Er erkaufte schon im Jahre 1698 von dem geldbedürftigen König August II. das Amt Peterberg bei Halle, die Erbvogtei über die Reichsstadt Quedlinburg, die Amt und das Schulzenamt der freien Reichsstadt Nordhausen und einige Rechte an den jungen Prinzen von Nassau-Friedland zum Erbe eingesetzt, erhielt er mit dem Verzicht auf den eigentlichen Kern der Erbschaft die Kleve benachbarten Grafschaften und Werd.

Hervorgehoben zu werden verdient aber, daß gerade der Kaiser, für dessen Erbrecht die Preußen so lange und so tapfer gekämpft hatten, der seine Wahl in der Haltung Friedrichs I. verdankte, dem Könige seinen längsten Erwerb am wenigsten längsten bestritt. Es gereicht den mannigfachen Versehen und Verirrungen der Politik einigermaßen zur Entschuldigend, daß er auf keinen einigen aufständigen Provinz hatte. Auch das Walten dieses Herrschers im eigenen Lande, lange Zeit durch die Verurtheilung, findet auf Grund genauer Forschung jetzt gerechtere Würdigung. Der Aufwand, den Friedrich I. für nötig hielt, und trotz der Kämpfe, die die Günstlinge Kolbe von Wartensberg, trotz der Theilnahme Preußens an europäischen Kriegen waren am Schlusse seiner fünfzigjährigen Regierung, trotz andauernden Abwärtz in den östlichen Provinzen die Staatseinkünfte von anderthalb auf vier Millionen jährlich gestiegen. Dabei war das Heer bis auf 40,000 Mann angewachsen.

Allerdings liegen Friedrichs Hauptverdienste auf einem andern Gebiet als dem Polit. Er besaß eine lebhafte Empfindung für das Schöne und Gute, und seine leeresorgende und eitle Nachahmung Ludwigs XIV., wenn er diesen Kaiser in der Förderung von Wissenschaft und Kunst betheiligte. So beauftragte er auch die Regierungsräthe den großen Samuel von Pufendorf, die Geschichte von Preußen

gegangen, dann seiner eigenen Regierung zu schreiben. An seinem Geburtstage (11. Juli) im Jahre 1694 eröffnete er die Universität zu Halle; aus dem Kreis der an seinem Hofe sammelnden Künstler bildete er im Jahre 1696 die Akademie der Künste; vier Jahre später entstand auf Anregung seiner Gemahlin, der heilsinnigen Sophie Charlotte, und des Philosophen Leibniz die Akademie der Wissenschaften „zur Beobachtung der Natur, zur Ausdehnung des christlichen Glaubens bei den Völkern des Orients und, nach des Königs eigenem Befehl, zur Erhaltung der Reinigkeit der deutschen Hauptsprache.“

Immerhin war der Thronwechsel (25. Februar 1713) ein glückbringendes Ereignis für den preussischen Staat. Es war lediglich der Rücksicht auf die hohe Persönlichkeit, die nunmehr Preußens Geschicke lenkte, zu danken, daß die Macht beim Utrechter Friedensschluß nicht völlig übergegangen wurde: man schenkte Preußen für seine Ansprüche auf die in Frankreich gelegenen Güter des Hauses Oranien mit dem größeren Theile von Geldern; auch erkannten Frankreich und Spanien die preussische Krone an.

Nun ist es nöthig, die Persönlichkeit des neuen Herrschers Friedrich Wilhelms I. eingehender zu schildern. Denn wiewol dieser Fürst gleich seinem Vorgänger in Bezug auf seine Regententhätigkeit und Regententüchtigkeit lange



Der Hofmeister Wilhelm der König Kronprinz Friedrich.  
(dritte Person links)

Das Tabakskollegium Friedrich Wilhelms I.  
nach dem gleichzeitigen Gemälde im Königl. Schloß zu Charlottenburg



Friedrich Wilhelm I. Gleichzeitige Stich von Wenzel.

und schwer verkannt worden ist, so stehen die Grundzüge seines Charakters dennoch laugst fest. Wie hoch man auch jetzt den Geist bewundern mag, welcher der preussischen Armee ihre Schulung und ihren Korpsgeist, dem preussischen Mannthum seine Pflichttreue und Uneigennützigkeit, dem ganzen Volke selbst seine Tugend und seinen Fleiß gegeben hat, das alles ändert wenig an dem Bilde, welches früher von der Persönlichkeit Friedrich Wilhelms entworfen worden ist.

Er steht vor uns als ein strenger, strenger Vater, Vater und Landesherr, durchdrungen allerdings von den Pflichten, welche ihm diese Stellungen auferlegen, aber auch mindestens ebenso sehr erfüllt von den ihm zustehenden Rechten und Vorrechten. Soldat durch und durch, kennt er für die Verhältnisse des privaten Lebens und der bürgerlichen Verwaltung keinen andern Standpunkt als den militärischen: durch seinen Zug von Milde und die Härte dieser soldatischen Anschauung gemäßigt: das bürgerliche Strafrecht übte er wenig streng und blutig, nicht selten in Mitleid und Uebereilung, ja selbst die Vete-  
ranen und die Unterthanen glaubt er anzuweisen, womöglich gewaltthätig erzwingen zu können. Selbst seine heutigen Bewunderer müssen zugeben, daß seine geistigen In-  
teressen nicht dem zugewandt waren, was nun einmal ewig unter den Menschen als

schon und groß gelten wird. „Seine Erbselbst-  
schaft er nicht in ästhetischen Genüssen, nicht im Handelstausch mit Goldgehirnen und Goldschmieden, sondern in jenem Tabakskollegium, beim Kartenspiele, den derbe-  
sten Wurstbudenwirth und die besten einmüthigen althergebrachten Bedienten wählten.“  
Der kaiserliche Kaiser in  
seinem Tabakskollegium  
war zuerst vom Könige  
von Preußen nach hollän-  
dischen zum Trinken  
der Akademie der  
Wissenschaften erhobene  
Charaktere A. P.  
von Gumbert, der  
in der Trunkenheit  
in Gumbert Bier und  
schändlichen Tabak zu  
verderben lassen mußte.

Bekannt ist die  
Karte des Königs für  
„Kaiserliche“, die er oft  
in L. A. und Gewalt auf



Friedrich J. P. von Gumbert, des Königs Hofnarr im Tabakskollegium.  
Gumbert'scher satirischer Blick.

zu seinen Plätzen zusammen werben und pressen ließ, und aus denen er seine Pots-  
damer Mienengarde bildete. Dieses Bataillon, welches große Summen verschlang, war  
Leib- und Mustertruppe für die ganze Armee; es leistete das unerhörte in Gleichmäßig-





Ein Nicjengedien Friedrich Wil-  
helm I. — (John Heinrichs aus Koro-  
wegen meß 6 Fuß 6 Zoll W. H. Meiss.)  
Originalgemälde in Lebensgröße im Kgl.  
Schloß zu Charlottenburg.)

leit der zahllosen Griffe und Ausföhrung des Un-  
marisches. Bei aller Uebertreibung hatte diese Ver-  
haberei des Königs doch ihre sehr ernste Seite; und  
obgleich der Sohn bald das kostbare Spielzeug be-  
warf, so war es doch die Schule des Vaters, wo er  
seine ersten Siege errungen ließ. Noch heute hat in  
den königlichen Schatzkammern kostbare Lebensgröße Ge-  
bilder einzelner dieser „blauen Kinder“ des Königs  
von seiner eignen Hand gemalt erhalten, Kunstwerke,  
mit denen er sich die Zeit des Pedagogas läßt zu  
tragen die Unterschrift: in te mentis pueri. F. W. I.

Indessen haben die Herrscher das Ver-  
in der Geschichte lediglich nach ihren Ver-  
thaten gemessen zu werden, und da erheischt dann  
allerdings die Gerechtigkeit ein günstiges Urtheil  
über das Thun und die Schöpfungen Friedrich  
Wilhelms. Seine Straffheit, Sparsamkeit und  
Zähigkeit pflanzte er dem Staate ein, der dadurch  
größeren Leistungen gewachsen wurde. Das ist  
sogleich dem Auslande begreiflich werden.

Da durch die Beendigung des spanischen  
Erbfolgekrieges die preussischen Truppen, die bis  
her in Italien und Brabant gestanden hatten, für  
andere Zwecke verwendbar wurden, konnte der Kö-  
nig in dem immer noch fortdauernden nord-  
deutschen Kriege Stellung nehmen. Er that es mit Zuver-  
sicht und Geschick. Durch den Schwedter Ver-  
trag (6. October 1713) wurde zunächst die zu  
den Russen eroberte Festung Stettin gegen Er-  
stattung der Belagerungskosten einer neutralen Be-  
satzung preussischer und gottorpischer Patrouillen  
eingeräumt und das schwedische Pommern bis zur  
Peene unter preussisches Sequencer gestellt. Damit  
wurde thatächlich anerkannt, daß das Schicksal

nicht der baltischen Welt auf Preußen beruhte, und mit Recht gilt jener Ver-  
trag als einer der folgenreichsten, den die Hohenzollern je geschlossen.

1718 Da Karl XII., aus dem freiwilligen Exil in der Türkei zurückgekehrt, durch  
Abmachungen nicht beipflichtete, kam es im Jahre 1715 zum Kampfe, bei dem  
der Einnahme der Insel Rügen und der Eroberung Stralsunds seinen letzten  
Abschluß fand. Schon während dieses Feldzuges hatte Friedrich Wilhelm  
bisheriger Freund, der Zar Peter, durch seine Theilnahmslosigkeit deutlich ge-  
zeigt, daß ihm weitere Fortschritte Preußens keineswegs erwünscht waren. Im  
nächsten Jahre ließ sich bereits erkennen, daß Peter seine Ziel änderten in Wor-  
gebenen herabzudrücken strebte. Er wollte Gebieter an der Dnieper werden, und

an deutscher Hand, der verächtliche Herzog Karl Leopold von Mecklenburg-Schwerin, gab ihm Gelegenheit hier festen Fuß zu fassen: sprach man doch im Jahre 1716 davon, daß der Herzog bereit sei, Mecklenburg mit Livland zu vertauschen. Wie leicht konnte der Zar, wenn der Plan gelang, von hier aus versuchen, Preußen aus Pommern ganz zu verdrängen! Mit berechneter Eile zog sich der König für jetzt von dem Zaren zurück, bis ihn die Nothwendigkeit wieder zur Annäherung zwang. Preußens Stellung war nämlich dadurch eine besonders schwierige, daß das Haus Hannover, welches jetzt (seit 1715) auch dem Inselreich England gebot, darnach strebte, die führende Stellung in Norddeutschland anstatt Schwedens zu übernehmen. Natürlich trat es dadurch in scharfen Gegensatz zu Preußen, und als im April 1715 England, Frankreich und der Kaiser den Plan faßten, in Gemäßheit der Friedensschlüsse von Utrecht und Rastatt allen noch im Kriege befindlichen Mächten einen Vergleich aufzulegen, eilte sich Friedrich Wilhelm nach einer persönlichen Besprechung mit dem Zaren von neuem mit Rußland (28. Mai 1715).

1718

Die Einnahme hatte den Zweck die Exekution zu verhindern, welche die mecklenburgische Ritterschaft, gestützt auf Hannover, gegen ihren Herzog beantragt hatte. Allerdings sollten die Truppen erst zusammengezogen werden, wenn man die Kunde erhielt, daß ein kaiserliches Heer nach Pommern und Schlesien anrücke, der immerhin schien ein schwerer Konflikt bevorstehend.

In dieser Zeit erschien in Berlin der Abenteurer Alceement, der den König durch seine Enthüllungen über ein gegen sein Leben gerichtetes Komplott der Götze von Wien und Tredden beunruhigte. Der Abzug verfiel darüber in Schwermuth, bis er Leopold von Toscana die Ursache seines Stummers entdeckte. Alceement gestand seine Verrätherie ein und wurde gehängt 1720.

Wirklich verabredeten die Revellmachtingen des Kaisers, Hannovers und Sardiniens zu Wien am 5. Januar 1719 ein förmliches Attentat auf Preußen. Als Preußen und Rußland der mecklenburgischen Exekution, welche Braunschweig und Hannover übertrugen wurde, Widerstand entgegensetzte, sollte Friedrich Wilhelm von den Verbündeten mit aller Macht angegriffen werden: besonders hannoversche Minister hatten es auf eine großartige Plünderung Preußens abgesehen. Indessen wollte das englische Kabinet davon nichts wissen, auch der Kaiser, der das Wiener Hofes kahlte sich ab, und unter englischer Vermittlung Friedrich Wilhelm mit Schweden am 1. Februar 1720 den nicht unbedeutenden Frieden von Stockholm. Der König hatte erreicht, was der Große ihm einst versprochen: er hatte am baltischen Meer einen Platz erworben, von aus er seinen Staat am Welthandel betheiligen konnte.

Seiner Forderung von zwei Millionen Thaler bekam Friedrich Wilhelm den Streich zwischen Preußen und Oesterreich, nebst Stettin und den Inseln Rügen und Hiddensee. Der Zar schloß erst am 10. September 1721 den Frieden zu Nistadt, der ihm die Inseln zwischen Duna und Labodasee sicherte.

In dieser kriegerischen Verwicklungen fand Friedrich Wilhelm Zeit, schon an der inneren Organisation seines Staates rüstig zu sein.



zu arbeiten; eine Anzahl der wichtigsten Maßregeln und Einrichtungen bereits aus diesem Zeitraum.

Aus dem Jahre 1715 stammt eine Verordnung über das ständische Recht, dem Jahre 1716 ein Patent über die Verpachtung der Kammergüter. Am 1. Jan. 1717 führte er den berühmten Schulzwang ein, durch welchen wesentlich dem Landleute elementare Bildung aufgenöthigt wurde: in den königlichen Amtsdörfern wurde die Schule vom Acker mit Grund und Boden angeschafft. In demselben Jahre trat die Anordnung, daß die Besitzer der Lehnsgüter, die eigentlich zum verlassenen Stande verpflichtet waren, statt dieser nicht mehr zeitgemäßen Leistung jährlich 2000 Taler zahlen sollten. Jogernd gingen die Ritterschaften darauf ein; am Anfang und in nächststen wehrte sich die Magdeburgische Landschaft: sie erwiderte sich zwar in demnachstigen Mandat, doch war dasselbe dem preussischen Selbstherrscher gerade bedeutungslos.

Während Friedrich Wilhelm in den nordischen Krieg einging, war Österreich gegen die Türken einen Feldzug, der vom glänzendsten Siege kront wurde. In dem ersten Kriegesjahre (1716) führte die Schlacht von Belgrad die vollständige Niederlage der prahlerischen Türken und den Tod Großveziers herbei: am 12. Oktober fiel Temesvár, das letzte Bollwerk der Türkenherrschaft in Ungarn; Prinz Eugen hatte das ganze Banat zurückgewonnen und Papst Clemens XI. überlieferte dem christlichen Feldherrn, der die Ungarn ganz verdrängen zu wollen schien, einen geweihten Hut und Segen. Vorstoß gegen die wichtigsten Nebenländer der Pforte, die Moldau und Wallachei hatte zwar keine wirklichen Resultate, versetzte aber den Sultan in nicht geringe Angst. Die eigentliche Entscheidung brachte erst der August des nächsten Jahres (1717) vor Belgrad. Prinz Eugen hatte beschlossen, die Festung zu erobern mit einem Entsatzheere von 200,000 Mann näherte sich der near Belgrad. Zufällig erhielt Prinz Eugen Kunde, daß der Beizir den 16. August zum Entsatz bestimmt hatte. Er kam dem Angriff zuvor, errang einen vollständigen Sieg, und wieder wurde unermessliche Beute gemacht. Am 22. August ergab sich die Türken Belgrad, und bald durchhallte die Welt von dem Lobe des Prinzen Eugen, des edlen Ritters.“ Zwar rüsteten sich beide Parteien noch zu einem dritten Waffengange, aber den 21. Juli 1718 kam unter venetianischer Vermittlung zu Passarowitz ein Frieden zu Stande, der Österreich endlich für so viele Mühen und so lange Gefahren reichlich entlohnte.

Österreich behauptete das ganze Banat, den Nordtheil Serbiens mit Ausnahme an die Morawa und Rana reichten seine Grenzen — auch die beträchtliche Handelsvortheile im ganzen türkischen Reiche eingeräumt. Dem seine dalmatinischen Besitzungen wenigstens durch diesen Frieden erhalten wurden, war so undankbar, gegen ihn Protest einzulegen.

## 21. Preußen und Oesterreich bis zum Jahre 1752. Die pragmatische Sanction und die Jülich'sche Erbfolge.

Die Erfolge, welche Friedrich Wilhelm in dem Stockholmer Frieden errang, sind die einzigen, die er auf dem Felde der Politik davongetragen. Es war auch keine schwere Aufgabe gewesen, nach dem Tode Karls XII. bei Urfake Honore die Verniedrigung Preußens durchzusetzen; der österreichischen Staatspolitik war Friedrich Wilhelm nicht gewachsen. Es gereicht seinem Charakter zum Nachtheil, daß er auf diplomatische Künste und Feinheiten sich nicht verstand; aber der Mangel dieser Befähigung hat ihm selbst die schwersten Enttäuschungen, die bittersten Demüthigungen bereitet. Bei den Verhandlungen war er oft zu mißtrauisch, öfter zu leichtgläubig, zu ungeduldig und zu wenig durchhaltend; vor allem aber zu unselbständig. Er war auf fremde Rathshülfe angewiesen, und Oesterreich sparte selbst das elende Mittel der Vesteckung nicht, den König durch seine Vertrauten und Günstlinge dahin zu bringen, daß er seinen eigenen Interessen entgegenhandelte.

Friedrich Wilhelm hielt es für geboten, die althergebrachte Politik der Habsburger zu befolgen, welche darin bestand, dem kaiserlichen Hause bis an die Grenze der Möglichkeit hold und gewärtig zu sein. Wahrlich kein verächtlicher, kein tadelnswerther Grundsat! Allein die Staatsmänner unter den Hohenzollernischen Regenten waren sich stets, - schon im XV. Jahrhundert Albrecht Achilles, im XVII. der Große Kurfürst - völlig klar über die Grenzen jener Politik. Diese Grenzen waren enger und enger geworden, seit sich Friedrich III. die Kronkrone aufgesetzt hatte: das eigenste Interesse des Hauses leuchtete hellster, den jungen Königsstaat nicht allzu mächtig werden zu lassen. Daraus mußte jeder Preußenherrscher täglich und stündlich auf der Höhe sein, daß ihn der Kaiser nicht wieder herabdrücke, ihn zum Schleppengerath der österreichischen Hauspolitik erniedrige. Immerhin mochte ein König in Preußen seine Papiere unbedenklich marcadiren lassen, wenn es wieder einmal ein Lebensinteresse des Reiches galt; aber bei allen anderen Fragen war die Zurückhaltung geboten, oder, noch besser, energisches Geltendmachen des eigenen Werthes.

Man hatte Preußen für alte Versündigungen des Hauses Habsburg zahner, Oesterreich die Vergeltung zu fürchten. Der Minister Müdiges in Wien, der seit 1679 an allen wichtigen Staatsereignissen hervorragenden Theil genommen, hatte gleich im Anfange der Regierung Friedrich Wilhelms das Wort gesagt: „von den gefährlichen Absichten des Hauses Oesterreich gegen das Haus Brandenburg“: in zwanglosem Gespräch kam er wol auch auf die Erbansprüche zurück. Hier hatte Habsburg die Hohenzollern einmal verunglücklich geschädigt. Und bedurfte man etwa der Gunst des Kaisers, um das unleugbare Recht auf die Jülich'sche Erbchaft zu behaupten? Auch der Kaiser Karl Philipp den Vertrag von 1696 immerhin parteilich

auslegen: wenn Preußen im gegebenen Falle ein schlagfertiges Heer und allenfalls noch einen zuverlässigen Bundesgenossen besaß, wer vermochte ihm die Erwerbung streitig zu machen?

Karl Philipp von Neuburg, der im Jahre 1716 die beiden Herzogthümer Jülich und Berg nebst der pfälzischen Kur erbt, war ein sechzigjähriger Mann und hatte nur Töchter; seine beiden Brüder gehörten dem geistlichen Stande an. Er behauptete, die Nachfolge in den Herzogthümern gebühre auch der weiblichen Nachkommenschaft und vermählte, um den Besitz beisammen zu erhalten, im Jahre 1717 seine älteste Tochter mit dem Erbprinzen von Pfalz-Sulzbach, dem präsumtiven Erben der Kur.

Allerdings war es von nicht geringem Werth, wenn man in dieser Angelegenheit an dem kaiserlichen Hofe einen starken Rückhalt besaß: wenn für das Haus Habsburg ein Interesse von ähnlicher oder noch größerer Wichtigkeit in Frage kam, was wäre natürlicher gewesen, als daß Kaiser und König, wie in spanischen Erbfolgekriegen, zur Erreichung gleichartiger Ziele sich freundschaftlich vereinigt hätten?

Wirklich existirte solch habsburgisches Hausinteresse, für dessen Unterstützung die Jülich-Bergschen Lande kein allzu hoher Preis gewesen wären. Schon im Jahre 1712 hatte man am Wiener Hof den Plan gefaßt, die zwischen Leopold I., Joseph I. und Karl III. von Spanien vereinbarte Erbfolgeordnung umzustößen. Die Neuordnung bezweckte, die Herrschaftsansprüche der gesammten weiblichen Nachkommenschaft des Hauses Habsburg zu vereinigen, so daß dieser weibliche Thronfolger alle deutsch-österreichischen Erblande, einschließlich Böhmens einheitlich und untheilbar besitzen sollte. Im Jahre 1713 wurde der Entwurf der späteren „pragmatischen Sanction“, im Cabinet vorgetragen, zunächst aber noch als Staatsgeheimniß betrachtet. Aber seit 1720 verhandelte man darüber mit den österreichischen Provinzen, seit 1725 mit den auswärtigen Mächten. Die Anerkennung war um so wichtiger, als der im Jahre 1716 geborene Thronerbe nach wenigen Monaten gestorben war und seitdem nur weibliche Nachkommenschaft — im Jahre 1717 Maria Theresia — der Ehe Karls VI. entsprossen war.

Die Abweichung der pragmatischen Sanction von der Erbfolgeordnung des Jahres 1703 besteht darin, daß die dem Kaiser Karl VI. von Leopold I. und Joseph I. angefallenen Erbländer und Länder bei dem Mangel männlicher Erben zunächst auf seine ehelichen Töchter, und erst bei Abgang derselben auf die Töchter Josephs und deren Nachkommenschaft, und weiterhin auf die andern Nebenlinien übergehen sollen.

So natürlich unter diesen Verhältnissen das Zusammengehen Oesterreichs und Preußens gewesen wäre, war der Kaiser gleichwol seine eigenen Wege gewandelt, und das Verhältniß Friedrich Wilhelms zu Karl VI. war schon in dessen ersten Regierungsjahren ein äußerst gespanntes geworden. Vorher wurde bemerkt, wie zu welcher Schärfe sich der Gegensatz zu Ende des nordischen Krieges zuspitzte. Der König empfand es damals als eine schwere Kränkung, daß der Kaiser die erwähnte mecklenburgische Exekution, die ihm als Herzog von Magdeburg und Direktor des niederländischen Kreises zustand, beliebigen Ständen, obendrein welfischen Rivalen übertrug. Dann nahm der Kaiser die magdeburgische

in Schutz, erdrosselte sich selbst zu einer Exekutionsdrohung (1725). Im Jahre 1721 bellagte sich Friedrich Wilhelm bereits, „man suche am kaiserlichen Hofe alle verdächtlichen Affairen wider ihn zusammen, man chikanire ihn gleichsam zu Tode arger als zuvor.“

Nun hatte Friedrich Wilhelm bis zum Jahre 1725 an Rußland einen Antheil gehabt, der dem brandenburgisch-preussischen Interesse noch weit besser zu stand, als die Anlehnung, welche der Große Kurfürst bereinst — nach 1679 — mit Frankreich gesucht und gefunden hatte. Mit Recht bellagte der König den Tod des Jaren Peter (5. Februar 1725), dessen gewaltige, wiewol gewaltthätige Thaten er aufrichtig bewundert hatte. Gerade jetzt hätte der König eines solchen Bundes bedurft, denn im April des Jahres 1725 söhnten sich Spanien und Frankreich völlig aus. Spanien gab die Verbindung mit dem französischen Hof, und Kaiser seine alten Waffengenossen England und Holland auf. Man nahm die Vermählung des spanischen Infanten Don Carlos mit der Kaisertochter Maria Theresia in Aussicht, das heißt, die Vereinigung beider Monarchien, welche der spanische Erbfolgekrieg hatte verhindern sollen. Spanien erkannte unverzüglich die pragmatische Sanction an.

Dieses Bündniß, welches nach den Absichten Spaniens gegen Türken und Perser nützlich gemacht werden sollte, verletzete die Interessen Englands und Preußens auf das empfindlichste. Abgesehen, daß die Vortheile, welche man dem österreichischen Handel zu gute kommen sollten, den Engländern zum Theil geraubt, hatte der Kaiser versprochen, die Seemacht zur Herausgabe von Gibraltar und Minorca zu bewegen. Was Preußen betraf, so garantierte ein geheimer Artikel der Wiener Allianz die bereinstige Nachfolge in Jülich und Berg dem Erbprinzen von Pfalz-Sulzbach.

Da nun auch Rußland und Schweden bereits 1721 ein Bündniß (zu Stockholm geschlossen hatten, dessen Spitze gegen England gerichtet war, näherte es sich gelegentlich dem preussischen König, und als dritte Macht stellte sich an das von Spanien aufgegebene Frankreich zu, welches plötzlich lebhaftere Rathre für Preußens Ansprüche auf Jülich und Berg fühlte. Die drei Mächte verbanden sich (zu Herrenhausen bei Hannover) am 3. September 1725 demnach auf fünfzehn Jahre zu gegenseitiger Vertheidigung; die russische Unterzeichnung wurde in einem Separatartikel einem Schiedsgerichte unparteiischer Mächte unterworfen.

Dieses Bündniß war, wenn alle Verbündeten ihre Schuldigkeit thaten, vortheilhaft für Preußen, der Wiener Allianz die Wage zu halten, selbst falls es nicht zu Holland zu gewinnen, das allerdings der Vergrößerung des preussischen Reichs entschieden abgeneigt war. Freilich hätte Preußen im Kriegsalle den kaiserlichen Stoß aushalten müssen, aber besaß der Staat ein so großes Interesse in dem Zwecke, es für kaiserliche Interessen ins Feld zu führen?

Sehr wohl erkannte der Wiener Hof, wie gefährlich es für Oesterreich sein würde, wenn Friedrich Wilhelm bei diesem Bündniß beharrte, und beehrte sich nicht, von demselben abzuziehen. Am preussischen Hofe bestand schon an

sich eine starke kaiserliche Partei, deren Mittelpunkt der alte Dessau und nun wurde noch der gewandte Sedendorf nach Berlin geschickt kaiserliche Sache zu fördern. Er gewann durch Bestechung den General Grumbkow, Friedrich Wilhelms einflussreichsten Günstling, und vortrefflich den Widerwillen des Königs gegen seinen Schwiegervater, den haßten Georg I. von England, zu erregen.

Auch in den traurigen Familienkonflikten innerhalb des preussischen Königs englische Doppelheirath betreffend, griffen Grumbkow und Sedendorf ein, um die des Vaters gegen den Sohn zu steigern.

Bald wurde Friedrich Wilhelm gegen seine Verbündeten mißtrauig Sedendorf und Grumbkow ihm einredeten, der Herrenhauser Bund auf Vertheidigung, sondern solle einer Angriffspolitik dienen, deren zuletzt zu tragen haben würde. Da begann der König denn von seinen Schelmensstücken, von englischen Verräthereien zu reden. So wurde das tüchtig bearbeitet, und bald zeigte sich Aussicht auf Erfolg, dessen desto mehr bedurfte, als sich seine innigen Beziehungen zu Spanien schon 1726 zu lockern begannen. Wie unaufrichtig der Kaiser zu Werke gieng man daraus, daß er im August 1726 dem Kurfürsten Karl Philipp Pfalz in Bezug auf die säkliche Erbschaft, mit der man zugleich Wilhelm köbete, bedeutame Zusagen machte.

Bei einer zweiten Mission, im Herbst 1726, brachte dann Sackenhausen den Vertrag zu Stande, der eigentlich schon den König völlig den Fäden Oesterreichs zuführte. Die endgültigen Abmachungen brachte erst das „ewige Bündniß“, vom 23. Dezember 1728. Preußen nahm die Garantie der „pragmatischen Sanction“ und verzichtete auf der Kaiser gewährte dem Könige einige kleine Zugeständnisse in Reichthümern und sicherte ihm den Besitz von Berg zu.

Damit hatte denn Friedrich Wilhelm die Freiheit seiner Bewegung ständig aufgegeben; das Verhältniß zu England, wo 1726 Georg I. Thron gekommen, ward immer schroffer, obwohl diese Macht der Bundesgenosse Preußens war.

Im Anschluß an diese Veränderung in der politischen Stellung des Königs das Elend des Kronprinzen Friedrich, und die unter anderen Verhältnissen genommenen Eheverbindungen zwischen dem englischen und preussischen Königen jetzt endgültig aufgegeben. Es war das Bestreben der kaiserlichen Politik, der Unterstützung zu entziehen, die er aus solchen Verbindungen allenfalls gewinnen konnte. darum drangen die kaiserlichen Bevollmächtigten darauf, daß die preussischen Prinzen standesgemäße Ehen schlossen. So verheiratete Friedrich Wilhelm seine zu Luise im Jahre 1729 mit dem Markgrafen von Ansbach, die Prinzessin Helmine 1731 mit dem Erbprinzen von Baiern; der Kronprinz verließ seiner verunglückten Flucht (im Jahre 1730) dazu, sich mit der ungeliebten Elisabeth von Braunschweig-Bevern zu verloben, um die Huld wiederzugewinnen.

Der Werth der preussischen Allianz war für den Wiener Hof ni-



sch 1729 sein früherer Verbündeter, der spanische Vönig, an England 1729 und Frankreich anschloß, zu Sevilla: aber er sank, als sich (16. März 1731) 1731 Frankreich mit dem Kaiser verglich und Spanien diesem Traktate beitrug.

Noch ließ man es sich gefallen, daß Friedrich Wilhelm trotz der Proteste Preussens, Sachsens und der Pfalz für die pragmatische Sanction die Garantie des Reiches erzielte (Januar 1732), dann sollte auch dieser Hohenzoller inne werden, was der „Dank vom Hause Habsburg“ bedeute. Schon im April 1732 1732 besuchte Zedendorff bei einer Zusammenkunft mit dem Könige in Priort im Chabellande die Maske, und Friedrich Wilhelm hat nachmals seinem Sohne gesagt, daß er dort den tödtlichen Stoß erhalten, dort sich den Tod geholt habe. Auch, was er im August darauf erleben mußte, übertraf alle Erwartung. Auf der Zusammenkunft mit dem Kaiser in Prag wurde ihm mit dünnen Worten gesagt, daß er sich mit einem Theile des ihm 1729 garantierten Herzogthums begnügen, auch auf die Hauptstadt Düsseldorf verzichten müsse.

Man sollte glauben, daß der König sich in Unmuth von Oesterreich abgesetzt hätte: zeigte sich doch zu gleicher Zeit, daß zwischen dem latholischen Kaiserthum und dem protestantischen Preußen ein weiterer unversöhnlicher Gegenstand: der Kaiser gestattete dem verfolgungssüchtigen Erzbischof Firmian von Salzburg, seine protestantischen Unterthanen als „widerpensige und scheltwässige Ketzer“ aufs grausamste auszutreiben: Friedrich Wilhelm nahm für die unglücklichen Partei und, den Traditionen des Großen Kurfürsten treu, erhob er König werth Protest gegen dies Verfahren und forderte dann, im Februar 1742, den Erzbischof auf, die Auswanderer als seine Schutzlinge und Unterthanen ungehindert ziehen zu lassen. Ein preussischer Beamter, der Legationssekretär von Plötho, rettete den Vertriebenen, was von ihrem Vermögen zu retten war: an 16,000 ließen sich in Ostpreußen nieder. Mit großem Aerger der kaiserlichen Regierung, wie die Auswanderungslust zunahm, und suchte sie tugendhafte Berichte über die angeblichen Enttäuschungen der Ausgewanderten dem Strom einen Damm entgegenzusetzen. Allein, wenn sich auch hier die Unvereinbarkeit des österreichischen und preussischen Wesens deutlich bekundete, so konnte Friedrich Wilhelm sich nicht zu förmlicher Opposition gegen den Kaiser erheben, ließ sich vielmehr von neuem bewegen, für österreichische Interessen einzutreten.

Im Salzburgerischen war die Gegenreformation nie gelungen und hatte nur einen Scheinlatholizismus erzielt. Schon zu Ausgang des XVII. Jahrhunderts waren die verheerendsten Schläge gegen die Evangelischen geführt worden, aber erst jener Erzbischof Firmian 1727 ernüßte machte sich an die radicale Ausrottung derselben. Er begann 1728 und erregte damit lebhaftest Beschwerden von Seiten des corpus evangelicorum, welches sich aber hinter keine landesfürstlichen Hoheitsrechte. Trotz ihrer bedrohten Lage zogen sich über 20,000 Bayern als Luthersch anzuwerben und am 5. August 1741 besetzten die Krieger derselben zu Schwarzach den „Salzband“ zur Wahrung ihres Lebens und Sterben. Auf Geheiß des Erzbischofs erließ der Kaiser am 1. November eine Vermahnung an die Salzburger „Kottierer“ und warnte das corpus evangelicorum, die anrüchlichen Gesinnungen der Salzburger ja nicht durch Partei-



magischen Infanten Emanuel. Der König sollte als Lohn seiner Unter-  
 kunft Berg und Düsseldorf, und für einen seiner Prinzen die Anwartschaft  
 auf Karland erhalten. Oestreich aber hintertrieb die Ratifikation des Ver-  
 trages, weil der Prinz August Hoffnung machte, zum Dank für den Beistand  
 des Kaisers die pragmatische Sanction zu gewährleisten, und dies war um so  
 wichtiger, weil er mit Josephs I. älterer Tochter vermählt war. Als nun  
 August II. am 1. Februar 1733 gestorben war und die Wahlstimmen sich auf  
 seinen Sohn und Leszinski zerplütherten, trat Oestreich sofort für August III.  
 nicht minder Rußland, unter dessen Schutz der sächsische Prinz in Warschau  
 König proklamirt wurde. Frankreich bot Preußen für die Unterstützung  
 des Klienten das polnische Westpreußen an. Trotz der neuen Vertrags-  
 bedingungen Oestreichs mochte Friedrich Wilhelm sich nicht dazu verstehen, sich  
 Frankreich anzuschließen, vielmehr blieb er dem Kaiser treu und erbot sich,  
 mit dem vertragsgemäß festgesetzten Hilfskorps von 10,000 Mann mit seinem  
 eigenen Heere, 10,000 Mann, für den Kaiser einzutreten.

Theils mit Rücksicht auf den Weltpunkt, theils aus Mißtrauen lehnte der  
 Kaiser dies Erbieten ab: sehr zu seinem Schaden, denn ein neuer Weltkrieg  
 brach entzündet. Frankreich hielt 120,000 Mann in drei Heeren für den Kampf  
 in Spanien wartete auf den günstigen Augenblick, in Italien über Oestreichs  
 Kräfte herzufallen, Savoyen ließ sich durch den großen Villars zu dem  
 entscheidenden Waffengange gewinnen.

In zwei Klassen Feldzügen (1731/32), bei denen der an Leib und Seele  
 kranke Prinz Eugen, bedächtig und seinem Kriegsglück mißtrauend, wahrlich  
 nichts Vorbeereichen konnte, wurde der Streit entschieden. Besonders schwerfällig  
 verlief sich der Reichskrieg, zumal die drei wittelsbachischen Fürsten von  
 Bayern, Pfalz und Rhön gegen denselben protestirten. Der Feldzug am Rhein  
 galt als der wichtigste für den preussischen Kronprinzen von Bedeutung: unter den Augen  
 der kaiserlichen Prinzen Eugen machte Prinz Friedrich hier den ersten Feldzug  
 die preussischen Hilfstruppen erregten durch ihre Ausstattung und Tüchtig-  
 keit allgemeine Bewunderung: noch ahnte keiner, auf welchen Schlachtfeldern sie  
 Ruhm ernten würden, der ihnen hier versagt blieb.

Die Kampfpläne, auf denen die ersten Entscheidungen sich vollzogen, waren  
 nicht am Rhein, sondern in Polen selbst und Italien. Rußische Waffen  
 hatten Augusts Reinguthum, Leszinski (erst am 12. September 1733 gewählt)  
 sich nach Danzig werfen, das sich aber auch nach hartem Widerstande  
 im Juli ergab und mit schweren Strafgeldern seine Treue kauft: verkleidet  
 im Stillsitzen mit Mache auf preussisches Gebiet. In Italien schloß das  
 französische Heer mit dem Verlust der Lombardei; zu Ende des Jahres 1731 war  
 Neapel und Sizilien dem Kaiser verloren.

Jetzt erst drang Prinz Eugen auf Frieden, aber eine Gegenpartei, unter  
 der Führung des Fürsten von Sinzendorf, erzwang die Fortsetzung des Kampfes,  
 im Jahr 1733 mußte Eugen das Kommando des Reichsheeres wieder über-  
 nehmen. Erst zum Augrinerkrieg ließ er sich nicht bewegen, selbst als im August

Zeit er im Jahre 1734, an-  
sicht schwer erkrankt, den Tod erwartete  
er nur noch durch die Kunst des Arztes:  
gehor und aufbrauend, verbittert durch  
stilles Leiden und gequält von Todes-  
die für den kaum fünfzigjährigen etwas  
bedauerndes hatten, machte er sich und  
zu des Lebens recht schwer. Das einzige,  
seine Freude machte, war das Wohl-  
dem Kronprinzen, mit dem ihn nach  
Jahren schwerer Versenkung innige  
und. Nach schlimmen Zweifeln hatte er  
Uebertugung gewonnen, daß das Wert  
men Lebens in den Händen des Kron-  
sch aufgehoben sein werde.

Am 17. Mai ließ sich der König nach  
letzten Soldatenstadt überführen: „leb-  
ten“, rief er, „in Potsdam will ich  
stirben.“ War sandte die Königin dem  
nach Weizenberg die Nachricht, er  
wäre er seinen Vater noch lebend an-  
ge. In der Nähe des nächsten Tages  
sitzende Wädrichen zwischen Vater und  
Potsdam statt. Am dem folgenden Tage  
er König mit dem Thronfolger eingehend



1740

Abdankung des Königs zur Geschichte Friedrich Wil-  
helm I.: „Der König verbalet kurz vor seinem  
Tode sein Bescheidenbegünstigt selbst an. (Auf  
einen Sarg deutend): In diesem Werte werde ich recht  
ruhig schlafen.“



Der König verbalet kurz vor seinem  
Tode sein Bescheidenbegünstigt selbst an.  
In diesem Werte werde ich recht  
ruhig schlafen.

die Lage des Staates und befeuerte wiederholt,  
daß er zufrieden sterbe mit Dank gegen den Him-  
mel, der ihm einen so würdigen Erben bescheert  
habe. Am 30. Mai übergab er ihm die Regie-  
rung, „Staat, Land und Leute, die volle Sou-  
veränität.“ Am 31. Mai früh morgens nahm  
er von seiner Familie den zärtlichsten Abschied,  
sagte seinen Ministern, Räten und Offizieren  
lebewohl, ließ sich dann aufs Sterbelager bringen  
und beobachtete — soll man es philosophische Ruhe  
oder soldatische Festigkeit nennen? — in einem  
Spiegel das Herannahen des Todes. „Oder Christus,  
du bist mein Gewinn im Leben und im Sterben“,  
waren seine letzten Worte.

Als Text seiner Leichenpredigt hatte er sich  
den Spruch gewählt: „Ich habe einen guten Kampf  
gekämpft.“

„Er starb“, sagt Friedrich der Große, „mit  
der Festigkeit eines Philosophen und der Ruhe  
eines Christen. Er bewahrte eine bewunderungs-  
würdige Weisheitsgegenwart bis zum letzten Lebens-  
hauche, als Staatsmann seine Geschäfte ordnend,  
die Fortschritte seiner Krankheit verfolgend wie  
ein Arzt, und über den Tod triumphierend als ein  
Held.“

## XIV. Das Zeitalter Friedrichs des Großen

### I. Die Anfänge Friedrichs des Großen. Tod Karls VI.

So schonend auch Friedrich der Große stets seines Vaters gedachte, ihn zuletzt die zärtlichste Liebe verband, zeigte er doch sofort in der seiner Regierung, daß ein neuer Geist fortan in ihr walten werde. Der achtundwanzigjährige Jüngling, dessen blauc Augen so hell und die Welt strahlten, der seine allem Edlen zugängliche Seele den Reich der Künste und Wissenschaften früh erschloß, der aber in der inneren Staatsverwaltung, wie in der äußeren Politik gar wunderlicheh lassen müssen, was er nicht billigte, seine eigenen Maßregeln verwirklichen sollen, immerhin unter dankbarer und pietätvoller Anerkennung Thätigkeit Friedrich Wilhelms I.? Er hatte einen vollgültigen Mann, der sich als Herrscher zu fühlen und als Herrscher zu zeigen, denn er länger als einem Jahrzehnt dienen gelernt und war durch die Folgen des Unglücks gegangen. Von dem Moment an, wo er als beurlaubter der Kustiner Kriegs- und Domänenkammer zugewiesen wurde, hatte er eigenen Wünsche hinter die Befehle seines Vaters zurücktreten müssen, er auch immer noch Zeit fand, in den Künsten, der Wissenschaft und die notwendige Erholung zu suchen, war seine Zeit und seine Züge von den Dingen zugewandt, welche ihm der König als den Kreis seiner vorgezeichnet hatte.

Es war ein eigenthümliches tragisches Verhängniß gewesen, daß Friedrich der starre Selbstherrlicher, in seinen persönlichsten Verhältnissen als Kindheit erfahren mußte, daß es dem Menschen nicht vergönnt ist, den eigenen Willen zu andern einzusprechen. Prinz Friedrich, am 21. Januar 1712 zu Berlin geboren, Sohn Friedrich Wilhelms und seiner Gemahlin Sophie Dorothea, hatte in seiner Kindheit dem Vater, der ihn zu einem guten Christen, einem frommen Mann, allem zu einem tüchtigen Soldaten erziehen lassen wollte, denn Schwestern und die Freunde, welche er an seinen kleinen Rodetten fand, durfte die kommen lassen, daß der Lieblingswunsch des Vaters in Erfüllung gehen sollte, wenn man dem Prinzen nicht den Geschmack an solchen geistlichen und weltlichen Tugenden, wie der Kammerdienerdienst ist, frühzeitig verderben wollte, worin gab man ihm die lehrreichsten, mit hervorragendem Sinn für die schönen Künste besetzten Tugenden, die Tugenden der Tugend zum Erzieher? Er liebte ihn nicht allein als einen großen Gelehrten und Literaten, er nährte in seinem Vorgesetztem auch das Wohlgefallen an der



Der Große und seine Schwester Wilhelmine als Kinder, begleitet von einem Mohren.  
Gemalt vom Hofmaler Antoine Watteau zu Berlin.

ten, welche als Völl dem Könige aufs tiefste verhaßt waren. So ward der Prinz, zu seines Vaters entgegen, kein Soldat, sondern ein Poet, und, als ihm die nachlässigen Mutter den Unterricht des berühmten Ritterspieters Quanz verschaffte, seifert" dazu. Mit den verbotenen französischen Büchern fand sich die französische der seidene Schlafrock und der unsoldatische Haarbeutel. Der Prinz wurde auch nach dem Herzen seines Vaters; aber freilich hätte man diesem Geiste, welchem die Enghandigkeiten der damaligen Orthodoxie ohnehin zuwider waren, den Inhalt

der christlichen Religion nicht dadurch verletzen sollen, daß man ihm Strafen und die Strafe zu lernen gab. Weniger Entschuldigung verdient es, daß der Vater, aus mischen Grundsätze, die man ihm einprägen wollte, so wenig beherzigte, daß er ihm streng, Schulden zu machen; und soweit sich der Zorn des Vaters gegen dieses Unwesen war er nicht ungerechtfertigt. Auch in dem Verhältnis zum weiblichen Geschlecht: Prinz nicht in die Fußstapfen des sittenstrengen Königs. Trotz alledem hätte das Verhältniß zwischen Vater und Sohn sich nicht so verzweifelt gestaltet, wenn beide nicht aus ganz verschiedenen Temperament gewesen und neben ganz verkehrten pädagogischen



Friedrich der Große als Knabe.

Nach dem Leben gemalt vom Hofmaler Anton von Pörs in Berlin.

schaffen haben, wenn ihn sein Vater so behandelt hätte, was Friedrichs Vater auf einer Reise, die er in Süddeutschland mit seinem Vater machte, verlor (1730) den bereits früher gehegten Fluchtplan zu verwirklichen. Es ist bekannt, daß ein gefangener Brief an seinen Freund, den Lieutenant von Rottle, über die ihm drohende völlige Arztheit brachte und der König nun über den Sohn besiel und ihm die Hand gefloßen hätte, wenn ein General nicht dazwischen getreten wäre. Friedrich ist im Abrede stellen, daß Friedrich Wilhelm niemals die Absicht gehabt hat, die

auch noch andere  
sichende Laster  
wären. Es war  
König, daß er  
ihm nicht so  
ihm mochte, als  
erwungen. Der  
feinlichste Mann  
König trat  
körperlichen  
Lungen, was  
desem Tadel  
vortreten miß  
um der  
terhülle wegen  
lichen Doppelt  
derentwegen  
König und der  
die höchste  
manne her  
natürlich, daß  
maßhalten  
der Vater  
und mit der  
geliebten  
bedenken. Es  
Länder  
das  
Länder  
einstufigen  
der König  
selbst haben  
Verfahren  
sichenden  
sagte, er





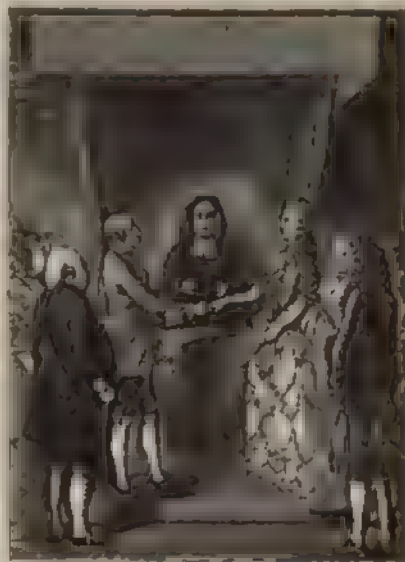
Friedrich und seine Schwester Wilhelmine als Kinder, begleitet von einem Nohren.  
Gemalt vom Hofmaler Antoine Pesne zu Berlin

in, welche als Volk dem Könige aufs tiefste verhaßt waren. So ward der Prinz, an seines Vaters entgegen, kein Soldat, sondern ein Poet, und, als ihm die Nachrichten Ritters den Unterricht des berühmten Aktenspielers Luang verschaffte, trieb" dazu. Mit den verbotenen französischen Büchern fand sich die französische der lebende Schlafrock und der unsolbatische Haarkentel. Der Prinz wurde auch nach dem Tode seines Vaters, aber freilich hatte man diesem Waisenkönig, welchem die Epikurabildungen der damaligen Orthodogie ohnehin zuwider waren, den Anhalt



mit dem Tode zu bestrafen, weil eben ausdrückliche Beweisstellen fehlen. Es ist aber fallweise genug, daß für den König eine solche Kränze überhaupt entstehen konnte. Es ist anzunehmen, ob wirklich die Fälschung der fremden Mächte so überflüssig war, daß sie den Kriegsgeschicht, das sich für incompetent erklärte, nicht die höchste Bedeutung. Wenn, am 1. November ließ der König „Gnade für Recht“ ergehen; der Prinz übernahm nach Anstren, aber Rattos Haupt fiel, und wenn es nach Friedrich Wilhelm gegangen wäre, hätte der unglückliche Prinz den Ersttod seines Freundes zu Augen sehen müssen.

Friedrich sah ein, daß er sich unterwerfen müsse, und wenn es auch für jeden Menschen zu fraglich blieben wäre, ob er durch eigenes Nachdenken und geistlichen Anspruch zu er Neze und der Erkenntnis gelangte, so dementsprechendes Unrecht bezogen, so er doch die ihm angewiesene Arbeit auf sich und Domänenkammer als die halbe und erwarb sich durch aufmerksames Zuhören Vorträgen einen werthvollen Kenntniss an. War er König allmählich milder gegen seinen Herr der Herrschaft erlangte er nur dadurch daß er sich ein unerträgliches Ehejoch auf sich. Am 10. März 1732 verlobte er sich in sich nicht unehrenwürdigen, aber un-Prinzessin Elisabeth von Braunschweig-Wesern, welche die kaiserliche Politik damit hatte. So brachte ihn der Vater in um eine freie Jugend, sondern auch freuden, welche eine auf inniger Zuneigung Ehe dem Manne gewährt haben würde. In der Verheirathung 12. Juni 1734 durfte der Herzog bei Ausp. einen eigenen Hofstaat und verließ hier im Verein mit gleich- edlen Männern unvergleichlich schöne war hatte er auch als Oberst eines in blühenden Regiments militärische Pflichten, er es sehr genau nehmen mußte, aber doch noch genug Muße für die ernste, die schöne Literatur, die edle Kunst



Zeitgenössische Darstellungen zur Geschichte Friedrichs:  
„Friedrich II. wird als Kronprinz im Juni 1733 mit der Prinzessin Elisabeth Christiane von Braunschweig zu Salzdahl verheiratet.“  
Kallenderkaiser von Daniel Chodowiecki.

Vergewissungen, welche das Herz erheitern und dem Geiste neue Frische verleihen. Kriegswissenschaft, Staatskunst beschäftigten ihn gleichmäßig und regten seine natur-fernsehn an. Mit seinen militärischen Freunden, die er zu einem Mitterorden ver- bunderte er die Kriegskunst, deren Bedeutung für seinen Staat und einen preussischen er erkannt hatte. Durch seine Widerlegung des Buches „vom Fürsten“, in der Florentiner Nachschau: im Anfange des XVI. Jahrhunderts eine raffinierte Me- thode zu entwickeln schien, bewies Friedrich die edelsten Gesinnungen und erweckte die Thronen für seine vereinstige Regententhätigkeit. Auch hat er nie den Grundsatz vergessen, daß „der Fürst nur der Diener seines“ war. Aber sein vornehmliches Interesse galt doch der französischen Literatur, da sein Land aus an den vermeintlichen Wohlstand dieser Sprache gewöhnt war und ihn in die Gedanken der Franzosen, besonders des geistreichen und witzigen Voltaire. Im Jahre 1733 trat er mit dem ebenso eiteln, als talentvollen Manne in Brief- wech- 12. 1733. 11.

wahren Erkenntniß und des rechten Glaubens seine Toleranz gegen alle Völk  
ließ ihn echter Frömmigkeit seine Achtung nicht versagen. An die Stelle de  
Ehrlit trat für ihn ein höchstes, nie zu erreichendes Pflichtideal.

Nur einmal, im Jahre 1734, wurde der Prinz, wie erwähnt, auf  
dem Rheinsberger Kreise entzündet, um unter den Augen des alten Prinzen  
ersten Mal einem Feinde ins Auge zu schauen. Einen Einfluß auf die Regier  
er bei Lebzeiten seines Vaters nicht und mußte der untätige Zeuge der Veran  
sein, welche Preußen unausgesetzt von seiten des Kaisers erfuhr. Um so beß  
über die Maßnahmen, welche dem Wiener Hofe gegenüber zu ergreifen seien,  
Rathe gehen; und einem oder dem andern Scharfsichtigen entging schon in  
nicht, daß der Kronprinz von dem stolzen Ehrgeiz erfüllt war, an der C  
Hauseß Hohenzollern zu arbeiten, wie dereinst der Große Kurfürst.

Zwar täuschten sich diejenigen, welche von dem Regierungsantritt  
ein goldenes Zeitalter der Musen erhofft hatten, wie es die Rheinsb  
zu verkündigen schienen, aber insofern blieb der junge König seiner Ver  
und seinen früher ausgesprochenen Grundsätzen treu, als seine ersten A  
handlungen Akte der Humanität, der Toleranz und Aufklärung waren

Um dem Nothstande, den der letzte strenge Winter hervorgerufen, zu ste  
aus den väterlichen Magazinen den Unbemittelten das Korn zu ermäßigtem  
laufen und gewährte den Armen auch Geldunterstützungen. Die Folter war  
die gewaltsame Werbung, die Mißhandlung des gemeinen Soldaten verboten. I  
der Wissenschaften erhielt die ihr entzogenen Einkünfte zurück, der berühm  
Maupeituis wurde eingeladen, die Anstalt zu reorganisiren; der aus Hall  
Philosoph Wolff wurde als Vizelanzler dahin zurückgerufen. Auf Anregung  
der die „Gazetten nicht geniren wollte“, erschien die Handelsche (Spenerische)  
Juni 1740. Am 22. Juni ertheilte er auf Anfrage des geistlichen Ministers  
oft zitterten Bescheid: „In meinen Staaten kann ein jeder nach seiner Façon h  
Auch der Familie des unglücklichen Ratto bewies er jetzt seine Dankbarkeit.

Aber in zwei Punkten hielt er die Traditionen des Vaters fest: e  
dem Volke neue Auflagen zu ersparen; er beschloß an dem Trupp  
nicht zu rütteln. Zwar wurde mit der kostbaren Spielerei der „lang  
ein Ende gemacht, aber das Kriegsheer durch Errichtung neuer E  
erheblich verstärkt (um 10,000 Mann). Er deutete damit an, was  
von ihm zu erwarten habe; er wies seinen Gesandten, den er aus  
174) Thronwechsels nach Frankreich schickte an, recht geistlich von diejen  
Erwähnung zu thun und die Befürchtung auszusprechen, daß die V  
der preussischen Truppen einen europäischen Kriegsbrand entzünden kö  
beanspruchte er vom ersten Augenblicke an für seinen Staat eine Gr  
stellung: mittheilend lachelten die Franzosen, aber in ihren Spott mischte  
Unbehagen, wie wenn der Leiter der französischen Politik, Kardinal

Immer 1710 einem Vertrauten schrieb: „Der König von Preußen ist eitel in hochem Grade und glaubt sich den größten Kronen zum mindesten gleich.“ Schon im September 1710 zeigte Friedrich, daß er nicht gewillt sei, auch den geringsten Anbruch Preußens ohne Kampf anzugehen. Als die Peter der zur oranischen Erbschaft gehörigen Herrschaft Herstatt ihm die unbedingte Huldigung verweigerten, weil dieselbe ein rätischer Lehen sei, und der Kaiser von Lüttich sie in ihrem Ungehorsam unterstützte, ließ Friedrich marschieren: er wollte ihm nicht um das abgelegene Ländchen zu thun, das er dem Bischof eine angemessene Entschädigung überließ; aber es machte Eindruck, daß er jetzt, wo ein allgemeiner Konflikt wie ein Gewitter in der schwülen Atmosphäre lag, dort im Grenzgebiet zwischen französischem, holländischem und englischem Besitze, gleichsam an der empfindlichsten Stelle Europas, seine Bataillone zu erscheinen wagten. Bald sollte Europa noch mehr erfahren, als es sich um einen größeren Preis handelte.

Am 25. Oktober traf in Berlin die Nachricht ein, Kaiser Karl VI. sei am 17. Oktober verstorben: die Gelegenheit, am Hause Habsburg Vergeltung zu suchen.

### Vom Tode Karls VI. bis zum Beginn des ersten schlesischen Krieges.

Der Tod Karls VI. für Preußen eine ausnehmend günstige politische Konstellation schuf, entging schon den Ministern des jungen Königs nicht: Friedrich, aber ängstliche Boderwils machte den König darauf aufmerksam: der Staatsminister von Hochow in Altona erinnerte sich an einen Entwurf des Großen Kurfürsten zur Besitzergreifung von Schlesien und wies darauf hin. Der alte Kanzler der Universität Halle, Ludwig, theilte im November mit, er habe auf Veranlassung des verstorbenen Ministers liegen seit vierzig Jahren die Belege für die brandenburgischen Ansprüche in Schlesien gesammelt. Friedrich berief ihn nach Berlin und übertrug ihm die Bearbeitung einer gelehrten Deduktion jener Ansprüche. Aber alle jene Arbeiten waren überflüssig. Er hatte sich schon erkundigt, ob in Schlesien ein Nachfolger zur Nachfolge berechtigt seien, und als sich herausstellte, daß die Habsburger stets behauptet hatten, Schlesien sei ein Mannlehen, sagte er einfach: „Da Maria Theresia nur kraft der pragmatischen Sanktion folgen kann, meine Garantie derselben aber hinfällig ist, so treten die Rechte meines Stammes wieder ein.“

Die schlesischen Ansprüche der Hohenzollern sind bereits bei der Geschichte des Großen Kurfürsten erörtert worden und bedürfen hier um so weniger einer genaueren Darstellung, als der König in erster Linie an sein moralisches Recht dachte und sich daneben, wie er es auch in der Folge, von Ehrgeiz und Thatsachen leiten ließ. Die gelehrten Auseinandersetzungen des sächsischen Kanzlers waren aber für das Papsttum und das offizielle Europa

Die österreichische Staatskunst war selbst daran Schuld, daß der König die Garantie, welche sein Vater gewährt, für nichtig erklären konnte: der vorausgesetzte Preis — Jülich-Berg — war vorenthalten worden. Einsichtige österreichische Staatsmänner hatten vorausgesetzt, daß Preußen den Vertragsbruch bereinst ahnden werde, aber man glaubte, Baiern und seinen Schirmherren Frankreich nicht kränken zu dürfen und, gedeckt durch Rußland, Preußen entbehren zu können. Man hatte das Spiel nicht gecheut, welches man mit dem Großen Kurfürsten getrieben und das diesen veranlaßt hatte, bei Gelegenheit des Friedens von St. Germain jene Denkmünze mit der Inschrift zu prägen: „Exoriaro aliquis nostris ex ossibus ultor!“ (Einst aus meiner Asche wirst du mir, o Rächer, erstehen.) An diesen Frieden ließ der König, gewiß bezeichnend, im Dezember 1740 in Wien erinnern.

Zu dem moralischen Rechte kamen politische Erwägungen: sollte er ruhig abwarten, ob etwa Sachsen bei dem allgemeinen Ansturm aller Gegner der preussischen Sanction Schlesiens erbeuten würde?

Endlich, und nicht im kleinsten Maße, trieb den König, wie er selbst eingestanden hat, die Begier nach Ruhm und kriegerischen Ehren. Seit dem Tag, wo die wichtige Todesbotschaft in Rheinsberg anlangte, sehen wir Friedrich der freudigsten Erregung, dem zuversichtlichsten Hochgefühl. „Ich denke“, sagt er an Bodewitz, „die kühnste schneidigste Unternehmung zu beginnen, der je ein Fürst meines Hauses unterzogen hat.“

Wie hätte gegenüber den politischen Erwägungen, welche den Momenten benutzen empfahlen, der Gedanke, daß man im Begriff war, ein hilfloses Kind anzugreifen, den König von seinem Vorhaben abbringen sollen! Die Gesetze der Galanterie sind weder für Oesterreich je maßgebend gewesen, noch können sie bei den großen Fragen der Weltgeschichte die Entscheidung zu geben beanspruchen.

Wol hätte man Maria Theresia gönnen mögen, im Frieden ihrem Vater eine segensreiche Mutter zu sein, aber hat der Preußenkönig nicht auch lange Zeit auf das Glück verzichten müssen, die Wohlfahrt seines Volkes als milder und gerechter Landesvater zu fördern und zu pflegen? Die Kaiserthron war bestimmt, für die jahrhundertelangen Veründigungen ihres Hauses zu sorgen, wie König Friedrich berufen war, seinem Staate die Stellung zu sichern, ihm längst zukam. So erlebte die Welt das großartige Schauspiel, daß einander ebenbürtige Gegner in die Schranken traten, um ihre Machtansprüche mit den Waffen zu entscheiden.

Die Kaiserin schildert in sympathischer Weise ein moderner österreichischer Geschichtsschreiber: „Die besten Gaben des Weibes waren der ältesten Tochter Karls VI. eine blühende Gesundheit, körperliche Schöne, ein reiches und starkes Gemüth, das, gläubig nach Selbstachtung ringend, Freuden und Leiden genießen und ertragen kann, ohne schwänglich oder verzagt zu werden; klarer praktischer Verstand, der vieles rasch durchdringt, und wo er nicht ausreicht, an dem richtigen Gefühl einen Bundesgenossen besitzt; ein kräftiges Wollen, das der Launenhaftigkeit und auch der heftigsten Regung der Kränkung und Eifersucht Meister wird, und vor allem jene lebendige Anmuth und Anmuth, welche das früh entwickelte Hoheitsbewußtsein, den Ehrgeiz, die

Kraft und feuerhafte Lust der späteren Herrscherin auf dem schwierigsten Throne adelt und erhebt, und die um so unwiderstehlicher wirkt, je ungetrübter sie in Wert und Gehalts erscheint."

Trefflich stellt dagegen ein preussischer Historiker ersten Ranges den Gegensatz zwischen Maria Theresia und Friedrich dar. Hier nur den Anfang der Charakteristik. „Auch sie wollte, was sie wollte, und sie wollte es, mit aller Leidenschaft, um jeden Preis, riskirend. Sie glaubte an ihre Sache; sie wagte es darauf, unbekümmert um die Bedenken, ob sie durchzuführen sei, die die Vorlichtigeren unter ihren Rätthen erhoben, unbekümmert um die Rechtsverdrüssungen, die ihre Gegner ihr entgegenstellten, in dem edel politischen Gefühl, daß die ihr vererbte Macht des Hauses Oesterreich etwas anderes sei, als eine Summe von Verbrechen und Vergehens. Darum ihr tiefer Haß gegen den, der sich gegen sie gewandt, als sei nicht ihr Recht, sondern ihre Macht nichts, der ihr zugemuthet hatte, was sie nur Erniedrigung hielt. Er in der militärischen Ueberlegenheit der Offensive, sie in der moralischen und herzzugewinnenden der Vertheidigung, so rangen sie gegen einander; wie mit wachsender Blut des Hasses, voll Stolz, zu allem Neusersten bereit, unversöhnlich; er lallte Plots, bei aller Rühmlichkeit vorsichtig, seine Mittel berechnend."

Es war nicht Friedrichs Absicht, den österreichischen Gesamtstaat über den Rhein zu werfen, und wenn er auch aus persönlicher Ehrbegier die Entscheidung den Waffen überließ, unterließ er doch nicht, auf dem Wege der Verhandlungen zu versuchen, was er andernfalls mit dem Schwerte zu erwerben schlossen war. Als der Großherzog Franz, der Gemahl der Erbtochter, nach des Kaisers Tod ihn um die Fortdauer seiner Freundschaft ersuchte, sagte Friedrich bedeutungsvoll, daß man ihn dazu in den Stand setzen müsse. War Maria Theresia klar, daß der König seine Freundschaft von Abtretungen anfang machte, welche sie nicht bewilligen konnte, ohne der Würde ihres Hauses zu verletzen.

So wurde Friedrichs Erbieten zu einem Abkommen, mit dem Maria Theresia gegen angemessene „Jugeständnisse" die preussische Stimme für die Kaiserwahl als Wahlstimme, den Beistand der preussischen Kriegsmacht gegen alle Feinde der dynastischen Sanction gewonnen hätte, in Wien nicht gewürdigt; man verzögerte der Antwort, um Zeit zur Zusammenziehung von Truppen in Schlesien gewinnen.

In dieser Hinsicht war ihr aber der König zuvorgekommen: seinem Grundgemäß „Unterhandlungen ohne Waffen sind wie Plots ohne Instrumente" — Friedrich schon am 4. November einigen Regimentern Marschbefehle ertheilt 1740 umfassende Rüstungen vorgenommen.

Die Lage der Kaisertochter war um so mehr gefährdet, als von allen Seiten Gebietsansprüche erhoben wurden; es zeigte sich, auf wie schwachen Füßen die Garantie der pragmatischen Sanction gestanden. Da war zunächst Bayern, welches zu öftern, ziemlich bedeutungslosen Ansprüchen im Jahre 1722 einen neuen erworben hatte, indem der Kurfürst Karl Albrecht Josephs I. jüngere Tochter Maria Amalia heimführte. Nur vorübergehend hatte Bayern die pragmatische Sanction anerkannt und gleich nach dem Tode Karls VI. in Wien erklärt, es betrachte Maria Theresia nicht als Thronfolgerin. Dadurch stand in rechtlicher Beziehung auf gleicher Stufe mit Bayern; öfternd wag es sich, wie es durch Exposition gegen Maria Theresia das vortheilhafteste Gesicht machen konnte, daß kaiserliche Spanien schon seine Garantie von 1715 und 1716 bei Seite, indem



es behauptete, in alle Rechte der habsburgisch-spanischen Linie eingetreten zu betriebe sich auf den Vertrag, welchen dieselbe im Jahre 1617 mit der deutsch-habsburgischen geschlossen. Auch Frankreich nahm seine alte antihabsburgische Politik wieder auf, Ansprüche zu erheben: es hatte die pragmatische Sanction nur „unbeschadet eines Tritten“ bestätigt. Indem der Cardinal Fleury die neue Herrscherin als „Böhmen und Ungarn“ begrüßte, versetzte er das Wiener Kabinett in einen vollen Irrthum und veranlaßte dasselbe, den Ansprüchen Friedrichs erst recht gegenzutreten.

In Oesterreich war namentlich Bartenstein, der im Jahre 1741 das Einvernehmen zwischen Frankreich hergestellt hatte, gegen jedes Eingehen auf die preussischen Anträge, Frankreich, dem einzigen zuverlässigen Bundesgenossen, nicht zu überweisen.

Ueber die Intensität und Schnelligkeit der preussischen Rüstungen ließ sich in Wien in verhängnißvollster Weise getäuscht. Trotz der Warnungen österreichischen Residenten in Berlin, Hr. von Demeradt, hatte man Friedrich „wolle den Fahn nur spannen, nicht losdrücken“ gleich seine Als Maria Theresia endlich den Marchese Botta d'Adorno nachschickte, um über den Zweck der Rüstungen Kunde einzuziehen, traf 1740 Truppen bereits im Marsch. Am 6. December kündigte Friedrich die künftigen Mächten an, er werde Schlesien durch ein Armeecorps besetzen, trotz aller Vorstellungen Botta's am 13. December nach Frankfurt ab, 30,000 Mann gesammelt hatte.



1740  
Jüngstliche Darstellungen zur Geschichte Friedrichs: „Friedrich II. feiert bei dem Ausbruch des ersten schlesischen Krieges durch eine Rede seine Offiziere zur Tapferkeit an“

Kalenderbogen von Taniel Shodowied.

Von dort aus erließ er ein Aufhebungsmanifest an die Schlesier, denen bevorstehenden Besetzung ihres Landes, den dieser Nothregel Kenntniß gab: Schutz versprach: auch verhieß er die Mannszucht. Seine eigentlichen Absichten rieth er aber nicht; er erklärte, es wolle die Königin von Ungarn zu befehlen geneigt, ihr wahres Beste zu befehlen, da das Erzhaus Oesterreich von gemeinen Krieg bedroht sei, das Land gegen allen Eingriff und Einsatz sicher.

Am 13. December war Friedrich in Krossen, wo er an seine Offiziere geisternde Ansprache hielt. „Ich kenne anderen Verbündeten als Euch“, König: dann ward die schlesische Fahne liegenden Aahnen und unter Tränen überschritten.

Wärschlich war der König, mit irgend einer andern Macht ständigen, „über den Rubikon gegangen,“ und wie leicht ihm auch militärische Erfolg ward, in politischer Hinsicht war seine Unternehmung



stark, daß sie zu den kühnsten und gewagtesten aller Zeiten gerechnet werden  
soll. Die Minister des Königs waren in der aufgeregtesten Stimmung, den  
König selbst erfüllte die ruhigste Zuversicht. „Mein Herz sagt mir alles beste  
für die Welt voraus,“ schreibt er vom ersten Standquartier auf schlesischem Boden,  
in gewisser Zukunft, dessen Ursache uns verborgen ist, verheißt mir Glück und  
glückliches Loos, und ich werde nicht nach Berlin zurückkehren, ohne mich des  
dieses würdig gemacht zu haben, aus dem ich entsprossen bin, und der braven  
Menschen, die ich die Ehre habe zu befehligen.“

### 3. Vom Beginn des Feldzuges bis zur Schlacht bei Mollwitz (10. April 1741).

In zwei Kolonnen, von denen der König die eine, Graf Schwerin die andere  
befehligte, rückte Friedrich in Schlesien ein. Er traf fast auf keinen Wider-  
stand. Der protestantische Theil der Bevölkerung, der jahrhundertlangen Glaubens-  
herrschaft der Habsburger müde, stand mit seinen Sympathien auf preussischer  
Seite; bei den Katholiken und besonders bei den Klosterinsassen brach freilich  
die Panik aus. Die gute Mannszucht der Truppen, die Leutseligkeit des Königs  
sahen das Uebrige. Der Vertheidigungszustand des Landes bot keine Hindernisse.  
Nur die Festungswerke von Breslau und Neiße befanden sich in leidlichem  
Zustande: die von Glogau und Glatz waren halb verfallen. Durch die  
Einfälle, die man in letzter Stunde in die bedrohte Provinz geworfen,  
sah man die österreichische Heermacht in Schlesien nur bis auf 7000—8000  
Mann gebracht. So durchschritt der König im Siegeslaufe das Land und  
schon am 3. Januar 1741 seinen Einzug in Breslau, welches sich vor-  
her österreichische Besatzung verboten hatte und jetzt Neutralität zugesagt erhielt.

Um diese Zeit machte Friedrichs Gesandter Gotter in Wien Friedensverhandlungen.  
Es war schon das zweite Mal, daß der König Vertragsvorschläge nach Wien gelangen ließ.  
Denn unmittelbar nach seinem Einmarsch in Schlesien überbrachten Borde und Gotter An-  
träge, welche dem Großherzoge Franz Friedrichs Verstand verführten, wenn jener für  
Sicherheit und Gefahr angemessenen Ersatz leisten wolle: es zeigte sich, daß man darunter  
entweder ganz Schlesien oder doch einen großen Theil davon verstand.

Friedrich bot 1, die Garantie Preußens zu Gunsten aller Besitzungen Oesterreichs auf  
dem Reichsboden und deren Vertheidigung gegen alle Angreifer, 2) eine Allianz mit  
Oesterreich, Rußland, England und Holland, 3) seine Bemühungen für die Kaiserwahl Franz  
Stefans 4) zwei Millionen Gulden zu Kriegsausgaben.

Friedrich rechnete nicht auf die Annahme seiner Vorschläge. „Wir werden  
damit umherrennen, wenn wir in Wien unterhandeln wollen,“ sagte er von vorn  
her. Dennoch war man dort näher daran, auf den Antrag ein-  
zugehen als er selbst glaubte. Aber Stahrenberg und Hartenstein, vor allem  
aber Maria Theresia selbst hielten die Kombination für unannehmbar, und von ihrem  
Vater mit Recht. Gab man Preußen gegenüber die pragmatische Sanction

preis, so brauchte sich keine Garantiemacht mehr um sie zu kümmern; gewöhnlich man Friedrich einen Theil von Schlesien durch eine Convention, so beanspruchte er den Rest nachher wol als Kriegskostenentschädigung. Aus demselben Grunde wurden auch die neuen Angebote Sotters 'abgelehnt. Hat diese Ablehnung auf Maria Theresia um ganz Schlesien und Glatz gebracht, man darf ihr doch nicht Eigensinn und Kurzsichtigkeit vorwerfen: sie konnte den Ausgang, namentlich Frankreichs Haltung nicht voraussehen, und daß ihr der Frieden auf der Spitze des Schwertes entgegengehalten wurde, machte ihn nicht annehmbarer.

So rückten denn die preussischen Truppen weiter vor, machten bald sogar einen Vorstoß bis an den Sabunkapaz, um ungarische Verstärkungen abzuhalten. Ende Februar besaßen die Oestreicher in Schlesien nur noch Glatz, Brieg, Glogau und Neiße. Es ist begreiflich, daß König Friedrich von Freude und Stolz über seinen leichten Sieg erfüllt war: er ließ seine Armee Winterquartiere beziehen und kehrte im Januar nach Berlin zurück. Es war aber klar, daß dies militärische Uebergewicht nur so lange dauern würde, als die Kaiserin noch nicht genügende Truppen zur Hand hatte und es fragte sich, welche Stellung die einzelnen deutschen und europäischen Mächte einnehmen würden, sobald sie sich von der ersten Ueberraschung erholt hätten. Zweifelhaft war schon Sachsen: obwohl es vermöge seiner Ansprüche Oestreich feindlich war, erregte Friedrichs schneller Erfolg seine Eifersucht und Unruhe: an dem intriguenreichen russischen Hofe bekämpfte der preussische Gesandte den östreichischen vorläufig noch mit einigem Erfolg. Der schlimmste Feind Friedrichs war König Georg II. von England, welcher unter dem Vorwande einer bewaffneten Mediation im Februar 1741 nach Wien einen großartigen Bündnißplan einsandte, bei dem es auf die Verkleinerung Preußens, wenn nicht auf eine Auftheilung des Staatsgebietes abgesehen war.

Von östreichischer Seite wird dieser Entwurf, welcher besonders Rußland, England und Sachsen mit Oestreich einen sollte, auch auf Holland rechnete, nur als ein Schachzug bezeichnet. War dies wirklich der Fall, so hatte er jedenfalls eine andere, als die gewünschte Wirkung.

Um Preußen gegen Hannover und Sachsen zu sichern, wurde ein Heer unter dem alten Dessauer aufgestellt; der König selbst begab sich im Februar wieder nach Schlesien, um dem Heere die Spitze zu bieten, das ihm in Meiperg entgengetreten sollte. Bei einem Reconnoissirungszug brachte er bei Baumgarten, am 27. Februar seine Waghalsigkeit in die Gefahr, von östreichischen Reitern, die ihm schon einige Tage aufgelauert hatten gefangen zu werden; doch wurde der Anschlag durch die voreilige Hitze der Husaren von Komarow vereitelt. In der Nacht vom 8. zum 9. März erstürmte der Herzog Leopold von Dessau Glogau, der König wandte sich auf Neiße. Meiperg, der anfangs sehr langsam vorgerückt war, hatte Neiße aber früher erreicht und sich zwischen das preussische Hauptheer unter dem König und Schwerin das Korps des Herzogs von Holstein geschoben. Am 10. April griff Friedrich bei Mollwitz nahe Ohlau den Feind an, der ihm an Gesamtstärke

kleinere noch stand, an Reiterei aber überlegen war. Diese, von dem tapferen Johann von Römber geföhrt, stürmte auf den rechten Flügel der Preußen ein, warf ihn über den Haufen und richtete unter Schulenburgs Reitern die größte Verwirrung an, in welche Friedrich selbst gerissen wurde. Auf das Drängen seiner Generale verließ er das Schlachtfeld, Schwerin übernahm das Kommando. Der König war, wie Napoleon nachmals gesagt hat, vor seinem Siege geschohen, denn die Infanterie glied durch ihre Kaltblütigkeit und die Geschicklichkeit, mit der sie ihre Feuerwaffe gebrauchte, die erste Schlappe wieder ab; alle österreichischen Angriffe scheiterten; und nach dem Fall des tapferen Binter gab Neipperg den Kampf auf; gegen 5 Uhr Abends trat er eiligst den Rückzug an, ohne indeß von Schwerin verfolgt zu werden.

Friedrich, der erst nach Löwen, dann nach Oepeln geritten war, gerieth bei letzterer Stadt in ernsthafte Gefahr. Oepeln war bereits von österreichischen Truppen besetzt, und Friedrichs Aufforderung ihn einzulassen, wurde mit Schüssen beantwortet; durch die Schneeflug seines Pferdes kam er glücklich davon.

#### Von der Schlacht bei Mollwitz bis zum Friedensschluß (28. Juli 1742).

So geringfügig die bei der Schlacht aufgewendete Truppenzahl gewesen war, hatte dieser erste Sieg Friedrichs die größte Bedeutung. Er bewies den europäischen Mächten, daß Preußens Heer sich auf dem Schlachtfelde ebenso stark zu behaupten wisse, wie auf dem Paradeplatze, und daß Preußens König ebenso gefährlicher Feind, wie brauchbarer Bundesgenosse sei. Daher ward Kärntners Lager bei Streichen jetzt der Schauplatz politischer Intriguen, der Spielplatz vieler diplomatischer Strömungen, Frankreichs und Englands. Friedrich seinen Theil hatte früher, wiewol der im Jahre 1739 mit Frankreich hinreichend vergessene Vertrag auf ein Bündniß mit dieser Macht hinwies, eine Neigung zu einer Allianz mit England gehabt und diesen Gedanken immer festgehalten, als der Gesandte, den er im Sommer 1740 nach Paris schickte, daselbst wenig Entgegenkommen gefunden hatte. Als Friedrich von dem österreichischen Überungsplan des Februar 1741 Kenntniß bekam, wandte er sich seinen Blick auf Frankreich, jedoch nach dem Erfolge von Mollwitz war er mit England abzuschließen. Aber die Voraussetzung dabei war, daß König Georg auch innerwärts eifrig zu Werke ging; indeß grade das war nicht der Fall, obwohl die englischen Minister nicht grade die Absicht hatten den König zu zwingen. So wandte sich Friedrich von England ab, behielt aber trotz aller Verhättnisse auch Frankreich gegenüber freie Hand.

Das hatte bereits 2 April in Wien erklärt, es habe sich nicht an die pragmatische Deklaration anknüpfen und in Rymphenburg bei München am 18. oder 22. Mai mit dem österreichischen Kaiser der pragmatischen Sanktion, dem Kurfürsten Karl Albrecht von Baiern, ein Bündniß geschlossen. Der Kurfürst, ein oberflächlich gebildeter, aber ehrsüchtiger



Zeitgenössische Darstellungen zur Geschichte Friedrichs.  
Die Entbindung zu Breslau am 7. November 1741.

Kalenderkupfer von Daniel Chodowicki.

frieden bekommen konnte. Die Politik, die man so auf sie ausübte, wog schwer auf Unbehagen auf, als ein ununterbrochenes desgenosse erkannt zu werden.

Es dauerte nicht lange, so kam der Klein Schnellendorfer Vertrag, den man nicht mehr, und da man überdies keine Anstalt traf, den Frieden abzu- so zog Friedrich doch vor, sich mit den desgenossen wieder zu nähern. In der Lage derselben verschlimmerte sich jedoch, wiewol Ende November auch Sachsen unter Kutowski im Hilfe. In Preußen erschienen waren. Nur ein Glückstraum war den Bayern bei der Neipperg seinen Marsch zur Deckung nicht gehörig beehrte, konnte Karl am 26. November Prag einnehmen und hier am 7. Dezember zum König proklamieren. Zu gleicher Zeit brach Velleisle nach Frankfurt, um Karl zu

#### Kaiservahl durchzuführen.

Aber schon hatte Preußen die Hand zum Schlage erhoben: unter K. v. hüllers Führung setzten sich seine buntbedigten Scharen gegen Bayern in Bewegung: daneben sollten Freischarenführer, wie Franz von der Trolle, das unglückliche Land alle Schrecknisse des Krieges tragen. Auf Umwegen gelangte Karl Albrecht nach München (3. Januar 1712, wo er sich von der Unmöglichkeit seiner Lage überzeugen konnte; gleichwohl brach er, statt anzuhalten zu treffen, nach Frankfurt auf, um sich die Kaiserkrone aussetzen zu lassen. Wol erfolgte am 21. Januar 1712 seine Wahl, aber am selben Tage übergab der prahlerische Graf Segur das wichtige Land den Feinden ohne Kampf; dann kapitulirte auch Pavia, unter unerhörten Bedingungen übernahmen die Preußen das Land, und während Karl in der herrlichen Krönungsmahl saß, zogen die Feinde in seine Hauptstadt (12. Februar 1712). Auch in Vohmen war seine Herrschaft bereits das Landvoll erbittert über die Erpressungen des französischen Jnter-

Unter diesen Umständen hatte Friedrich nicht mitlang. In der Schwerm nahm Einnahme und hier erschien der König. Erde Januar 1712 kam mit Sachsen und Hannover einen Winterfeldzug in Vohmen zu nehmen. Der Unfall umspannte das ganze Land und war ganz nach der Einnahme von Jslas konnte man zur Belagerung von T. gehen, preussische Mäler sah unten bis auf das Markland. Die Feinde vernahmen der Landadaten war nicht das beste, und auf die Zeit



Belade verlegen: wenn Wien fiel, war die Macht Oesterreichs in ihren Wurzeln durchschnitten, Böhmen, nur schwach besetzt, konnte sich auf die Dauer nicht halten. Am 11. September hatte Karl Albrecht bereits Linz erreicht, der Weg nach Wien stand ihm offen. Es war ein verhängnisvoller Fehler, daß er seine vertheilbare Lage nicht besser ausnützte und zuletzt (20. Oktober) nach Böhmen <sup>1741</sup> flüchtete. Militärische Unfähigkeit und Frankreichs Mangel trieben hier Spiel.

Aber immerhin war Oesterreichs Lage Mitte September sehr gefährdet. Sachsen hatte seine Schwendung vollzogen. Mitte August war ein französisches Heer dem Kaiserlichen von Baiern zur Hilfe gezogen, ein zweites unter Maillebois rückte sich nordwärts, um die Holländer und Hannover zu bedrohen. Wenn Friedrich Meippergs Heer in Oberschlesien schlug und Wien nahm, war Maria Theresia rettungslos verloren: daher wandte sie, die vor drei Monaten noch einmal lieber die Niederlande an Baiern, als auch nur den kleinsten Theil Schlesiens an Friedrich abgetreten hätte, sich jetzt an diesen mit dem Gesuch um Verhandlungen.

Friedrich hielt es für erlaubt, trotz seines Bündnisses mit Frankreich auf einen Antrag einzugehen. Obwohl er der Theorie huldigte, daß man erst nach reifer Erwägung ein Bündniß schließen, dann aber auch allen Verpflichtungen nachzukommen müsse, bestimmten ihn im vorliegenden Fall politische Erwägungen der ernstesten Art. Seine Meinung war nicht Oesterreich zu zerstückeln, Frankreich in die Hände zu arbeiten: sollte man dieser Macht von neuem Hegemonie Deutschlands übertragen? So wurde durch den unermüdlichen Lord Sandwich, mit dem Friedrich am 9. Oktober zu Klein Schnellendorf am Stahrenbergischen Schlosse bei Meisse zusammenkam, das Protokoll eines Separatfriedens zwischen Oesterreich und Preußen abgefaßt. Dem Verfolge sollte Friedrich ganz Niederschlesien, Meisse und das Gebiet jenseits der Elbe bis an die Grenze von Pommern bekommen, dagegen dem Gemahle der Kaiserin die bereits Karl Albrecht versprochene Kurstürme gewähren. Preußen hatte bis zum 16. Oktober ganz Schlesien zu räumen, wo die Preußen Winterquartiere angewiesen erhielten. Dies Protokoll sollte aber für Friedrich verbindlich sein, wenn es von österreichischer Seite geheim gehalten und bis Ende des Jahres in einen endgültigen Friedensvertrag verwandelt wurde. Der Vertrag war von beiden Seiten nicht ohne Hintergedanken abgeschlossen worden. Maria Theresia erhielt an der gefährlichsten Stelle Ruhe und versammelte ihr ganzes Heer zusammenzuziehen, um es gegen Baiern zu verwenden: sie das Abkommen dann veröffentlichte, so lachte sie Mißthänen zwischen Verbündeten und erregte Entrüstung gegen den bundbrüchigen Preußen. Friedrich wird wol auch nicht darauf gerechnet haben, daß der Vertrag im Ueberflusse aber eineswegs verschaffte er ihm die Festung Meisse (31. Oktober) in Niederschlesien, wo er sich formlich huldigen ließ zu Breslau am 7. November: 1741. Er betrachtete er es als kein allzu großes Unglück, wenn seine Verbündeten erriethen, daß er für seine Person stets einen vortheilhaften Separat-



Restgipfel der Darstellung des Reiches  
die die Krönung zu Breslau am 2. No-  
vember 1741.

Kupferstich von Daniel Chodowiecki

frieden bekommen konnte. Die Preußen  
man so auf sie anerkante, weg reißend.  
Unbehagen auf, als ein unzuverlässiger  
desgenosse erkannt zu werden.

Es dauerte nicht lange, so war der  
Klein-Schnellendorfer Vertrag kein Geheim-  
niß mehr, und da man überdies in Wien  
keine Anstalt traf, den Juden abzuwehren,  
so zog Friedrich doch vor, sich seinen  
desgenossen wieder zu nähern. Aber die  
Lage derselben verschlechterte sich jezt  
sehe, wiewol Ende November auch 21  
Sachsen unter Kutowski im Felde gegen  
Oesterreich erschienen waren. Nur ein la-  
chender Traum war den Bayern beschieden.  
Weiperg seinen Marsch zur Deckung Prag  
nicht gehörig beeilte, konnte Karl Albrecht  
am 26. November Prag einnehmen und hier  
am 7. Dezember zum König Proklamiren.  
Zu gleicher Zeit berief er  
Belleisle nach Frankfurt, um Karl Albrecht

Kaiservahl durchzuführen.

Aber schon hatte Oesterreich die Hand zum Schlage erhoben: unter Aberg-  
hüllers Führung setzten sich seine buntgedigten Scharen gegen Bayern in Be-  
wegung: daneben sollten Freischarenführer, wie Franz von der Tren-  
nung das unglückliche Land alle Schrecknisse des Krieges tragen. Auf Umwegen  
langte Karl Albrecht nach München (3. Januar 1742), wo er sich von der Be-  
nennunglosigkeit seiner Lage überzeugen konnte: gleichwol brach er, statt Be-  
anstalten zu treffen, nach Frankfurt auf, um sich die Kaiserkrone aufs  
setzen zu lassen. Wohl erfolgte am 21. Januar 1742 seine Wahl, aber an  
selben Tage übergab der pfälzische Graf Ségur das wichtige Land  
den Feinden ohne Kampf; dann kapitulirte auch Passau, unter unerhörten Be-  
sätzen überdramten die Oesterreicher das Land, und während Karl Albrecht  
herrlichen Krönungsmahle sah, zogen die Feinde in seine Hauptstadt  
(12. Februar 1742.) Auch in Böhmen war seine Herrschaft bereits verloren.  
Das Landvolk erbittert über die Erpressungen des französischen Intendanten.

Unter diesen Umständen hatte Friedrich nicht unthätig bleiben. Der  
Schweizer nahen Elms und hier erschien der König Ende Januar, um ganz  
sam mit Sachsen und Franzosen einen Winterfeldzug in Mähren zu un-  
nehmen. Der Unfall umspannte das ganze Land und war zunächst er-  
nach der Einnahme von Tisau konnte man zur Belagerung von Olmütz  
gehen, preussische Reiter schwärmten bis auf das Marchfeld. Aber das  
vernehmen der Verbündeten war nicht das beste, und auf die Dauer



an gegen stärkere Streitkräfte, wie sie Prinz Karl von Lothringen heranzöge, nicht kämpfen: die Belagerung von Gumn wurde aufgehoben. Am 1. gerannt, zu Anfang April zogen die Verbündeten aus Mahren ab.

Schon im März hatte Friedrich diesen Ausgang vorausgesehen und den seinen Bedenken zu Friedensverhandlungen ermächtigt, um nicht in ungünstigeren Lage und den Bedingungen des Gegners anbequemen zu müssen; zu einem Beschluß war es nicht gekommen, man mußte suchen, aus der unerfreulichen Lage möglichst ohne Schaden herauszukommen. Eine Möglichkeit dazu bot die glückliche Diplomatie, welche Friedrich gegenüber zur Nachgiebigkeit rieth, damit die Franzosen desto nutzbarer bekämpft werden konnten: so die englischen Vertreter Hurd und Robinson gingen in ihren Bemühungen so weit, daß sie ihnen von österreichischer Seite ertheilte Vollmacht überschritten: da Maria Theresia die von ihnen bewilligten Zugeständnisse nicht anerkannte, wurden zu Anfang Mai die Verhandlungen abgebrochen: eine zweite Schlacht sollte die Entscheidung bringen. Sie erfolgte am 18. Mai zwischen Gasselau und Mollwitz: wieder waren die Heere einander ziemlich gleich; auch zeigte sich während des Kampfes, daß Friedrich seit der Schlacht von Mollwitz nicht umsonst an der Verbesserung seiner Kavallerie gearbeitet hatte: diesmal warf sie mit Erfolg auf den rechten Flügel des Feindes, aber gleichwohl schwankte der Kampf, zumal der eilig entworfene Schlachtplan mancherlei Fehler hatte, und dauerte gar lange hin und her. Endlich gab doch wieder das Fußvolk Ausschlag und nach vierstündigem Ringen trat Prinz Karl von Lothringen zum Rückzug an: er hatte über 6000 Mann und 18 Kanonen verloren.

Noch nach dem Siege war Friedrich zweifelhaft, ob er die kurz vor der Schlacht abgebrochenen Verhandlungen wiederaufnehmen oder den Kampf fortsetzen sollte. Er schloß sich zu Rücksichtnahme auf die Franzosen nicht veranlaßt, weil er in Erfahrung gebracht hatte, daß auch Fleury hinter seinem Rücken in Wien verhandelt ließ, es war nicht unmöglich, daß Frankreich sich seine Kosten mit Oesterreich verständigte. Dazu kam, daß die Hilfsquellen Oesterreichs, die Ersparnisse seines Vaters, nahe am Verstreuen waren und die Zeit der französischen Kriegsführung den baldigen Eintritt einer Katastrophe nahe ließ.

So legte er so wenig als Maria Theresia der englischen Vermittlung Hindernisse in den Weg, und die geheimen Verhandlungen zu Breslau führten bereits am 11. Juni zu einem Präliminarfrieden, welcher die Grundlage des eigentlichen Friedensvertrages (zu Berlin am 28. Juli) bildete.

1742

Die Bedingungen konnten kaum günstiger gedacht werden: mit schwerem Herzen erließ Maria Theresia das theure Schicksal, und Friedrich gewann den Preis, an welchen er seine und seines Vaters Ehre gewagt hatte.

In dem Präliminarfrieden erhielt Preußen Nieder- und Ober-Schlesien, mit Ausnahme der Festungen Märsburg, Torgau und Tetschen, sowie die Grafschaft Glatz. Die katholische Konfession wurde in Schlesien gewährleistet. Im Berliner Frieden übernimmt Friedrich von Preußen auf 30 Jahre lastenden Hypothekenschulden die englischen und holländischen Forderungen an 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159, 160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173, 174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187, 188, 189, 190, 191, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 198, 199, 200, 201, 202, 203, 204, 205, 206, 207, 208, 209, 210, 211, 212, 213, 214, 215, 216, 217, 218, 219, 220, 221, 222, 223, 224, 225, 226, 227, 228, 229, 230, 231, 232, 233, 234, 235, 236, 237, 238, 239, 240, 241, 242, 243, 244, 245, 246, 247, 248, 249, 250, 251, 252, 253, 254, 255, 256, 257, 258, 259, 260, 261, 262, 263, 264, 265, 266, 267, 268, 269, 270, 271, 272, 273, 274, 275, 276, 277, 278, 279, 280, 281, 282, 283, 284, 285, 286, 287, 288, 289, 290, 291, 292, 293, 294, 295, 296, 297, 298, 299, 300, 301, 302, 303, 304, 305, 306, 307, 308, 309, 310, 311, 312, 313, 314, 315, 316, 317, 318, 319, 320, 321, 322, 323, 324, 325, 326, 327, 328, 329, 330, 331, 332, 333, 334, 335, 336, 337, 338, 339, 340, 341, 342, 343, 344, 345, 346, 347, 348, 349, 350, 351, 352, 353, 354, 355, 356, 357, 358, 359, 360, 361, 362, 363, 364, 365, 366, 367, 368, 369, 370, 371, 372, 373, 374, 375, 376, 377, 378, 379, 380, 381, 382, 383, 384, 385, 386, 387, 388, 389, 390, 391, 392, 393, 394, 395, 396, 397, 398, 399, 400, 401, 402, 403, 404, 405, 406, 407, 408, 409, 410, 411, 412, 413, 414, 415, 416, 417, 418, 419, 420, 421, 422, 423, 424, 425, 426, 427, 428, 429, 430, 431, 432, 433, 434, 435, 436, 437, 438, 439, 440, 441, 442, 443, 444, 445, 446, 447, 448, 449, 450, 451, 452, 453, 454, 455, 456, 457, 458, 459, 460, 461, 462, 463, 464, 465, 466, 467, 468, 469, 470, 471, 472, 473, 474, 475, 476, 477, 478, 479, 480, 481, 482, 483, 484, 485, 486, 487, 488, 489, 490, 491, 492, 493, 494, 495, 496, 497, 498, 499, 500, 501, 502, 503, 504, 505, 506, 507, 508, 509, 510, 511, 512, 513, 514, 515, 516, 517, 518, 519, 520, 521, 522, 523, 524, 525, 526, 527, 528, 529, 530, 531, 532, 533, 534, 535, 536, 537, 538, 539, 540, 541, 542, 543, 544, 545, 546, 547, 548, 549, 550, 551, 552, 553, 554, 555, 556, 557, 558, 559, 560, 561, 562, 563, 564, 565, 566, 567, 568, 569, 570, 571, 572, 573, 574, 575, 576, 577, 578, 579, 580, 581, 582, 583, 584, 585, 586, 587, 588, 589, 590, 591, 592, 593, 594, 595, 596, 597, 598, 599, 600, 601, 602, 603, 604, 605, 606, 607, 608, 609, 610, 611, 612, 613, 614, 615, 616, 617, 618, 619, 620, 621, 622, 623, 624, 625, 626, 627, 628, 629, 630, 631, 632, 633, 634, 635, 636, 637, 638, 639, 640, 641, 642, 643, 644, 645, 646, 647, 648, 649, 650, 651, 652, 653, 654, 655, 656, 657, 658, 659, 660, 661, 662, 663, 664, 665, 666, 667, 668, 669, 670, 671, 672, 673, 674, 675, 676, 677, 678, 679, 680, 681, 682, 683, 684, 685, 686, 687, 688, 689, 690, 691, 692, 693, 694, 695, 696, 697, 698, 699, 700, 701, 702, 703, 704, 705, 706, 707, 708, 709, 710, 711, 712, 713, 714, 715, 716, 717, 718, 719, 720, 721, 722, 723, 724, 725, 726, 727, 728, 729, 730, 731, 732, 733, 734, 735, 736, 737, 738, 739, 740, 741, 742, 743, 744, 745, 746, 747, 748, 749, 750, 751, 752, 753, 754, 755, 756, 757, 758, 759, 760, 761, 762, 763, 764, 765, 766, 767, 768, 769, 770, 771, 772, 773, 774, 775, 776, 777, 778, 779, 780, 781, 782, 783, 784, 785, 786, 787, 788, 789, 790, 791, 792, 793, 794, 795, 796, 797, 798, 799, 800, 801, 802, 803, 804, 805, 806, 807, 808, 809, 810, 811, 812, 813, 814, 815, 816, 817, 818, 819, 820, 821, 822, 823, 824, 825, 826, 827, 828, 829, 830, 831, 832, 833, 834, 835, 836, 837, 838, 839, 840, 841, 842, 843, 844, 845, 846, 847, 848, 849, 850, 851, 852, 853, 854, 855, 856, 857, 858, 859, 860, 861, 862, 863, 864, 865, 866, 867, 868, 869, 870, 871, 872, 873, 874, 875, 876, 877, 878, 879, 880, 881, 882, 883, 884, 885, 886, 887, 888, 889, 890, 891, 892, 893, 894, 895, 896, 897, 898, 899, 900, 901, 902, 903, 904, 905, 906, 907, 908, 909, 910, 911, 912, 913, 914, 915, 916, 917, 918, 919, 920, 921, 922, 923, 924, 925, 926, 927, 928, 929, 930, 931, 932, 933, 934, 935, 936, 937, 938, 939, 940, 941, 942, 943, 944, 945, 946, 947, 948, 949, 950, 951, 952, 953, 954, 955, 956, 957, 958, 959, 960, 961, 962, 963, 964, 965, 966, 967, 968, 969, 970, 971, 972, 973, 974, 975, 976, 977, 978, 979, 980, 981, 982, 983, 984, 985, 986, 987, 988, 989, 990, 991, 992, 993, 994, 995, 996, 997, 998, 999, 1000.

Nicht war es nicht Frankreich, das in Deutschland die entscheidende Rolle spielte, sondern England übte auf dies Reich, ja auf Deutschland selbst eine trübselige PreSSION aus. Umsonst hatte Friedrich im Jahre 1712 gegen den Marsch einer englischen Armee ins Reich warnende Vorstellungen gemacht. Im Jahre 1713 äußerte er: „Wenn der König von England den Krieg macht, dann wird sein Kurland für immer ihm verloren gehen.“

Aber wie sollte das Reich in Bewegung gesetzt, die Kraft der Kaiser gemacht werden? Nach Friedrichs erstem Entwurf (Winter 1712/13) sollte das Reich in dem Streite zwischen seinem Kaiser und Maria Theresia sich nicht mitzumischen erboten und diesem Angebot durch eine „Reichsneutralitätsverpflichtung“ Nachdruck verleihen; ersteres beschloß der Reichstag nach kurzer Berathung, das zweite ließ er.

Friedrich war so verstimmt, daß er einen Augenblick daran dachte, sich mit England und Oesterreich den Wirren im Reich ein Ziel zu setzen: sein Versehen wurde aber durch die Aeußerung gelegentlich beseitigt, daß er für seine Fülle keine weiteren Abtretungen von der Königin von Ungarn, der römischen Reich aber sei groß genug und könnte man in der Nachbarschaft zu Frankreich Convenances vor dieselbe genug finden.“

1713

Im Sommer 1713 nahm Friedrich seine Reichspolitik wieder auf. Für die Gesamtheit des Reiches, wandte er sich an die Glieder: die einzelnen Reichsfürsten sollten eine Associationsarmee aufstellen, für sich begehrt Friedrich der Kaiser eines immerwährenden Generallieutenants der Reichstruppen. Er hatte eine kaiserähnliche Stellung eingenommen und seinem Staate eine militärische Hegemonie verschafft. Aber solche Pläne ließen sich schon deshalb nicht durchführen, weil die deutschen Reichsstände keine Truppen ohne Zustimmung des Kaisers schicken konnten, diese hatten sie höchstens von Frankreich bekommen können, und aber gewiß keinen Bund bezahlte, den es nicht leiten sollte.

1714

Friedrichs Aeußerungen aus dem Anfange des Jahres 1714 machten den Eindruck, als wolle er seine Schildehebung für den Kaiser annehmen. Dieser Verstimmung aber erhielt er am 10. Februar aus Holland eine Kopie des Wormser Vertrages, und nicht minder beunruhigte ihn der am 20. Dezember 1713 zwischen Oesterreich und Sachsen geschlossene Traktat, ein nach der Sicherung des Grafen Brühl ganz unschuldiger Vertheidigungsvertrag. Die Sache war in demselben Preußens nicht gedacht, aber wenn sich die Reichstruppen wehr und gegenseitigen Beistand auch gegen solche zusicherten, die im Kriege befeindlich seien, sich aber im Laufe desselben einmischen wollten, war damit Preußen gemeint und also mittelbar bedroht. Denn zu dem Zeitpunkt erklärte, in zwei Fällen werde er unweigerlich den Krieg gegen den von ihm interwählte Kaiser in seiner Würde verletzt, oder seiner Krone beraubt werden. Sollte er den Kaiser weiter sinken, sein Wort nicht halten lassen, um dann doch zuletzt die Waffen ergreifen zu müssen, war die Reichs Sache schon verloren war? Dann trat der in dem am 20. Dezembervertrage vorausgesetzte Fall ein, und der Dresdener Frieden trat ein.

des Jahres bis Mailand zurück, aber im Frühling 1743 schon änderte sich die Lage. Karl VII mußte sein Erbland verlassen, das der „Evakuationstraktat“ zum österreichischen Lande lieferte: im September ließ sich Maria Theresia von den bairischen und oberpfälzischen Ständen huldigen und gab dem Lande einen Statthalter. Das war die Vergeltung für den kurzen Krönungstaumel von 1740. Auch der Kurfürst König Georg, welcher seine zweideutige Rolle gern noch länger fortgespielt hatte, um dann den allgemeinen Frieden zum Vortheile Preussens stiften zu können, ließ endlich seine Armee, die sogenannte „pragmatische Armee“ an den Main marschieren, um sich dort mit den Österreichern zu vereinigen.

Bei Dettingen, unweit Rastatt, erlitt der Marschall Noailles im Juli 1743 eine empfindliche Niederlage und mußte, da Karl von Lothringen eine pragmatische Armee verstärkte, zu Ende Juli den Rückzug über den Rhein antreten. Indessen mußten die Verbündeten ihren Sieg nicht aus: zwar ward der Rhein noch überschritten, und österreichische Reitercharen streiften nach Frankfurt hinein, aber der nicht unrühmlich begonnene Feldzug verlief jetzt im Sande. Im Winter 1743/44 übrigen hatten auch die Holländer nach dem Siege von Maastricht bekommen und eine Hilfsarmee entsendet, ohne an Frankreich oder Kaiser Karl den Krieg zu erklären.

Auch in Italien waren die Österreicher im Laufe der Jahre 1742 und 1743 glücklich, sowohl mit den Waffen im Kampfe gegen die Spanier, als auch mit Unterhandlungen, durch welche sie Sardinien auf ihre Seite zogen. Schon konnte dies den Vorschlag wagen, Preußen möge sich für Schlessen an Bayern entschädigen und das kaiserlich bairische Land nach Teslana überhebeln (Sommer 1743). Im September 1743 kam zwischen England, Preußen und Österreich das berühmte Wormser Bündnis zu Stande, das bereits auch Frankreichs neuen Befehlstand bedrohte.

Die offenen Artikel sprachen nur von der Sicherung der italienischen Besitzungen Österreichs in Italien gegen bourbonische Angriffe. Karl Emanuel verzichtete auf Mailand, erkannte die pragmatische Sanction an und erhielt bedeutende Gebiete in Oberitalien zurück. Im geheimen wurde die Austreibung aller Bourbonen aus Italien in Aussicht genommen. Der für Preußen bedrohliche Punkt des Vertrags lag darin, daß sich der Kaiser bei unter anderem „alle Lande garantiren ließ, welche er gegenwärtig besitze oder besitzen sollte kraft der früheren Verträge.“ Der Friede von Breslau war wirklich mit dem Schwert übergegangen.

Lang bevor Friedrich von diesem Vertrage genauere Kenntniß erhielt, hatte er sich mit dem Gedanken beschäftigt, wie er, ohne den Breslauer Frieden direkt zu verletzen, den weiteren Fortschritten Maria Theresias ein Ziel setzen könne. Seit lang vermehrte er sich, das sogenannte „Reich“ gegen Österreich aufzubauen. Denn Karl VII war immerhin rechtmäßig gewählter Kaiser, und daher konnte man es so darstellen, als richteten sich die Angriffe der Maria Theresia gegen Kaiser und Reich. Nun war Friedrich zwar der letzte, der sich für die Herrlichkeit des römischen Reiches begeistert hatte, aber einerseits ließ die republikanische Phrase vielleicht trefflich ausnutzen, andererseits war es Friedrichs Meinung, daß womöglich das Reich seine Angelegenheiten ordnen und der Einfluß des Auslandes beschränkt werden müsse.

Jetzt war es nicht Frankreich, das in Deutschland die entscheidende Rolle spielte, sondern England übte auf dies Reich, ja auf Oestreich selbst eine unerträgliche Pression aus. Umsonst hatte Friedrich im Jahre 1742 gegen den Einmarsch einer englischen Armee ins Reich warnende Vorstellungen erhoben: jetzt im Jahre 1743 äußerte er: „Wenn der König von England den Mechanismus macht, dann wird sein Aurland für immer ihm verloren gehen.“

Aber wie sollte das Reich in Bewegung gesetzt, die Kraft der Stände nutzbar gemacht werden? Nach Friedrichs erstem Entwurf (Winter 1742/43) sollte das Reich in dem Streite zwischen seinem Kaiser und Maria Theresia sich zur Vermittlung erbieten und diesem Angebot durch eine „Reichsneutralitätsarmee“ gehörigen Nachdruck verleihen; ersteres beschloß der Reichstag nach monatelangen Berathungen, das zweite ließ er.

Friedrich war so verstimmt, daß er einen Augenblick daran dachte, selbst durch Einmischung mit Oestreich den Wirren im Reich ein Ziel zu setzen; sein Gesandter in Wien ward angewiesen (März 1743) die Aeußerung gelegentlich hinzuwerfen, sein Herr verweigere für seine Hilfe keine weiteren Abtretungen von der Königin von Ungarn; „das heilige römische Reich aber sei groß genug und könnte man in der Nachbarschaft Er. Mgl. Majest. Convenances vor dieselbe genug finden.“

1743 Im Sommer 1743 nahm Friedrich seine Reichspolitik wieder auf: statt die Gesamtheit des Reiches, wandte er sich an die Glieder: die einzelnen Reichsstände sollten eine Associationsarmee aufstellen, für sich begehrt Friedrich den Titel eines immerwährenden Generallieutenants der Reichstruppen. Er hätte damit eine kaiserähnliche Stellung eingenommen und seinem Staate eine militärische Hegemonie verschafft. Aber solche Pläne ließen sich schon deshalb nicht verwirklichen, weil die deutschen Reichsstände keine Truppen ohne Subsidien stellen konnten: diese hätten sie höchstens von Frankreich bekommen können, welches aber gewiß keinen Bund bezahlte, den es nicht leiten sollte.

1744 Friedrichs Aeußerungen aus dem Anfange des Jahres 1744 machen ganz den Eindruck, als wolle er seine Schilderhebung für den Kaiser aufgeben; in dieser Verstimmung aber erhielt er am 10. Februar aus Holland eine Abschrift des Wormser Vertrages, und nicht minder beunruhigte ihn der am 20. Dezember 1743 zwischen Oestreich und Sachsen geschlossene Traktat, ein nach der Versicherung des Grafen Brühl ganz unschuldiger Vertheidigungsvertrag. Allerdings war in demselben Preußens nicht gedacht, aber wenn sich die Mächte Abwehr und gegenseitigen Beistand auch gegen solche zusicherten, „die zur Zeit nicht im Kriege befindlich seien, sich aber im Laufe desselben einmischen möchten“, so war damit Preußen gemeint und also mittelbar bedroht. Denn Friedrich hatte längst erklärt, in zwei Fällen werde er unweigerlich den Degen ziehen: wenn der von ihm miterwählte Kaiser in seiner Würde verlegt, oder seiner Erblande beraubt würde. Sollte er den Kaiser weiter sinken, sein Wort zum Geißel werden lassen, um dann doch zuletzt die Waffen ergreifen zu müssen, wenn Karl Albrechts Sache schon verloren war? Dann trat der in dem „unschuldigen“ Dezembervertrage vorausgesetzte Fall ein, und der Dresdener Hof durste auf die



Leopold, Fürst von Anhalt-Desau, in älteren Jahren  
Gezeichnet von G. B. Schmidt



Veranlassung erhielt, die seinem Ahn, dem Kurfürsten Friedrich III., ertheilte Lehnswartschaft auf Ostfriesland geltend zu machen. Als das Haus Cirksens mit Karl Eduard ausstarb, ließ der König sofort durch preussische Truppen sich den Besitz sichern. Die Stände huldigten ihm alsbald, und Ostfriesland, das seine alte Verfassung behielt und in ausnahmsweise vermindertem Maße zu den Lasten des preussischen Unterthanenverbandes herangezogen wurde, schloß sich mit besonderer Liebe dem König und dem neuen Vaterlande an.

Als „Beschützer des Kaisers und der deutschen Freiheit“ fiel der König gegen Ende August in Böhmen ein, um es für seinen rechtmäßigen Herrn zurückzuerobern, wie er in einem Manifest behauptete. Vor Prag vereinigten sich seine drei Heeresäulen, und am 17. September ergab es sich nach heftiger Beschussung. Bald eroberte er ganz Böhmen, besetzte die Moldaulinie bis zu den Pfaffen, die nach Regensburg führen. Aber die Franzosen thaten ihre Schuldigkeit nicht und ließen das österreichische Hauptheer unter dem Prinzen Karl und Louis ungehindert über den Rhein ziehen (23. August) und nach Böhmen abmarschieren.

Friedrich, der mit Sicherheit auf schnelle Entscheidung gerechnet, hatte nichts gethan, um durch umfassende Verproviantirungsmaßregeln seine Stellung in Böhmen auf die Dauer haltbar zu machen. Bei der feindseligen Haltung der böhmischen Bauern gegen die „keiserlichen Brandenburger“ machte die Verpflegung der Armee die größten Schwierigkeiten: österreichische Streifpartieen fingen die Zufuhren auf, 20000 Sachsen kamen ihm von Norden her in den Rücken. Da sehnte sich der König nach der erlösenden Schlacht! Aber viermal binnen weniger 1744 Wochen ließ ihn (Oktober—November) Traum vergeblich zum Kampfe anschicken, indem er ihm entweder völlig auswich oder sich ihm in unangreifbaren Positionen gegenüberstellte. So wurde Friedrich genöthigt, in den letzten Tagen des November ganz Böhmen zu räumen, mit beträchtlichem Verluste an Mannschaft und Kriegsmaterial.

Es war unter diesen Verhältnissen von geringer Bedeutung, daß die Oesterreicher unter Batthiany noch einmal München hatten räumen müssen, wo Karl Albrecht am 23. Oktober unter dem Jubel seiner treuen Baiern seinen Einzug hielt, und sich nach so vielem Mißgeschick vor seinem Tode noch an einem letzten Blicke des Glückes zu erfreuen.

Der Mißerfolg wirkte demoralisirend auf Friedrichs junge Armee, deren Bestand durch Krankheit und Desertion ohnehin gelichtet war. Sie war, auf dem vollgültigen Urtheile des Ministers für Schlesien, „nur noch ein Haufen Menschen, bei einander gehalten durch die Gewohnheit und die Autorität der Offiziere, die aber selbst mißvergnügt waren.“ Auch in der Generalität zeigte sich ein Geist kleinlicher Aengstlichkeit; „unsere Reputation“ schreibt der König am 8. Januar 1745 an den Erbprinzen von Dessau, „ist ebenso schnell dahin, wie wir sie gewonnen haben.“ Am demselben Tage schlossen zu Warschau Oesterreich, England, Holland und Sachsen eine Quadrupelallianz; schon verlangte die letztgenannte Macht Theile der preussischen Monarchie als Lohn ihrer Hilfe.



und Maria  
Friedrichs, der  
Leistung sei-  
nemacht, um  
jedem politisch  
ihnen, die er  
Staat noth  
steht.

Preussische Erb-  
e, von dem  
e zweite Schie-  
n eine Episode  
schte sich noch  
er Jahre fort,  
Frankreich und  
t-Neapel das  
re Oesterreich  
stand in Ita-  
d den Nieder-  
kämpften  
berestelte der  
er Engländer  
Tratendenten  
Eliwart bei  
ten 27. Apr.  
das Bestreben  
holen, den ver-  
bagner im ei-  
lande zu be-  
aber nachdem  
d Roucoux  
Nober 1763,  
der Vorschlä-  
gen bis an die  
der General-  
vor. Seine  
indischen Jah-  
le zunehmende  
und der Gegner  
zi beiden Sei-  
riedendwünsche  
n, und wenn  
noch einmal  
sein gewun-  
des mit Rus-



1740

Jugendbildnis Friedrichs des Großen vom Jahr 1740, im Parade-  
kostüm mit Hermelinmantel, schon mit der Bezeichnung „der Große.“

Gemalt vom Hr. Hofmaler Anton Weyne, gestochen vom königlichen Kupferstecher  
G. J. Schmidt.

Friedrichs verbandete England einen letzten Gang wagen, erfolgte doch am 31. April 1763 die  
Landigung dieser Mächte und ein halbes Jahr später der allgemeine Friede zu Aachen.  
erhell zwar die Anerkennung der pragmatischen Sanktion, Maria Theresia mußte

Diese Bestimmungen flohte der König seinen Ministern ein: „deshalb Königin von Ungarn.“ schrieb er. „an diese Frau, die nicht verweilt: Feinde vor Wien standen und ihre blühendsten Provinzen überließ: wollt Ihr nicht den Muth dieser Frau haben?“ Auch verstand es der König dem Heere den Glauben an sich selbst zurückzugeben: bald bewies es wieder besten Willen und war so „brillant“ wie nie zuvor.

1743 Seit dem Frühjahr 1713 bei dem Heere im Lager zu Komorn Friedrich selbst die Last des Oberbefehls, da Schwerin in Folge von Fieber mit dem Erbprinzen von Teslau heimgelehrt, der letztere aber erkrankte. Da der König wieder eine schnelle Entscheidung wünschte, ließ er die Festungen unbesetzt, die Schlesiern sperren, voll Begierde, den Feind, dessen Anführer ihm den vorjährigen Feldzugsplan verdorben hatte, in die schlesische Ebene steigen zu sehen und erreichen zu können.

Es ist bekannt, daß der König bei einer vorläufigen Inspektion des Klosters Kamenz, wo er sein Hauptquartier nehmen wollte, in die äußerste Gefahr geriet, von herumstreichenden Kroaten aufgehoben zu werden. Der Abt Tobias Sturze wußte die Gefahr, ließ den König Mönchsgewand anlegen und hielt die Mönche beim Auskommen, indessen die Kroaten das Kloster durchsuchten.

Endlich nahte der große Tag. Mit unerhörten Anstrengungen hatte sein Heer wieder auf über 100000 Mann gebracht. Selbst die kostbaren Geräthe des Berliner Schlosses waren im geheimen in die Mäuze gebracht. In Schlesien verfügte er über 70000 Mann, nachdem er auch aus Oesterreich die Truppen des Markgrafen Karl von Schwedt an sich gezogen hatte. Oesterreicher und Sachsen hatten sich an der böhmischen Grenze vereinigt und zogen, etwas über 70000 Mann stark, Ende Mai über das Riesengebirge nach Schweidnitz um Niederschlesien zu erobern. Sie erwarteten, daß der König Breslau abmarschieren werde: dieser aber zog dem Feinde nach Striegau gegen und warf sich am 1. Juni bei Tagesanbruch auf die dort kämpfenden Sachsen: die Oesterreicher standen südwestlich davon in Hohenfriedberg. Sie konnten von Friedrichs linkem Flügel nicht gleichzeitig gefaßt werden, und die Brücke über das Striegauer Wasser brach. Die Sachsen waren schon um 11 Uhr geworfen, in dem darauf folgenden Kampf mit den überraschten Oesterreichern gab nach einem heftigen Infanterie- und Artilleriegefecht der Kurfürst von Sachsen Obersten Gessler den Aufschlag. Mit dem Dragonerregiment Bartenstein er 20 Bataillone und erbeutete 66 Fahnen: um 4 Uhr zog Karl von Schwedt westlich ab ins Gebirge, sein Heer hatte 9000 Tode und Verwundete, 10000 fangene verloren, 91 Fahnen und Standarten eingebracht. Unendlich herrschte in Schlesien über den glänzenden Sieg: Friedrich war im Lager. „Gott hat meine Feinde verblendet und mich wunderbar in Schutz genommen.“ sagte er auf der Wallfahrt zu dem französischen Gesandten. Auch seinen Soldaten zollte er den innigsten Dank.

Der Sieg war um so wichtiger, weil um diese Zeit Maria Theresia die Nachwahl ihres Gemahls betreiben ließ. Friedrich, der 1743 1744 mit dem



**Maria Theresia,**

*ehemalige Kaiserin, Königin von Ungarn und Böhmen und Erzherzogin von Oesterreich.*

*Seht Manne Bild von Philipp Anton. Kisten nach dem P. von dem Baron de Mollat.*

„Der Friede ist so gut, wie sicher,“ schrieb Friedrich nach der Schlacht bei Soor. Bis zum 18. Oktober blieb er noch in Böhmen; als seine Vorräthe aufgezehrt waren führte er sein Heer in die Winterquartiere nach Schlesien. Aber er täuschte sich doch über die Wirkung, welche die Nachricht von seinem Siege in Wien ausüben werde. Der mit Sicherheit erwartete Zug des österreichischen Feldherrn hatte die Kaiserkrönung verherrlichen sollen, zu der sich Franz von Lothringen im September nach Frankfurt am Main begab. Jetzt brachte die Unglückskunde aus Böhmen allerdings einen Wistön in den Krönungsspiel des 4. Oktober, aber man empfand dort darum nicht minder lebhaft die Bedeutung des Tages, mit dem der Schwerpunkt der deutschen Dinge wieder nach Warschau verlegt wurde. Maria Theresia blieb kriegerisch; noch für den Winter wurde ein gemeinschaftlicher Angriff der Oesterreicher und Sachsen auf die Mark schlesien geplant; durch den schwedischen Gesandten in Dresden erhielt Friedrich richtiger davon Kenntniß.

Eine russische Note, die am 4. November in Berlin überreicht wurde, erklärte, daß die Kaiserin Elisabeth sich nach Veröffentlichung des Manifestes gegen Sachsen verhalten werde, dem ihr verbündeten Dresdener Hofe die vertragmäßige Hilfe zu leisten.

Die böhmische Armee, mit der sächsischen vereint, sollte theils an der Elbe theils von der Saale aus gerade auf Berlin bringen, während auch schon ein russisches Heer, das sich auf Ostpreußen werfen sollte, bis Riga und Mitau vorgerückt war, und das hannoversche Korps aus seinen Winterquartieren am Rhein nach dem Eichsfeld zurückkehrte, um bei dem großen Kesseltreiben über Halberstadt vorzugehen.

Aber der schöne Plan mißlang, da der König seinen Gegnern zuvorkam. Friedrich begab sich am 15. November wieder von Berlin zum Heere und führte es heraus aus den schlesischen Winterquartieren, überschritt die sächsische Grenze und schlug am 23. November die Vorhut des sächsisch-österreichischen Heeres bei Pennersdorf — unweit Görlitz; — er besetzte die Lausitz; der erkrankte sächsische Hof flüchtete nach Prag. In der That war seine Lage kritisch geworden, denn auch der alte Dessauer setzte sich von Halle aus in Bewegung, um über Leipzig nach Dresden zu marschieren. Er beeilte sich grade nicht, er mußte förmlich mit Gewalt auf die Bahn des Sieges getrieben werden. Aber als er endlich den Feind vor sich hatte, zeigte er sich keines alten Feldherrnruhms werth. Auf dem linken Elbufer bei Kesselsdorf, unweit Dresden, hatte die sächsische Armee, 26000 Mann stark, unter Rutowski eine feste Stellung bezogen, rechts neben ihm stand General Grünne in einer durch Moräste gesicherten, aber auch behinderten Stellung. Am 15. Dezember erfolgte der Angriff des alten Dessauers: durch Schnee und Eis stürmten die preussischen Bataillone einem mörderischen Kugelhagel entgegen die Höhen von Kesselsdorf hinan. Der erste Angriff mißlang, aber nach dreistündigem Ringen war die Schlacht gewonnen. nach einem Verlust von 3000 Todten und 6000 Gefangenen räumte Rutowski die Walstatt. Am 17. begrüßte der König auf dem Schlachtfelde den grenken Sieger und überhäufte ihn mit den schmeichhaftesten, aber wohlverdienten Aussprüchen.



Leopold, Fürst von Anhalt-Desau, in älteren Jahren  
Gemalt von G. H. Schmidt.

Der Sieg von Kesselsdorf war die letzte Heldenthat des alten Feldmarschalls, der über ein halbes Jahrhundert drei Königen ruhmvoll gebient hatte, und als der Organismus der preussischen Armee betrachtet werden muß. Am 9. April 1747 verstarb er nach kurzen Krankenlager im einundsiebzigsten Lebensjahre.

Am 18. Dezember zog Friedrich in Dresden ein, fast selbst erkrankt über sein unerwartetes Glück. Der Feldzug hatte ein Ende, soweit Sachsen und England in Betracht kamen: letztere Macht erklärte der Kaisertochter sogar kein Subsidien mehr zahlen zu wollen, wenn sie jetzt nicht Frieden schloße. Nach einem Winkelzug versuchte die starrsinnige Fürstin; Graf Harrach, ihr Bevollmächtigter, erhielt den Auftrag, in Dresden mit Frankreichs Vertreter Baultenart zu verhandeln und mit Preußen nur abzuschließen, wenn er sich mit jenem nicht verständigen könnte. Da aber die Franzosen ihre Forderungen zu Gunsten des Infanten Philipp immer höher spannten, mußte sich Harrach am 23. Dezember zum Dresdener Frieden fügen. Der König von Preußen bewilligte dieselben Bedingungen, die er vor seinen letzten Siegen gestellt hatte, zufrieden, daß er die Erwerbung des ersten Krieges trotz schwieriger politischer Konstellationen behauptet hatte.

Sachsen mußte eine Million Thaler zahlen. — Zwischen Oesterreich und Preußen war es wesentlich bei den Forderungen des Breslauer Friedens. Preußen erkannte die Kaiserwahl Franz' I. und die böhmische Kurstimme Oesterreichs an. England ward König in Frieden, in den außer Sachsen-Polen auch Hessen-Kassel und Pfalz eingeschlossen wurde.

Am 29. Dezember zog der König unter dem Jubel der Bevölkerung in Berlin ein; wie ihm schon am 15. Juni 1742 in Jauer ein Transpott „Fridorico Magno“ entgegengeleuchtet hatte, so war sein Volk jetzt noch mehr berechtigt, ihn als den „Großen“ zu bewillkommen.

#### 6. Der Aachener Friede. König Friedrichs und Maria Theresias Regierung von 1745—1756.

König Friedrich hatte gehofft, daß sein Doppelfriede mit Sachsen und Oesterreich, indem er die Kriegstheater in Italien und den Niederlanden trennte, eine breite Friedenszone trennte, die erste Staffel zu einem allgemeinen Frieden sein werde. Er hatte sich darin getäuscht und mußte sich darauf beschränken, die österreichischen Politik im Reiche entgegenzuarbeiten, welches genöthigt werden sollte, für die Interessen der Königin von Ungarn einzutreten, weil ihr Gemahl zufällig Kaiser war. Schon dies mußte dazu führen, daß eine bedeutende Spannung zwischen den beiden Mächten fortbauerte. Sie äußerte sich darin, daß man dem Könige, den man auf österreichischer Seite als unzuverlässig und wortbrüchig erkannt zu haben glaubte, wiederholt feindselige Absichten unterstellte, während in Wirklichkeit Maria Theresia nicht aufhörte an die dereinstige Beilegung des ihr widerwärtigen Friedens zu denken. Es bedurfte der ganz



und Wah-  
drucks, da  
kündigt ha-  
kmacht, um  
ebenpolitik  
hen, die er  
Staat noth-  
kelt.

rentliche Erb-  
l. von dem  
zweite Kle-  
t eine Episode  
legte sich noch  
2 Jahre fort,  
konkrete und  
Napoli das  
le Lothreich  
Jand in Ita-  
den Nieder-  
bekämpften.  
erzielte der  
Engländer  
Präsidenten  
Stuart bei  
em (27. Apr.  
als Bestreben  
josen, den ver-  
legner im ei-  
ende zu be-  
der nach dem  
Hancourt  
tober 1740,  
er Warshaw  
sen bis an die  
er General-  
ber. Seine  
pächten Jah-  
l zunchmende  
tag der Geuer  
if beiden Sei-  
iedenswünsche  
, und wenn  
noch einmal  
ein gewann,  
das mit Rus-



1740

Jugendbildnis Friedrichs des Großen vom Jahre 1740, im Parade-  
kostüm mit Hermelinmantel, schon mit der Bezeichnung „der Große.“

Bemalt vom Hr. Hofmaler Antoine Pesne, gestochen vom königlichen Kupferstecher  
G. B. Schmidt

erdrückte verbandete England einen letzten Gang wagen, erfolgte doch am 30. April 1748 1748  
indigung dieser Mächte und ein halbes Jahr später der allgemeine Friede zu Aachen.  
erhielt zwar die Anerkennung der pragmatischen Sanction, Maria Theresia mußte



Franz I. (von Kolbinger), Maria Theresias Gemahl, zum deutschen Kaiser gekrönt 1790.

aber zu ihrem größten Aerger darin willigen, daß ihrem verhaßtesten Gegner Schlesiens und Glatz ausdrücklich garantirt wurde.

Nunmehr begann zwischen Oestreich und Preußen ein friedlicher Handel, indem die Regenten beider Länder wohlthätige Reformen ins Leben riefen. Aber freilich ließen sie sich dabei von verschiedenen Motiven leiten. Was der König von Preußen schuf und wirkte, stand in seiner weit-  
 chergreifenden Absicht die Nation von Unwissenheit zu befreien.



**Maria Theresia,**

kaiserliche Kaiserin, Königin von Ungarn und Böhmen und Erzhersogin von Oesterreich.

Esst Johann Esch von Philipps Sohl. Kitten nach dem Porträtbildnis Martin de Weyland.



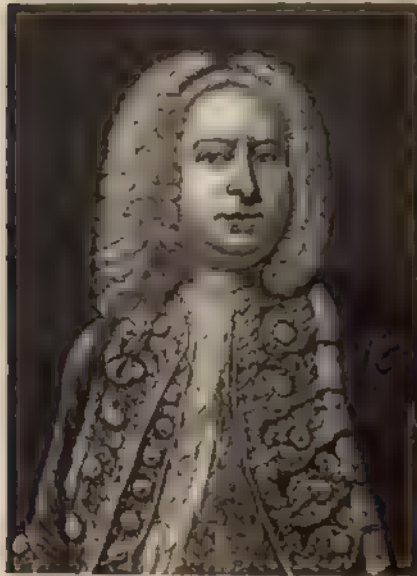
durch die Erhebung und Beförderung der Wohlfahrt ihrer Staaten sich die Mittel zu verschaffen, mit denen sie sich dereinst an die Erwerbung Schlesiens wagen könne.

Wenn Friedrich auch während der Friedenszeit unausgesetzt an der Verstärkung seines Heeres arbeitete, das er bis auf 133,000 Mann brachte, so hatte das eben einen in defensiven Charakter. Denn bei der engen Verbindung zwischen Oesterreich, Rußland und Sachsen, sowie der notorischen Schwäche von Frankreich konnte er kaum zweifeln, daß es sich einmal gelten würde, Preußens Großmachtsstellung zu verteidigen.

Was beide Regenten für ihre Staaten gethan, gehört mehr der preussischen und österreichischen Spezialgeschichte an, nur ein Punkt verdient besonders hervorgehoben zu werden, weil in ihm einer der Hauptunterschiede der beiden rivalisirenden Großmächte liegt. Maria Theresia, als persönlich frommgläubige Tochter Roms, kann sich selbst in ihrer Zeit, deren Geist auf die Beseitigung aller religiösen Differenzen gerichtet ist, nicht zu den Grundtatsachen der unbedingten Toleranz emporschwingen. Im Gegentheil: sie ist eubort auf dem Wege der Fortschritte fortgeschritten und hat sich nicht gescheut, gegen die Evangelischen in schroffster Weise vorzugehen oder ein solches Vorgehen zu gestatten. Im König von Preußen dagegen, sich den Anschauungen der Philosophen des Jahrhunderts anschließend, machte die religiöse Toleranz zum Grundprinzip seines Staates, und so behielt nach wie vor das österreichische Wesen geistige Anekdoten, das preussische geistige Freiheit. Wie anders als einst der Kaiserburger verfuhr der König in dieser Hinsicht in den neu gewonnenen Schleißen, wo die katholische Geistlichkeit bei seinem ersten Mahen die Macht ergriffen hatte! Die römische Kirche belieh der Sieger im Besitz fast des gesamten Grundbesitzes, und abgesehen davon, daß er die Zahl der katholischen Feiertage beschränkte, wachte er sich keinen Eingriff in den Auktus. „Uebrigens“, so lautet ein volkstümliches Sprichwort, „erprobte sich an Schlesien wieder so recht jene Anziehungskraft und Anziehungskraft, welche der preussische Staat nachmals wiederholt in deutschen, wie halbböhmischen Gebieten bewiesen hat. Die frischen Kräfte der modernen Welt hielten ihren Einzug in die verödeten, unter ständischem und geistlichem Trude niedergehaltene Provinz; das monarchische Beamtenwesen verdrängte die Adelsheerrichtung, das strenge Recht den Nepotismus, die Markfreiheit den Gewissenszwang, das deutsche Schulwesen den tiefen Erbeschaft der Bildung“

An allen Reformen aber, welche diese Friedenszeit aufzuweisen hat, ist dem Könige der allerpersönlichste Antheil zuzusprechen. Selbstherrlicher, wie nur je ein Fürst, erstreckte seine Thätigkeit, ebensoviel anordnend, wie kontrollierend auf alle Zweige der Verwaltung, nicht nur durch die sorgfältigste Theilnahme ward er in den Stand gesetzt, die Anforderungen zu erfüllen, die er an sich stellen zu müssen glaubte. Denn den Grundgedanken „Antimachavell“, daß der Herrscher der Diener des Staates sein müsse, suchte er tatkräftig durchzuführen. Man würde nur ein sehr unvollkommenes Bild von dem Manne geben, nach dem seine Zeit genannt wurde, wollte man nicht wenigstens einen Blick auf die landwirthschaftliche Thätigkeit werfen. Durchgreifende Reformen in administrativer, bürgerlicher oder sozialer Richtung vorzunehmen war Friedrichs Absicht nicht. So betraf das Generaldirektorium in seiner Stellung als oberste Verwaltungsbehörde, den Adel und die höheren Beamten- und Offiziersstellen: den Bauernstand zu emancipiren lag ihm nicht fern, aber bei der Abneigung, welche der Adel gegen jede Lockerung des Herrschaftsverhältnisses bezugte, mußte er sich darauf beschränken, auf den königlichen Domänen die Frohnlasten der Bauern zu erleichtern. Bei einem Staate, der gewachsen war, seine Großmachtsstellung durch ein unverhältnismäßig zahlreiches Heer zu sichern, kann es wesentlich darauf an, die Hülfquellen des Staates zu vermehren und die Leistungsfähigkeit zu steigern, ohne doch durch übermäßige Inanspruchnahme der

Steuereinkraft den Fortschritten des Wohlstandes ein Ziel zu setzen. Als die Einkünfte des Landes zu nehmen, betrachtete er, wie sein Vater, umfassende Maßnahmen dahin gehört u. a. die Trockenlegung des Ederbruches. Daneben suchte er die Förderung der einheimischen Industrie zu verhindern, daß allzuviel ausländisches Gut ins Land ging: er rief geschickte Arbeiter ins Land, legte sowohl Kattun- als auch den Betrieb neuer Industriezweige wie der Nadelherstellung, Baumwollenspinnen- und Papiersfabrikation beförderte. Trotz der Nachteile, die solch Fremdenverkehr mit sich bringt, erreichte er seinen Zweck. In dem Pfälzischen Kanal, der 1791 zum zweiten schlesischen Kriege angelegt wurde, kam jetzt noch der Jansowkanal hinzu.



Samuel von Cocceji, Friedrich des Großen Justizminister und Großkanzler, Urheber des Cobenzler Friedens und des Plans zum allgemeinen Landrechte.

Werkstein von Land in Augsburg.

Er starb als Großkanzler 1755. Der König überwachte mit größter Strenge die Leitung der Rechtsprechung und nahm sich vor, sich von jeder Vermischung fern zu halten dem berühmtesten Falle, in dem er von diesem Grundsatz abgewichen ist, dem Nachschon Prozeß, hat er sich durch allzu eifrige Parteinahme für den nach seiner Meinung gekränkten Kläger zu einem bedauerlichen Mißgeschick verurteilt lassen.

Bedauerlich bleibt, daß der König, welcher seinem landesväterlichen Willen nach starker Fortbildner der altpreussischen Tradition zu betrachten ist und in seinem nationalen Großmut (auch, seinem Entwicklungsstande und seiner geistigen Reife) sich regenden Geistleben des deutschen Volkes fern bleiben mußte. Während dem Genius Rostocks zuzuschauen und über den 1717 erschienenen *Nachschon* in sich selbst geriet, verschwendete der König seine Günst an den ebenso ungenügenden, wie das Volk. Er bedurfte des Fremdlinges zur geistlichen Durchsicht seiner *Landrechte* — aus dieser Zeit stammt das auch wissenschaftlich bedeutende Werk *Über die*

1752 hatten sich die Staatseinkünfte auf zwölf Millionen jährlich gehoben und die Kriegsschaz war wieder aufgefüllt worden.

Die wichtigste Reform aber, die in dem bezeichneten Zeitraum vor sich in der völligen Umgestaltung des Reichsrechts stand. Der König erhielt dann 1752 das der Kurmark zustehende Recht, in den Entscheidungen ihrer Gerichte die Reichsgerichte appelliert werden zu lassen. Kaiserliches Patent vom 11. Mai 1752, das das ganze Königreich aufgedehnt wurde. Vorher hatte der König März, der nun Minister Cocceji beauftragt, den Reichsgerichten vorzuschlagen einzutreten. Die Verordnung wurde zuerst in Pommern, sich dort bewährt hatte, auch in den anderen Provinzen eingeführt. Die Hauptveränderungen der „Codex Fredericianus“ 1752 bestand darin, daß die Rechtsprechung in die gebildeten Juristen übertrug, fahnen vereinfacht, die Verfahren vereinfacht. Auch entwarf Cocceji den Plan eines allgemeinen preussischen Pandekten war ihm nicht vergangen das Werk das



ft" —: die Freunde, wie die zu früh gestorbenen Kestnerling, Jordan, Tuhau, die er ihm nicht erliegen. Auch die Madame der Wissenschaften trug einen überwiegend politischen Charakter. Dagegen bewies der König in den historischen Werken, mit denen er Anlage er seine Ruhe suchte, wahrhaft deutsche Offenheit und Wahrhaftigkeit. So mußte der König bekennen, für Preußen und Deutschland die Thaten zu vollbringen, an denen das Nationalbewußtsein stärken, der Nationalgeist emporranken konnte. Nicht gar fern war Zeit, wo die preussische Heer sein Lob idnen und die deutsche Junge aller Welt vorrühmen, daß die Nation ihren Helden gefunden habe.

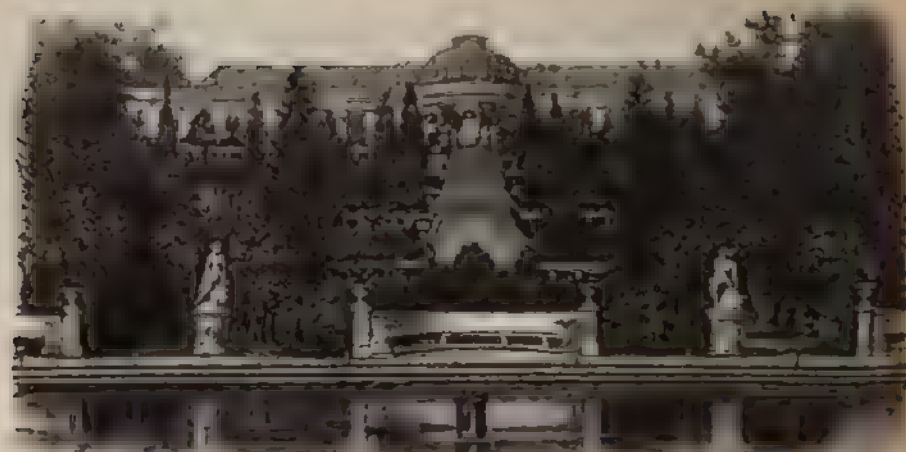
Um diese Zeit auch erbaute sich Friedrich in der Nähe Potsdams seinen berühmten Jagd Sandfouci, der fortan eng mit seinem Namen verbunden bleiben sollte. Nach des Königs eigenen Angaben wurde der Plan von dem talentvollen Knobelsdorf, Friedrichs Baumeister, entworfen; 1745 wurde der Grundstein gelegt und bald erhob sich das



Der König mit dem Baumeister von Knobelsdorf auf der Höhe von Sandfouci den Bauplan prüfend.

Herzogin (aus dem Werke Sr. K. G. des Kronprinzen) im Holzschnittmuseum zu Montblou.

Die Herceidhofen auf den mächtigen Terrassen, zu denen der Abhang des königlichen Jagd umgestaltet wurde. Hier ruhte fortan Friedrich von seinen Kriegszügen, hier saßte er zu neuen Ringen, von hier aus gingen die lebenden Strahlen durch den Körper der glorreichen Monarchie.



Schloß Versailles, Terralle. Nach der Natur.

### 7. Die Vorgeschichte des dritten schlesischen (siebenjährigen) Krieges.

Von welchen Gesinnungen und Wünschen Maria Theresia nach dem Abschluß des Dresdener Friedens befeelt war, zeigt am deutlichsten ein Punct, <sup>1746</sup> das sie am 2. Juni 1746 zu Petersburg mit der Kaiserin Elisabeth, der sittenlosen Tochter Peters des Großen, abschließen ließ. Denn obwohl der Arm nach nur eine Erneuerung der Allianz vom Jahre 1726 und dem Verträge nach nur auf Vertheidigung zielend, richtete sich ein geheimer Artikel gegen Friedrich und seine Ertrungenschaften. Falls der König nämlich Oestreich Rußland oder Sachsen Polen angriffe, sollte die Dresdener Verzichtleistung auf Schlesien ungiltig und Maria Theresia berechtigt sein, den Beistand eines ansehnlichen Heeres und der russischen Flotte zu verlangen. Man brauchte den König nur zum Kriege mit Rußland zu reizen, und Maria Theresia war auf allerley recht zweideutige Weise ihrer Fesseln ledig geworden. Aber die Kaiserin mußten mit Rücksicht auf den Verlauf des Krieges mit Frankreich ihren Aue-eifer zügeln. Nachdem aber erst einmal der Rachen Friede geschlossen war, hing die Wiedereröffnung des Kampfes um Schlesien davon ab, ob die Verständigung zwischen Frankreich und England eine dauernde sein werde oder nicht. Denn ohne Bundesgenossen konnte Maria Theresia einen Angriffskrieg gegen Preußen nicht unternehmen, und für jetzt hatten jene beiden Mächte den Beistand Friedrichs garantirt. Ueberdies war Maria Theresia zweifelhaft geworden, ob sie nicht überhaupt ihr politisches System ändern, das englische Bünd- <sup>1749</sup> mit einem französischen vertauschen solle. Im Frühjahr 1749 wurde darüber in Wien ernstlich verhandelt: Kaiser Franz war dafür, im Bunde mit den Seemächten und Rußland sich in das Geschehene zu fügen und den Frieden, wie er nun einmal bestand, zu beobachten, seine Gemahlin aber zeigte sich da

entgegengeletzten Ansicht zu, welche ihr jüngster Konferenzminister Graf Kaunitz trieb. Er hielt es für das dringendste Bedürfnis, Schlesien zurückzuerobern und empfahl die Allianz mit Frankreich, um Friedrich seines einzigen Bundesgenossen zu berauben. Noch drang er nicht durch, aber als Gesandter in Paris (1751--1753) konnte er an der Annäherung beider Mächte arbeiten und zum Ende führen, als die österreichisch-englischen Beziehungen sich gelockert hatten.

Das englisch-österreichische Bündniß beruhte keineswegs auf einer dauernden Gemeinschaft ihrer Interessen: die Verschiedenartigkeit derselben zeigte sich sehr bald auf politischem wie religiösem Gebiet. Bei der Verwaltung ihrer Niederlande wollte sich Maria Theresia von England weder militärisch noch finanziell Vorschriften machen lassen, dagegen behaupteten die Engländer, die Niederlande seien von den Seemächten für das Haus Oesterreich erobert worden, welchem man die Sorge für diese wichtige Vormanier gegen Frankreich zu Last abzurufen überlassen dürfe.

Die österreichische Regierung zahlte den Holländern die Gelder nicht, welche diese nach dem Barrieretraktat zur Erhaltung der gegen Frankreich gerichteten Festungen zu fordern hatten, hielt nicht die vertragsmäßig festgesetzte Truppenzahl in den Niederlanden, und benutzte durch einen neuen Tarif den Vertrieb englischer Manufakturwaren.

Das bündnisgenossenschaftliche Gefühl konnte auch wahrlich nicht gestärkt werden, wenn die Gesandten Hannovers neben denen Preussens auf dem Regensburger Reichstage (Dezember 1754) sehr energisch dafür eintraten, daß der evangelische Glaubensstand in 1734 Hesse-Kassel, wo der Erbprinz katholisch geworden war, von Seiten des Reiches gesichert werde. Obendrein mischte sich Georg II. auch in innere österreichische Angelegenheiten, indem er für die bedrängten Protestanten in den Erblanden das Recht der Auswanderung in Anspruch nahm.

Freilich blieb England für jetzt noch mit Oesterreich geknüpft, welches bereit war, im Fall eines Krieges Hannover zu beden: es war auch ganz im Sinne dieses bündnisgenossenschaftlichen Verhältnisses, wenn der englische Gesandte Sir Hanbury Williams im Sommer 1755 nach Rußland ging, um dort einen Subsidienvertrag zu schließen, der seine Hilfe gegen Frankreich lehnte. Schon begann man in England zu merken, daß Kaunitz die heimliche Hilfe mehr gegen Preußen als gegen Frankreich ausnützen wollte, da trat ein Ereigniß ein, welches die gesamte politische Konstellation der alten Welt veränderte. Der unvermeidliche Kampf in den amerikanischen Kolonien, lange künstlich hingezögert, brach zwischen England und Frankreich aus: die öffentliche Meinung zwang den englischen König ihn zu eröffnen. Und jetzt, wo er alle Kraft gegen Frankreich brachte, sollte Georg auch noch mit Preußen anbinden, das ihn nicht im geringsten bedrohte? Und ohne diese neue Last war von Oesterreich nichts zu erwarten? Georg beantwortete Kaunitz' Rathschläge nicht mehr, seine Beziehungen zu Oesterreich erlittenen.

Die Streitigkeiten, welche in Nordamerika zwischen den Engländern und Franzosen über die Grenzen ihrer Besitzungen ausgebrochen waren, hatten bereits im Juli 1754 zu einem blutigen Zusammenstoß geführt; es handelte sich darum, welche der beiden Mächte jenseits des Ozeans die Hegemonie besitzen sollte. Verhandlungen führten zu keinem Ziel, im Frühjahr 1755 griff ein englisches Geschwader eine französische Flotte an, die Verproviantungen nach Amerika bringen sollte. Gleichzeitig warfen sich in allen Meeren englische Rauber auf die französischen Handelsschiffe.

Kaunitz' Entschluß war gefaßt; er hatte den Plan, sich mit Frankreich zu verständigen wie aufgegeben, vielleicht gewährte diese Macht, was England verlangte. Das Unternehmen schien fast unausführbar. War es schon schwierig,

nach langer systematischer Belämpfung der Bourbons plötzlich gemeinsame Interessen ausfindig zu machen, so schien es doch noch schwerer, Frankreich zur Aufgabe des Bündnisses mit Preußen, ja zur Aktion gegen dasselbe zu bewegen. Indessen hatte doch Kaunitz auch mancherlei zu bieten; für Ludwigs XV. Schwiegersohn, den Infanten Don Philipp, bot man statt seines kleinen italienischen Fürstenthumes die Niederlande, auf deren Besitz Oestreich keinen großen Werth mehr legte; für den Prinzen Conti, des Königs Vertrauten, die Krone Polens, wo sich Frankreich von jeher gern eingenistet hätte. Dazu kam die Gemeinsamkeit der katholischen Interessen gegenüber dem protestantischen England und Preußen, und auch der Eitelkeit Ludwigs mußte es schmeicheln, wenn ihn der Kaiserhof, der seine Einmischung in deutsche Angelegenheiten bekämpft hatte, jetzt förmlich dazu einlud. — Endlich rechnete Kaunitz auf den Einfluß der Pompadour, welche bei dem Könige jedes für Frankreich noch so nachtheilige Bündniß durchzusetzen vermochte.

So völlig unerwartet kam dem französischen Hofe die Annäherung Oestreichs, daß die französischen Staatsmänner nach den ersten Besprechungen zwischen Starheimberg und Bernis argwöhnten, Oestreich wolle nur eine PreSSION auf England ausüben und von diesem größere Hilfs Gelder erzwingen. Aber so angenehm die östreichischen Anträge auch waren, erreichte Kaunitz in der Hauptsache zuvörderst nichts: die französische Regierung wollte nicht glauben, daß sich Friedrich mit England verbünden wolle, und hielt ihrerseits an dem preussischen Bündniß fest. Kaunitz kam erst zum Ziel, als der König von Preußen jene politische Schwelung gemacht hatte, welche man in Frankreich für unmöglich hielt. Man nahm hier eine neue Sendung — des Duc de Rivernois — in Aussicht, der um Friedrichs Hilfe in dem Kampfe gegen England werden sollte.

Was den König von Preußen betrifft, so war er zu der Zeit, als Oestreich Intriguen bereits im Gange waren, sehr friedlich gesinnt, wie aus seinem „politischen Testament“ (von 1752) hervorgeht. Er bezeichnet es als sein politisches System den Frieden zu erhalten, so lange es mit der Ehre seines Staates vereinbar sei. Er war zwar seit 1751 aufs neue mit Frankreich verbunden, hatte aber schon im Jahre 1755 dem französischen Gesandten de La Touche deutlich zu verstehen gegeben, er werde sich zu einem Angriff auf England, speziell auf Hannover nicht gebrauchen lassen. Es war nicht seine Meinung das Kriegsgetümmel in die Nachbarschaft seiner rheinischen und westfälischen Besitzungen zu ziehen, außerdem verletzten die Anträge des französischen Gesandten sein Selbstgefühl.

Nun bot ihm Georg II., dem es wesentlich darauf ankam, Hannover zu schützen die Hand, da, wie bemerkt, sein Verhältniß zu Oestreich erkaltet war. Nun war Georg und sein Ministerium in arger Verlegenheit wegen des russischen Subsidienvertrages, den Haubury Williams vermittelt hatte, um die Russen ebenso wol gegen Preußen, wie gegen Frankreich zu gebrauchen. Das Parlament, — denn das englische Volk war jeder Feindseligkeit gegen Friedrich abhold, da man bewunderte — genehmigte den Vertrag erst, nachdem die Regierung erklärt



kannte, man habe ihn Preußen mitgetheilt, welches sich dadurch nicht bedroht fühlte. Das war auch wirklich der Fall; die Verständigung war damit angeknüpft und am 16. Januar wurde in London der sogenannte Neutralitäts-<sup>1756</sup>vertrag von Westminster unterzeichnet. England willigte ein, keinen Einbruch der Russen in Deutschland zu dulden, Friedrich jagte in Bezug auf die Franzosen das gleiche zu. Friedrich leistete damit dem König von England einen großen Dienst, denn dieser war nun aller Sorge um Hannover ledig; dagegen setzte sich sehr, inwiefern die Annäherung an England ein erträgliches Verhältniß zwischen Preußen und Frankreich gestattete. Denn so wenig Friedrich den Franzosen den Krieg in deutschen Landen erlauben wollte, dachte er keineswegs daran sein Bündniß mit Frankreich aufzugeben. Er behandelte daher den Duc de Mairnois, als er im Januar 1756 nach Berlin kam, mit größter Aufmerksamkeit und gab ihm genaueste Kenntniß von dem Neutralitätsvertrag, um des Mißtrauens zu beseitigen. Der französischen Regierung war der Vertrag sehr angenehm, aber sie bezeugte auch keine Entrüstung, ja es wurde das Fortdauern einer preussischen Allianz trotz des Neutralitätsvertrages in Aussicht genommen.

Dies hintertrieb Kaunitz, welcher jetzt fürchtete isolirt zu werden, wenn er nicht Frankreichs versicherte. Ludwig XV. hätte sich in ein Bündniß gegen Preußen speciell nicht eingelassen, wol aber ging er auf ein solches ein, bei dem die Hilfe gegen England fand. Er war bereit, Preußen fallen zu lassen, wenn Frankreich England aufgab.

Zu gleicher Zeit, wo sich in Versailles der Abschluß vorbereitete, erklärte auch die russische Kaiserin, im höchsten Grade aufgebracht über den Neutralitätsvertrag, welcher dem Subsidientraktat zuwiderlaufe, dem österreichischen Gesandten Kherhazy, sie habe keinen sehnlicheren Wunsch, als sich mit der Kaiserin-Katharina zu einem Angriffsbündniß zu vereinigen. Nur mit Rücksicht auf die bestehende Verhandlung in Versailles wurde das Bündniß noch nicht geschlossen. In Versailles war eigentlich die Mehrzahl der Minister für Friedrich, aber durch geschickte Benutzung des Einflusses der Pompadour gelangte Kaunitz doch zu seinem Ziel. Nachdem am 19. April 1756 die Allianz mit Oesterreich in einem<sup>1756</sup> Geheimtraktat im Prinzip angenommen war, erfolgte der Abschluß am 1. Mai in Fontenoy bei Versailles, am 28. Mai wurden die Ratifikationen ausgetauscht, weil Kaiser Franz gegen einen so unnatürlichen Bund protestirt hatte.

Die öffentlichen Vertragsartikel handelten nur von einem Neutralitätsvertrag und einer defensiven Allianz; auch in den geheimen Artikeln, die lange unbekannt geblieben sind, ist das eigentliche Ziel der Verträge nicht scharf präzisirt. Daß Maria Theresia die Pompadour durch einen eigenhändigen Brief gewonnen habe, ist eine haltlose Tradition. Auch die Geschenke an sie waren nicht allzu bedeutend. Daß schließlich doch nur politische Erwägungen den Ausschlag gaben, ergibt sich aus der vorhergehenden Darstellung.

Die Verträge, so unverfänglich sie lauteten, erregten doch allenthalben das größte Aufsehen, da sie eine vollständige Veränderung der europäischen Politik deuteten. Von österreichischer Seite erwartete denn auch namentlich England nichts

Gutes, glaubte aber immer noch auf Rußland zählen zu dürfen, dessen Kaiserin doch fast österreichischer Gesinnung war, als Maria Theresia selbst.

In den nächsten Monaten wurden in geheimen Verhandlungen zwischen Oesterreich, Frankreich und Rußland die Einzelheiten der großen Aktion festgesetzt, die man in das Werk setzen wollte. Auch Frankreich erklärte sich endlich bereit, direkt gegen den König von Preußen eine Armee aufzustellen. Eine förmliche Theilung der preussischen Monarchie unter die drei Mächte und ihre eventuellen Bundesgenossen wurde in Aussicht genommen; nach dem russischen Entwurf sollte Schweden Pommern, Polen Preußen erhalten; für Sachsen ward Magdeburg, für den Kurfürsten von der Pfalz Rieve-Marl bestimmt. Der König von Preußen würde ein sehr schwacher Kurfürst von Brandenburg geworden sein. Cassa hatte freilich sich noch nicht zu äußern gewagt und war daher mit den geheimen Plänen nicht bekannt gemacht worden, aber es konnte kein Zweifel sein, daß es gegebenen Falls den Verbündeten beitreten werde. Nach Kaunigs Plan sollte Rußland zuerst losbrechen, Oesterreich folgen, so daß König Friedrich zwischen zwei Feinde gerieth.

Schon hörte man aber auch von preussischen Rüstungen und mit weißer Vorrichtung rieth der russische Kanzler Bestuschew, ein russisches Heer nach Schlesien einzürücken zu lassen. Zum Glück für den König von Preußen beging jetzt die österreichische Staatskunst einen verhängnißvollen Fehler: sie hielt die rechte Zeit noch nicht für gekommen und versäumte sie damit.

Friedrich war über die Absichten seiner Gegner vollkommen unterrichtet; kannte er ihre Vereinbarungen und Pläne auch nicht im einzelnen, so konnte er über die feindseligen Gesinnungen der drei Höfe nicht zweifelhaft sein. Er that, was er konnte: versicherte sich der Freundschaft Englands, das auch ihn um so nothwendiger brauchte, je weiter die Absichten der Gegner gingen, und vermehrte sein Heer, indem er die Regimenter verstärkte.

Man hat lange Zeit den Informationen, welche Friedrich durch zwei erkaufte Glanz, den sächsischen Kanzlisten Mangel und den österreichischen Gesandtschaftssekretär Weingarten, über die Absichten der verbündeten Kabinette empfing, allzu viel Wichtigkeit beigelegt. Diese Nachrichten waren freilich authentisch, aber abgerissen. Weit mehr wirkte der König aus den Gesandtschaftsberichten. Vertrauliche Schreiben des Großfürsten Peter bestätigten den Ernst der Situation und brachten die erwünschte Kunde, daß Rußland erst im Frühling 1757 losbrechen könne.

Auf den Rath des englischen Diplomaten Mitchell, der das volle Vertrauen seines Hofes besaß und für Friedrich Bewunderung hegte, entschloß sich der König, trotz der beunruhigendsten Wahrnehmungen, nicht unmittelbar mit Oesterreich zu brechen, sondern bei Maria Theresia mit diplomatischer Höflichkeit anzufragen, ob ihre Truppenzusammenziehungen in Böhmen und Mähren den Zweck hätten, ihn anzugreifen. Am 26. Juli gab die Kaiserin dem preussischen Gesandten eine nichtsagende Antwort, deren Wortlaut sie mit Kaunig feingestellt hatte. Auf eine zweite Anfrage „ob die Königin beabsichtige, Preußen im laufenden oder nächsten Jahre anzugreifen,“ gab Kaunig eine arseweichende Antwort. Friedrich war nicht gewillt der Kaiserin Zeit zur Ausführung ihrer verderblichen Absichten zu lassen; sowie der Courier aus Wien eintraf, gab er den an der Elbe und Saale, den in der Mark versammelten Regimentern den Marschbefehl.





„Es lebe der König von Preußen.“

Engraving of a scene from the year 1756, one of the most terrible scenes of the war. It depicts a scene of violence and chaos. In the center, a man in a dark coat and hat is being attacked by several other men. One man is holding a sword high, ready to strike. To the left, a man is crouching on the ground, possibly injured or dead. In the background, there are more figures, some on horseback, and a building that appears to be on fire or in flames. The scene is set outdoors, with trees and a fence visible in the distance. The overall atmosphere is one of brutality and conflict.

## 8. Der Einfall in Sachsen. Die beiden ersten Kriegsjahre 1756 und 1757.

Was den König in seinem Entschlusse bekräftigte, war die Gewissheit, daß Graf Brühl, der allmächtige Minister Sachsens ihm allenthalben entgegen-  
te und dieser Staat bei längerem Zuwarten die Zahl seiner Gegner ver-  
mehrt wurde. Das wollte er durch die schnelle Besetzung Sachsens zunächst  
bekommen, dann aber auch seine Gegner zur Vernunft bringen, indem er ihren  
Ansprüchen zuvorkam. Wohl konnte er durch sein Vordringen die noch nicht  
gefaßten Entschlüsse der Gegner zerlegen, aber er konnte sie auch zerstreuen.  
Am 28. August 1756, nachdem er in letzter Stunde dem Grafen Brühl angezeigt  
hatte, er müsse ein Heercorps durch Sachsen marschieren lassen, brach er mit  
einem Mann und über 200 Geschützen nach der sächsischen Grenze auf: Schlesien  
er durch Schwerin kühnlich gehindert. Gleichzeitig ließ der König noch ein  
Heer in Polen um Einkünfte ersuchen: eine bekräftigende Antwort hatte ihn  
nicht die Waffen niederlegen lassen. Kaumig betrieb sich auf die letzten abge-  
schlossenen Entschlüsse. Das Thor des Krieges war geöffnet. Daß es einen sehr  
schweren Kampf gälte, hatte der König schon vorausgesetzt, als er sich zur Armee



Heinrich, Graf von Brühl, sächs. Premierminister August III., Kurfürsten von Sachsen und Herzog von Pommern.  
 Kupferstichbildnis von W. G. Schmidt.

legt, aber auch wenn Friedrich all die Schrecknisse vorausgesehen hätte, mit dem ein siebenjähriger Krieg ihn und sein Land an den Rand des Verderbens brachte, würde er gezögert haben, das Schwert zu ergreifen?

Zu spät sah Brühl ein, daß sich militärisch sichern muß, wer auf dem Felde der großen Politik intriguiere will. Bald war das ganze Land, dessen Herrscher der Bund mit dem Könige zuruckwies und sich auf den Königthum flüchtete, in Friedrichs Hand: zwar gelang es nicht, die Armeen gefangen zu nehmen, doch wurde sie in einem festen Lager bei Pirna eingeschlossen, und wenn nicht bald nachtheiliger Entsatz kam, mußte das Herbstwetter und der Mangel an Lebensmitteln sie bald zur Kapitulation zwingen.

Die Einnahme des Landes setzte Friedrich in den Stand, aus den Papieren des sächsischen Archivs die vollständigen Beweise für die Absichten seiner Gegner zu seiner Nachfolge zu veröffentlichen.

Auch die Oesterreicher waren überrascht, traf doch die Nachricht von Friedrichs Einfall das kaiserliche Paar an der mährisch-ungarischen Grenze: außerdem hatte man in Wien erwartet, das sächsische Heer würde sich nach Böhmen zurückziehen, nun mußte man dies Land beden, das zwei preussische Korps von Schlesien bedrohten, und außerdem auf die Rettung der Sachsen bedacht sein.

Obgleichwol brach der österreichische Feldmarschall Browne mit 32000 Mann um die Sachsen zu erlösen. Friedrich theilte sein Heer und traf bei Lobositz am 3. September auf den Feind. Zum Glück konnte Browne in dem gebirgigen Terrain seine numerische Ueberlegenheit nicht zur Geltung bringen, als am Morgen des 1. Oktober bei starkem Nebel die Schlacht eröffnet wurde. Denn die Oesterreicher bewiesen eine solche Tapferkeit, daß Friedrich seine Feinde von Kollern und Zor kaum wieder erkannte. Nach hartem, siebenständigem Ringen brach Browne den Kampf auf, und die Preußen konnten sich insofern den Sieg streichen, als Browne gehindert war, das Lager bei Pirna rechtzeitig zu erreichen. Er gab zwar den Plan nicht auf und kam auf dem rechten Elbufer am 1. des Lichtwald bei Schandau, die Sachsen überschritten die Elbe, sahen aber am Fuße des Liliensteins von neuem eingeschlossen. Die von Hunger und Kälte erschöpften Soldaten waren zu weiterem Widerstande bereit, aber ihre Artillerie ersparten ihnen das nutzlose Beginnen, zumal es an Pulver fehlte. So kam am 15. Oktober die Kapitulation von Pirna zu stande, durch welche der Rest der Armee kriegsgefangen wurde. Friedrich reichte die gemeinen Soldaten nach seinen Regimentern ein, theils nahm er sie in ihren alten Regimenten verbunden in seine Armee auf, was ihm nachmals schlimme Früchte brachte. Der sächsische Hof ging nach Warschau, Friedrich nahm in Sachsen seine Winterquartiere und das Land mußte die ganzen Leiden einer feindlichen Okkupation empfinden. Aber der Ausgang seines Unternehmens befriedigte den König nicht ganz, die Hartnäckigkeit der Sachsen verdarb ihm den ganzen Feldzugsplan, dessen er ursprünglich gleich im Jahre 1756 in Böhmen den entscheidenden Schlag fassen wollte.

Was zum Frühling des nächsten Jahres blieb der König unbehelligt, da es

zwischen seinen Gegnern trotz aller Verträge an Einmüthigkeit fehlte. Zwar wurde zwischen der Zarin und Maria Theresia ein Waffenbündniß geschlossen, aber theils erhoben sich Differenzen über die Vortheile, die Rußland zugesichert werden sollten, theils besaß der König an dem Großfürsten-Thronfolger Peter und seiner Gemahlin Katharina zwei geheime Verbündete, die auf die Operationen einen lähmenden Einfluß übten. Im März gesellte sich den Gegnern des Königs Schweden zu, das sich Pommern nicht entgehen lassen wollte. Schon 1757 vorher (am 17. Januar 1757) war in Regensburg mit 60 gegen 39 Stimmen der Reichskrieg gegen Friedrich beschlossen worden: auch die Reichsacht wurde angedroht, ist aber nie förmlich verkündigt worden.

Hannover, Hessen-Kassel, Braunschweig-Wolfenbüttel, Koburg-Gotha und Lippeschauenburg protestirten gegen den Reichskrieg und nahmen englischen Sold, der größte Theil der Reichsstände ließ sich aber von Frankreich bezahlen und hat nicht geringe Summen von dieser Macht bezogen.

Vor der Kriegsmacht des Reiches hatte nun Friedrich wol so große Angst nicht, aber seine Lage verschlimmerte sich, als endlich zwischen Oestreich und Frankreich die definitive Verständigung erfolgte. Nun erst (1. Mai 1757) einigte man sich über alle Einzelheiten der Auftheilung der zu erwartenden Beute: Frankreich übernahm den größten Theil der militärischen Leistungen (über 100,000 Mann neben 80,000 Oestreichern), eine enorme Subsidienlast, und stellte seine eigenen Vortheile geduldig in die zweite Linie. Deutschland sollte jenseits des Rheins preisgegeben, diesseit desselben durch die Zerstückelung Preußens unschädlich gemacht werden: die katholischen Mächte wollten den protestantischen Geseze diktiert. Daß Frankreich dabei eine bedrohliche Uebermacht erlangen konnte, ahnte wol der 16 jährige Erzherzog Joseph, aber Maria Theresia in blindem Haffe überjah es. Grade in Rücksicht auf jenen Vertrag vom 1. Mai wurde Friedrichs Kampf ein Rettungskampf für Deutschland.

Friedrich hatte seinen Feinden gegenüber auf keinen Bundesgenossen zu rechnen, auch auf England nicht, so lange Georg II. zwischen englischen und hannöverschen Interessen unterschied: konnte er sein geliebtes Hannover vor den Franzosen schützen, so war er bereit still zu sitzen: glücklicherweise waren die Bedingungen, die ihm Kaunitz stellte, zu demüthigend, und so entschloß sich Georg endlich, zur Sicherung Hannovers eine Armee aufzustellen, die wenigstens einen Theil der Feinde von Friedrich ablenken mußte. Leider wurde der Oberbefehl dieser Truppen, — mit Friedrichs Bewilligung — dem unfähigen Herzog von Cumberland anvertraut.

Daß der König von Preußen sich über seine Situation keine Illusionen machte, lehrt jene Instruktion an den Grafen Finkenstein, die er schon am 10. Januar 1757 erließ, ehe er sich zur Armee begab.

Es genügt, folgenden Satz hervorzuheben: „Wenn mir ein solches Unglück begegnet (Gefangennahme), so will ich mich für den Staat opfern, und man soll alsdann meinen Bruder Gehorsam leisten, welchen sowie die Minister und Generale ich mit ihrem Kopf dafür verantwortlich mache, daß man für meine Befreiung weder eine Provinz noch ein

Leopold hatte, daß man vielmehr den Kampf fortsetze und alle Vortheile benutze, ganz so, als hätte ich niemals in der Welt existirt."

Die Menge der Gegner zwang den König die Entscheidung zu suchen. In der zweiten Hälfte des April 1757 ließ er sein Heer in mehreren Schüben in Böhmen einrücken, wo sie den Vereinigungspunkt bilden sollte. Mit 61,000 Mann griff der König am 6. Mai den etwas überlegenen Feind, der unter dem Oberbefehl des wackeren Browne und des kühnen Karl von Lothringen stand, mit Todesverachtung an; nach einem furchtbaren Kampfe, der von 4 Uhr Morgens bis 4 Uhr Abends währte, war der Sieg gewonnen, aber von 16,000 Mann an Todten und Verwundeten hatte Friedrich den grei-



General Browne.  
Gleichzeitiger anonymes Stich

ßen Feldmarschall Schwerin verlor. — er war ihm mehr werth, als 10,000 Mann, er war grade jetzt unersetzlich. Aber gleichwohl hatte der Sieg die wichtigsten politischen und militärischen Folgen. Wüthend verbarz Frankreich seine Schadenfreude, der kühne Oberst Laar durfte ungehindert „das Reich behelligen,“ in England steigerte sich die Empörung gegen den preussischen Helden, nun wollte auch König Georg von schimpflichen Neutralitätsbedingungen nichts hören. Die Straße nach Wien schien dem Könige offen zu stehen, aber er glaubte sie nicht betreten zu dürfen, wenn das alte Prag unbewältigt in seinem Rücken lag. Denn da der größte Theil des geschlagenen Heeres in die Festung gestüchtet war, barg dieselbe eine ansehnliche Armee hinter ihren Wällen. Vergebens hatte Friedrich gehofft, unter dem ersten erschütternden Eindrucke seines Sieges sich die Thore zu erschließen: das Ansuchen zu capituliren, erwiderte der Kommandant, „er hoffe sich durch die Vertheidigung die Achtung des Königs zu erwerben.“ Auch der todwunde Feldmarschall Browne munterte zum Widerstande auf, und so mußte eine zeitverzehrende Belagerung eröffnet werden.

Dadurch gewann die österreichische Heeresleitung Zeit, eine selbstthätige Entsatzarmee heranzuführen, und zum ersten Mal sollte dem König ein Feldherr entgegen treten, der durch seine eigenthümliche Beanlagung ihm das Feld streitig machen durfte. Es war der vorsichtige, ja fast pedantische Graf Daun, ein immer erweiterter Soldat von finsterner Trümmigkeit: durch Zaudern, wie einst Hannibal dem größeren Hannibal gegenüber, ward ihm beischieden über das Genie



erbittert, lediglich dem Prinzen zur Last legte. Außerdem aber hat der König von Cumberland, gegen den 10,000 Franzosen unter d'Estrees anrückten, nach dem unentschiedenen Treffen bei Hastenbeck, unter dem Namen des 26. Juli, den Rückzug an: um Hannover noch zu retten, schloß der Herzog am 8. September die schimpfliche Konvention von Kloster Zeven, durch welche das hannoverische Heer und die norddeutschen Kontingente der guten Sache entzogen wurden – wenigstens für den Augenblick, denn die Konvention wurde noch der englischen Ratifikation. Bald verstärkte ein neues französisches Heer unter dem Prinzen von Soubise die Reichsarmee, die sich in Thüringen sammelte und nach Sachsen vordringen sollte. Aber auch die Russen waren Muth bekommen: sie überfielen Preußen und besiegten am 30. August den tapferen Feldmarschall Lehwald bei Groß-Jägerndorf (jetzt Wehlau und Insterburg); glücklicherweise zogen sie sich dann zurück. Am 2. September das Ableben der Kaiserin Elisabeth besünftigte wurde. Dadurch verlor Lehwald die Möglichkeit die Schweden, die in Pommern eingedrungen waren und am 22. September mit Frankreich und Oesterreich zu Stockholm einen Subsistenzvertrag geschlossen hatten, wieder aus dieser Provinz zu vertreiben.

Friedrich, den nach der unglücklichen Schlacht bei Rolin auch das eigene Leid, der Tod seiner zärtlich geliebten Mutter betrafen, mochte sich nicht schätzen, daß er sich wenigstens in der sächsischen Lausitz mit dem landgenommenen Heere des Prinzen von Preußen hatte vereinigen können.

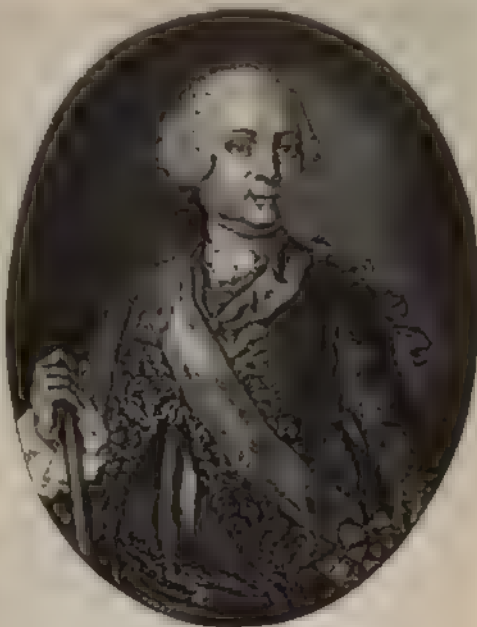
Aber der Seelenkraft, die sich in den berühmten Versen ausbreitet: „Aber, vom Urkan bedroht, muß trotz dem nahenden Verderben als König leben, sterben“ bedurfte er auch im vollsten Maße. Denn als der König, der die Lausitz nach Sachsen abmarschirt war, überfielen die Oesterreicher unter Moritz am 7. September bei Mogs (nahe Görlitz) den in der Lausitz zurückgelassenen General Winterfeld und dieser, des Königs geliebtester Freund, fand im Kampfe den Tod.

Den König traf die Trauerkunde in Erfurt; er hatte die Meldung an den Herzog von Braunschweig-Bevern übertragen und war selbst von den Franzosen aufgebrochen, welche sich am 25. August mit der Reichsarmee des Prinzen von Hildburghausen vereinigt hatten. Aber zunächst zog er sich zurück. Während der König nothgedrungen unthätig bleiben mußte, rückte der österreichische Feldmarschalllieutenant Hadfeld einen ziemlich ungefährliehen Schritt nach dem ungeheuersten Berlin, zog aber nach Entdeckung einer Verwundung wieder ab (16. Oktober), da es hieß König Friedrich habe sich bereits mit dem Gedanken nach Schlesien zu gehen, um den bedrängten Bevern zur Hilfe zu kommen, als er erfuhr, die vereinte sächsische und Reichsarmee rücke auf Sachsen zu. Sofort änderte er seinen Plan in der Erkenntniß, daß nur ein schneller Schlag ihn wieder beim Antritt des Reichs setzen konnte. Die buntgedruckte Reichsarmee und die Franzosen des untrügerischen Soubise boten für diesen Zweck ein geeignetes Angewandtes. Am 1. November lagerte sie auf dem linken Ufer der Saale und am 3. November bei Molsbach, unweit Merseburg vom Könige angegriffen.



gefehlt, da scheiterte aus Mangel an einer tüchtigen lebenden Anweisung die Ueberordnung, sich in den gegnerischen Reihen durch machte und den König zwang, den Reservebataillone ins Gefecht zu rufen. Nun brach die österreichische, aber die sächsische Reiterei während des Ansturms hervor, zerlegte die preussische Schlachtlordnung in der Mitte — hier war alles verloren. Der König der König die Fliehenden sammeln: „Wollen Majestät hier allein erobern?“ fragt ihn Manteuffel, als er an der Spitze der verbleibenden Schar noch zum Anstehen will. Nur der Umstand, dass der Feind im Rücken stand und der rechte Flügel noch eine gute Stand hielt, rettete Friedrich vor völliger Vernichtung. Aber im Augenblick empfand der preussische General die ganze Wucht der Lage, und auch der königliche Hofe einen Augenblick. Es wird erzählt, wie er in dem Elbischen Hain, wo sich die Seinigen sammelten, mit der Feintheilung sitzend, mechanisch mit seinem Stod Figuren in den Sand zeichnete. Weniger eine — nicht recht aufgeklärte — Differenz mit Moritz von Dessau über die Unordnung auf preussischer Seite, als der Umstand, dass General Manteuffel in Folge einer missverständlichen Aeußerung des Königs mit seinem (rechten) Flügel (das Dorf Chopenitz). Dies war der Disposition entgegen, denn Friedrich wollte in dieser Schlachtlordnung angreifen, d. h. hier, mit dem linken Flügel auf den Feind und den rechten zurückhalten. Da Manteuffel angriff, kam der Marisch (halbsinkt, toden, und in der Mitte entstand jene Lücke, welche durch die Reserve nur nothdürftig ausgefüllt wurde. — Man kann es bezweifeln, dass die Kaiserin von größter Dankbarkeit den Feldherren erhielt war, der ihr den ersten Sieg gegen Friedrich verschaffte in mit dem neu geschaffenen Theresienorden auszeichnete. Jedoch ist klar, dass das Bild Tauns bei Kolin ein ziemlich geringes ist: man kann sagen, nicht Taun hat nicht gewonnen, sondern Friedrich sie verloren.

Der Prager Sieg günstige Folgen auf politischem, wie militärischem Gebiet hatte, ward die Kolinier Niederlage von schwerem Mißgeschick bezeugt. Zunächst mußte die Belagerung von Prag, ja ganz Böhmen aufgegeben während der König nach Sachsen abzog, um dies wichtige Land zu decken, er — diesmal ohne den nothigen Scharfblick — die schwierige Aufgabe, den Wuthens langsam zu vollziehen, seinem Bruder, dem weniger bezeugten von Preußen. Seine Unfähigkeit, sowie die Uneinigkeit der Hiesigen den Rückzug in eine Verrent ausarten, welche der König, hart und



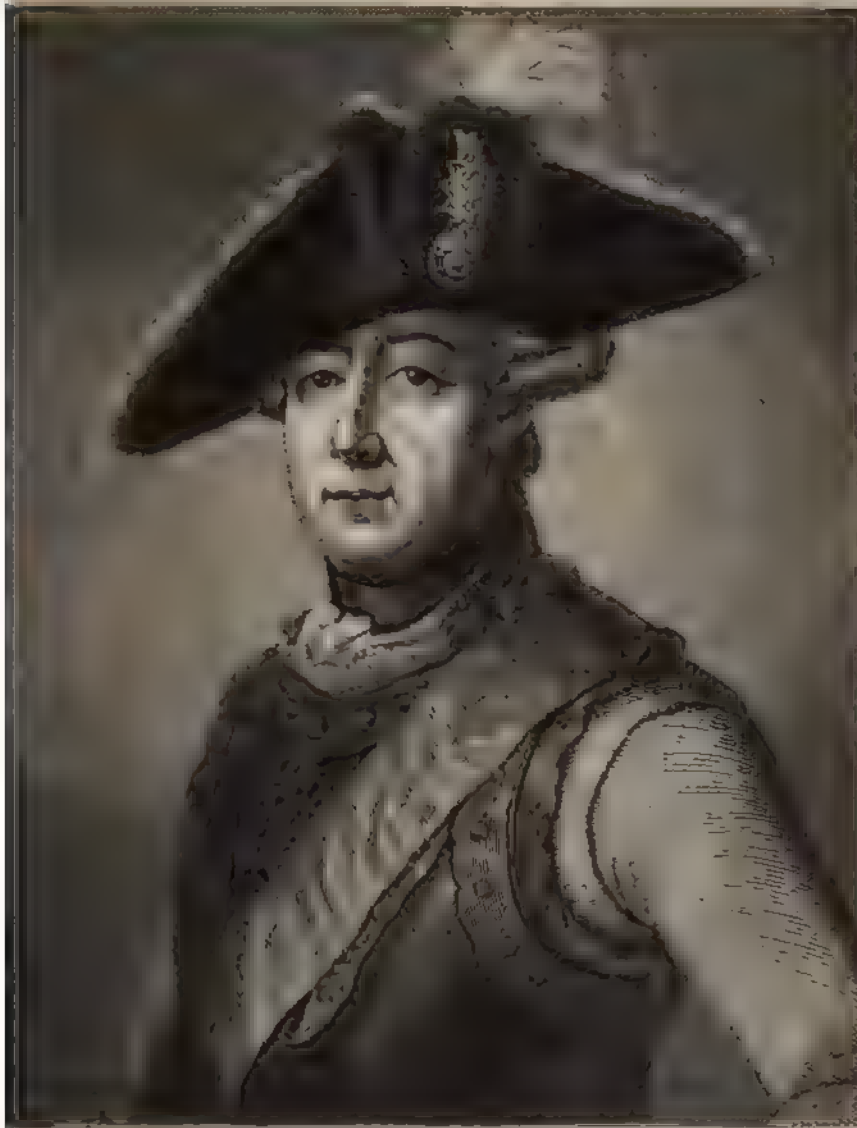
Feldmarschall Graf Daun.  
Gleichzeitiger Stich von Wilson in Augsburg

erbittert, lediglich dem Prinzen zur Last legte. Außerdem aber trat der Herzog von Cumberland, gegen den 10,000 Franzosen unter d'Estrees anrückten, waren nach dem unentschiedenen Treffen bei Hastenbed (unweit Homeln, am 26. Juli) den Rückzug an: um Hannover noch zu retten, schloß der Herzog am 8. September die schimpfliche Konvention von Kloster Zeven, durch welche das hannoverische Heer und die norddeutschen Kontingente der guten Sache entzogen wurden — wenigstens für den Augenblick, denn die Konvention bedurfte noch der englischen Ratifikation. Bald verstärkte ein neues französisches Heer unter dem Prinzen von Soubise die Reichsarmee, die sich in Thüringen sammelt hatte und nach Sachsen vordringen sollte. Aber auch die Russen hatten Muth bekommen: sie überdrewennten Ostpreußen und besiegten am 30. August den tapferen Feldmarschall Lehwald bei Groß-Jägerndorf (unweit Wehlau und Insterburg); glücklicherweise zogen sie sich dann zurück, weil am 2. September das Ableben der Kaiserin Elisabeth befürchtet wurde. Dadurch bekam Lehwald die Möglichkeit die Schweden, die in Pommern eingedrungen waren und am 22. September mit Frankreich und Oesterreich zu Stockholm einen Subsidienvortrag geschlossen hatten, wieder aus dieser Provinz zu vertreiben.

Friedrich, den nach der unglücklichen Schlacht bei Molin auch Längels Verd, der Tod seiner zärtlich geliebten Mutter betroffen, mochte sich glücklich schätzen, daß er sich wenigstens in der sächsischen Lausitz mit dem hart genommenen Heere des Prinzen von Preußen hatte vereinigen können.

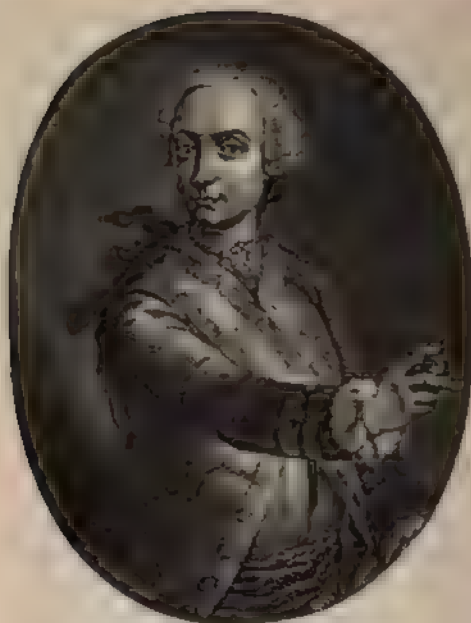
Aber der Seelenkraft, die sich in den berühmten Versen ausdrückt: „Ob aber, vom Tode bedroht, muß trotz dem nahenden Verderben als König das Leben, sterben“ bedurfte er auch im vollsten Maße. Denn als der König aus der Lausitz nach Sachsen abmarschirt war, überfielen die Oesterreicher unter Madaoch am 7. September bei Mors (nahe Görlitz) den in der Lausitz zurückgelassenen General Winterfeld und dieser, des Königs geliebtester Freund, fand im Kampfe seinen Tod.

Den König traf die Trauerkunde in Erfurt; er hatte die Deckung Sachsen dem Herzog von Braunschweig Wevern übertragen und war selbst gegen die Franzosen aufgebrochen, welche sich am 23. August mit der Reichsarmee der Prinzen von Hildburghausen vereinigt hatten. Aber zunächst zogen sie sich zurück. Während der König nothgedrungen unthätig bleiben mußte, machte der österreichische Feldmarschalllieutenant Hadik einen ziemlich ungefahrlichen Sperrritt nach dem ungeschützten Berlin, zog aber nach Eintreibung einer mäßigen Brandschatzung wieder ab (16. Oktober), da es hieß König Friedrich nahe. Dem trug sich bereits mit dem Gedanken nach Schlesien zu gehen, um dem schmerbedrängten Wevern zur Hilfe zu kommen, als er erfuhr, die vereinigte französische und Reichsarmee rücke auf Sachsen zu. Sofort änderte er seinen Plan in der Erkenntniß, daß nur ein schneller Schlag ihn wieder beim Heerde in Melspekt setzen konnte. Die buntschedige Reichsarmee und die Franzosen des eifrig untrügerischen Soubise boten für diesen Zweck ein geeignetes Angriffsobject. Er lagerte jetzt Anfang November auf dem linken Ufer der Saale und wird 1757 am 5. November bei Roßbach, unweit Merseburg vom Könige ausgegrünet.



Generallieutenant Friedrich Wilhelm von Seydlitz.

Die Preussischen schickten sich an, Friedrichs kleine Schar (22,000 Mann) mit ihrer Ueberzahl (40,000 Mann) einzuschließen und besorgten nur, daß der „Marquis von Brandenburg“ nicht entkommen möchte. Der König bestärkte die Feinde in dem Glauben, als ahne er die ihnen drohende Gefahr nicht, dann eröffnete er plötzlich — gegen 3 Uhr — die Schlacht. Seydlitz durch seinen klugen Reiterangriff machte den Ausfall; nach kaum drei Stunden befand sich die französische-deutsche Heer auf der Flucht. Mit Wache entkam Toulon; nie vorher



General Mibron von Loubon.  
Gleichzeitiger Stich von Wilson in Augsburg.

Hof friedlich zu stimmen. Die Kaiserin war über Frankreichs Unmuth schmerzlich erregt, Mann rüstet. Die Festigkeit des Hofes imponirte Ludwig XV. Vernis lenkte ein: trotz der Erkenntniß, daß Frankreich schwer zu werden, fuhr er fort, für den bevorstehenden Krieg Opfer auf Opfer zu bringen, belastete das Land sogar durch Subsidienverträge mit Schweden und Dänemark, während Friedrich die Verträge nur zu garantiren ließ. Die bairischen Truppen blieben in der Verfügung der Kaiserin, während das französische Heer hunderttausend sächsische Söldlinge und die holländischen Contingente, welche ihrem Landesherrn eine hübsche Summe einbrachten.

Das französische Heer war in Preußen am wenigsten zu finden, nachdem es sich durch Preussens Grenzen, besonders im Westfälischen,

gütlich gethan, wurde es (Februar) in seinen Winterquartieren überfallen und kaum sechs Wochen über den Rhein getrieben. Als Ferdinand von Braunsberg, welcher dem Gegner folgte, den Grafen Clermont bei Arcisfeld (23. März) aufs Haupt geschlagen hatte, richteten die Franzosen weder unter seinem Nachfolger Contades, noch mit ihrem zweiten Heer unter Soubise irgend etwas Entscheidendes aus. So konnte sich der König getrost mit ganzer Kraft Ostreicher und Russen wenden.

Aber Friedrich war nicht glücklich. Nach der Eroberung von Schwettz (18. April) war er nach Mähren eingedrungen, um einen Stoß ins Herz des Gegners zu fahren. Er hoffte Olmütz im Auge zu nehmen, doch wurde die Festungsstadt von ihrem Commandanten Marschall wieder vertheidigt. Die Schwierigkeiten einer regelrechten Belagerung ohne genügende Transportmittel für die Munition und das schwere Geschütz, der Verlust seiner Jäger, und ihn angesichts der drohenden Bewegungen der Ostreicher sein Unternehmendes zugeben. Nur seine Strategie verschaffte dem Könige die Möglichkeit eines unordneten Rückzuges: statt den Weg nach Schloßen zu erzwingen, was die Ostreicher vermutheten, zog Friedrich unvermuthet und daher ungehindert nach Pilsen und erreichte von dort aus ohne sonderliche Verluste Eger. Die Unvorsichtigkeit in der taktischen Kriegführung ist dieser Zug gleichwohl ein Vorwurf der Konzeption und in der Meisterthat der Ausführung.



von ihrer Verwundung erhebt hatten, waren sie von dem englischen eingetroffenen Gefolge des Königs zu Gefangenen gemacht.

Von einem 90,000 Mann hatte Prinz Karl nur gegen 35,000 glücklich heimgebracht: am 21. Dezember mußte Breslau kapituliren, fast ganz Schlessien war nun wieder in Friedrichs Hand. Und auf die Siegesnachricht hin blieb nun auch das hannoversch-englische Heer zusammen, da König Georg die Konvention von Kloster Zeven nicht bestätigte. Da an die Stelle des unfähigen Herzogs von Cumberland Ferdinand von Braunschweig trat, so wurden die Franzosen an der Weser und Aller festgehalten. Auch Pommern war, abgesehen von Stralsund und Rügen, bis zum Jahreschlusse von den Schweden gesäubert, und so behauptete der König nach schlimmen Schicksalsschlägen seine Staaten und suchte dazu.

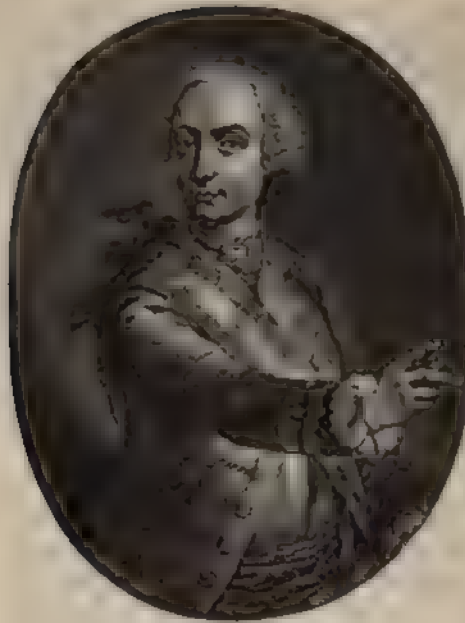
### 9. Das dritte Kriegsjahr 1758.

Auf beiden Seiten wurde im Winter eifrig gerüstet, denn eine Entscheidung hatte das vergangene Jahr nicht gebracht. Für Friedrich kam alles darauf an, daß sich England entschloß ihn thatkräftig zu unterstützen. Es war das Verdienst des großen Pitt, sein Vaterland endlich auf die richtige Bahn zu lenken. Nach freilich sehr langwierigen und tiefegehenden Differenzen zwischen ihm und Friedrich wurde am 11. April der Londoner Subsidienvertrag abgeschlossen: zwar stellte er dem Könige gegen 5 Millionen Thaler jährlich zur Verfügung, aber Friedrichs dringendster Wunsch, die Absendung einer Ostseeflotte ward nicht erfüllt.

Vergeblüh hatte Friedrich aber gehofft, daß die gegnerischen Verbündeten durch richtiger Erkenntniß ihrer Interessen die Fesseln der verderblichen Allianz mit Preußen zerreißen würden. Besonders ungünstig gestalteten sich die Dinge in England. Oesterreichs Beschwerden über die schlaffe Kriegsführung Apraxins fanden bei der wiedergenesenen Kaiserin Gehör und führten zu einer strengen Unterjochung, welche dem Feldherrn einen frühen Tod, dem allmächtigen Bestuago lebenslangliche Verbannung brachte. Schon im Januar 1758 nahm der Kaiser Oberfeldherr Fermor Ostpreußen wieder ein, das Land allerdings noch verheerend, weil die Russen es bereits als erworbene Provinz betrachteten.

Maria Theresia hielt unerschütterlich fest an ihrem Plan, Preußen zu zerstückeln: sie ersetzte den unfähigen Karl von Lothringen durch den bedächtigen Daun, neben dem der kühnere Loudon — in schlimmer Stunde wegen seines Verraths von Friedrich einst zurückgewiesen — sich Vorbeeren erkämpfen sollte.

Nur an einer Stelle hatte sich vorübergehend eine für Friedrich erfreuliche Schwankung gezeigt. Der Graf Vernis, der Leiter der französischen Regierung, durch Friedrichs letzte Siege belehrt, die Abenteuerlichkeit der bisherigen Politik ein; er wünschte der durch den geheimen Versailler Vertrag übernommenen Pflichten ledig zu werden und suchte im Januar 1758 auch den Wiener



General Gideon von Zandoni.  
Gleichzeitiger Stich von Nissen in Augsburg.

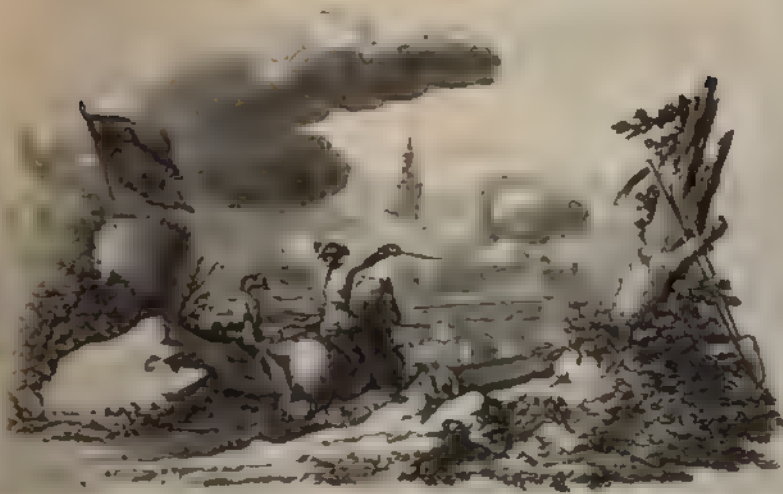
Hof friedlich zu stimmen. Die Kaiserin war über Frankreichs Warthemuth schmerzlich erregt, Könige erustet. Die Fingerei des Wiener Hofes imponirte Ludwig XV., und Bernis lenkte ein: trotz der Erkenntniß, daß Frankreich schwer gelitten werde, fuhr er fort, hat den dem Krieg Opfer auf Opfer zu bringen, belästete das Land sogar durch ein Subsidienvorvertrag mit Schweden und Dänemark, während Oesterreich die Verträge nur zu garantiren hatte. Die bairischen Truppen liefen der Verfassung der Kaiserin: zu der französischen Heere stießen 1000 sächsische Soldlinge und die Waldeberger, welche ihrem Landesherren eine hübsche Summe einbrachten.

Das französische Heer machte in Preußen am wenigsten zu sich nachdem es sich durch Brandenburgern, besonders im Halberstadt-

gütlich gethan, wurde es (Februar) in seinen Winterquartieren überfallen und kaum sechs Wochen über den Rhein getrieben. Als Ferdinand von Braunschweig welcher dem Gegner folgte, den Grafen Clermont bei Krefeld (23. Dec.) aufs Haupt geschlagen hatte, richteten die Franzosen weder unter seinem Nachfolger Contades, noch mit ihrem zweiten Heer unter Soubise irgend etwas entscheidendes aus. So konnte sich der König getrost mit ganzer Kraft auf Oesterreicher und Russen wenden.

Aber Friedrich war nicht glücklich. Nach der Eroberung von Schwedt (15. April) war er nach Mähren eingedrungen, um einen Stoß ins Herz des Gegners zu führen. Er hoffte Olmütz im Fluge zu nehmen, doch wurde die Festungsstadt von ihrem Kommandanten Marschall wider vertheidigt. Schwierigkeiten einer regelrechten Belagerung ohne genügende Transportmittel für die Munition und das schwere Geschütz, der Verlust seiner Zufahren ihn angesichts der drohenden Bewegungen der Oesterreicher sein Unternehmen zugeben. Nur seine Strategie verschaffte dem Könige die Möglichkeit eines indirecten Rückzuges: statt den Weg nach Schlesien zu erzwingen, wie die Oesterreicher vermutheten, zog Friedrich unvermuthet und daher ungehindert nach Böhmen und erreichte von dort aus ohne sonderliche Verluste Schlesien. Gegenwärtig ist die Saumlässigkeit in der kaiserlichen Kriegsführung ist dieser Zug gleich groß, wie der Kühnheit der Konzeption und in der Meisterschaft der Ausführung.





Die 14 Belagerungen zur Geschichte Friedrichs: Bombardement von Schwerdt durch General von Tresckow. (Kampanie 10. April 1758.)

Der Herr Baron v. Schöler zu Tilsit Vorgetragen zur Anleglichkeit und Geschichte des Krieges von 1756–1763.

Aber nun drohte von Osten her die gewaltigste Gefahr: Kermor nahm seine Kräfte ernster als Apraxin. Allerdings war das barbarische russische Heer langsam und schwerfällig durch Westpreußen vorgedrungen, aber es hatte doch Anfangs August die Neumark erreicht, welche es furchtbar verheerte. Vergeblich bemühte es Mästrun, in dessen Nähe sich Friedrich am 22. August mit den Truppen Lehmanns vereinigte, der sich in Pommern nicht mehr behaupten konnte.

Am 25. August griff Friedrich den weit überlegenen, aber nicht gerade günstig aufgestellten Feind bei Tornsdorf an. Der dreizehnhündige Kampf war ein furchtbares Scharmützel: da die Preußen keinen Vorposten gaben, die Russen sich gleichmüthig abschlugen, ward die Schlacht die blutigste des Jahrhunderts. Mit einem Verluste von 11,000 Mann erkaufte Friedrich den Sieg, an dem nach seinem eigenen Urtheile Sendlitz den Hauptertheil hatte; 22,000 Feinde bedeckten das Schlachtfeld. Friedrichs Heer war zu erschöpft, als daß es den Sieg hätte ausnützen können; unverfolgt traten die Russen den Rückzug an, bombardirten Kolberg und gingen über die Weichsel zurück. Die Schweden streuten sich, daß ihren Feinden solch Unheil widerfahren und stellten ihren Vormarsch nach der Uckermark ein.

Daß Friedrich diesen Feind ruhig abziehen ließ, hatte auch darin seinen Grund, daß er seinem Bruder Heinrich zu Hilfe kommen mußte, der durch seine Talente vorzüglich befähigt war, mit seinem kleinen Heere Sachsen auch gegen überlegene Kräfte zu decken. Aber jetzt kam er in Gefahr, sowohl von den Russen als auch von dem neugebildeten Reichsheer angegriffen zu werden. Vorher ummahenden Friedrich wich Daun zurück: vergeblich suchte ihn der König zu seinen gutgewählten Vertheidigungsstellungen zum Kampfe zu locken: endlich zog Daun bei Hochkirch zwischen Naugum und Lobau an der sächsisch-preussischen Grenze ein vortreflich gewähltes Lager.

Poenschen, ein kaiserlicher General brandschatzte Hessen und Thüringen. Dem rheinisch-westfälischen Kriegsschauplatz eilte am 13. April 1759 der Herzog von Braunschweig gegen Prag ab bei Bergen in der Nähe von Aachen. Mainz eine Niederlage, deren Folgen erst durch den Sieg bei Minden 1761 beseitigt wurden. Die Vortheile, welche Prinz Heinrich durch einen Lauf nach Franken errang, konnte er nicht ausbeuten, weil ihn der Zar nach Rußland nach Sachsen abrief. Friedrich selbst stand dem bedächtigen Tode über im Lager von Landshut auf der Wacht und wartete, ob die Russen Entscheidung bringen würden. Wirklich kamen sie, 70,000 Mann stark zu Soltikow, wenngleich vier Wochen später als ausgemacht war. Weder es dem General Woberonow die Vereinigung der weit dislocirten Truppen zu hindern, noch konnte der tapfere Wedell, den der König mit diesem Gewalt ausgestattet, nach der bedrohten Mark geschickt hatte, ihren Vormarsch aufhalten: 8,000 Mann wurden von ihm am 23. Juli bei Mah nahe Jüterbog nutzlos geopfert. Das Heer, mit dem Friedrich in Cilmärchen aus Schlesien herbeizog, konnte nicht verhindern, daß Loudon mit 18,000 Mann, größtentheils Kavallerie, zu Soltikow stieß (3. August).

Am 12. August griff der König den weit überlegenen Feind an, der standhaft in den Höhen zwischen Frankfurt und Kunersdorf eine vortheilhafte Stellung eingenommen. Den marschmüden preussischen Truppen gelang es durch äußerste Tapferkeit, gegen den linken russischen Flügel zu bezwingen, aber der König wollte sich mit einem solchen Erfolge nicht begnügen und befahl den Angriff auf den rechten Flügel, der vom Silberberge aus das bisher gewonnene Terrain beherrschte. Ein Infanterieangriff war vergeblich, auch Eendlich mit seinen Braven konnte kein Wunder verrichten. Erst durch einen tiefen Grund den Preußen mit seinen festen Truppen in die Flucht zu erlag das preussische Heer. Mit Mühe konnte man den König von dem Schlachtfeld fernrennen, wo er den Tod zu suchen schien.

In der That hatte der König ein Recht zur Verzweiflung, denn nach dem Verlust seines halben Heeres und fast der gesamten Geschütze schien es unmöglich, dem österreichisch-russischen Heere einen Damm entgegenzusetzen. Aber der unmittelbare Eindruck der Niederlage machte Friedrich in einer Weise sein Testament und gab den Befehl, den Hof und das Archiv aus Potsdam zu flüchten, daß er als sichere Beute der Feinde betrachtete. In dieser Zeit ertheilte er auch dem Kommandanten von Dresden General Schmettau die Anweisung, unter günstigen Bedingungen nöthigenfalls zu kapituliren: eine Anweisung, deren Befolgung (5. September) dem General die höchste Unerwartung des Königs zuzog. Denn allerdings befierte sich die Lage des Königs überaus schnell durch die Versäumnisse der Gegner, die ihm gestatteten, seine Truppen zu ergänzen, seine Truppen zu sammeln und sich in Sachsen mit dem Prinzen Heinrich zu vereinigen. Soltikow hatte trotz der Mahnungen Loudons nicht vorrücken wollen, er glaubte genug für die Bundesgenossen gethan zu haben und hatte seinen Sieg in der That nur mit schweren Opfern erlauft. Auf dieser Seite erwarb sich das größte Verdienst Prinz Heinrich, der Taun in Sachsen festhielt: seine geschickten Operationen würden den bedächtigen Feldherrn

Eine entscheidende Niederlage erlitt die kaiserliche Politik noch vor Ablauf des Jahres im Reich; als der Wiener Hof die verrostete Waffe der Reichsacht gegen Preußen, Hannover und sein Verbündeten gebrauchen wollte, wurde dieselbe gegen den Angreifer gerichtet. Der sächsische Gesandte Ponikau mußte, wenn auch widerwillig, die Rechtsverwahrung der evangelischen Reichsstände am 29. November zu Stande kommen lassen und dieselbe dem Reichskanzleramt zur Tisitur am Reichstage übergeben; der Wiener Hof mußte erleben, daß eine Anzahl von Ständen, die ihre Kontingente zum Reichskrieg gegen Preußen gestellt, gegen das Vorgehen des Kaisers protestirte und die versungte Aht für null und nichtig erklärte. Indoch trotz aller Empfindlichkeit über diese moralische Niederlage, — was kümmerten sich Kaunig und Maria Theresia um die Ansicht der Reichsstände, wenn nur die auswärtigen Mächte fortführen, ihnen die Mittel zum Kriege zu liefern.

Ud dazn waren Rußland, wie Frankreich nach wie vor bereit, wiewol sich der letzte Staat der druckendsten Verpflichtungen des Versailler Vertrages geschickt zu entledigen wußte. Freilich mußte Bernis sein Portfeuille an den Duc de Choiseul abgeben, der, ein geborener Kothringer, bisher Botschafter in Wien gewesen war: ja am 11. Dezember wurde Bernis verbannt, weil dieser Kreuzer Frankreich zum Frieden hatte werden wollen. Aber der Duc de Choiseul schloß am 30. und 31. Dezember 1758 einen sächsischen und einen geheimen Vertrag, durch welche beide der Versailler Traktat für null und nichtig erklärt wurde. Rag auch der augenblickliche Vortheil des neuen Uebereinkommens auf österreichischer Seite, so brauchte Frankreich doch in Zukunft nicht Krieg zu führen, bis Maria Theresia Glog und Schlessen wiedergewonnen hatte. Man versprach nur kleine guten Dienste; auch die Entschädigungen für Sachsen und Schweden ließ man fallen.

Friedrich war und blieb auf das englische Bündniß angewiesen: Georg II. war sein zuverlässiger Bundesgenosse, aber glücklicherweise mußte er Pitt folgen, in dem: Friedrich trotz mancher Meinungsverschiedenheit einen wahren Freund besaß.

#### 10. Das Unglücksjahr 1759. Das fünfte und sechste Kriegsjahr 1760 und 1761.

Für das Jahr 1759 hatte König Friedrich von allen Kriegsführenden die besten Pläne. Er mußte sich nach so großen Verlusten an Offizieren und Mannschaften — mit Mühe hatte er 130,000 Mann aufgebracht — auf eine kurze Defensiv beschränken.

Die Gegner waren über den Feldzugsplan nicht einig: die Oesterreicher wollten nach der Eroberung Schlessens sich auf Sachsen werfen, die Franzosen sollten für den Zweck gemeinsamer Operationen das Gegentheil für wünschenswerth sein. Das russische Heer war zwar außer Stande, vor dem Juni seine Thatigkeit zu beginnen, aber Maria Theresia erhielt wenigstens die Zusicherung, daß am Ende dieses Monats zwischen Glogau und Breslau die Oder überschreiten werde. Als in Niederschlessen die Vereinigung der Russen mit einem österreichischen Heere stattgefunden haben würde, sollte Daun vor den böhmisch-schlesischen Pässen der Defensiv bleiben: dann hoffte man den König von Preußen erdrücken zu können. Im Frühjahr beschäftigten sich die streitenden Parteien durch kleinere Kaderen: der General Wobersnow zerstörte die russischen Magazine im





Prinz Heinrich, Bruder Friedrichs des Großen.

1765 gemalt von Vanloo, gestochen 1767 von G. F. Schmidt, Kupferstecher des Königs.

gen haben, ohne Erfolg seine Winterlager aufzusuchen, hätte nicht Friedrich dem Eigensinn, der ihm in diesem Unglücksjahre eigen ist, den General gezwungen, in den Rücken des weit überlegenen Feindes zu marschieren sich erdrücken zu lassen. Umsonst lehnte der General den Auftrag ab, den





Johann Joachim von Sieten, General der Kavallerie.

Zugabkunstblatt von Townley, Berlin 1796.

der König setzte sich und seine Tapfern, mit denen er die Front angriff, umsonst dem wüthenden Feuer der Oesterreicher aus. Tausende sanken in den Tod, Friedrich selbst wurde verwundet, aber die Dunkelheit brach herein, ohne daß er das geringste erachtet hatte. Sieten, ebenfalls verwundet, schickte bereits die Siegesnachricht nach Wien ab. Der König war am nächsten Morgen die letzte Kraft an die Erneuerung des Kampfes zu legen. Er trug die Nachricht ein, der Feind ziehe sich zurück. Sieten hatte, auch erst während der Dunkelheit, die tapferste That nach unläuglichen Anstrengungen und furchtbarem Untergang.



stand, vorwärts abzurücken und sich mit dem Prinzen Heinrich zu vereinigen. Da er aber erfuhr, daß Daun für den nächsten Morgen den Angriff beabsichtige und ihm ein zweites Hochsich bereiten wolle, veränderte er in der Nacht nur seine Stellung, so daß Loudon, der in der Morgendämmerung des 15. August mit 30,000 Mann des rechten Flügels angriff, ganz unvermuthet auf die Preußen traf. In einem dreistündigen Gefecht wurde er völlig geschlagen und zum Rückzug über die Ratzbach genöthigt; Daun entging nicht dem Vorwurfe Loudon im Zerkel gelassen zu haben. Der König konnte sich nun mit dem Prinzen Heinrich vereinigen, die Russen wichen aus Schlesien.

Der König bezeichnete seinen Sieg als eine leichte Schramme, die unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht viel bedente. Allenthalben behaupteten ihre Anführer trotz größter Tapferkeit höchstens das Feld, konnten aber zur Entscheidung der Vage nichts beitragen.

So hielt der tapfere Hülfs mit einem kleinen Corps die künftlich überlegene Reichsarmee drei Monate lang in Sachsen hin, doch hatte er die wichtige Festung Torgau nicht retten können. Ferdinand von Braunschweig konnte die Franzosen nicht hindern, in den Rheinlanden festen Fuß zu fassen. Kolberg bot einer russisch-schwedischen Belagerungsflotte und einem russischen Belagerungsheer trotzig die Thüre; der tapfere Commandant Heyden und der wackerer Seemann Kettelbeck sahen am 18. September ihre Standhaftigkeit belohnt, indem der Rittgeneral Werner den ersehnten Entsatz brachte.

Trotz aller Tapferkeit und aller strategischen Kunststücke hätte der Krieg von längst eine verhängnißvolle Wendung nehmen müssen, wenn die Russen ihre Energie bereizt hätten. Nun bewirkten (Ende September) die nachgelassenen Vorstellungen des Wiener Hofes, daß Soltikow den Befehl erhielt, sich auf die preussische Hauptstadt loszubrechen.

Er entbandte den General von Tottleben, der aber bei seinem ersten Erscheinen durch die wenigen Garnisonbataillone Berlins, die Invaliden und die Bürgerschaft abgeschmetzelt wurde und sich am 7. durch eine Abtheilung des Hülfschen Corps zum Abzuge zwingen ließ. Da nun aber auch ein österreichisches Corps unter Lasch in der Nähe der Hauptstadt stand, entließ man sich am 9. October zur Capitulation. Tottleben behandelte die Stadt zwar mit anerkennendwerther Milde, aber er machte an Gewehren und Ausrüstungen erhebliche Beute. Uebler erging es der Stadt, als nun auch die Oesterreicher eintrafen. Besonders die Sachsen hausten schrecklich in Charlottenburg, auch Schenhausen und verwüthet, nur Sanssouci schützte Esterházy als echter Cavalier.

Auf die Nachricht, der König nahe, zogen die Feinde am 13. October ab. Tottleben zu Soltikow, Lasch zu Daun nach Sachsen.

Obwohl der König mit Rücksicht auf die herbliche Jahreszeit seine Truppen in die Winterquartiere gelegt hatte, sah er ein, daß er noch eine Schlacht zu führen müsse, um vor Daun Hilfe zu bekommen und den Russen die Lust zu entziehen. Demgemäß brach er zu Anfang November aus seinem Lager bei Eilenburg auf und traf den Gegner am 3. November in 1760 in der Stellung auf den Höhen zwischen Zupitz und Torgau.

Da der König nicht nur die Besiegung, sondern die Vernichtung des Feindes beabsichtigte, ließ er seinen mit dem rechten Flügel seines nicht sehr starken Heeres eine Umgehung der russischen Stellung anordnen. Diese Anordnung mißwuchs dem Erfolg. Denn

### 11. Das letzte Kriegsjahr (1762) und der Friede zu Hubertusburg (15. Februar 1763)

Die Zuversicht des Königs und seines Volkes sollte nicht getäuscht werden. Wie seine gefährvolle Lage durch eine Kombination von Umständen, die keine innere Nothwendigkeit hatten, herbeigeführt war, trat jetzt eine andere Kombination ein, welche dem Könige Erleichterung verschaffte. Am 5. Januar 1762 starb die Kaiserin Elisabeth, deren persönlicher Haß gegen Friedrich den Krieg seine verderblichste Wendung gegeben hatte. Ihr Nachfolger Peter III. verehrte den großen Preußenkönig in demselben Maße, wie ihn Elisabeth verabscheut hatte. Er wechselte mit dem Könige die Gefangenen aus, lud ihn von Petersburg aus zum Frieden ein, kündigte die österreichische Allianz, schloß mit Preußen zuerst einen Waffenstillstand und am 5. Mai den Frieden. Er zog alle russischen Eroberungen heraus und befahl sogar dem General Gernitsch, der noch in der Grafschaft Glatz stand, sich dem Heere Friedrichs anzuschließen. Umsonst hatte der elende Lord Bute in entgegengesetzter Richtung in Petersburg wirken lassen.

Friedrich theilte nun sein Heer: mit dem kleineren Theile sollte er Heinrich in Sachsen gegen Oesterreicher und Reichstruppen operiren, während er selbst mit beinahe 50,000 Mann Schlesien, zunächst Schweidnitz wiederzugewinnen wollte. Mit einer noch stärkeren Armee deckte Daun die Festung und ließ sie auf keine Weise bewegen, seine Stellung auf den Höhen bei Reichertsdorf geben. So mußte eine Schlacht die Entscheidung bringen, und daher war die Mitwirkung des Gernitschewischen Korps doppelt willkommen. Da trat ein unerwarteter Zwischenfall ein; am 9. Juli war Peter III. von seiner Gemalin entthront worden. Während sich der König anordnete die Entscheidung zu liefern, erhielt Gernitschew den Befehl, unverzüglich sich von dem Herrn Königs von Preußen zu trennen.

Aus persönlicher Verehrung für Friedrich ließ sich Gernitschew aber nicht den Befehl zu verheimlichen und noch einige Tage bei ihm anzuhalten. Da Daun gezwungen wäre, einen Theil seiner Truppen gegen die Russen zu stellen. So nahmen diese noch am 21. Juli als Zuzuhauer an dem Gefechte bei Wurkersdorf theil, durch welches Daun zum Aufgeben seiner Stellung gezwungen wurde. Aber erst nach weiteren monatelangen Mühen und einem Dauns Versuch, Schweidnitz zu entsetzen, am 16. August bei Reichertsdorf blutig zurückgewiesen war, erreichte Friedrich das Ziel seiner Wünsche, den Besitz der Festung, mit deren Hilfe er Schlesien behauptete.

Einwas später als Friedrich in Schlesien, gelangten auch die übrigen preussischen Heerführer zum Siege. Am 29. Oktober schlug Prinz Heinrich bei Freiberg die vereinigten österreichischen und Reichstruppen unter dem Fürsten von Stolberg; ein Streifzug, den General Albrecht im folgenden Monat in Franken machte, benahm den Reichsständen die Lust, für Friedrichs Heer mit dem Mann ihrer Väter einzustehen. Auch der Herzog von Braunschweig

Es ist das Resultat der Schlacht erst am folgenden Tage deutlich zeigte, andererseits aber die Mitleid den ermatteten und entkräfteten Soldaten beider Seite gleich zusetzte, so daß in der Nacht an den Wachfeuern Freunde und Feinde sich nebeneinander wärmten; es ward abgemacht, daß diejenigen, deren Heer besiegt sei, sich am folgenden Tag unbedingte ergeben sollten.

In Folge der Schlacht von Torgau behauptete Friedrich Sachsen mit Ausnahme von Dresden und sah sich auch in der Lage, Truppen nach der Mark zu rufen und an Ferdinand von Braunschweig abzugeben. Ueber Dains Unterhandlungen entspannen sich zwischen dem französischen und dem Wiener Hofe sehr unangenehme Debatten, ohne jedoch zu einer völligen Entzweiung zu führen. Aber allerdings wurde auf das Drängen Frankreichs, das jenseits des Rheins große Verluste erlitten hatte, ein Friedenskongreß für den Sommer 1761 in Aussicht genommen. Bis dahin sollten die Waffen ihre Schuldigkeit thun: so hoffte Maria Theresia ihre Hoffnungen verwirklicht zu sehen. Denn da England am 25. Oktober König Georg II. gestorben war, stand zu vermuten, daß ein Thronwechsel stattfinden und nach dem Sturze Pitts auch die Entsendung der englischen Subsidien stattfinden werde.

Das Jahr 1761 verlief ohne größere Ereignisse auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen, gleichwol gestaltete sich Friedrichs Lage immer ungünstiger. Den größten Theil des Jahres hindurch hielt er sich in einem verhängten Lager bei Bunzelwitz, nördlich von Schweidnitz; hätte der russische Oberbefehlshaber Sulkowski Einzug machen wollen, so wäre Friedrich auch da durch die Ueberzahl wohl erdrückt worden. Nach der Einnahme von Schweidnitz durch Loudon im September, konnten sich die Oesterreicher in Schlesien einnisten, nach dem Verlust von Kolberg (16. Dezember) die Russen in Hinterpommern. Aus dem Friedenskongreß war nichts geworden, dagegen hatte im Herbst Pitt dem Lord Sandwich befehlen müssen, und der Subsidienvertrag war von englischer Seite abgelehnt worden. Der Verlust von Schweidnitz veranlaßte den König eine neue Kriegsanstalt einzunehmen, durch die er Breslau, Brieg und Neiße gleichmäßig bedecken sollte. Er legte daher ein festes Lager in der Nähe von Strehlen und gedachte in Pommern mit Türken und Tataren der unversöhnlichen Kaiserin zu trotzen.

Am Rande von Strehlen entging der König nur durch das Zusammenwirken besonders zweier Umstände der Gefahr, in feindliche Gefangenenschaft zu gerathen. Der Baron von Marckwitz, auf dessen Gut der König einquartiert war, hatte sich onheimsch gemacht, indem er seinen Gast durch Verrath in die Hände der Oesterreicher zu liefern. Der Verführer des Verräthers, Kappel, schloß sich aber durch Gewissensbisse bewogen, die entscheidende Meldung nicht dem Obersten Wallisch zu überbringen, der den König aufheben sollte, sondern sie durch Vermittlung eines evangelischen Predigers an Friedrich gelangen zu lassen. Friedrich ließ den Verräther entkommen, dem Maria Theresia nachmals ein Gnadenamnestien ausstelte.

Den Winter verbrachte der König in Breslau, eifrig bemüht die Vorkehrungen für den Feldzug des nächsten Jahres zu treffen: weder hatte er den Muth an sich verloren, noch auch das Volk die Zuversicht eingebüßt, daß sein Herrscher aus seiner verzweifeltsten Lage zuletzt doch als Sieger hervorgehen würde.

Reich. In die Reihe der Großmächte trat eine junge ein, mit der Zukunft zu rechnen hatte: an Gebiet und Einwohnerzahl die Kleinste, aber groß durch die Tüchtigkeit ihrer Bevölkerung und das Genie ihres Herrschers ebenbürtig neben den älteren Schwestern. — Für Deutschland, dessen Nation die Fähigkeit zu denken bewahrt hatte, mußte der siebenjährige Krieg politisch der Vauferrott des lothringisch-habsburgischen Kaiserthums bedeuten.

Gewiß haben die österreichischen Geschichtsschreiber Recht, wenn sie behaupten, daß König Friedrich im Jahre 1740 oder 1756 für eine deutsche Sache das Schwert gezogen habe. Aber damit kann nicht geleugnet werden, daß die Kaiserin von Ungarn und der lothringische Kaiser Gemahl so undeutlich handelte, als möglich. Hatte nicht das Kaiserthum, welches die streichen Aristocraten und beutelustigen Russen auf den Boden des heiligen Reiches legte, den Kaiser verurtheilt, als Verkörperung des nationalen Gedankens zu gelten?

Die Nation, deren politisches Bewußtsein beim Beginne der siebenjährigen Kriege noch im tiefen Schlummer lag, hat darauf eine vollgültige Antwort gegeben. Nach dem Siege bei Rossbach galt der Preußenkönig als der Held, der einen der Erzfeinde des deutschen Volkes geschlagen. In den Staaten, deren Landesherren ihre Unterthanen an Frankreich und Oesterreich kauften, frohlachte man über diesen Triumph Friedrichs. Das Reich, dessen Preis vor den preussischen Kriegern Reichthum nahm, war „fröhlich“ gerufen. Von den abgelebten Normen der Reichsverfassung war der letzte Schiler gerufen, der preussische Gesandte von Plötho den Voten des erlauchten Reichstages ungestraft die Treppe hinunter befördern konnte. Gewiß sind die Affecte der damaligen Generation sich darüber klar geworden, daß die Reichsverfassung unter solchen Umständen doch nur als eine eiserne Maske, ja fast als eine Leinwand gelten konnte: diese Generation hat nachmals der Krönung Josephs in Frankfurt ihre Bewunderung zugebracht, als ob da wirklich etwas denkwürdiges vorgeginge und nicht bloß eine weihenlose Ceremonie, der Ausrufung eines Schattens. Aber das änderte an der Thatsache nichts, daß dies Reich sein Ende erreichte, als sich aus seiner Mitte eine deutsche, eine europäische Großmacht erheben sollte.

Auch bedeutete es nicht wenig, daß aus einem Kriege, dem man zunächst den Charakter eines Religionskrieges zu geben sich bemüht hatte, eine weltliche Macht siegreich hervorging. An und für sich hatte dem Judentum der Weltklärung ein solcher konfessioneller Gesichtspunkt fern gelegen: aber als der Papst die Waffen Danks segnete, mußte man erkennen, daß die alten Vorurtheile bestanden und daß insbesondere die Kirche mit den mittelalterlichen Anschauungen noch nicht gebrochen hatte, unter deren Einwirkung ein deutsches römisches Reich deutscher Nation entstanden war. Durch dieses letzte Moment wurde der politische Gegensatz zwischen Preußen und Oesterreich noch schärfer, andererseits legte das Emporkommen Preußens den Zug der schismatischen protestantischen Tendenzen. Mit unabänderlicher Konsequenz mußte dieser Umstand auf Deutschland zurückwirken, wenn derselbe Preußen in Deutschland die Hegemonie errang, um die es zunächst noch mit Oesterreich zu thun hatte.





Friedrich der Große.

1764 gezeichnet von J. B. Houssier

■



■



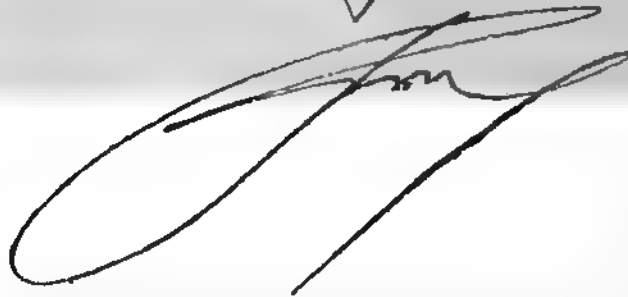


Das Brandenburger Thor im Jahre 1764. Originalradirung von Schodowsky.

## 2. Friedliche Thätigkeit Friedrichs und Maria Theresias in Preußen und Oesterreich.

König Friedrich betrachtete nach Beendigung des großen Krieges seinen Staat als einen aus zahlreichen Wunden blutenden und durch seinen Blutverlust in Tode erschöpften Körper, für dessen Wiederherstellung sowol durch schleunige, außerordentliche Mittel zu sorgen, als auch demnächst eine andauernde Friedenssituation erforderlich sei. Die Aufgabe, welche der König sich stellte, war um so schwerer zu lösen, als er daran festhielt, zur Sicherung des Friedens und zur Erhaltung seines Ansehens ein verhältnißmäßig großes schlagfertiges Heer, — 200,000 Mann nöthig zu haben. Um solche Ausgaben zu ermöglichen, wandte der König seine Sorge zunächst auf die Neubesiedlung durch den Krieg verödeten Gegenden, auf die Stärkung und Befestigung des ländlichen, besonders so sehr bedrängten Grundbesitzes, auf die Beförderung der Fabrikthätigkeit und der landwirthschaftlichen Industrie.

Au den augenblicklich mangelnden Heilmitteln gehörte es, daß der König gleich nach dem Friedensschluß 40,000 Scheffel Getreide aus seinen Magazinen zur Aussaat verabschiedete, demno 35,000 Militärpferde den Bauern zur Landbestellung überließ. Zur Beschäftigung Tausender wurde der Bau des „Neuen Palais“ bei Sanssouci in Angriff genommen (1770 mit einem Kostenaufwand von 3,000,000 Thalern vollendet); verarmte Provinzen erhielten Stenererlässe oder gar Aufschüsse, Schlesien allein 3 Millionen. Er fuhr fort, Kolonisten in sein Land zu ziehen, er erreichte, daß die neuwärtischen Gebiete, die im Kriege 57,000 Einwohner eingebüßt hatten, in zwölf Friedensjahren ihre ursprüngliche Bevölkerungszahl um 40,000 vermehrten. Durch die Einrichtung der „Landschaften“ d. h.



Friedrich in den Jahren nach dem siebenjährigen Kriege.  
Gezeichnet von Chodowicki. (Daranter Friedrichs Unterschrift aus der Zeit zwischen dem zweiten schlesischen und dem siebenjährigen Kriege.)

der Kreditverbände „Pfandbriefe“ dem Gelde gleichgestellt erhielt der König das Recht, seine Verleihen zu dürfen, seine verfallenen und verschuldeten Güter den Besitz vorzüglich für eine Preussens des Adels und der Bürgerlichen die Erbschaftlicher Güter. Ein Edelmann zu schonen der König, wiewol Leibeigenschaft mitgedenkt, Abstand, die die Frohnden abzu im Jahre 1773 bei König, wenigstens Frohndiensten vor. Landwirtschaft ein Friedrich ein Verbot dem er den Anbau des Getreides, anfangs mit Hilfe von Gewalt, zu

Friedrichs Unter  
vom Jahre 17

Unter den Gewerben sich besonders die Industrie, doch nach und nach auch Bedacht, die Manufaktur zu heben Bergbau nahm in Schlesien unter dem von Neben hohen

schwung. Obwohl der König von dem Merkantilsystem nicht so durchdrungen war, daß die Vortheile des freien Handels schlechterdings kein Auge gehabt hätte, hielt er es im Interesse seines Staates für geboten, durch hohe Zölle die Konkurrenz des Auslandes fern zu halten. Zum Besten des Handels ward auch schon 1764 die königliche Bank in Berlin gegründet.

An die Bevölkerung, deren Steuerkraft zu heben der König unablässig bemüht war, er freilich auch nicht geringe Anforderungen. Indem er das System der indirekten Steuern (das Accisewesen des Großen Kurfürsten auf alle Waaren ausdehnte und sie zugleich legte er der Bevölkerung eine schwere Last auf. Dieselbe wäre vielleicht, im Bewußtsein der Ertrag der Steuern dem ganzen Staate wie dem Einzelnen zu Gute kommen, als drückend betrachtet worden, hätte nicht der König als Leiter und Beamter der „Regie“



Fig. 1. Die Einwanderung der Franzosen in Berlin zur Errichtung der Regie. Radirung nach dem Leben von Daniel Chodowiecki vom Jahre 1771.

man die Reiseverwaltung — durchweg Franzosen berufen, denen er größere Geschicklichkeit auf diesem Gebiete zutraute, als seinen Unterthanen. Das Spioniren und auch Erpressungen seitens der Fremdlinge erregte bei der Bevölkerung die größte Abneigung gegen das Regie, welches an sich das einzig richtige war und ist.

Auch aus der Tabakverwaltung ergiebt die Regierung ansehnliche Ueberschüsse.

Nach Beendigung der ersten schlesischen Kriege wandte der König auch jetzt sein besonderes Augenmerk auf die Organisation der Rechtspflege. Da er sein strenges Rechtsgefühl, namentlich dem Armen und Hilfslosen gegenüber, allen Justizbeamten einzuprägen mit Erfolg sucht war, wurde die Parteilosigkeit der preussischen Richter fast sprichwörtlich. Den Großmuth von Fürst, einen Juristen, den er anfangs sehr begünstigt hatte, entließ er in Ungnade im Jahre 1779, nicht so sehr wegen seines Verhaltens im Müller Arnold'schen Prozeß, als deshalb, weil Fürst Friedrichs wiederholte Andeutungen, einen Verbesserungsplan für das preussische Rechtswesen auszuarbeiten, nicht verstanden hatte. Diese Aufgabe fiel nun seinem Nachfolger, dem bisherigen schlesischen Justizminister von Carmer zu, welcher sie mit Hingebung tüchtiger Kräfte z. B. des Geheimraths Suarez glücklich löste. Im April 1784 wurde ein Entwurf dem Publikum vorgelegt werden, das zu Verbesserungsvorschlägen ermuntert wurde; das Resultat dieser Bestrebungen war das „Allgemeine preussische Landrecht“, welches erst am 3. Februar 1794 veröffentlicht werden konnte.

Der mehrerwähnte Arnold'sche Fall hatte folgenden Verlauf. Der Müller Arnold besaß bei Neumark eine Mühle, für die er dem Grafen von Schmettan eine jährliche Erbpacht zahlen hatte. Er stellte plötzlich seine Zahlungen ein, unter dem Vorgeben, durch einen Sturz der Mühle neuerdings angelegten Teich sei ihm das zum Betriebe nöthige Wasser entzogen. Auf Schmettan's Klage wurde Arnold zur Zahlung verurtheilt und seine Mühle im Zwangswege verkauft. Das ordentliche Gericht zweiter Instanz (Kammergericht) bestätigte das Urtheil der Rasterner Regierung. Eine vom König wirklich ernannte Kommission hatte für Arnold günstig ausgesprochen und Friedrich zu dem Glauben veranlaßt, daß hier eine Ungerechtigkeit vorliege; Fürst büßte seine frühere Saumseligkeit und den Irrthum des Königs mit Amtsentlassung; die Richter wurden außerdem noch mit Festungshaft bestraft.

Für die geistlichen Interessen geschah äußerst wenig. Der Literatur, welche einen außerordentlichen Aufschwung genommen, stand, wie näher zu zeigen sein wird, der König selber ohne Rücksicht gegenüber; für die höheren Schulen hatte die Regierung wenig oder keine Geldmittel übrig; in Bezug auf die Volksschule erließ der König zwar gleich nach dem Hubertusburger Frieden (12. August 1763) ein „Generallandschulreglement“, welches bekundet, daß Friedrich die Bedeutung des Volksschulwesens nicht verkannte; aber aus Mangel an Mitteln und geeigneten Kräften hatte die Verordnung keine erheblichen praktischen Folgen. Etwas

besser erging es der Kunst, doch kam auch hier die Manifestierung des schwarzen Todes fremden Schauspieltruppen zu Gute. Auch an Friedrichs französischer Akademie war es nicht für deutsche Denker. Wol empfand das der Einzelne schmerzlich, die Wiener haben davon: wenn nicht die ärgerliche „Regie“ gewesen wäre, hätte sie an ihrem Herrn nichts auszufehen gefunden.

Es ist eine interessante Aufgabe und zugleich eine Pflicht der Historie, die Gerechtigkeit, neben die Reformthätigkeit Friedrichs die gleichartigen Vorfälle, die großen Gegnerin zu stellen. Waren die Erblande der Kaiserin auch nicht so unmittelbar mitgenommen, wie die Staaten Friedrichs, so war die finanzielle Lage Oesterreichs ebenso ungünstig wie die Preußens, und für die Sammlung und Zusammenfassung aller Kräfte, welche dem Staatsganzen neues Leben führen konnten, mußte dort vieles erst noch geschehen, was hier längst abgehandelt

Von Ungarn wird abzusehen sein; alle Neuerungen, alle zentralisierenden Bestrebungen haben sich ausschließlich auf die böhmische und deutsche Ländergruppe bezogen.

An der Spitze des Staats stand Maria Theresias allmächtiger Staatskanzler, der talentvolle Reichsfürst von Kaunitz-Rietberg. Etwas von den sittenstrengen Ansichten mancher Befürworter seines Privatlebens nicht immer sympathisch, war er doch unentbehrlich als geschickter Leiter ihrer Politik und als unermüdlicher, strenger Helfer Friedrichs des Großen. Trotz seiner französisch-entleernden Anschauungen genoss er ihr volles Vertrauen und hat nach ihr noch zwei Kaiserin gebietet. Er war es, der Maria Theresia im großen Stil, der auf die Entwicklung von Kunst und Wissenschaft so großen Einfluß ausübte, in manchen Neuherstellungen ein offener Förderer, ein Staatsmann, wie ihn Maria Theresia und Oesterreich in schwerer Zeit dringend bedurften.

Für die Verbesserungen auf dem Gebiete der Finanzwirtschaft und der damit zusammenhängenden Militärwirtschaft befaß Maria Theresia längst einen ausgezeichneten Helfer an dem Schlesier Grafen Haugwitz. Während bis zu den letzten Jahren der Ausrüstung und Verpflegung des Heeres zum großen Theil in den Händen der städtischen Korporationen gelegen hatte, wurden nach denselben alle ihre Leistungen in eine bestimmte Geldsumme, die sogenannte „Kontribution“ verwandelt, und der Staat übernahm die Kosten der Werbung und Aushebung, der Ausrüstung und Verpflegung des Heeres. So war für Maria Theresia die Föhrung des nebenwärtigen Krieges möglich geworden. Gleichzeitig mit der Heeresreform (1748) hatte man die Steuerbefreiung der einzelnen Korporationen grundsätzlich, die der Gerechtigkeit überhaupt entgegenstand. In Oesterreich wurden die Staatseinnahmen durch das Führen der indirekten Steuern (des Salz und Tabakmonopols) erheblich gesteigert. Bereits im Jahre 1748 konnte an die allmähliche Tilgung der Landesverschuldung gegangen werden.

Nicht ohne unmittelbaren Einfluß auf Preußen sah Haugwitz auch die Reformen der Verwaltung ins Auge: so wurden auf seine Anregung die „Verwaltungsprovinzen“ der deutschen Provinzen zu einer einzigen vereinigt. Auch wurde, wenigstens in der oberen Instanz, die Verwaltung von der Justiz getrennt. Durch die Einrichtung der „Kammern“ steigerte Maria Theresia mehr und mehr den Einfluß der Stände auf die Staatsverwaltung.

Auch hier ließ man es sich angelegen sein, durch Prämienverweise, durch Unterstützung privater Unternehmungen, durch Kapitalverleihen, durch Erleichterung von Privilegien und Heranziehung fremder Kräfte, den Gewerbetreibenden zu einem Das Verdienst, die ganze Bedeutung Friedrichs für den österreichischen Handel zu haben, gebührt dem Grafen Clotet.

Die von Haugwitz eingeleitete Reformen der Verwaltungsbehörden gab es



Wenzel Anton Fürst von Kaunitz, Graf von Dietrich, Herzog Maria Theresia.  
Bildnis aus dem Jahre 1765.

zur einheitlichen Gestaltung der obersten Justizämter. Eine Menge von  
herzoglichen und magistratischen Kriminalgerichten wurde aufgehoben; im  
Jahre 1765 bestanden in Böhmen von 378 Halsgerichten nur noch 21. Im  
Anschluß an die Verbesserungen Friedrichs machte sich auch Maria Theresia mit  
diesem Gedanken vertraut, ein für alle nichtungarischen Länder gültiges Rechtsbuch



verlassen zu lassen. Im Jahre 1767 lag der neue Civilcode vollendet vor, entbrach er den gehegten Erwartungen nicht und wurde unter Maria Theresia nicht publiziert. Dagegen erhielt das 1768 vollendete Strafrechtbuch die Zustimmung der Kaiserin, so wenig es mit den allgemeinen Anschauungen der Zeit stimmte. Die furchtbare Strenge der Carolina (Strafgesetzsordnung Kaiser Karls VI.) wurde durch die „Theresiana“ wenig gemildert; die verurtheilten Thäter mit allen ihren Gramthaten sind beibehalten, Hexenprozeß und Zuchtthronen ihren Platz. Indes errangen die Gegner der alten Juristenrechte den Sieg, namentlich in Folge der Bemühungen des kaiserschen Rathes. Im Jahre 1776 wurde die Tortur gänzlich abgeschafft.

Mit nicht geringem Eifer nahm sich Maria Theresia des Landvolkes an, obwohl auch sie persönlich die bevorzugte Stellung des Adels willig anerkannte.

Wenn sie konnte sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß von dem Landvolke dem Staatleben keine Anregung, kein Impuls gegeben wurde. „Aber dem Landvolke“ urtheilte die Kaiserin 1776, „ist nichts zu thun, haben keine Rüst und kein Wissen, muß vortheilhaft fortgehen.“ Indem sie die Regelung des bäuerlichen Lebensverhältnisses in Angriff nahm, berührte sie an einer sehr empfindlichen Stelle die Macht der Regierung. Ihre Regierung strebt in den sechziger Jahren eine Begrenzung der bäuerlichen Lasten an, zielt auf die Wiedererlangung des Landvolkes in seine volle persönliche Freiheit und will die von dem Bauer bewirtschafteten Güter ihm als Eigenthum übertragen. Ein Rescript von 1786 befragt, daß keiner Bauer gestattet sei, „ein Uebermaß an Schuld“ zu halten und legt den Jagdbauern die Beschränkung auf, den Untertanen allen Waid Schaden zu ersparen. Die seit dem Jahre 1776 erlassenen „Rechtspotente“ bezwecken eine Besserung der herkömmlichen Rechtsverhältnisse. In ihre letzten Konsequenzen verfolgte Maria Theresia die eingeführte Reform, freilich nicht, da sie den Adel bis zu einem gewissen Grade doch geschützt wußte.

Sie sah sich die Kaiserin als Selbstherrscherin an, zeigte sie auch in ihren Forderungen gegen die hohe Geistlichkeit, die in Oesterreich seit lange keinen geringeren Ansehen genoss, als die Aristokratie. Die rechtliche Giltigkeit eines von der Kirchenbehörde ausgesprochenen Urtheils wurde im Jahre 1768 von der staatlichen Genehmigung abhängig gemacht. Eine lange Reihe von Gesetzen zielt auf die Einschränkung des geistlichen, besonders des klösterlichen Besitzthums. Auf Ansuchen der Kaiserin sprach Papst Clement XIV. im Jahre 1771 wieder eine Zahl von öffentlichen Aemtern. Dem Papstthum gegenüber Maria Theresia, so gläubig sie der Kirche ergeben war, leuchtete eine autoritative Führung innerhalb ihrer Staaten und als der berühmte Weihbischof von Prag (Hefronius) durch sein bedeutames Buch „Ueber die Stellung der Kirche und die menschliche Gewalt des römischen Pontifices“ die kirchliche Monarchie zu Gunsten der weltlichen Gewalt ableugnete, legte man der Verbreitung des dem Papste auferlegten Verbotes Hinderniß in den Weg.

Auf dem Gebiete des Unterrichtswesens gingen namhafte Veränderungen ein. Der holländische Gelehrte Gerhard van Swieten, Vorkämpfer der Aufklärung, wurde als gebürtender Reformator des österreichischen Universitätswesens, das in einer Zeit der Verfallung mit der Regierung gebracht wurde. Swieten gelang es, die neue Generation, die mit seinen humanen Ansichten die heranwachsende Generation zu beeinflussen, zu wecken. Auf die höheren Schulen wurde seine durchgreifende Veränderung gebracht, nur daß die Gymnasien in enge Verbindung mit den Universitäten gebracht wurden. In der Regierungsführung trug man sich hinsichtlich der Volksschulen mit dem weitgehenden Gedanken einer allseitig umfassenden Nationalerziehung befaßte die Kaiserin.



Wenigstens zum Theil wurde diese Idee verwirklicht durch den ausgezeichneten J. A. Hef-  
biger, den Maria Theresia mit Bewilligung Friedrichs aus dem preussischen Schienen  
in ihre Dienste zog (1777). Durch die Schulreform wurde in dem büttischen Staaten-  
verband die Ausbreitung deutscher Kultur und Nationalität wirklich gefördert. Das freilich  
ertrankte man nicht, daß auf diesem Wege die schwierige, für Oesterreich gradezu verhängnis-  
volle Nationalitätenfrage gelöst wurde: es war patriotische Leichtfertigkeit, wenn man  
glaubte, wie Graf Fergan im Jahre 1770, „den Mangel eines wahrhaften und in  
großen Staaten so notwendigen allgemeinen Nationalcharakters“ durch eine verbesserte  
Erziehung zu ersetzen zu können.

Wenn die Bestrebungen der Kaiserin auch lebhafte Gegenströmungen hervorriefen  
und manches von dem eben geschaffenen durch die Regierung Josephs gefährdet oder ge-  
ändert wurde, so macht doch diese lebhafte Thätigkeit in den letzten Regierungsjahren der  
Maria Theresia einen erfreulichen Kontrast zu der Stagnation, die vor 1740 in Oesterreich herrschte.

### 2. Preußens und Oesterreichs Politik bis zur ersten Theilung Polens (1772).

Nach den Erfahrungen des letzten Krieges erschien es Friedrich dem Großen  
als eine politische Nothwendigkeit, unter den Großmächten Europas einen  
ständigen und zuverlässigen Verbündeten zu haben. Dazu hielt er Rußland,  
aus den Reihen seiner Gegner zuerst zurückgetreten war, am geeignetsten.  
Da England begie er nach Georgs III. letztem Verhalten einen entschiedenen  
Verwillen. So bildete denn ein im Jahre 1764 mit Katharina II. geschlossenes  
Verständniß, das Preußen freilich im Kriegsfalle die Zahlung von Subsidien auf-  
trug, in den nächsten Jahren die Grundlage seiner Politik.

Schätzte auf diese Allianz konnte er getrost abwarten, ob die osterreichische  
Macht, namentlich auch im Reiche, neue Fortschritte machen würde. Denn der  
Kaiser Joseph (zum römischen König gekrönt 3. April 1764), welcher  
am 18. August 1765 erfolgten Tod Franz I. den Thron bestiegen  
hatte, suchte sich sowohl die militärischen Kräfte Oesterreichs zu heben, seit den  
Jahren 1765 als Mitregent seiner Mutter, als auch erfüllte ihn der  
Wunsch, das Kaiserthum nieder empor zu bringen. Rußlands derzeitige Freund-  
schaft mit Oesterreich war aber seit dem Jahre 1762 völlig erkalte, und die  
Allianz, welche an die Stelle der Allianz getreten war, mußte noch zunehmen,  
in zwei wichtigen Kriegen, der polnischen und der türkischen, die Mächten  
beider Staaten weit auseinander gingen.

Kaiser Joseph II., geboren den 17. März 1761, hatte als Knabe seinen Lehrern  
und Erziehern, die seine Eigenart nicht kannten, viel zu schaffen gemacht, zeigte aber als  
Jugendling einen auf alles Edle gerichteten Geist, das lebendigste Streben, alle Aufgaben  
des Herrschers zu erfassen und sich für den Fürstenberuf würdig vorzubereiten. Nur un-  
terbrochen durch seine Thätigkeitsdrang, da ihm seine Mutter keinen entscheidenden Einfluß  
auf die Staatsgeschäfte einräumen wollte. Zwar hatte sein Wesen manches von dem seiner  
Mutter, besonders das Selbstbewußtsein und die hingebende Sorge für das Wohl seiner  
Untertanen, — von dem Vater hatte er dessen Ungezogenheit und Feindseligkeit geerbt, —  
aber in diesen Punkten waren doch die Naturen beider grundverschieden. Statt der Ruhe  
des Vaters, Thätigkeit II.



Joseph II. als Kind zu Pferde, gefolgt von Leutnants und Bedienten.  
Nach dem Leben gezeichnet und geschnitten von Tiebout.

und Thätigkeit der Kaiserin war ihm ein sanguinisches Temperament eigen: in seinem Kopfe siedeten stets neue Gedanken, neue Entwürfe. Die Pöbel, welche das Aethergebrachte kochte, war ihm fremd. King Maria Theresia den Lehren der römischen Kirche mit gläubiger Ergebenheit an, so huldigte Joseph mehr den Aufklärungstheorien seines Jahrhunderts. In diesen Eigenschaften lagen ebenso große Vorzüge wie Fehler, und besonders für einen Staat wie Oesterreich mußte ein solcher Herrschercharakter mannigfache Gefahren bergen. Wenn er, im vollen Besitze der Regierungsgewalt, daran gehen konnte, seine Regierungspläne zu verwirklichen. Ebenso ist klar, daß der preussische Staat einem Kaiser gegenüber, der seine Würde zur Wahrheit zu machen gedachte, allzeit auf der Hut sein mußte.

Unter den Zielen, für deren Erreichung das russische Bündniß dem Könige nothwendig schien, stand in erster Linie auch das, die alten Besitzungen des kurburgbairischen Hauses, Ansbach-Baireuth, deren Heimfall nahe bevorstehend war, dem voraussetzlichen Widerstande Oesterreichs gegenüber sich zu sichern, und aus dieser Rücksicht wünschte Friedrich auch im Jahre 1768, das Bündniß 1768 weitere zehn Jahre verlängert zu sehen.

Unverküßlich ward aber der König durch diesen Bund in die Kreise der polnischen Politik gezogen, obwohl das Verfahren und die Absichten derselben in eigenen Meinungen eigentlich nicht entsprachen. Rußland nämlich richtete im Jahre 1763, nach dem Tode Augusts III. von Polen seine Begehr nach Rußland auf dieses Wahlkönigreich, durch dessen Erwerbung es seine Grenzen erweitern wollte. Durch russische Intriguen und unter Entfaltung russischer Gewalt wurde im September 1761 Stanislaus Poniatowski, ein ehemaliger Günstling und Geliebter der Kaiserin Katharina auf den polnischen Thron gehoben, zum großen Mißvergnügen Oesterreichs und Frankreichs. In den polnisch-ungarischen Grenzgebieten trieben die Gegner jenes Königthums von Stanislaus Wagnen ihr Wesen, doch hielt es Kaunitz für rathsam, die ersten Unterwerfungsversuche Poniatowskis nicht zurückzuweisen, damit sich dieser König ganz in die Arme Rußlands und Preussens werfen müßte.

Denn zeigte sich aber immer mehr in Polen der Einfluß Rußlands, welches Verwirrung in dem unglücklichen Lande durch die Erregung konfessioneller Hefe künstlich steigerte und die politische Ohnmacht dieses Staates durch allgemeine Verfallung aller Mißstände zu vervollständigen bemüht war. Es trafen sich zwei Adelsverbände gegenüber, die Konföderation (der Russen-Feinde) von Radom (23. Juni 1767) und die Gegenkonföderation von Bar (Februar 1768). Die Schrecken des Bürgerkrieges suchten das unglückliche Land heim, in welchem die Russen triumphirten. Die Situation verwickelte sich in bedenklichster Weise, als die Pforte, von dem französischen Gesandten zu Paris getrieben, ein Verbot erließ, das die Russen begangene Schmach zu rächen, am 6. Oktober 1768 der Zarin den Krieg erklärte. Ein europäischer Krieg stand in Aussicht, denn bei der notorischen Schwäche der Türkei ließ sich voraussehen, daß die Russen hier Erwerbungen machen würden, die das europäische Gleichgewicht bedrohten und namentlich von dem benachbarten Oesterreich nicht gestattet werden konnten.

Die konfessionellen Gerwürnisse bestanden darin, daß die Dissidenten in Polen (Protestanten und Griechisch-Katholische) religiöse Duldung und völlige Rechtsgleichheit mit den Römisch-katholischen forderten. Auf das Drängen Rußlands mußte der Reichstag diese Wünsche entsprechen (1767); derselbe Reichstag beschloß auch die Aufrechterhaltung des „liberum veto“, das alle Nationalgesinnten, auch Poniatowski selbst, abschaffen wollten.

So lange die Türkei mächtig gewesen war, hatte das gemeinsame Interesse Rußland und Oesterreich verbunden, sollte aber jetzt die Zarin dem geschwächten Staate entreißen dürfen, so viel sie wollte, ohne Oesterreich zu befragen? Kaunitz wünschte eine Verständigung mit Preußen, dem eine weitere Vergrößerung bei ohnehin mächtigen Nachbarn auch nicht genehm sein konnte. Und dabei war es eigentlich verpflichtet, dem kühn erobernden Staate die vertragsmäßige Hilfe zu gewähren. Dem polnischen Insurrektionskriege gegenüber verkündigte das Wiener Kabinett seine neutrale Haltung, zog aber gegen den Kriegsschauplatz hin einen Grenzfordon, der das von Oesterreich auf Grund uralter Verträge beanspruchte Gebiet der polnischen Lips einschloß.

Ursprünglich hatte Kaunitz Preußen von Rußland abziehen wollen, indem er dem Könige, im Einverständniß mit der Pforte, vorschlug, für Auland und den größten Theil Polnisch-Preußens Schlesiens an Oesterreich zurückzugeben, — ein Phantastiegebilde, dessen Unausführbarkeit selbst Joseph klar erkannte.

Da Preußens König den aufrichtigen Wunsch hegte, den allgemeinen Frieden zu erhalten, kam er den Absichten Kaunitz' entgegen. Dies führte zu dem Besuche des Königs Joseph in Reize (am 25. August 1769). Hier sprach Friedrich dem Kaiser gegenüber seine hohe Befriedigung über die Versöhnung der Häuser Habsburg und Hohenzollern aus, aber eine Verständigung über die schwebenden Fragen ward nicht erzielt. Wie hätte sich auch Friedrich mit Rußland überwerfen sollen, wo er den unmittelbaren Eindruck gewann, daß ihm in Kaiser Joseph ein von Ehrgeiz verzehrter Herrschergeist gegenüberstand! Auch Joseph gewann die Ueberzeugung, daß er dem Könige nicht trauen dürfe.

König Friedrich schreibt, — und es ist nothwendig, etwas zwischen den Zeilen zu lesen, — am 2. September an Zinkenstein: „Der Kaiser ist ein Mann von lebhaftem Gemüthe und liebenswürdigem, gewinnendem Wesen. Er hat ernsthaften Sinn für das Glück. Er hat mich versichert, daß er Schlesiens vergessen habe, was ich nach Gebühr zu schätzen weiß. Er hat mir dann eine gegenseitige Reduktion der Armeen vorgeschlagen, was ich höflich als möglich abgelehnt habe. Er ist von Ehrgeiz verzehrt. Ich kann im Augenblicke noch nicht sagen, ob er es auf Venedig, Baiern oder Lothringen abgesehen hat. Aber es ist sicher, daß Europa in Flammen stehen wird, sobald er zur Herrschaft gelangt.“

Kaiser Joseph schreibt an seine Mutter (29. August), Friedrich sei ein Genie und ein Mann, der wunderbar zu reden verstände; aber bei allem, was er sage, fühle man sich heraus, daß man es mit einem Schelm zu thun habe.

Eigentlich lag, was Polen betraf, schon im Jahr 1769 eine Theilung des Landes in der politischen Atmosphäre, nur daß man preussischer Seite hoffte, Oesterreich auf diese Weise für Rußland zu gewinnen, während die Pforte und die französische Diplomatie Oesterreichs Dienste dem türkischen Reiche dadurch zu verschaffen wünschten. Die österreichische Regierung war so vorsichtig, sich für alle

galle zu sichern und erweiterte im Sommer 1770 ihren sogenannten „Grenzforde“ im Zipser Komitat in der Weise, daß nun schon unbedingt polnische Gebiete hineingezogen wurden.

Die außerordentlichen Erfolge, welche Rußland im Laufe des Jahres 1770 errang, im Sommer waren Moldau und Wallachei erobert, am 16 Juli die türkische Flotte vernichtet, bewirkte einen neuen Annäherungsversuch zwischen Oesterreich und Preußen. Am Anfang September (3. bis 7.) 1770 stattete König Friedrich dem Kaiser in Währichstein einen Gegenbesuch ab; auch Mannigart anwesend und suchte dem Könige die Vortheile einer ständigen Allianz mit Oesterreich begreiflich zu machen. Die polnische Frage ward kaum berührt, um so mehr erregte sich die Konferenz auf die russisch-österreichische Vermittlung und Friedrich übernahm im Interesse des Friedens bei der Fürstin ermittelnde Schritte zu thun. Im Oktober 1770 ging Prinz Heinrich nach Petersburg mit



1770

„Die Kaiserin Katharina und Friedrich der Große kommen 1770 in Währichstein zusammen“

Kupferstich von Daniel Schönbauer

der Kaiserin, Katharina zu mahnen, sie möge nicht durch übermäßige Forderungen die Türkei Oesterreich zum Kriege nöthigen; zugleich aber sollte Prinz Heinrich erklären, wie Katharina über eine eventuelle Theilung Polens denke, denn Friedrich befürchtete, daß die Fürstin das gesamte Polenreich als willkommenes Gut betrachten möchte. Der König hat also nicht, wie seine Widersacher behaupten wollten, den Theilungsplan angeregt, sondern nur darüber gewacht, daß im entscheidenden Augenblicke nicht die berechtigten Interessen Preußens vernachlässigt wurden. Vielmehr hat die Forderung des Zipser Komitates durch die Fürstin der Kaiserin Maria Theresia, die in ihrem Gerechtigkeitsglauben und ihrer Unerschütterlichkeit von der Theilung Polens angeblich nichts wissen wollte, den Weg zum Wollen geebnet.

Von den vorerwähnten Ansprüchen Oesterreichs auf Orte des Zipser Komitates schrieb Maria Theresia selbst: „Ich habe eine sehr geringe Meinung von unseren Ansprüchen“

Dann mehr verknüpfte sich die polnische mit der türkischen Frage. Die Vermittlung Friedrichs hatte keinen Erfolg, da Rußland auf einer völligen Unterwerfung der Pforte bestand; dagegen ließ Katharina bald merken, daß sie Preußens Verstand ihm das Herzogthum Ermeland überlassen werde, ein Land, welches nach Friedrichs Meinung nicht der Mühe werth war. „Polnisch preußen“ schrieb er im Januar 1771, „würde die Mühe lohnen.“

1771

Oesterreich, um Krieg mit Rußland entschlossen, falls diese Macht ihre Po-





Kaiser Joseph II. mit seinem Bruder und Nachfolger Erzherzog Leopold, Großherzog von Toscana, bei einer Zusammenkunft in Rom 1769.  
 Gemalt von Bartol in Rom, geschnitten von Schmidt in Göttingen



beimann der Pforte gegenüber nicht milderte, suchte von dem Könige das für die Preussischen zu erhalten, daß er in einem Kriege zwischen Rußland und Oesterreich neutral bleiben werde. worauf Friedrich natürlich nicht eingehen konnte.

Erst sehr allmählich ergab man sich in Oesterreich in den Gedanken, daß man den Preis für Rußlands Nachgiebigkeit gegen die Pforte zahlen müsse: es kam Maria Theresia allerdings schwer an, auf dem Wege weiter zu gehen, da sie mit der Besetzung der Zipser eingeklagten hatte, und Kaunitz erklärte jetzt, im Verachte das beste Gebiet noch gar nicht als Eigenthum und sei über das Maß dessen, was Oesterreich nach seinen Ansprüchen zukomme, zu Verhandlungen bereit. Eher söhnte sich Kaiser Joseph mit dem Theilungsplane aus, als zu Ende des Jahres 1771 trat in Wien die orientalische Frage in den Vordergrund: die österreichische Regierung wies die russisch preussischen Pläne nicht von der Hand. Am liebsten hatte Kaunitz für das auf Oesterreich etwa verfallende polnische Gebiet Schlesien und Glatz genommen, wovon Friedrich nichts hören mochte. Am 5. August 1772 schlossen die drei Mächte den Theilungs-<sup>1772</sup>vertrag, den das wehrlose Polenreich genehmigen mußte. Rußland nahm Littauen (2200 Quadratmeilen), Oesterreich Galizien (1300 Quadratmeilen), Preußen 1000 Quadratmeilen, nämlich Westpreußen (ohne Danzig und Thorn) und Netzedistrikt.

Oesterreich trübte sich damit, daß es von den drei Mächten doch wenigstens die gerechtesten Ansprüche habe, die es in Rechtsdeduktionen von sehr zweifelhaftem Werthe nachwies: es überließ dabei, daß diejenigen Gebiete, welche Preußen erwarb, alte kerkonische Lande waren, die einstmals auch nur durch den schändlichsten Landesverrath an seinen gekommen waren. Wohl lag der Zeit die Erkenntniß fern, daß Deutschland gemüth, aus Preußen erwache, aber thatsächlich wurde doch durch die Besitzergreifung Westpreußens ein halbtausendjähriger Kampf zwischen Deutschen und Polen um den Besitz der Ostseeküste zu Deutschlands Gunsten entschieden. Von diesem höheren historischen Gesichtspunkt aus betrachtet ist also gerade zu allererst die von Preußen gemachte Erwerbung: durch die Segnungen, welche ein geordnetes Staatsleben und deutsche Gesittung verbreitet, entschädigte dadurch der preussische Regierung die verwahrlosten Lande für das zweifelhafte Glück, wenn er sich bankrottten Staatsschulden angehört zu haben.

Am 13. September nahm Friedrich von Westpreußen Besitz, am 27. ließ er sich in Königsberg krönen; im Mai 1773 ließ er zu Inowrazlaw die Krönung im Kopenhagener Saal vornehmen. Dem Verkehr öffnete er neue Wege durch die Anlage des Bromberger Kanals, der die Weiche mit der Wege verbindet. Er hob die persönliche Leibeigenschaft der Bauern auf und theilte durch Errichtung von Elementarschulen an der geistigen Verbesserung des stumpfsinnigen niederen Volkes. Aus den Zümpfen neben dem ausbushenden Preussener: lag der fleißige Nepegan empor.

gewann immer größeren Einfluß Joseph II., der die gesamte Politik seines eigenen Ehrgeiz zu einer energischen, rücksichtslos angreifenden Politik machte. Als letztes Ziel schwebte ihm immer die Demuthigung des Nebenbuhlers vor seine europäische Machtstellung auf die Ueberwältigung Oesterreichs begründet.

Ganz entgegengesetzt war die Haltung Preußens: Friedrichs Pläne gingen nur darauf, seinem Hause für alle Zukunft zu sichern, was er erworben; dem Kaiser Joseph entgegenzuarbeiten machte seine ganze Politik aus; er gleicht dem Kommandanten einer belagerten Festung, der einem den Bewegungen des Gegners folgt und zur Vertheidigung herbeieilt, so Punkt von feindlichen Angriffen bedroht ist.

Wie sehr Kaiser Joseph seine Vergrößerungslust über die Welt, welche seiner Mutter so theuer war, bewies er, indem er die Pforte, nach er bereits einem Hilfsvertrage zufolge (28. Juli 1771) zwei Millionen Gelder empfangen, nicht allein im Stiche ließ, sondern sie sogar betrug: die gedemüthigte Pforte mit Rußland den Frieden von Amstadt (16. Juli 1771) geschlossen, nöthigte er sie zur Abtretung der Bukowina, einen Theil der unter türkischer Oberhoheit stehenden Moldau bildete.

Aber bedenklicher als diese Erwerbung, welche Preußens Interessen unmittelbar verletzte, waren für König Friedrich Josephs Bestrebungen Reich der Wittelsbacher mit Oesterreich zu vereinigen. Der Mannheimer, des alten Fürstenhauses stand mit dem bairischen Kurfürsten Max Joseph, Neffen der Kaiserin, auf zwei Augen: die Möglichkeit des Ausbuchs der kurfürstlichen Linie und die Geltendmachung eines österreichischen Anspruchs beschäftigte Raunitz schon im Jahre 1764. Er erwog, wie man sich in Folge Falle mit dem nächstberechtigten Erben, dem Lebenslänglichen, immer Kaiser Karl Theodor von der Pfalz auseinandersetzen und so eine vollständige Gebietserwerbung machen konnte. Besonders lebhaft beschäftigte den Kaiser



Friedrich der Große zu Pferde.

Ornament von Daniel Chodowiecki, geschnitten 1777 zu Berlin von Daniel Berges.

Im Jahre 1777 begann Kaiser Joseph den Kurfürsten Carl Theodor und 1778 den nächsten Agnaten, Carl von Pfalz-Zweibrücken, in seinem Sinne be-

arbeiten zu lassen: auch der letztere kam trotz einer französischen Pension nie aus seinen Schulden — warum sollte er für eine anständige Geldentschädigung nicht auf seine Ansprüche verzichten? Im Frühjahr 1777 begab sich Joseph im strengsten Inkognito nach München; dann ging er nach Frankreich, um seine Schwester Marie Antoinette, welche seit 1770 Königin von Frankreich war, zu besuchen und vor allem die guten Beziehungen Oesterreichs zu Frankreich zu befestigen. Seinem Schwager, dem Könige Ludwig XVI. kam der Besuch eigentlich ungelegen, dagegen brachte ganz Paris dem leutseligen, prunklosen Herrscher des österreichischen Kaiserstaates begeisterte Huldigungen dar.

Im Dezember 1777 trat der erwünschte Erbfall ein (28. Dezember), die österreichische Diplomatie hatte sich beeilt, während der letzten Krankheit des <sup>1778</sup> kaiserlichen Fürsten ihre Sache zu führen, und so wurde am 3. Januar 1778 eine ihren Absichten günstige Konvention geschlossen. Zugleich rückten österreichische Truppen in einen Theil des Landes ein, das in seiner Gesamtheit von Oesterreich nicht wissen wollte. Die Gegner der österreichischen Herrschaft verkündigten vielmehr schleunigst den Regierungsantritt Karl Theobors, der damit in eine unangenehme Lage kam, gleichwol aber die von seinen Rätthen geschlossene Konvention annahm.

Wenn aber Joseph darauf gerechnet hatte, daß auch der Herzog von Pfalz Zweibrücken der Konvention beitreten werde, hatte er sich getäuscht. Vielmehr protestirte derselbe, von Preußen dazu bewogen, feierlich gegen die Verletzung seines Erbrechtes. Auch Sachsen, welches auf die Allodialhinterlassenschaft der Verstorbenen Ansprüche erhob, schloß sich dem Könige an, ebenso Mecklenburg-Schwerin. Auch Frankreich und Rußland, selbst Sardinien suchte Friedrich gegen Oesterreich aufzubringen und erklärte (Ende März) dem Herzoge von Zweibrücken, die pfälzischen Rechte gegen alle Annahmen des Wiener Hofes zu verteidigen zu wollen. Auch suchte er eine Association der Reichskreise zu Gunsten seiner Schuttlings zu stande zu bringen. Gleichzeitig begann er selbst seine Rüstungen, in der ersten Woche des Juli wurden nach mehrmonatlichen Verhandlungen die diplomatischen Beziehungen zwischen Oesterreich und Preußen abgebrochen: noch einmal sollten, so schien es, die Kanonen entscheiden, wie weit die Machtsphäre der beiden rivalisirenden Staaten in Deutschland reiche. Sachsen nahm diesmal auf Seite Preußens und stellte 20,000 Mann zwischen Pirna und Magdeburg auf, während Friedrichs Armee in Böhmen einfiel.

Indeß war es dem feurigen Sohne Maria Theresias nicht beizubringen, durch Siege über den bedächtiger gewordenen Preußenkönig Lorbeer zu gewinnen: der Feldzug bestand in einer Reihe von kleinen Scharmüßeln, Märschen und Rekognoszirungen und wurde von den österreichischen Truppen spottweise der „Zweibrückener Krummel“ von den Preußen „Kartoffelkrieg“ genannt. Maria Theresia ließ schon im Juli, dann wieder im August Verhandlungen eröffnen, welche ihr Sohn erbitterten und auch zu nichts führten. Als sich indeß Maria Theresia überzeugte, daß Rußland einer bewaffneten Vermittlung nicht abgeneigt und auch von Frankreich nichts zu hoffen war, befahl sie die Wiederaufnahme der Verhandlungen. So begann der Kongreß von Teichen sein Werk: am 13. Ma-



Abgesandter Friede auf den Frieden zu Teschen vom Bildhauer Zippel zu Rom 1779. Nach der Unterzeichnung macht Friedrich das Original dem Großen Fürstberg zum Geschenk.

Am Geburtstage der Kaiserin, wurde der Friede abgeschlossen. Oesterreich mußte mit einem kleinen Stücke des beanspruchten Landes begnügen, dem sogenannten Viertel der Markgräfler mußte sein Land wieder übernehmen und Sachsen für die Modulanprüche entschädigen; Preußen erhielt von Oesterreich die Zusicherung: der Vereinigung der sächsischen Lande Ansbach-Baireuth mit dem Königreich Preußen keine Hindernisse in den Weg gelegt werden würden.

So waren Josephs stolze Pläne zu Schanden geworden. Der erbitterte Kaiser sprach damals die prophetischen Worte, wenn je die Schwerter Oesterreichs und Preußens nochmals auf einander schlagen, dann würden sie nicht eher wieder in die Scheide fahren, als bis die Entscheidung offenbar, vollkommen und unabweislich gefallen sei. Nach drei Menschenjahren ist die Prophezeiung in Erfüllung gegangen, aber die Entscheidung fiel anders aus als Kaiser Joseph gehofft haben mag.

Das Eintreten Friedrichs für die Erhaltung Baierns war, — das müssen wir gestehen —, nicht so sehr durch die Rücksicht auf die bestehende Reichsverfassung hervorgerufen worden, als vielmehr in der Verfolgung preussischer Interessen, die einen derartigen Machtzuwachs Oesterreichs nicht zuließen. Gleichwohl hatte diese preussische Politik einen völligen Umschwung der öffentlichen Meinung in Deutschland herbeigeführt. Nun erschien der Nation König Friedrich nicht mehr als der dreiste Eroberer, der freche Rebelle gegen Kaiser und Reich, sondern als Schutzherr des Rechtes; schon ruhnte in dem einst so bitter verfeindeten Sachsen der Barde Hingulph (Heringmann) wie „aus dem Schooße der Allmacht König Friedrichs große schlachtenirohe Seele ging“.

## 5. Die letzten Zeiten Maria Theresias († 29. November 1780). Der Fürstenbund (1785).

Nach kaum geschlossenem Frieden horte König Friedrich von den rastlosen Anstrengungen Kaiser Josephs zur Hebung der militärischen Güternutzwirtschaft, er horte von den Anstalten, von den zahlreichen Festungsbauten,

Konstantinopel aus im tiefsten Geheimniß die Aufforderung zu einer Allianz zwischen Preußen, Rußland und der Türkei. Aber der Plan fand Verfall der Kaiserin nicht: dagegen kam in den Verhandlungen mit dem Kaiserin hier zum ersten Male ein Projekt zur Sprache, an dessen Ausführung König Friedrich nach sechs Jahren ging. Kaiserin erklärte die Nothwendigkeit an, dem wachsenden Einfluß Oesterreichs in Deutschland ein Geßel zu setzen und versprach dafür Rußlands Hilfe, er meinte es könne nicht schaden, die deutschen Fürsten, die ja leztlich Beweise von der Uneigennützigkeit Preußens erhalten hatten, zu einem Bunde zu vereinigen. Kaiserin hielt nicht viel von einem solchen Bunde mit den deutschen Fürsten, die so gering gehalten wurden, sich ihre Dienste selber bezahlen ließen und aus Mangel ihre Soldaten nach Amerika verlaufen. Gleichwohl kam der Plan nicht ganz, weil man sich auf diesem Wege der verschiedenen Fürsten sichern und ihrem Anschlusse an Oesterreich vorbeugen konnte. Aber Kaiserin empfahl er doch das gemeinsame Bündniß mit der Pforte. Er kam damit bei der Kaiserin den größten Anstoß. Es war nicht das erste Mal, daß Friedrich Sympathie mit der Pforte bezeugte: gerade jetzt aber war diese der Kaiserin doppelt unerwünscht, weil sie den Plan zur Vertreibung der Türkei geistete hatte. Die preussische Allianz war ihr nicht mehr ein Mittel zur Förderung ihrer Pläne, sondern ein hemmendes Weizenwacht. Friedrich athmete nur Friede und Erhaltung, die Katharinen Krieg und Unterwerfung richtig wendete sie sich zu dem gleichgesinnten Kaiser Joseph, der sich dem russischen Bündniß brante.

1780 Am 26 April 1780 verließ Joseph Wien unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein und traf am 2 Juni in Moskau ein, wo ihn Katharina erwartete. Nach rauschenden Festlichkeiten reisten die beiden gekrönten Fürsten



wohl begleitete die preussische Diplomatie die Annäherung dieser beiden mit Aerger und Unruhe: der König aber unterschätzte die zeretzende dieser Zusammenkunft: er konnte und wollte nicht glauben, daß Joseph II. die Wege seiner Mutter verlassen würde, die stets für „ihre Mutter“ besondere Vorliebe gezeigt.

Aber die alternde Kaiserin trat immer mehr in den Hintergrund: nur ein Erfolg, bei dem ihre Wünsche mit dem Staatsinteresse Oesterreichs merk- übereinstimmten, ward ihr an ihrem Lebensabend beiseuert. Erzherzog Nikolaus wurde trotz seines Widerstrebens gegen den geistlichen Stand für sich um die Koadjutoreien in Köln und Münster zu bewerben und die fallende Wahl anzunehmen. Trotz aller Drohungen und diplomatischen Hänge Preussens erfolgte die Wahl an beiden Stellen (7. — 16. August 1779); Norddeutschland gerieth in die größte Besorgniß, denn man sprach

daß auch  
Korn und Hil-  
für den Erz-  
in Aussicht  
nen seien.  
burgisches  
sien sich über  
stantischen  
legen zu  
Von neuem  
jezt König  
ch Rußland  
en deutschen  
bund zu in-  
en; man hielt  
kig hin, —  
titel der Za-  
ke eine Wen-  
kommen, die  
in Plan nicht  
war.

nun bekam  
freie Hand.  
November  
arb Maria  
d, tief be-  
von ihren  
von den  
hier Unter  
allerdings



Maria Theresia in Wittmenthauser.

Wandbild aus dem Jahre 1780. Gemalt vom Hofmaler du Kreue, geschnitten vom K. K. Hofkupferstecher Jakob Schmutzer.

auch geschmäht von dem durch eine hohe Tranststeuer gedrückten niederen Volk. Ihr großer Gegner verstand diese Herrscherin besser zu würdigen. Dem österreichischen Botschafter Reviczky sagte Friedrich am 24. Dezember: „Ich bezeuge Ihnen mein tiefes Beileid über den Verlust ihrer großen Herrscherin, welche diese Trauer in jeder Hinsicht verdient und beständig eine Ehre für ihren Thron und ihr Geschlecht gewesen ist.“

Schwere, sorgenvolle Jahre kamen über König Friedrich, nachdem an die Stelle der Kaiserin der unternehmende Joseph getreten war. Der König mußte zusehen, wie seine Stellung immer mehr isolirt wurde. Sein Bündniß mit Katharina bestand dem Namen nach fort, aber war es nicht vielleicht in sich zerfallen? Dann wieder hoffte er, Katharina, — er unterschätzte ihre Persönlichkeit trotz der übertriebenen Lobreden, mit welcher er ihrer Eitelkeit schmeichelte, — werde am Ende doch noch ihr wahres Beste erkennen und sich ihm wieder zuwenden. Ruhig zu warten, der Entwicklung zuzusehen, zwangen ihn auch die Dinge im westlichen Europa. Er ließ es sich gefallen, als sich ihm im Jahre 1782 England wieder freundlich näherte, aber entscheiden konnte er sich erst, wenn der große Krieg, den England noch durchkämpfen mußte, sein Ende erreicht hatte.

Noch im Jahre 1782 neigte Friedrich mehr zu einem Bündniß mit Frankreich als mit England. Er hatte während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges (1776—1783) von Anfang an auf Seiten der Amerikaner gestanden, da er den Engländern jede Unterstützung gönnte. Er verbot einmal den Durchmarsch der in Deutschland erkaufte russischen Hilfsvölker durch sein Gebiet und sprach sich über den unwürdigen Menschenhandel den die Landesväter von Württemberg, Hessen-Kassel etc. mit ihren Unterthanen trieben mit schonungsloser Schärfe aus.

Es würde zu weit führen, den Verwickelungen nachzugehen, welche die orientalische Frage erzeugte und den verschiedenen Projekten zu folgen, durch welche König Friedrich aus seiner Vereinsamung herauszukommen suchte. Im Jahre 1783 betrieb er, gegen die Meinung seiner Minister, ein Bündniß mit Frankreich, das ihn auch bei der Bildung eines Fürstenbundes unterstützen sollte; allein Frankreich fand sich nicht veranlaßt mit Oestreich zu brechen, als ihm in der orientalischen Frage die Vermittlerrolle übertragen wurde. Als am 5. Januar 1784 zu Kinali-Kawal der Friede zwischen Rußland und der Pforte geschlossen wurde, sah sich Friedrich völlig zur Seite gedrängt. Alle übrigen Mächte nahmen an der Regelung dieser europäischen Angelegenheit Theil; die jüngste Großmacht Preußen war ausgeschlossen. „Wir sind,“ ruft Friedrich einmal aus, „so isolirt, daß wir nicht einmal eine Macht finden können, die uns auch nur den Schatten einer Allianz bietet.“

Da kam dem König ein rettender Gedanke. Mit Oestreich verfeindet, von England vernachlässigt, von Rußland verlassen, von Frankreich zurückgewiesen, sah er für Preußen keinen besseren Rückhalt mehr, als bei den deutschen Fürsten, deren Bedeutung er vor wenigen Jahren so gering angeschlagen hatte. Der Fürstenbund, früher gleichsam als ein Anhängel einer russischen oder französischen

denkz gedacht, wird nun der Eckstein, auf dem Friedrich sein neues politisches System begründet. Er sucht die gegen Oesterreich opponirenden Elemente in Deutschland zu einem Bunde zusammenzufassen, der die allgemeine Stellung Preussens in Europa und die besonderen Verhältnisse Deutschlands aufrecht erhalten soll. Mit nichts bezweckte der König eine Reform der abgelebten Reichsverfassung: im Gegentheil, es galt, das alte reichsständisch theokratische Deutschland zu konserviren, um es nicht Oesterreichs Händen anzuantworten. Wie die Dinge damals lagen, bedeutete das für Preußen zugleich die Hegemonie im Reich, dem Kaiser zum Trotz.

Nach der bisher landläufigen Darstellung hängt die Entstehung des Fürstenbundes lediglich mit der bairischen Intrigue zusammen, die Joseph II. vom Jahre 1781 an, wie schon erzählt werden wird, erneuerte. Allerdings gehen diese Bestrebungen und die straflichen Gegenanstrengungen neben einander her, aber die eigentliche Veranlassung zu der Ausgestaltung jenes wiederholt erwogenen Gedanken gab der Vertrag von Minatogawa, in Folge dessen Rußland von der Pforte die Krim und Kuba erhielt. Das Schicksal einiger tausend Tataren und einiger wälder Steppen Asiens wirkte zurück auf die deutsche Reichsverfassung.

Da der Kaiserin Katharina der Abschluß des für Rußland so günstigen Friedens ganz besonders durch die östreichischen Diplomaten erleichtert war, so reichte Kaiser Joseph mit Sicherheit darauf rechnen, daß seine Vergroßerungen in Deutschland von russischer Seite unterstützt werden würden. Josephs Forderung war, die östreichischen Niederlande, die für ihn stets eine Quelle unanfechtbarer diplomatischer Verwicklungen waren, gegen Baiern auszutauschen: jedoch wollte er dem Kaiserin von Rußland nicht die gesamten Niederlande übergeben, sondern Theile derselben sollten zur Entschädigung des Erzbischofs von Salzburg dienen, dessen süddeutsches Gebiet der Kaiser zur Abrundung seines Staates reichlich gebrauchen konnte. Auf diese Weise hätte Joseph den Verlust Schlesiens reichlich ergänzt und den Einfluß Oesterreichs auf Deutschland unendlich vergrößert. Im Mai 1781 erklärte die Kaiserin dem Wiener Hofe, daß sie das Projekt durch die Kaiserin Katharina, der Kaiserin Katharina, den man um dieselbe Zeit von dem Kaiserin Katharina in Kenntniß setzte, war zwar nicht ganz zufrieden, daß er die Niederlande nicht ungeschädigt erhalten sollte, ließ sich aber mit der Aussicht fodern, daß sein neuer Besitz den hochtönenden Namen eines Königreichs Burgund tragen würde. Um so entschiedener war der Herzog von Pfalz Zweibrücken, der nächste Verwandte gegen das Projekt, alle Versuche ihn umzustimmen. Hier wirkte auch die Kaiserin Katharina mit — waren vergeblich. Umsonst forderte der Gesandte Romanzow den Herzog gebieterisch auf, der Kaiserin über den Austausch beizutreten. Im Frühjahr wandte sich der Herzog im Frühjahr 1783 an König Friedrich mit der Bitte, die kaiserlichen Pläne durch eine bewaffnete Vermittlung im Bunde mit Frankreich zu hindern.

Als es nicht hatte Friedrich, einem solchen Austausch sich zu widersetzen? Im Jahr 1784 in der Erklärung der deutschen Reichsverfassung, zumal der Friede von 1763 die kaiserlichen Hausverträge garantirte, die auch dann nicht gebrochen

Gründung des deutschen Fürstenbundes, der nicht allein die erinnerbare



— — — — —

Die Janischideen mußte Joseph in kurzem aufgeben: der alte Lowe im Norden hatte nur seine Mahne zu schütteln gebraucht, um die Anschläge der Tugner zu vernichten.

Die eigentlichen Artikel des Fürstenbundes oder der „Association zur Erhaltung des Reichthums“ bezogen sich auf den defensiven Charakter des Landes, die Geheimen auch auf die Eventualität einer neuen deutschen Königswahl und der Errichtung weiterer Kantons.

Hochsinnige Fürsten wie Karl August von Sachsen-Weimar knüpften an die Institution greifbare Reformpläne: Karl August dachte an einen Bund, an ein deutsches Gesetzbuch, an Militärkonventionen; Friedrich der Große hielt sich von solchen Illusionen frei. Er wußte, daß er nur einen Nothzettel geschaffen, denn er kannte die deutschen Fürsten besser. Die deutsche Fürstenschaft folgte der Führung des Hauses Hohenzollern nur ungern, ihr Vertrauen Preußen reichte nicht weiter als ihre Angst vor Oesterreich; sobald die Hofe ihre begehrenden Pläne fallen ließ, trat das natürliche Parteiverhältniß hervor ein, und namentlich die geistlichen Fürsten mußten sich von dem protestantischen Preußen als ihrem natürlichen Widersacher wieder abwenden.

Auch auf einem anderen Gebiete erlitt Kaiser Joseph, sehr zum Nachtheil Deutschlands, eine Niederlage. Er beschloß, durch seinen Bruder, den Kurfürsten Maximilian von Köln und die andern Erzbischöfe, in den sogenannten „Emser Punktationen“ eine deutsche Nationalkirche ins Leben zu rufen und den päpstlichen Einfluß auf die Kirchenangelegenheiten Deutschlands zu vernichten. Da aber die deutschen Bischöfe der Präeminenz der Erbkirche abgeneigt waren und Baiern auf die Seite Roms trat, mußte das Vorhaben unterbleiben.

## 16. Tod Friedrichs des Großen (17. August 1762). Einfluß seiner Persönlichkeit.

Obwohl Kaiser Joseph II. mit dem Eifer eines edlen Schwärmers daran ging, geordnete, für ihn selbst nur zu unheilvolle Veränderungen in den Verhältnissen seines Reiches ins Werk zu setzen, neigten sich die Tage des glorreichen Preußenkönigs ihrem Ende zu.

Verzerrt von seinem Volle stand der grämliche, forgerückte, von den Verden des Alters und mannigfacher Krankheit heimgeleitete Fürst vereinsamt da. In seinem Hofe herrschte keine Lust, waren doch alle seine Freunde vor ihm dahingegangen. Immer noch erstickt von den schweren Trübsalen seines künftigen Rutes, forderte er strenge Pflanzung von seinen Unterthanen; an ihrer Liebe lag ihm nichts. Aber seine Liebe bezeugte er ohne Unterlaß, sei es daß er unermüdet die Operationen der Truppen leitete, sei es daß er mit den Ministern beriet, wie den Plänen der Widersacher entgegenzuwirken. Den Menschen war der Philosoph von Landouci fremd geworden: einjam und ernst saß er wol, von seinen treuen Windspielen begleitet, an den Gemälden der Galrie von Versailles entlang oder gedachte schweremüthig im runden Tempel des Parls der geliebten verstorbenen Schwester.



Friedrich der Große im Schiffsstuhl auf der Terrasse von Sanssouci sitzend, der untergehenden Sonne nachschauend, mit der Unterschrift: „Gott werde ich die näher kommen!“ (Einzigste Seite von J. B. Sager.)





Der Tod des Einzigen Uebergang in die Gefilde der Vollendung. Potsdam, den 17. August  
um 2 Uhr und 20 Minuten Morgens." (Der Thronfolger Friedrich Wilhelm II. ist herbeigerufen  
worden, der treue Kammerdiener beleuchtet die Füße des im Beichtstuhl Entschlafenen.)  
Gezeichnet von F. W. Rod., gestochen von F. Berger, Berlin 1797.

Zeit dem Frühling des Jahres 1756 an der Wassersucht leidend, ward er 1766  
17. August des Jahres durch einen sanften Tod abgerufen. Er endigte ein  
Leben, das, von großen Gedanken durchzogen, erfüllt von Waffensireit und  
dem wechselnden Wechsel der Ereignisse, unsterblich ward durch das, was es er-  
reichte die Erhebung des preussischen Staates zu einer Macht. Mit Recht ver-  
setzte sein Testament: „Seitdem ich zur Führung der öffentlichen Geschäfte  
kam, habe ich mit allen Kräften, welche die Natur mir verliehen hat,  
nach Vollende meiner geringen Wünsche mich bemüht, den Staat, welchen  
die Ehre getraut habe zu regieren, glücklich und blühend zu machen.“ Die  
Worte sind in gleichem Maße das Wort der Schrift erfüllt, welches zum Text  
er testamentarisch gewählt wurde: „Ich habe dir einen Namen gemacht, wie  
großen auf Erden einen Namen haben.“

Der Umfang des Staates war unter Friedrichs Regierung von 2000 Quadratmeilen auf 4000 erweitert worden, die Bevölkerung von 2½ Millionen auf 6 Millionen gewachsen, die Einkünfte von 12 auf 22 Millionen erhöht worden.

Ob sich der Staat, den das Gemeine seines großen Königs erhoben und zusammengehalten, auf seiner Höhe wurde behaupten können? Wer hatte in Berlin daran zweifeln mögen! Dem geistreichen Mirabeau, der den König im Januar 1786 durch seinen Besuch erkannte, entging trotz seiner Regenerungen der Staat Friedrichs des Großen nicht, daß dieser Plan auf schwachem Grunde ruhe. Das Preussenvolk befand sich in bedauerlichem Irrthum über den König, welcher dem Könige, welcher dem Volke an der gegenwärtigen Größe des Staates gebührte. Wie eitel erwiesen sich bald die Wünsche, mit denen der König das Volk gesegnet hatte!

„Meine letzten Wünsche“, hieß es im Testament, „im Augenblicke des Todes möge dem Glücke des Staates gelten; möge er der glücklichste der Staaten sein durch die Güte seiner Gesetze, der am gerechtesten verwaltete in seinem Haushalt, der am tapfersten im Kriege durch sein Heer, das nur Ehre und edlen Ruhm athmet, und möge er damit blühen bis an das Ende der Zeiten!“

Eine Persönlichkeit, wie der Herrscher auf dem Preussenthron, mußte die Nachahmung und Nachahmung auffordern. Wo sich diese Nachahmung dann beschränkte, die Herrschergewalt möglichst im absoluten Sinne zu üben, und da nicht vergaß, daß sich sein Vorbild als ersten Diener des Staates betradte, da hatte diese Despotie meist schlimme Folgen.

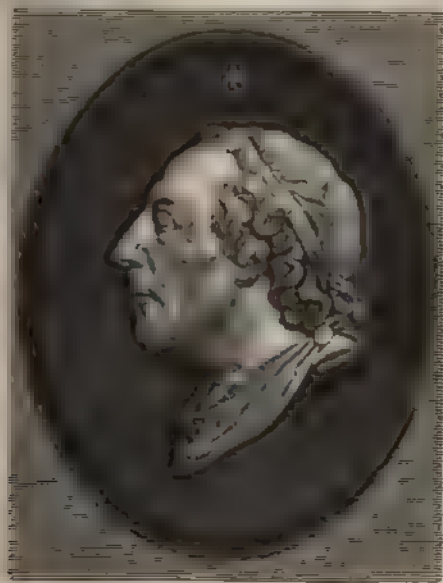
Da wurden, wie besonders in Westfalen, die Unterthanen schamlos ausgenutzt, um die kostbaren Lusthaben und die nutzlose Pracht ihrer Landesherren zu decken; oder sie wurden gar nach dem Kap, nach Amerika verkauft, damit die Herrscher das Sündengeld zur Verrückung ihrer Lust verwenden konnten. Auf mährischen Gütern öfete Landgraf Ludwig von Hessen, der von einer schrecklichen Syphilis befallen war, den großen König nach. In Pirmasens verbrachte er sein Leben, nicht wie Ornabierregiment exercierend. Auch Graf Wilhelm von Lippe ahmte diese Exzesse nach und ließ auf einer künstlich geschaffenen Insel im Stenbinder Meer die Akademie und Kriegsschule zu Wilhelmstein, die für die Nation den einzigen Nutzen gehabt hat, die jungen Scharnhorst bekehrte zu haben.

Mindestens einige der regierenden Fürstenthümer aber erkannten, daß ihre Aufgabe nicht darin bestehe, mit Felleisen und Felleisen das Gut ihrer Unterthanen darzubieten, oder durch künstlich gemachten Wohlstand, dann wieder durch Felleisen das mühsame Werk des Landmanns schonungslos zu zerstören. Besonders die Verbesserung des Wohlstandes wurde in diesem Zeitalter der Aufmerksamkeit als eine Hauptaufgabe betrachtet, und selbst der Herzog Karl von Württemberg trachtete die Vorgehensweise der nach ihm genannten Schule dem Zeitgeiste seine Grundgedanken nach im Collegium Carolinum zu Braunschweig wurde eine Reihe von bedeutenden Männern und tüchtigen Beamten großgezogen. Noch tieferes und vielseitigeres Interesse an dem Gedeihen des deutschen Geisteslebens nahm aber der Hof von Weimar, wo die Kaiserin Katharina und Karl August die hervorstechendsten Männer der Literatur um sich sammelten und der deutschen Muse die Aestheten schufen, welche sie von der Fülle des Perseus einst geholt und zu erhalten nun längst verzweifelt hatte. Ein wahrhaft deutscher Mann war Markgraf Karl Friedrich von Baden, der sein kleines Ländchen glücklich

te, ebenso Max Joseph von Baiern, welcher die Münchener Akademie schuf und sich dem Meccenat von ganz entgegengelegtem Charakter Platz machen mußte.

Wie mit den weltlichen, verhielt es sich mit den geistlichen Fürsten; auch hier findet sich große Differenz zwischen den Wohlthätern ihrer Territorien und solchen, die ihr geistliches Amt strengste Weise entweihten.

In den edleren Erscheinungen gehörte der Kurfürst von Mainz, Emmerich L. aus dem Hause Breunbach-Burresheim (1701–1771), welcher, den Jesuiten ablehnend, die Aufklärung beförderte, Volksschulen mit erhöhtem Lehrziele gründete und in die Schulen die laienmässig-weltliche Philosophie einführte. Er verbot den Handel mit Wein und Vieh, beschränkte die Wallfahrten und schaffte eine Menge Feiertage ab. Auch materiell Wohl seiner Unterthanen war er eifrig bemüht. Wegen dieser segensreichen Thätigkeit wurde er wahrscheinlich auf Anstiften der Jesuiten vergiftet. In seinem Nachfolger, Franz Ludwig von Erthal, Fürstbischof von Würzburg und Erzbischof von Mainz, der unter andern auch die verderbliche Lotterie in seinen Ländern aufhob, Ein Erthal, welcher durch die Jesuiten zum Nachfolger des ehrenwerthen Joseph Emmerich ernannt wurde, vernachlässigte thätigste die Reformen seines Vorgängers, schändete seinen Lebenswandel sein erzbischöfliches Amt und machte demnach Mainz zum Sammelplatz für die Unkeuschheit.



Gezeichnet von J. C. Frisch, gestochen von D. Berger 1789.



Zur Charakteristik des 18. Jahrhunderts:

## „Aufklärung“

Allegorische Abbildung von Daniel Chodowiecki  
(Landschaft mit aufgehender Sonne) zum Got-  
tinger Taschenkalender von 1770.

## „Toleranz“

Allegorische Abbildung von Daniel Chodowiecki aus  
dem selben Jahr. „Dianora“ nimmt die Vertreter  
sämtlicher Religionen unter ihren Schutz.

## 17. Die deutsche Gesellschaft im 18. Jahrhundert.

Wiewol bei der Zerklüftung Deutschlands in viele kleine Vaterländer, in der Verschiedenheit der Stammeseigenthümlichkeiten in Nord und Süd, auch in Folge der Einwirkung einzelner Herrscher und Hofe, von einer bestimmten Gleichförmigkeit in Leben und Sitte im 18. Jahrhundert unmöglich die Rede sein kann, lassen sich gewisse gemeinsame Züge gerade in dieser Epoche doch allenthalben wahrnehmen. Um vom äußerlichsten anzufangen, so herrscht hinsichtlich der Bekleidung beim männlichen wie beim weiblichen Geschlecht das französische Geschmack: lebhafteste Farben, schwere Stoffe, Gold und Silberfäden. Den Kopf bedeckt die Allongeperücke, die später dem Haarbentel, in Preußen unter Friedrich Wilhelm dem Zopf weichen muß. Seidene Strümpfe, Zerschuhe, der Galanteriebogen, bei älteren Personen das spanische Rohr sind die Aquisiten und Attribute des männlichen Geschlechts. Die Frauenwelt trägt den unförmigen französischen Reifrock, das enganliegende Korsett, welches den Hals möglichst frei läßt, schmückt sich und entstellt ihre natürliche Schönheit durch die elenden „Schönheitspflasterchen.“ Die Coiffüre ist thurmformig oder wulstig, der Schuh zwingt den Fuß möglichst ein und erhöht ihn scheinbar.

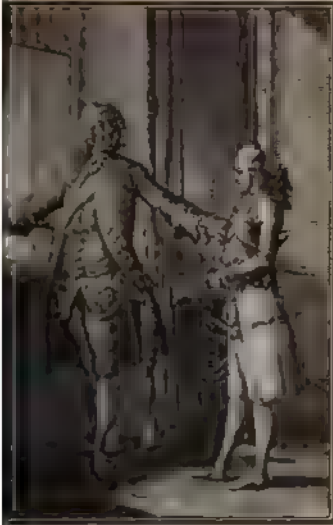


Illustration des 18. Jahrhunderts: Kostüm  
des 18. Jahrhunderts.  
Kostüm von Friedrichs dem Großen 1774



Zur Charakteristik des 18. Jahrhunderts: Fünf  
modische Damenköpfe, Kupfer von Chodowinski  
zum Göttinger Taschenkalender von 1779.

Die französischen Moden bringen  
französischen Untugenden, Leicht-  
sinn und Sittenlosigkeit ein: von den  
alten erhalten sich vielleicht nur die  
Kleider in alter Ehrbarkeit; von den Höfen macht nur der preussische  
Friedrich Wilhelm I. eine rühmliche Ausnahme von der überall regieren-  
den Immoralität. Selbstverständlich wirkt der lockere Hofton zunächst auf  
Kunst- und Residenzstädte zurück; namentlich Dresden zeichnet sich durch  
Lustbarkeit aus, auch in Wien kann die sittenstrenge Maria Theresia nicht  
durchgreifen, da ihr eigener Herr Gemahl von französischen Galanterien  
begeistert ist, noch weniger der allmächtige Kaunitz. Durch Franz Stephan  
wird hohes Hazardspiel bei Hofe ein besonders beliebtes Vergnügen. In  
Berlin gibt zwar der Hof zur Zeit Friedrichs des Großen kein schlechtes  
Beispiel, aber die berliner „gute“ Gesellschaft entartet nach dem siebenjährigen  
Kriege in erschreckender Weise. Ist auch vielleicht auf die Schilderungen des  
englischen Gelehrten Lord Malmesbury nicht allzu viel zu geben, so fallen  
auch unverdächtige Augenzeugen ein hartes Urtheil über die norddeutsche  
Gesellschaft. „Gastfreierheit“ schreibt Georg Forster im Jahre 1779, „und ge-  
hobler Genuß des Lebens sind ausgeartet in Unpäßlichkeit, Prasserei und  
Lustbarkeit, freie aufgellarte Denkungsart in freche Zügellosigkeit. Die Frauen  
sind gemein verberbt.“

Nach Friedrich Wilhelm II. und Leopold II. konnten die Berliner  
in Wienern an Immoralität wetteifern: das Beispiel, das von obenher



gegeben ward, mußte dazu dienen, die Trivialisität zu mehrern. Es war Wunder, daß der Bürgerstand in diesem Umweſen nicht unterging.

Waren diese Zustände nicht doch vielleicht zum Theil Folgen der genannten „Aufklärung,“ welche den Hauptinhalt der Bestrebungen des achtzehnten Jahrhunderts ausmacht? Es war gewiß dankenswerth, alle Verhältnisse des Lebens mit der Leuchte der gesunden Vernunft zu erhellen, aber ausgerichtet hat die zerkleinernde Thätigkeit der Aufklärer größere Vortheile für die geistliche als für die moralische Entwicklung der Menschheit gehabt. Was immanen das Zeitalter der Aufklärung, das „Zeitalter Friedrichs des Großen“ genannt werden und damit jeder Fortschritt, der auf staatlichem Gebiete, in der



Nach dem barocksten Leben des 18. Jahrhunderts.

Der Renonciat, aus der Folge der „Götter-  
anträge“ von Daniel Hebbowick zum Tösch-  
buch zum Nutzen und Vergnügen fürs Jahr 1769.



Der Schmecker, aus der Folge der „Götter-  
anträge“ von Daniel Hebbowick.

schaft und im Rechtsweſen, nach der Seite echter Humanität hin  
worden ist, auf die Anregungen und Einwirkungen dieses unter-  
Regenten gesetzt werden, so wird sein Andenken dadurch nicht ge-  
man nicht alles, was diese Aufklärung im Geſolge hatte, als  
heißsam anerkennt. Was speciell die Religion betrifft, so war es ge-  
Zeit, die starren Fesseln der Orthodoxie zu sprengen, aber dem  
Christlichen Glauben zu nehmen, wäre doch höchstens getadelt  
man absolut besseres an seine Stelle setzen konnte. Man wußte, daß  
der Große die christliche Sittenlehre als ewig verehrungswürdig  
und mit denen nichts zu thun haben wollte, die zugleich mit der  
lehre das gesammte Christenthum bekämpften. Aber bei der absoluten  
die er für angeliebt hielt, ließ er auch die ausgesprochenen Feinde der



Wer es für gut hielt, mochte immerhin dem Verfasser des Systems zugeben, „daß das Christenthum die Ursache von allem Unglücklichen Geschlechtes sei.“ Wie weit es schon 1769 in Berlin ge-  
 wor, zeigt der Brief des gewiß nicht intoleranten Lessing an den  
 hystorungemeister Nicolai, in dem es heißt: „In dem französischen  
 buart sich die Freiheit zu denken und zu schreiben, auf die Freiheit,  
 Religion so viele Tottisen, als man will, zu Markte zu bringen.“

Die „Aufklärung“, welche der Philosoph Kant später definiert hat als „Ausgang  
 aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit“ (Unmündigkeit ist das Unver-  
 mögen seines Verstandes ohne Leitung zu bedienen), ist nicht deutschen, sondern fremden



Aus dem bürgerlichen Leben des 16. Jahrhunderts:

Der Herr, aus der Folge der „Selbstbe-  
 richte“ von Daniel Chodowiecki.

Der Herrnhuter, aus der Folge der „Selbstbe-  
 richte“ von Daniel Chodowiecki.

Engl. In England begannen Locke und Hume, in Frankreich Bayle mit der  
 französischen Herabsetzung des Offenbarungsglaubens. Dann folgten Toland und seine  
 Anhänger, die englischen Deisten, welche nicht allein den dreieinigen Gott der  
 n, sondern überhaupt ein persönliches höchstes Wesen verwarfen. Der hauptsächlichste  
 Stütze dieser Philosophie „des gesunden Menschenverstandes“ war Lord Shaftesbury,  
 inwieweit unter der höheren Gesellschaft zahlreiche Proselyten machte. In ähnlicher  
 gingen in Frankreich Voltaire, Rousseau, Diderot und d'Alembert (diese:  
 Enzyklopädisten, weil sie ihre vernunftgemäße Kritik in der „Encyclopédie“ niederlegten)  
 etc. Diese nahmen noch ein höchstes Wesen an, welches der Materialist Holbach  
 même de la nature für einen ganz überflüssigen Gottesbegriff erklärte. Dem Ma-  
 terialisten (es giebt nur ein Sein, die Materie; Denken ist Bewegung der Fäden des  
 etc.) La Mettrie, einem frechen Wüstling, dessen Ausschweifungen selbst von Diderot  
 d'Alembert zurückgewiesen wurden, ließ Friedrich der Große im Jahre 1752 in der  
 Académie eine ehrende Gedächtnisrede halten.

Die Aufklärung stieß in Deutschland theils auf eine dogmatische Erbschaft, auf den von Spener und Franke begründeten Pietismus, als dessen hervorragendster Vertreter Graf Zingendorf (1700—1760), der Stifter der Herrnhuter Gemeinschaft, bezeichnet ist. Veten und Bibellefen bildet den Mittelpunkt ihres Christenthums, das auch sonst in allen Lagen des Lebens schriftgemäß zu bewähren hat. Die Fortwärtung englischen Freidenker waren der holländische Philosoph Wolff und die zahlreiche Schaar seiner Schüler: schon in den fünfziger Jahren wurde es zum guten Ton gerechnet, das Christenthum gering zu schätzen, es höchstens als einen nützlichen Hügel des Volks zu betrachten. Der kühnste und schärfste Denker der neuen Richtung war der Hamburger Parnus (geb. 1691), der berühmte Verfasser der „Wollenbütteler Fragmente“, von Lessing (1771—1777) die ersten herausgab. Nach seiner Ansicht widerstreitet die Annahme einer unmittelbaren göttlichen Offenbarung und einer auf derselben gegründeten christlichen Kirchenlehre der prüfenden Vernunft: dagegen begründet er eine frei auf die Vernunft und Naturlehre: auch die Unsterblichkeit der Seele erkennt er an.

Ein gutes Geschick machte mit dem Modeartikel der Aufklärung der Berliner Schriftsteller und Buchhändler N. Nicolai, der in Verbindung mit seinen Freunden, namentlich dem Salazarphilosophen Mendelssohn, die Literaturbriefe und dann die „Allgemeine deutsche Bibliothek“ (225 Bände!) herausgab. Theologen und Popularphilosophen, wie Semler, Fiedler und Spalding, Abbt, Garve und Zimmermann, suchten diese religiösen „Bibliotheken“, zum Siege, bis unter Friedrich Wilhelm II. eine Reaktion eintrat.

In epochemachender Weise begründete der Philosoph Immanuel Kant (1724—1804) aus Königsberg in seinen Hauptschriften, der Kritik der reinen Vernunft, der Kritik der praktischen Vernunft und der Kritik der Urtheilskraft, ein neues System, welches dem orthodoxen Glauben ebenso entgegengesetzt war, wie dem Deismus. Er stellte die Grenzen der Erkenntnis fest und in den Mittelpunkt seines Systems den „ kategorischen Imperativ“, nämlich das Bewußtsein des Sittengesetzes, welches erheißt, das zu wollen und zu thun, was man soll. Während die reine Vernunft die Begriffe Gott und Unsterblichkeit postuliert, sind sie Postulate (notwendige Forderungen) der praktischen Vernunft, ohne welche die Widersprüche in der Welt nicht zu lösen wären.

Daß die Aufklärung in Deutschland sich mit besonderer Energie gegen Theologie und Religion wandte, hing damit zusammen, daß der Deutsche

in dieser ganzen Epoche den religiösen Dingen, der Politik und mit träger Gleichgültigkeit überstand. Außer dem System des aufgeklärten Deismus, konnte man sich noch unmöglich denken, daß ein vernünftiger Unterthan über weltliche Dinge, über Reformen mitreden habe: es war eine seltene Erscheinung, wenn einzelne Fürsten, wie Friedrich II. auf diese Welt hingab, in dem sich in England und Frankreich die jugendlichen Philosophen sammelten.



„St. Christophers“ des 18. Jahrhunderts: Veranschaulichung der Zeit Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II., drei derselben in Hirschtracht, der vierte in bürgerlicher Kleidung mit seiner Frau und einem Kinde. Kupfer von Johann David Schreyer, 1775.

In den deutschen politischen Publizisten sind namentlich zu rechnen: Friedrich Carl von Moser (geb. 1723 zu Stuttgart) und Justus Moser (geb. 1720 in Osnabrück, auch der bereits als österreichischer Reformator erwähnte Sonnenfels (geb. 1733 zu Kolschburg). In Mosers berühmtem Buch „der Herr und der Diener“ wird bereits der Satz ausgesprochen, daß der Beamte nicht königlicher sondern Staatsdiener ist. Seine Verwunderer fanden nur belagendwerth, daß Moser ein frommer Mann war. Natürlich ward Moser in dem despotisch regierten Hessen- Darmstadt, wo er Staatsminister geworden war, ein Opfer seiner Ueberzeugungen. Moser stand in seinem Geburtslande fast zwanzig Jahre an der Spitze der Verwaltung und suchte durch kleine Abhandlungen, die er den amtlichen Nachrichten der Osnabrückischen Intelligenzblätter beigab, das politische Bewußtsein und Selbstbewußtsein, damit den Patriotismus der Regierten zu heben. Die Reformversuche, die seinen Auslässe, die „Patriotischen Phantasien“ (1774), verschafften ihm einen hervorragenden Platz unter den politischen Volkschriftstellern Deutschlands.

Kerner verdient rühmliche Erwähnung A. D. von Schlozer, der im Auslande die Schärfe des Blickes für das, was seinem Vaterlande noth that, geschärft hatte. In seinem „Briefwechsel“ unterzog Schlozer die politischen Ereignisse einer kurzen Kritik; in seinen „Staatsanzeigen“ redete er der „Öffentlichkeit“ als der besten Schutzwehr gegen Willkür und Tyrannei das Wort.

Eine umfassende Einwirkung hatte die Aufregung auf das Schulwesen. Schon die französischen und englischen Aufklärer, wie Rousseau und Locke hatten darauf hingewiesen, daß es allem noth thue, das heranwachsende Geschlecht im Sinne der neuen Bildung zu einem klaren und reineren Menschenbesein heranzuführen, aber Leben und Wirklichkeit gewann dieses demokratische Streben erst in Deutschland. In der Wiener Rathschreiber Isaak Zielen

bedeutung dieser Aufgabe erkannte, so machte sich J. A. Wasedow (geb. Danenburg 1723) daran, sie zu verwirklichen, werththätig durchführend, was Rousseau nur thatloze und schwärmerische Träumerei war. Er ruhte nicht, er seine Sache zur Herzensangelegenheit des gesammten Vaterlandes, ja der ganzen gebildeten Welt gemacht hatte.

Vom Kürsten Friedrich Franz von Tessa im Jahre 1771 zur Verbesserung der Landes Schulen beauftragt, gründete er 1774 seine Anstalt, welche er zur Bezeichnung der weichenfreundlichen Absicht „Philanthropin“ nannte. Die Religion sollte hier frei von aller technischen Ausschließlichkeit als Erkenntniß des Allvaters und Verehrung desselben durch Nächsten geliebt werden. Der Unterricht sollte alles todte Gedächtniswerk und allen kühnen Verstand verbannt, das Kind in die lebendige Anschauung der Sinnenwelt einführen werden. Auch sollte Wasedow die Erziehung des Körpers in ihre Rechte wieder einbringen. — Wasedow fand allenthalben außerordentlichen Anklang und seine Anstalt wurde vielfach nachgeahmt. Dennoch haben diese Anstalten keine lange Dauer gehabt.



Aus dem bürgerlichen Leben des 18. Jahrhunderts. Der Tanzmeister, aus der Folge der „Geistlichen Tänze“ von Jan Chodowicki.

Neben Baselow erwarb sich manche Verdienste J. H. Campe geb. 1731 im Braunschweigischen, den späteren Geschlechtern namentlich als Jugendschriftsteller, besonders durch seinen „Robinson“ bekannt. Für den gemessenen Mann auf dem platten Lande wirkte keiner tiefer und nachhaltiger als der Märker Hr. E. von Rochow. Sein „Kunderfreund“ weckte die Denkhraft und lauterte den sittlichen Sinn der Dorfkinder, beschäftigte auf das Angenehme ihr Gemüth und ihre Phantasie. Auf seinen Gütern errichtete er Volksschulen.

An die Erziehungsliteratur schloß sich eine wichtige Volksliteratur an, die größte Verühmtheit erlangte das Volksbuch „Vienhard und Wertmud“ von S. D. Pestalozzi (1781), worin er die Geschichte einer armen Bauernfamilie schildert, die sich durch sittliche Kraft und Tüchtigkeit emporarbeitet.

Dem Zwecke der Aufklärung sollte auch der Orden der Illuminaten



Aus dem bürgerlichen Leben des 18. Jahrhunderts. Diese Mutter und Sohn in Erziehungsstunde. Kupfer von Daniel Chodanowski.

dienen, der in diesem geheimen Weltumringen sehr geneigten Jahrhundert neben der Freimaurerei in die Höhe kam. 1774 begründet von dem Professor Adam Weishaupt in Ingolstadt, hatte er sich die Aufgabe gestellt, dem Jesuitismus entgegenzutreten, der auch nach der Aufhebung des Ordens (1773) immer noch gefährlich erschien. Ursprünglich nur eine phantastisch wachsende Fortbildungsanstalt für katholische Jungler, gewann der Orden höheren Aufschwung, als er, namentlich durch den Reichthum Adels von Auage nach Norddeutschland verpflanzt wurde. Dieser wollte den Illuminatenorden womöglich ganz mit dem der Freimaurerei

schmelzen. Als Ziel stellte sich der Orden die Vermehrung der Sittlichkeit und innere Vervollkommenung des Menschen: der Stifter lehrte, der Grundgedanke des Illuminatenordens sei nichts als der geheime, innere Kern der überlieferten göttlichen Lehre Jesu. Hochstehende Persönlichkeiten, selbst Fürsten traten dem Orden bei, bis er als staatsgefährlich verdächtig und in Baiern verfolgt wurde. Zwar wurden die Flüchtlinge — auf Weishaupts Ergreifung ward sogar ein Preis gesetzt — in den übrigen Staaten geschützt, aber der Orden löste sich auf und wurde durch die französische Revolution bald völlig überholt.

Weishaupt hatte bei seinem Orden von den Jesuiten besonders die monarchische Stellung und die Abstufung in Grade angenommen, von den Freimaurern das Streben nach dem Geheimnisvollen, den Pomp des Ritus und des Ceremoniells.

Wie aber die Gegensätze im Leben oft nahe bei einander stehen, war auch in dieser Zeit der sogenannten Aufklärung. Den Illuminaten traten die Rosenkreuzer gegenüber, welche den Glauben an Geistesererbungen und allen möglichen übernatürlichen Spuk neu belebten. Sie behaupteten, was



an der Weisen zu beizugehen, d. h. die Kunst unedle Metalle in Gold zu  
verwandeln und das Lebenselixir zu bereiten. Die Jesuiten namentlich wählten  
den Schauplatz, um die Leichtgläubigen weiter zu betrügen. Erst 1782  
wurde die Freimaurerei von diesem Auswuchs förmlich frei.

„Kreuzkrieger“ nennen sich die Mitglieder dieses Ordens, weil die von Moses und  
der Herkommende Ge-  
ne angeblich durch Ver-  
g des Tempelordens  
der gewissen Christian  
kreuz vererbt war.  
In Wien aus verführte  
der die Wänder des  
haus, in Leitzig septe  
Kreuzkrieger Schreyer  
hinterbeschwörungen in  
die vornehm Welt in  
sich betrog der Graf von  
Trais, Alchemie und  
Kreuzverführer, in deut-



Aus dem burgundischen Leben des 14. Jahrhunderts. (Aus weibliche  
Elenkholten. Kupfer von Daniel Chodowiecki zu Lichtenbergs Oratio  
pictus vom Jahre 1760.)



Wie dem bürgerlichen Leben des 14. Jahrhunderts, so auf weibliche  
Dienstboten. Kupfer von Daniel Chodowicz in Lischinberg (ver-  
fasst vom Jahre 1700).

heissen freizette, der Segilianer Bassano als Graf Cagliostro die Triumphe höherer  
Künste. In Süddeutschland trieb der Wunderthäter Vater Wagner sein Unwesen,  
in Baselg. II. ein Ziel setzte. Und dabei fand sich ein ernst denkender Mann, der  
in Lavater in Zürich, der sowohl in Cagliostro wie in Wagner das Wirken höherer  
Kräfte zu erkennen zu müssen glaubte.

Edenwelen griff auch auf die deutschen Universitäten hinüber, ohne dieselbit herrschende allgemeine Noth zu besiegen zu können: die Studien beforderten eher die akademische Nauflust. Eine rühmliche Ausmachten auf einzelnen Universitäten die geselligen Verbindungen geistig-literarisch strebender Jünglinge, wie sie sich uns in dem älteren Leipz. und in dem späteren göttinger (Vain) Bunde darstellen. In dem letzteren



Aus dem bürgerl. Hen. Hen. des 17. Jahrhunderts. Bild  
1. der Züge von Israel Chodowicz vom J. 1774

klärung, so werden uns diese Verzichtungen wenig angenehm berühren, ob nun die Haubduler in Gedanken an den göttlichen Missethater vor Wehmuth vergehen wollen, oder Wieland in höheren Seligkeiten schwelgt, weil er bei Tische neben dem herrlichen Jüngling Goethe gesessen

## 18. Die deutsche Literatur im Zeitalter Friedrichs des Großen

Seit Goethe von der Bedeutung der Thaten Friedrichs des Großen die deutsche Literatur Zeugniß abgelegt hat, ist die Annahme allgemein, dieser König unserer Literatur ein Vaterland geschaffen, daß die deutsche Kunst durch seine Thaten einen nationalen Charakter angenommen habe. Er hat den Satz sogar dahin ausgeführt, daß der siebenjährige Krieg am Ende des goldenen Zeitalters unserer Literatur stehe, wie die großen Perikles den Eingang des großen Periklesischen Zeitalters, daß er in Wahrheit der Krieg und Sieg der nationalen Selbständigkeit und Unabhängigkeit der fortschreitenden Aufklärung gegen religiöse und politische Finsterniß und Barbarei, eine Verjüngung und Wiedergeburt der gesamten deutschen Zeit und Zeitart gewesen sei."

Nun wird man freilich nicht in Abrede stellen können, daß der siebenjährige Krieg in dem preussischen und weiterhin in dem deutschen Völkern ein Nationalbewußtsein erzeugt und ganz unmittelbar eine Anzahl großer Werke in Poesie und Prosa erzeugt hat, ja daß einer der preussischen Dichter und Denker förmlich eine Art siebenjährigen Krieges auf literarischem Gebiet durchgeschlagen hat, gleichwohl aber sind jene Ubertreibungen nicht gerathen, die man aus Goethes Urtheil hergeleitet hat. Wenn man den Gang der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert verfolgt, so wird man finden, daß sie, soweit das geistige Leben in den epochemachenden Meistern reflectirt erscheint, zum großen Theil von den politischen Ereignissen unabhängig gewesen ist. Es hängt das zum Theil damit zusammen, daß die deutschen Geister keinesweges alle dem Staate angehörten, welcher die politische Verantwortung trug. Einige haben den belebenden Hauch, welcher aus einem großen Zeitalter jedem einzelnen entgegenweht, nie verpirschen können, andere haben so sinnig genug, die epochemachende Bedeutung des Preussenthums auf diesem Gebiet nicht anerkennen wollen.

Wenn wir von dem Schweizer A. v. Haller (1700—1777) und dem Danen Fr. v. Hagedorn (1708—1754) absehen, welche, der eine durch eine reiche Natur, der andere durch frische und leichtlebige Geist im Gegensatz zum schmalen, die Unnatur und Gekünsteltheiten der vorangehenden Literaturzeit künftigen, tritt uns als die erste reformatorische Persönlichkeit der deutschen Literatur nachmals unverdient verachtete Joh. Chr. Gottsched entgegen (1700 geb. zu Jena, starb bei Königsberg, gest. zu Leipzig 1766). Sein nüchternes verständiges Talent wirkte in gleicher Weise die sprachlichen, wie die stofflichen Ungeheuerlichkeiten der vorhergehenden Dichterschule: an die Stelle des Gemeinen setzte er das Wohlanschauliche und Verbannte, freilich über das Ziel hinauschießend, die entartete Personifikation des deutschen Humors, den groben Handwurf, feierlich von der Bühne: er schuf erst wieder ein deutsches Schriftthum und in dieser Hinsicht stehen die meisten Dichter auf seinem Schattenspiegel. Irrte er auch, indem er das Poetische in das Vermünftige legte und das dramatische Spiel zu pedantischer Nachahmung des französischen Händelsdramas verurtheilte, so ist doch sein Streben von patriotisch-deutschem Geiste getragen. In diesem Sinne



„den großen Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst“ — ein Verzeichniß aller bekannter deutscher Dramen von 1150–1700.

Doch er verkannte, daß nämlich die dichterische Empfindung, die Phantasie und die Verheerung, die Quelle aller wahren Poesie ist, legten seine Gegner, die Schweizer Bodmer 1712–1789 und Breitinger (1701–1776) dar, den deutschen Geist auf den verwandten schweizer Geist verweisend, nur daß sie durch die Aufstellung des Grundsatzes, daß die Poesie ohne Mäcen sei, dem Geschmacke wieder eine falsche Richtung gaben und die Kritik Einseitiger beanspruchten. Die Schweizer aber waren die Lehrmeister des Mannes, der zum Glück die ganze Nation mit Bewunderung und Verehrung dichterischen Schaffens erfüllte.

Friedrich Gottlieb Klopstock (geb. 1724 zu Quedlinburg, gest. zu Hamburg 1803) repräsentirte den echten deutschen Geist, der von der Erhabenheit und Heiligkeit des Christenthums erfüllt, von den Idealen der Antike begeistert, von innigem Gefühl für die Einsamkeit und Stille der Natur durchdrungen, von dem Bedürfniß echter treuer Freundschaft eingenommen war. Ein religiöses Epos, der Messias (die ersten Gesänge erschienen 1748), machte in dieser Aufklärungsepoche und fand so sehr den Beifall der Zeitgenossen, daß die jüngeren Dichter, mochten sie noch so anders geartet sein, sämmtlich zur Nachahmung dieses Genres veranlaßt wurden. Seiner vaterländischen Dichtung fehlt jede Beziehung auf die Gegenwart: das Verlangen, für welches er in den kühnen und schwungvollen Epen die Begeisterung wach rief, auf diesem Gebiete zur Nachahmung anspornend, war das Deutschland des Verehrers verloren; der einstigen Größe der germanischen Vorzeit wandte er die Vergeßenheit zu. Wohl erkannte die Bedeutung Friedrichs, aber anerkennen wollte er sie nicht: im Jahre 1752 wußte er noch keine größere Heldenthat zu feiern, als — die Schlacht bei Höchstädt. Klopstock, aus einem großer Dichterkreis ausgegangen, wurde nun Hero einer zweiten Generation, des Göttinger „Abendlandes“ (1772), auf ihn übertrug sich seine ganze Art und Weise, vor allem sein unermessliches Vaterlands- auch sein Naturgefühl. Gewiß nehmen die Hainbündler (Bürger 1747–1791, Joh. Heinrich Voß, 1761–1826, Christian Graf Stolberg, 1745–1821, Friedrich Graf Stolberg, 1759–1819, Höltz, 1738–1776) in unserer Literatur eine hervorragende Stellung ein, aber ihr Vaterlandsgefühl ist auch nur Deutschthümelei, die in der Verwilderung der Vorzeit haust: wenn Stolberg deutschen Sinn und deutsche Art feiern, so ist sein Blick rückwärts gewandt in die Zeit des freien Mittelalters.

Unberührt von den politischen Ereignissen ist der mit deutscher Gemüthsstärke und unerschütterter Ausgerüstete Gellert (1715–1769), der doch einen unentzogen bedeutenden Einfluß auf die weitesten Kreise aller Gebildeten ausübte. Seinem dichterischen Talent freilich ist gar kein schmeichliches Kompliment gemacht worden, als daß ihn Friedrich der Große nach der Verheerung zu Leipzig im Jahre 1760 für den „verständigsten unter den deutschen Gelehrten“ erklärte. Wirklich beeinflusst durch den siebenjährigen Krieg erscheinen zunächst nur die preussischen Dichter, die zum Theil auch „Anacreontikern“, d. h. munteren Sängern der Liebe, vaterländische Dichter geworden sind.

Zum deutschen oder preussischen Dichterverein gehört vor allem Joh. W. Gleim (1731 in Ermsleben), Chr. L. von Kleist (aus Jülich in Pommern, gefallen bei Jena 1807), J. Peter Uz aus Andach, K. Fr. Ramler aus Kolberg. Dem Kreis der patriotischen Dichter ist auch beizuzählen Anna Letke Karstin, geb. Därbach, einst „schöne Witze“ hoch gefeiert, im Jahre 1791 zu Berlin in Turbirlust gestorben.

Zur „Heder eines preussischen Grenadiers“ (1758), welche Gleim den Namen eines preussischen Kriegers und den Beifall eines Lessing einbrachten, werden stets einen ehrenvollen Platz nehmen als Zeugnisse des kriegerischen Sinnes einer großen Zeit, aber poetischen Werth hat ihr die Nachwelt gern abgesprochen, gleichwie den gutgemeinten Versifikationen der Karstin den feinen Epen des Weiskirch Ramler. Von Kleist, dem durch seinen Selbsttod erst zum gewandten Dichter des „Arminius“, kommt, abgesehen von dem ziemlich unbedeutenden „Friedrich und Balthasar“, das dem Dichter in militärischen Kreisen Freunde gewann, eigentlich

nur die „Ode an die preußische Armee“ in Betracht und von U<sub>3</sub> höchstens zwei „das Deutschland“ und „Auf den Tod des Majors von Kleist.“ Die anachronistischen benannten Dichter können doch als Ereignisse auf dem Gebiete der Poesie kaum gelten.

Unter den Dichtern ist als der einzige, auf den Goethes Wort voll und ganz zu werden kann, Gottlieb Ephraim Lessing zu bezeichnen (geb. zu Ramenz 1729 Braunschweig 1781). Von ihm steht fest, daß ihn der Kampf der Waffen anregte, an Gebiete ähnlich vorzugehen; so schuf er seine Literaturbriefe (seit 1759), in denen erzüge und Fehler der zeitgenössischen Dichter aufs Klarste darlegte und Gottscheds An nichtete. Wenn er dann nach Beendigung des Krieges (1767) in „Minna von Barn erste und zugleich das beste nationale Drama hervorbrachte, das wir besitzen, so h Anregung dazu in seinen persönlichen Erlebnissen gefunden; hatte er doch als Grafen Tauenzien in Breslau (1760) dem Herde des Krieges näher gestanden, als anderer deutscher Dichter! Er erkannte schon 1759 klar, daß der große Krieg für d Leben der Nation eine Bedeutung haben sollte und mußte. Als diese Erwartung gleich erfüllte, rief er mißmuthig aus, „er wolle sich mit dem süßen Traum unterh in gestillten Zeiten der Krieg nichts sei, als ein blutiger Prozeß zwischen unabhängigen der alle übrigen Stände ungestört lasse und auf die Wissenschaften weiter keinen Ein als daß er neue Xenophons und Pölsche erwerde.“ Unvermerkt ward er selbst der I er erlebte. Nun würden wir freilich ohne den siebenjährigen Krieg keine „Minna helm“ besitzen, aber sollte man glauben, daß ohne jene politischen und kriegerischen ein Lessing mit dem tiefen Drange nach Wahrheit, mit der Schärfe logischen Da gerüftet, die Bande, welche die deutsche Literatur fesselten, nicht gesprengt, oder überh würde, wie und woher die Freiheit zu holen sei? Würde er ohne die Schlacht vo die Kunstregeln Boileaus nicht bekämpft, die Dramen Voltaires nicht dem Spotte der preisgegeben haben? Wenn er in dem Drama Shakespeares einen Duell germanis auffand, wenn er die deutschen Poeten von der höfischen Dichtung der Bourbonnen zu und den antiken Vorbildern der echten Kunst wies, so hatte das mit dem erstarkenden Leben wenig oder gar nichts zu thun. Was er auf dem Gebiete der Theologie, den und der Archäologie geleistet, ist von den Zeitergebnissen vollends unabhängig.

Und wie ist es mit dem Dichter, der neben Klopstock den eigentlichen Varnab mit Chr. M. Wieland (1733 geb., gest. 1813)? In seinen französischen und ant zum Theil recht frivolen Erzählungen und Romanen ist doch keine über deutschen I halten. Vom poetischen Standpunkte aus mag Goethe Recht behalten, wenn er den für ein Werk von bleibendem Werth erklärt, aber deutsch ist das Epos nicht, wede halte nach, noch dem Geiste nach, in dem der Stoff behandelt ist.

Die Jugendlyrik Goethes entsprang dem Gemüthsleben eines deutschen Di Gottes Gnaden, sein „Gö<sub>3</sub> von Werlichingen“ (1773), seine „Leiden des jungen Werth sind, wie die Schöpfungen der gleichzeitigen Vertreter der „Sturm- und Drangper Klinger) aus einem mächtigen unwillkürlichen Kraftgefühl hervorgegangen, das durch d und literarische Tagesströmung gesteigert wurde: das Neue und Originelle, was t genies“ erstrebten, hat in den politischen Durchlebungen der fredericianischen Zeit gründung.

Am Schlusse der hier zusammengefaßten Literaturepoche steht neben den Schiller und Goethe, deren Bedeutung hier in der Kürze nicht abgehandelt we als ein durch seine Universalität ausgezeichneter Dichter und Denker Joh. Gottfriel (geb. zu Mohrungen in Ostpreußen 1744, gest. zu Weimar 1803). Er vereinte in sic Pandesfährtheit Lessings und die Gemüthsfülle Klopstocks. Er fand die lange verlor heit wieder, daß die Dichtung nicht das Besizthum einzelner ist, sondern eine gemein aller Zeiten und Völker. In der Literatur der alten und neuen Völker ging er d des Volksgeistes nach und suchte den stetigen Fortschritt in der Entwicklungsgei

entzweit nachzuweisen. Er zuerst erweckte wieder das Verständnis geschäftlichen Lebens, mit und unter, erfüllt von dem geschäftlichen Beruf des schwachlich verlegerten Christenthums, ist er unter den Helden der deutschen Literatur. Er gab dem Volkstheater seinen Werth, er war erfüllt von der Bedeutung, welche seinem Volke in der Entwicklung der Kultur zuwandelte zukam, aber sein ganzes Wesen und Wirken trug ein unverfälschtes Gepräge. Die Worte: „Recht, Liebe, Leben“, faßt seine Grabchrift die Ziele seines Lebens zusammen. Hervorragendsten unter den zahlreichen Werken Herders sind wol seine „Stimmen der Völker in Liedern“ (1778–79) und seine „Athen zur Geschichte der Menschheit“ (1784).

Eine unmittelbare Wirkung übte der siebenjährige Krieg selbstverständlich auf die Geschichtschreibung aus, mit der es bis dahin besonders traurig ausgefallen hatte. Wenn Lessing im Jahre 1764 den unermüdeten gewagten Ausdruck that, „der wahre Geschichtsforscher könne eigentlich nur dann zeichnen, wenn er die Geschichte seines Landes und seiner Zeiten be-“, so hatte der deutsche Historiker bis dahin eben wenig Ruhmwürdiges von seinem Lande zu berichten vorgefunden. Da nahm sich im Jahre 1769, zu einer Zeit, wo die Krone des Königs noch nicht entschieden war, der Halle'sche Professor Pauli vor, „die Geschichte des preussischen Staates“ Lesern verschiedener Art verständlich zu erzählen. Daß ihn Krieg zum Schreiben veranlaßte, sagt er selbst ausdrücklich: „das preussische Scepter sei es diesen Krieg, durch seine Reinde und die großen Tagesereignisse erst recht erhöht worden: verdienstlichen Eigenschaften Friedrichs seien schon weiltundig gewesen, aber erst seit dieser hätten die Reinde des Königs einen Begriff von der Macht der preussischen Staaten erhalten.“ Ein anderer Schriftsteller suchte im Jahre 1764 den Gedanken einer Lebensbeschreibung Kaisers Maximilian zu verwirklichen: es ist Abbt, der Verfasser der patriotischen Hymnen „Vom Tode fürs Vaterland“ und „Vom Verdienste.“ Abbt spricht den Satz aus, „daß ein Volk zum Volke geschaffen werden solle, müsse nothwendig ein eigener Geist bei der Reichen.“ Immer mehr wurde der „deutsche Nationalgeist“ eine Forderung, ein Thema der Publizistik. Der berühmteste Geschichtsschreiber jener Tage, der bereits erwähnte Zurlauben, sagt sogar das Urtheil, „der deutsche historische Stil habe sich in dem Verhältnis zu dem, als der preussische Name sich ausgezeichnet und uns unsere eigene Geschichte nicht zerwerthen gemacht: würden wir erst mehr Nationalinteresse haben, so würden wir auch die Begebenheiten richtigere empfinden und fruchtbarer ausdrücken.“ Der Schweizerische Geschichtsschreiber Johanneo Müller sagte 1781 — ein deutlicher Beweis für den Einfluß der preussischen Geschichte — „Mit den Preussen will ich leben und sterben, oder ich will gar nicht leben.“

Trotz Friedrichs der Große den ihm adaequaten Biographen noch lange nicht fand, ist es so zufällig nicht: aber wenigstens auf einem Gebiete der Geschichte schuf damals ein preussischer Freund ein epochemachendes Werk. Winckelmanns erblüht dem deutschen Volke nur die Erkenntniß der antiken Kunst, den Grundriß durchführend, daß die Kunst die Tugend des Schönen sei, sondern er schuf auch zuerst ein formvollendetes Werk deutscher Prosa, in dem er an die Stelle der breiten schließlichen Redanterei gedankenvolle Knappheit und Kürze lehrte. Was die Kunst anbelangt, so suchten auch diese sich von fremden Fesseln zu befreien. Dem Gebiete der Malerei ist H. Maphael Mengs (1728–1779) zu nennen, der sein Leben der Kunst und der italienischen Renaissance fand, den Barock und Rococoismus aber ablehnte. Der bedeutendste und wirkksamste Künstler vollerkümelter Richtung ist Chodowicki geb. zu Posen 1726, gest. zu Berlin 1801. Seine Stoffe entnahm er theil dem siebenjährigen Kriege und der Geschichte Friedrichs des Großen.

Die ständige Triumphe errang die deutsche Kunst. Nachdem Seb. Bach und Händel in Deutschland einen voll-thümlich deutschen und künstlerisch idealen Stil geschaffen, gewann die des dem Tüfter Aloufod geistverwandten Chr. B. Gluck (1714–1787) brauchen die Reinde des Stes über die Annatur des italienischen Gesangs. In Italien ist die Oper aufgeführt. Auch das Singpiel Operette, der treuerzogene Ausdruck des

deutschen Volksgemüthes, gelangte durch Kallers 1728-1734 nach 1737 zur Mühle. Gleichzeitig entwickelte sich die deutsche Instrumentalmusik durch J. S. Bach (geb. 1732), dessen Symphonien und Quartette, dessen „Schwaben“ und „Holländer“ ihren Werth behaupten werden.

Nach die Schauspielkunst nahm seit dem Jahre 1767 einen großen Aufschwung. Ihre Höhe erreichte sie freilich erst in der Weimarer Schule von 1791-1800.

Von dem geistigen Leben, welches er selbst hatte entziffeln können, war der große Preußenkönig kaum einen Hauch: er war der deutschen Literatur von jeher so abgewendet gewesen, daß er es nicht für nothig hielt, sie ihr bekannt zu machen; wo man ihn auf eine epochemachende Stelle hinwies, urtheilte er wegwerfend, wie er denn Goethes (Wag „am 1. 1800“) Nachahmung jener schauerhaften Stücke Shakespeares“ nannte.

Seine absolute Unkenntniß bezeugt der König in der Schrift „Über die Literatur“ (1769). Er erklärt die deutsche Sprache für „faßbar“, und wendet an den Franzosen d'Alembert, dem er seine Schrift übersendet 1761, „es dürfte nicht der Mühe gelohnt, deutsch zu lernen, denn eine Sprache wird erst dann gelernt werden mit Rücksicht auf die guten Schriftsteller, die ihr Glanz verschaffen, und die es noch glänzlicher.“ Wenn der König in derselben Schrift die Hoffnung ausspricht, die Ahnung, daß dereinst Deutschland seine Klafiter haben werde, so kann man sicher zu seinem besonderen Verdienst gereichen oder sein hartes und unerschütterliches über die ihm unbekannte Sprache der Nation rechtfertigen.

Wenn auch die deutsche Literatur dadurch, daß sie am Hofe Unterstützung fand, davor bewahrt blieb, in Unfreiheit zu verfallen, und ihre Entwicklung den vollgültigen Beweis liefert, daß eine neue Gedankenwelt aus innerer Kraft aufsprang, ohne von der Sonne des Glüdes bestrahlt zu werden, so war es doch beklagenswerth, daß unserer kaiserlichen Literatur Boden der nationalen Macht fehlte. Geistige und nationale Interessen völlig auseinander, wie sich nachmals in dem Thun und Treiben der Kaiserin, in den Auserwählungen unseres größten Dichters gezeigt hat.

#### 19. Oesterreich und Preußen bis zum Tode Josephs II. (1790)

Nach dem Tode Friedrichs dachte Kaiser Joseph daran, aber das große Todten, in welchem er nun einmal seinen schicksalhaften Tod hatte erkennen müssen, sich mit Preußen auszusöhnen, und auch Wilhelm II. war nicht abgeneigt, die dargebotene Hand zu ergreifen. Die leitenden Minister beider Monarchen, Kaunitz in Oesterreich, Graf Haugwitz in Preußen, erkannten, daß der Gegensatz zwischen den Interessen der beiden Nationen nicht so tiefgehend sei, als daß das äußerliche Ereigniß eines Herrscherwechsels eine entscheidende Bedeutung sein konnte. So bestand das Bündnis zwischen



es soll, und da sich gerade in Deutschland keine besondere Gelegenheit, weiterend die Kräfte zu messen, traten sie einander auf dem Gebiete hohen Politik gegenüber, entschlossen um den Vorrang zu streiten, einer Wünsche und Pläne des andern bekämpfend.

Bevor wir den Monarchen auf das Schlachtfeld der Diplomatie folgen, lassen wir bei den Regierungshandlungen, welche den inneren Angelegenheiten der Wohlfahrt ihrer Völker gewidmet sind. Wie die Persönlichkeiten herrlicher, war auch, was sie erstrebten und für heilvoll erachteten, grundrieden Friedrich Wilhelm, ritterlich, leicht erregbar, aber energielos, den Genüssen zugänglich, ohne festes System und daher dem Einflusse Hänflungen unterworfen: Joseph, ein Jenergeist, der den einmal erfassten Plan einer Welt zum Trotz durchführen will, Antodidakt und Idealist, is selbstthätig und für die Warnungen erfahrener Staatsmänner unzu-lich, ein inkonsequenter Reformator: jener, obgleich Protestant, einem unklaren Kismus ergeben, in Gesellschaft von Geheimbruderschaften, welche den Abergg kultiviren, dieser ein aufgeklärter Katholik, der einer unduldsamen Priesterhaft mit einem Schlage ein Ende machen will, ein Freund des Freimauams. Der eine erliegt vorzeitig einem Leben voller Genuß, ebenso vorzeitig andere den Mühseligkeiten imen, den Strapazen im Krieg. n einem Punkte stimmten diese rchen überein: wohlwollend wünschten sie die Wohl- ihrer Unterthanen zu för- und von ihnen geliebt zu n.

Dem Wunsche, die Liebe des Vol- zu erwerben, galteten die ersten Re-angshandlungen Friedrich Wil-ia. Er hob die verhasste Regie, das te- und Tabaksmonopol auf, er-terte den Steuerdruck, brang auf schlichere Behandlung der gemei-Soldaten. Trefflich wirkte für die ung des Unterrichts das „Ober-entoilegium“, und der Minister Sedlitz bahnte eine durchgrei-e Reform auf diesem Gebiete an. cherweisen Einfluß auf den König en seine Hänflinge Bischoffs-er und Wöllner: jener ein lu-auer Militär, dieser einst Er-er des Königs, dann seine rech- und seit 1758 Justiz- und Aus-ruiser. Auch die öffentlich an-



Johann Christoph von Woellner, Königl. preussischer  
wiss. geheimer Staats- und Justizminister.

Nach dem Gemälde von Felicité Tallart aus dem Jahre 1789.

vorzuziehen, waren nicht geeignet, ihm die Anhänglichkeit des oberösterreichischen Volkes zu erhalten; während sich die öffentliche Unzufriedenheit in Salzburg gegen den Hof und die Regierung Luft machte, entartete und verarmte das Volk; Fracht und Ehrbarkeit schwanden, eine leichtlebige und leichtsinnige Gewohnheit folgte auf das Geschlecht, welches bereinst, um seinen Heldenkronen zu folgen, die Drangsale des siebenjährigen Krieges mit Hartmut dem Helden tragen hatte.

Auch die fieberhafte Glut, mit der Joseph an die Ausrottung der ältesten Mißbräuche in Staat, Kirche und Schule ging, fand nur bei dem einsichtigen Aufstand, bei der großen Menge erzeugte sie nur Widerstand; die Nationen, die er in die Einheit des Gesamtstaates einfügen wollte, waren auffässig: als schwere und nicht gerade glückliche Kriege harte Steuern notwendig machten, verhöhnte das Volk seinen leidenden Herrscher, wie er 1774 heimkehrte, an dem Krüger einer Kirche fand sich ein Patruillier an der Thür, „Herr, befreie uns vom Kriege und vom Elend durch den Tod Josephs!“ II - 17.

Die Reformen und Reformgedanken des idealgezeichneten Kaisers verdienen eine übersichtliche Zusammenstellung, wiewohl Friedrich der Große schon die Reformen Josephs mit dem abschlägigen Urtheil kennzeichnet, „derselbe ist immer ein Schritt, bevor er den ersten gethan.“ Josephs staatliche Reform ging von der Schaffung eines Einheitstaats Oesterreich zu schanden, in dem alle nationalen Gegensätze verwischt wurden, eine Reichssprache, die deutsche, herrschen, die Steuer- und Verordnungsgebung gefördert, elementare Bildung und bürgerliche Intelligenz gleichmäßig gefördert werden. In diesem Sinne ließ er sich auch weder in Böhmen noch Ungarn beiraten lassen; er wollte den Gesamtstaat in Provinzen und Regierungsbezirke zerlegen, die Provinzialparlamente. Damit fielen naturgemäß die ständischen Institutionen der einzelnen Reichsteile. In Ungarn werden keine Reichstage mehr gehalten. Im Verlaufe der Reformen wird 1782 eine allgemeine Gerichtsordnung erlassen, gestützt auf die deutsche Sprache.



Wette fort, und da sich gerade in Deutschland keine besondere Gelegenheit bot, weitergehend die Kräfte zu messen, traten sie einander auf dem Gebiete der großen Politik gegenüber, entschlossen um den Vorrang zu streiten, einer Wünsche und Pläne des andern bekämpfend.

Vorur wir den Monarchen auf das Schlachtfeld der Diplomatie folgen, werden wir bei den Regierungshandlungen, welche den inneren Angelegenheiten, der Wohlfahrt ihrer Völker gewidmet sind. Wie die Persönlichkeiten Herrscher, war auch, was sie erstrebten und für heilvoll erachteten, grundverschieden. Friedrich Wilhelm, ritterlich, leicht erregbar, aber energielos, solchen Genüssen zugänglich, ohne festes System und daher dem Einflusse Günstlingen unterworfen; Joseph, ein Feuergeist, der den einmal erfassten Gedanken einer Welt zum Trotz durchführen will, Autodidakt und Idealist, Kos selbstthätig und für die Warnungen erfahrener Staatsmänner unzugänglich, ein systematischer Reformner; jener, obgleich Protestant, einem unklaren Glauben ergelien, in Gesellschaft von Geheimbrüderschaften, welche den Aberglauben kultiviren, dieser ein aufgeklärter Katholik, der einer unduldsamen Priesterherrschaft mit einem Schlage ein Ende machen will, ein Freund des Freimaurerthums. Der eine erliegt vorzeitig einem Leben voller Genuss, ebenso vorzeitig andere den Mühseligkeiten im Leben, den Strapazen im Krieg. In einem Punkte stimmten diese Monarchen überein: wohlwollend zu, wünschten sie die Wohlfahrt ihrer Unterthanen zu fördern und von ihnen geliebt zu werden.

Dem Wunsche, die Liebe des Volkes zu erwerben, galten die ersten Regierungshandlungen Friedrich Wilhelms. Er hob die verhasste Regie, das Salz- und Tobaksmonopol auf, erleichterte den Steuerdruck, drang auf menschlichere Behandlung der gemeinen Soldaten. Treulich wirkte für die Abhebung des Unterrichts das „Oberschulcollegium“, und der Minister von Redlich bahnte eine durchgreifende Reform auf diesem Gebiete an. Unheilvollen Einfluß auf den König übten seine Günstlinge Bischoffswerder und Wolffner: jener ein inquantanter Meliorator, dieser ein Erbe des Königs, dann seine rechle Hand und seit 1788 Justiz- und Außenminister. Auch die öffentlich an-



Johann Christoph von Woellner, Königl. preussischer  
wiss. geheimer Staats- und Justizminister.

Nach dem Gemälde von Felicité Zaffert aus dem Jahre 1790.

durch ihre unersättliche Züchtung gewonnen; wie auch auch beschränkte Toleranz gegenüber der Staatskirche gewährt. Nachdem die Kaiser zur Reduktion der überflüssigen Klöster. Umsonst versuchte er durch seine gewinnende Persönlichkeit den Fortgang der Klementen in einem Monat lang ließ ihn Joseph seine Götterfreundschaft genießen, aber im letzten änderte er nicht. Aus den Gütern der aufgehobenen Klöster wurde ein „tobter Hand“ durch Vermehrung und Aufbesserung der Stellen nutzbar gemacht.

Ebenso ernst nahm es der Kaiser mit dem Unterrichte, namentlich mit der Erziehung; er schaffte in der Mittelschule die körperliche Ausbildung ab, beschränkte die Klosterschule. Den Tausch der Nachweise erwarb er sich durch die Gründung des allgemeinen Krankenhauses in Wien, durch Erweiterung des Wiener Taubstummeninstituts und Errichtung von Waisenhäusern; die Armenpflege wurde gebildet.

Der geistlichen Freiheit kam er durch liberale Censurvorschriften (1781) entgegen. Wir begegnen in Wien einem lebhaften Interesse an der Nationalliteratur. Erschienen, wie Denis und Mastalier, schloßen sich der allgemeinen Bewegung an. Die Wiener Dichter bekehrten sich am liebsten zum Roman. Die Dichter nahmen einigen Aufschwung; allenthalben ist das geistliche Leben wahrnehmbar.

Wahrlich ein unverdientes Loos traf diesen Kaiser, den edelsten von der je auf dem Throne Österreichs gesessen. Aber warum unterwarf er sich dem Kampf mit den stärksten Mächten im Leben der Völker, der Gerechtigkeit und dem historischen Recht?

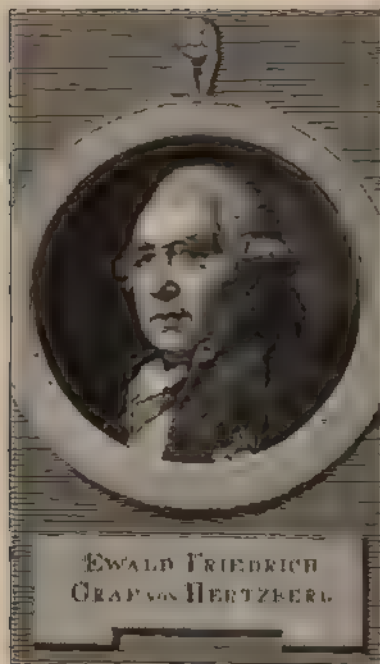
Die Verwicklungen, welche sich Joseph durch seine Reformen in die Erblande schuf, verriethen nicht, auf die Straße des Staates eine solche Rückwirkung auszuüben. Und doch hätte es einer Zusammenfassung bedurft, um Österreichs Stellung zu behaupten. Schon Preußen, das denn unverändert befolgte das preussische Kabinett seine Großmächte, ganz konsequent in der Wahl der Mittel, aber konsequent im Gegentheile zu dem Plan, welchen der leitende Minister in Preußen, Graf Herzog,



FRIEDERICUS WILHELMUS II.  
BORUSSORUM REX

Friedrich Wilhelm II.

Nachm. von J. Schreyer, gestochen von J. G. Clement 1793.



EWALD FRIEDRICH  
GRAF VON HERTBERG.

Ewald Friedrich Graf von Hertberg  
in Preuss. Staatsm. Hist. Gesch. von Holtz 1791.

abgesehen von dem nahen Verhältnis, welches stets zwischen Orlan und dem Herzog von Hohenollern bestanden hatte, besonders dadurch interessiert, daß seine kleine Schwester die Gemahlin des Erbstatthalters war. Er bemühte sich daher, zwischen den feindlichen Parteien zu vermitteln, doch hatte die betreffende Mission, die namentlich an den holländischen Gesandten im Haag gerichtet wurde, keinen Erfolg.

Da unterstützte die Thorheit und Unversichtigkeit der holländischen „Patrioten“ die Pläne Hertbergs. Am 3. Juli 1757 ließ in Berlin die Kaiserin ein, des Königs Schwester, die Prinzessin von Tranien, welche eine Reise durch das aufgeregte Land wagte, bei jenem Schonhoven von den Patrioten gefangen genommen worden. Zwar gab man sie bald wieder frei und ließ sie nach Hammwegen zurückkehren, aber König Friedrich Wilhelm wurde mit Recht beleidigt, verlangte Genugthuung und unterstützte sein Volk in den Kämpfen in Westfalen. Noch immer lag ihm viel an friedlichem Vorgehen, darum wies er auch die zudringlichen Engländer zurück, die aus dem Lande durchaus einen Kriegszustand machen wollten.

Auf die Bemerkung des englischen Gesandten Harris gegenüber dem Minister Carmerathen, „die Patrioten hätten der Königin Schach geboten: nach einander zu marschieren“, erwiderte der Minister: „Schach der Königen! Ein Minister kann nicht Schach im Brader, der König von Preußen, nicht ein Glendier ist, so muß er nicht Schach spielen, was es wolle.“

den natürlichen Bundesgenossen zu sein: mit Hilfe Englands Rußland aus der österreichischen Fessel zu lösen; wenn sich der Allianz der Staaten noch Schweden und Dänemark schlossen, war der nordische Bund und achtunggebietend stand Preußen. Das erste Ziel, die Verbindung mit Holland zu erreichen, boten die inneren Parteien Hollands eine willkommene Gelegenheit. Anfanglich wollte der König von Preußen Rathschlägen nichts hören, weil Friedrich Wilhelm von einer Vermischung in diese Angelegenheiten einen Krieg mit Frankreich und in Folge davon einen europäischen Krieg fürchtete.

In Holland bekämpften sich nämlich die Parteien der monarchisch-katholischen Krone und der aristokratischen Republikaner. Wilhelm II. stützte sich in hergebrachter Weise auf die Gegner, „die Patrioten“, auf Friedrich. Diese bestritten sich die Rechte des Königs zu vermindern, und im September 1757 die Entzweiung zwischen den Generalstaaten und den Städten zum vollen Ausbruch. In Folge von Preußen war bei der Angelegenheit.

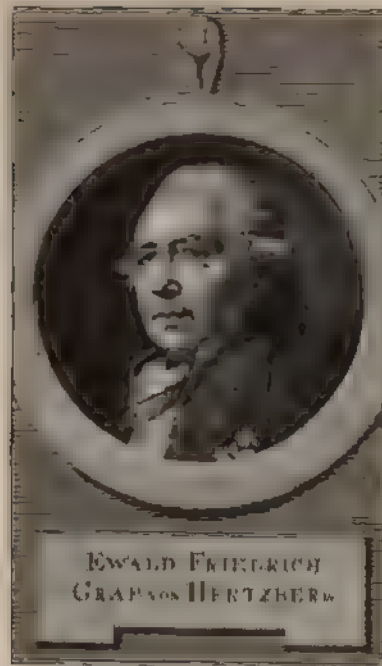


*Joseph II. Empereur des Romains*

Kaiser Joseph II.

Wien! nach dem Leben bei Gelegenheit des Visits zu Paris 1777 von Rumt.





Ewald Friedrich Graf von Herzberg,  
2. Preuss. Staatsminister. Gestorben von Holt 1791

abgesehen von dem nahen Verhältnis, welches stets zwischen Cranten und der Hohenzollern bestanden hatte, besonders dadurch intereirt, daß seine stolze Schwester Gemahlin des Erbstatthalters war. Er bemühte sich daher, zwischen den beiden Parteien zu vermitteln, doch hatte die betreffende Mission, die namentlich an den holländischen Gesandten im Haag gerichtet wurde, keinen Erfolg.

Da unterstützte die Thorheit und Unverschämtheit der holländischen „Patrioten“ die Pläne Herzbergs. Am 3. Juli 1787 ließ in Berlin die Kaiserin, des Königs Schwester, die Prinzessin von Cranten, welche eine durch das aufgeregte Land wagte, sei jenseits Schonhoven von den Preussen gefangen genommen worden. Zwar gab man sie bald wieder frei und ließ sie nach Rummwegen zurückkehren, aber König Friedrich Wilhelm war mit Recht beleidigt, verlangte Genugthuung und unterstützte sein Geheiß in Westfalen. Noch immer lag ihm viel an friedlichem Auskommen, darum wies er auch die zudringlichen Engländer zurück, die aus dem Grunde durchaus einen Kriegesfall machen wollten.

Auf die Bemerkung des englischen Gesandten Harris gegenüber dem Baron von Manteuffel, „die Patrioten hätten der Königin Schach geboten: noch ein Mal sie matt“, erwiderte der Minister: „Schach der Königin? Ein Ritter kann nicht. Wenn ihr Bruder, der König von Preussen, nicht ein Elender ist, so muß er es selbst lösen, was es wolle.“

den natürlichen Landesgenossen Preussens zu stehen: mit Hilfe Englands gedachte Preussen aus der österreichischen Allianz zu lösen; wenn sich der Allianz der Staaten noch Schweden und Dänemark schloßen, war der nordische Bund geschlossen und achtunggebietend stand Preussen da. Das erste Ziel, die Verbindung mit England zu erreichen, boten die inneren Zwänge Hollands eine willkommene Gelegenheit. Anfanglich wollte der König von Preussen nichts hören, weil Friedrich Wilhelm von einer Gemisshaltung in die Zukunft einen Krieg mit Frankreich und um die Zukunft einen europäischen Krieg befürchtete.

In Holland bekämpften sich nämlich Parteien der monarchisch-schrankenlosen Tron der aristokratischen Republikaner. Die Patrioten, die in hergebrachter Weise auf die Gegner, „die Patrioten“, auftraten. Diese bestreuten sich die Rechte des Erbkönigs zu vermindern, und im September 1787 die Entzweiung zwischen den Generalstaaten und den Ständen zum vollen Ausbruch. In Preussen war bei der Angelegenheit



Adem einerseits wußte Herzberg durch Vermittlung Mischowsky's die Unmolestät des Königs zu steigern, so daß die militärische Demonstration einen ruhigeren Charakter annahm, andererseits führte das französische Kabinett, statt zu vermitteln, eine solche Sprache, daß die holländische Regierung jede Vermittlung verweigerte: ja französische Offiziere und Soldaten eilten in hollen Massen zur Unterstützung der Patrioten. Da machte der König Ernst. Am 13. September überschritten 20000 Mann bei Nimewegen und Arnhem unter dem Herzoge von Braunschweig die Grenze, trübten die verlorrenen Patrioten einander und besetzten allmählich das ganze Land. Unter dem Eindruck des Vorwärtsschreitens erfolgte am 18. September im Haag eine Umwälzung, durch welche die Partei des Statthalters das Uebergewicht erlangte, es war klar, daß dieselbe ihre Macht zur Vernichtung des französischen Einflusses und zur Unterdrückung der Patrioten gebrauchen werde. Jetzt erschien (Matte) Potemkin, ein französischer Gesandter in Berlin und bot eine Verständigung an, forderte aber drohend die Zurückziehung der preussischen Truppen. Dies sollte nur zur Folge, daß der König sich nun mit England verband (2. Oktober), die Wiederherstellung der alten Verfassung Hollands gegen jede Einmischung der dritten Macht — Frankreich war gemeint, — in Schutz zu nehmen. So sah sich auch Frankreich genöthigt (27. Oktober), die geschehene Umwälzung anzuerkennen. Dies war der erste Erfolg, den die Kühnheit Herzberg's gewann, und es war natürlich, daß der König, dem von allen Seiten Glückwünsche zufließen, diesem Minister größeren Einfluß als bisher gestattete. Freilich, wollte sich Herzberg in der Gunst des Königs behaupten, so mußte er von Erfolg zu Erfolg führen. Schon hatte Herzberg einen Plan entworfen, von dem er im Osten noch ganz andere Siege, als dort im Westen erwartete.

Oesterreich hatte diesen Dingen ruhig zusehen müssen, denn Kaiser Joseph war selbst auf zwei Seiten vollständig in Anspruch genommen. Er hatte im Mai 1787 der Kaiserin Katharina in Cherson einen Besuch gemacht, um ihr gemeinsames Bündniß zu festigen. Als nun am 23. August die Pforte an Rußland den Krieg erklärte, sah er sich zu umstehenden Mächtigungen genöthigt, um demnächst am Kampfe theilnehmen zu können.

Um dieselbe Zeit hatte die österreichische Herrschaft in Belgien ausgespielt. Schon die Toleranzpatente hatten in diesem strengkatholischen Lande im Jahre 1782 zu einem Proteste des Erzbischofs von Mecheln geführt, die Ersetzung der bischöflichen Seminare durch das Generalseminar zu Löwen (16. Oktober 1786) steigerte die religiöse Währung nicht minder als die am 1. Januar 1787 erschienenen Verordnungen über die Verwaltung und Gerichtsordnung von Belgien die politische Mißstimmung. Der päpstliche Nuntius, der die Aufregung nach Kräften schürte, wurde im März ausgewiesen, was auch böses Blut machte. Am 3. Juli ernannte Joseph den General Grafen Murray mit ausgedehnten Vollmachten zum Generalgouverneur, am 19. Juli verließen die Erzherzogin Christine und ihr Gemahl das aufgeregte Brüssel, freilich nur um nach Murrays Abberufung im Oktober wieder dorthin zurückkehren zu müssen. Bald schürte das Ausland den Aufstand: die „niederländische Freiheit“ ward das Lösungswort.

Der letzte Erfolg gegenüber den schlechtdisziplinierten Patrioten ward für Preußen nachmals verhängnißvoll, indem Offiziere und Soldaten eine übertriebene Vorstellung von



Leopold II. als König von Ungarn in Pest am 15. November 1790. Grösz, 2. Aufl. 1848. G. Eding, gestochen von J. Manthey.

## 20. Vom Reichensbacher Kongreß bis zur Zusammenkunft von Pillnitz (August 1791).

Schon in den letzten Monaten der Regierung Josephs II. hatte man den Ausbruch des Krieges mit Preußen erwartet. In der That hatte die Regierung Friedrich Wilhelms keinen günstigeren Augenblick wählen können, um den alten Streit mit Oestreich auszumachen. Abgesehen von den Verhältnissen in welchen sich der Kaiser befand, war auch Frankreich, von den Wirren der großen Revolution von 1789 erfasst, nicht in der Lage, seinem früheren Bundesgenossen zu Hilfe zu kommen. Aber die Nothwendigkeit, sich der Hilfe Englands und der Türkei zu versichern, verzögerte die Ausführung des Herrberg'schen Planes; als mit jenen beiden Mächten das Bündnis geschlossen war (Juni 1790), hatten sich die politischen Verhältnisse zu Ungunsten Preußens verändert: vor allem aber war es dem Nachfolger Josephs II., dem gewandten und thätigen Leopold II., gelungen, seinen wankenden Staat zu heilen.

Leopold II., geb. 1747, hatte, achtzehn Jahre alt, die Herrschaft Tirols angetreten und, unterstützt von tüchtigen Beamten, einen Musterstaat im Sinne der Aufklärung geschaffen. Denn, ohne das warme Herz seines Bruders, war auch er von seinen Ideen erfüllt, die er in dem kleinen Lande ohne Gefahr für das Staatswesen zur Ausführung bringen konnte. Er hatte sich sogar mit der Idee des Verfassens befreundet, erkannte aber mit scharfem Blick, daß er für die Erhaltung der monarchischen Grundzüge andere Grundsätze zur Anwendung bringen müsse. Indem er die Josephinischen Reformen einschränkte und möglichst auf die Zeit Maria Theresias zurückführte, gewann er das Vertrauen der Bevölkerung in den einzelnen Staaten des kaiserlichen Reichs wieder.

Noch waren nicht alle Schwierigkeiten beseitigt, namentlich in Ungarn herrschte große nationale Erregung. — als der Kongreß zu Reichensbach (1. Mai) zusammentrat (Juni 1790), dem Herrberg seinen großen Plan vorlegte.

Holl in Ausland gemacht hatte. Ja, den König von Dänemark, der als Bundesgenosse Russlands am Kampfe gegen Schweden theilnahm, bedrohte König Friedrich Wilhelm mit einem Einmarsch in Holstein.

So war Herzbergs Plan völlig gescheitert: im Bunde mit den Mächten, er im Grunde seiner Seele verachtete, den Türken, Polen und Schweden, er sich widerstrebend in den Kampf gegen die Macht gerissen, mit der er am liebsten eng verbündet hätte. Wenn er sich wenigstens entschloß, den Finken der Verhandigung aufzugeben! Jetzt war es der König, der sich von zu Tage mehr der Ansicht zuneigte, die Vergrößerung Preussens und die Wahrung der Majermächte sei nur mit dem Schwerte herbeizuführen. Das fertige, wie das kriegerische System barg ernste Gefahren für Preußen: aber Unentschlossenheit rieb die Kräfte des Staates auf und machte ihn un-  
g., auch die beste Gelegenheit zur Vermehrung des preussischen Einflusses unzulassen.

Diese Gelegenheit kam als eine Folge der allzufrühen Reformthätigkeit des  
ers Joseph. Er hatte zwar die Freude, daß der tückische Feldzug eine  
liche Wendung nahm, daß der alte London (8. Oktober 1789) Belgrad 1790  
erte, aber diese Erfolge wurden in den Hintergrund gedrängt durch die Ver-  
tuna und Widerseßlichkeit in Ungarn und den Niederlanden. Selbst in den  
landen zeigte sich die größte Unzufriedenheit. Schon im Juni 1789 sagte  
ph zu seinem Sekretär, man könnte auf seinen Grabstein die Worte setzen:  
er racht Joseph II., der in allen seinen Unternehmungen unglücklich war."  
war es in der That; kostete doch selbst der nicht unglückliche Türkenkrieg  
den Wienern und 185 Millionen Gulden. Im Januar 1790 mußte der 1790  
müde Kaiser daran gehen, das Werk seines Lebens selbst zu vernichten.  
Ausführung der ungarischen Krone aus Wien leitete die traurige Epoche  
gedrückten Aufschreies an: Oesterreich war kein Einheitsstaat geworden,  
die Revolution stieß in blindem Unverstande die wohlthätigen Ordnungen  
die gütige Freiheit zurück, welche ihr der Kaiser gebracht hatte. Vom  
Februar an wußte Joseph, daß er nur noch Wochen zu leben hatte; er ver-  
te sie damit, sich mit allen auszuöhnen, die ihm feindlich gegenüber ge-  
ten. Er sah dem Tode mit Resignation entgegen: am 20. Februar 1790  
b der gekrönte Idealist, ein edler Märtyrer für das Wohl seines Volks. Als  
gechieden war, erkannten seine Unterthanen allmählich die Größe ihres Ver-  
es. Treffend verkündete die lateinische, für sein Standbild bestimmte In-  
sk. „Joseph dem Zweiten, der für Schweriges geboren, Großes vollbrachte,  
feres plante: welcher für die Wohlfahrt des Staates nicht lange lebte,  
ganz“



Reinung Leopold II. als König von Ungarn in Pest am 14. November 1790. Größtenteils nach dem Original, gezeichnet von J. Manthey.

## 20. Vom Reichensbacher Kongreß bis zur Zusammenkunft von Pillnitz (August 1791).

Schon in den letzten Monaten der Regierung Josephs II. hatte man den Ausbruch des Krieges mit Preußen erwartet. In der That hatte die Regierung Friedrich Wilhelms keinen günstigeren Augenblick wählen können, den alten Streit mit Oesterreich auszumachen. Abgesehen von den Verlegenheiten, in welchen sich der Kaiser befand, war auch Frankreich, von den Wirkungen der großen Revolution von 1789 erfasst, nicht in der Lage, seinem früheren Bundesgenossen zu Hilfe zu kommen. Aber die Nothwendigkeit, sich der Hilfe Englands und der Türkei zu versichern, verzögerte die Ausführung des Herzberger Planes; als mit jenen beiden Mächten das Bündniß geschlossen war (Juni 1790), hatten sich die politischen Verhältnisse zu Ungunsten Preußens verändert. Vor allem aber war es dem Nachfolger Josephs II., dem gewandten und klugen Leopold II. gelungen, seinen wankenden Staat zu festigen.

Leopold II., geb. 1747, hatte, achtzehn Jahre alt, die Herrschaft Toskanas angetreten, und, unterstützt von tüchtigen Beamten, einen Ruhmesthron im Sinne der Aufklärung geschaffen. Denn, ohne das warme Herz seines Bruders, war auch er von freidenklichen Ideen erfüllt, die er in dem kleinen Lande ohne Gefahr für das Staatswesen zur Ausführung bringen konnte. Er hatte sich sogar mit der Idee des Verfassungsstaates befreundet, erkannte aber mit scharfem Blick, daß er für die Erhaltung der österreichischen Monarchie andere Grundsätze zur Anwendung bringen müsse. Indem er die politischen Reformen einschränkte und möglichst auf die Zeit Maria Theresias zurückging, gewann er das Vertrauen der Bevölkerung in den einzelnen Staaten des österreichischen Reiches wieder.

Noch waren nicht alle Schwierigkeiten beseitigt, — namentlich in Ungarn herrschte große nationale Erregung, — als der Kongreß zu Reichensbach (Böhmen) zusammentrat (Juni 1790), dem Herzberg seinen großen Plan vor-



die Seemächte, England durch Edward, Holland durch de Meede ver-  
 wollten davon nichts hören: sie fürchteten den russischen Handel zu ver-  
 und England misshagte Preußen den Erwerb des Danziger Hafens.  
 Augenblick hatte es den Anschein, als werde der König von Preußen,  
 aber seine treulosen Freunde, mit den Waffen die Entscheidung suchen:  
 östlichen und russischen Grenze wurden bedeutende Heeresstraßen auf-  
 aber dann gelang es der österreichischen Diplomatie den König durch  
 Fürst Kaunitz umzustimmen: das gezückte Schwert fuhr in  
 Scheide, mit Herzberg und seinem stolzen Plane war es aus. Freilich mußte  
 auch Oesterreich eine entschiedene Demüthigung gefallen lassen. Denn obwol  
 schon in den Tagen des Kongresses einen glänzenden Türkenkrieg erlitten,  
 zum bei Matarati) gab es alle Eroberungen des letzten Krieges, selbst das  
 bei Belgrad auf, es wurde auf die Bedingungen des schmachvollen Belgrader  
 Traktates von 1739 zurückgedrängt. Dennoch schrieb Leopold froh aufathmend:  
 ist der am wenigsten schlechte Friede, den wir schließen konnten."

Die entscheidenden Abmachungen von Reichenbach fanden am 27. Juli statt. Oesterreich  
 ließ in der Folge am 19. September mit der Flotte einen Waffenstillstand, die Friedens-  
 handlung fand erst im Dezember in der bulgarischen Stadt Eskiow statt. Der russisch-  
 türkische Friede ward am 9. Januar 1792 zu Jassi geschlossen. In dem Reichenbacher  
 Traktate erklärten sich die Mächte auch mit der Rückgewinnung der Niederlande für  
 Oesterreich einverstanden. Der holländische Altkönig 10. Dezember 1791 löste diese Frage;  
 wiederum war wieder österreichisch.

Leopold urtheilte ganz richtig: der Friede kam nur ihm zu gute: unbehindert  
 einen aufsteigenden Krieg an der Südgrenze, konnte er die Niederlande  
 gewinnen und die Ordnung in seinem Reiche völlig herstellen. Preußens  
 hatte einen entschiedenen Schlag erlitten: die kleinen Fürsten näherten  
 lieber ihrem natürlichen Beschützer, und ohne Schwierigkeiten vollzog sich  
 die Wahl zum deutschen Kaiser (30. September 1790)

1790

Die Nation freute sich des wiederhergestellten Friedens: sie konnte freilich  
 sehen, daß der alte Gegensatz zwischen den beiden deutschen Hauptstaaten  
 ungeglichen war. Wie hatte Oesterreich jemals den Verlust von Schlesien  
 ertragen können! und der Reichenbacher Vertrag schloß in der türkischen Frage  
 nimmermehr eine neue Demüthigung des Kaiserstaates in sich. Dennoch kam  
 es zu einer Annäherung zwischen beiden Mächten. Der Kaiser mußte sie  
 in sich sein Verhältnis zu Rußland fühlbar und fühlbar gestaltete, in Preußen  
 Fürst Kaunitz, der nimmermehr die entscheidende Stimme fehlte, gegen die  
 östliche Freundschaft nichts einzuwenden.

Und dabei zeigte sich doch gerade jetzt, daß in einer der brennendsten Fragen,  
 nämlich, die Interessen und damit die Absichten Oesterreichs und Preußens  
 auseinander gingen. Oesterreich wünschte das Erstarken Polens, das ihm  
 treuer Bundesgenosse gegen Preußen, eine treffliche Bedung gegen  
 werden konnte: von einer neuen Theilung erwartete Oesterreich keinen  
 Nutzen. Für Preußen, welches in dem slavischen Nachbar stets einen Wider-



Erzobischof II. im Rathslichen Dynaste.  
Gebohren von Hnt. Rathsch. Mannheim 1790.

Zu bedauern war nur, daß König Friedrich Wilhelm, die polnischen Verhältnisse verkennend und den Aufwallungen eines immerhin ritterlichen folgend, die neue polnische Verfassung unbedinglich billigte, war doch früherer Bündniß dem polnischen Staate preussischer Schutz ganz leide-

jacher be-  
 te, war  
 gleichgiltig  
 Land jach-  
 tungs der  
 russischer  
 reichlicher  
 werden so  
 wenn auch  
 gestürzt  
 hatte man  
 Danzig in  
 zu empor  
 aufgeben

Polen zu denken, daß einen Verſten, die Verthres zu verjüngern, daß ſie ſich reich lehn 3. Mai 17 ſelte Kon n i s l a n z ſühe Joſ ſtarzte, u Deſtreichs Verſtänung Polens Unabhangt ewigen war. Wie wenig kon ſen wußt die ſinnere dung von



en worden, wenn es seine Verfassung bessere. Jetzt hatte sich die Königin geändert, und gar bald sah sich der König in der Lage, von neuem der Verwaltung des Staates mitarbeiten zu müssen, der auf seinen innigen Rath allzu blind vertraut hatte.

Nach der neuen polnischen Verfassung wurde das verderbliche Wahlkönigthum durch die Erbmonarchie ersetzt. Die Königswürde sollte zunächst dem Kurfürsten von Sachsen fallen, der freilich keinen männlichen Erben hatte. Der König nebst seinem Staatsrathe die die vollziehende Gewalt ausübten, die gesetzgebende Gewalt dem in zwei Kammern bestehenden Reichstag zustehen. Das „*liberum veto*“ wurde natürlich abgeschafft. Schwierigkeiten lagen nur darin, daß dem Bürger- und Bauernstand nicht unwesentliche Rechte gestanden, aber auch alle Vorrechte des Adels bestätigt wurden.

Was die Souveräne von Preußen und Oesterreich einander näher führte, Jahr 1791, war der Gang, den die französische Revolution um diese Zeit ihren begonnen hatte. Das großartige Ereigniß, welches mit dem mittelalterlichen Feudalstaat so schnell und so unerbittlich aufbraunte, hatte begreiflicherweise bei den Dichtern und Denkern Deutschlands, bei dem gebildeten Stand, der durch die Aufklärungsliteratur längst für die dort siegreichen Ideen gewonnen war, großen Anklang gefunden. Aber auch die Regierungen in zunächst keine der Bewegung feindselige Haltung ein, namentlich am 1. März erklärte man die Verletzung der Unwunden an. Kaiser Leopold hatte eigentlich eine doppelte Veranlassung gehabt, sich in französischen Dinge einzumischen: denn einerseits war die Gemahlin des französischen Königs, dessen Autorität von Tag zu Tag mehr vergrößert wurde, kaiserliche Schwester; andererseits hatte die französische Nationalversammlung die Rechte des Reiches eingegriffen, indem auf Grund eines Beschlusses vom 4. August der alle mittelalterlichen Feudalrechte aufhob, die Reichsstände ihre grundherrlichen Rechte, weiterhin die rheinischen Kirchenfürsten geistlichen Güter ohne weiteres beraubt wurden.

Kaiser Leopold blieb geraume Zeit ebenso unempänglich für die Hilfesuchenden seiner Schwester Marie Antoinette, wie für die dem deutschen Reich zugehenden Rechtsverletzungen. An Aufreizungen zum Einschreiten fehlte es nicht. Liegen theils von den französischen Emigranten aus, welche, mit der Meinung der Dinge unzufrieden, sich namentlich in die Rheinlande ergossen und, ihren Ausschweifungen das Land verderbend, das ihnen eine Freistätte bot, Wiederanerkennung des legitimen Königthums und die Wiederherstellung des Legitimen heischten. Während Oesterreich und Preußen zu ihren vermeintlichen noch schwiegen, fanden sie eine Beschützerin an der Kaiserin Katharina. Sie natürlich nichts an der Restauration des vorrevolutionären Frankreich, sie wünschte, daß sich die deutschen Mächte recht tief in die französische Revolution verwickeln mochten, damit sie in Polen völlig freie Hand bekäme. In Preußen und Oesterreich in einen langwierigen Krieg zu verwickeln, so sie, die Freundin Tiderots, den Kreuzzug für das legitime Königthum. Sie stellt die Waffenhilfe Rußlands für diesen edlen Zweck in Aussicht. Aufreizungen Rußlands verhängen bei Leopold zunächst nicht.

Theil des polnischen Adels, welcher mit den segensreichen Kosciuszkos im Frieden war, schloß am 11. Mai 1792 in dem Städtchen Targowica in Ukraine eine Konföderation und rief die Russen an, „die alte Verfassung des polnischen Volkes wiederherzustellen.“ Nach wenigen Tagen rückten die Russen ein. Vergeblich riefen die Polen die Hilfe des Preußenkönigs an, der die legitime Königherrschaft in Frankreich zu kämpfen im Begriffe stand, da es doch unmöglich für dies neuerungsjüchtige Polenvolk mit seiner Verfassung das Schwert ergreifen!

Der tapfere Kosciuszko führte alle Vaterlandsfreunde gegen die fremde Fäulnis, aber am 17. Juli erlag er der russischen Uebermacht bei Dubienka (am Tag von Lublin). Bald schloß sich der eideckte König Stanislaus selbst der Targowica-Konföderation an, die Verfassung wurde gestürzt, das alte Unwesen wieder hergestellt. Russen konnten sich ungestört im polnischen Lande einnisten.

Während die polnischen Patrioten bei Dubienka bluteten, rührte in der offiziellen Reich deutscher Nation in Mainz glänzende Feste zu feiern. 1792 am 14. Juli 1792 war Franz von Österreich in Frankfurt zum Kaiser gewählt worden: vom 19. 21. Juli wurde in Mainz feiert, und nicht wenige hundert von kleinen und kleinsten Reichshänden sich des neuen Kaisers an — er sollte der letzte sein im alten Reich, — handelten die beiden Mächte über den Preis des Sieges, der aus dem bevorstehenden Feldzug zu erwarten stand. Entgegen den Traditionen des großen Königs gab Preußen der österreichischen Völgerei preis, ohne doch in Betreff seiner polnischen bestimmten Zusicherungen zu erlangen: dagegen erregte es Friedrichs höchste Entrüstung, daß der Kaiser von ihm auch die Abtretung der bairischen Stammlände forderte, die eben erst an die Komtessen von Hohenzollern gefallen waren. Dennoch war der preussische König der einzige, der mit Begeisterung in den Krieg zog, während die preussischen Diplomaten mißtrauisch unter einander und verstümmt, ihn als unvermeidliches Uebel betrachteten.

Der Feldzug konnte schon aus diesem Grunde kein glänzender sein, denn ein Koalitionskrieg ist davon abhängig, daß die verbündeten Mächte in ihren politischen Zielen übereinstimmen. Dazu kamen die militärische Unfähigkeit des Oberfeldherrn, des ruhmreichen Patrioten Karl Ferdinand von Braunschweig.

Wenigstens für den schwersten Mißgriff war er nicht verantwortlich. Er ergriff am 25. Juli 1792 jenes berüchtigte, von einem Emigranten entworfene Manifest, welches die Franzosen mit allen Schreien des Vernichtungskrieges bedrohte, worin sie in ihrem legitimen Herrscher zurückkehrten. Statt die Franzosen einzuladen, nur ihre Wuth und den energischen Widerstand wach zu rufen.

Dann aber war auch die Methode fehlerhaft, welche der Kaiser in der Kriegsführung befolgte. Während Friedrich der Große die eigenen Kräfte in schnelle entscheidende Stöße gesetzt hatte und nur ganz selten die eigene Erschöpfung und die Ueberzahl der Gegner zu bedauern hatte,

## V. Die letzten Zeiten des alten deutschen Reichs.

### 1. Der Feldzug des Jahres 1792.

Nicht Deutschland hat Frankreich zum Kriege herausgefordert, vielmehr waren es die in der gesetzgebenden Versammlung dominirenden Girondisten, die junger Brissots, welche das neugeformte Staatswesen mit dem Kranze herrlicher Erfolge schmücken wollten. Sie verweigerten den Elsassier Reichthümern die gebührende Entschädigung und drängten den unglücklichen König, das rettungslose Opfer der Bewegung, dem Kaiser, welcher die französischen Arbeiten würdig und maßvoll beantwortet hatte, am 20. April 1792 den Krieg zu erklären. „Kein Krieg der Nation gegen die Nation“ hieß es vielmehr lobend, „sondern die gerechte Vertheidigung eines freien Volkes gegen die ungerechten Angriffe eines Königs.“ Es war keine Frage: wenn die beiden Großmächte schnell und energisch sich mit ganzer Kraft auf das übel berathene, von Parteien zerrissene Frankreich geworfen hätten, so würden sie das widersprechende Nation über den Haufen gerannt haben. Nur durfte man nicht mit dem anderen Auge nach dem Osten schielen, wo sich ein schweres Geraden zusammenzog. Man konnte für gewiß annehmen, daß sich die Kaiserin Katharina auf die langersehnte polnische Beute stürzen werde, sobald sie ihre Augen am Rheine beschäftigt sah. Wollte man ihr nicht Polen vollständig antworten, und das preussische Interesse wenigstens erhehlte, daß dies geschehe, — so mußte man sich für's erste am Rhein auf die Vertheidigung beschränken, die polnische Frage schleunigst zum Austrag bringen und dann den europäischen Krieg mit wichtigen Schlägen beenden. Aber keins von beiden thaten. Die beiden deutschen Großmächte ergriffen wohl mit Begier den Gedanken, sich gegenwärtig recht ausgiebige Vergrößerungen zuzuwenden, aber in wahrhaft staatsmännischen Erwägungen waren weder die preussischen, noch österreichischen Diplomaten gekittet.

Nachher Franz, Leopolds Nachfolger, hoffte im Verfolge des französischen Krieges den Versuch zu machen, gegen Belgien durchzubrechen, — ein Gedanke, dem sich Preußen auf keinenfalls hätte widerlegen müssen; Preußen verlangte ein Stück Polen und die belgischen Lande am Niederrhein, eine allerdings vortheilhafte Beendigung des jüdischen Erbfolgestreites.

Während man noch marktete, griff Katharina dreist zu. Schon im April 1792 gab sie zwei bedeutenden Heereskörpern Marschbefehl: der ihr ergebene

Freiheitskriegen günstig, am 21. Oktober kapitulirte der fröhe Kommandant von Mainz, der freilich diese Stadt vielleicht nicht ganz mit Unrecht seinen Schutz Pakt hatte halten sollte. Die leichtsinnige und gaußjüchtige Bürgerschaft, schwärmerische Anführer, wie der vaterlandslose Weltumsegler Georg Forster, jubelten den Franzosen und leerten den Taumelfeld der französischen Weltbeglückung bis zur Neige.

Vom rechten Rheinufer, — denn auch Frankfurt war schon gewonnen worden, — trieb man noch vor Schluß des Jahres die französischen Brenner zurück: aber diese Ereignisse, welche nur durch die Thunmächte der Fürstenthümer ermöglicht worden waren, erweckten bei einsichtigen Männern schon jetzt den Gedanken, ob es nicht nöthig sei, durch die Säkularisation) der geistlichen Staaten die Wiederkehr so schmachvoller Gänge für immer zu verhindern. Auf Oesterreichs Widerspruch ließen die französischen Diplomaten diesen Gedanken fallen, der sich aber kurz oder lang dennoch wirklichem mußte.

Unter Forsters Leitung erklärte im März 1793 eine Versammlung in dem ganzen Landstrich von Landau bis Bingen sei zu einer Republik umzuwandeln: am 2. ward dekretirt, daß man bei der französischen Republik die Gewerkschaft der Bauern beantragen sollte. An der Spitze der vaterlandsverrätherischen Revolution standen Forster und Pug, von denen der letztere auf dem Schafot blutete, ersterer wenigstens seine Hoffnungen vor seinem Tode (Januar 1794) vernichtet sah.

Auch die Oesterreicher sollten in dem Feldzuge dieses Jahres nicht bleiben. Als sich die Preußen bis Luxemburg zurückgezogen hatten, wurde Dumouriez gegen die in Belgien stehenden Oesterreicher, schlug sie am 6. Juni bei Jemappes und nahm das ganze Land bis an die holländische Grenze.

Für das nächste Jahr nahmen die Verbündeten die Wiedereroberung Belgiens und Mainz in Aussicht; die Entschädigung für die abgetretenen Provinzen wollte Oesterreich in Baiern suchen, Preußen in Polen. Die Sache kam aber nicht hinter diese Interessenspolitik zurück und horte vollends auf ein Ziel zu haben. 1793 den Berechnungen der beiden Großmächte zu sein, als am 21. Januar „Louis Capet“ als Staatsverräther gemordet worden war.

## 2. Die zweite Theilung Polens (1793). Der erste Koalitionskrieg (1793 und 1794).

Ehe Europa daran ging, das königsmörderische Frankreich zu zerschlagen, so es Preußen für angebracht, sich den Preis seiner Anstrengungen zu sichern. Man durfte nicht warten, bis Rußland in der Lage war, allein das entscheidende Machtwort zu sprechen. Nicht zu redigieren waren die Schritte, durch welche man den neuen Okavaltat in solchen handelte es sich in der That, in den Augen der Welt einzuwirken wollte. Die preussische Regierung erließ am 6. Januar 1793 eine Erklärung, deren von dem mit jacobinischen Anleihen erhaltenden Polen in Ländern Gefahr drohte.



ler Mittel genöthigt wurde, glaubte der Herzog von Braunschweig in solcher Eile die Mäthe strategischer Weisheit gefunden zu haben. Zudem traute er der Unbesiegbarkheit des fredericianischen Heeres; er war vielleicht einzige, der die Gefährlichkeit einer enthusiastischen Volksarmee erkannte. Er überschätzte sie, zumal die französischen Generale, welche jene wilden Heere leiten sollten, keine erfahrenen Feldherren waren. Streng methodisch nahm er nachdem am 19. August die Grenze überschritten war, zunächst die Festungen Metz und Verdun ein, widerwillig folgte er dann dem Befehle des Königs und wandte sich weiswärts nach Paris zu. Die Engpässe der Argonnen bei der französischen General Dumouriez mit seiner kleinen Armee und hielten sich durch den aus Metz herbeieilenden Kellermann. Am 20. September trafen die Heere aufeinander. bei St. Menchons stand Dumouriez, bei Walmy, ihm gegenüber, Kellermann. Die preussische Artillerie begann alsbald eine Kanade auf die Höhen von Walmy und richtete unter den jungen Soldaten Verwirrung an. Statt dieselbe zu benutzen, nahm der Herzog den bereits erteilten Befehl zum Vorgehen zurück, aus Besorgniß, hinter den Höhen mochten überlegene Truppen aufgestellt sein. Vließ sich auch der verlaunte günstige Erfolg nie wieder einholen, so hätte man noch immer nicht nöthig gehabt, Rückzug anzutreten. Aber im preussischen Hauptquartier nahm die Unlust Hand, bei der vorgerückten Jahreszeit und dem herrschenden Regewetter einen entscheidenden Schlag zu wagen. Das Unglaubliche geschah: das Heer Friedrichs des Großen trat, ohne den Kampf gewagt zu haben, den Rückzug seinen Neulingen an. Wie mußte sich das Selbstgefühl der Krieger Frankreichs an, das eben jetzt zur Republik erklärt wurde! (22. September.) Auch auf diesem Gebiet hatte eine neue Zeit ihren Einzug gehalten.

Werthe, der sich auf diesem Feldzuge im Gefolge des Herzogs von Weimar befand, theilte mit der Schreie des Lichters den Offizieren: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus.“

Um sich für alle Eventualitäten zu sichern, knüpfte Dumouriez mit dem preussischen Hauptquartier Verhandlungen an, während deren er Verstärkungen nach zog. Diese Vorrichtung war überflüssig, denn die Gegner gingen auf diese Verhandlungen nur in der Absicht ein, ihren Rückzug ungehindert ins Werk zu setzen. Am 30. September zogen sie ab, Mangel und die im Heere brechende Muir verurachten größere Einbuße, als ein ehlicher Kampf herbeiführen würde. Das Resultat des schmählichen Feldzuges war der Verlust der preussischen Hanienehre und neue Mißthelligkeit mit Oestreich. Denn betrachtete man den eilfertigen Rückzug als halben Verrath: andrerseits das Wiener Kabinett wieder die Empfindlichkeit des preussischen Königs, so es von neuem die Abtretung von Ansbach Bayreuth in Vorschlag brachte.

Wie sehr dem französischen Volke die Flügel gewachsen waren, zeigte der Zug, den General Custine mit nur 14,000 Mann an der Spitze des preussischen Heeres verheerete. Er zog von Speyer nach Worms nach Mainz machte. Der Kurfürst suchte, eine starke Partei von „Katholiken“, die das „Pflanzengement“ vernichten wollten, vor den französischen

Freiheitshelden günstig, am 21. Oktober kapitulierte der feige Kommandant von Gmünd, der freilich diese Stadt vielleicht nicht ganz mit Unrecht keinen Schuß Pulver verschütten hatte. Die leichtsinnige und genußsüchtige Bürgerschaft, schwärmerische Romantiker, wie der vaterlandslose Weltumsegler Georg Forster, jubelten den Befreier zu und leerten den Taumelkelch der französischen Weltbeglückung bis zur Reize.

Vom rechten Rheinufer, — denn auch Frankfurt war schon gebrandschagt worden, — trieb man noch vor Schluß des Jahres die französischen Nordbrenner zurück: aber diese Ereignisse, welche nur durch die Ohnmacht der kleinen Fürstenthümer ermöglicht worden waren, erweckten bei einsichtigen Staatsmännern schon jetzt den Gedanken, ob es nicht nöthig sei, durch Einziehung (Säkularisation) der geistlichen Staaten die Wiederkehr so schwachvoller Vorgänge für immer zu verhüten. Auf Oestreichs Widerspruch ließen die preussischen Diplomaten diesen Gedanken fallen, der sich über kurz oder lang dennoch verwirklichen mußte.

Unter Forsters Leitung erklärte im März 1793 eine Versammlung in Mainz, der ganze Landstrich von Landau bis Bingen sei zu einer Republik umzugestalten; am 21. März ward dekretirt, daß man bei der fränkischen Republik die Einverleibung der rheinischen beantragen solle. An der Spitze der vaterlandsverräterischen Deputation standen Forster und Luz, von denen der letztere auf dem Schaffot blutete, ersterer wenigstens noch seine Hoffnungen vor seinem Tode (Januar 1794) vernichtet sah.

Auch die Oestreicher sollten in dem Feldzuge dieses Jahres nicht ungeschlagen bleiben. Als sich die Preußen bis Luxemburg zurückgezogen hatten, wandte sich Dumouriez gegen die in Belgien stehenden Oestreicher, schlug sie am 6. November bei Jemappes und nahm das ganze Land bis an die holländische Grenze ein.

Für das nächste Jahr nahmen die Verbündeten die Wiedereroberung Belgiens und Mainz in Aussicht; die Entschädigung für die gehabte Noth wollte Oestreich in Baiern suchen, Preußen in Polen. Die Sache Ludwigs XVI. trat hinter diese Interessenpolitik zurück und hörte vollends auf ein Factor in den Berechnungen der beiden Großmächte zu sein, als am 21. Januar 1793 „Louis Capet“ als Staatsverräther — gemordet worden war.

## 2. Die zweite Theilung Polens (1795). Der erste Koalitionskrieg (1793 und 1794).

Es ging Europa daran, das königsmörderische Frankreich zu züchtigen, und es Preußen für angebracht, sich den Preis seiner Anstrengungen im Osten zu sichern. Man durfte nicht warten, bis Rußland in der Lage war, in Polen allein das entscheidende Machtwort zu sprechen. Nicht zu rechtfertigen aber waren die Schritte, durch welche man den neuen Gewaltakt — denn um einen solchen handelte es sich in der That, — in den Augen der Welt entschuldigen wollte. Die preussische Regierung erließ am 6. Januar 1793 eine Erklärung laut deren von dem mit jakobinischen Irrlehren erfüllten Polen seinen eigenen Vätern Gefahr drohe.



Sehr zur Unzeit hatte eine polnische Deputation dem französischen Nationalkonvent die Sympathien ihrer Nation bekundet, auch war Kościuszko zum Ehrenbürger der französischen Republik ernannt worden.

Am 23. Januar 1793 unterzeichneten König Friedrich Wilhelm und die Kaiserin Katharina einen neuen Theilungsvertrag, der Polen wieder um etwa 100 Quadratmeilen verlor. Nun rückten auch preussische Truppen ein; das Land gehörig besetzt war, einigte man sich (April) über die formliche Theilung und die Kaiserin Katharina übernahm es, durch einen von ihr zu nennenden und zu bestechenden Reichstag die Zustimmung zu der neuen Vertheilung des Landes zu erwirken.

Preussen erhielt die Städte Danzig und Thorn nebst ihren Gebieten und den größten Theil des früheren „Großpolen“: Theile der Wojwodschaften Posen, Gnesen, Inowracław, Plesch, Ploß, Gienstochau von der Wojwodschaft Krakau), mußte dagegen das litthauische Tauraggen an Rußland geben. Das neue Land (Südpreußen) umfaßte 1100 Quadratmeilen.

Die natürliche Folge der Theilung Polens war die Völlerung des österreichischen Randwundes. Denn wiewohl Kaiser Franz der Vergrößerung Preußens voraus zugestimmt hatte, weil er ohne die Hilfe desselben Belgien nicht erobern konnte, war es ihm doch argerlich, daß sein Verbundeter seine gute Sache eingeheimt hatte, während der seinigen erst noch Kämpfe und Siege zuwege gehen mußten. Und als gar Preußen nachher erklärte, daß ohne Zustimmung des Pfalzgrafen von Zweibrücken das belgisch harrische Landgeschäft nicht vor sich gehen könne, verwandelte sich der Argz in Wroth und Ingrimm. Der Minister Thugut, welcher seit Ende März die answartige Politik Oestreichs leitete, intriguirte nunmehr gegen die Macht, mit der man doch verbündet im Felde stand. Allmählich näherte sich Oestreich der russischen Kaiserin, die sehr ungern mit Preußen getheilt hatte und auch geringe Lust bezeugte, dem Reichstoge von Grodno die Anerkennung der preussischen Erwerbungen zu bewilligen.

Unter so ungunstigen Ausspizien war nun der Feldzug der ersten Koalition, 1793, welcher das englische Kabinet England, Holland, Preußen, Oestreich, das holländische Reich, Spanien, Sardinien und Neapel wider die französische Republik gerichtet hatte, ins Werk gesetzt worden. Es war kein Wunder, daß diese Koalition, namentlich soweit Oestreich und Preußen in Frage kamen, sich bald zerbrach und idellich zerfiel, sondern man durfte sich wundern, daß sie wirklich eine Reihe von Erfolgen aufzuweisen hatte. Ein neues österreichisches Heer, das unter dem Herzog von Koblenz und dem General Clerfaut in den Niederlanden stand, drangte die Franzosen an der Maas zurück und besiegte am 18. März den tapferen Dumouriez selbst, der dafür von den Jakobinern zu Paris in Klagestand versetzt wurde und zu den Feinden überging. Belgien wurde befreit, französische Festungen Valenciennes und Condé wurden erobert, der Weg nach Paris stand diesem Heere offen. Ja noch mehr, die Oestreicher hätten im Angriff mit dem der Preußen kombiniren können, welche am 22. Juli

das tapfer vertheidigte Mainz eingenommen hatten und zur Belagerung von Landau schritten. In Frankreich tobte der Bürgerkrieg, der in Lyon, Marseille, Toulon zu schauerlichen Greueln führte; die Vendée hatte sich erhoben.

Aber die Koalition benutzte die günstige Gelegenheit nicht: die Engländer drangen auf die Belagerung von Dünkirchen, das sie für sich behalten wollten, die österreichische Diplomatie verlangte die Eroberung der Pizarbie. So gab man der geängstigten Republik Zeit zu erstarken; der „Wohlfahrtsausschuß“ zwang alle Wehrhaften und allen Besitz in den Dienst des Vaterlandes; Carnots Genie gab dem Heere eine neue Organisation, der Enthusiasmus ersetzte den Mangel an militärischer Übung.

Schon im September erlitt das englisch-holländische Heer, von den Oestreichern mangelhaft unterstützt, eine Schlappe bei Hondschooten. Auch auf dem zweiten Kriegsschauplatz, in der Pfalz, kamen die Verbündeten nicht vorwärts. Bei Birmasens schlugen die Preußen am 14. September den General Moreau zurück; man eroberte dann einen Theil der Weißenburger Linien, aber einen Vorstoß wagte man nicht. Die Heeresleitung war zwieträftig. Der österreichische General Wurmsier, welcher widerwillig unter preussischem Oberbefehl stand, verlangte den Einmarsch ins Elsaß, um dort die Herrschaft seiner Standesgenossen vom Reichsadel und, wie in Mainz, die alten Mißbräuche wiederherzustellen. Am 19. September sah sich der König von Preußen genöthigt, das Heer zu verlassen, weil die polnische Frage von neuem seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Nachdem die russischen Forderungen schon im Juli erzwungen waren, genehmigte der Reichstag von Grodno (25. September) auch die an Preußen zu machenden Abtretungen. Da sich aber Rußland und Oestreich einander genähert hatten, auch voraussahen, daß die gänzliche Auftheilung des unglücklichen Landes bevorstehe, mußte der König von Preußen auf der Hut sein, um nicht im entscheidenden Moment von Oestreich zur Seite gebrängt zu werden.

Noch einmal schien es, als sollte im Westen ein besseres Einvernehmen bessere Erfolge erzielen. In der zweiten Woche des Octobers eroberten die Verbündeten die Weißenburger Linien; dann aber trat der alte Zwiespalch wieder ein. Zwar bewährten die Preußen am 25. November ihren Waffenneid, indem sie die doppelt so starke Armee des feurigen Hohen bei Kaiserslautern zurückwarfen, dann aber wandte sich dieser mit Glück gegen Wurmsier und zwang die Verbündeten, die Belagerung Landaus aufzugeben. Ende December legte sich Wurmsier auf dem rechten Rheinufer in Winterquartiere, die Preußen blieben auf dem linken Ufer. Es war dem Herzog von Braunschweig nicht zu verdenken, daß er bei dem Mangel an Einheitlichkeit den Oberbefehl niederlegte. Da auch die Oestreicher trotz eines Sieges bei Wattignies (15., 16. October) beim Einbrechen des Winters die Belagerung von Maubeuge aufgaben und in ihre früheren Stellungen zurückgingen, so schloß dieses erste Kriegsjahr der großen Koalition mit Resultaten, welche weder den anfänglichen Hoffnungen, noch den aufgewendeten Mitteln entsprachen.

Konnte man von einer Fortsetzung des Krieges im nächsten Jahre besseres erwarten? Schon schwankte die österreichische Diplomatie, ob es nicht besser sei, ihn an anderer Stelle, etwa an den venetianischen Festlandsbesitzungen zu misshandigen, statt im Kampfe für den Besitz Belgiens zu verbluten. Was Belgien betraf, so regte sich dort schon eine Friedenspartei, da sich der Krieg dem Frankreich keiner Sympathie erriente. Aber der König hielt es für unthunlich, das gemeinsame Werk preiszugeben. Nur daß es ihm schlechter als unmöglich war, den Krieg mit eigenen Mitteln fortzuführen. Er erbot sich dazu, falls die anderen Reichsstände, die bisher kaum 20,000 Mann ins Feld gestellt hatten, den Unterhalt seines Kriegsheeres bestreiten wollten. Aber davon wollten weder die kleineren Kariten noch Oesterreich etwas wissen: erstere wollten nicht eine militärische Hegemonie gefallen lassen, welche an die Zeiten des Kaiserthums erinnerte, auch wirkten zum Theil schon französische Einflüsterungen. Oesterreich mißbilligte ein Verhalten, das den König von Preußen als Schwächling erscheinen ließ. Da alle Versuche, die nöthigen Mittel zu beschaffen, fehlgeschlugen, sah sich der König genöthigt, einen schmachlichen Soldatvertrag mit England einzugehen. Durch den Haager Vertrag vom 19. April 1791 wurde Preußen zum Soldträger Englands erniedrigt: für 50,000 Mkr. monatlich sollte es über 60,000 Mann ins Feld stellen. Dieser Vertrag führte zu neuen Unruhen, da die Seemächte ihren Soldner zum Schutze ihrer Interessen in den Niederlanden zurückhalten wollten, während Friedrich Wilhelm am Mittelmeere den Kampf zu erneuern wünschte.

Es wiederholten sich genau die Vorgänge des Jahres 1791, nur daß der Schauplatz auf dem niederländischen Kriegsschauplatze ein anderer werden sollte, die Franzosen den Verbündeten jetzt hier eine entschiedene Übermacht entgegen brachten. Die persönliche Anwesenheit des Kaisers Franz, der sich nach Wien begeben hatte, vermehrte nur die Unordnung und Verwirrung. Nach der Einnahme von Landrecies (30. April 1791), begann für die Verbündeten hier eine Reihe von Unfällen: Vichy und Jourdan gewannen mehr und mehr Terrain, durch den Sieg bei Fleurus (26. Juni), erzwang der letztere die Räumung Belgiens. Verstimmt legte der Herzog von Koburg das Kommando nieder, im Oktober führte Clerfaut das Heer über den Rhein zurück, der Feind drang nach und nahm das ganze Rheinland bis Koblenz in Besitz.

Au Weihnachten drang Vichy über das Eis der großen Ströme in Holland ein, dessen Eroberung ihm nach Abzug des Herzogs von York durch die „Patrioten“ noch erschwert und das alsbald zur batavischen Republik umgestaltet wurde.

Durch die Erfolge, welche die Franzosen in den Niederlanden davontrugen, wurde auch das preussische Heer, welches sich in der Pfalz unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls Mollendorf und dem Kommando tüchtiger Offiziere, des Husarenbersten Blücher, nicht ohne Ruhm mit dem Feinde gekämpft, zum Rückzuge genöthigt. Bei Kaiserslautern war am 23. Mai ein bedeutender Sieg erröthet worden, aber er hatte keine Folgen, weil die österreichische Staatsweisheit das siegreiche Heer nach den Niederlanden abzurufen

wollte, was nur neue diplomatische Verwicklungen hervorrief. Zum dritten Mal sah Kaiserslautern in einer Reihe von Gefechten die Tapferkeit der von Hohenlohe zum Siege geführten Preußen (18.—20. September), — ein Mauth jubelnden Selbstgefühls erfüllte alle Gemüther in der preussischen Hauptstadt. Aber dann erfolgte im Oktober der Rückzug der Sieger.

Selbst wenn derselbe nicht aus strategischen Gründen nothwendig geworden wäre, hätte König Friedrich Wilhelm die Feindseligkeiten einstellen müssen. Sowie nämlich die Engländer einsahen, daß sie nicht nach Gütünden über die preussische Armee verfügen konnten, hörten sie mit der Zahlung der Hilfsgebel auf: in Petersburg wie in Wien konnte man seine Schadenfreude nicht verbergen.

Dahin hatte es die Feinheit der Thugutschen Politik gebracht. An den Niederlanden lag ihm längst nichts mehr: sein Ideal war eine Tripleallianz mit England und Rußland, um Preußen zu isoliren und an ihm für die zweite Theilung Polens Vergeltung zu üben.

### 3. Die dritte Theilung Polens (24. Januar 1795). Der Baseler Friede (5. April 1795).

Was die Fortschritte der verbündeten Waffen hemmte und schließlich die Koalition auseinander trieb, war die polnische Frage. Wenn der Untergang Polens unvermeidlich war, wollte Preußen nicht die ganze Beute Rußland überlassen; aber auch Oestreich war nicht gewillt, bei einer dritten Theilung wieder leer auszugehen. Argwöhnisch einander beobachtend, schielten die beiden deutschen Großmächte, für die der Krieg gegen Frankreich im gegenwärtigen Augenblick kein großes Interesse hatte, nach Polen hinüber: in der Osterwoche 1794 hatten sich erhoben und die Russen aus dem Lande getrieben. Es war vorauszu sehen, daß bei der Zwietracht des zuchtlosen Adels auch ein Kosciuszko nicht im Stande sein werde, sein unglückliches Vaterland zu retten: daher beschloß Preußen den Russen zuvorkommend, seine Hand auf die Beute zu legen, und bei der Theilung das entscheidende Wort zu sprechen. Im Mai 1794 rückte ein starkes preussisches Heer ein, besiegte Kosciuszko, nahm Krakau und wandte sich gegen das schlecht besetzte, von Parteilhaber erfüllte Warschau. Der König, der selbst auf den Kriegsschauplatz begeben hatte, beabsichtigte anfangs, Praga zu nehmen, ließ sich aber durch kleinmüthige Rathgeber und durch russischen Agenten bestimmen, eine regelrechte Belagerung zu beginnen. Nach wenigen Tagen mußte man sie, durch einen Aufstand im Rücken bedroht, abbrechen; verstimmt und erbittert zog das preussische Heer ab. Nun rückte Suworow mit der Hauptmacht Katharinas heran, zertrümmerte am 10. Oktober bei Maciejowice das Heer Kosciuszkos, der verwundet und gefangen genommen wurde, und erstürmte unter barbarischen Grausamkeiten am 4. November Warschau. Das Ende Polens war gekommen.

Das berühmte „Finis Poloniae!“ (Polens Ende) — welches Kosciuszko in jener Schlacht ausgerufen haben soll, gehört aber der Sage an: Kosciuszko protestirt selbst in einem Briefe an den Grafen von Ergut (31. Oktober 1803) gegen die Tradition.

Nachdem nun zu Petersburg über die Theilung verhandelt wurde, unterstützte Rußland die Ansprüche Oesterreichs, das zur Bewältigung des letzten Aufstandes fast gar nichts gethan hatte: die Truppen, welche es im Juli einrücken ließ, setzten wesentlich nur Oesterreichs Forderungen unterstützen. Die beiden Kaiser trafen am 3. Januar 1795 ein geheimes Bündniß, das zwar nicht 1793 unterschrieben worden ist, aber seine Spitze gegen Preußen richtete. Friedrich Wilhelm machte sich mit dem begnügen, was Rußland ihm zuzutheilen für gut befand, es waren immerhin noch über 400 Quadratmeilen mit fast einer Million Einwohner, die Gebiete von Warschau und Bialystok und Masowien, — den Lomowestheil nahm Rußland: auch Oesterreich erhielt 10000 Quadratmeilen (Weißgalizien). Die neue Erwerbung fügte Friedrich Wilhelm unter dem Namen „Neu-Schpreußen“ seinem Staate ein.

An dem Theilungsplan vom 1. Januar 1795 wurde zwischen Oesterreich und Rußland folgender Eroberungsplan verabredet: Die Donauländer werden Rußland preisgegeben, Oesterreich erhält freie Hand zur Eroberung von Böhmen, Serbien und Baiern, sowie der venezianischen Republik. So konnte Thugut hoffen, die Absichten Josephs II. zu verwirklichen: die Kaiserin Katharina hatte nichts dagegen einzuwenden, da sie im allgemeinen Wunsch die Herrschaft über Konstantinopel zu erlangen hoffte.

Die Vorgänge in Polen zeigten, was Preußen von seinen Bundesgenossen erwarten hatte, und konnten nur dazu dienen, die Kluft zwischen ihm und Oesterreich zu erweitern. Der Krieg war völlig eingeschlafen, so lange man um Polens Theilung stritt: sollte ihn Preußen an der Seite eines solchen Landes erwarten fortsetzen? Das Heer, das Volk wollte nichts davon wissen: sämtliche Stände des Königs verlangten schon längst Frieden oder Bündniß mit Frankreich: auch im Reiche rief alles nach Frieden.

Der König persönlich hätte den Kampf am liebsten weiter fortgeführt, die Ressourcen des Staates waren noch nicht erschöpft, obgleich die Missernte des Jahres 1794 augenblickliche Verlegenheiten bereitete. Durch einen neuen, vierten Krieg am Rhein hatte man der französischen Republik, in der sich gleichfalls ein wachsendes Friedensbedürfniß geltend machte, einen ehrenvollen Frieden abzuhandeln können. Aber die preussischen Diplomaten, in der schönsten Hoffnung, einem Sondervertrage mit Preußen der allgemeine Friede bald folgen werde, und weil in Frankreich die gemäßigten Parteien aus Ruhr gekommen zu sein schienen, drangen dem Könige die Erlaubniß zu Friedensverhandlungen ab. Am 27. April überraschte Preußen die Welt mit der Nachricht von dem unseligen 1795 geschlossenen Frieden, welcher ihm selbst die Neutralität sicherte, das linke Rheinufer preisgab, Süddeutschland bloßstellte und die ganze Wucht des französischen Angriffes auf Oesterreichs Schultern lud.

Für seine linksrheinischen Besitzungen (Able, Geldern und Mörs) wurde Preußen bei einem künftigen zu schließenden Reichsfrieden Entschädigung zugesagt. Eine Demarkations-



linie, welche die Franzosen nicht zu überschreiten versprochen, sicherte Preußen und die nördlichen und mitteldeutschen Fürsten, die sich binnen drei Monaten dem Frieden anschließen würden.

Die norddeutschen Kleinstaaten folgten rasch dem Beispiele Preußens. Eine Demarkationslinie, die den Rhein entlang und dann quer durch Mitteldeutschland gezogen wurde, sicherte einem ausgedehnten neutralen Gebiet den ersten Frieden. Die kurzfristigen preussischen Staatsmänner jubelten über den Erfolg: schützte nicht der preussische Adler einen guten Theil Deutschlands? Nicht die Staatsmänner allein wiegten sich in verderblichen Träumen. Alle Welt im Norden rief den Friedensstiftern Beifall zu. Preußens Rheberei und Getreideausfuhr, durch die neutrale Flagge geschützt, nahmen einen ungeahnten Aufschwung. In Sicherheit entsfalteten sich die Kräfte der neuen Literatur: in dem Musensitze zu Weimar feierte man goldene Tage: gleichgültig blickten die durch die Demarkationslinie Geschützten auf das wilde Kriegsgetümmel im Westen und Süden.

Man übersah auf preussischer Seite, daß der Friede doch nur so lange gesichert war, als es Frankreich beliebte, und daß bei neuen Feindseligkeiten das zerrissene Reich um so leichter eine Beute der Fremden werden mußte. Aber noch einen besonderen Nachtheil hatte der unverantwortliche Friedensschluß für Preußen. Niemals beliebt in Oberdeutschland, verfiel es nunmehr, da es kein überliefertes Politil aufgab, Schwert und Schild des Reiches zu sein, im Süden allgemeiner Mißachtung. Mit Nothwendigkeit wandten sich hier die Sympathien dem kaiserlichen Oberfeldherrn, dem jungen Erzherzog Karl zu, und der so langer Zeit verschollene Name des Kaiserhauses fand bei den Oberdeutschen wieder hellen Klang.

Die größte Wuth aber erregte der Baseler Friede in Wien und Petersburg: man hielt für Verrath, was rathlose Schwäche war; schon glaubte man Preußen an Frankreichs Seite zu sehen, Thugut plante einen Vernichtungskrieg gegen Preußen, Westpreußen selbst sollte ihm abgenommen werden, Suvorow gegen Berlin marschieren. Den ganzen Sommer hindurch ruhte der Krieg am Rhein, weil man auf die Züchtigung Preußens sann.

So stand Preußen nach dem Baseler Frieden da, gehäht und verachtet nach vorzeitig abgelegten Waffen ohne Wehre, ohne Ehre. Wol ging die so erworbene Friedenszeit dem Staate nicht ganz verloren; unter Hardenbergs Leitung bildete sich eine junge Schule tüchtiger Verwaltungsbeamten heran, die polnischen Gebiete lernten die Segnungen der Ordnung kennen. Andererseits ließen die polnischen Verhältnisse keine Zeit zu durchgreifenden Reformen, und auch in den neu erworbenen Gebieten mußte man sich größtentheils auf eine provisorische Organisation beschränken.

Was Deutschland bevorstand, ließ sich leicht absehen, als Frankreich 1795 eroberten Niederlande am 11. Oktober 1795 unter dem Namen der „batavischen Republik“ mit sich vereinigte. Das konnte als Vorbedeutung für das Geschick des gesammten linken Rheinufers gelten.



### Österreich im Kampfe gegen Frankreich bis zum Frieden von Campo Formio (17. October 1797).

Ich für Österreich war keineswegs die Sorge um die Erhaltung des Reiches-  
gebetes entscheidend, als es nach dem Baseler Frieden den Kampf fort-  
; am Rhein gedachte es Venetien zu erobern, und der Krieg, der so wegen  
eines Machtstellung in Italien geführt wurde, sollte auch in Italien seine  
Führung finden.

Am Rhein war der Krieg noch im September 1795 erneuert worden, zu-  
waren die Franzosen unter Jourdan und Pichegru siegreich: nach seinem  
; bei Landshutheim ging aber der österreichische Heerführer Clerfaut  
Angriffe vor und trieb, im November mit Wurmsier vereint, den Feind  
unter die Mosel zurück. Da die Franzosen am 1. Januar 1796 einen 1796  
zustand annahmen, ruhten die Feindseligkeiten bis in den Sommer 1796.  
Für dieses Jahr machte die französische Republik außerordentliche An-  
nahmen. Die zwei Heere, unter der Führung von Jourdan und Moreau,  
; über den Rhein nach Deutschland vorbrechen und sich im Herzen Österreichs  
er italienischen Armee vereinigen, die, bisher in bedrängtester Lage, unter  
Befehl des genialen Napoleon gestellt wurde. Der erste Theil des  
Planes wurde nicht ausgeführt: das war das Verdienst des Erzherzogs  
; der an Clerfauts Stelle getreten war. Er hatte einen schweren Stand im  
und Juli gegen Jourdan und Moreau, und seine Lage wurde noch mehr  
et, als auch die Stände des oberrheinischen Kreises, Baden und Württemberg  
er Spitze, mit der französischen Republik Frieden schlossen (7. August).  
dem warf sich der Erzherzog muthig auf Jourdan, schlug ihn am 21. August  
noch einmal am 3. September bei Würzburg. Der Franzose mußte  
; über den Rhein. Nun wurde die Stellung Moreaus, der inzwischen  
zu einem ungünstigen Frieden gezwungen, unhaltbar; der einsichtsvolle  
;al beilegte seinen Rückzug und bewerkstelligte ihn auch mit Geschick, aber  
; Erzherzog erreichte die Franzosen doch noch im Rheinthale und gab ihnen  
am 21. und 21. October zwei blutige Denksättel auf den Heimweg mit.

Inzwischen war in Italien Napoleon von Sieg zu Sieg geeilt. Die Alpen um-  
;e, d. brach er von Süden her in Oberitalien ein und führte mit seinem Heere, dem er  
er Glauben an sich wieder eingefloßt hatte, Schlag auf Schlag. Durch seine ersten Er-  
;ge im April bei Millesimo und Montenotte trennte er die Österreicher von ihren sardi-  
nischen Bundesgenossen: dann schloß er, nach dem Siege von Mondovi, den kühn-  
;ster Anstrengung dergestalt ein, daß er sich zu einem schändlichen Frieden, zur Abtretung  
Savoyens und Nizza verstand. Er erwarb sich als Meister einer neuen kühneren Kampf-  
;e, die ohne Nizza, den Krieg durch den Krieg, durch die Vorzüge der eroberten  
;ade er, absetzte. In der Schlacht von Lodi warf er vorzüglich die Truppen, um den Angriff  
;schlich zu steigern und zuletzt, wenn der Gegner schon daran war, sich zu vertheten,  
; letzten entscheidenden Stoß mit wuchtigen Massen auszuführen.

Napoleon Buonaparte war im Jahre 1769 zu Ajaccio auf der Insel Kor-  
; geboren. Er war von kleiner und einbarter Gestalt und olivengelber Gesichtsfarbe,

aber sein Auge, seine Gesichtszüge und sein Geberdenpiel verrathen eine Feuerseele und seine Stirn einen Denker. Voller Muth, Phantasie, Energie war er in der That das Mittel nie verlegen, genial in ihrer Anwendung. Ohne Ideale, — wenn man nicht das die seinem unermesslichen Ehrgeiz vorschwebende Welt Herrschaft als ein solches rechnen will, — glaubte er auch nicht an Ideale, kannte nur seinen Vortheil und achtete keine Grenze, die er sich nicht selbst zog. Als Jüngling hatte er für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes geschwärmt, aber in frühreifer Weltklugheit überwand er diese jugendlichen Träume schnell und trat bei den Eroberern Korsikas in Dienst, weil in dem revolutionären Frankreich der höchsten Begabung auch der höchste Erfolg beschieden zu sein schien. In der Kriegsschule zu Brienne zum Offizier gebildet, bewährte er sich 1793 vor Tolon als Artilleriegeneral; zwar verlor er nach Robespierres Sturz vorübergehend seine Ehre, aber bald bedurfte der Konvent zu seinem Schutze eines energischen Mannes. Nachher er am 13. Vendemiaire (5. Oktober) 1795 die aufständischen Sektionen mit Kartätschen niedergeschmettert, gab man ihm den Oberbefehl über die italienische Armee. Schon sah er in sich den geborenen Herrscher, welcher nach dem sicheren Umsturz des alten europäischen Staatensystems der Welt seinen Willen als Gesetz aufzwingen werde.

Nun zog er gegen die Oesterreicher, die in fester Stellung bei Lodi die Abtheilung vertheidigten. Nicht ohne Mühe siegte er am 10. Mai über den greisen Beauvieu, besetzte am 14. Mailand: die Fürsten Oberitaliens beeilten sich von dem Gewaltigen durch reiche Opfer an Geld und Kunstschätzen günstige Bedingungen zu erkaufen. Um Mantua begann im August ein neues Ringen mit dem eisernen Wurmser und den Entsatzheeren, die Mantua retten sollten. Bei Castiglione geschlagen (5. August) mußte sich Wurmser selbst nach Mantua retten: die blutigen Schlachten von Arcole (15.—17. November) und Rivoli (14.—16. Januar 1797) in denen Alvinczi erlag, entschieden Mantuas Geschick. Am 2. Februar 1797 fiel das wichtigste Bollwerk der österreichischen Herrschaft in Italien in Napoleons Hand.

Die Franzosen hatten jetzt unbedingt in Italien die Oberhand: — der Papst hatte noch im Februar mit Napoleon Frieden geschlossen, während Bologna und Neapel sich zum Stillstehen verpflichteten. Jetzt sollte Erzherzog Karl als Generalissimus das Kriegsglück wieder herstellen; im März kam er an, aber auch er konnte das Feld nicht behaupten: weiter und weiter in das Herz Oesterreichs drang Napoleon vor, am 7. April schlug er sein Hauptquartier in Leoben (in Steiermark, an der Mur) auf. Die Bevölkerung Wiens schrie über Verrath, wandte sich ingrimmig gegen den Minister Thugut, der doch zum Ausweichen mahnte. Denn trotz seiner Siege war Napoleon in gefährdeter Lage, da nach Moreaus Rückzug die erwarteten Verstärkungen ausgeblieben waren.

Aber andererseits hatte auch Oesterreich von der Fortsetzung des Kampfes zu fürchten: außerdem erkannte Napoleons Scharfblick, um welchen Preis Thugut gut zu gewinnen sei: er bot Venetien an. So kam schon am 1. April der Präliminarvertrag von Leoben zu stande, in welchem Oesterreich zur Entschädigung für die Abtretung der Niederlande und Italiens bis zum Oglio das venetianische Istrien und Dalmatien erhalten sollte. Daß Venedig erst noch zu besiegen war, machte wenig aus: die altersschwache Signoria gab den Franzosen sogar selbst Anlaß zum Einschreiten. Im Mai rückten sie ein, plünderten die Stadt gründ-

sich aus und hielten sie so lange besetzt, bis zwischen Napoleon und Thugot die definitiven Abmachungen erfolgt waren.

Am 27. Mai begannen in Passariano bei Udine die Verhandlungen, welche nach zähem Ringen am grünen Tisch erst am 17. October zu dem Frieden von 1797 Campo Formio (zwischen Passariano und Udine gelegen) führten. Oestreichs Unterhändler, Cobenzl, machte kein schlechtes Geschäft: für 780 Quadratmeilen, die er preisgab, erhielt er 865 zurück, welche für die Abrennung des Kaiserthums bequeme gelegen waren. Aber allerdings erhielt der Ruf des Habsburgischen Kaiserthums in der Folge einen gewaltigen Stoß, denn wiederum mußte das Reich die Zehne zahlen. Während der veröffentlichte Wortlaut des Friedens-Plattes von der „unangetasteten Integrität des Reiches“ sprach, war in den geheimen Artikeln ausbedungen, daß demnächst das linke Rheinufer von Basel bis Andernach an Frankreich abgetreten werden solle.

Neben den Niederlanden und den italienischen Besitzungen bukte Oestreich auch die „Vorlande“ im Rheingau ein, welche dem vertriebenen Herzog von Modena gegeben werden sollten. — Zur diese Nachgiebigkeit versprach Frankreich dahin zu wirken, daß Kaiser Franz das Erzbiscthum Salzburg und einen Theil Baierns, nämlich das Land zwischen Salzburg, Inn, Salzach und Tirol erhalten solle. Auch hieß es, die französische Regierung trage kein Bedenken, Preußen seine Besitzungen auf dem linken Rheinufer wiederzugeben, daher denn auch von weiteren Entschädigungen dieses Staates in Deutschland nicht die Rede sein könne.

Durch eine besondere Militärkonvention, welche General Merveldt ab- schloß, verpflichtete sich der Kaiser, die Festungen Mainz, Mannheim, Ulm, Breitenstein zu räumen und somit das Reich den Angriffen Frankreichs auszugeben. Dann hieß ein kaiserlicher Erlass alle Reichsstände nach Rastatt, damit dort auf der Basis der Integrität des Reiches Deutschlands Wohlfahrt und Verfassung zur bleibenden Wonne der friedliebenden Menschheit auf Jahr und Tunde festgelegt werde.



Die königliche Familie von Preußen im Jahre 1796. Stich nach Schadowitz aus dem ersten Bilde von Goethe's Herrmann und Dorothea im „Taschenbuch für 1796“. Voran von Friedrich Schlegel dem Jüngeren.

In der Mitte König Friedrich Wilhelm II., links von ihm der Kronprinz Friedrich Wilhelm III. und rechts von ihm die Königin Louise, mit ihrem ältesten Sohne auf dem Knie (später Friedrich Wilhelm IV.). Links daneben Prinz Ludwig und Prinz Ludwig, zweiter Sohn des Königs, mit zwei Kindern, dahinter eine Gruppe von Bedienten. Rechts vom König dessen drei jüngere Kinder: Prinz Heinrich, Prinzessin Auguste, Prinz Wilhelm, der spätere Kaiser Wilhelm I. (geb. 1797), die Prinzessin Friedrichs des Großen, rechts die drei jüngeren Prinzen.

### 5. Die Thronbesteigung und die Anfänge Friedrich Wilhelms III. (1797)

1797 Um 16. November 1797 starb Friedrich Wilhelm II., 53 Jahr alt, an der Wassersucht. Das Ansehen Preußens im Auslande war gesunken, der Staat krankte auch im Innern an todtem mechanischen Wesen, die Hauptstadt überdies an moralischer Fäulniß. Wenn von dem Thronfolger stets grobe Verbesserungen erwartet werden, so mußten sich jetzt die Mäße mit besonderer Spannung auf die Persönlichkeit des neuen Herrschers richten.

Was man bisher von Friedrich Wilhelm III. wußte, war nur Vortheilhaft und berechtigte zu den schönsten Hoffnungen. Mit besonderem Wohlgefallen hatte man das Familienleben betrachtet, welches er an der Seite seiner zärtlich geliebten Gattin im Gegensatz zu den unerquicklichen Zuständen, welche sich unter seinem Vorgänger an der preussischen Hofe eingebürgert hatten, wurde, zum ersten Mal wieder seit dem Tode des Großen Kurfürsten, das Beispiel eines glücklichen fürstlichen Ehelebens gegeben. Man nahm an, daß ein so vortrefflicher Familienvater auch die Pflichten des Landesvaters in besonderem Maße verstehen und erfüllen werde. In der That belag der König



Friedrich Wilhelm III. und Luise mit ihren beiden ältesten Söhnen (Kaiser Friedrich Wilhelm IV.  
König Ernst II. von Sachsen) — Nach einer Lithographie vom Jahre 1798 mit folgender für die Zeit charakteristischen  
Unterschrift:

„Sie wohnen alle Beide,  
So so gern noch ich, wie vormals,  
Unter eurer heiligen Obdach  
Sitzen gern an einem Tische.  
Nur, wie sonst noch alle Beide,  
Gehet Arm in Arm, und fahren  
Wie Dad in einem Wagen  
Sind „mein Mann“ und „meine Frau“ noch,

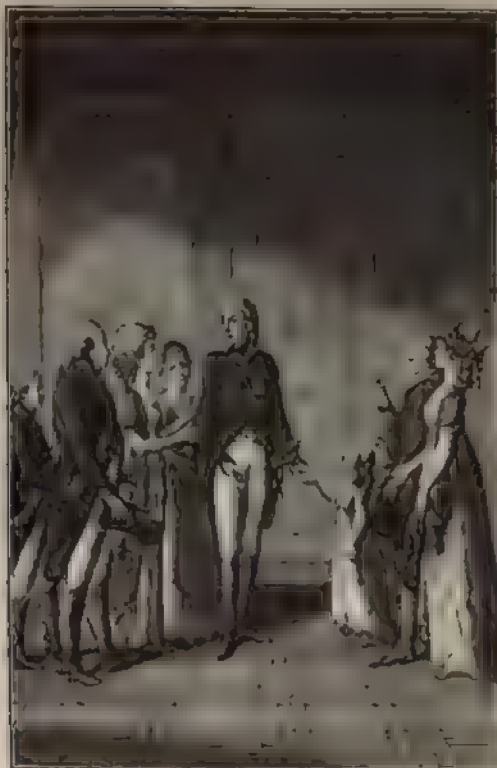
Sind „der Vater“ und „die Mutter“  
Ihrer Kinder noch, die stundt  
Nach ihr Stolz und ihre Freude;  
Sind noch „Kinder“, sind noch „Schwestern“  
Ihrer Kammerlern, ihrer Bedienten;  
Sind noch im Reiz der Lieben,  
Wo sie sonst so glücklich fühlten  
Liebeskinder als jemals

Ein Familiengemälde.“

den eines reinen und guten Menschen und sehnte sich, durch eine legendvolle Regierung  
Viele seiner Unterthanen zu erwerben: auch hätte er gewiß in ruhigen Zeiten seine  
zunehmende Mündigkeit verwirklichen können, da er neben den Vorzügen des Herzens auch einen  
tadellosen Verstand besaß. Aber ihm fehlten gerade die Eigenschaften, welche ein Regent besitzen  
muß, der jetzt das Schiff des Staates sicher durch die tobende Flut steuern und den ent-  
setzten Stürmen die Stirn bieten sollte.

Trenkendorff charakterisirt H. v. Treutschke den König: „Sein Geist umspannte nur ein enger  
Kreis, doch über alle Fragen, die in seinen Gesichtskreis fielen, urtheilte er klar und richtig.  
Er war blüthener tiefer Erwägung, und bewährte immer ein angeborenes glückliches Verständniß  
der Mächte der Wirklichkeit. Seine Erziehung hatte alles verabsäumt, was diese edle, aber  
unpolitische und im Grunde unpolitische Natur zur Freiheit königlicher Weltanschauung empor-  
heben konnte. Erst wurde die angeborene Heiterkeit des Knaben durch die gallige Laune eines  
und den Lehrtisch, des Theologen Rehnisch, gewaltsam niedergedrückt; dann mußte der  
strengste Prinz das leichtfertige Treiben des väterlichen Hofes mit ansehen und den tiefen  
Schmerz, den sein schamhafter Sinn empfand, scheu verbergen. So lernte er in sich einzukehren  
und die Welt zu meiden. Eine unbezwingliche Schüchternheit lähmte ihm die Thatkraft; es  
war ihm verhängniß, daß er nie vermochte, leicht zu leben und mit heiterem Selbstgeföhle





Aus Friedrich Wilhelms III. erster Regierungszeit: „Friedrich Wilhelm III. stellt nach dem Tode seiner Gattin Wilhelmina II., den 17. November 1797, seinen Brüdern und Schwestern die von Dönhofs'schen zwei Töchter vor“. (Graf und Gräfin Brandenburg, aus der morgengewaltigen Verbindung Friedrich Wilhelms II. mit der Gräfin Dönhofs), wovon er das eine an der Hand faßt und fragt, ob sie solche als Schwester und Bruder annehmen wollen. Die Antwort war eine bejahende.“

Titelkupfer zum Taschenbuch der Liebe und Freundschaft für 1800 von David Schodowski.

klare Köpfe verlangten schon jetzt die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht; Andere empfahlen die Bildung einer Landmiliz. Aber davon wollten die alten Generäle des preussischen Heeres nichts wissen. Der König war entrüstet über das rohe Benehmen der Offiziere gegen die Bürger; er überließ, daß alle Strafandrohungen nicht helfen konnten, wenn die Zusammenziehung des Offizierkorps nicht änderte. Freilich zeigte auch Friedrich Wilhelm eine gewisse Vorurtheilsfreiheit: berief er doch den niederländischen General Scharnhorst an die neugegründete Militärakademie. Gewiß belebte er bei einigen Gliedern des Offizierstandes wissenschaftlichen Sinn, aber im ganzen betrachtete der König die gründlichere Bildung und erhob sich von dem langweiligen Paradebienen bei hohem und übermüthigen Streichen. Dagegen wurde für die Wehrsamkeit mit einem eifrigeren Eifer gesorgt, eine Reihe namhafter Gelehrter — A. v. Humboldt, Jakob Müller, Fufeland — nach Berlin berufen und selbst die Einrichtung einer Wehr-

unter seine Menschen zu binden. Das Einmischen in die Öffentlichkeit, das das Leben in größerem Maße selbstständig. . . Von Jugend auf nur an der Umgang mit mittelständigen Kreisen gewöhnt, hat er den Tod der Willen gegen die Gemeine, Kühne, Außerordentliche hat überwunden.“

Allen Staatsgeschäften hatte man so fern gehalten; als er im Alter von zehn und zwanzig Jahren zur Regierung kam, stand er in einer ihm fremden Welt. Er vollbrachte vor dem Werke der Reform des Großen und von allen Mächten gegeben, welche das Verständnis für das Werk allein zu leisten meinten. Es war schon viel, wenn sich der König unter den Vorurtheilen überhaupt auch mit einseitigen Reformen entschloß; war dann er zu der Erkenntnis kommen können, daß die ganze Maschinen verbeßerungsbedürftig war und mit einseitigen Reformen nur das Ganze gefährdet werde. In den alten Formen sich überlebt hatten, das alles mochte war im Gemeinwesen, denn auch weitläufigere Geister noch nicht bemerkt. So wurden denn mancherlei Verbesserungen während in Angriff genommen, aber über halbe Maßregeln kam man nicht hinaus, weder auf wirtschaftlichen, politischen, militärischen Gebiet, noch in Bezug auf religiöse Dinge und das Rechtswesen.

Die größte Verletzung erregte die Entlassung des verhassten Wolffs, die Beseitigung seines harten und ediktet. Am schlimmsten war, daß die Heerwesen alles beim alten ließ.



hale 170 Auge gefaßt. - In der inneren Verwaltung war die unendlich schriftfelige bedenkliche Bureaucratie ein großer Uebelstand: und was die ganze Leitung der Verhältnisse betraf, so nahm zum großen Nachtheil der Regierung der Einfluß der Kabinettsrathes zu, die bei der Fülle der ersatteten und zu beantwortenden Verträge aus Schreibern zu Rathgebern des Königs wurden. Schlimm genug, selbst wenn die Kabinettsrathes Staatsmänner waren: aber noch schlimmer, wenn sie dem leichtfertigen Lombard glichen.

Indessen war der König für die Aufgaben, welche die innere Verwaltung stellte, doch noch weit besser vorgebildet, als für die Leitung der auswärtigen Politik. Ihm galt als oberster Grundsatz die Erhaltung des Friedens, so er wurde von seiner Umgebung in dieser Ansicht systematisch bestärkt. Die Gefahren sah er nicht, noch weniger täuschte er sich über ihre Gefährlichkeit; er wußte wohl, daß ein Kampf mit dieser Macht wahrscheinlich sei: er wollte er wenigstens alle Kräfte für den entscheidenden Schlag sparen. Eine besondere Wuth gegen Oesterreich, war er gleichwol einer Vergrößerung der Macht des Kaiserstaates abgeneigt, besonders den auf Erwerb Baierns gerichteten Absichten.

#### 6. Der Rastatter Kongreß 1797 1799.

Während der Rastatter Kongreß seinen Anfang genommen, die Zeichen einer oder, wenn man will, der Zeichenstempel des heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Denn alle die Vertreter der deutschen Fürsten, welche hier erschienen, kamen nur in der Absicht, aus dem allgemeinen Haube ein möglichst kleines Püschel zu heinzubringen. Bei der Eifersucht zwischen Preußen und Oesterreich hatten die Vertreter der französischen Republik gewonnen Spiel: sie wagten über die deutschen Reichsstände, bei ihnen bettelten die Fürsten und die hohe Adels, der hinter jenen nicht zurückstehen wollte. Hier lernte auch Napoleon, der den Kongreß nur flüchtig besuchte, die Nichtigkeit des deutschen Reiches kennen und voller Schadenfreude beobachtete der Emporkommung der demüthigen Kriecherei des deutschen Fürstenlandes.

Während der Kongreß angeblich auf der Grundlage der Integrität des Reiches ruhen sollte, trat Frankreich gar bald mit der Forderung des linken Meeres hervor. Es war selbstverständlich, daß die Fürsten, die dort ihre Kränze hatten, für ihren Verlust entschädigt werden mußten: wer anders als die geistlichen Wahlfürsten, die ja doch nur den Vießbrauch ihrer Gebiete hatten und mit Pensionen abzufinden waren, konnten zur Beschaffung der nothwendigen Entschädigungen in Anspruch genommen werden? Da die Säkularisationen nicht zu vermeiden waren, hätte Preußen die Aufgabe gehabt, durch völlige Aufhebung des heiligen Reiches über die Trümmer hinweg ein neues Staatsrecht zu begründen: wenn die deutschen Fürsten aus Frankreichs Händen ihre Entschädigungen erhielten, konnte man hoffen sie für die preussische Sache zu gewinnen. Aber zu



Friedrich Wilhelm und Luise im Jahre 1795. Trotz der französischen Revolution.  
Gemalt von C. Gamppe, gestochen 1798 von J. B. Ketting.

oder solchen hohen Politik konnte sich die preussische Regierung nicht emporkühnen, auch sahen die kleineren und kleinsten unter den deutschen Fürsten und ein, daß Frankreichs Gesandten den Kongreß beherrschten, und nur von der Republik die Forderung gerade ihrer Interessen zu erwarten stand. Denn von den kleinen Dynastien zügel, das ging dem deutschen Volke am sichersten verloren: nur so konnte man mit der Zerstörung Deutschlands auch seinem Selbstum den Boden unter den Füßen wegziehen.

So sagten denn in Kastell die deutschen Gesandten, verhöhnt und bewittelt von den französischen Diplomaten: ja sie riefen wol gar den französischen Republikern Verfall zu, wenn sie die „bêtes allemandes“ verspotteten.

### 7. Der zweite Koalitionskrieg (1798 und 1799). Oesterreichs Kampf bis zum Frieden von Lunéville (1801).

Das Wiener Cabinet hatte den Frieden von Campo Formio nur widerwillig angenommen, in der Hoffnung, außer Venedig auch die römischen Legationen zu bekommen. Da es sich in dieser Hoffnung getäuscht sah und in der Aufregung des Reiches auch die Vernichtung des alten habsburgischen Kaiserthums sah, war es einem neuen Waffengange nicht abgeneigt, falls es nur einen gesicherten Bundesgenossen fand. Nun hatte der englische Minister Pitt (der Jüngere), ein rastloser Kämpfer gegen die unruhige Republik, den russischen Kaiser Paul I., der im Jahre 1796 auf seine Mutter Katharina gefolgt war, seine Hilfe für seine Angriffspolitik gewonnen: schon im Sommer 1798 betheiligte sich Oesterreich an den Verhandlungen über eine neue Koalition. Es schien die beste Zeit, der Ausdehnung der französischen Macht ein Ziel zu setzen; hatte Frankreich eben den Kirchenstaat in eine römische Republik verwandelt, (Februar 1798) und an Stelle des eidgenössischen Bundesstaates die untheilbare helvetische Republik gesetzt. Auch schien die Gelegenheit nicht ungünstig: der gefürchtete französische Feld, getrieben von dem Gedanken, das verhaßte England im Orient zu treffen, war im Mai 1798 nach Aegypten abgelegelt. Auch Preußen, dessen Minister jetzt den wahren Charakter der französischen Politik erkannte, sah, daß man mit voller Kraft in den Kampf treten müsse, aber der friedliebende Kaiser und seine altersschwachen Generale ließen die große Stunde ungenutzt vorbeiziehen. So blieb Preußen dem Kampfe fern, zu welchem ein an sich gesicherter Vorfall in Wien den Vorwand abgeben mußte.

Bei einem patriotischen Feste zu Wien hatte der französische Vorkämpfer Bernadotte verhaßte Insulten ausgezogen (13 April 1798). Bei dem dadurch veranlaßten Vorfalle wurde die Fahne zerhackt und das Gesandtschaftshotel beschädigt. Bernadotte wurde, als ihm die geforderte Genugthuung verweigert wurde: nachher ließen sich die Parteien doch noch auf Verhandlungen ein, da sie noch nicht gehörig gerüstet waren.

Die Franzosen eröffneten den Krieg (Januar 1799) mit der Einnahme von Mantua; vom Erzherzog Karl im März wiederholt geschlagen, mußte

Jourdan über den Rhein zurückweichen. Nun erst löste sich der Rastatter Congreß, der zwecklos zusammengeblieben war, auf.

Bis zu welchem Grade im österreichischen Heere die Erbitterung gegen die Kaiser gestiegen war, zeigte die widerrechtswidrige Ermordung der heimreisenden Rastatter Congreßgesandten Roberiot und Bonnier, — de Bray entkam schwerverwundet (28. April 1796). Trotz sorgfältigster Untersuchungen ist der Vorfall noch nicht genügend aufgeklärt. Während man früher geneigt war, das österreichische Cabinet für die Thatthat verantwortlich zu machen, schiebt man jetzt alle Schuld auf die Ezzeller Husaren Barbaren, welche den Mord verübten. Allein die österreichische Regierung hatte die Wegnahme der Depeschen der Dittichenbrosen angeordnet und befehlte ihr böses Gewissen auch dadurch, daß sie die Untersuchung im Sande verlaufen ließ.

Glänzende Hoffnungen erregten die ersten Ereignisse des Kriegsjahres: der furchtbare russische Feldherr Suworow warf im Verein mit den österreichischen Kriegergefehrten in einer Reihe von Siegen über Mackdonald, Moreau und Jourdan (bei Magnano, Cassano, an der Trebia, bei Novi) in wenigen Monaten — April bis August — die Schöpfungen Napoleons über den Haufen. Auch in der Schweiz kämpfte Erzherzog Karl im Juni und Juli nicht unglücklich. Aber der weitere Verlauf entsprach diesen Anfängen nicht. Zwischen den Absichten der Verbündeten bestand keine Uebereinstimmung: Kaiser Paul bezweckte ehmals die Wiederherstellung der alten Zustände und Regierungen, dem Wiener Cabinet war es mehr um Eroberungen in Italien zu thun. Die militärische Entscheidung vollzog sich auf dem Schweizer Kriegsschauplatz. Die Oesterreicher unter dem Erzherzog, die Russen unter Korsakow sollten, verstärkt durch den reichen Suworow, der nun aus Italien abgerufen wurde, einen furchtbaren Sammentangriff auf Massena, Soult und Lecourbe machen. Unter unglaublich beschwerlichen Überschritten Suworow die Alpen, aber ehe er den befreundeten Führern die Hand reichen konnte, hatten diese bei Zürich (am 25. und 26. September) eine verhängnißvolle Niederlage erlitten. Nun mußte Suworow nach verdoppelten Mühen und Gefahren auf furchtbaren Wegen nach der Ostschweiz und Vorarlberg abziehen, rastlos bemüht, die Feinde von seinen Heeresstrümpfen fern zu halten und die nicht minder feindselige Natur zu überwinden.

Bei der Einnahme der Stadt Zürich wurde der als Schriftsteller berühmte Prediger Lavater von einem französischen Soldaten tödtlich verwundet. — Suworow starb in verbitterter Ungnade im Mai 1800.

Nach einem bitteren Schreiben des Kaisers Paul an Franz II. (22. October) war ihr Bündniß gelöst; nicht minder zürnte der Zar den Engländern, die sowohl in Holland ihre althergebrachte Unfähigkeit im offenen Feldkrieg bekundeten als auch allenthalben ihren Krämergeist bewiesen. Mißmuthig näherte sich Paul I. Frankreich: nur seine Ermordung verhinderte (23. März 1801) den Abschluß der Unterhandlungen mit Napoleon.

Völlig vereinsamt stand Oesterreich im Feld gegen die Republik, in welcher nach einer folgenreichen Umformung der Verfassung aufs neue zum Entscheidungskampfe gerüstet wurde. Aus Aegypten am 9. October 1799 zurückgekehrt, rückte

Napoleon am 9. November (18. Brumaire) das Direktorium und trat als erster Consul an die Spitze des Staates. Um die neue Aera zu verherrlichen, noch ehe er, um dem Ziele seines Ehrgeizes näher zu kommen, mußte er mit der Armee, die unter seinen Fahnen zu siegen gewohnt war, sich auf die zahlreichen Gegner setzen. Sein Versuch, die Seeherrschaft Englands durch einen Rind aller Seemächte des Nordens und Südens zu vernichten, scheiterte gänzlich, aber zu Lande, gegen den Kaiser war das Glück ihm treu.

General Moreau mußte in dem Feldzug des Jahres 1800 den österreichischen General Ney beschießen, der die ausgedehnte Angriffslinie vom Bodensee bis zum Main unmöglich decken konnte, immer weiter zurückgedrängt wurde und sich am 15. Juli zu einer Waffenruhe verstand.

Inzwischen war an anderer Stelle schon eine Entscheidungsschlacht geschlagen worden. Napoleon hatte an der Südostgrenze des Reiches eine gewaltige Armee sammelt und bewies durch seinen großartigen Zug über die Alpen (Mai 1800), die von Schnee und Eis starrenden Pässe des großen und kleinen Sanct Bernhard, des Mont Cenis und des Gotthard, daß Zimporows Vorbeeren für den französischen Soldaten nicht unerreichbar seien. Seine Absicht, den in Genua belagerten Österreichern zu entgehen, erreichte er zwar nicht, aber nach mehreren siegreichen Gefechten schlug er am 14. Juni den österreichischen Feldherrn Melas bei Marengo zum Haupt. Nach hartem Ringen erst wurde der Sieg gewonnen: die Österreicher hatten den Angriff begonnen und ihre Gegner schon zum Weichen gebracht: da kam General Desaix, von seinem Marsch auf Genua zurückberufen, noch rechtzeitig auf dem Schlachtfelde ein, um mit seinem Heldentode dem ersten Consul den Sieg zu erkufen.

Zuvor schon Melas einen Waffenstillstand, (von Alessandria, 15. Juni), durch die Friedenspartei in Oesterreich erhob ihr Haupt. Aber der englische Subsidienvertrag hielt Oesterreich einzuweichen noch zurück: der Kampf ward erneuert. Es folgte ein blutiger Sieg Moreaus, bei Hohenlinden auf dem Plateau zwischen War und Inn (3. Dezember), dem Heinde die Straße auf Wien. Als einige Wochen später die Franzosen auch noch am Rancio siegten, war Oesterreichs Zeit erschöpft. Auf die Waffenruhe von Steyer (25. Dezember) folgte am 6. Januar 1801 der Friede von Luneville.

Dieser Friede ist im wesentlichen eine Bestätigung der Verträge von Campo Formio aus dem Jahr 1797. Er bezeugt zunächst die Abtretung Belgiens an Frankreich, Venetiens und Istriens an Oesterreich. Der Thalweg des Rheins von seinem Austritt aus der Schweiz bis zu seinem Eintritt in Holland bildet nunmehr die Grenze zwischen Frankreich und Deutschland.

Auch diesen Frieden mußte das Reich bezahlen: dabei war er nicht weniger schwer und lastenhaft, als seine letzten Vorgänger. Die Entschädigungen für die Ämtern, welche auf dem linken Rheinufer ihre Besitzungen verloren hatten, waren noch nicht vereinbart: auch war nicht bestimmt, mit welchen deutschen Fürsten denn eigentlich der depossidirte Großherzog von Toskana, des Kaisers Bruder, abgefunden werden sollte.





Carlomanstein Gebirg.

Bühnen Kunst

Reiter Stutzen der 17. und 18. Jh.

Friedrich Wilhelm III. stellt die Königin Louise in Gegenwart des Kaisers Alexander von Rußland vor, am 10. Juni 1806.  
Gemalt von der Malerin in Berlin.



interheimschen geistlichen Gebiete zur Verdrängung aller fürstlichen Begehrt-  
ten nicht ausreichten, beschloß man auch den Reichsstädten den Garauß zu  
schen. Endlich am 25. Februar 1803 kam nach vielem Haber der Reichs-  
deputationshauptschluß zu stande: der Reichsschluß vom 27. April 1803  
12 deutschen Staaten das Lebenslicht aus.

Es blieben von geistlichen Ständen nur drei bestehen, die beiden geistlichen Ritter-  
orden zu Gunsten des katholischen Adels, und das Erzstift Mainz — im Interesse Frank-  
reichs. Die Reichsstädte verschwanden bis auf die sechs größten (Lübeck, Hamburg, Bremen,  
Frankfurt, Nürnberg und Augsburg). Preußen bekam für die auf dem linken Rheinufer  
verlorenen achtundvierzig Quadratmeilen fünffachen Ersatz. Oestreich, das an den Herzog  
von Modena Cremona und den Breisgau abtrat, erhielt die Bistümer Trient und Brixen,  
der Herzog von Toskana das Erzbisthum Salzburg mit der Propstei Berchtesgaden, sowie  
Theile der Bistümer Passau und Eichstätt. Hannover wurde in überreichlicher Weise  
mit dem Bisthum Osnabrück abgefunden. Baiern gewann neunzig Quadratmeilen und  
100,000 Einwohner und arrondirte sich vortreflich durch die Einverleibung der Bistümer  
Würzburg, Bamberg, Regensburg, Augsburg, Passau und einer Anzahl freier Reichsstädte  
und Ämtern. Jetzt konnte es erst recht eine politische Rolle spielen, und das sollte es  
auch, — im Interesse Frankreichs —. Aus gleicher Rücksicht wurde Württemberg vierfach,  
Bremen - Darmstadt achtfach, Baden zehnfach entschädigt.

Durch die Gebietsveränderungen wurde auch die Verfassung des Reiches,  
das dem Namen nach fortbestand, erheblich modifizirt. Der Kurfürstenrath, aus  
dem Trier und Köln verschwunden waren, bestand durch den Eintritt der neu-  
geschaffenen vier Kurfürsten von Hessen, Baden, Salzburg und Würtem-  
berg aus zehn Mitgliedern und zählte unter den Kurstimmen nunmehr sechs  
evangelische. Im Fürstentathe blieben neben 53 evangelischen nur 29 katho-  
liche Stände: als aber die neuen Besitzer der ehemals geistlichen Gebiete auch  
die Stimmen der entthronten Stände beanspruchten, entstand ein lebhafter Streit,  
der bis zur völligen Auflösung des Reiches ungeklärt blieb.

Das alte Reich, das heilige Reich, wie sein Titel lag, war zusammengebrochen. Das  
sah auch der Papst ein, er erkannte jetzt nur noch ein „Deutsches Kaiserthum“ an und  
übertrug die Schutzherrschaft über die Kirche „seinem geliebtesten Sohne Bonaparte“.  
Aber wol war es eine Kurzsichtigkeit zu klagen, daß es mit der Herrschaft Roms in  
Deutschland ein Ende habe. Denn während die großen Kirchenfürsten im achtzehnten  
Jahrhundert, verweltlichte Söhne des deutschen Adels, sich um Rom und die Kirche wenig  
kummerten, vermochte der Papst in Zukunft die Würdenträger, die größtentheils plebejischen  
Herkommens waren, weit inniger an die römischen Interessen zu fesseln. Für den Adel  
hatte der geistliche Stand keinen Reiz mehr, seit derselbe keinen herrschaftlichen Besitz mehr  
hatte: großend zog er sich zurück, erbittert namentlich auf die Staaten, welchen die Dom-  
herrenstifter, diese Versorgungsanstalten jüngerer Söhne, zugefallen waren: besonders die  
westfälischen Reichslechter haben sich nachmals durch die Opposition ausgezeichnet, die sie  
dem ebendortigen protestantischen Preußen machten.

Das Kaiserthum hatte aber nicht minder als das Papstthum durch die  
Zerstückelung des Reiches an Bedeutung verloren; darum hielt das Haus Habs-  
burg es für nothig, sich seine Großmachtsstellung dadurch zu sichern, daß es am  
1. 1804, den Kaisertitel auf seine Erblande übertragend, Oestreich zum  
Kaiser erhehte. Was das Kaiserthum an Einfluß verlor, war aber keines-

wegs dem deutschen Großstaate Preußen zu gute gekommen. Der russische Gewinn schien glänzender, als er war: die Armee erhielt aus den russischen Werbungen eine geringe Verstärkung, die Finanzkraft keine Steigerung, die Unterthanen waren zum Theil so widerhaarig, wie die Polen. Die Abrundung des Staatsgebietes war vollends nicht die Rede, dazu hatte Hannover bedurft.

Wenn die Umformung Deutschlands, die alles heinrichsch (sagend) den Haufen warf, vielleicht auch für die Zukunft wohlthätige Folgen gehabt hat, so ist das Werden und Wachsen des deutschen Einheitsgedankens heilsam gewesen. War die erste Wirkung der Veränderungen doch nur die Machtlosigkeit Deutschlands in wenig anderer Gestalt. Die Haltung des neuen Reichs unterschied sich in nichts von der des alten; dumpf und träge überließ man sich Verhandlungen hin, als fühle man, daß eigentlich schon alles vorüber

### 9. Die Dichter und Denker der Nation zur Zeit der Auflösung des Reichs.

Die große Mehrheit der Nation, längst entzöhnt der thauartigen Anstöße an großen politischen Ereignissen, verharrte in unermüdlicher Gleichgültigkeit. Nur ein einziger, ein deutscher Edelmann ohne Gleichen, der Karl vom Stein wagte, über die Schmach des Augenblicks ernstlich mit Einsicht zu reden und machte durch stolzen Freimuth seinen Namen hinaus über Preußens Grenze bekannt.

Karl Heinrich Reichsfreiherr vom Stein war aus der Stammesstadt des alten Geschlechtes, dem Hause zum Stein bei Nassau an der Lahn am 26. October 1757 geboren. Durch Universitätsstudien gründlich gebildet, trat er, dreizehnjährig, in den preussischen Staatsdienst, übernahm nach dem Frieden von Utrecht die Leitung der westfälischen Erwerbungen zu Bestandtheilen des preussischen Staates und in Westfalen zur Zeit die Stellung eines Kammerpräsidenten inne. An einem Tage, als er von dem Herzog von Nassau, welcher das alte Haus zum Stein der Landesherrschaft werfen wollte, sprach, sprach Stein zum Schluß den Satz aus: „Sollen die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit Deutschlands erreicht werden, so müssen die kleinen Staaten mit den beiden großen Monarchien, von deren Erbtheil das deutsche Reich abhängt, vereinigt werden, und die Verbindung sollte das glücklichste Ereigniß erlebe.“

Wo aber waren die deutschen Dichter und Denker, die um die Jahrhundertwende die politischen Bestrebungen ihrer Nation mit ihren Werken begleiten sehen, die neuerdings, das innerste Leben des Nationalgeistes wiedererregend, oft genug in den ersten Reiben gestanden haben, sich um praktische Aufgaben der Politik handelte? Es klingt fast, und es ist manchem von den unbedingten Verehrern der Heroen unserer Zeit so erschienen, wenn wir eingestehen, daß der klassischen Literatur Deutschlands

territorialen geistlichen Gebiete zur Vertheilung aller künftlichen Regiments-  
ten nicht ausreichten, beschloß man auch den Reichsstädten den Garauß zu  
geben. Endlich am 25. Februar 1803 kam nach vielem Hader der Reichs-  
deputationshauptschluss zu stande: der Reichsschluss vom 27 April blies  
2 deutschen Staaten das Lebenslicht aus.

Es blieben von geistlichen Ständen nur drei bestehen, die beiden geistlichen Ritter-  
orden zu Mauten des katholischen Adels, und das Erzbistum Mainz — im Interesse Frank-  
reichs. Die Reichsstädte verschwanden bis auf die sechs größten (Lübeck, Hamburg, Bremen,  
Frankfurt, Nürnberg und Augsburg). Preußen bekam für die auf dem linken Rheinufer  
erhaltenen achtundvierzig Quadratmeilen fünfzehn Erbg. Oesterreich, das an den Herzog  
von Modena Cremona und den Breidgau abtrat, erhielt die Bisthümer Trient und Brixen,  
der Herzog von Toskana das Erzbistum Salzburg mit der Propstei Berchtesgaden, sowie  
Theile der Bisthümer Passau und Eichstätt. Hannover wurde in überreichlicher Weise  
mit dem Bistum Osnabrück abgefunden. Bayern gewann neunzig Quadratmeilen und  
100,000 Einwohner und arrondirte sich vortreflich durch die Einverleibung der Bisthümer  
Münster, Bamberg, Regensburg, Augsburg, Passau und einer Anzahl freier Reichsstädte  
und Klöster. Jetzt konnte es erst recht eine politische Rolle spielen, und das sollte es  
auch, — im Interesse Frankreichs. Aus gleicher Rücksicht wurde Württemberg verfacht,  
Hessen-Darmstadt achtfach, Baden achtsach entschädigt.

Durch die Gebietsveränderungen wurde auch die Verfassung des Reiches,  
dem Namen nach fortbestand, erheblich modifizirt. Der Kurfürstenrath, aus  
Fünf und Köln verschwunden waren, bestand durch den Eintritt der neu  
erhaltenen vier Kurfürsten von Hessen, Baden, Salzburg und Würtem-  
berg aus zehn Mitgliedern und zählte unter den Kurstimmen nunmehr sechs  
katholische. Im Kurfürstenrathe blieben neben 33 evangelischen nur 29 katho-  
lische Stände: als aber die neuen Besitzer der ehemals geistlichen Gebiete auch  
die Stimmen der entthronten Stände beanspruchten, entstand ein lebhafter Streit,  
daß zur völligen Auflösung des Reiches ungeachtet blieb.

Das alte Reich, das heilige Reich, wie sein Titel lag, war zusammengebrochen. Das  
hat auch der Papst ein, er erkannte jetzt nur noch ein „Deutsches Kaiserthum“ an und  
übertrug die Schutzherrschaft über die Kirche „seinem geliebtesten Sohne Bonaparte.“  
Schon war es eine Kurzsichtigkeit zu sagen, daß es mit der Herrschaft Roms in  
Deutschland ein Ende habe. Denn während die großen Kirchenfürsten im achtzehnten  
Jahrhundert, verweltlichte Söhne des deutschen Adels, sich um Rom und die Kirche wenig  
kummerten, vermochte der Papst in Zukunft die Burdenträger, die größtentheils plebejischen  
Entkommens waren, weit inniger an die römischen Interessen zu fesseln. Für den Adel  
war der geistliche Stand keinen Reiz mehr, seit derselbe keinen herrschaftlichen Reiz mehr  
hatte, großend lag er sich zurück, erbittert namentlich auf die Staaten, welchen die Dem-  
onstranten, diese Verlorungskonkurrenzen jungerer Söhne, zugefallen waren: besonders die  
von diesen Weltkrieger haben sich nachmals durch die Opposition ausgezeichnet, die sie  
den ebenfalls protestantischen Preußen machten.

Das Kaiserthum hatte aber nicht minder als das Papstthum durch die  
Lösung des Reiches an Bedeutung verloren; darum hielt das Haus Habs-  
burg nothig, sich seine Großmachtsstellung dadurch zu sichern, daß es am  
1. April 1804, den Kaisertitel auf seine Erblande übertragend, Oesterreich zum  
Kaiserthum erhebt. Was das Kaiserthum an Einfluß verlor, war aber seiner

wegs dem deutschen Großstaate Preußen zu gute gekommen. Der neue Kaiser gewinn ihnen glänzender, als er war: die Armee erhielt aus den neuen Erwerbungen eine geringe Verstärkung, die Aranzstrait keine Verzögerung: die neuen Unterthanen waren zum Theil so widerhaarig, wie die Polen. Von einer Abrundung des Staatsgebietes war vollends nicht die Rede, — dazu hatte man Hannovers bedurft.

Wenn die Umformung Deutschlands, die alles historisch Gewordene an den Haufen warf, vielleicht auch für die Zukunft wohlthätige — von der französischen Mächthaber nicht beabsichtigte — Folgen gehabt hat, ja für das Werden und Wachsen des deutschen Einheitsgedankens heilsam gewesen ist, so war die erste Wirkung der Veränderungen doch nur die Machtlosigkeit Deutschlands in wenig anderer Gestalt. Die Haltung des neuen Reichstages unterschied sich in nichts von der des alten; dumpf und träge schleppten sich die Verhandlungen hin, als fühle man, daß eigentlich schon alles vorüber sei.

### 9. Die Dichter und Denker der Nation zur Zeit der Auflösung des Reichs.

Die große Mehrheit der Nation, längst entwöhnt der thätigen Theilnahme an großen politischen Ereignissen, verharrete in unverwundlicher Gleichgültigkeit. Nur ein einziger, ein deutscher Edelmann ohne Gleichen, der Reichsrath Karl vom Stein wagte, über die Schmach des Augenblicks öffentlich und mit Emphase zu reden und machte durch stolzen Arcimuth seinen Namen noch hinaus über Preußens Grenze bekannt.

Karl Heinrich Reichsfreiherr vom Stein war aus der Stammburg des alten Geschlechtes, dem Hause zum Stein bei Nassau an der Lahn am 24. October 1757 geboren. Durch Universitätsstudien gründlich gebildet, trat er, dreundswanzig Jahre alt, in den preussischen Staatsdienst, übernahm nach dem Frieden von Fuenville die Leitung der westfälischen Erwerbungen zu Bestandtheilen des preussischen Staates und wurde in Westfalen zur Zeit die Stellung eines Kammerpräsidenten inne. In einem Schreiben an den Herzog von Nassau, welcher das alte Haus zum Stein der Landeshoheit aufzuwerfen wollte, sprach Stein zum Schluß den Satz aus: „Sollen die wohlthätigen Zwecke der Unabhängigkeit und Selbstständigkeit Deutschlands erreicht werden, so müssen die kleinen Staaten mit den beiden großen Monarchien, von deren Existenz die Fortdauer des deutschen Namens abhängt, vereinigt werden, und die Vorlesung setze, daß ich das glückliche Ereigniß erlebe.“

Wo aber waren die deutschen Dichter und Denker, die nur in unserm Jahrhundert die politischen Bestrebungen ihrer Nation mit ihren Werken begleiten sehen, die neuerdings, das innerste Leben des Nationalgeistes wiederpiegelnd, oft genug in den ersten Reihen gestanden haben, selbst noch sich um praktische Aufgaben der Politik handelte? Es klingt hart, und es fällt manchem von den unbedingten Verehrern der Helden unserer Literatur schwer zu fallen, wenn wir eingestehen, daß der klassischen Literatur Deutschlands nur



der Zeit von 1773, wo Goethes „Götz von Berlichingen“ erschien, bis zum Jahre 1803 jedes nationale Gepräge gebrochen. Freilich, wenn die deutsche Eigenart lediglich darin bestehen sollte, unbekümmert um alle Ereignisse des praktischen und politischen Lebens sich in lauhem Kluge zu den Höhen des Ideals empor zu heben, oder sich in die Tiefen der Forschung zu versenken, mit kosmopolitischem Geiste zu den Helden fremder Nationen hinüberblickend, von dorthier neue Anregung zu beschaffen oder das Gefühlleben bis zum Uebermaß zu kultiviren, dann ist der Geist jener Literaturepoche in hervorragender Weise national zu nennen. Wer aber nur an die Zeit der Minnecläger, an die Tage der Reformation, an Hans Sachs und Hutten denkt, wer sich daran erinnert, daß Goethe selbst dem siebenjährigen Krieg einen bedeutamen Einfluß auf den nationalen Gehalt der Literatur zuschreibt, wird zugeben müssen, daß eine ganz andere Art nationaler Literatur im Bereiche der Möglichkeit lag. Wochte die damalige Generation begeistert von deutscher Tiefe, deutschem Idealismus, deutscher Universalität sprechen, sie besaß diese Eigenschaften, aber dieselben bedeuteten für jene Zeit die Verneinung oder die Abwesenheit nationalen Denkens und Dichtens.

Daß es so kam, soll den beiden großen Meistern, die damals in Weimar zusammenwirkten, — Herder und Klopstock, von Klein zu geschweigen, gingen im Laufe des Jahres 1803 beim — keineswegs zum Vortritt gemacht werden. Es gab auf der einen Seite in Wahrheit keine Nation, deren Thaten oder Leiden die deutschen Dichter hätten befeuern können: andererseits waren Goethe und Schiller vermöge ihrer Eigenart nicht zu Trägern des nationalen Gedankens berufen. Der eine, erfüllt von rein idealem Feuer, aus jenen Reichstheilen stammend, wo das nationale Leben längst so recht eigentlich veraltet war, der andere, mit der Selbstgenügsamkeit eines wahrhaften Olympiers über das Treiben und Verden der irdischen Welt weit erhaben, gebürtig aus einer Reichstadt, die an reichspatriotischen Erinnerungen ebenso reich war, wie arm an deutscher Gemüthsart: beide an einem Kleindeutschen Hofe, welcher keine große Politik machen konnte — wie hätten sie sich mit vaterländischer Begeisterung zu erfüllen und diese in weitere Kreise zu tragen vermocht! Die „goldenen Tage von Weimar“ haben für jeden, der in den Beschreibungen der hervorragendsten Geistesgrößen gern den Geist seines Volkes wiederfinden möchte, geradezu etwas Bedrückendes. Tiefses Ausgehen in Dichtkunst und Freundschaft, lauter letztere echt ist, dieser Heißhunger nach neuen literarischen Genüssen, diese Gefühlschwärmerei, dieser Klatsch! — und dabei stand die Welt in Flammen, alte Staaten stürzten ein, Ströme Blutes flossen: — aber als läge dies Weimar im Monde, so schloß sich der Kreis dieser Geisteshelden von der Außenwelt ab. Man hat wol in neuester Zeit gemeint, „ein Geschlecht von solcher Energie des geistigen Schaffens“ habe unmöglich auch politischen Will und Sinn besitzen können: allein wer möchte nicht zugeben, daß dieser politische Sinn mit Nothwendigkeit erwacht wäre, wenn sich der Hochsitz der Künste in einer der beiden deutschen Hauptstädte befunden hätte und in Wien oder Berlin eine großartige, nationale Politik getrieben wäre. Aber daran lag es eben, es fehlte die Nation: nichts ist charakteristischer für jenes Geschlecht, in dem die Schwere der Zeit die ernstesten Gedanken hätte wecken müssen, als daß es die Phantasielustspiele und die geistlos-schwärmerei des „gemalten“ deutschen Humorsiten vergötterte, dem als Denkmal der Franzosenzeit ein französischer Name anhaften.

Nun blies für Deutschland auch schon ein neues Geschlecht heran,

monarchie bestehe in der Verfehlung Oesterreichs und Preussens und der Bildung eines von beiden geleiteten germanischen Bundes.

Aber in Preußen überwog der landesväterliche Wunsch den Norden zu wahren, und die kühnliche Politik Hardenbergs, der im Frieden mit Frankreich Hannover zu erwerben hoffte. So beschränkte sich die Politik Preussens, welche im April 1805 geschlossen wurde, auf das von William Pitt zwischen England, Rußland und Oesterreich: Kaiser Alexander war entschlossen, das Heer gegen den Willen des preussischen Königs durch das Gebiet Oesterreichs zu führen.

Niemand kam die Kunde von diesen Rüstungen gelegener als Napoleon. Seit langer Zeit hatte er daran gearbeitet, von Boulogne aus eine Armee in England zu machen und den verhassten Staat, den er zur See nicht bekämpfen konnte, mit einem furchtbaren Landheere über den Kanalen zu vernichten. Große Summen waren für diesen Zweck, namentlich für den Bau flacher Landungsschiffe aufgewendet worden. Dabei wurde Napoleon immer bedenklich: nicht zu gleicher Zeit die französische Flotte, die theils in vertheidigter Stellung blockirt, theils in den westindischen Gewässern entfernt war, rechtzeitig als um die Landung zu bedecken, war der Plan unausführbar. Da endlich, am 1. August, rechtzeitig eintraf, war das Gelingen des Unternehmens höchst zweifelhaft. Es hätte mehr als acht Tage gebraucht, um die Truppen ein- und auszuladen; dabei bedurfte man des ruhigsten Wetters - wie wäre in dem Sturm der Kanal darauf zu rechnen gewesen! - kurz dieser Landungsplan, mit dem Napoleon die Welt hatte erschrecken wollen, machte ihm mehr Sorge als dem England selbst. Man hatte grade jetzt Napoleon keine Gelegenheit geben dürfen, die Aufmerksamkeit Frankreichs auf einen andern Punkt abzulenken: man mußte wissen, bis die aufgeregte öffentliche Meinung Frankreichs den Kaiser zu seinen Prahlereien wahr zu machen: nach menschlicher Voraussicht würde das Unternehmen scheitern. Dann war es Zeit gegen das letzte Aeronauten vorzugehen, wo der neugegründete Kaiserthron vermutlich in jehem Sturm zusammenbrach. Zum Unglück für Deutschland ließ man diese günstige Gelegenheit außer Berechnung. Dagegen trugen sich Rußland und Oesterreich mit den ehesten Entwürfen, den kühnsten Plänen. Bis an die Mosel sollte Napoleon zurückgedrängt werden, selbst die Enthronung des Kaisers schien er zu erwarten. Dabei waren aber die Rüstungen der Verbündeten langsam, sehr unzureichend.

Regierig ergriff Napoleon den gebotenen Vorwand die Landung in England aufzugeben. Unbemerkt wandten sich seine Truppen von Boulogne zum Rheine, französische Träher kundschafteten den Kriegszustand an der Donau aus. Eilig zwang er dann seine kühnen Soldaten die Folgen der Folge zu leisten: die deutsche Freiheit, die er zu retten kam, mußte nach als Noth erhalten. Kaiserin Maria Josephe von Baiern hielt am 1. September die österreichischen Unterhändler, die ihn zum Anschluß an die Verbündeten bewegen wollten, mit heuchlerischen Versicherungen hin, dann schickte er sie nach



Landen zu besetzen wage, auf der andern getraute es sich doch nicht, den Forderungen eines norddeutschen Fürstenbundes zur Abwehr französischer Begehr nicht mit Energie zu erlassen oder gar zu verwickeln. Während Preußen auf Frankreichs Freundschaft hoffte, mußte das wehrlose Reich den Becher der Ehre bis zur Reize leeren.

Der Herzog von Eughien, welcher in dem jetzt badischen Städtchen Ettenheim in stiller Zurückgezogenheit lebte, wurde unter dem Vorwande, daß er an einer römisch-katholischen Versammlung theilnehmend erscheine, in der Nacht vom 11. zum 15. März 1804 durch französische Truppen verhaftet, nach Vincennes geschickt und unter kriegsrechtlichen Normen gemordet. Während die europäischen Staaten über diese schreiende Verletzung des Völkerrechts Klage führten, ersuchte Baden, auf Napoleons Befehl, die Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen, und die übrigen Gesandten traten schleunigst ihre Ferien an, um die Gewalthat todtschweigen zu dürfen.

Wieder zeigte sich die Ohnmacht und klägliche Zerrissenheit Deutschlands, als Napoleon im Mai 1804 die Kaiserkrone annahm und mit diesem Titel die Ansprüche der Caesaren und Karolinger zu erneuern schien. Kaiser Franz begnügte sich, durch Annahme des Titels eines Kaisers von Oesterreich für sein Land zu retten, was aus dem Schiffbruch des alten Reiches zu retten war; in Preußen saumte man nicht mit der Anerkennung Napoleons, dessen neue Krone die Mächtlichkeit geordneter Zustände für Frankreich und Europa bedeuten sollte, war aber ehrenwerth genug, die norddeutsche Kaiserkrone, welche die französischen Diplomaten anboten, von der Hand zu weisen. Die kleinen Reichsstände suchten auf Kosten des gekrönten Emporkömmling mit den überschwänglichsten Phrasen die bestmögliche Schmeichelei, und als Napoleon im Herbst durch die neu gewonnenen Rheinlande eine Rundreise machte, wurde er in allen Städten als Friedensfürst mit Jubel empfangen. Als er dann in Mainz einen prunkenden Hofstag hielt, kamen die Fürsten Südwestdeutschlands herbei, um dem Fremdling ihre Geldtrugungen darzubringen: in Aachen, der alten deutschen Krönungsstadt, hatte der österreichische Gesandte dem neuen Imperator sein Beglaubigungsschreiben übergeben.

Gleichwohl bereitete sich von anderer Seite der Kampf gegen das Caesarenthum vor. Es war Kaiser Alexander, der, seit der Ermordung des Herzogs von Coblenz mit Frankreich gänzlich zerfallen, sich für die Freiheit Europas schlagen und Europa nach dem Sturze des Umpators vollerblickende Freiheit und Ruhe schenken wollte. Seit dem September des Jahres 1804 arbeitete in Oesterreich eine Kriegspartei, und nach einigem Zaudern entschloß sich Oesterreich im Dezember 1804 zu einem Vertheidigungsbündniß mit Rußland, falls Napoleon in Italien weiter um sich greife.

Auch an eine Ausöhnung zwischen den Höfen von Wien und Berlin wurde jetzt gedacht: Erzherzog Johann und seine Umgebung vertraten die Ansicht, daß man ohne Preußen nichts ausrichten könne: der geistreiche Publizist Leopold (geb. in Breslau 1761), erklärte in einer Denkschrift (September 1801), daß die einzige Rettung gegenüber einer französischen oder russischen Universal-

monarchie bestche in der Versöhnung Oestreichs und Preußens und der Gründung eines von beiden geleiteten germanischen Bundes.

Aber in Preußen überwog der landesväterliche Wunsch den Frieden zu bewahren, und die kurzsichtige Politik Hardenbergs, der im Anschluß an Frankreich Hannover zu erwerben hoffte. So beschränkte sich die neue Koalition, welche im April 1805 geschlossen wurde, auf das von William Pitt geleitete England, Rußland und Oestreich: Kaiser Alexander war entschlossen, das russische Heer gegen den Willen des preussischen Königs durch das Gebiet desselben nach Oestreich zu führen.

Niemand kam die Kunde von diesen Rüstungen gelegener als Napoleon. Seit langer Zeit hatte er daran gearbeitet, von Boulogne aus eine Landung in England zu machen und den verhassten Staat, den er zur See nicht besiegen konnte, mit einem furchtbaren Landheere über den Haufen zu werfen. Ungeheure Summen waren für diesen Zweck, namentlich für den Bau flacher Transportschiffe aufgewendet worden. Dabei wurde Napoleon immer bedenklicher: wenn nicht zu gleicher Zeit die französische Flotte, die theils in verschiedenen Häfen blokirte, theils in den westindischen Gewässern entfernt war, rechtzeitig ankam, um die Landung zu decken, war der Plan unausführbar. Ja selbst, wenn sie rechtzeitig eintraf, war das Gelingen des Unternehmens höchst zweifelhaft. Man hätte mehr als acht Tage gebraucht, um die Truppen ein- und auszuschießen; dabei bedurfte man des ruhigsten Wetters — wie wäre in dem stürmischen Kanal darauf zu rechnen gewesen! — kurz dieser Landungsplan, mit dem Napoleon die Welt hatte erschrecken wollen, machte ihm mehr Sorge als den Engländern selbst. Man hätte grade jetzt Napoleon keine Gelegenheit geben dürfen, die Aufmerksamkeit Frankreichs auf einen andern Punkt abzulenken: man hätte warten sollen, bis die aufgeregte öffentliche Meinung Frankreichs den Kaiser zwang, seine Prahlereien wahr zu machen: nach menschlicher Voraussicht würde das Unternehmen gescheitert sein. Dann war es Zeit gegen das bestürzte Frankreich vorzugehen, wo der neugegründete Kaiserthron vermuthlich in jähem Falle zusammenbrach. Zum Unglücke für Deutschland ließ man diese günstige Chance außer Berechnung. Dagegen trugen sich Rußland und Oestreich mit den weitgehendsten Entwürfen, den kühnsten Plänen. Bis an die Mosel sollte Frankreich zurückgedrängt werden, selbst die Entthronung des Korsen schien erreichbar. Dabei waren aber die Rüstungen der Verbündeten langsam, schwächlich und unzureichend.

Begierig ergriff Napoleon den gebotenen Vorwand die Landung in England aufzugeben. Unbemerkt wandten sich seine Truppen von Boulogne nach dem Rheine, französische Späher kundschafteten den Kriegsschauplatz an der Donau aus. Eilig zwang er dann seine süddeutschen Schützlinge ihm Hülfe zu leisten: die deutsche Freiheit, die er zu retten kam, mußte noch einmal als Köder herhalten. Kurfürst Max Joseph von Baiern hielt auf Napoleons Befehl die österreichischen Unterhändler, die ihn zum Anschluß an die Koalition bewegen wollten, mit heuchlerischen Betheuerungen hin, dann führte er sein Heer

den Franzosen zu. Baden und Hessen-Darmstadt folgten bald, nach einigem Zögern auch Württemberg; die Grundlage des „Rheinbundes“ war geschaffen.

Preußen sollte mit Hannover gelodert werden, wofür es aber das rechtsrheinische Kleve mit Wesel abzutreten hatte. Es lag nicht an Hardenberg, dem man irgend je, in diesem Augenblicke staatsmännische Einsicht völlig abging, daß dieses Danaergeschenk abgelehnt wurde, welches Preußen in einen Kampf mit England verwickelt hätte. Aber der König wollte nichts von dem Schacher hören und beharrte bei seiner Neutralität, die er auch Rußland gegenüber bezeugte. Er zog Truppen an der Warthe zusammen und verhinderte damit den Durchmarsch der russischen Truppen: aber allerdings kam das nur Napoleon zugute, da sich nun die Vereinigung der russischen und österreichischen Armee noch mehr verspätete.

So mußte Österreich im Spätsommer des Jahres 1805 die Last des Krieges <sup>1806</sup> ganz allein auf seine Schultern nehmen. Unter üblen Auspicien wurde der Kampf begonnen: eine steigende Zwietracht bestand zwischen dem Erzherzog Karl und dem begabten aber mit eigensinniger Selbstgefälligkeit erfüllten General Mack, welcher durchaus die ersten Vorbeeren ernten wollte.

Ursprünglich war — durchaus sachgemäß — geplant worden, daß Mack den Anmarsch der Russen abwarten und mit ihnen gemeinsam operiren sollte: Erzherzog Karl sollte den Oberbefehl des Hauptheeres in Italien übernehmen und Erzherzog Johann Tirol besetzen.

Dazu kam, daß Napoleons Kriegsführung in anderer Weise erfolgte, als Karl sich ausgeklügelt hatte. Nach seiner Meinung mußte das französische Heer, aus den Schwarzwaldpässen hervortretend, nach der oberen Donau heranziehen und ihn in der Front angreifen. Nachdem er durch Baiern marschirt war, sollte er bei Ulm eine befestigte Stellung ein und wartete hier die Ankunft der Franzosen siegesgewiß ab. Obwohl er schon am 6. Oktober zu seiner Verstärkung erwartete, daß Napoleon ihn nicht in der Front angreifen, sondern von den Seiten her umklammern wolle, hielt er an seinem Plane fest. Schon am 11. war er mit seinem Heerlager völlig eingeschlossen. Während der Erzherzog Ferdinand bei Schwarzenberg sich auf eigene Faust durchschlug, mußte Mack am 20. Oktober mit 24,000 Mann die Waffen strecken und die Zeitung Ulm nebst dem gesamten Kriegsmaterial dem Feinde abliefern.

So große Schuld Macks Starrsinn an seinem Untergange hatte, einen Faktor, der zu seinem Untergange wesentlich beitrug, hatte er nicht in Rechnung nehmen können. Ohne Rücksicht auf Preußens Neutralität hatte Napoleon den Herzog von Bernadotte durch das sächsische Fürstenthum Ansbach marschiren lassen, um Mack auch von Norden her zu umfassen. Dieser freche Gewaltakt hatte in Berlin einen förmlichen Unschlag hervor. In gerechter Entrüstung hatte sich der König von allen Rücksichten auf Napoleon los, gestattete den Russen den Durchmarsch durch Schleien, befahl die Mobilmachung der Armee, setzte den diplomatischen Verkehr mit Frankreich ab. Auch die Bevölkerung bezeugte den lebhaftesten Unwillen und beandete kriegernische Begeisterung.

Im Theater stimmte das Publikum bei einer Wallenstein-aufführung in das Heer ein; vor den Fenstern des Gesandten Lasoreff kam es zu lärmenden Demonstrationen, die märkischen Stände erklärten sich zu unentgeltlichen Lieferungen für die Armee bereit.

Aber zum Vorschlagen ließ es der schwächliche Hardenberg noch immer nicht kommen: Preußen sollte zwischen den Kriegsführenden nur die bewaffnete Vermittlung übernehmen. Vergebens suchte der österreichische Kaiserhof durch Gesandung des Erzherzogs Anton Preußen zum Anschluß an die Koalition zu vermögen: umsonst eilte der Zar selbst nach Berlin, um einen kraftvollen Anschluß herbeizuführen. Er erreichte nur, daß Friedrich Wilhelm am 3. November im Potsdamer Vertrag sich verpflichtete, Napoleon durch diplomatische Mittel zur Aufrechterhaltung des Besitzstandes, wie er durch den Frieden von Tunesien festgesetzt war, zu bewegen. Im Weigerungsfalle trat Preußen der Koalition bei und sollte, falls England es gestattete, zum Rohne Hannover erhalten.

In der Nacht vom 3. zum 4. November wurde dieser Vertrag als persönlicher Freundschaftsbund der beiden Monarchen über dem Sarge Friedrichs des Großen feierlich bekräftigt — eine Szene, welche neuerdings wol mit Unrecht lediglich als ein von Alexander angelegter Theatereffekt bespöttelt wird.

Zwar hatten sich im Anschluß an die Niederlage des Generals Modl österreichischen Erzherzoge Karl und Johann zum Rückzuge nach Steiermark nöthigt gesehen, auch war Napoleon Herr des Kriegsschauplatzes in Niederösterreich, dann mußte Wien aufgegeben werden, das Heer nach Mähren weichen, dennoch aber hing das Heil der Welt von der Verzögerung des Waffenscheidens ab. Ein preussisches Heer sammelte sich an den Südgrenzen der Monarchie, eine russische Reservearmee zog durch Schlesien nach Mähren: es mußte erwartet werden, bis die Engländer und Schweden in die Aktion traten. Napoleon, wenn auch siegreich, stand doch viele Meilen von seinen natürlichen Stützpunkten entfernt. Unter diesen Verhältnissen war es solch ein großes Unglück nicht, der preussische Diplomat Graf Haugwitz, welcher Napoleon von dem Potsdamer Vertrage in Kenntniß setzen sollte, mit großer Langsamkeit nach Mähren zu kommen und sich in Prüm von Napoleons Artigkeiten betölpeln ließ. Napoleon, auch Zeit zu gewinnen wünschte, um durch einen Sieg seine Position zu befestigen, würde sich in seiner eigenen Schlinge gefangen haben, falls die russisch-österreichische Heeresleitung ihm nur den Kampf versagt hätte. Die Schuld an dem Unglück des Jahres 1805 trägt nicht sowohl die Unfähigkeit des preussischen Diplomaten als die Uebereilung des Kaisers Alexander. Er durchschaute Napoleons schlaues Spiel und hatte sich fest vorgenommen, ihm keine Gelegenheit zu Kampf und Sieg zu geben. Eine glänzende Heerschau stimmte ihn leider um: man beschloß auf Napoleons wohlgesicherte Stellung loszugehen. Zwischen Prüm und Austerlitz ward am 2. Dezember 1805 die Entscheidungsschlacht geschlagen: es war der erste Jahrestag der Kaiserkrönung Napoleons. Alle Tapferkeit der Verbündeten war umsonst gegenüber dem genialen Schlachtenmeister und der Siegeszuversicht seiner Soldaten. Nach ungeheuren Verlusten mußte die österreichisch-russische Armee das Schlachtfeld räumen und am folgenden Tage



Ed Alexanders I. von Friedrich Wilhelm III. und Luise am Sarge Friedrichs des Großen  
in der Garnisonkirche zu Potsdam in der Nacht vom 3. zum 4. November 1805.

— Nach dem Gemälde von Tadhing, gestochen von Wenz Hoad, Berlin 1806

ante Napoleon der staunenden Welt von seinem Siege in pomphaften Worten  
Lien, die Größe seines Erfolges noch durch lugenlastige Phantasiegebilde  
streiberd.

Am 3. Dezember suchte Kaiser Franz den Sieger bei Maseklowitz auf und mußte  
L. er, um freien Abzug empfangen, sich all die Demuthigungen gefallen lassen, in denen sich  
Erede, Deutsche Geschichte, II.



der kaiserliche Emporkömmling gekrönten Häuptern gegenüber steht: hier steht die Heimtödtliche in die Brust des österreichischen Kaisers, und diese Stunde wird nachmals für Napoleon verhängnisvoll geworden sein.

Die Bitte um einen Waffenstillstand gewährte Napoleon unter der Bedingung, daß der Kaiser sein Bündniß mit Rußland aufgab und die Russen unverzüglich heimzögen. Da Kaiser Alexander sich von Seiten Napoleons der größten Liebenswürdigkeit zu erweisen hatte, — alle gefangenen Russen wurden bedingungslos freigegeben — machte er keinen Versuch, den Verbündeten zu halten. Demnach war die Koalition gesprengt: jedoch war noch jetzt nicht alles verloren, wenn der preussische Unterhändler Graf Saurwitz nicht Ehre und Pflicht vergessen hätte: was jenseits der Entscheidungsschlacht liegt, läßt uns unaussprechliche Schmach auf seinem Namen. Ohne seinen Auftrag bei Napoleon auszuführen hatte sich Saurwitz von Brunn nach Wien weisen lassen und die Verhandlungen, welche die österreichischen Minister mit Talleyrand führten, eingesehen. Als ihn die Nachricht von dem Siege bei Austerlitz erreichte, kehrte er sich ein, nun sei es um Preußen geschehen, wenn es auf dem Kampfe bestünde. Eigenmächtig unterhört in der Geschichte der preussischen Diplomatie unterzeichnete er, statt Napoleon mit Krieg zu bedrohen, am 15. Dezember zu Schönbrunn ein Trug- und Schutzbündniß mit Frankreich. Diesem Vertrage gemäß erkannte Preußen alle Abtretungen an, zu denen Napoleon den Rhein zwingen werde und erhielt Hannover, indem es das rechtsrheinische Elsass an Frankreich, Ansbach an Baiern abtrat. Mit dem Abschlusse des Schönbrunner Bündnisses verlor Oesterreich den letzten Rückhalt und mußte am 26. Dezember den Preßburger Frieden annehmen, den es nicht mehr mit deutschem Reichsgut erkaufte konnte. Doch sollte das Reich auch noch einen letzten Stoß, den Gnadenstich, erhalten. Baiern und Württemberg sollten in Zukunft als Könige von Napoleon Gnaden der vollen und unbedingten Souveränität genießen: eine Bestimmung, mit welcher das Fortbestehen des deutschen Reiches nicht mehr vereinbar war.

Durch den Frieden verlor Oesterreich Venedig mit Istrien, Friaul und den dazugehörigen Inseln; Bregenz, Pöchlau, das Innviertel und Tirol mit Vorarlberg wurden an Baiern abgetreten, die Reichsstädte in Schwaben und ein Stück vom Breisgau an Württemberg, der Haupttheil des letzteren an Baden. Der Erzherzog Ferdinand wurde für Würzburg, das Oesterreich eingelehrt wurde, mit Würzburg entschädigt.

Damit die Familie Bonaparte ihren deutschen Satrapen etwas näher gebracht werde, wurden einige deutsche Fürstenhäuser gewürdigt, mit dem französischen Reichthaber in verwandtschaftliche Beziehungen zu treten: auch sonst ließ Napoleon dafür, seine Familienglieder in die Reihen der deutschen Fürsten aufzunehmen zu lassen. Es war selbstverständlich, daß von dieser Seite nimmer die Gleichberechtigung der „vierten Dynastie Frankreichs“ formlich anerkannt wurde.

Max Joseph von Bayern vermählte eine Tochter mit Napoleons Tochter: Marie Beauharnais, Stephanie Beauharnais erhielt der badische Thronfolger zum Brautbräutigam. Napoleons Enkel, den „kardinal“ Reich, der sein Wort Deutsch verstand, wurde der Kurfürst-Erzbischof von Mainz, Freiherr von Dalberg, als Kondukteur von Napoleons Schwager Murat bekam das neue Großherzogthum Berg.



## XVI. Preußens Fall und Wiedergeburt.

### 1. Der Rheinbund. Preußens Erhebung und Fall (1806).

Wol war man in Berlin entrüstet, als Sanguis mit seinem schmählichen Nachwerk ankam; man hatte jedoch nur die Wahl, unter Ablehnung des Vertrages dem Schwerte die Entscheidung zu überlassen oder Hannover aus Napoleons Händen demüthig entgegenzunehmen. Hardenberg, der es wie kein anderer verstand, durch halbe Maßregeln das Ganze zu verderben, rieth den Vertrag anzunehmen, aber unter Vorbehalten, welche einem Zornwüthigen mit Verstand vorbeugen sollten: dabei hatte doch der schlaue Korse Preußen gerade so Hannover entschädigt, weil er es mit England entzweien wollte. Sanguis wurde also nach Paris geschickt um Aenderungen zu erzielen und gab dadurch Napoleon den willkommenen Anlaß zu der Erklärung, er halte sich nicht mehr an den Schönbrunner Vertrag gebunden. Ein neuer, Pariser, Vertrag, zu dem Sanguis am 15. Februar 1806 nöthigen ließ, enthielt nur eine Verschärfung des Schönbrunner Artikel und zwang Preußen durch Sperrung der hannoverschen Küste den Krieg gegen England zu beginnen. Völlig vereinjamt, ohne ein schlagkräftiges Heer, aus Sparsamkeit hatte man abrüsten lassen, mußte sich neuen Inzen, und der König genehmigte den Pariser Vertrag. Noch im März nahm Preußen Hannover und Lauenburg in Besitz und sperrte die Häfen für die englischen und schwedischen Schiffe. Allerdings äußerte sich Wilhelm gegen seine Vertrauten, der Vertrag sei trugvoll eridlichen, und gebiete, bei dem nächsten Uebergriffe Frankreichs das Schwert zu ziehen. Durch eine erneute Annäherung an Rußland suchte er seine Stellung zu sichern und Kaiser Alexander versprach am 21. Juli 1806, alle seine Streitkräfte für die Aufrechterhaltung Preußens bereit zu stellen.

Inzwischen hatte Napoleon die Verfassung Deutschlands in der Weise umgewandelt, wie es seinen Zwecken am meisten entsprach: er kam damit den Vorstellungen Hardenbergs zuvor, der einen ziemlich unbrauchbaren Organisationsplan ausgearbeitet hatte.

Er wollte die sehr nahegelegende Triasorde verwirklichen, das Reich in sechs Kreise und drei Bundesgruppen theilen: Preußen, Oesterreich und Bayern sollten die leitenden Staaten sein und ihre Herrscher ein oberstes Kollegium bilden, denen sich die Kurfürsten als zweites, die Fürsten als drittes anschließen würden.

# XVI. Preussens Zoll und Niedergericht

Erwartet, den Napoleon in Paris anzuordnen sich, war den  
es „Rheinischen Bundes“ angehängt, durch welchen sich im Jahre 1806  
zahl deutscher Reichsstände mit Ludwig XIV. eine und dem französischen  
die Wege geebnet wurden. Nur wurden die Bedingungen, unter  
entwärtigen Lage, schroffer gefaßt, und Napoleon gab sich keine Mühe  
nison aufrecht zu halten, wie 1808 geschah – als traten die Mit-  
mitglieder in ihrem Interesse als gleichberechtigte Contrahenten an  
des um Deutschlands Wohl besorgten Frankreich. Mit seinem der  
igen Fürsten hielt es Napoleon für der Mühe werth zu unterhandeln, und  
verrede mußten sie den Vertrag annehmen, den der Nachhater ihnen an  
Zuli vorlegte.

Sechzehn Fürsten erklärten ihren Austritt aus dem Reichsverbande, der sie  
mehr zu schützen vermöge, sprachen sich völlige Souveränität zu und verpflichteten  
ihrem Protektor, dem Kaiser Napoleon, für jeden Festlandstheil zu und verpflichteten  
sich zu stellen. Mit dieser Gründung war eine zweite Reihe von Mediaten  
verbunden. Was der Reichsdeputationshauptschluss übrig gelassen – das Quadrat-  
baren Grafen und Herren, sowie an Reichsstädten übrig gelassen – das Quadrat-  
mit 11 Millionen Einwohner – wurde jetzt unter die Landesherren der erbköniglichen  
gestellt. Wäre dies Verfahren nicht ein Beweis der vollständigen Ohnmacht Deutsch-  
gewesen, so hätte sich die Nation zu dem Untergange dieser kleinen Gewalten vor-  
wünschen können; ohne es zu ahnen arbeitete der Fremdling der nationalen Bewegung  
vor, für deren Aufstandkommen diese unfruchtbaren Staatswesen ebenso viele Hind-  
nisse waren.

Kaiser und Reich mußten sich in das Geschickene fügen. Kaiser Franz hat  
ihon nach dem Preßburger Frieden eingesehen, daß es mit dem Kaiserthum  
Ende sei und alle Ehrlichen in seiner Umgebung riefen ihm, zurückzutre-  
che Napoleon den Thron der Salier und Staufer möglichst vorthailhaft loszuschlagen und  
Metternich mit den bezüglichen Anträgen nach Paris. Er kam zu spät  
Rheinbundsakte war eine Thatfache, das Reich hatte aufgehört zu existiren  
1. August erklärten acht Rheinbundsgefiandten – den Regensburger Reich-  
hatte Dalberg in die Ferien sollte, daß ihre durchlauchtigen Herren  
unter den mächtigen Schutz Deutschlands übereinstimmend geteigt hatten –  
mit dem wahren Interesse des Monarchen gestellt, dessen Absichten sich  
einem solchen Manifest verbandere dann Kaiser Franz am 6. August, daß er  
thum des Reiches niederlege, das reichsoberhauptliche Amt erlöiden, das Reich  
thum des Reiches niederlege, das reichsoberhauptliche Amt erlöiden, das Reich

Die Schatzkammer aller Franzosenfreunde war außerordentlich, die  
blieb der Wehrzahl nach stumm und kalt. Wo sich ein Gefühl patrioti-  
Schmerzes oder nationaler Entrüstung kund gab, schritt Napoleon gegen  
ein niemand werden konnten, wenn sie nur sich selbst und die Jugend  
und wieder werden konnten, wenn sie nur sich selbst und die Jugend  
deutschen Stammes widerwinden vermöchten.

Als ein Ansbacher eine anonyme Flugschrift veröffentlichte „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung“, und den Deutschen den Rath gab, das Schicksal ihres Vaterlandes zu bemerken, ließ Napoleon den Buchhändler Palm, der das Buch verbreitet haben sollte, hundertmal erschlagen. In den Schriftstellern, welche in dieser trübsten Zeit das Volk aufzurütteln suchten und den deutschen Herzen die Gluth der Begeisterung und des Hasses anzuzünden bemüht waren, gehören in erster Linie zwei sehr verschiedenartige Männer. In glänzender Rhetorik hielt Hr. Gutz dem entarteten Geschlecht seine Tugenden vor. — er selbst ein Söldling, ein Mann ohne Charakter; im Norden schrieb E. M. Arndt während des Krieges von 1806 den ersten Theil seines „Geist der Zeit“ und redete in ansehnlicher, vom Herzen kommender und zum Herzen dringender Sprache zum deutschen Gewissen. „Ein Mensch“, schrieb er, „ist selten so erhaben, daß er äußere Knechtschaft und Verachtung dulden kann, ohne schlechter zu werden; ein Volk ist es nie.“

Während Oestreich ohne Taug und Klang aus dem Reiche schied, in dem es so lange zum Unsegen der Nation gewaltet, machte Preußen den Versuch, zusammenzuhalten und zu retten, was noch zu retten war. Ueber Napoleons Absichten war man klar, die Stiftung des Rheinbundes betrachtete man mit Recht als eine Feindseligkeit gegen Preußen: es war hohe Zeit, die letzten Lande, die noch deutsch und frei waren, wehrhaft zu machen. Es war dies nur möglich, indem man den Gedanken eines Nordbundes gleichviel, ob mit oder ohne Kaiserthum wieder aufnahm: Preußen kehrte zu der gesunden Politik des Rheinbundes zurück, wenn es daran ging, diesen Gedanken auszuführen.

Eine den Befehl von Hannover stand ein solcher Nordbund auf schwachen Füßen: jeder aber wollte König Georg III. von der Abtretung seines Stammlandes nichts wissen und so dauerten die Feindseligkeiten zwischen England und Preußen fort.

Schon ehe die Rheinbundsakte veröffentlicht war, hatte die preussische Regierung in Dresden und Cassel über die Errichtung eines Nordbundes verhandelt. Zwar hatte sich Preußen die Kaiserwürde zugedacht, aber den beiden Kaiserthümern zugleich die Königskrone: sorgfältig war alles vermieden, was die Feindschaft der Bundesgenossen wachrufen konnte: nur das Heer — es war auf 100,000 Mann veranschlagt — sollte im Kriege unter preussischem Oberbefehl stehen.

Durch Mediationsrungen sollte der Egoismus der beiden Kurfürsten befriedigt werden. Allein man mochte Preußen, das seine Verhandlungen dritten gegenüber sorgfältig geheim hielt, nicht trauen: Oestreich und Frankreich erwiderten und traten den Argwohn der Mittelstaaten. Umsonst ließ Preußen den Kaiserthum den Kaiserthum fallen: man wollte ihm nicht einmal die militärische Oberleitung gewähren. Napoleon spielte wieder mit großem Weichid eine Doppelrolle: während er am 22. Juli dem Könige von Preußen durch Tallenrand die Kaiserkrone von Norddeutschland antragen ließ, warnte er Preußen und Sachsen vor dem preussischen Bündniß und versprach ihnen dann seinen Schutz gegen Napoleons Uebelthun. Aus anderweitigen Aeußerungen konnte man entnehmen, daß er den preussischen Plan unter allen Umständen, nöthigenfalls mit Gewalt zu verhindern werde. Es ward immer klarer, daß das Schwert entscheiden müsse. Die preussischen Patrioten suchten den König von dem Einflusse seiner inneren Rathgeber zu befreien, Stein entwarf einen großartigen Reformplan:

ja im September 1806 wagte die Kriegspartei, zu der außer Stein, Blücher und Rüchel mehrere Prinzen gehörten, den König zu bitten, er möge Haugwitz, Behme und Lombard entlassen. Aber der König vermerkte dies Unterfangen sehr übel, und alles blieb beim Alten.

Meisterhaft dagegen bereitete Napoleon den Krieg gegen Preußen vor, in dessen Heer er noch immer den Geist Friedrichs des Großen verkörpert glaubte. Indem er den Sultan Selim zum Kriege gegen Rußland aufreizte, hinderte er Alexander, dem preussischen Monarchen in der Stunde der Noth mit voller Macht zu helfen: zugleich nöthigte er durch diese orientalischen Händel Oestreich zur Neutralität: auf einen Krieg mit Rußland gefaßt, konnte sich das zerrüttete Oestreich auf die Unterstützung Preußens nicht einlassen.

Die Veranlassung zum Ausbruch des unvermeidlichen Kampfes zwischen Frankreich und Preußen gab die arglistige Politik, welche Napoleon in Bezug auf Hannover befolgte; so oft und so feierlich er Friedrich Wilhelm den Besitz dieses Landes gewährleistet hatte, erbot er sich gegen den König von England ihm Hannover wiederzuverschaffen. Daraufhin befahl Friedrich Wilhelm am 9. August die Mobilmachung der Armee. Auf ihr beruhte die ganze Hoffnung des Staates, denn an Bundesgenossen konnte man, abgesehen von dem entfernten Rußland, nur auf Kurachsen und Sachsen-Weimar rechnen: dabei ließ sich nach den früheren Vorgängen leicht vermuthen, daß Kurachsen die erste Gelegenheit benutzen würde, um sich den widerwillig übernommenen Verpflichtungen zu entziehen.

Wenn man den Ueberzeugungen des von friedericianischen Traditionen sich nähernden Offizierskorps trauen durfte, hatte der preussische Staat freilich nichts zu befürchten: ihm Prahlereien zufolge handelte es sich nur um einen Spaziergang nach Paris, welchem die wenig parademäßig geschulten französischen Soldaten wahrlich keine Hindernisse in den Weg legen würden. Man übersah, daß gegenüber dem unvergleichlichen Angriffsmuth der französischen Regimenter ganz andere Tugenden nothwendig waren, als die des Exercierplatzes; außerdem aber ließ das Heer, in welchem die kriegserfahrenen Soldaten des „alten Fritz“ doch nur in sehr spärlicher Anzahl vorhanden waren, an militärischer Schulung gar viel zu wünschen übrig. Ein ungeheurerer Troß, wie er zur Zeit Friedrichs des Großen nur bei dem Heere des vielverspotteten Prinzen von Soubise gesehen worden war, wurde den Herren Offizieren nachgeföhren und hinderte, gleichwie die schwere Belastung des gemeinen Mannes, die Beweglichkeit der Armee. Blind gegen die Schäden der preussischen Heereseinrichtungen verachteten aber auch die älteren Offiziere, von denen allerdings ein großer Theil den Tagen Friedrichs des Großen entstammte, den neuen Schlachtfeldmeister: meinte doch selbst der jüngere, einsichtigerer Rüchel, „Generale wie Herrn von Bömpe habe die preussische Armee mehrere aufzuweisen.“

Mit einer Kühnheit, welche den vorhandenen Machtmitteln wenig entsprochen wollte, man die Strategie Friedrichs des Großen auch darin nachahmen, daß man den Angriffen des Gegners zuvorzukommen beschloß: statt sich in dem Festungsdreieck zwischen Elbe und Oder zu behaupten, bis die russische Hilfe nahte, sollte ein Einfall durch Thüringen nach Franken gemacht werden. Aber auch diese Operation wurde nicht mit der erforderlichen Schnelligkeit ausgeführt.



der Minister Haugwitz wollte erst die Wirkung des Ultimatus abwarten, als der König am 1. Oktober an Napoleon gerichtet hatte.

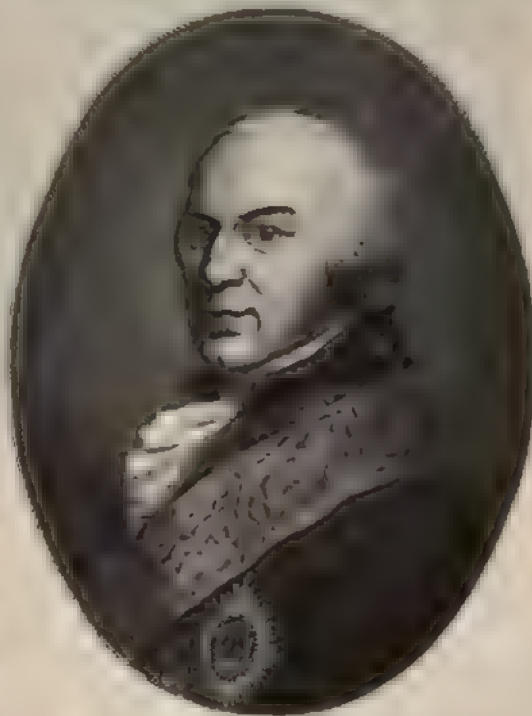
Das Ultimatum enthielt im wesentlichen drei Forderungen: die Franzosen sollten Deutschland abziehen und den Norddeutschen Bund anerkennen; über die anderen zwischen Frankreich und Preußen schwebenden Streitfragen sollte eine friedliche Verhandlung herbeigeführt werden.

Aber selbst bei größerer Eile würde man Napoleon nicht überrascht haben, schon im August die Rheinbundstruppen bis an die Grenze Thüringens gehoben hatte und den Aufmarsch seines Heeres sorgfältig vorbereitete. Die tüchtigen Offiziere frohlodten bei dem Gedanken, den Preußen die alte Schande loszujagen. Auch Napoleon suchte in Deutschland die öffentliche Meinung seinem Unternehmen günstig zu stimmen: nach Ausbruch des Krieges betete ein Manifest den „Völkern Sachsens“, er komme, sie zu befreien.

Erst am 6. Oktober erhielt Napoleon in Bamberg das preussische Ultimatum, welchem am 8. Oktober die Kriegserklärung folgte. Napoleon, dessen Wunsch damit erfüllt war, beeilte sich nichts desto weniger, vor aller Welt als Friedensbrecher zu brandmarken: mit besonderen Beschimpfungen

ludte er die edle Königin, die doch an den entworfenen Verathungen gar theilgenommen hatte. Ihr antwortete er, er trage die Schuld an diesem Kriege, der das Frankreich überrasche.

Das preussische Heer — bestand aus 130,000 Mann, darunter 20,000 Sachsen und eine kleine Schar des Herzogs von Weimar — wurde von einem mehr als siebenzigjährigen Herzog Karl Wilhelm in Braunschweig befehligt, der bei jenem Feldzuge die Champagne hinreichende Probe seiner Unfähigkeit gegeben hatte. Er beabsichtigte im französischen Heere die Soldaten zu verlegen: damit sollte er aber zu lange gezögert, und da Napoleon gleich nach der Ablehnung des preussischen Ultimatus nordwärts gezogen war, fürchtete der Herzog für seine Rückzugslinie und beschloß den Ab-



Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig-Süneburg, der Besieger von Jena und Auerstädt.  
Kopie von Schroeder in Braunschweig 1793.



Napoleon zu Berlin nach der Schlacht bei Jena: Napoleon am Sarge Friedrichs des Großen in der Garnisonkirche zu Potsdam am 25. October 1806.

Nach dem Gemälde von Töhling, gezeichnet von Arnold.

am 29. October Stettin, am 1. November Küstrin, am 8. das Bollwerk, das feste Magdeburg mit 21,000 Mann und ungelährten rathen.

Kein einziger dieser Kommandanten, die später infam losjagt wurden, Schande nachher durch freiwilligen Tod gelüht: aber dem gemeinen Mann geht und da solch eine namenlose Schmach tief zu Herzen: bei der Uebergabe von Magdeburg, daß zwei preussische Grenadiere sich gegenseitig den Tod gaben, um die Kapitulation nicht zu überleben.

Unter solchen Verhältnissen wäre es kein Wunder gewesen, wenn Wilhelm, sich der Nothlage anbequemend, einen ungünstigen Frieden hätte. Glücklicherweise gab ihm der Uebermuth des Siegers kein Zureden. Napoleon forderte nicht allein die Abtretung aller Lande links des Rheins, sondern auch das Aufgeben des russischen Landkrieges. Schon 1807





Der Abzug der Jena: „Durchzug der preussischen Gefangenen vom Hohentwieschen Corps nach Frankreich nach der Schlacht bei Jena 1806.“

Stichverlag des kaiserlichen Kupferstichs („Deutscher Kunstverlag Nr. 2“).

Der Hof trat unmittelbar nach der Niederlage zu Napoleon über. Man es den Sachsen kaum verdienen, daß sie sich eiligst zu sichern suchten, doch in Preußen Hölle und Niedere das Beispiel schimpflichster Feigheit völliger Rathlosigkeit. Der König, dessen Waffenstillstandsgebot Napoleon abgelehnt hatte, überließ es den Generalen, die von panischem Schrecken ihren Truppen zu sammeln und ihren Muth neu zu beleben: aber die

meisten dieser Männer vergahen, was sie ihrem Namen und ihrer Stellung schuldig waren. Ohne Schwertschlag überlieferte man am 15. Oktober Gera mit 11,000 Mann und großen Vorräthen.

Unaufhaltsam setzte Napoleon seinen Siegeslauf fort. Am 17. Oktober wurde die preussische Reservearmee unter Eugen von Württemberg bei Schleier geschlagen, am 25. kapitulierte Spandau, am 27. rückte Napoleon in Berlin ein und hielt sein Quartier im preussischen Königsschloß auf.

Die lebhafte Beamtenwelt hielt es für das gerathenste, Kundgebungen von Unwillen von vornherein zu unterdrücken: der Gouverneur von Berlin, Graf Schulerburg-Schulenburg, gab als Lösungswort für das Verhalten der Bevölkerung sein bekanntes: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht.“ Die Staatsklassen wenigstens sollte der Frieden vom Stein rechtzeitig nach Königsberg flüchten lassen, aber die Forderungen des Königs wurden eine Beute der Franzosen. Was aber das schimpflichste war, hielten Friedrich Wilhelm's entblödeten sich nicht, Napoleon den Eid der Treue zu leisten. Sie hätten da die Bürgerpflicht die Haltung bewahren können, wie sie Männern geziemt, die den Sturz ihres Vaterlandes zu beklagen hatten! Es zeigte sich hierin eine gewisse Schwäche, daß sie selbst den Franzosen ein Gegenstand des Eides wurde.

Besonders schmachvoll war das Verhalten des Geschichtsschreibers Johannes Müller: einst der begeisterte Lobredner der schweizerischen Freiheit, schrieb er den französischen Machthaber jetzt als den Helden der modernen Welt, weil ihm der Kaiser ein paar hundert Schmeichelein gesagt. Ehrenvolle Erwähnung dagegen verdient der Prediger Ernst, der bei der Begrüßung Napoleons offen erklärte, ein Zeuge des Evangeliums durch die Tugenden zu sein, daß er sich freute über den Einzug des Feindes.

Napoleon selbst aber bezeugte die gründlichste Verachtung und den bittersten Haß gegen alles, was preussisch war: er erbat den Berliner seine Demuthigung; er ließ die Siegesglocke vom Brandenburger Thor nehmen, er tauchte den Fingerring des Kaisers in den Urin und schenkte ihn den Invaliden in Paris, er ließ das berühmte Regiment der Grenadiere im jämmerlichsten Aufzuge, wie eine Leiche, die „Linden“ hinabtreiben. Im Königsschloß der Hohenzollern ließ er die unendlichen Schmähungen gegen die Königin Louise.

Unterrichter verteilte er dem todwunden Herzog von Braunschweig die Wohlthat, in der Heimath die letzte Ruhestätte zu suchen; er mußte weiter fliehen und starb am 10. Oktober zu Cuxhaven bei Altona. Er wurde auf demselben Friedhof beigesetzt, in welchem die letzten Reste des preussischen Reiches ruhen.

Im Vollgefühl seines Sieges erließ Napoleon am 21. November von Berlin aus das berühmte Dekret (die sogenannte „Continentalipierre“), durch welches aller Handel mit England verboten, alle englischen Waaren konfiskirt wurden: England hielt auch diesen Schlag aus, aber der Handel Deutschlands war damit aufs schwerste geschädigt.

Während Napoleon zu Berlin nach Willkür schaltete und waltete, wandte sich der Blick aller Vaterlandsfreunde mit gespannter Aufmerksamkeit nach dem Osten des Staates, wo der König weilte. Jene Gebiete, auf denen der preussische Königsname beruht, bildeten die Grundlage der letzten Hoffnungen. Preussen waren die Seereschiffe, die sich von Venedig und Venedig getrennt hatten. Am 25. Oktober hatte Fürst Hohenlohe, durch Murat über die Stärke des Feindes getäuscht, sich bei Prenzlau zur Kapitulation verleiten lassen: der wahre Muth



mit der Kontinentalarmee: „Französische Soldaten untersuchen im Thor zu Leipzig, ob keine Englische Waaren hinausgebracht werden.“

Gleichzeitiger kolorierter Kupferstich aus den „Leipziger Kriegerdenkmälern.“

plena die preussische Waffenehre gerettet, und sich bis Lubek durchgeschlagen. mußte sich am 6. November aus Mangel an Munition bei Ratkau der Feindmacht ergeben.

Blüchers Absicht war gewesen, sich mit den Resten der Reservearmee und einigen anderen Truppen mit der Hohenloheschen Armee zu vereinigen; den Uebergang über die Elbe deckte Oberst Yorl mit seinen Jägern durch das glänzende Nachhutgefecht bei Alten-  
bunn. Die Kapitulation von Prenzlau vereitelte Blüchers Vorhaben.

Eine Heilung nach der andern fiel schimpflich in die Gewalt des Feindes:



bestehen konnte und Napoleon mit der Wiederaufrichtung des vollständigen Friedens dem neuen Freunde bereits einen tückischen Streich versetzte. Erst als sich Alexander und Napoleon über ein Trut- und Schutzbündniß gegen England verständigt hatten, zog man den betrogenen König zu den Verhandlungen.

Auf einem Fels in Meneikrom fand die Begegnung der Herrscher statt. Die Sitzung mußte die Vorwürfe des Siegers sich gefallen lassen. Nach St. Ober lebte die Emporkömmling die Königin Louise, die auf den Rath des treulosen Alexander nach Tilsit kam, nur durch ihre Tugenden das Gleichniß des Wemals zu mildern. Napoleon zeigte sie ihrem Lande ihren weiblischen Stolz: ihre Schwelgerei machte auf Alexander wenig Eindruck, wie der eble Anstand, mit dem sie die höhnischen Vorwürfe des Siegers zurückwies.

Am 7. und 9. Juli wurde der Tilsiter Friede geschlossen, in welchem Napoleon, wie ausdrücklich hervorgehoben wurde, dem Könige von Preußen „aus Achtung für den Kaiser aller Reichen“ den kleineren Theil seines vormaligen vertriebenen Staates zurückgab.

Napoleon nahm diese Rücksicht nur nothgedrungen, weil er bereits einen Koloss auf Spanien im Schilde führte und dazu der russischen Allianz bedurfte; Kaiser Alexander aber wollte die Franzosen nicht zu unmittelbaren Nachbarn haben. Preußen betrug 5700 Quadratmeilen nur 2800, von 12 Millionen Einwohnern nur 4 Millionen. Die Meiste des verkleinerten Staates, dessen Westgrenze die Elbe bildete, lagen in Zukunft eben Angriffs von Osten, Süden und Westen her offen.

Mit den Preussischen wurden Napoleons Bruder Jerome, der König von Sachsen und der Jar ausgestattet. Der erstere erhielt das aus den preussischen Besitzungen an der Elbe, den weisischen und luthesischen Besitzungen gebildete Königreich Westphalen mit der strengen Weisung, Frankreichs Vortheil stets im Auge zu haben, die polnischen Provinzen bekam zum größten Theil Friedrich August als Großherzog von Warschau, der Jar schämte sich nicht, den Distrikt von Bialystok anzunehmen.

Unter dem Jubel der deutschen Mittel- und Kleinstaaten ging Preußen in Grund und frohlockend erzählten die Rheinbändler, wie wader sie zur Vernichtung dieses Erzfeindes beigetragen hatten.

Tagegen fehlte es dem unglücklichen Monarchen aus den Landesfürsten, die barmherzig losgerissen wurden, nicht an tröstenden Worten treuer Liebe und Unterstützung. Wie ruhrend, aber wie erschütternd zugleich lautete nicht der Schicksalsspruch, den die Bewohner der Grafschaft Mark das Postlagerngesamt vom 21. Juli 1807 beantworteten! „Das Herz wollte uns brechen“, schreiben sie, „als wir Euren Abschied sahen.“

Sofort nach dem Friedensschluß sorgte Napoleon für die systematische Plünderung des Landes: aber ein weiterer schwerer Schlag stand noch bevor. Der Feldmarschall Blücher, der die Tilsiter Verhandlungen geleitet hatte, in den Vertrag die Bestimmung aufnehmen lassen, die Raummung des Landes und der Zeitungen solle am 1. November erfolgen, vorausgesetzt, daß die Kriegskontribution völlig bezahlt sei: aber über die Höhe derselben war nicht vereinbart, und Napoleon konnte das ganze Staatsgebiet besetzt halten und ausrauben.

So mußte Preußen ihm noch Mittel zum spanischen Kriege hergeben, während es selbst verstümmelt und entwaffnet am Boden lag. Aber Napoleon, der



Unterschrift des Kaiser Alexander I., Napoleon I. und des Königs Friedrich Wilhelm III. zu Tilsit im Pavillon auf dem Niemen (Memel) am 26. Junius 1807."

Gezeichnete Abbildung ohne Maler- und Stichernamen, erschienen bei Remond in Wien.

Ideale nicht glaubte, überjah, daß das Unglück die Spannkraft einer Nation, des einzelnen steigert, und das Bewußtsein der Knechtschaft den Drang nach Fortschritt wachruft: vollends in einem Staate, der eine ruhmvolle Vergangenheit



hinter sich hat. Diese Preußen waren keine Baiern, die sich an Frankreich verkauft hatten: und wären sie je Frankreichs Freunde gewesen, Uebermuth der fremden Feiniger streute eine sichtbare Saat von Erbitterung aus: wehe ihnen, wenn die Ernte reifte!

### 5. Die Zeit der Wiedergeburt Preußens (1807 und 1808)

Während Napoleon glauben konnte, durch Preußens Fall die Zukunft Deutschlands für immer vernichtet zu haben, bereitere sich in jenen inmitten unsäglichem Elends, die Wiedergeburt schon vor. Hier sammelten die Besten und Kuhnsten aus allen Gauen des Vaterlandes: ein neues Schwarm scharte sich um den Thron, um, erfüllt mit patriotischem Geiste, die Macht durch die geniale Umgestaltung des Herrschens, dem Staate durch eine freiheitliche Neuordnung der bürgerlichen und bauerlichen Verhältnisse in der Stunde der Entscheidung die Freiheit und die Unabhängigkeit des Vaterlandes wiederaufzurichten. Der Mann, welcher bei dieser die hervorragendste Stelle einnehmen sollte, war der Freiherr von Stein, von Napoleon gedrängt, Hardenberg zum zweiten Male zu ernennen, König Stein an die Spitze der Geschäfte. Stein lag krank auf seinem Bette, als er den Ruf erhielt: wie hätte er nur einen Augenblick zögern können ihm zu folgen! Vergessen waren die Kränkungen, denen er früher unterworfen war: mit Begeisterung stellte er sich dem neugeborenen Könige, dem neuen Staate zur Verfügung, und mit der ganzen Energie, welche diese Kräfte ausfüllte, machte er sich an die schwere und verantwortungsvolle Aufgabe, die Ruinen neues Leben erblühen zu lassen.

Kein einziger war wie er geeignet, auf dem Wege der Reformen zuzugehen und mit sicherer Hand und festem Willen durchzugreifen. Er hatte die harte Schule des preussischen Beamtenlums gegangen, er hatte im Verkehr mit den Ständen einen klaren Einblick in die Eigenart, die Bedeutung und Bedürfnisse gewonnen und konnte auf diesen Grundlagen weiter bauen. Und dann gab die Tüchtigkeit und Trachten des stolzen reichthumsreichen Herrn dem deutschen Vaterland, das unter den ersten Kaisergeschlechtern so mächtig dazustanden. In den Fürsten hoffte er, weil sie durch Muth am Kaiserthum ihre Kräfte erhalten hatten, galt seine volle Hingabe dem preussischen Staat, dessen deutschen Vaterland es galt. Des Reichs allerdings — er klar erkannte. Er stellte sich der Aufgabe, dem Reich seinen Ständen die Lust und Kraft zu selbständigem Handeln einzubringen, die verantwortliche politische Arbeit aufzurufen und durch solche Thätigkeit zu betheiligen und ihren Eifer zu beleben. Er stand mit diesen Ansichten nicht allein; all die Persönlichkeiten, die in dieser Zeit der Trübsal als Führer glänzten, kamen in dem Gedanken überein, erst müsse das Volk lernen, sich dann werde es sich auch Führung zu erweisen lassen. Es galt, mit dem Reich, der seinen Ursprung der französischen Revolution verdankte, auch durch und



Reichsfreiherr Heinrich Friedrich Karl vom und zum Stein.

Gemalt von P. J. Kämpfer in Frankfurt a. M. (Schabkunstblatt)

jed durch lebenskräftiges zu ersetzen, „die Revolution mit ihren eignen Waffen zu sen.“

konnte der Zustand, in dem Stein bei seinem Eintritt in die Ber-  
p. Oktober 1807) den preussischen Staat vorband, gerechte Zweifel er- 1807  
b diesem kranken, kraftlosen Körper überhaupt noch anzuhelfen sei.  
äderte, allen Erinnerungen zum Troste, mit der Raummung des Landes,

in dem noch 160,000 Mann Franzosen lagerten, das Mark desselben anfangs. Wo diese Truppen standen, wurden die Staatseinkünfte für Frankreich mit Beschlag belegt. Der Staatskredit war vernichtet, dabei drängte eine Kontinentalblockade die andere. Wegen der Feindschaft mit England lag die Seehede, wegen der Kontinentalblockade der gesammte Handel darnieder. Der Adel war verarmt, der Mittelstand litt Noth oder mußte sich schwere Entbehrungen auferlegen. In äußerster Beschränkung lebte der König mit seinem Hofe.

In dieser Zeit war es, wo Friedrich Wilhelm, im Königsberger Dome die Inschriften auf den Gräbern der preussischen Herzöge lesend, sich den Wahlspruch auswählte: „Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott.“

Vertrauensvoll ging der König auf Steins Reformgedanken ein; auch schreie es den Reichsherrn nicht an willigen und verständnißreichen Helfern. Auch Hardenberg konnte sich, wenn auch nicht in offizieller Stellung, an dem großen Werk, und Steins seine und Steins Anrichten sich nicht völlig deckten, verstand es der letztere trefflich, die Gedanken anderer zu verwerthen. So erweiterte er den von anderer Seite auf den des Königs angearbeiteten Entwurf, die Erbunterthänigkeit in Ost- und Westpreußen abzuhängen, nach zwei Seiten. Durch das Edikt vom 9. October 1807. „Ueber den Gebrauch des freien Grundbesitzes“ wurde die Erbunterthänigkeit in Preußen aufgehoben. Die Erbunterthänigkeit wurde durch die Einführung der Erbunterthänigkeit in eine Menge damit verbundener Lasten für den ganzen Umfang des Staates ausgetilgt. Außerdem aber sollte fortan jeder Edelmann bürgerliche Gewerbe treiben, jeder Bauer den Bürgerstand treten dürfen. So ward eine starke soziale Schere beseitigt, ein freier Bauernstand geschaffen, den Stein als den Kern der Wehrkraft des Staates damit als seine feste Stütze betrachtete.

In Verfolg des Grundsatzes, „alles zu entfernen, was den Einzelnen in seinem Wohlstand zu erwerben, den er nach Maßgabe seiner Kräfte zu erreichen fähig war, wurden die Beschränkungen des Verkehrs und Gewerbes, der Wahlzuzwang, die Zensur für Väter und Schlichter u. sowie der Zankzwang aufgehoben.

Die Franzosen begriffen die Bedeutung dieser Reformen nicht, weil aber der gebildete Bürgerstand, welches dem Reformator zusah, während ein Theil des Hofes seinem Machtbefehl bedröht fühlenden Adels Widerspruch erhob und auch mehrere lichtvolle Männer dem hohen Range des Ministers nicht zu folgen vermochten, der verwegener Verdrößer des privilegierten Adels zu sein schien und in seinen Entwürfen der eines Jakobiners führte. So mußte die Regierung diese Reformen fast erzwungen.

Nach einer zweiten Wohlthat mußte dem Volke aufgenbithat werden. Es war ein unentbehrliches Seitenstück zu den kaiserlichen Reformen, daß auch die Städtebewohner in die thätigen Theilnahme am Staatsleben zunächst durch das Recht und die Pflicht der Selbstverwaltung herangezogen wurden. Dies geschah durch die Städteordnung vom 19. November 1808, bei der Steins Verdienst um so größer ist, als ihm jedes Recht mangelte. Alle Abstufungen des Bürgerrechts fielen fort: jeder Eigentümer wurde Ehrenbürger der Gemeinde verpflichtet, welcher die selbstständige Verwaltung des Gemeindefalles, des Armen- und Schulwesens übertragen wurde.

Die städtische Verwaltung sollte in Zukunft durch einen erwählten Magistrat aus besoldeten und unbesoldeten Mitgliedern gebildet werden, und durch die gesammte Bürgerschaft nach Bezirken gewählte Stadtverordnetenversammlung geleitet werden.

Der märkische Adel, wie das alte Beamtenthum klagten über diese „verrückten Einrichtungen“, auch zeigten die Bürger anfänglich wenig Laune, die ihnen zugeworfen

nmentgeleit den Dienstleistungen zu übernehmen, aber zur Zeit der Freiheitskriege zeigten sich denn doch schon die Früchte der neuen Einrichtung.

Zwei andere große Aufgaben stellte sich Stein noch außer seiner Neubelebung der bürgerlichen und bürerlichen Volkskraft: beide hat er in Folge der Ungunst der politischen Umstände nicht mehr ganz vollenden können. Er richtete nämlich seine Bestrebungen auf größere Centralisation der Verwaltung und zugleich auf eine überblickliche Eintheilung der Staatsgeschäfte, die bisher theils von Reich, theils von Provinzialministern geleitet wurden. Nämlich wurden über die Provinzen Oberpräsidenten gesetzt, gleichsam als Kommissare des Ministers, welches nach einem Gesetz vom 16. Dezember 1808 aus fünf Reichsministern bestehen sollte. Die allen Generalstaaten wurden zu einer dem Finanzminister unterstellten Generalintendanten vereinigt.

Um die Wahl der fünf Minister zu überwachen gedachte Stein noch einen Staatsrath einzurichten, doch blieb dieser Plan unter seinen Nachfolgern unausgeführt.

Am wenigsten aber hatte den Verfall des Königs derjenige Plan Steins, mit dem er sein ganzes Reformwerk leiten wollte. Er beabsichtigte dem Staate eine Repräsentation zu geben, indem aus den ständlichgeordneten Provinziallandtagen Reichstages, als Vertreter der gesamten Monarchie hervorgehen sollten. Obwohl Stein dieser Veranlassung bei der politischen Unerfahrenheit des Volkes nur eine beratende Stimme einräumte, war der König seinen absoluten Ueberzeugungen nach einer solchen Annahme abhold, die denn doch mit den der Revolution entstammenden Ideen zusammen zu bringen waren. So ist dieser Entwurf, der bei der einflussreichen Stellung des Adels auf den Provinziallandtagen und bei der politischen Schwermüdigkeit des Bürgers und Bauern auf eine durchgreifende Reformpolitik vielleicht eher hemmend als fördernd einwirkte, unausgeführt geblieben.

Hand in Hand mit Steins Reformen ging die völlige Umgestaltung der Verfassung, ein bedeutungsvolles Werk, das General Scharnhorst unter der Leitung einer Reihe junger Talente leitete.

Johann David Scharnhorst, geb. 12 November 1756 zu Hämeler in Hannover als Sohn eines unbemittelten Fächers, zeigte früh großes Talent und ausnehmende Begabung für das Kriegswesen. Er fand Aufnahme in der berühmten Kriegsschule, welche Graf Wilhelm von Dube-Schaumburg errichtet hatte. In hannoverschen Diensten fand er im Feldzuge 1793 Gelegenheit, die dort erworbenen Kenntnisse praktisch zu bewähren, aber auch die eigenthümlichen Vorzüge des französischen Volkheeres kennen zu lernen. Als Artillerieoffizier trat er 1801 in preussische Dienste, wo dem bürgerlichen Offizier zwar eine Stelle im Generalstabe angewiesen, das Fortkommen aber grade nicht leicht gemacht wurde. Obwohl er sich die ihm gebührende Anerkennung, ward 1804 grade und bewährte seine Tüchtigkeit im Augsburger Jahre 1806 und in dem Feldzuge von 1807.

Als Genosse Scharnhorsts verdienen ehrenvollste Erwähnung von Dönn, von Clausewitz, von Wolmann und Weyershausen, „alle vier, wie Scharnhorst selber, dem, genugthun, bedürftlos, ohne jede Selbstsucht allein der Sache dienend und bei allem Besinnlich tief innerlich bescheiden.“

Der Grundgedanke der neuen Heeresverfassung war, daß die Armee fortan Volk in Waffen sein sollte, jeder Wehrfähige dienen müsse. Darum war es notwendig, in den neuen Kriegsartikeln alle harten und beschimpfenden Bestimmungen zu beseitigen, welche selbst früher kaum am Platz gewesen waren. Bezüglich vom Kriegsdienst oder das System der Stellvertretung, welche das geistliche Gesetz zuleh, konnte Scharnhorsts Institution nicht: alle Bewohner

des Staates, sagte er, sind geborene Vertheidiger desselben, und Boyen sprach: „Wehrhaft sei im ganzen Lande Jeder Mann mit seinem Schwert; Denn es ziemet jedem Stande Zu vertheidig'en Thron und Heerth.“

Schwer war es nur, den Grundsatze gleich praktisch durchzuführen, denn nach den pariser Verträge mit Napoleon mußte sich der Staat verpflichten, nicht mehr als 42,000 Mann zu halten. Die ausgeübten Soldaten sämmtlich zu entlassen und durch neue Rekruten zu ersetzen, ging nicht an: es hätte Napoleons Argwohn erregt; auch der ursprüngliche Plan, eine Landwehr zu begründen, die unter dem harmlosen Namen einer Bürgergarde oder Nationalwache im Frieden eingeübt werden sollte, scheiterte für jetzt an Napoleons berechtigtem Mißtrauen. So mußte sich Scharnhorst durch das „Arbeitsystem“ helfen: es bestand darin, daß man so viel Kantonspflichtige als möglich anstellte und sie beurlaubte, sobald sie nothdürftig eingetücht waren, um sie durch andere zu ersetzen. Auf diese Weise schuf Scharnhorst allmählich einen Stamm von 150,000 Mann geübten Soldaten: in der Stunde der Erhebung zeigte sich die Frucht fünfjähriger Arbeit voller Thätigkeit.

Gleichzeitig mit der Erneuerung des bürgerlichen und militärischen Sinnes vollzog sich in Preußen auch eine vollständige Umgestaltung der politischen Stimmung und Anschauungsweise. Unsonst suchten schwächliche Skribenten die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Verübungen der letzten Vergangenheit lenken: die große Masse schaute in die Zukunft, von der man die Befreiung erwartete: warf man einen Blick rückwärts, so geschah das nur, um aus der einstigen Größe des zuletzt so verspotteten Kaiserthums Trost und Hoffnung schöpfen. Man machte sich kein genaues Bild von der nationalen Einheit, man herbeisehnte, die nach dem Sturze des Weltbegwinners entstehen zu müssen schien: es war aber erklärlich, daß die geborenen Preußen in dem zukünftigen Deutschland eine hervorragende, wenn nicht gar die kaiserliche Stellung ihres Staates zuwiefen.

Den Geist des Widerstandes gegen den fremden Druck zu stärken, die Hoffnung auf die Erhebung wach zu erhalten, dienten, da fast das ganze Land von den Franzosen besetzt war, geheime Vereinigungen, unter welchen der Königsberger „Tugendbund“ seiner geringen Mitgliederzahl mit Recht die größte Verühmtheit gewonnen hat.

Einige wohlmeinende aber wenig einflußreiche Patrioten wie Bärtsch, Lehmann, Bardeleben stifteten mit Erlaubniß des Königs den Tugendbund, um den sittlichen und vaterländischen Sinn zu beleben. Er zählte nie mehr als 350 Mitglieder: weder Gneisenau gehörten ihm an, wol aber Grolmann und Boyen. Wol hatten sie wie Gneisenau Recht, wenn sie meinten, daß es für sie keiner geheimen Zeichen und Mysterien bedürfe; dies ist aber keineswegs ein Grund, auf den Tugendbund mit Verachtung herabzusehen, wie neuerdings üblich wird.

In der Hauptstadt des Landes, wo der Tugendbund nur spärliche Anhänger wirkten unter den Augen der französischen Behörden vornehmlich zwei hervorragende Patrioten auf die Gemüther der gebildeten Stände ein.

Friedrich Schleiermacher lehrte in geistvollen Predigten diese Kreise die Noth vor der Religion, indem er auf gleiche Weise die leichte Aufklärung bekämpfte, die den starren Dogmatismus und selbstgerechte Frömmerei. Da er den Hauptaccent auf die religiöse Bethätigung des Christenthums legte und dem guten Christen auch einen Patriotismus zur Pflicht machte, erregte er den Argwohn der französischen Episc.



niger vermochten die Fremdlinge die Gefahren zu erkennen, welche der zweite dieser Männer, der Philosoph Johann Gottlieb Fichte durch seine feurigen „Reden an die deutsche Nation“ heraufbeschwor. Während die Trommeln der französischen Garaison unter den Fenstern der Akademie erklangen, geißelte der stolze Mann die Versündigungen der letzten Zeiten, die Illusionen des Westbürgertums: die deutsche Eigenart dann wieder feiernd predigte er den Grundsatz, daß die Hoffnung der Menschheit auf dem Erblühen eines neuen deutschen Geschlechts beruhe, das den Kampf gegen den hoffenswürdigsten Gedanken der Universalmonarchie aufnehmen werde.

In Kammernau in der Lausitz ist Fichte am 19. Mai 1762 als Sohn eines armen Webers geboren. Ein Freiherr von Mültz ermöglichte ihm das Studium auf gelehrten- und Hochschulen. Als Lehrer der Philosophie an der Universität zu Jena seit 1793 thätig, wurde er 1799 genöthigt, wegen angeblicher atheisistischer Lehrmeinungen seine Entlassung zu nehmen. Er siedelte nach Berlin über, wo er Gelegenheit zu wissenschaftlichen Vorträgen erhielt. Seine Reden an die deutsche Nation hielt er im Winter 1807 vor einem großen Kreise von Männern, Frauen und Knaben.

Auch Arndt feierte nicht, er schrieb neue Lände seines „Geist der Zeit“ und forderte zu männlicher Beharrung und mannhaften Thaten auf. Neben ihm, auf ganz andere Weise, aber nach derselben Richtung hin, wirkte der „Turnvater“ Friedrich Ludwig Jahn. Kornlos und grob bis zur Rohheit, vielen zarten Gemüthern von heute ein Gegenstand des Entsetzens, und wegen seiner Sonderbarkeiten schon damals als „Galenpiegel“ abgefertigt, stählte er durch seine Turnerei den Körper der Jugend, deren Geist und Charakter er zugleich in Acht nahm. Sein Franzosenhass war so ehrlich, ungeheuerlich und extravagant, wie das neue Deutschthum, das er in Wort und That, That und Tracht forderte. Allein, was man an ihm mit Recht oder Unrecht auslegen mag, für den Augenblick war das Treiben dieses urkräftigen Mädlers nur heilsam; der Bruch mit der Vergangenheit konnte gar nicht scharf genug gekennzeichnet werden. Auch fehlte es Jahn nicht an gesundem politischen Blick: er erkannte voll und ganz den deutschen Beruf Preussens gegenüber dem Völkergemeinde des habsburgischen Oestreich.

Nun endlich wurden auch die Dichter von nationaler Leidenschaft ergriffen: der junge Nachwuchs, die romantische Schule, stellte sich die Aufgabe, den Geist die Herrlichkeit der deutschen Sage, Geschichte und Kunst, in die Grobheit der mittelalterlichen Kirche zu versenken, um das neue Geschlecht mit stolzem Selbstbewußtsein, mit pietätvoller Verehrung alles Heimischen zu erfüllen. Nicht äußerlich, sondern mit innerer Nothwendigkeit vollzog sich dieser Umschwung: der erste Vorläufer der Romantik erlebte den Zusammensturz des alten Reiches nicht mehr, aber die Führer erhoben ihr Haupt erst in den Tagen der Noth.

Als Vorläufer der Romantiker gilt Friedrich von Hardenberg, der sich nach einem Onkel der Familie Novalis nannte. (1772–1801). Bezeichnend für ihn ist der Grundgedanke seines — unvollendeten — Romans „Heinrich von Ofterdingen“ in dem er „mit dem Werke der Poesie alle Zeitalter, Stände, Gewerbe, Wissenschaften etc. durchdringend, die Welt erobern, eine Apotheose der Poesie liefern wollte.“

War es doch so natürlich, daß man den Blick von den Verstorbenen der Gegenwart rückwärts wandte zu den festbegrenzten Formen, in denen noch das Mittelalter bewegte; von den Echtheitseidern auf den sterblichen Markt einer alten Menschenstadt, auf die Werkstätten altdemischer Kunst, auf die Höfe sangedrehter Rurken, das Schaugepränge ritterlicher Turniere oder auf den stillen deutschen Wald. Wo lag die Gefahr nahe, auf diesem Wege sich in ein Traumleben zu verlieren, in Schwärmerei für die Kunst oder die Kirche



des Mittelalters aufzugehen — und die Romantiker sind dieser Gefahr nicht entgangen — aber im ganzen sorgte der Imperator selbst dafür, daß die Herolde der Romantik nicht in solchen Halbklammer zu verfallen, den West- und Südwesten zu verlassen.

Von zwei Punkten ging die Bewegung aus, vom Rheinlande und der preussischen Hauptstadt bezeichnend genug. In Heidelberg fanden sich Adam von Krumpholtz und Clemens Brentano: hier erinnerte alles an die herrliche Vorzeit. Jept sich, das schöne Land da drüben verloren war, ward der Rhein so recht Teufelskessel: Strom. Wenn der Berliner Ludwig Tieck weniger das spezifisch Patriottische pflegte, so er in jeder Hinsicht als das Haupt der Romantik gelten kann, so standen neben ihm die Vertreter des ehrenfesten märkischen Junkerthums, wie Adam von Krumpholtz, Adam von Kleist, Friedrich de la Motte Fouqué. Kleist war es, in dieser Zeit die politische Leidenschaft der Zeit ihren mächtigsten künstlerischen Ausdruck fand.

Keiner stand dieser Richtung der Poesie ferner als der Dampier von Weimar: sehr auch die romantischen Poeten seinen im Jahre 1808 erschienenen Traut auf die Verbindung der romantischen Kunst priesen; und es ist wol keine Frage, daß Schiller für diese Generation mehr galt als das philosophirende Drama, das Goethe als das alte Puppenspiel geschaffen. Wenigstens „des Knaben Wunderhorn“, jener Sammlung alter deutscher Lieder, die Arnim und Brentano herausbrachten, gab der Kaiser von Preußen mit auf den Weg, wiewol er an den Herausgebern gar vieles — nicht zu recht — auszusetzen fand.

Die Richtung auf das Vaterländische beschränkte sich nun aber nicht auf die Poesie allein. Die schönste Frucht der romantischen Bestrebungen war die germanische Alterthumsforschung der Gebrüder Jakob und Wilhelm Grimm, welche die Nation wieder mit ihrem kostbaren Märchenschatz vertraut machten. Während der Edele bis zur Elbe galt, entstand in H. Fr. Eichhorn der Schöpfer der deutschen Rechts- und Staatsgeschichte. Auch für die Reste altdeutscher Kunst erwachte neues Interesse, und eine neue deutsche Malerschule erfüllte sich mit Verehrung vor den Werken der alten Meister.

So trat überall der bewußte Gegensatz zu allem Fremdländischen hervor und heißer von Tag zu Tag ward die Sehnsucht, dem Deutschland ein neues, seiner würdiges Heim zu begründen. Aber die Erfüllung dieses Wunsches lag in weitester Ferne zu liegen.

#### 4. Die Lage Preußens und Europas bis zum Ausbruch des Krieges von 1809.

Es war keine leichte Aufgabe, die Erhebung des Staates vorzubereiten. Napoleon gleichzeitig am liebsten ganz vernichtet hätte. Schon im Jahre 1807 plante er eine neue Veranbarung Preußens, für welche des Kaisers Zustimmung durch die Ueberlassung der Donauprovinzen gewonnen werden sollte. Als daraus nichts wurde, setzte Napoleon ein furchtbares Ausmaß an das Werk, um die Lebenskraft des ebenso gehaßten, wie gefährlichen Feindes zu zerstören. Um das Land von der Okkupation zu befreien ging der Krieg aus.

König Wilhelm nach Paris und erbot sich bis zur völligen Abzahlung der Kriegskontribution in französischer Haft zu bleiben; es war umsonst.

Dem verarmten Lande wurden an Kontributionen und Lieferungen eine Milliarde und 124 Millionen Franken abgepresst. Als die Franzosen endlich den Betrag ihrer Forderungen angaben, verlangten sie noch 154<sup>1/2</sup> Millionen. Die preussischen Behörden berechneten den zu zahlenden Rest nur auf 19 Millionen, da nach Napoleons Versprechen die Lieferungen von der Kontribution abzuziehen waren.

In dem Jahre 1808 konnte es zuerst scheinen, als werde der Fremdherrscher eine empfindliche Einbuße seiner Machtstellung erfahren. Das russisch-franzö-<sup>1808</sup> sische Bündniß stand auf schwachen Füßen, und wenn der Zar auch dasselbe sich ausnützte und an die Eroberung Finnlands ging, so blieb ihm doch nicht entgehen, daß Napoleon trotz aller Freundschaftsversicherungen seine orientalistischen Pläne im geheimen durchkreuzte. Spanien, dessen König Ferdinand durch List und Gewalt in Bayonne zur Abdankung gezwungen war, wollte von dem im aufgedrungenen Joseph Bonaparte nichts wissen, die Nation erhob sich am 22. Juli 1808 zwangen die Spanier 20,000 Franzosen zur Kapitulation in Bailen in Andalusien); kaum einen Monat später bereiteten die in Portugal handelten Engländer unter Wellesley (Wellington) dem Heere Junots ein ähnliches Schicksal: ein Guerillakrieg entspann sich, in dem die Spanier zwar nicht überlegend waren, aber die alibewährten Soldaten Frankreichs sich allmählich verlor. Aller Wahrscheinlichkeit nach mußte Napoleon selbst verweichen, die allmählich zu Legungen und den Haupttheil seiner Truppen aus Deutschland abzuziehen. Darauf bauten alle Patrioten Oesterreichs und Preußens ihre Hoffnung: die Wiederversehnung beider Mächte begann. Auch König Friedrich Wilhelm war im Herzen für den Krieg, aber er glaubte, den Kampf nur an der Seite Oesterreichs wagen zu dürfen. Und wahrlich, ohne diese Hilfe wäre der Krieg ein rascher Verzeß gewesen: der leidenschaftliche Missethater durfte wol eine solche Hilfe empfehlen, aber der König hatte die Pflicht, den Staat zu erhalten: die Entthronung der Hohenzollern wäre die Vernichtung Deutschlands gewesen.

Dennoch war selbst Scharnhorst mit dem Verhalten und den Ansichten des Kaisers in jenen Tagen nicht einverstanden. Allein alle Hoffnungen und Wünsche der Kriegspartei schnitt ein unglücklicher Zufall plötzlich ab: ein Schreiben, in welchem Stein den Fürsten Wittgenstein aufforderte, die Unzufriedenheit im Rheinisch-Westfalen zu schüren, fiel Napoleons Spionen in die Hände und erschien am 8. September im „Moniteur.“ Jetzt drang Napoleon unter furchtbaren Drohungen auf die Entlassung des „Verschwörers“ und zwang zu gleicher Zeit den Prinzen Wilhelm zur Unterzeichnung des drückenden Pariser Vertrages.

Das Stein betraf, so trogte der König noch einige Monate dem Imperator, aber auf die Dauer konnte man den Minister nicht halten. Am 21. November nahm er seine<sup>1808</sup> Entlassung; in einem Abschiedsschreiben, das von Thoen entworfen war, faßte er noch einmal die Summe seiner Reformen zusammen und bezeichnete, was zu thun übrig sei. Am 16. Dezember wurde er von Madrid aus geschickt: der Imperator war so kleinlich, den großen Mann, den alle Welt kannte, als „le nommé Stein“ zu proskribiren. Er

ging nach Oesterreich, wo man ihm aber eher Mißtrauen als Vertrauen entgegenbrachte, denn dauernden politischen Einfluß gestattete. Es kam für den heftblutigen Kaiser eine schwere Wartezeit, und mehr als einmal verlor er den Glauben an die norddeutsche Zukunft und die Zukunft Preußens.

In dem Pariser Vertrage wurde die rückständige Kontribution auf 140 Millionen bemessen: die französische Armee sollte zwar abziehen, der König aber trugte die Last der Besatzung für die Festungen Stettin, Küsturin und Glogau den Franzosen zu räumen. Er durfte die Armer nicht über 42,000 Mann vermehren und auch keine Festung wehr einrichten.

Aber auch ohne den Pariser Vertrag hätte Preußen sich nicht gegen Napoleon, das Kritische seiner Lage wohl begreifend, hatte beides, ein Bündniß mit Rußland zu festigen, und Alexander war zu sehr Egoist, als daß er Napoleons Einladung zu einer persönlichen Zusammenkunft hätte ablehnen sollen, bei der für ihn voraussichtlich ein erhellender Profluß abfiel. Es ist schon viel, daß er seinem verrathenen Freunde versprochen, bei Napoleon die Wüthung des Pariser Vertrages auszuwirken.

1808

In Erfurt trafen die beiden Kaiser im Oktober zusammen, um der Welt deutlich zu zeigen, daß sie in Freundschaft geeint, die Beherrschung Europas wollten. Die rheinbündischen Vassallen mußten sich hier zur Guldigung einfinden. „Vor dem Thron der Könige“ spielte der berühmte Takt. Napoleons brutaler Uebermuth und seine Grenzen und sein Gefolge ahnte das pöbelhafte Benehmen des Kaiserthums. Allerdings ließ sich Alexander völlig gewinnen: da er in Rußland und den Donau-Flüssen freie Hand bekam, erkannte er Joseph als König von Spanien an, erzwang Preußen, obendrein unter Verletzung des Tilsiter Vertrages — nur einen Beitrag von 20 Millionen. Gleichwohl aber hatte das Benehmen Napoleons den Kaiser nicht gedroffen: und war es nicht ein wunderlicher Freundschaftsbeweis, wenn Napoleon ein Regiment, das sich im Kriege gegen Rußland besonders hervorgethan, durch seine Tapferkeit und die Tapfersten vor den Augen des Kaisers mit dem Kreuz der Ehrenlegion schmückte?

Jedenfalls konnte Napoleon nun ohne Bedenken an die Unterdrückung des Aufstandes gehen. Auch dort rechnete er mit Sicherheit auf den Sieg: daher wendete der Kaiser Franz drohend vor Grundseligkeiten: „denn“, schrieb er, „nach dem Tode sind Sie durch meinen Willen.“

Als die Leibwache in Erfurt vor einem Rheinbündelonen die Trommel rührte, rief der kommandirende Offizier dem Trommler zu: „Taisez vous! ce n'est qu'un roi.“ („Still! das ist nur ein König.“)

Prinz Wilhelm von Preußen wurde gezwungen, einer Besenjaagd beizutreten, die Napoleon auf dem Schlachtfelde von Jena veranstaltete.

Auch das preussische Königthum, man mag es gestehen, bestand nur durch Napoleons Gnade: darum mußte man weiter dulden und mußte still fortarbeiten an dem inneren Aufbau des Staates, an der Bildung der Kraft und vaterländischen Geistes. Die politischen, administrativen und sozialen Reformpläne kamen nach Steins Entlassung ins Stocken: trotz des Willens waren seine Nachfolger nicht im Stande, das Widerstreben der Kräfte, der Mächtigsten u. s. w. zu überwinden. In den Finanzen eine Umgestaltung vorzunehmen verbot die Nothlage, zumal es der Kaiser

plang, im Auslande eine Anleihe abzuschließen: man begnügte sich mit halben Maßregeln und sorgte, so gut es gehen wollte, für die Bedürfnisse des Augenblickes.

Nur in zwei Verwaltungszweigen wirkte Steins Geist weiter, im Heer- und im Unterrichtswesen. Freilich gelangten Scharnhorsts Ideen von der Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht noch nicht zum Siege: der Finanzminister befürchtete eine allgemeine Auswanderung der jungen Männer aus den bessern Ständen. Auch vermochte er den Nutzen einer solchen Maßregel nicht anzuerkennen, da die Söhne des niederen Volkes die kräftigsten Soldaten abgaben. So gering veranschlagten einige doch noch die sittliche Kraft, welche dem Heere durch die Jugend der gebildeten Stände zuströmen mußte.

An die Spitze der Unterrichtsverwaltung (1809) war Wilhelm von Humboldt getreten, ein echter Aristokrat des Geistes, welcher Preußen den Ruf zuerkannte, auch in Westerbildung voranzukreiten. Seinen Bemühungen gelang die Verwirklichung des schon früher mehrfach angeregten Planes, in Berlin eine Hochschule zu errichten. Am 16. August 1809 genehmigte der König den Vorschlag und stellte den prachtvollen Palast des Prinzen Heinrich, des Bruders Friedrichs des Großen, der Wissenschaft, ihren Vertretern und Jüngern zur Verfügung. Im Herbst des nächsten Jahres nahen sie — die ersten welche Reihe glänzender Namen! Nie hat ein Staat, von politischen und militärischen Niederlagen gebeugt, auf eine würdigere Weise gebeugt, daß er sich nicht verloren gebe, vielmehr die Zukunft zu erobern hoffe.

Auf die Bitte Hallenser Professoren, welche den König gleich nach dem Tilsiter Frieden baten, ihre Universität nach Berlin zu verlegen, antwortete Friedrich Wilhelm, daß er dabelbst eine neue Hochschule zu stiften gedenke, denn „der Staat müsse durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren.“ Zu den Gelehrten, welche die Universität bei ihrer Eröffnung in sich vereinigte, gehören die Theologen Schleiermacher und Marheineke, die Juristen Savigny und Eichhorn, der Arzt Dufesand, der Landwirth Thaer, die Philosophen Böckh und Wollmann, der Philosoph Fichte und der Historiker Niebuhr.

Im Jahr darauf wurden die Breslauer Jesuitenakademie und die Frankfurter Hochschule zu einer Universität in Breslau vereinigt.

### 3. Oesterreichs Erhebung und Fall im Jahre 1809.

Wie der Tilsiter Frieden auf Preußen, hatte der Preßburger auf Oesterreich bei allem Unglück einen heilsamen Einfluß ausgeübt. Auch in Wien war an die Spitze des Kabinettes ein Aristokrat aus altem alemannischen Geschlecht getreten, Graf Philipp Stadion, dessen Absichten auf eine innere wie äußere Regeneration Oesterreichs zielten. Auch hier begann man mit der Reform des Heeres, ein neues, humanes Reglement wurde erlassen, durch Gründung der Landmiliz und Landwehr (12. Mai und 8. Juni 1808) nahm man den Gedanken „des Volkes in Waffen“ auf: auch in der inneren Verwaltung wurden wesentliche Reformen angebahnt. Man war sich bewußt, daß ein neuer Krieg vor Napoleon bevorstand, man rüstete für denselben, aber man versäumte den ersten Moment. Als Napoleon nach Spanien abging, hätte sich Oesterreich auf die allerdings schon wohl vorbereiteten Rheinbundstaaten werfen müssen, aber



Oesterreich war noch nicht schlagfertig und gab sich viel zu lange dem Wahreken, daß in den Herrschern von Baiern und Württemberg noch ein Rest deutscher Gesinnung vorhanden sei oder wenigstens eine Spur von Verstandnis für die demüthigende Stellung als Rheinbundsomge.

Zum weiteren Unglück für Oesterreich erwies sich der Kriegsgott dem Kaiser in Spanien nur allzu günstig. Bis zum Schlusse des Jahres 1808 waren die Spanier vernichtet, die Engländer bis an die Küste zurückgeworfen. Nach dem Spanien aus ertheilte Napoleon dem Rheinbund den Befehl, sich maribereit zu halten und schickte die Korps von Davout und Dubinot an die obere Donau. Und gleichwol hätte Oesterreich noch jetzt — im Januar — Aussicht auf den Sieg gehabt, wenn es nun losschlagen konnte: denn dem Franzosenkaiser lag alles daran, erst seine Rüstungen zu vollenden. Leider ließ man ihm das Frist: und wenn man auch bis zum Frühling das eigene Heer auf 300,000 Mann gebracht hatte, war es Napoleon gleichfalls möglich gewesen, umfassende Vorregeln für den Angriff zu treffen. Die Stimmung in Oesterreich war vortreflich, je mehr sich die Entscheidung nahte; die Augen Europas, vor allem die der deutschen Patrioten, waren auf den Kaiser Franz gerichtet: man vergaß, wie gleichmüthig er vor drei Jahren das Reich aufgegeben: es jubelten die Deutschen dem Kaiser zu, welcher „der Welt ein Retter, dem Mordgeist in die Fesseln treten“ wolle. Begeisterte Manifeste aus der Feder der Schriftsteller Geng und Fr. Schlegel suchten die Bluth des Hasses, den Opfermuth der Vaterlandsliebe zu beleben, den Gedanken an Deutschlands Ehre und Größe wachzurufen.

1809

Am 27. März 1809 erschien, seinem Inhalte nach bereits eine Kriegserklärung, vom Kaiser Franz unterzeichnete „Declaration“, in der alle Beschwerden gegen Napoleon zusammengefaßt wurden: Oesterreich, hieß es, verlange nur Frieden, aber einen sicheren, unverfälschten Friedensstand. Ein Manifest wurde an „die deutsche Nation“ gerichtet, in dem hier fanden sich die mahnenden Worte: „Dieselben Annahmen, die uns jetzt bedrücken, haben Deutschland bereits gebeugt. Unter Widerstand ist seine letzte Stütze zur Rettung: unsere Sache ist die Sache Deutschlands.“

Die glänzendste Leistung aus der Feder des Hofrathes Geng war das Kriegsmanifest vom 15. April. „Die Freiheit Europas“, verkündigte es, „hat sich unter dem Rahmen Oesterreichs gesüchtet.“

Das Manifest sagte die Wahrheit: eine weisevolle Aufgabe fiel Oesterreich zu: wenn es sich ihr nur gewachsen zeigte. Denn es war ganz auf die eigene Kraft angewiesen: zwar rüstete man in Preußen, um gegebenenfalls für den Bundesstaat doch noch einzutreten, aber dafür war Rußland durch die Abmachungen von Erfurt verpflichtet, am Kampfe gegen Oesterreich theilzunehmen.

Vielleicht etwas zu dreist war die östreichische Diplomatie vorgegangen, jedenfalls zu schnell im Verhältniß zu dem bedächtigen Handeln des Erzherzogs Karl, welchem in dem Feldzuge von 1809 die Hauptrolle zufallen sollte. Anfangs wollte er in Böhmen eine Defensivstellung einnehmen, und als er sich entschloß, auf Baiern loszugehen, war es zu spät. In dem Heer der Rheinbündler, die man noch kurz zuvor hätte aufreiben können, war Napoleon persönlich eingetroffen. Seine Anwesenheit galt allein eine Armee: zudem war

den alten Stammeshai der Baiern gegen Oesterreich aufs neue an. Willig ließen sich überhaupt die Rheinbündler einreden, in dem bevorstehenden Kampf solle die Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserthums der Habsburger verändert werden: mit Jubel folgten diese entarteten Söhne Deutschlands den Fahnen des Fremden, der mit ihrer Hilfe die letzten Hoffnungen der Nation vernichtete.

Oesterreich hatte drei Armeen aufgestellt: die Hauptarmee befehligte Erzherzog Karl, — sie brach nach Baiern auf —; Erzherzog Johann sollte um Italien und Tirol kämpfen, Erzherzog Ferdinand von Este den Krieg gegen die Polen unter Pomotowski aufnehmen.

Ehe der Feldzug der regulären Armee begann, zeigte sich als glückverheißende Vorbedeutung des ersten Beispiel eines Volkskrieges in Deutschland.

Unter Führung Andreas Hofers, des Landwirths von Passeler, (geb. 22. November 1767) erhoben sich die Tiroler, freilich ebenso sehr aus Widerwillen gegen die bairischen Reformen, wie aus Unmöglichkeit an das Kaiserthum. In der Zeit vom 11.—13. April schlugen sie den Landesfeind im Angesichte von Innsbruck am Berge Isel; die Baiern samt einem französischen Hülfscorps mußten die Hofelsstraßen Ende April aus Tirol, durch



Der Landwirth aus dem Passener Thal Andreas Hofer, Anführer der Tiroler." Gleichzeitiger Stich.

Verona unter Marquise d'Allard ledig geworden. Austerlitz allein war noch in der Hand der Baiern.

Neben Hofer waren Joseph Speckbacher, „der Mann von Sinn“, M. Felner von Schlanders, der Apuzinerpater Gaspingger und Joseph Staud die Seele des Aufstandes. Der letztere schrieb nach dem ersten Erfolge an den Kaiser, „Bonaparte möge mit Wiederkommen, man werde ihm schon seine Siege auf seinen falschen Radel klopfen lassen.“

Aber schon war die Entscheidung auf dem Hauptgebiete des Kampfes erfolgt. Auf der bairischen Hochebene zwischen Isar und Donau erlitten die



Oesterreicher an fünf Gefechtstagen ebenso viel Niederlagen (18.—22. April), die entscheidendste bei Gmühl. Mit einem Verlust von 50,000 Mann mußte Erzherzog Karl nach Böhmen zurückgehen. Wieder, wie im Feldzug von 1805, fand Napoleon keinen Widerstand auf seinem Wege nach Wien, das er am 13. Mai erreichte. Daß er es jetzt auf Oesterreichs Zertrümmerung abgesehen, bewies sofort ein Manifest an die Ungarn, die er zum Abfalle vom Kaiser und zur Selbständigkeit aufrief (15. Mai). Die Zeiten Ludwigs XIV. waren denn aber doch vorbei, und die Proklamation blieb wirkungslos. Auch kostete Napoleon die Unterwerfung Oesterreichs diesmal nicht um einen so billigen Preis erlitten, wie zuvor. Erzherzog Karl hatte seine Truppen auf dem linken Donauufer stromabwärts geführt und Wien gegenüber Stellung genommen: als Napoleon

versuchte, sein Heer bei der Insel Lobau überzusetzen, erlitt er am 21. und 22. Mai bei Aspern und Essling eine furchtbare Niederlage.



Erzherzog Karl von Oesterreich.  
Bildniß aus der Zeit der Schlacht bei Aspern.

Erzherzog Karl, der selbst an der Spitze der tapferen Truppen, die Führer des Regiments noch emporhaltend, die Feinde abgewiesen, war der Feld des Tages, Napoleon sah unzweifelhaft über seine Niederlage. Hätte man alle Kräfte zusammengenommen, und auf der Insel zusammengebrängten entmuthigten und nothleidenden Oesterreicher vernichten, es hätte genügt und der Krieg ein für Napoleon verhängnisvolles Ende nehmen müssen. Aber Erzherzog Karl glaubte mit seinen erschöpften Truppen das Wagniß nicht wagen zu dürfen und ließ dem Feinde Zeit, sich an

das rechte Donauufer zurückzuziehen und dort neue Kräfte zu sammeln.

Für den Augenblick freilich war die Siegeskunde von Aspern von zündender Wirkung in Oesterreich, wie in ganz Deutschland.

Die Tiroler Landstürmer siegten von neuem (25.—29. Mai) am Berge Isel die Franzosen und Walern unter Desobry und Brede, deren Eindringen in das Land zahllose Grenel begleitet hatten. Schon zeigten sich auch in Norddeutschland die Vorboten des Volkskrieges. Im Königreich Westfalen bestand eine weitverzweigte Verschwörung, die es auf den Sturz des Königs Bertrams abgesehen hatte, und von den heftigen Thymen

Törnerberg und Emmerich wurde ein Aufstandsversuch ins Werk gesetzt. Gleichzeitig machte ein preussischer Offizier von Ratt einen Anschlag auf die Festung Magdeburg, und am 28. April 1809 führte Major Ferdinand von Schill, der Held von Kolberg, sein Regiment aus Berlin, um den Kampf gegen den fremden Unterdrücker zu wagen. Wol machte er sich des schwersten militärischen Vergehens, der Insubordination, schuldig, aber die Helden jener Tage dürfen beanspruchen, mit einem andern Maßstabe gemessen zu werden, als die Dupendsoldaten der Friedenszeit. „Besser eine Ende mit Schreden, als ein Schreden ohne Ende“ war die Losung, mit der er sich und die Seinen begeisterte. Keiner dieser Unternehmungen war das Glück hold, die bedächtige Natur des Norddeutschen ließ sich zum Verzweiflungskampf nicht fortreißen. Am bedauernswerthesten war das Loos Schills, der nach kleinen vorübergehenden Erfolgen in den Straßen Stralsunds seinen Tod fand, während seine Offiziere, soweit sie in Gefangenschaft gerietten, als Mitglieber einer „Mäuerbunde“ in Babel erschossen und seine Leute in die Kerker und Galeeren Oesterreichs geschleppt wurden.

Schill beabsichtigte zuerst, sich nach Westfalen zu wenden, lehnte aber, nachdem er Halle erreicht, wieder um, weil dort schon der Aufstand erstickt war. Er fand aus militärischen Kreisen so gut wie gar keine Unterstützung, da der König seine eigenmächtige That verurtheilen mußte. Um seinen Feinden zu entgehen wandte er sich nord-

wärts und gelangte durch Mecklenburg nach Stralsund, das er einnahm und zu einem Hauptwaffenplatz zu machen gedachte. Er konnte sich aber gegen Grotens Truppen (Holländer, Dänen, Oldenburger) nicht behaupten und fiel am 31. Mai mit den meisten Genossen. — Die Erschießung der eilf gefangenen Offiziere erfolgte am 16. September in Babel.



Major von Schill. Bildniß nach dem Leben von L. No. 1, ge-  
stochen zu Berlin 1809 von J. W. Bödinger.

Alle Patrioten im preussischen Staate, Blücher an der Spitze, hatten darauf gedrungen, daß man nunmehr an Oestreichs Seite trete, aber auch jetzt noch hielt der König eine Schilderhebung für unmöglich, die im ungünstigen Falle die Vernichtung Preußens zur Folge haben mußte. Eigentlich war für ihn in Rußlands Verhalten entscheidend. Der Zar ließ kaum einen Zweifel darüber, daß er an dem französischen Bündniß festhalten werde, selbst wenn er das Schwert gegen Preußen ziehen müsse. Die Engländer ließen nichts verlauten,

was Preußens Muth hätte beleben können, und der Wiener Hof sahite seine Verhandlungen mit dem Könige auf die ungünstigste Weise. So erhielt der österreichische Bevollmächtigte Arhr. von Steigentesch (19. Juni) von Friedrich Wilhelm die wenig tröstliche Antwort: „Wir werden dereinst alles thun, aber jetzt ist der Augenblick noch nicht da.“

So mußte Oestreich, dessen Heere auch auf den übrigen Kampfpätzen zurückgedrängt waren, wiederum völlig vereinsamt gegen den Eroberer in die Schranken treten.

Erzherzog Johann hatte bis zum Mai gegen Eugen Beauharnais nicht unglücklich gekämpft, mußte sich aber in Folge der Siege Napoleons über Kärnten und Steiermark bis Westungarn zurückziehen. Auch Ferdinand von Este hatte anfangs gegenüber den Russen Erfolge aufzuweisen, da sich ihre Helfer, die Russen, unzufrieden mit ihrer geringen Nothe, sehr zweideutig verhielten. Dann aber mußte Ferdinand nach Galizien, und Anfang Juni nach Mähren zurückweichen.

Das lange thörichte Zögern nach der Schlacht von Aspern ward den österreichischen Staaten verhängnißvoll; als sich der Erzherzog Karl und Napoleon auf dem Marchfelde bei Wagram zum zweiten Male maßen (5. und 6. Juli) verfügte ersterer nur über 110,000 Mann, während Napoleon sein Heer auf 180,000 Mann gebracht hatte. Doch rechnete Karl mit Bestimmtheit auf das Eintreffen des Erzherzogs Johann, der nach einer Niederlage bei Rasdorf (14. Juni) auf das linke Donauufer gegangen war. Diese Berechnung schlug fehl, und so konnte Karl trotz der heldenmüthigsten Tapferkeit der Seinen das Feld gegen die Uebermacht nicht behaupten. Sechs Tage nachher ward der Waffenstillstand von Znaim abgeschlossen, und der Erzherzog Karl legte sein Kommando mißmüthig nieder.

Es war es hauptsächlich, der jetzt unbedingt für den Frieden eintrat: der Kaiserin Maria Ludovika, Stadien dachten noch an die Fortsetzung des Kampfes. Man hoffte auf die Türken, die Engländer und Preußen. Wirklich war Friedrich Wilhelm auch nach dem Tage von Wagram noch gewillt, Oestreich zu helfen, wenn nur Napoleon sich still verhielt; aber der Jar ließ alle Anfragen unbeantwortet, bis sein Verhalten dem Kaiserstaat seine Bedingungen aufgezwungen hatte. Auch in London wies die preussische Regierung zu Gunsten Oestreichs und ersuchte England, die bereits aufmarschirte Landungsmarine an die deutsche Küste zu werfen. Aber das kränkelhafte Jünglingsheer war das zu unvorthellhaft: es sandte seine Armee, um sich Antwerpen und der Scheldemündungen zu bemächtigen, nach der Insel Walcheren, deren sumpfiges Klima das Heer zertrübte, ohne daß es einen nennenswerthen Erfolg errungen hätte.

Ohne Verbündete hätte Oestreich schwerlich einen neuen Waffenangriff wagen können. Aber schon hatte auch in der Umgebung des Kaisers die Friedenspartei die Oberhand gewonnen, Stadien Metternich Platz machen müssen. Obwohl wol zogen sich die Verhandlungen in die Länge, da Napoleon dem Kaiser möglichst harte Bedingungen und eine riesige Kriegsentschädigung aufzuzählen wünschte. Aber als am 12. Oktober der Thüringische Prediger John Friedrich Straps bei Gelegenheit einer Heerschau ein Attentat auf den Imperator machte, drängte er selbst zum Abschluß, und der Wien-Schönbrunner Friede (11. Okt.)

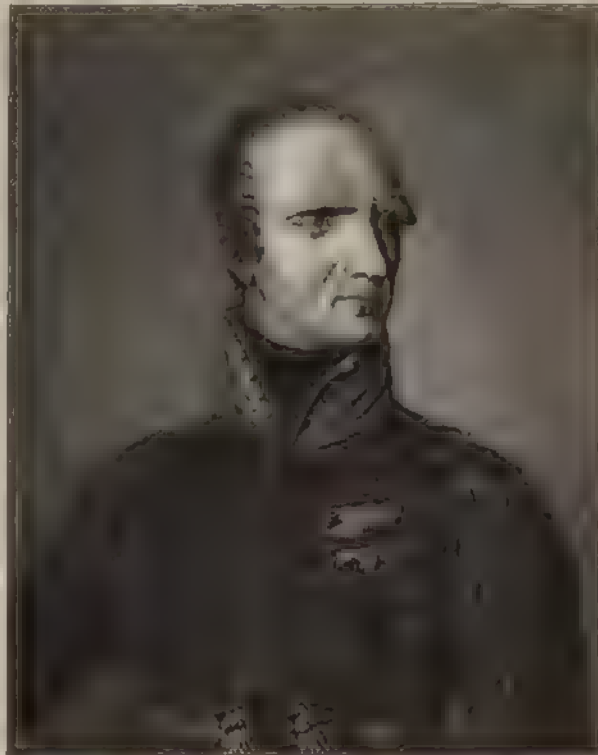
gabte dem Kaiser etwas mildere Bedingungen, als man noch für zuver-  
lässig hielt. Dennoch kostete dieser Friedensschluss dem Staate ein Drittel  
des Vorraths und schütt ihm eine seiner Lebensadern ab, indem er vom  
russischen Meere verdrängt wurde.

Der Kaiser verzichtete auf Tirol, Vorarlberg, Salzburg, Verchesgaden, das ober-  
ste Salzthal und das hohe Hauerrichter zu Wankau Pautner; an Frankreich trat es  
Böhren, Triest, Arain, Dalmatien und Kroatien ab. Sachsen und Rußland erhielten ihren Lohn

in Westfalen; der deutsche  
Friede wurde in den Abhand-  
lungen aufgenommen. Der  
Kaiser verzichtete sich, die  
Kontingentsverträge anzu-  
nehmen, höchstens 180,000  
Soldaten zu halten und  
50,000 Reichsthaler zu zahlen.

Noch an zwei Stellen  
brach sich der Waffen-  
stillstand von Bnaim und  
Schönbrunner Friede  
hin. Der erste war die  
Belagerung des Herzogs  
Friedrich Wilhelm  
von Braunschweig zum  
Kriegern, der letztere gab  
den treuen Tirolern der  
Hand des Feindes preis  
und kostete ihrem tapferen  
Muth das Leben.

Friedrich Willh. von  
Braunschweig-Verlo,  
der Sohn des Besiegten von  
Waterloo, der in Napoleon  
als General die den Herzog  
er seiner Dynastie, wie den  
Friedrich Vaterlandes hatte,  
died auf eigene Kosten, als  
er Krieg begann, im östrei-  
chischen Schloß ein kleines



Friedrich Wilhelm, Herzog zu Braunschweig-Verlo, auch Herzog zu  
Schlesien zu Verlo und zu Verlostadt, geb. zu Braunschweig am 9. Oktober 1771,  
died als Held für Deutschlands Freiheit am 16. Juni 1813 in der helden-  
reichen Schlacht bei Quatrebras.

Gezeichnet und geschnitten von H. R. Keller.

Sein Verhängnis. Sein Verhängnis Verlo verpfändete er an Preußen. In Verbindung mit einem  
sächsischen Korps unter dem General am Ende rückte er im Juni in Sachsen ein, drängte  
die sächsische Armee zurück und nahm Dresden, Weissen und Leipzig. Bald aber  
sah er selbst den westfälischen Truppen weichen und warf sich nach Franken, immer noch  
von Österreich unterstützt. Der Waffenstillstand von Bnaim, den er anzunehmen versuchte,  
verweigerte ihm dieser Hilfe und setzte seinen Fortschritten gegen Rußland ein Ziel. Mit seiner  
Armee, den todtenlos-geheimen „Schwarzen“ suchte er sich zur Nordsee durchzu-  
dringen. Ueber Leipzig und Halle gelangte er nach Halberstadt, das er am 29. Juli er-  
stürmte, und nach Magdeburg.



was Preussens Muth hätte beleben können, und der Wiener Hof in den Verhandlungen mit dem Könige auf die ungünstigste Weise. So erhielt östreichische Bevollmächtigte Frhr. von Steigentesch (19 Juni) von Kaiser Wilhelm die wenig tröstliche Antwort: „Wir werden dereinst alles in die Hand nehmen, jetzt ist der Augenblick noch nicht da.“

So mußte Oestreich, dessen Heere auch auf den übrigen Rheinländern zurückgedrängt waren, wiederum völlig vereinsamt gegen den Eroberer eintreten.

Erzherzog Johann hatte bis zum Mai gegen Eugen Beauharnais nicht zu Stande gekommen, mußte sich aber in Folge der Siege Napoleons über Adrien und Ferdinand bis Besungarn zurückziehen. Auch Ferdinand von Este hatte anfangs gegen die Polen Erfolge aufzuweisen, da sich ihre Helfer, die Russen, unzufrieden mit ihrer Rolle, sehr zweideutig verhielten. Dann aber mußte Ferdinand nach Galizien, im Anfang Juni nach Währen zurückweichen.

Das lange thörichte Zögern nach der Schlacht von Aspern ward den östreichischen Staaten verhängnißvoll; als sich der Erzherzog Karl und Napoleon auf dem Marchfelde bei Wagram zum zweiten Male trafen (5. und 6. Juni) verfügte ersterer nur über 110,000 Mann, während Napoleon ihn hier auf 150,000 Mann gebracht hatte. Doch rechnete Karl mit Bestimmtheit auf das Eintreffen des Erzherzogs Johann, der nach einer Niederlage bei Raasdorf (14. Juni) auf das linke Donauufer gegangen war. Diese Berechnung fehlte, und so konnte Karl trotz der heldenmuthigsten Tapferkeit der Seiner Majestät Feld gegen die Uebermacht nicht behaupten. Sechs Tage nachher ward der Waffenstillstand von Znaim abgeschlossen, und der Erzherzog Karl kam in Kommando mißmuthig nieder.

Er war es hauptsächlich, der jetzt unbedingt für den Frieden eintrat. Man hoffte auf die Türken, die Engländer und Preussen. Wirklich war Friedrich Wilhelm auch nach dem Tage von Wagram noch gewillt, Oestreich zu helfen, wenn nur Kaiser sich still verhielt; aber der Kaiser ließ alle Anfragen unbeantwortet. Er ließ dem Kaiserthum keine Bedingungen aufgezungen hatte. Auch in London wachte die preussische Regierung zu Gunsten Oestreichs und ersuchte England, die bereits an der Elbe stehende Landungsarmee an die deutsche Küste zu versetzen. Aber das kränkelnde England fand das zu unorthodox; es sandte keine Armee, um sich Antwerpen und den Scheldt zu bemächtigen, nach der Insel Walcheren, deren sumphiges Klima das dort stehende Heer trieb, ohne daß es einen nennenswerthen Erfolg errungen hätte.

Ohne Verbündete hätte Oestreich schwerlich einen neuen Waffenstillstand eintreten lassen können. Aber schon hatte auch in der Umgebung des Kaisers die Partei der Oestreicher die Oberhand gewonnen, Stadion Metternich Platz machen lassen. So wogten sich die Verhandlungen in die Länge, da Napoleon dem Kaiser möglichst harte Bedingungen und eine tiefe Kriegsschädigung abzwang (12. Okt.). Aber als am 12. Oktober der thüringische Prediger Johann Baptist Staps bei Gelegenheit einer Speerfahrt ein Attentat auf den Kaiser verübte, drängte er selbst zum Abschluß, und der Wien Schönbrunner Friede (14. Okt.)

am 1. Juli in Wien das französische Kaiserpaar gab, betrauerte sich in Folge eines Wunders in eine ~~schöne~~ Trauerdie, bei der viele vornehme Gäste ihr Leben verloren und die von Kindern als Fortsetzung betrachtet wurde.

## 1. Preußen und Deutschland bis zum Ausbruch des russischen Krieges.

Nach der Niederlage Teutschlands brauchte Napoleon auf Preußen seine Hand nicht mehr zu heben. Er wußte sehr wohl, daß nur die Verorgnis vorstand den Kampf abgehalten hatte, am Kampfe theilzunehmen, und bezengte in Folge deutlich kein Mißtrauen und keine Ungnade: insbesondere drang er auf Ungerathen auf die Abzahlung der Kontribution.

Um Napoleon einen Beweis des Vertrauens zu geben, siedelte der König seinen Hof zu Weihnachten 1809 nach Berlin über. Es war das ein <sup>1809</sup> glänzender Empfang, und als man die schon Königin weinend in dem Wagen sah, blieb sein Auge trocken. Aber es zeigte sich auch in der allgemeinen Ansicht, daß das Unglück Kurst und Volk mit einem unauslöschlichen Wunde angestrichen habe. Die Lage des Staates war trostlos, immer dringender wurden Napoleons Geldforderungen, welche eigentlich nur den Zweck hatten, Preußen in Abtretung Schlesiens zu nöthigen. Schon glaubte der Minister Altenstein, die Gebietsverkleinerung als einziges Rettungsmittel empfehlen zu müssen. Der König wollte davon nichts wissen, und da Napoleon sah, daß er Preußen auf diese Weise nicht erhalten werde, gestattete er nach langen Verweigerungen, daß Hardenberg die Leitung der Geschäfte wieder übernahm. Am 1. 1810., weil er der einzige Mann sei, welcher Preußen in den Stand setze, seinen finanziellen Verpflichtungen nachzukommen.

Verordnungen waren wie die Verhältnisse, unter denen er in Wirklichkeit trat. Die Rheinbundstaaten ließen sich die neue Ordnung der Dinge gefallen, der Haß gegen Preußen heizte sich noch und wurde von Napoleon geschickt genützt: die Bayern sahen sich als Blutsverwandte mit den Franzosen an, als „keltisches Volk.“ Der Kaiser war das gewaltthätige Regiment des Ministers Montgelas für Bayern selbst nicht verstanden, da er mit vielen alten Mißbräuchen aufkam. Mit noch größerer Willkür verfuhr der König von Württemberg und ließ namentlich den Adel seine Macht fühlen; der röm. Kaiser entsandte ihm die Herren, die Schwaben vernichteten ihren heiligen Tannenberg: an die Schmach der Fremdherrschaft dachten die wenigsten. In Nassau, in Tannenberg zeigte sich das gleiche Bild, Anarchie gegen den Protektor, Strenge gegen das eigene Volk. Am traurigsten sah es in Baden und der Pfalz aus, wo der Napoleonismus völlig domirte und fast jedes deutsche Gefühl erstickte. Ganz anders im Norden: in Preußen verstand man sich hartnäckig die französischen Institutionen nicht anzuheften: im Königreich Westfalen wurden sie zwar völlig durchgeführt, — der gemeine Mann sollte durch Aufhebung aller Privilegien gewonnen werden, aber die Treue des Volkes zu der alten anstehenden Eigenart ließ sich dadurch nicht brechen: grade diesen Kernpunkt ersah das Ausland, die schon an sich gehängte: ein strenges Regiment mußte sie nicht abstellen. Nordhannover ward am 1. März 1810 mit dem Königreich Westfalen vereinigt; lange hatten die Hansestädte, die 1809 nicht in den Nordbund hatten treten wollen, ihres



Tagen der höchsten Noth dem übermüthigen Aengstling vortropft hatte, ihr Haupt auf aller Lippen und begeisterte das junge Reich, als zum Erstarken und zum Klaren.

Es war ein Glück für den preussischen Staat, daß jetzt, mit einer außerordentlichen Machtvollkommenheit betraut, Hardenberg die geistvolle Leitung des Staatswesens übernahm.

Obwohl an Charaktertiefe und geistiger Tiefe dem Aengstern vom Jahr 1806 entfernt gewichen, war er ein begeisterter Vaterlandsfreund; da die Verhältnisse sich



Karl August Fürst von Hardenberg.  
Gemalt und geschnitten von Hr. Holt 1815.

1811 in Berlin eine „Landesdeputirtenversammlung“, deren Mitglieder von der Krone ernannt waren. Die Versammlung hatte nur das beschränkte Recht der Vorschläge, und unerhört fand man, daß die Krone sogar acht bäuerliche Vertreter ernannte. Die Verhandlungen der Landesdeputirten bewiesen sehr bald die vernünftige Unversehrtheit des Königs, und Hardenberg gewann wohl selbst die Ueberzeugung, daß derartige Versammlungen Reformen nur hemmen würden, diese vielmehr von der Krone abzuleiten waren. Von den Gesetzen, die auf diese Weise erlassen wurden, vollendeten zwei, nämlich das über allgemeine Gewerbefreiheit und das Edikt über die Regelung der bäuerlichen Verhältnisse, die von Stein angebahnten Neuerungen und führten eine gewaltige, ja zum Theil fast grausame Umgestaltung herbei.

Das erstgenannte Edikt gab den Hülfsleuten den Todesstoß. Das zweite betraf die habseligkeiten bäuerlicher Güter in förmlichen Besitz gegen Abtretung eines Zehntels oder des

Vorher noch in der Hand der Leibeigener befindlichen Grundbesitzes, was eine bedeutende Verminderung der Steuern zur Folge hatte. Aber die innere Lage des Reichs war es nicht, die dem Staatskanzler die gründliche Arbeit gab, sondern die äußere, die ihn zu einer so wichtigen Aufgabe ernannte. Die Krone hatte eine Lücke und eine große Kasse leer, die durch die Kriegskosten der letzten Jahre aufzufüllen war. Am 2. November 1811 erließ der König eine humane Verordnung über die Leibeigenschaft. Aber fast allenorts fand man, daß die Krone die Leibeigenschaft nicht aufheben sollte, sondern nur die Leibeigenschaft in eine andere Form bringen sollte. Die Krone hatte die Leibeigenschaft nicht aufheben wollen, sondern nur die Leibeigenschaft in eine andere Form bringen wollen. Die Krone hatte die Leibeigenschaft nicht aufheben wollen, sondern nur die Leibeigenschaft in eine andere Form bringen wollen.



Königin Luise.

Engraving of the Queen of Prussia, painted by G. Schlegel, engraved by J. B. Schlegel.







Königin Luise.

Das Bild aus dem ersten Jahre nach ihrer Vermählung, gezeichnet von A. Schilling, gestochen nach von Heubner





des Gutes. Auf diese Weise kufte die Ritterchaft in Pommern 70 Quadratmeilen ein, die freies bürgerliches Eigenthum wurden.

Am 11. März 1812 folgte die Emanzipation der Juden; vorausgesetzt daß sie bleibende Familiennamen annahmen und sich der allgemeinen Wehrpflicht unterwarfen, wurden sie vollberechtigte Staatsbürger.

In diesen sozialen Reformen lag die Größe des inneren Politik Hardenbergs. Seine Finanzpläne dagegen scheiterten sämmtlich und mußten an der Verarmung des Landes scheitern: bis zum April 1811 war daher wenig mehr als die Hälfte der Kontributionen abgezahlt.

Noch ein zweiter Versuch, eine Volksvertretung zu schaffen, wurde nachmals gemacht: am 10. April 1812 trat in Berlin eine „Nationalrepräsentation“ von neununddreißig gewählten Mitgliedern zusammen, 18 Ritter, 12 Bürger, 9 Bauern. Aber der Eifer der Repräsentanten und ihrer Wähler erlahmte auch diesmal schnell und die Versammlung fristete bis zum Juni 1813 ein unfruchtbares Dasein.

Mit großer Gefährlichkeit mußte Hardenberg, während er die wirthschaftlichen und militärischen Stränge des Staates zu sammeln bemüht war, den Argwohn der Franzosen zu halten: selbst Scharnhorst wurde aus diesem Grunde äußerlich der Leitung des Kriegsdepartements enthoben. Nur ein paar Jahre des Friedens wünschte sich der Staatskanzler, dann war der Staat voraussichtlich zu neuen Kämpfen gerüstet.

Aber die Ereignisse gingen schneller vorwärts: schrittweise, aber unabänderlich sah Hardenberg die neue Kriegsgefahr nahen. Das Bündniß zwischen Napoleon und dem Zaren lockerte sich zusehends. Vor allem trennte sie die russische Frage. Nicht als ob Napoleon im Ernste beabsichtigt hätte, ein nationales Polen herzustellen, aber er wollte dem Zaren darüber keine beruhigenden Lösungen geben, so lange er die nationalen Wünsche und Hoffnungen der Polen für seine Zwecke ausnützen konnte. Außerdem künzte der Imperator den Zaren persönlich, indem er dessen nahen Verwandten, den Herzog von Oldenburg des Erblandes beraubte, als er am 10. Dezember 1810 die ganze Nordsee dem Kaiserreich ohne weiteres einverleibte.

Oldenburgs Schicksal theilten die Hansestädte und das nordliche Hannover, welches wieder vom Königreich Westfalen eingenommen wurde. Das so geschaffene französische Gebiet ward in fünf Departements getheilt und mit den sieben unterthänigen vereinigt.

Endlich verlangte Napoleon, daß der Zar alle neutralen Schiffe mit Belegungen, d. h. Rußland zum Verzicht auf alle Kolonialwaaren zwingen sollte. Statt dessen ertlich Alexander einen Ukas, welcher gerade die französischen Interessen traf.

Schon seit dem Frühjahr 1810 traf Napoleon seine Vorbereitungen für 1812. Mitte und häufte in Warschau große Wassenvorräthe auf; ein Jahr später stellte er den Rheinbundsfürsten den Befehl, sich marschbereit zu halten und an die untere Elbe. Am Napoleonstage 1811 gab er seinen Groll gegen Rußland öffentlich Ausdruck: man konnte wissen, woran es war. Da Alexander noch mit der Pforte im Kampf war, mußte er sich Abwegen zu suchen. Mit Oesterreich konnte er sich nicht verständigen. Er hatte den phantastischen Plan, die Polen zu seinen Gunsten aufzurufen, indem ihnen ein nationales Königthum unter russischer Oberhoheit! zuwüthete,

mußte er fallen lassen: er beschloß den Feind auf dem Boden Rußlands zu erwarten, für dessen Integrität sein Volk alle Kräfte einsetzen werde. In diesen Falle wäre es für das von Napoleon beargwöhnte Preußen ein Akt der Selbstvernichtung gewesen, wenn es sich für Alexander erhoben hätte, welcher freilich der persönlichen Sympathien des Königs gewiß sein durfte. Aber dann mußte Preußen — eine Wahl schien unmöglich — Napoleon Heeresfolge leisten! War es unvermeidlich, so wünschte Hardenberg, daß sein König wenigstens unter ehrenvollen Bedingungen als gleichberechtigter Bundesgenosse mit einem Hüfskorps an Napoleons Seite treten möchte. Dieser lehnte es ab: Preußen sollte Vassallendienste leisten, wie die Rheinbundfürsten. Solcher Schmach zu entgehen, plante man ein Aeußerstes: der Volkskrieg sollte entfesselt werden: in aller Stille wurden die Krümper einberufen, die Generale mit außerordentlichen Vollmachten versehen, um im gegebenen Fall sofort Losschlagen zu können. Aber ein derartiger Verzweiflungskampf bot ohne auswärtige Unterstützung nicht die minbeste Aussicht auf Erfolg. Der Zar glaubte aber höchstens zwölf Bataillone entbehren zu können, Kaiser Franz zögerte, weil er Alexanders Dankeschuld kannte, England versprach nichts.

War es da ein Wunder, wenn die französische Partei am Berliner Hof die Oberhand gewann? Die Rüstungen mußten ohnehin schon im Herbst des Jahres 1811 auf Napoleons Befehl eingestellt werden. Immer mehr schürte <sup>1812</sup> der Imperator den preußischen Staat und die Regierung ein: am 24. Februar 1812 mußte man in den Bundesvertrag mit Frankreich willigen, den schimpflichsten Vertrag, den ein Hohenzoller je zu unterzeichnen gezwungen war.

Der ansehnliche Tilfiter Friede hatte Preußen zwar um die Hälfte verkleinert, da dem König einen Rest von Selbstbestimmung gelassen: jetzt mußte der Staat 20,000 seine Söhne in die französische Armee einreihen lassen. Die Hauptstadt, die Festungen beließ Napoleon inne. Dafür das vage Versprechen: die Verpflegungskosten sollten vergütet werden! Auch Oestreich schloß am 14. April mit Frankreich ab. Die Urheber der Rüstungen, welche Preußen vorübergehend ins Werk gesetzt, mußten jetzt natürlich auch zurücktreten, einzelne Offiziere, deren Gefühl es empörte, für Frankreich zu kämpfen, suchten den Abschied nach, den der König ungnädig ertheilte. Selbst dem ausgezeichneten Clausewitz hat er es nie verziehen, daß er den Patrioten über den Soldaten stellte. Uebrigens brauchte Napoleon auf seine neuen Bundesgenossen nicht allzu große Hoffnungen zu setzen; weder Preußen noch Oestreich brach die Verbindungen mit dem Zaren ab, denn sie als Feinde gegenüber zu treten gezwungen waren.

Ueifenau wie Scharnhorst blieben nach wie vor im innigen Verkehr mit der preussischen Regierung: ersterer ging in geheimer Mission nach Wien, Petersburg, Stockholm und London, letzterer wurde nach Oestreich beurlaubt.

## 7. Der Feldzug gegen Rußland (1812).

<sup>1812</sup> Bevor Napoleon nach Rußland abmarschirte, hielt er zu Dresden im Mai 1812 noch einen glänzenden Hoftag seiner Vassallen. Er gefiel sich in Beschimpfungen der Kleineren, in Herzkränkungen der größeren Fürsten. Es sollte, Gott sei Dank, zum letztenmal sein. Voraussehen konnten das weder

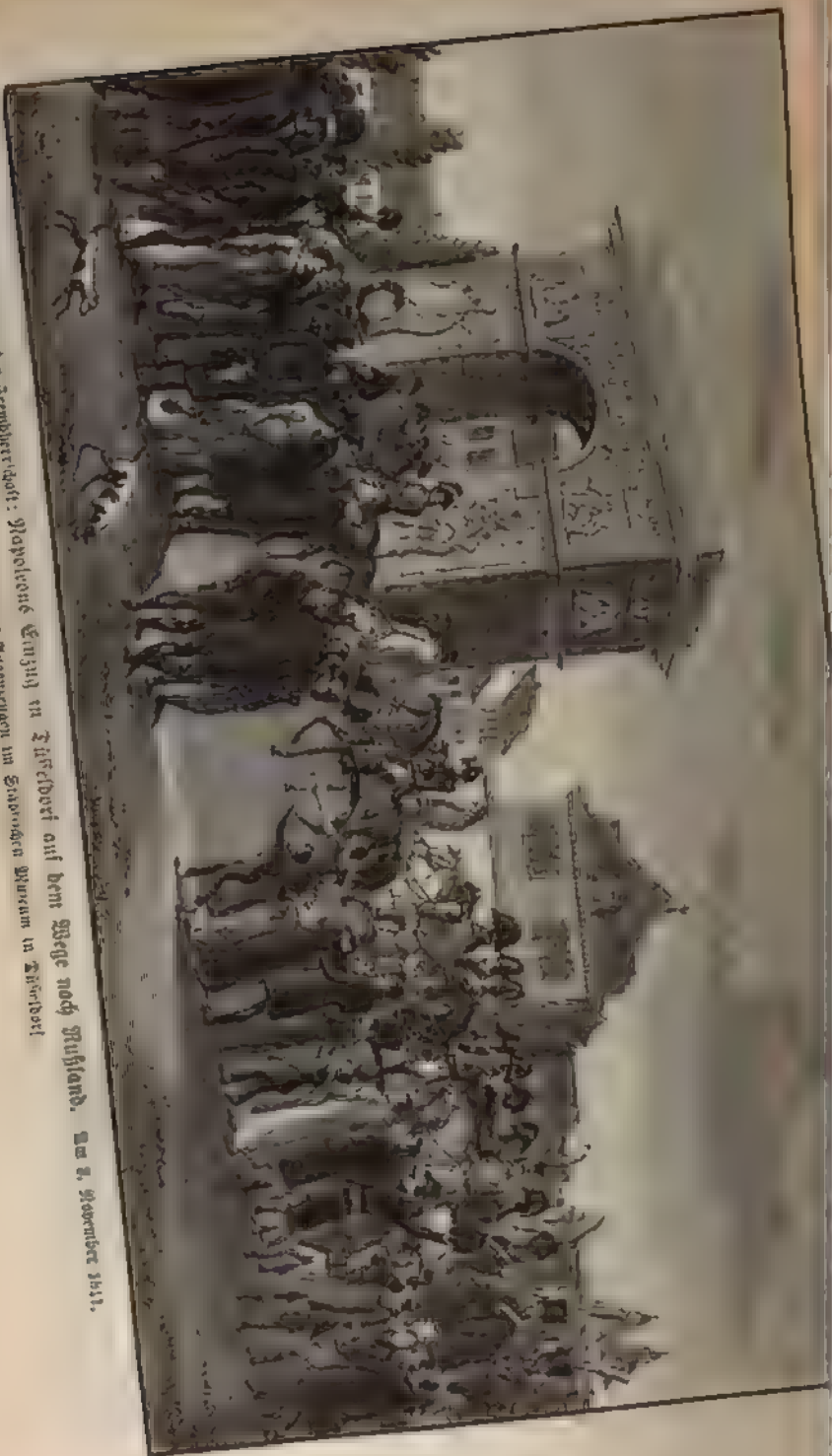
Generale noch Diplomaten, denn keiner glaubte an Alexanders Sieg: denn nicht in Wunder getraut, mußte er mit seinen untüchtigen Heerführern, seinem schwachen Heere, zudem noch in den Türkenkrieg verwickelt, dem Imperator erliegen, wie so viele bessere vor ihm. Aber das Volk ahnte solch Wunder: sollte denn der Himmel wirklich zugeben können, daß der Fremdling ganz Europa in Asien schlug?

Zweimal sollten sich die Ahnungen des Volkes bezeugen. Die Straßen hatten zwar Thierbedecktes Nash, den Feind tief in das Innere ihres obern Reiches zu locken, in ihrem Tümel abgelenkt, wurden aber durch ihre eigene Schwäche zu bestandigem Widerstand genöthigt, die russischen Bauern gaben den Feinden ihre elenden Hütten preis und überließen ihnen die zählende Leide. Um des bedrängten Zmosens willen machte die ruhige Vertheidigung den Franzosen Stand halten; nach blutigem Sturz 17. 19. August räumte sie das Schlachtfeld. Noch einmal, — es galt den Weg der Harenstadt Moskau, — wurde bei Borodino gekämpft, und Napoleon erlachte seinen blutigen Sieg 7. September. Er erreichte damit den Einzug in eine menschenleere Stadt, aber vergeblich hoffte er, hier sein Heer durch Ruhe und Erholung zu neuen Anstrengungen zu stärken. Der Fanatismus der Vaterlandsliebe gab dem Gouverneur Kostopischin den zitternden Gedanken ein: er ließ die Harenstadt in Flammen aufgehen, und nach einem fünftägigen Brande war der Feind sogar des schützenden Ebdachs beraubt. Noch wollte der Imperator an die Größe seines Aufgebotes nicht glauben und verwendete fünf kostbare Wochen mit nutzlosen Verhandlungen. Als er sich doch zum Nachzuge entschließen mußte, war der nordliche Winter bereits gebrochen, noch stand ihm die nördliche Straße offen, aber sein Stolz sträubte sich, sie zu benutzen. Er wollte den Feind erst schlagen und sich dann auf der südlichen Straße zurückziehen. Das Unternehmen mißlang; durch die Schlacht bei Walo Jaroslawsk 24. October 1812 wurde er wieder nach Norden abgedrängt und genöthigt, über das leichenbedeckte Schlachtfeld von Borodino nach Zmosensel zu marschieren. Als man die Stadt Mitte November erreichte, zählte das Heer noch 40,000 streitbare Männer, denen ohne Ordnung 10,000 elende abgerissene Madrugler folgten. Aber nun begann das Leid erst recht und nach dem grenzenlosen Uebergange über die Werchaja 26. 27. November hatte das Heer zu castriren aufgehört. Was die Grenze erreichte, behi-



bedauerliche Abbildung zum Rückzug der Franzosen aus Rußland: „Die Trümmer der französischen Armee ihrer Rückkehr ins Vaterland im Jahre 1812.“ Nach der Natur gezeichnet und gedruckt von G. H. L. Schütz. — Es war der Erdkreis gegen uns erbittert, — Schaut nun mit Grauen mit Entsetzen her, — Rußlands Boden hat vor uns geküßelt, — Ein warnend Jammerbild sind wir.

manzig, abgemagert, abenteuerlich vermunnt, rief nur noch den Spott oder das Mitleid nach. Der Imperator hatte natürlich dafür gesorgt, den Feinden und der Welt sein kostbares Leben zu erhalten; am 16. Dezember brachte der Moniteur das 29. Bulletin mit



Und der Zeit der Herrschaft: Kapelle des Königs in Zisterberg auf dem Wege nach St. Gallen. Im 2. November 1811.  
 Ruine eines Klosters im Städtchen St. Gallen in Zisterberg

Andri, „die große Armee sei vernichtet, die Gesundheit Sr. Majestät niemals besser“ — am folgenden Tage erschien er selbst in den Tuilerien.

Er täuschte sich außerhalb Frankreichs wol keiner mehr darüber, daß er der Befreiung Deutschlands geschlagen habe. Während Andri in Ateichismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann seine Landsfrommen Werke des heiligen Kampfes stärkte, suchte Stein den Zaren in den Kampf über Rußlands Grenzen hinaus zu tragen. Er fand Spiel. Der Zar in seinem phantastischen Gemüthe bildete sich ein, unbefreier berufen zu sein: als Lohn seines Werkes hatte ihm die obendrein gewiß die polnische Krone bestimmt!

Stein befand sich aber noch in schwieriger Lage: trotz des glühenden Eifer aller Patrioten verzehrte, war der offene Abfall unmöglich, weil die Zaren befreundlichen französischen Truppen jede Erhebung im Keime zu vernichten. Hardenberg gedachte daher die Entscheidung hinauszögern: die

alte sofort ins Werk zu setzen, war aber erst möglich, wenn Napoleon voraussetzt, die Vermittlung Oestreichs und Preußens abgelehnt würde.

Man befolgte man diese unethische gebotene, aber letztenwiderrätliche Entscheidung: die Zubelehen ein preussischer General, was die Minister noch durften: Generalleutnant eigenmächtig das Kommando, welches das Hilfekorps anführte und mit ihm abgeschlossen, die belagerten müssen. Es war ein eigenhümliches daß die rettende That der Intervention von einem anderen ausging mußte, als Chancet Friedrichsen aus einem eben kunden den preussischen nicht verlassen müssen. David Ludwig von



Graf Dietrich von Wartenburg.

Gemalt von W. Holze, geschnitten von L. Jacoby.



Moritz, geb. zu Potsdam am 26. September 1759, war nach seiner Entlassung in landliche Dienste getreten und hatte am Kay und in Genlon mit Auszeichnung gedient. Er erhielt 1787 wieder eine Kapitänsstelle in der preussischen Armee, erwarb sich durch Verdienste um die Organisation des leichten Jägercorps, bewährte sich bei den Kämpfen bei Alzenau und gehörte somit zu den wenigen, die in dem Kampfe ihre militärische Ehre unbesiegt erhielten; seine Tugenden sagten viel, er sei wie „ein Eisen“, sein Tadel war fürchtbar. Seine Truppen aber vertrauten diesem Führer so bedingt, und auch den Franzosen zwang sein festes altpreussisches Wesen sie zu

Das preussische Hilfskorps wurde ursprünglich von dem französischen General von Grawert befehligt; erst nach dessen Erkrankung hatte Moritz das Kommando übernommen. Dem Heere Macdonalds zugetheilt, hatten die Preussen auf dem äußersten linken Flügel der französischen Aufstellung, in den Engpässen, zu operiren gehabt und mehrfach Gelegenheit gefunden, die Tugenden der Besiegten von Jena zu beweisen. Jetzt hatte Macdonald und mit ihm die Aufgabe, die Trümmer der großen Armee zu decken und den Rückzug der Preussen zu verhindern. Moritz konnte diese Aufgabe lösen, wenn er nur, aber sollte er sich und seine Preussen für den Todfeind opfern? Die Erbitterungen, welche ihm die Russen durch Paulucci machen ließen, wies er zurück; in Berlin mochte man ihm keinen Rath ertheilen: es blieb, „in den Umständen handeln“.

Dieser Bescheid ließ ahnen, daß der König nicht unbedingt an dem russisch-französischen Bündniß festhalten werde, und als der Jar am 18. December 1812 schriftliche Versprechen gab, er wolle sich mit Preußen verbunden und die Waffen nicht niederlegen, bevor der Staat die Ausdehnung vom Jahre 1806 erreicht habe, entschloß sich Moritz zu dem verantwortungsvollen Schritt: am 20. December 1812 unterzeichnete er in der Kaiserlichen Wahl bei Tauritz eine Konvention, kraft deren sein Korps in den Landstrich zwischen Warschau und Tilsit zurückging, um weitere Befehle seines Königs abzuwarten. Er that der Könige die Gründe seines Handelns dar, er stellte ihm vor, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, Freiheit, Größe und Unabhängigkeit wiederzuerlangen. Die Verantwortlichkeit nahm er heroisch auf sich: „Ich schwöre Ew. Majestät“, schrieb er, „daß ich eben so ruhig auf dem Sandhauken, wie auf dem Eisstande, auf dem ich grau geworden, die Kugel erwarten werde.“

Dem Staatskanzler kam Moritz' ruhige That sehr ungelogen: er sah, daß die Franzosen würden zu früh sein Spiel durchschauen. Jedemals aber blieb er auf dem Wege fortzuschreiten, den Moritz eingeschlagen, — der Weg, der ihm gefallen

Zunächst mußte den Franzosen die wahre Meinung des Königs bekannt werden. Hardenberg brachte daher den französischen Generalen in Berlin seine Entschlossenheit und Moritz' ruhmreiche That, der König ließ Moritz durch ein Kriegsgericht ablegen. Im März 1813 wurde Kleist ernannt, welcher die Truppen dem französischen Oberbefehlshaber, dem König von Neapel, zur Verfügung stellen sollte.



## XVII. Die Befreiungskriege.

### 1. Von der Konvention zu Tauroggen bis zum Beginn des Befreiungskampfes.

Obwol bei der Wiederaufnahme des Kampfes gegen Napoleon unter allen Mächten, auf deren Mitwirkung gerechnet werden konnte, Preußen ungünstigste Lage einnahm, — denn Sein oder Nichtsein des Staates 1 von dem Erfolge ab, war Hardenberg entschlossen, die Entscheidung herbeiführen; mit planmäßiger Sicherheit wurden die Vorbereitungen getroffen, vor allem auch sofort mit Rußland verhandelt. Indem man auf den Wartensteiner Vertrag zurückging, wurde zugleich die Theilnahme Oesterreichs in Aussicht genommen: es sollte sich zu bewaffneter Vermittlung erbieten, die Unabhängigkeit Deutschlands bis zum Rhein, die Auflösung des Rheinbundes fordern und im Weigerungsfalle selbst die Waffen ergreifen.

Napoleon suchte indessen Frankreich und die Welt über seine Niederlagen zu täuschen, veranstaltete großartige Aushebungen und plante einen zweiten russischen Feldzug. Auch Preußen war dabei eine neue Vassallentrolle zugebacht; aller Warnungen ungeachtet trug Napoleon eine übermüthige Geringschätzung dieses Staates zur Schau, leistete die für die letzte Hilfsleistung versprochenen Entschädigungen nicht nur nicht, sondern ließ sogar weitere Requisitionen veranstalten. Er gab damit dem nur allzu gewissenhaften Friedrich Wilhelm einen stichhaltigen Grund, das unnatürliche, erzwungene Bündniß mit Frankreich zu lösen.

Was aber die in Aussicht genommenen neuen Bundesgenossen, Oesterreich und Rußland, betraf, so hatten die Verhandlungen zunächst nur an letzterer Stelle einen vollständigen Erfolg. Kaiser Franz hatte eine Abneigung gegen den populären Patriotismus, der sich in Norddeutschland bekundete, er wünschte nicht, daß die Macht seines Schwiegersohnes zertrümmert werde, nur eine Verminderung zu Gunsten Oesterreichs war ihm genehm; wenn er in Paris zum Frieden rieth, so geschah das in bester Absicht, im Interesse Napoleons. Auch in Bezug auf die Neugestaltung Deutschlands gingen Metternichs und Hardenbergs Ansichten weit auseinander: niemals hätte jener dem Hohenzollernstaat die Hegemonie auch nur im Norden zugestanden, dagegen wünschte er den Bestand und die Souveränität der Rheinbundsstaaten zu schonen, um an ihnen

getreue Schlepenträger zu gewinnen. Vor allem sollte Oestreichs Kraft geschont werden, um das entscheidende Wort sprechen zu können, wenn sich die Parteien im Kampfe erschöpft haben würden. Es war schon viel, daß auch das östreichische Hilfscorps unter Schwarzenberg abberufen und dem preussischen Unterhändler erklärt wurde, Oestreich habe gegen ein russisch-preussisches Bündniß nichts einzuwenden. Der Zar war denn auch auf das ihm angetragene Schutz- und Trugbündniß eingegangen und erklärte sich bereit, Truppen nach der Oka zu entsenden. Als die Nachricht davon in Berlin anlangte, schien es angemessen, um dem König die volle Aktionsfreiheit wiederzugeben, nach dem sicheren Breslau überzusiedeln. Dies geschah am 23. Januar 1813, nachdem zwei Tage zuvor die Konfirmation des Kronprinzen stattgefunden hatte.

Bedeutungsvoll hieß es in dem Glaubensbekenntniß: „fest und ruhig glaube ich an den, der zum Uebermuth spricht: hier sollen sich legen deine stolzen Wellen.“

Während der König nun von Breslau aus die Eröffnung des Krieges vor-  
1813 bereitere, — am 3. Februar unterzeichnete er den Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägercorps, und am 4. legte Scharnhorst den Operationsplan für die russisch-preussische Armee vor, — wurde auch der in Ostpreußen herrschende Rathlosigkeit ein Ende gemacht.

Die Provinz war bisher vom besten Willen besetzt gewesen, aber ohne Anweisungen von Berlin, wie sollte man sich verhalten, namentlich den Russen gegenüber? Durfte man, sollte man ihnen sich, als den Befreier angeschlossen? Vor! hatte die Verwaltung der Provinz übernommen, er führte auch sein Kommando als General fort, da ihm kein amtliche Anzeige von seiner Absetzung zugeing, aber die Kunde davon und von der Verwerfung der Konvention hinderte ihn an weiteren Schritten: nur daß er sein Corps nach die Kantonspflichtigen der Provinz verstärkte. Da erschien am 21. Januar in Königsberg Stein, der sich vom Zaren die Vollmacht hatte ertheilen lassen, die Leitung der Provinzialbehörden zu übernehmen: sein Name bürgte dafür, daß die Provinz nicht in russischen Interesse ausgebeutet werde. Das Land wurde sofort als mit Rußland verbündet behandelt, namentlich auch die Aufhebung der Kontinentalsperre angeordnet. Am 5. Februar trat, — ohne königliche Berufung, — der Landtag zusammen, welcher ein von Clausen entworfenes Landwehrgesetz zum Beschluß erhob und sofort in Vollzug setzte. Graf Alexander Dohna, welcher auf dem Landtage der Führer des Adels gewesen, war der erste, der als Gemeiner in die Landwehr eintrat.

Alles dies geschah in der Voraussetzung, daß der König es billige: indem die Stände ihrem Monarchen ihre Beschlüsse mittheilten, beschworen sie ihn, der Begeisterung seines Volkes freien Lauf zu lassen. Der König war gleichwol mit dem eigenmächtigen Vorgehen der Provinz unzufrieden und nahm den Grafen  
1813 Dohna, der am 21. Februar in Breslau eintraf, ziemlich ungnädig auf.

Acht Tage später kam denn auch das russisch-preussische Bündniß, dessen Abschluß durch die polnischen Pläne des Zaren und die Vorgelegen des preussischen Unterhändlers verzögert war, endlich zustande. In dem Vertrage von Kalisch (28. Februar) verpflichtete sich der Zar, die Waffen nicht niederzulegen, bis Preußen die Macht wiedererlangt hätte, welche es vor 1806 besessen und versprach, daß der Staat im Osten wie im Westen möglichst gut abgerundet werden sollte.

Da Alexander den polnischen Staat wieder aufzurichten und Preußen für seine ehemals polnischen Besitzungen in Deutschland zu entschädigen wünschte, ward der Warschauer Vertrag nachmals von der größten Bedeutung für den Verlauf und die Fortführung des Krieges: je mehr Gebiet in Deutschland zur Verfügung stand, desto freiere Hand hatte der Zar in Polen. Dem Könige war an seinen unzuverlässigen Polen auch nichts gelegen. Unbedenklich aber war, daß der Zar dem offenherzigen Freunde seine Absicht, ein polnisches Reich wieder aufzustellen, öffentlich versicherte.

Der Vertrag von Kalisch brachte für den preussischen Staat freilich auch manchen Nachtheil: da die Russen sich verpflichteten, 150,000 Mann ins Feld zu stellen, die Franzosen nur 80,000 Mann, erhielt Preußen eine untergeordnete Stellung als Hilfsmacht und mußte seinen Verbündeten den Oberbefehl zugestehen: in Wirklichkeit fehlte noch das Zahlenverhältniß bald um, aber hinsichtlich des Oberbefehls blieb alles beim alten, und bei den späteren Verhandlungen mit England wurde die Höhe der Kriegsgelder zu großem Schaden für die preussischen Finanzen nach jenem Maßstab bemessen.

Trotzdem war es im gegenwärtigen Moment doch ein Glück, daß der Abbruch erfolgte, denn die preussischen Heerführer wurden nun aus ihren bangeu Zweifeln erlöst. Noch wurde öffentlich von aller Schuld freigesprochen und angewiesen, sich dem russischen Oberbefehlshaber Wittgenstein anzuschließen; am 2. März überschickte dieser die Order, am 10. folgten die Preußen. Am 11. rüdte Wittgenstein in Berlin ein, das die Franzosen am 4. März geräumt hatten: gleichzeitig begrüßten Schafen unter Zettlborn Hamburg, dessen Bewohner den Befreibern freudig jubelten.

Den Warschauer Vertrag hatte man bisher sorgfältig geheim gehalten und ein französischer Gesandter, der dem Hofe nach Breslau gefolgt war, mit freundlichen Worten beschwichtigt. Ueber den Einlaß vom 2. Februar ließ er sich beklagen: er mußte bedenklicher werden, als die begeisterten Scharen der Freiwilligen in Breslau anlangten und der König am 10. März, dem Geburtstage seiner Vaise den Orden des Eisernen Kreuzes stiftete; als der Zar am 15. März antwortete, war keine Täuschung mehr möglich. Am 16. März erließ der König eine vorläufige Kriegserklärung, am folgenden den „Ausruf an Mein Volk“, den er geistvolle Sippene Sippel entworfen hatte.

Er erinnerte die Brandenburger, Schlesier, Pommern, Litthauer an die Tage der Unterdrückung, an die ruhmvollen Tage des Großen Kurfürsten und Friedrichs des Großen. Er mahnte zum Kampfe auf für die heilighen Güter der Nation und der Menschheit und berief auf die außerordentlichen Opfer, die gefordert werden müßten, wenn Preußen und Deutschland nicht aufhören sollten zu existiren. „Keinen andern Ausgang“, hieß es, „gibt es, als einen ehrenvollen Tod oder einen ruhmvollen Untergang.“ Der Schluß des Ausrufs gab der Javerficht Ausdruck, daß Gott die gerechte Sache den Sieg verleihen werde.

Auch die Verordnung über die Bildung der Landwehr und des Landsturms wurde am gleichen Tage unterzeichnet.

Schon der Erfolg, den der Ausruf vom 3. Februar gehabt, war so großartig gewesen, daß der Monarch aufs innigste bewegt wurde: eine solche Hingabe, eine solche Opferwilligkeit hatte er kaum für möglich gehalten, und es war Larmhorst's stolzester Tag, als er dem Könige die jubelnden Scharen der Freiwilligen zeigen durfte.

Es war aber auch erschauend, was das Volk nunmehr leistete: es stellte 271,000

Während der Monie  
bereitete, am 3. Febr.  
williger Jägerkorps, und  
russisch-preussische Arm  
Muthlosigkeit ein En

Die Provinz  
von Berlin, wie  
sollte man ihr  
Provinz ab  
amtliche A  
weisung  
die Ma  
Stra  
be  
D

Am 1. August 1813 im Geiste bei Gabelschütz  
„Preußen“ und „Deutschland“ ist nicht bedeutend: man  
an gekocht, und das Preussische Jägerkorps war bestimmt  
anzunehmen, aber nur Männer aus den ehemals preu-  
sische, ein Sachse, wie Körner, ludete eine Kompanie  
sowen noch mit Begeisterung an ihrem Vaterland und La-  
ndesgenossen das Preussische Jägerkorps nicht genug gemacht. Kör-  
ner schloß Preußen an das Preussische Jägerkorps an, und  
sowen noch die Bildung und Ausrüstung der Landwehr  
sowen man sich auf das allererforderlichste beschränkte, und die  
Landwehr und Landwehr erhielt diese Truppe erst durch den  
Krieg, wie das Volk über den Landwehr, welcher die Land-  
wehr, denn alle Männer bis zu den vierzig Jahren in der  
Landwehr, der alle Personen männlichen Geschlechts vom 17. bis  
40. Jahr war vollständig zum Krieg, zum Spätkrieg, zum  
Krieg. Er bewährte sich auf vielen Gebieten und hatte außer-  
ordentliche Verdienste, er erfüllte die Pflichten und Wunden mit dem  
Vaterland des Vaterlandes mitzutheilen, und erregte bei den Deutschen das  
Vaterland wie in ihm in Spanien kennen gelernt.

Die Landwehr waren aber auch notwendig, denn es  
war das Kriegswetter mit ganzer Gewalt über  
Den Krieg nach Deutschland zu tragen, gab Wardenau an:



## Schlesische privilegierte Zeitung.

No. 34. Sonnabends den 20. März 1813.

Majestät der König haben mit Sr. Majestät dem Kaiser aller  
Reußen ein Off- und Defensiv-Bündniß abgeschlossen.

### An Mein Volk.

Wenig für Mein treues Volk als für Deutsche, bedarf es einer Rechenschaft,  
Ursachen des Kriegs welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten  
Augen.

Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Frieden, der die Hälfte Mei-  
ner Landen Mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht; denn er schlug uns tiefer  
als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen, die Hauptfes-  
ten vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt so wie der sonst so hoch  
Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt, und  
die Quelle des Erwerbs und des Wohlstands verstopft. Das Land ward ein  
Verarmung.

Ich die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte Ich Meinem  
Volk zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß  
seiner Vortheil sey, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber Meine rein-  
lichen wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich  
daß des Kaisers Verträge mehr noch wie seine Kriege uns langsam verderben  
Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand

Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer! Ihr wißt was  
acht sieben Jahren erduldet habt, Ihr wißt was euer trauriges Loos ist, wenn  
einigen Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert Euch an die Vergeit, an  
Kurfürsten, den großen Friedrich. Bleibt eingedenk der Güter, die unter

der Nummer der Schlesischen Zeitung vom 20. März 1813, in welcher der Ausruf „An mein Volk“  
(Die Zeitung erschien dreimal wöchentlich) Nach dem von der Verlagshandlung W. A. R. o.  
Herrn gestellten Exemplare.

Mann ins Feld, auf siebenzehn Bewohner kam ein Soldat. Mit besonderer Regierbarkeit eilten die alten Offiziere und die jungen Studenten, auch zahlreiche Gymnasialisten zu den Waffen: die Gerichts- und Regierungsbeamten mußten vom Eintritt in das Heer sommers abgehalten werden, damit die Geschäfte nicht still ständen.

Und in welchem Maße wetteiferten alle Stände, um der Wohlthat des Staates zu Hilfe zu kommen! Baarcs Geld war längst selten geworden, aber den theuersten ererbten Schmach gab man willig hin: man tauschte den goldenen Trauring gegen den eisernen und war stolz auf dessen Inschrift: „Gold gab ich für Eisen.“ Manches arme Mädchen opferte, wie Ferdinande von Schmectan, ihr einziges Gut, das reiche Lebenbarm.

Ein weisevoller Ernst ging durch die Nation; es entsprach der allgemeinen Stimmung, daß die Freiwilligen für den heiligen Krieg kirchlich eingesegnet wurden. Auch die Lieder, die jetzt erklangen, spiegeln diese Stimmung wieder. Schenkendorf, Arndt, Rückert, keiner aber mehr als der jugendliche Körner, wurden die Heralde des begeisterten Volkes. Während der alte Goethe noch nicht gelernt hatte, deutsch zu denken und zu empfinden — er sprach der deutschen Bewegung damals das ebenso kurzschneidende wie schmählische Urtheil: „Schüttelt nur an Euren Ketten; der Mann ist Euch zu groß“ — klang jornernmüthig und siegesstolz Körners „Das Rott steht auf, der Sturm bricht los“ und Arndt ließ alle treuen Deutschen schwören: „die Knechtschaft hat ein Ende.“

Mag von Schenkendorf (geb. zu Elst am 11. Dezember 1764, gest. zu Coblenz den 11. Dezember 1817) nahm trotz seines gelähmten rechten Armes am Kampfe theil. Von Fouqué stammt das herrliche „Frisch auf zum frühlichen Jagen“, was bald ein Lieblingsspiel der freiwilligen Jäger ward. Körner (geb. am 23. September 1791 zu Dresden) fiel am 26. August 1813 im Gefecht bei Gadebusch.

Für jetzt war „Preußen“ und „Deutschland“ fast gleichbedeutend: man hatte auf die Erhebung aller Deutschen gehofft, und das Altpreußische Freikorps war bestimmt, Feinde aus allen Stämmen aufzunehmen, aber nur Männer aus den ehemals preussischen Gebieten folgten dem Ruf, ein Sachse, wie Körner, bildete eine rühmliche Ausnahme. Die Rheinländer hingen noch mit Begeisterung an ihrem Protektor und haben in dem ersten Theil des Feldzuges das Befreiungswerk schwer genug gemacht. Nur die Medlenburger Herzoge schlossen sich Preußen an: das Licht der Freiheit ist im Norden entglommen.

Ueberraschend schnell ging die Bildung und Ausrüstung der Landwehr vor sich, aber freilich mußte man sich auf das allernothdürftigste beschränken, und die eigentliche militärische Schulung und Tüchtigkeit erhielt diese Truppe erst durch den Krieg selbst. Am 21. April folgte das Gesetz über den Landsturm, welcher die letzten Kräfte des Volkes sammelte; denn alle Männer bis zu den Vierzigjährigen beanspruchte die Landwehr. Der Landsturm, der alle Personen männlichen Geschlechts vom 15. bis 60. Lebensjahre umfaßte, war wesentlich zum kleinen Krieg, zum Späherdienste, zu Schanzarbeiten u. bestimmt. Er bewährte sich auf diesen Gebieten und hatte außerdem nach zwei Seiten treffliche Wirkung: er erfüllte die Unmündigen und Alten mit dem Bewußtsein, an der Sache des Vaterlandes mitzuwirken, und erregte bei den Feinden das Grauen vor einem Volkskrieg, wie sie ihn in Spanien kennen gelernt.

So große Anstrengungen waren aber auch nothwendig, denn es war keine Frage, daß sich das Kriegswetter mit ganzer Gewalt über Preußen entladen würde. Den Krieg nach Rußland zu tragen, gab Napoleon auf; für jetzt galt es Preußens Vernichtung, und schon Ende März machte der Imperator in Wien Vorschläge zur Auftheilung des verhassten Staates.

Da Englands Hilfe noch nicht gesichert war, — es feilschte um je- Schilling und verlangte nicht nur Hannover zurück, sondern noch altpreußi-





## Schlesische privilegierte Zeitung.

No. 34. Sonnabends den 20. März 1813.

2. Majestät der König haben mit Sr. Majestät dem Kaiser aller  
Reußen ein Off- und Defensiv-Bündniß abgeschlossen.

### An Mein Volk.

So wenig für Mein treues Volk als für Deutsche, bedarf es einer Rechenschaft, die Ursachen des Kriegs welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Auge vor Augen.

Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Frieden, der die Hälfte Meiner Unterthanen Mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht; denn er schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgefogen, die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt so wie der sonst so hochachtete Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt, und auch die Quelle des Erwerbs und des Wohlstands verstopft. Das Land ward ein Ort der Verarmung.

Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte Ich Meinem Volk Erleichterung zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß sein eigener Vortheil sey, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber Meine reinen Absichten wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch wie seine Kriege uns langsam verderben ließen. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand hört.

Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer! Ihr wißt was seit fast sieben Jahren erduldet habt, Ihr wißt was euer trauriges Loos ist, wenn den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert Euch an die Vorzeit, an großen Kurfürsten, den großen Friedrich. Bleibt eingedenk der Güter, die unter

Anzeige der Nummer der Schlesischen Zeitung vom 20. März 1813, in welcher der Aufruf „An mein Volk“ enthalten ist. (Die Zeitung erscheint decimul wöchentlich) Nach dem von der Verlagsbandlung W. G. Korn zu  
zu zur Verfügung gestellten Exemplare.

Kräfte Zwecken widmen würde, die Euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gedauer, Muth, und der mächtige Beistand unserer Bundesgenossen, werden eueren Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren.

Aber, welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen, sie 1 heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu seyn.

Es ist der letzte entscheidende Kampf den wir bestehen für unsere Existenz Unabhängigkeit unsern Wohlstand; keinen andern Ausweg giebt es, als einen friedlichen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrogen gehen um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu mag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen: Gott und unser fest werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit.

Breslau den 17. März 1813.

Friedrich Wil

---

### An Mein Kriegesheer.

Vielsältig habt Ihr das Verlangen geäußert, die Freiheit und Selbst des Vaterlandes zu erkämpfen. — Der Augenblick dazu ist gekommen! — 1 Glied des Volkes, von dem es nicht gefühlt würde. Freiwillig eilen von all Jünglinge und Männer zu den Waffen. Was bei diesen freier Wille, das ist Euch, die Ihr zum stehenden Heere gehört. Von Euch — geweiht das Land zu vertheidigen — ist es berechtigt zu fordern, wozu Jene sich erbieten.

Seht! wie so Viele Alles verlassen, was ihnen das Theuerste ist, um mit Euch für des Vaterlandes Sache zu geben. — Fühlt also doppelt Eue Pflicht! Seyd Alle ihrer eingedenk am Tage der Schlacht, wie bei Euer Mühseligkeit und innerer Zucht! Des Einzelnen Ehre — er sey der H

Gewisser Lohn wird treffen den, der sich auszeichnet; tiefe Schande und strenge Strafe den, der seiner Pflicht vergift!

Euer König bleibt stets mit Euch; mit Ihm der Kronprinz und die Prinzen Seines Hauses. Sie werden mit Euch kämpfen — Sie und das ganze Volk werden kämpfen mit Euch, und an Unserer Seite ein zu Unserer und zu Deutschlands Seite gekommenes, tapferes Volk, das durch hohe Thaten seine Unabhängigkeit erwarb. Es vertraute seinem Herrscher, seinen Führern, seiner Sache, seiner Kraft — Gott war mit ihm! So auch Ihr! — denn auch Wir kämpfen den großen Kampf um des Vaterlandes Unabhängigkeit.

Vertrauen auf Gott, Muth und Ausdauer sey Unsere Loosung!"

Breslau, den 17ten März 1813.

Friedrich Wilhelm.

## U r k u n d e über die Stiftung des eisernen Kreuzes.

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen etc. etc. In der jetzigen großen Katastrophe, von welcher für das Vaterland Alles abhängt, dient der kräftige Sinn, der die Nation so hoch erhebt, durch ganz eigenthümliche Argumente geehrt und verehrt zu werden. Daß die Standhaftigkeit, mit welcher das Volk die unwiderstehlichen Uebel einer eisernen Zeit ertrug, nicht zur Kleinmüthigkeit absank, bewährt der hohe Muth, welcher jetzt jede Brust belebt und welcher, nur auf Ehre und auf treue Anhänglichkeit an König und Vaterland sich stützend, ausharren lehrt.

Wir haben daher beschlossen, das Verdienst welches in dem jetzt ausbrechenden Kriege, entweder im wirklichen Kampf mit dem Feinde oder außerdem im Felde oder davor jedoch in Beziehung auf diesen großen Kampf um Freiheit und Selbstständigkeit, erworben wird, besonders auszuzeichnen und diese eigenthümliche Auszeichnung nach dem Kriege nicht weiter zu verleihen.

Dem gemäß verordnen Wir wie folget:

1. Die nur für diesen Krieg bestehende Auszeichnung des Verdienstes Unserer Untthanen um das Vaterland ist

### d a s e i s e r n e K r e u z

- zwei Klassen und einem Groß-Kreuz.
2. Beide Klassen haben ein ganz gleiches in Silber gefaßtes schwarzes Kreuz von Eisen, die Vorderseite ohne Inschrift, die Kehrseite zu oberst Unsern Namenszug W. mit der Krone, in der Mitte drei Eichenblätter und unten die Jahreszahl 1813. Beide Klassen werden an einem schwarzen Bande mit weißer Einfassung wenn das Verdienst im Kampfe mit dem Feinde erworben ist, und an einem weißen Bande mit schwarzer Einfassung wenn dies nicht der Fall ist, im Knopfloch getragen; die erste Klasse erhält dieser Dekoration noch ein Kreuz von schwarzem Bande mit weißer Einfassung linken Brust; und das Großkreuz, noch einmal so groß als das der beiden Klassen, an dem schwarzen Bande mit weißer Einfassung um den Hals getragen.

3. Die Militair-Ehrenzeichen erster und zweiter Klasse werden während der Dauer dieses Krieges nicht ausgegeben; auch wird die Ertheilung des rothen Adler-Ordens erster und dritter Klasse so wie des Ordens pour le mérite, bis auf einige einzelne Fälle in der Regel suspendirt. Das eiserne Kreuz ersetzt diesen Orden und Ehrenzeichen und wird durchgängig von Höheren und Geringeren auf gleiche Weise in den angeordneten zwei Klassen getragen. Der Orden pour le mérite wird in außerordentlichen Fällen in drei goldenen Eichenblättern am Ringe ertheilt.

4. Die zweite Klasse des eisernen Kreuzes soll durchgängig zuerst verliehen werden; die erste kann nicht anders erfolgen, als wenn die zweite schon erworben war.

5. Daraus folgt, daß auch diejenigen, welche Orden oder Ehrenzeichen schon besitzen und sich in diesem Kriege auszeichnen, zunächst nur das eiserne Kreuz zweiter Klasse erhalten können.

6. Das Großkreuz kann ausschließlich nur für eine gemonnene entscheidende Schlacht nach welcher der Feind seine Position verlassen muß, desgleichen für die Wegnahme einer bedeutenden Festung, oder für die anhaltende Vertheidigung einer Festung die nicht feindliche Hände fällt, der Kommandirende erhalten.

7. Die jetzt schon vorhandenen Orden und Ehrenzeichen werden mit dem eisernen Kreuz zusammen getragen.

8. Alle Vorzüge, die bisher mit dem Besiz des Ehrenzeichens erster und zweiter Klasse verbunden waren, gehen auf das eiserne Kreuz über. Der Soldat, der jetzt das Ehrenzeichen zweiter Klasse besizt, kann bei anderweitiger Auszeichnung nur das eiserne Kreuz der zweiten Klasse erhalten; jedoch erhält er mit demselben zugleich mit dem Besiz des Ehrenzeichens erster Klasse verbundene monatliche Zulage, die fernerhin nicht weiter vermehrt werden kann.

9. In Rücksicht der Art des verwirkten Verlusts dieser Auszeichnung hat es bei in Ansehung Unserer übrigen Orden und Ehrenzeichen gegebenen Vorschriften sein zu wenden.

Urkundlich unter Unserer allerhöchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Königlichen Insignel. Gegeben Breslau den 10ten März 1813.

Friedrich Wilhelm.

Vandestheile dazu — da ferner Dänemark auf Napoleons Seite verharrete und das mit Rußland bereits verbündete Schweden noch keine engere Allianz mit Preußen eingegangen war, war es nothwendig, wenigstens die norddeutschen Fürsten durch Güte oder Gewalt heranzuziehen. Man bedrohte daher (namentlich in Kutusows Proclamation vom 25. März) alle diejenigen, die nicht binnen einer bestimmten Frist sich der guten Sache anschließen würden, mit dem Verlust ihrer Staaten. Leider war man zu gutmüthig diese Drohungen zu verwirklichen, was auch in Sachsen hatte geschehen müssen. Hier gab König Friedrich August ausweichende Antworten und floh dann aus dem Lande. Sein General Thielmann, der in Torgau den wichtigen Elbpasß hüten sollte, erlaubte den Verhandelten den Uebergang über die Elbe, wagte aber nicht Nords Beispiel nachzuahmen.

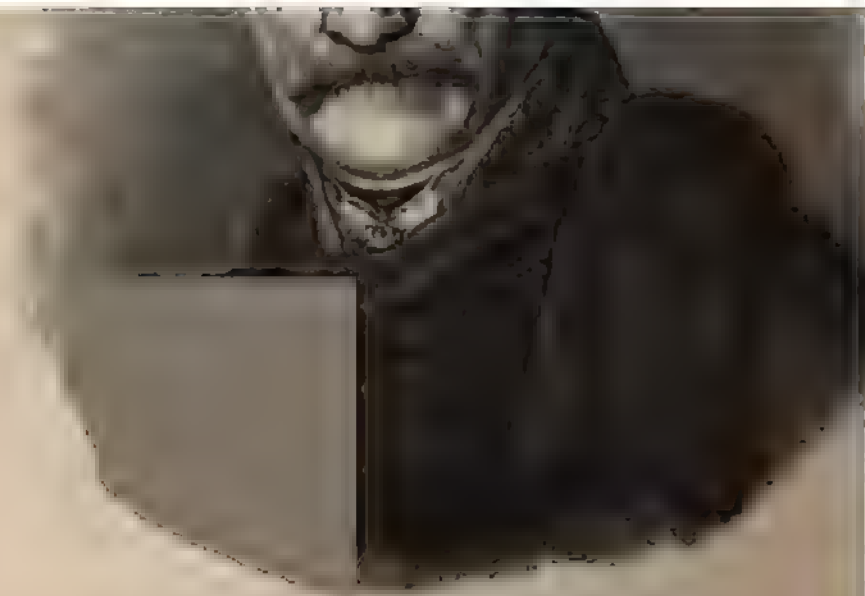
## 2. Die ersten Kämpfe bis zum Waffenstillstand von Poischwitz (4. Juni 1815).

**M**achten schon die nothwendigen Rüstungen und die diplomatischen Verhandlungen ein langsameres Vorgehen, als allen Patrioten erwünscht war, erforderlich, so wurden außerdem noch überflüssige Verzögerungen durch den Umstand herbeigeführt, daß die Oberleitung der Operationen Rußland überlassen blieb. So war dies um so bedauerlicher, als Preußen den Mann besaß, welcher geradezu geschaffen schien, durch Entschlossenheit und Schlagfertigkeit die schnellen Erfolge zu erzielen, deren man dringend bedurfte, um die gehobene Stimmung zu bereinigen und alle Zweifelhafte, wie Oesterreich, zum Entschlusse zu drängen. Der Mann, dessen Name auf aller Lippen war, der hätte es anders sein können, als der kahne Husarengeneral, der Held von Karkau, Gerhard Leberecht von Blücher.

„Aus Blüchers ganzem Wesen“, so schildert ihn neuerdings H. v. Treutschke, „sprach die innere Freudigkeit des geborenen Helden, jene unverwundliche Zuversicht, welche das widerwärtige Schicksal zu handigen scheint. Den Soldaten erschien er herrlich, wie der Kriegsgott selber, wenn der schöne hochgewachsene Greis noch mit jugendlicher Kraft und Anmuth seinen feurigen Schimmel tummelte; geübterische Hoheit lag auf der freien Stirn und in den großen tiefdunkeln flammenden Augen, um die Lippen unter dem dicken Schnurrbart spielte der Schalk der Husarenlist und die herzhafteste Lebenslust. . . . Ganz frei von Menschenfurcht, mit unumwundenem Freimuth sagte Blücher jedem seine Meinung ins Gesicht; und doch lag selbst in seinen größten Worten nichts von Strenge verhehender Schärfe. . . . Die Kunst des Befehlens verstand er aus dem Grunde. Von der Mannschafft durfte er das Unmögliche verlangen, wenn sein „Vorwärts“ aus seinen Augen blühte. . . . Die unverwundliche Kraft des Hossens und Vertrauens wurzelte bei ihm, wie der Stein in einer soliden Krömmigkeit.“

Hätte Blücher nicht unter russischer Oberleitung gestanden, an die Stelle des verstorbenen unfähigen Kutusow war der tapfere, aber unbegabte Wittgenstein getreten. — so wurde schon der April wichtige Erfolge gebracht haben: wenn





Fürst Macher von Wacknitz

Gemalt von H. C. Erdger, Hamburg 1818, geschnitten von Heinrich Begerantz 1861

es nicht gelang Weiddeutschland in Aufruhr zu versetzen, so konnte man die Armee des Vizekönigs Eugen im Magdeburger Lande vernichten, ehe sie mit der Hauptarmee herankam.

Von der Tapferkeit der preussischen Truppen gab der Kampf bei Zörbig am 2. April, Zengnitz, wo Förmbergs kleine Schaar den General Morand besiegte, Zeugnis. In den Schlachten blühten Kugeln zu und Weyer von...



Zu entscheidenden Schlagen mußten die russischen Verstärkungen abgewartet werden; als das russische Hauptheer endlich in Dresden eingetroffen war, April, hatte auch Napoleon sich Thüringen genähert: seine Armee war den Verbündeten fast um das Doppelte überlegen. Südlich von dem alten Lützener Schlachtfeld kam es am 2. Mai zur ersten Hauptschlacht (bei Groß Görschen).

Hatten Tapferkeit und Todesbereitschaft den Ausschlag gegeben, so wären die Preußen Sieger gewesen, welche zuerst dem Marschall Ney die Dörfer Kleingörschen, Rahna und Kaja entzogen, nachher sogar gegen Napoleon selbst diese drei, sowie auch Großgörschen behaupteten. Aber das russische Kommando erwies sich als vollkommen unfähig: die entscheidenden Augenblicke wurden nicht ausgenutzt: um 7 Uhr Abends führte Napoleon, nachdem er die Verbündeten mit einem furchtbaren Artilleriefeuer überzogen, einen Gegenangriff und die Preußen konnten nur noch Großgörschen behaupten. In der Nacht wagte Blücher mit der Reiterei noch einen Angriff, der aber an dem Mißerfolg nichts mehr ändern konnte. Zwar hatten die Verbündeten einen Theil des Schlachtfeldes inne, aber Napoleon den Sieg errungen: er verdankte ihn nicht zum kleinsten Theil seiner Uebermacht, denn Russen und Preußen zählten zusammen nur 70,000 Mann gegen 130,000 Franzosen.

Zählten sich die Truppen auch unbefiegt, — hatte doch der Feind keine Lust anzuweichen — so wurde doch der Rückzug nach der oberen Elbe angetreten. Den Verwundeten gehörte auch Scharnhorst, für den dieser erste Ehrentag vertheilungsvoll war.

Scharnhorst erlitt, seiner Wunde nicht achtend, bald nach der Schlacht noch Wunden, um die österreichischen Staatsmänner für die gute Sache zu gewinnen. Fort abgewiesen, kehrte er seine Bemühungen in Prag fort, während sich seine Wunde in Folge der Mühe und Mangel an sorgfältiger Behandlung in gefährlichem Grade verschlimmert hatte. Es war ihm nicht beschieden, mit eigenen Augen zu schauen, wie sich seine Schöpfungen bewahrten: am 24. Juni erlag er seiner Wunde.

So rühmlich die Preußen bei Groß-Görschen karten, ward ihre Niederlage für die politische,



Gerhard von Scharnhorst — Gemaltiges Bildnis von Rutz

wie militärische Lage sehr nachtheilig. Friedrich August von Sachsen konnte von den Oestreichern gehindert zu werden, aus Prag nach Dresden zurückzuziehen, stellte sich von neuem dem Protector, von dessen Genuß er weiteren Nutzen erhoffte, unbedingt zur Verfügung: die Verbündeten hatten sich bis an die Elbe zurückziehen zu müssen geglaubt, schon konnte Napoleon an einen Ausbruch auf Berlin denken: während er selbst östwärts den Verbündeten folgte, zogen sie sich nordlich ziehen.

Die russische Ueberleitung bewies zum zweiten Male ihre völlige Unfähigkeit. Zwei schwache Korps unter Morl und Barclay de Tolly wurden gegen die dreifach überlegenen Rufen entsendet, sie bezeugten zwar in dem Kampfe bei Weisig und Königswartha (19. Mai) eine bewundernswürdige Tapferkeit, erlitten aber auch schwere Verluste und konnten die Vereinigung mit Napoleon doch nicht hindern. Die Stellung, in welcher die Verbündeten mehr den Angriff der feindlichen Uebermacht erwarten mußten, war ungünstig gewählt. Sie standen in langgedehnter Linie, mit dem linken Flügel an das Lausitzer Gebirge gelehnt, mit dem Centrum noch auf hohem Terrain, den Kreutziger Höhen, — mit dem rechten Flügel in der Ebene, bis an die Elbe, deren Ueberschreitung hier keine besonderen Schwierigkeiten machte.

Am 20. Mai gelang es Napoleon schon, bei Wauken den Uebergang über die Elbe zu erzwingen, noch größere Erfolge errang er am folgenden Tage in hartem Kampfe gegen das Centrum unter Wacker und den bleigestellten restlichen Kampf unter Barclay de Tolly. Schliesslich geriethen die Verbündeten in die äusserste Gefahr umzingelt zu werden und so heillos man, auf kniebedeckten Tränken, den Kampf abzubrechen. Da sich das in mühseliger Ordnung zurückzog und wiederum keine Siegeschancen in der Zukunft der Feinde sah, war Napoleon über den unfruchtbaren Sieg in äußerster Hast zurückgedrungen, unter 40,000 Todten und Verwundeten 25,000 Franzosen das Feld.

Aber dennoch waren die Nachwirkungen der eben erfolgten Niederlage eine gute Sache eben so übel, wie die Folgen der Schlacht von Ulm. Der Versuch, nunmehr Berlin zu nehmen, glückte jedoch nicht: Aus dem westlich heranziehenden Rudiment bei Eutau zurück (1. Juni): aber je weiter sich die verbündete Armee zurückzog, desto unbeschränkter konnten sich die Franzosen in die Elbe festsetzen.

So von Davenport am 31. Mai in Hamburg ein, welches letztere er nicht hatte verlassen mögen. Ein französisches Schützenregiment griff hier die Stadt an, arme Leute wurden als „überflüssige Häuser“ ausgetrieben, die zur Befestigung der Feinde hielten, die Stadt in einen gewaltigen Kesselschloß umwandeln.

Da die Oeasankanten, welche die Franzosen in Hamburg verurtheilten, letztere dem Marshall Davout zur Last gelegt wurden, ist es eine Pflicht der Gerechtigkeit, sich zu erklären, daß neuerdings der Marshall in einem ganz anderen Lichte erscheint. Mit schmerzlichen Herzen und unter Demonstrationen hat er die Stadt wieder regeln angeführt, die ihm sein Imperator anbefahl.

Auf Hardenbergs Rath zogen sich die Verbündeten nicht weiter nach Osten, sondern mehr südwärts, um die Verbindung mit Oestreich nicht ganz zu verlieren.

nach ein glanzendes Gefecht bei Haynau (26. Mai), ein echtes Infantenstück, in Folge dessen der französische Vortrab weit zurückgeworfen wurde, hinderte Blücher den Feind, die veränderte Richtung des Rückzuges rechtzeitig zu erkennen. Zulebens erinnerte sich Blücher gern dieses Erfolges, der auch von der Kampfes-  
 reudigkeit der Preußen Zeugniß ablegt. Anders stand es mit den Russen; Barclay de Tolly, der jetzt den Oberbefehl führte, wollte sein Heer hinter der Oder wieder herstellen. Es war ein Augenblick größter Gefahr: da brachte Napoleon selbst die Rettung. Muthig über seine blutigen Siege, geschwächt durch seine trophäenlosen Triumphe, bot er einen Waffenstillstand an. Er gedachte ihn zu benutzen, um entweder Alexander von Friedrich Wilhelm zu trennen, oder Oesterreich zu sich hinüberzuziehen. Die Verbündeten kannten ihre eigene Schwäche gut genug, um den Antrag nicht zurückzuweisen: auch sie hofften, während der Waffenruhe mit Oesterreich zum Abschluß zu gelangen. So wurde am 4. Juni ein Waffenstillstand, zunächst auf sechs Wochen, zu Pörschwig bei Tauer festgesetzt.

Die Franzosen wurden auf das nordwestliche Schlesien beschränkt und räumten Breslau. Alle Streichvorträge sollten bis zum 12. Juni auf das rechte Elbthal zurückkehren.

Wiewol sich dies Abkommen in der Folge als äußerst heilvoll erwies, erregte die Nachricht von dem Abschluß der Waffenruhe doch bei allen Patrioten und besonders in Berlin die trübste Stimmung. Allmählich wich diese Niederlagenheit bei reiflicherer Erwägung, allein mit tiefem Schmerze und nicht ohne Ingrimm vernahm man dann die Kunde von der Vernichtung des Lufowischen Grenzkorps, welches die Franzosen, gestützt auf den Wortlaut des Waffenstillstands-  
 vertrages, am 17. Juni bei Rügen überfielen.

Der Major von Lufow hatte mit seiner Schar Hof erreicht, als ihm die Nachricht vom Waffenstillstand zuging; dennoch versäumte er, den Rückmarsch rechtzeitig anzutreten, und Napoleon unterließ es nicht, die Gelegenheit zur Bestrafung der „Mäurer“ zu benutzen. Nur der vierte Theil des Lufower, an 1000 Reiter, entkamen, darunter Lufow selbst und der schwerverwundete Theodor Körner.

### 3. Der Anschluß Oesterreichs.

Der Waffenstillstand erwies sich zunächst sehr nützlich, um die preussischen Landwehren weiter zu formiren und anzuzureisen: auch trat schon am 11. Juni Preußen durch den Vertrag von Reichenbach in die Reihe der Allirten, freilich nur unter Bedingungen, die für Preußen ganz besonders drückend waren. Allein die Hauptsache war der Ausgang sehr zweifelhaft.

Kaiser Franz war dem Vollsiege abhold, jedes Gehülfe für Deutschland war ihm fremd: er hatte keinen kaiserlichen Schwiegerohn wegen der Schlacht bei Wagram auf richtig beklümmert. Er dachte nicht entfernt daran, Krieg zu führen, wenn er im Frieden, allernächst durch bewaffnete Mediation, diejenigen Angelegenheiten erhielt, die er im Interesse Oesterreichs bedurfte: was aus dem großen Vaterlande wurde, dessen Heine er einst ge-

tragen, war ihm höchst gleichgültig. Noch weniger hatte er vom Eintritte des Krieges aus Veranlassung, sich für die Wiederherstellung des einst neubehauenen Friedens zu bemühen. Während die Verbündeten die Wiederherstellung der alten Reichsgliederung in Oesterreich, die Auflösung des Rheinbundes und des Herzogthums Warschau, die Rückgabe der Nordseeküste, die Unabhängigkeit Hollands, Spaniens und Italiens forderten, so Oesterreich zufrieden, wenn es seine kaiserlichen Provinzen wieder bekam, das Herzogthum Warschau vertheilt, allenfalls auch Hamburg und Lübeck wieder beigegeben worden. Die Forderung der Nordseeküste hätte zur Voraussetzung gehabt, daß auch England des Krieges gegen Napoleon eintrete. Nur in der Hoffnung, daß Napoleon selbst auf so große Forderungen nicht eingehen werde, konnten die Verbündeten die Forderung der Neutralität auf solcher Basis gestatten. Es war verständlich, daß viel erwartet, daß der Kaiser am 27. Juni zu Reichenbach im Namen der österreichischen Regierung den Verbündeten seine Vorschläge bis zum 20. Juli nicht annähme, wurde darauf abgesehen, 150,000 Mann an dem Feldzuge theilzunehmen und dann auch Europa einer neuen Umgestaltung unterziehen helfen.

Schwerlich wird sich ein Unbefangener überzeugen lassen, daß Metternich's Politik von denen des Kaisers sich wesentlich unterschieden, daß er Zeit gewinnen wollte, um die Kräfte und die Wehrkraft Oesterreichs dann zu Gunsten der Verbündeten in die Schlacht zu werfen. Er ging nach Dresden mit der festen Absicht, den Frieden zu verhandeln, und obwohl er hier Gelegenheit bekam, die Ueberhebung des Imperators gründlich kennen zu lernen, willigte er in die Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum 10. August. In der Zwischenzeit sollte in Prag ein Friedenskongreß stattfinden. Die Verbündeten nahmen sich das gefallen lassen, aber sie erklärten, sie würden notwithstanding auch ohne Frieden den Krieg fortsetzen. Diese Erklärung trug gewiß dazu bei, Oesterreich zum Entschlusse zu drängen. Dazu kam, daß einerseits die Prager Bevollmächtigten der Verbündeten, besonders Wilhelm von Humboldt, entschlossen waren, ein so elendes Akkordieren zu verhindern, andererseits aber Napoleon nach einem glänzenden Siege in Mainz sein volles Selbstgefühl und damit das Vertrauen auf eine glückliche kaiserliche Entscheidung zu gewinnen hatte. So hielt es denn auch der Wiener Hof für gerathen, auf dem Frieden bedacht zu sein und sich bei Zeiten erhebliche Vortheile zu sichern.

Nach einem geheimen Vertrag mit England (27. Juli) sollte Oesterreich das Königreich Italien und Illyrien, überhaupt seine Hand auf der ganzen Halbinsel bekommen. Die Verbündeten hatten dagegen am 22. Juli durch die Ausuchi auf Napoleon's Forderungen, dem Kaiserlichen Vertrage beigetreten. Bernadotte mochte Preussen, Schweden und den Rest seiner deutschen Besatzungen Preussen überlassen.

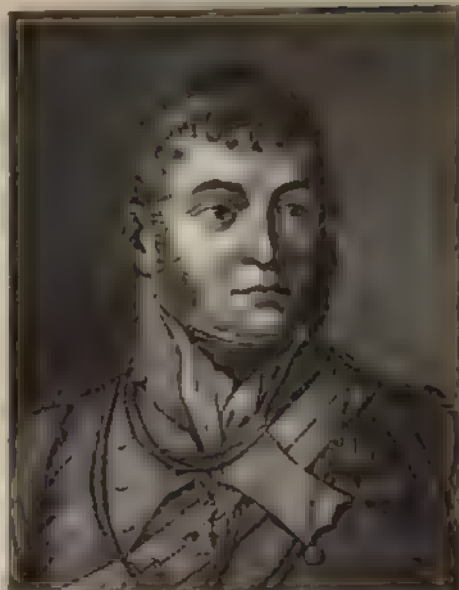
Der Trotz Napoleons trieb Oesterreich den Verbündeten in die Hände. Der Kaiser gab auf Metternich's Ultimatum (vom 8. August) nicht nur keine lehrende Antwort, sondern ließ sie auch so spät abgehen, daß sie am 11. August erst in Prag einlaufen konnte. Wer war über den Ausgang des Krieges als Humboldt? Mit dem letzten Glodenschlage des 10. August erfolgte der Friedenskongreß für geschlossen und eilte auf den Stadtplatz, um das vertheilte Signal zu geben, das weiter und weiter auf Schlesien's Flaggen von der preussischen Flotte vertheilt wurde, die Neudispositionen wurden von neuem begonnen. Schon am 12. August erfolgte die erste Schlacht.

Der Eintritt Oesterreichs zur Koalition war insofern ein untergeordnetes Ereignis, als daß die an Truppenzahl ihrem Gegner endlich überlegen wurde.



wurden auch die Nachteile, die jedem Coalitionheere anhaften, vermehrt. Man mußte jetzt dem Staate, dessen Herrscher doch nur mit halbem Herzen bei dem Kriege war, die militärische Überleitung einräumen. Die schwierige Aufgabe, neben drei Monarchen ein buntgedigtes Heer einheitlich zu leiten, konnte von dem neuen Oberbefehlsherrn, Fürsten Schwarzenberg kaum nothdürftig gelöst werden, für eigentl. strategische Zwecke war Schwarzenberg noch weniger befähigt. Außerdem mußten bei dem neuen Kriegszug nun auch vornehmlich die Interessen Oesterreichs berücksichtigt werden.

In dem Kriegsrathe zu Trachenberg wurde die Formirung von drei Heeren beschlossen (12. Juli). Die Hauptmacht, 233,000 Mann unter Schwarzenberg, sammelte sich an der Nordgrenze Böhmens und deckte die kaiserlichen Staaten. Die Nordarmee unter Bernadotte, 110,000 Mann, stand in den Marken und an der untern Elbe. Blücher mit 95,000 Mann in Schlesien. So konnte man von drei Seiten Napoleon angreifen, während dieser beim Angriff auf eines dieser Heere stets zwischen zwei Feuer gerieth.



Fürst Schwarzenberg.

- Gemalt von M. Sienka 1828.

#### 4. Die Schlachten im August und September 1813.

Napoleon sehr wohl wußte, daß die Seele der gegen ihn gerichteten Aktion Preußen sei, beschloß er, seiner Gewohnheit gemäß, einen ersten entscheidenden Schlag gegen die feindliche Hauptstadt zu führen. Welch einen niederstürmenden Eindruck mußte es nicht auf die Verbündeten machen, wenn es hieß, Berlin sei genommen, sei in Flammen aufgegangen: denn darauf konnten die Berliner geglaubt sein, daß ihre Stadt in Brand geschossen werden würde. Von Berlin bis zur Oder und Weichsel — der Weg war weder lang noch gefährlich.

Und wie leicht schien das Unternehmen! Die Franzosen hatten dabei nur die Nordarmee des Kronprinzen von Schweden, den Napoleon mit Recht geduldet, gegen sich; mit den verachteten Landwehren wurde man ohne Mühe fertig. Wieviel ging Napoleons Geringschätzung nicht soweit, daß er etwa noch einen mehr kühnen als planvollen Gewaltstreich seine Absichten zu verfeinern gedacht hatte, vielmehr wurde das Unternehmen sehr sorgfältig und nicht vorbereitet. Während Cudinot mit dem Hauptheer (70,000 Mann,

namentlich auch Rheinbundstruppen, von Süden her vordrang, sollte ein aus Magdeburg ausfallendes Korps den Kronprinzen in der Planke bedrohen. War schall Davout von Hamburg vorbrechen und die Nordarmee im Rücken fassen. Daß Bernadotte, der aus politischen Gründen seine Schweden schonen mußte, nicht stand halten werde, konnte als ausgemacht gelten.

Den Kronprinzen hatte Napoleon nur zu richtig toxtirt: ja für Bernadotte kam noch ein fernerer Grund hinzu, die Schlacht zu vermeiden: er trug sich mit der stillen Hoffnung, vielleicht einmal der Nachfolger des Imperators zu werden. Wollte er sich diese Aussicht nicht selbst rauben, so durfte er an den Kampf und dem Sieg über seine Landsleute keinen Antheil haben. Er war bereit, Berlin preiszugeben und erließ die nöthigen Rückzugsbefehle; die stützende Vertheidigungslinie, welche die morastigen Gewässer der Havel und Müritze in 24 Stunden südlich von Berlin bilden, hatte er so schwach besetzt lassen, daß die Franzosen mühelos vordringen konnten. Aber der Kronprinz hatte seine Bedingung ohne die beiden preussischen Generale gemacht, welche das Unglück hatten, unter seinem Oberbefehl zu stehen. Tauenzien und Bülow, beide geborene Wälfen,

waren entschlossen, selbst unter Rücksichtung der militärischen Subordination den Kampf um die Hauptstadt zu wagen.



Friedrich Wilhelm von Bülow, geb. den 1. Februar 1755 zu Jüterbog in der Altmark, war ein tüchtiger und tapferer, bis zum Jahre 1813 aber wenig glücklicher Kämpfer. Er war geistreich und fein gebildet, ein Meisterritter in der Kunst des Feldherrn, auf den kein Mannichfalt unbedingt antraute. Graf Tauenzien war im Jahre 1770 zu Gützkow geboren, ein ebensowenig glücklicher, wie ein tüchtiger Charakter.

Was auf zwei Mann hatte sich der Feind, gegen von Bülow, Memmel und Gudinet, am 23. August in der Hauptstadt gegenüber dem Centrum markirte durch den Wald auf Gröben.

W. v. Bülow (von Tauenzien), Königl. Preuss. Generalleutnant.  
Gemalt von Zitzing, gestochen von Volzinger.



ten. Zuerst wurde Tauenzien mit dem linken feindlichen Flügel unter Verbrand handgemessen und schlug ihn zurück. Als nun das Centrum aus dem Walde debouchirte, beschloß Bülow, wiewol er eben den Befehl zum Rückzug auf den Weinberg bei Berlin erhalten hatte, den Angriff zu wagen, bevor Verbrand und Dudinot zur Unterstützung des Centrums herankamen.

Am Nachmittag begann der Kampf bei strömendem Regen: kein Nachtheil für die kammigen Märfker, welche, da die Gewehre versagten, dem Feinde mit dem Kolben zu Leibe gingen. Unter dem Rufe „so flücht et bäter“ räumten sie im Handgemessen unter den schwächeren Gegnern furchtbar auf. Besonders die Sachsen kochten mit Heidenmuth, aber am Abend war Großbeeren verloren, und Krenier mußte sich zum Rückzuge entschließen. Daß er mit seinem Corps nicht völlig vernichtet wurde, hatte er lediglich der Saumseligkeit und Zweideutigkeit des Kronprinzen zu verdanken. Auch daß Dudinot trotz Kreniers Niederlage ungehindert nach Wittenberg zurückgehen konnte, war das Verdienst Bernadotte, der gleichwol die Treulosigkeit besaß, in einem prahlerischen Bericht den Ruhm des Tages von Großbeeren für sich in Anspruch zu nehmen.

Inbetend eilten am folgenden Tage die von langer Sorge befreiten Berliner in das Heerlager hinaus, um die Tapferen zu erquiden, welche hier so recht eigentlich für Haus und Heim gekämpft hatten. Als ein Beispiel echter Vaterlandsliebe wird berichtet, wie der reiche Berliner Buchhändler W. M. Reimer, Hauptmann bei der furmännischen Landwehr, am Tage nach der Schlacht auf Urlaub heimkehrte, um sein jüngstes Tochterlein über die Taufe zu halten, dann aber wieder hinaus zu den Fahnen eilte.

Die Niederlage Kreniers hatte die Vernichtung des Corps zur Folge, welches unter General Girard von Magdeburg aus zur Unterstützung des Unternehmens commanadirte war. Girard versäumte es, sich rechtzeitig zurückzuziehen und ward am 27. August in der Nähe von Melzig durch General Pirschfeld capituliren.

Die numerische Stärke der Feinde war ziemlich gleich, auch kämpften auf beiden Seiten ungekete Truppen. Pirschfeld, ein alter Veteran, hielt von seinen Leuten nicht so viel, als sie über den ersten Schrecken überwunden hatten, zeigten sie ein Ungestüm und einen Kampfeifer, die an Märfker grenzten. Nach hier griff man wegen des Regens in dem Felken, und in dem Dorfe Jagelberg, wo ein großer Theil der Franzosen zusammengepreßt wurde, kam es zu einem grausamen Handgemenge. Die märkischen Bauern hantirten mit ihren umgekehrten Rüsteten wie mit Drecksiegeln und gaben keinen Pardon: in des Wortes eigentlicher Bedeutung wurden die Feinde zusammengebrochen. Von ihnen 12000 Mann brachte Girard nach 2000 nach Magdeburg zurück.

Von geringerer Bedeutung war die Aktion gegen Davout, der zur Zeit der Schlacht von Großbeeren in Wiedenburg eingebrungen war, aber auf die Nachricht von dem Mißerfolge weislich den Rückzug antrat.

Wohlrecht würde man der Gesichte, welche mit Davouts Vorstoß zusammenhängen, gar nicht gedenken, wenn nicht eines derselben dem deutschen Volke einen theuren Helden geraubt hätte. Zum Tode gezwungen durch sein „Schwertlied“ bei der jugendföhre Theodor Körner am 26. August in einem Vorpostengefecht bei Magdeburg. Unter einer Eiche bei Wittenberg behielten ihn seine treuen Krieger. Ein Dichter, dessen Leistungen zu den herrlichsten Erwartungen berechtigten, war der Nation entrissen, theurenwerth und doch beneidenswerth, so lange es als ein Blind gilt, seine theuersten Ideale — selbst um den Preis des eignen Lebens — verwirklichen zu dürfen.



Die Siegesnachricht ward im Hauptquartier der Verbündeten mit um so  
 ter Freude vernommen, als die böhmische Armee eben eine schwere, beinahe  
 naghervolle Niederlage erlitten hatte. Schwerfällig hatte sie das allerdings  
 ige Terrain des sächsischen Erzgebirges, in viele Kolonnen getheilt, über-  
 en, um dem Kriegsplane gemäß Napoleon in den Rücken zu fallen. Ein  
 heil des Heeres hatte schon am 25 August die Höhen des linken Elbufers  
 Dresden erreicht: mit diesen 60,000 Mann konnte man wol einen Hand-  
 auf die schwachbesetzte Stadt wagen. Aber in dem Kriegsrathe fehlte es  
 luth, und so gewann Napoleon grade noch Zeit, am folgenden Morgen  
 en aus Schlesien herbeigeführten Truppen sich in die Stadt zu werfen.  
 n organisirte er den Widerstand; die Verbündeten waren über die Kunde  
 einem Eintreffen so bestürzt, daß sie am liebsten ohne Kampf abgezogen  
 : nur das persönliche Dazwischensetzen des preussischen Königs bestimmte  
 Kriegerath, den Befehl zum Angriff zu geben.

Schlecht geteilt errangen die Verbündeten am Nachmittag des 26. August nur un-  
 bedeutende Erfolge: aber noch am Abend entriß ihnen Napoleon durch einen herzhafte-  
 n Schlag die wenigen Punkte, an denen sie festen Fuß gefaßt hatten, und drängte sie bis  
 in die Höhen zurück. Am nächsten Tage erneuerte man den Kampf, eigentlich schon ohne  
 die Siegeshoffnung, nur um sich den Rückzug zu sichern. Denn schon in der Nacht war  
 e Nachricht gekommen, General Vandamme sei dabei, auf einer kürzlich geschaffenen Heer-  
 stehe den Verbündeten voranzutreiben, ihnen den Rückzug nach Teplitz abzuschneiden. Der  
 1. August verschlimmerte die Lage des böhmischen Heeres. Der linke Flügel desselben  
 hat im Plauenischen Grunde durch Murat eine gewaltige Niederlage, durch welche die  
 positionen sich der Straße nach Freiberg bemächtigten; der rechte Flügel war zwar von  
 e Straße auf Teplitz abgedrängt, ermöglichte aber durch seine tapfere Gegenwehr dem  
 Hauptquartier den Rückzug anzutreten. Man hatte 10,000 Tode und Verwundete; 20,000  
 frangene, größtentheils Oesterreicher, lagerten in den Kirchen Treidend und im Hofe des  
 Königs.

Nach General Morzau, der sich bei den Verbündeten eingekanden hatte, um seinen  
 den Abzügen bekämpfen zu helfen, wurde ein Opfer der Schlacht von Dresden. Er war  
 e Weisung mit Alexander, als ihm eine Kanonenkugel beide Beine zerschmetterte. Er  
 jeth, nachdem er sich noch hatte operiren lassen, am 2. September zu Laun.

Die Verwirrung in dem geschlagenen Heere, dem nur eine einzige Land-  
 über Altenberg nach Dux und Teplitz — für den Rückzug zu Gebote  
 war außerordentlich: das Oberkommando verlor den Kopf: es war selbst  
 unmöglich, daß die Koalition mit Oesterreich zerfiel. In der That wäre die  
 Armee einem schweren Verhängniß kaum entgangen, wenn Napoleon die  
 gung energisch betrieben hätte. Unbegreiflicher Weise unterließ er das,  
 vielleicht, weil er die Früchte des Sieges ohnehin überhäufte, nach her  
 ihn die inzwischen aus der Mark und Schlesien eingetroffenen Hubs-  
 zurück. So wurde die Verfolgung zunächst nur von Vandamme mit  
 e Mann in Scene gesetzt. Aber auch so noch war die Lage des böhmischen  
 e, das, in kleine Abtheilungen aufgelöst, auf vielen Nebenstraßen und Ge-  
 faden den Rückweg suchen mußte, übel genug: gelang es Vandamme, vor

den Verbündeten im Teplitzer Thal anzukommen, so konnte er die vereinigten dem Gebirge herabsteigenden Korps leicht vernichten.

Die Schnelligkeit des Prinzen Eugen von Württemberg, der mit seinen Truppen beim Königsstein Vandamme gegenüberstanden, rettete die Armeen. Er bewog dem französischen General die große östliche Straße freitrag zu machen und griff an in einem blutigen Gefecht den Weg nach Peterswalde, das er, von Vandamme verfolgt, glücklich erreichte. Da der Prinz am folgenden Morgen angegriffen wurde, zog sich weiter nach Süden ziehend, den Rollendorfer Berg herab nach Kulm und schloß dem König von Preußen, der schon nach Teplitz gelangt war, er könne mit seinen Truppen sich gegen die Uebermacht schwerlich lange behaupten: die russischen Generale wollten auf wirklich das Feld räumen. Da ermutigte der König die Müssen zu verzweifelten Stande und versprach, alle die aus dem Gebirge einzeln abweichenden Korps nach dem bedrohten Punkt zu richten. So bewog er den russischen General Tschernomir, den Kampf anzunehmen. Die sonst so zärtlich geliebten Gardes fichten mit größter Tapferkeit unter außerordentlichen Verlusten, Thiermann selbst hatte den linken Arm in der Schlacht drohte schon eine bedenkliche Wendung zu nehmen, da erschienen Verstärkungen und keckten den Kampf wieder her. Als die Nacht einbrach, dachte die Kaiserin den ehrenvoll behaupteten Kampfplatz. Am nächsten Tage gedachte Vandamme den entscheidenden Schlag zu führen, denn er erwartete mit Bestimmtheit, daß von Norden her Verstärkungen ankommen würden. Da der Kampf am 30. dem französischen General keinesweges schnellen Erfolg in Aussicht stellte, schaute er sehnsüchtig nach jenen Verstärkungen aus. Wirklich zeigten sich am Vormittag Truppen, welche den Rollendorfer Berg herabstiegen, aber es war nicht die erwartete Hilfe unter dem Marschall Blücher, sondern der General Kreisl, welcher, halb nothgedrungen, diese Straße hatte nehmen müssen und nun Vandamme im Rücken saßte.

Kreisl ist zwar, weil er die Entscheidung brachte, unter dem Namen „Held von Rollendorf“ von seinem dankbaren Monarchen in den Grafenstand erhoben worden, wurde aber eigentlich durch die Umstände zu der Heldenthat fast gezwungen. Da er die Befehle, welches ihm am Abend des 29. von Friedrich Wilhelm zum Rückzuge gegeben war, nicht fortkommen konnte, beschloß er mit seinem Generalquartiermeister sich auf das von Vandamme eben verlassene Rollendorf zu dirigiren, allerdings ein Entschluß, der seiner Umißt und Vaterlandsliebe alle Ehre macht.

Der eiserne Vandamme gab den Kampf noch nicht auf, obwohl er das Ueberwiegende der Lage klar erkannte. Er wandte seine Hauptkraft südwärts, um den französischen General zu erklämpfen: jedoch war alles vergebens; von allen Seiten umringt, mußte er Vandamme mit 10,000 Mann ergeben. Da er sich durch seine Gesandten in demselben Land einen üblen Namen gesekert, konnte man ihn kaum vor Nachahmern warnen.

So verlustreich die Tage von Kulm gewesen, waren sie von den entscheidendsten Wirkungen. In gemeinlichem Kampfe war die Waffenbrüderlichkeit so damit die Koalition neu gestärkt, die Schlachtpfeile von Dresden völlig ausgetilgt worden. Die Monarchen hatten allen Grund, am 3. September zu danken: die bisherigen Erfolge ein feierliches Dankfest zu veranstalten.

Die Reihe der Niederlagen Napoleons sollte bald durch eine neue vermehrt werden. Wenn die energische Verfolgung der böhmisches Armeen sich deswegen unterbrochen war, weil Napoleon nach der Dresdener Schlacht einen neuen Angriff auf Berlin plante, so war für ihn ein Glück, an dieser Stelle ganz besonders wünschenswerth und eine Niederlage drohte.

Napoleon hatte den Marschall Ney, der aber selbst kein richtiges Vertrauen zu dem Unternehmen hatte, ersuchen, die Scharte von Großbeeren auszuweken; er sollte das Dubinotsche Korps, welches noch an der Elbe stand, übernehmen, an dem bei Treuenbriezen postirten Kronprinzen von Schweden vorbei direkt auf Berlin losziehen. Am 3. September traf Ney bei dem Heere ein und machte sich am 4. September auf den Marsch von Wittenberg nach Züterbog, am folgenden Morgen warf er die preussische Vorhut bei Bahna. Wieder wollte es der Kronprinz zu keiner Entscheidungsschlacht kommen lassen, aber zum zweiten Male widersehten sich Tauenzien und Bülow. Ney glaubte, er würde es nur mit dem ersteren zu thun haben und ahnte nicht, daß Bülow bereits auf der Jauer lag, um ihn im Rücken und in der Flanke anzugreifen: ohne zu wissen, wie nahe ihm Bülow war, setzte er am 6. September seinen Marsch auf der Straße über Dennewitz nach Züterbog fort.

Die Schlacht, welche sich an diesem Tage entwickelte und gewöhnlich nach dem Orte Dennewitz benannt wird, zerfällt eigentlich in drei besondere Schlachten und bietet daher für eine genauere Beschreibung außerordentliche Schwierigkeiten. Den ersten Abschnitt bildet Tauenziens Kampf gegen Bertrand auf den Höhen zwischen Kaltenborn und Züterbog; von 9—1 Uhr tritt der preussische General hier mit Todesverachtung gegen eine große Uebermacht. Schon glaubten die Franzosen die Straße auf Berlin sich eröffnen zu haben, als Bülow ihnen in die linke Flanke fiel. Diesen Augenblick benutzte Tauenzien zu erneutem Vorgehen und drängte die Franzosen von Dennewitz ab.

Bülow selbst kämpfte seit 1 Uhr mit Reynier bei Niedergörsdorf, eine zweite Kolonne bei Gölsdorf gegen die Sachsen und Dubinot. Namentlich um den Besitz von Gölsdorf wurde beiderseits mit ausgezeichnete Tapferkeit gekämpft. Die Entscheidung brachte an dieser Stelle der General Vorstell, welcher trotz der Gegenbefehle des Kronprinzen Bülows Mahnungen gehorchte und gegen 4 Uhr bei Gölsdorf eintraf. In der Zwischenzeit waren die Franzosen aus Niedergörsdorf vertrieben und bei Dennewitz völlig zersprengt. Um die Rückzugslinie zu sichern, rief Ney Dubinots Korps zu Hilfe und damit war Reynier geschwächt und verloren. Dubinots Hilfe kam zu spät, bereits hatten Bertrands Scharen die Flucht begonnen; er wurde mit in das Getümmel gerissen. Als die Schlacht gewonnen war, nahen russische und schwedische Truppen, die Bernadotte abgeschiedt hatte, um den Sieg sich nachher selbst zuschreiben zu können, den einzig und allein preussische Tapferkeit errungen. Der Erfolg war vollständig: Ney, tapfer zugleich und ehrlich, bekannte seinem Herrn, er sei total geschlagen. Nur in einem Punkte verlegte er, um der französischen Eigenliebe willen, die Wahrheit aufs gräßlichste. Die Schuld der Niederlage schrieb er den Sachsen zu, welche doch hier, wie bei Großbeeren, mit größtem Opfermuthe gekämpft hatten. Im übrigen geschah den Rheinbändnern ganz recht, daß sie im Gefolge der Niederlagen nun auch die Schmach ihrer Dienstbarkeit zu fühlen bekamen.



## 5. Politische und militärische Vorgänge bis zur Schlacht bei Leipzig

Die letzten Ereignisse hatten den Rand der Allüren in erschütterter Weise festigt, und so wurden am 9. September in den Teplitzer Artikeln das Endziel des Krieges die Punkte bezeichnet, auf die Preußen von Napoleon gedrungen hatte: Auflösung des Rheinbundes, Veseitigung der französischen Herrschaft auf dem rechten Rheinufer, Herstellung des Reichthums von 1815 für Oestreich und Preußen. War man so im allgemeinen einig, so gaben die Ansichten im einzelnen desto weiter auseinander: namentlich was die Zukunft Deutschlands betraf. Hardenberg hatte allzu sorglos davor gewallt, daß der den Teplitzer Vertrag den Rheinbundstaaten unbedingte Unannehmlichkeit war wurde: er dachte dabei nur an die Aufhebung des französischen Protektorats. Metternich wollte den Rheinbundstaaten die volle Souveränität belassen, da eine neue Reichsverfassung unmöglich werde, in der Oestreich seine alte Stellung doch nicht behaupten konnte. In der Verfassungsfrage unterschieden sich Stein und Hardenberg, welche in Bezug auf die Herabdrückung der Wiener Meinung waren: Stein schwärmte noch immer für das Kaiserthum, und er trotz alledem den Habsburgern zuwenden wollte: Hardenberg — das war die alten Wartensteiner Projekte — war zwar bereit, Oestreich den künftigen Einfluß im Süden zu überlassen, wenn derselbe im Norden Preußen gelassen wurde, aber die Wiederherstellung des Kaiserthums verworf er entschieden. Er legte er die Bestimmung über das Schicksal der Südstaaten vertragen: die Hand Oestreichs, welches denn diese Frage nicht nach Deutschlands Wohl nach seinen eignen Interessen erledigte.

So erhielt Baiern durch den Vertrag von Ried (5. Oktober) durch Oestreich glänzenden Bedingungen, nachdem es seinerseits auf Tirol, Salzburg &c. zu Gunsten des Kaiserstaats verzichtet hatte. Der Kernstaat des Rheinbundes behielt einen großen Theil seines Landes, behielt seine volle Souveränität: — einer starken centralisirten Verfassung war damit vorgebeugt. Was Baiern gewährt wurde, konnte man seinen Schuldigen süßlich nicht vorenthalten.

Nach die alten hohenzollernischen Besitzungen, Ansbach und Bayreuth, hatte Oestreich den Baiern zugesichert, denn damit erreichte die östreichische Staatskunst ihr Ziel, Preußen aus Süddeutschland zu verdrängen. So angedrängt Friedrich Wilhelm durch die leere Bevölkerung jener Lande war, ließ sich nichts anheben; man mußte sich einer feierlichen Verwahrung der Rechte Preußens begnügen.

Oestreichs Nachgiebigkeit gegen Baiern war um so mehr ein diplomatisches Schwachstück, als auf den früheren oder späteren Anschluß Baierns herab wenig anstand, und es selbst zusehen, daß es in den Sturz seines Protektors nicht verwickelt wurde.

Nicht als ob Napoleons Sturz am 5. Oktober schon feststand: Napoleon war er doch ein großer Schlachtenmeister. Aber man hatte ihn aus seiner gesicherten Stellung weggedrängt und durfte mit einigem Rechte auf den ersten Sieg rechnen: Baiern gab dabei auf keinen Fall den Ausschlag.

Die Ereignisse, durch welche sich Napoleons Lage verschlechterte, kamen in folgender Weise vollzogen.



Nach den Augustschlachten beherrschte Napoleon noch immer die Elbe in ihrer ganzen Ausdehnung: er beabsichtigte hier den Winter zuzubringen, wenn ihm keine Gelegenheit bot, dem Feinde eine entscheidende Niederlage beizubringen: denn nachgerade bedurfte er in hohem Maße eines Sieges. Jetzt aber verweigerten ihm die Verbündeten hartnäckig den Kampf, obwohl sie nicht zu werden, ihn zu necken und zu beunruhigen. Im Anfang September wandte sich Napoleon zuerst gegen Blücher, der sich aber weislich zurückzog, dann gegen die böhmische Armee, welcher er am 10. September in der Nähe des Schlachtfeldes von Kulm den Kampf anbot, aber doch nicht mit solcher Entschiedenheit, daß er die gewünschte Schlacht herbeigeführt hätte. In der ganzen nächsten Woche wurde im böhmischen Heer scharmuselt, selbstverständlich ohne Nutzen. Schwarzenberg hatte freilich solchen Schreck bekommen, daß er Blücher anwies, die Sicherung des böhmischen Heeres anzurücken; aber auch diesmal verstand er sich das thörichte Aninnen geschickt abzulehnen. Er ließ im Hauptquartier annehmen, es sei zweckmäßiger, wenn man ihn nach der Elbe rechts abhiewenken ließe, so werde die Verbindung mit der Nordarmee hergestellt, Napoleon, in der Nähe und nach Ueberschreitung des Flusses auch im Rücken bedroht, genöthigt werden, Dresden aufzugeben und bei Leipzig die Schlacht anzunehmen. Die böhmische Armee, durch die erwarteten Reserven Vennigiens verstärkt, müsse eben-  
falls abrücken.

Zwar durfte Blücher den Plan nicht gleich ausführen, da Vennigien erst erwartet werden sollte, aber seine Berechnung war richtig. Denn Napoleon wurde äußerst unruhig, als es einzelnen Streifpartien gelang, trotz aller Wege-  
sperren die Elbe und Saale zu überschreiten, weithin Schrecken zu verbreiten, Wälder abzuschneiden, Bruchstätten aufzufangen u. s. w.

Thielmann, der Husar von Colomb, vollbrachte so manch wackeres Stück, und ein Versuch, sie einzuschüchtern, endigte in Leipzig mit der völligen Niederlage des Marschalls Dessolles. Vor Rastatt sogar erschienen am 28. September der kühne Russe Ugaritschew und nahm die Stadt zwei Tage später; kehrte auch der entflohene Jerome nach wenigen Tagen zurück, mit seiner Herrlichkeit war es vorbei.

Aber alles dies konnte keine entscheidende Wirkung ausüben: erst mußte die der drei Armeen die Elbe überschritten haben. Die Nordarmee konnte es nicht, so lange Wittenberg in feindlicher Hand war; Bülow machte am 24. September die Erfahrung, daß diese Festung erst nach erfolgtem Elbübergange fallen würde.

Endlich gab Blüchers Eigenmächtigkeit den Ausschlag: noch einen Tag bevor Vennigien im Teplitzer Thale angelangt war, trat er (25. September) den Rückmarsch aus der Lausitz an die Elbe an. Eiligst versicherte er sich des Angreifens der Nordarmee; traute er auch den schriftlichen Zusagen Bernadottes nicht, so verließ er sich um so mehr auf Bülow und Tautenzien, welche sich dafür versorgten, daß die Nordarmee nicht ganz zurückbleiben werde.

Zum Uebergang über den Fluß wählte Blücher die Stelle, wo die schwarze Elster in die Elbe geht, zwischen Torgau und Wittenberg, ein Terrain, dessen Schwierigkeiten

ihm nicht genügend bekannt waren. Mit Recht betrachtete das vertheidigte Corps den Uebereingang hietz, seine durch Wasser, Sumpf und Dämme gebildete Stellung in Wartenburg und Plebda als uneinnehmbar. Denn im Jahre des napoleonischen Blücher gab es nur einen General, dem man das tollkühne Unternehmen zuschreiben konnte und dieser erklärte es für unmöglich. Dennoch errang er unter schweren Verlusten den Erfolg, zu dessen Gedächtniß er den Namen Dorf von Wartenburg erhielt, an dem blutigen Tag des 3. October; aber er wußte auch, daß die Tausenden, welche er gegen die menschlichen Gekerkerten geleistet und daß der größte Antheil am Siege dem unerschrockenen Helden zumal. Was man dem Helden nie zugetraut hätte, geschah am 3. October Schlachttage; als das zweite Bataillon des Kolberger Bataillons, das den ersten Mann verloren hatte, an ihm vorbeizog, nahm er die Flucht ab und stand am Hauptes, bis der letzte Mann vorüber war.

Die Franzosen gestatteten Blücher, am 2. October zwei Brücken zu bauen, die die Position für uneinnehmbar hielten und daher allzu sorglos waren. Wartenburg, nämlich in einer Biegung des Stromes auf einer Landzunge, welcher nach vorn ein hoher Elbarm und ein hoher Elbdamm als Graben und Wall dienen. An den Strom ist durchschnittenes Terrain, das durch Verhau noch besonders ungangbar gemacht war. Der Angriff in der Front, wo ein schmaler Damm auf Wartenburg selbst führte, war es möglich, als der feindliche rechte Flügel auf Plebda geworfen war. Da ließ sich auf dem Damm vorgehen, zugleich auch den Angriff auf der ganzen Front erneuern. In Horn das Pferd unter dem Leibe erschossen ward, sprang er auf, ergriff das Gewehr eines gefallenen Musketiers und watete voran mit dem Mute: „Ein Hundstott, was ist das!“ Mit dem Bajonett wurde der Feind geworfen. — Auch die schließliche Entscheidung fiel hier unvergänglich in ihm.

Da Blücher die Elbe überschritten hatte, mußte auch der Kaiser Napoleon den Schweden folgen: beide Armeen dehnten sich auf dem linken Ufer aus. Napoleon wollten sie nicht, sondern den Kaiser der böhmischen Armee abzurufen. Napoleon, der die ihm drohende Gefahr sofort erkannte, ließ nun von Dresden auf und suchte Blücher zu einer Schlacht zu verlocken, aber der Feind hinter die Saale und postierte sich so, daß er die Straße nach Leipzig hielte. Napoleon durfte ihm nicht folgen, weil auch schon die kaiserliche Armee über die Elbe gegangen war und allmählich erschien. Da faßte er nun einen kühnen Plan: er ließ von einem Theil seines Heeres einen Vorposten nach Norden machen: es galt Berlin. Vielleicht konnten Blücher und der Kaiser abgelenkt, die isolirte böhmische Armee übermächtig werden. Dasselbe Vernabotte in die größte Verstärkung und Taugenien trat den Kaiser an, aber Blücher ließ sich nicht irre machen, und Napoleon gab auf. Er hoffte die auf Leipzig anrückende böhmische Armee zu bekämpfen, ehe sich die beiden andern Heere mit ihr vereinigt hätten. In Berlin sein Schlachtenglück verknüpfte er es, dem Kampfe auszuweichen. Da es abzuweichen: aber diesmal sollte ihm sein Selbstvertrauen, so bereitet er zum Verderben gereichen und auf dem alten Schauplatz großer Kämpfe auch sein Geschick sich erfüllen.

## 6. Die Schlacht bei Leipzig (16. und 18. Oktober 1813).

Napoleon glaubte noch immer, daß er es zunächst nur mit der böhmischen Armee zu thun haben werde, der er an Streitkräften ungefähr gewachsen war. Daß Bernadotte, der alte Zauberer, möglichst fern bleiben werde, sah er als sicher an; Blücher, meinte er, sei zu entfernt, um rechtzeitig eingreifen zu können.

Er hielt fast sämtliche Dörfer um Leipzig besetzt: da die böhmische Armee von Süden her anrückte, hatte er hier sein Centrum in Liebertwolkwitz und — weiter westlich in Wachau. Sein linker Flügel, in dem die Dörfer Markkleeberg und Connewitz lagen, zog sich über die Pleiße und Elster bis Bindenau: an ihn schlossen sich ostwärts die im Norden von Leipzig aufgestellten Korps. Die Stellung war nicht günstig, wenn man nicht auf den Sieg rechnen konnte, denn die einzig mögliche Rückzugsstraße führte über Bindenau, und alle südwärts von Leipzig stehenden Truppen mußten im Fall des Mislingens erst die enge Stadt, dann die Elster passieren, über welche nur eine Brücke führte. Große Schwierigkeiten bot dies Terrain nur an der Pleiße und Elster dem Angreifer, bei Connewitz und Markkleeberg, weil sich hier große Sumpfsümpfungen ausdehnten. Napoleon gedachte, das böhmische Heer Wachau gegenüber, etwa bei Guldengossa, im Centrum zu durchbrechen und es dann in dem sumpfigen Terrain des Gießfließens zu vernichten, das sich südlich von Markkleeberg in die Pleiße ergießt.

Schon am 11. Oktober kam es hier vor Wachau und Liebertwolkwitz in Folge einer Rekognoszierung, die Schwarzenberg anordnete, zu einem großartigen Beispiel des Kampfes, einem glänzenden Reitergefecht, bei dem der König von Neapel, Murat, beinahe dem Säbel des preussischen Dragonerleutnants Guido von der Lippe erlegen wäre. Hätte man Gneisenaus Rathschläge befolgt, so hätte die böhmische Armee auch am 16. Oktober noch nicht mit voller Energie angreifen dürfen, weil man hoffen konnte, Napoleon später mit Hilfe der herankommenden Heere des Kronprinzen und Blüchers völlig zu erdrücken und ihm noch ein nach Westen entsendetes Korps sogar den Rückzug zu verlegen.

Aber Schwarzenberg befolgte diesen Rath so wenig, wie einen zweiten, welcher aus dem Hauptquartier des schlesischen Heeres stammte, man empfahl ihm, mit seinem rechten Flügel den Hauptstoß zu machen und die Verbindung mit der Nordarmee östlich von Leipzig zu suchen. Statt dessen befolgte er den Rath des ehrgeizigen Jangena, eines erst seit kurzem in österreichische Dienste getretenen Sachsen, und warf einen großen Theil seiner Streitmacht in die tiefe Niederung an der Pleiße und Elster.

Die Schlacht ward für den 16. dem Heere durch folgende Proklamation angekündigt: „Kaiserliche Kriegsglocke, die Stunde schlägt. Rüstet Euch zum Streit! Russen, Preussen, Oesterreicher! Ihr alle kämpft für eine Sache, für die Freiheit Europas, für die Unabhängigkeit Eurer Staaten, für die Unsterblichkeit Eurer Namen. Alle für Einen, Jeder für Alle. Mit diesem Heldengeist eröffnet den heiligen Kampf! Bleibt ihm treu in der entscheidenden Stunde, und der Sieg ist Euer.“

Frühe, kalt und regnerisch brach der Morgen des 16. Oktober an: bald 8 Uhr eröffneten die Verbündeten auf der ganzen Linie die Schlacht.

Mit dem äussersten linken Flügel nahm Kienitz beim fünften Sturm an, gerathet aber in eine sehr gefährliche Lage, da der österreichische General Mervelt, nach Lindenau nehmen sollte, bei Cornowitz gefangen wurde und der Kampf bei Zitzsch, die Liebertwollwitz nach hartem, blutigem Ringen doch zuletzt einen für die Preussischen günstigen Ausgang nahm. Selenau war von Liebertwollwitz abgeschlagen, der Kaiser von Württemberg hatte nach enormen Verlusten auf Guldengossa, eine Viertelmeile südlich von Wadkau, zurückziehen müssen. Napoleon hielt den Sieg für sicher, er ließ die Stadt die Glocken läuten zu lassen. Ein letzter Gewaltstoß kostete den Sieg vollständig. Schwangen die Geschütze, mit denen Napoleon hier seinen Erfolg errungen hatte; eine gewaltige Reiterchar unter Marais Führung stürzte auf Guldengossa ein. Sie kam bis auf einige hundert Schritt an den Hügel, von dem aus die Preussische Ueberwältigung der Schlacht verfolgten. Schnell warf sich dem Feinde entgegen, mit der Stelle war, Russen und Preussen, Infanterie und Kavallerie, vor allem die bayerischen Garderegimenten und Gardeschützen Alzonsberg: der Angriff ward abgeschlagen, die Preussischen wandten um. Auch ein zweiter Versuch, Guldengossa mit Infanterie zu nehmen, scheiterte.

Einen anderen Ausgang hatte der Kampf hier im Süden genommen. Der Marschall Marmont, wie Napoleon erwartete, seine Stellung im Norden von Leipzig hatte aufgeben können, um durch frische Streifkräfte die Entscheidung zu bringen. Allein er sah sich bei Möckern durch einen Kampf festgehalten, der, blutiger noch als der bei Wadkau und Liebertwollwitz, förmlich eine neue Schlacht bildete. Sein Gegner war York mit einem Theile der sächsischen Armee. Denn Mäcker hatte nicht wie Napoleon voraussetzte, von Halle den Umweg über Merseburg gemacht, sondern marschirte, obwohl ihm Bernadotte folgte, auf dem kürzesten Wege über Schleiz. Von Nordwesten her an Leipzig: Zaden und Langenon begleiteten ihn zur Linken.

York traf auf Marmont in äußerst fester Stellung auf den Höhen an der Mündung des Möckern, das zu einer kleinen Felsung umgestaltet war: auf dem etwas anstehenden Hügel waren zahlreiche Geschütze vorthellhaft posirt. Nach drei blutigen Stürmen nahmen die



Aussicht von Möckern, nach der Beschädigung und Eroberung am 16. Oktober.  
Veranschaulichte Abbildung aus „Kriegsgedächtnis der Vorkriegszeit“ aufgenommen von J. J. Möckern, Leipzig.  
gärtnerische Buchhandlung, 1867



preußen, Sächsen und Brandenburger das Dorf; da aber Marmont bemerkte, daß Van Meteren und Sacken, im Kampf mit Menner begriffen, noch entfernt waren, ging er, durch seine Artillerie aus Hehlis verstärkt, selbst zum Angriff vor. Fünfzig französische Geschütze besetzten die Poststraße entlang. Alle Versuche, das wieder verlorene Dorf zu nehmen, waren vergeblich, wenn es nicht gelang, diese furchtbaren Batterien zum Schweigen zu bringen. Da benutzte der Major von Zohr einen günstigen Augenblick, als aufstrebende Pulverwagen im feindlichen Aufwühl Gewirrung anrichteten: er brach zuerst mit brandenburgischen Husaren durch und nahm eine Batterie; nach einem Heiterkampf mit Württembergern und Franzosen ward eine zweite genommen, zuletzt ging York selbst mit der ganzen verfügbaren Kavallerie vor, und Aufwühl erkletterte nun doch das Dorf. Auch die Höhen zur Linken, wo der Major D. A. von Krosigk wie ein zweiter Bielefeld seinen Brandenburgern den Weg in ein feindliches Viereck bahnte, waren nun endlich erobert. Franzosen wie Preußen hatten an Tapferkeit geweiht: mit dem dritten Theil seines Heeres erkaufte York den Sieg. Als Marmont, 30 Geschütze und 2000 Gefangene in den Händen der Sieger zurücklassend, nach Leipzig entwich, erscholl wie einst bei Deuthen, ein freudiges „Man dankt alle Gott!“ über das Schlachtfeld. Dieser Sieg, und das konnte York jetzt noch nicht übersehen, hatte aber auch die böhmische Armee vor der Vernichtung bewahrt.

Der unentschiedene Kampf mit der böhmischen Armee hatte für Napoleon endlich schon die Bedeutung einer Niederlage: denn wenn er am 16. bei gleichem Streitkräften sich den Sieg nicht sichern konnte, so schwanden die Aussichten noch mehr, wenn nach dem Eintreffen der gesamten blücherischen Nordarmee, die Zahl seiner Gegner sich fast verdoppelte. Er verhehlte die Gefahr nicht und brachte in einer Ziegelhütte zu Meusdorf eine halbe Nacht zu. Aber sein Stolz gestattete ihm nicht, den Rückzug anzutreten, nach welchen er auch die Besatzungen der in seinen Händen befindlichen Festungen abgegeben haben würde. Wie oft hatte er in eben so schwieriger Lage zuletzt noch triumphirt! Er beschloß das Kriegsglück zum zweiten Mal zu versuchen. Als er aber am andern Morgen, den 17. Oktober, über das Schlachtfeld ritt, wurde er doch zweifelhaft: er sandte den gefangenen österreichischen General Karelldt an seinen Schwiegervater und erklärte sich zu Verhandlungen bereit. Diesmal hatte er sich in dem guten Kaiser Franz getäuscht, auch waren die Erbfeindungen an sich unannehmbar. So gewannen die Verbündeten nur so, alle ihre Streitkräfte heranzuziehen. Am Vormittag des 17. traf im linken Heer Collorede, am Nachmittag Bennigsen ein; auch Bernadotte hatte endlich in Marsch gesetzt und auf dem alten Siegesplan der Schweden, Preußenfeld (nördl. v. Leipzig) an Blüchers linker Seite Stellung genommen. Während der Kampf am 17. im allgemeinen ruhte, konnte der rastlose Mächer nunmehr, den Gegner noch aus den zwischen Mölkern und Leipzig gelegenen östern Wäldern und Entzern zu vertreiben.

Nur den Kampf des folgenden Tages verfügten die Verbündeten über mehr als 200,000 Mann: Napoleon hatte nur 160,000 und daher seine Schlachtlinie zu verlagern, indem er sie näher an Leipzig heranzog. Den Schlüssel seiner Stellung bildete jetzt das nordöstlich von Liebertwosky gelegene, stark besetzte Kottbus. Er wußte jetzt, daß er nur noch um einen geordneten Rückzug

kämpfen werde und ertheilte schon um 3 Uhr Morgens dem in Lindenau stehenden Bertrand die nöthigen Befehle. Er selbst begab sich nach dem rückwärts von Probstheida (bei Stötteritz) gelegenen Thonberg: von hier aus, neben einer durchlöchernten Windmühle, lenkte er die Schlacht.

Hellleuchtend brach der 18. Oktober an, der Deutschland und Europa die Freiheit wieder geben sollte, wiewohl erst nach den schwersten und schmerzlichsten Opfern.

Die Angriffe der böhmischen Armee waren wieder nicht entscheidend. Giulay, der auf dem äußersten linken Flügel Lindenau angreifen sollte, um dem Feinde den Rückzug zu verlegen, wurde durch Schwarzenberg selbst zurückgehalten: rechts neben ihm mühte sich der Prinz von Hessen-Homburg vergeblich, mit seinen Oesterreichern an der Pleiße auf Connewitz vorzugehen, das Centrum, die erprobtesten preussischen und russischen Truppen unter Kleist, dem Prinzen Eugen und Barclay richteten mit dem größten Heldennuth gegen Bachau, Liebertwolkwitz und Probstheida nichts aus; denn hier feuerte die Nähe des Imperators auch die Franzosen zur Entfaltung der zähesten Widerstandskraft an. Glücklicher war die dritte Kolonne, welche unter Bennigsen's Führung, über 60,000 Mann stark, auf dem äußersten rechten Flügel die Dörfer Buckelhausen, Holzhausen, Zweinausdorf nahm und sich bis Paunsdorf und Möllau ausdehnte, den feindlichen linken Flügel streifend.

Diese Gelegenheit benutzten 3000 Sachsen aus Meyniers Corps, mit 19 Geschützen zum Feinde überzugehen: ihrem Wunsche, gleich gegen die Franzosen kämpfen zu dürfen, wurde nicht ganz gewillfahrt, nur die sächsische Artillerie ließ Bennigsen eingreifen.

Bennigsen's Erfolge wurden erst werthvoll, als die Nordarmee so weit vorgeedrungen war, um ihm hier auf der Ostseite von Leipzig die Hand zu reichen. Daß diese Armee überhaupt eingriff, war ausschließlich das Verdienst Blücher's. Er gab dem Kronprinzen die Hälfte seiner Armee ab, was Bernadotte zur Verbindung seiner Mitwirkung gemacht, übernahm aber das Kommando über seine 30,000 selbst.

Nicht auf dem ihm vorgeschriebenen Umwege über Taucha rückte er auf Schönesfeld, sondern ließ Langeron (gegen 9 Uhr) bei Rodau die Parthe überschreiten, der alsbald den in Schönesfeld postirten Marmont angriff. Hier entspann sich ein mörderischer Kampf, da dieses Dorf den Zugang zu Napoleons linker Flanke bildete. Erst am Abend gab Marmont den Kampf auf.

Während in Schönesfeld der Kampf zu toben begann, war auch das Vordertreffen der Nordarmee unter Bülow bei Taucha über die Parthe gegangen und hatte die Verbindung mit Bennigsen hergestellt. Mit klingendem Spiel und dem Lied „Heil Dir im Siegerkranz!“ stürmten die Preußen (um 2 Uhr) Paunsdorf, welches die Verbindung zwischen Napoleons linkem Flügel und dem Centrum deckte. Umsonst ließ Ney aus Selterhausen und Volkmarndorf Verstärkungen, namentlich Reitermassen vordringen: mit Congreve'schen Raketen richtete Bülow unter ihnen die größte Verwirrung an und erstürmte nunmehr selbst Selterhausen, Möllau und Stünz. Mit dem Hereinbrechen der Dunkelheit waren die Franzosen auch hier auf Leipzig zurückgedrängt.

Zwischen Paunsdorf und Selterhausen ging gleichfalls eine Abtheilung Sachsen zu Bülow über. Den General Normann, welcher seiner Zeit die Lügowier bei Rügen glücklich überfallen hatte, mit seinen 600 württembergischen Reitern stellte Gneisenau ebenfalls ins Hintertreffen.



Durch Wilsows Sieg wurde Napoleons Stellung in Probstheida unhaltbar, er befohl den Rückzug. Bei dem entsehllichen Gewirr, das unter den von allen Seiten nach Leipzig eindringenden geschlagenen Massen herrschte, wäre die Vernichtung der französischen Armee nicht unmöglich gewesen. Hätte Blücher den Oberbefehl gehabt, so wäre der Versuch gemacht worden, diese armseligen Trümmer aufzureiben, aber Schwarzenberg weigerte sich, die völlig unberührten russischen und preussischen Garden zur Verfolgung zu entsenden. Kleinmüthig wollte er den Feind nicht zum Aeußersten treiben, er hielt selbst eine dritte Schlacht für den folgenden Tag noch möglich. So vermochte Napoleon noch 30,000 Mann zu retten, größtentheils Franzosen: die Rheinländer, Polen und Italiener mußten sich in Leipzig opfern, damit er mit jenen entkommen konnte. Radonatz befam den Befehl, mit seinem Corps und den Resten der Abtheilungen von Lauriston, Poniatowski und Reqnier, die nach außen durch Mauer und Graben geschützte Stadt zu vertheidigen: weilkäufige Vorstädte erschwerten die Annäherung.

Wie die Nordarmee, d. h. die Preußen Wilsows, am 18. October den Ausschlag gegeben, so that sie auch am 19. bei der Erstürmung Leipzigs das Beste.

Das königsberger Landwehrbataillon des Major Arkelius erwarb sich das Verdienst als das erste in Leipzig — durch das östliche Grimmaische Thor — eingedrungen zu sein.



Ansicht des äußeren Grimmaischen Thores in Leipzig am 20. October 1813.

Wichtiges Leipziger Bild.

Um 1 Uhr war die ganze grimmaische Vorstadt genommen, die Russen bemächtigten sich der halbesen, Preussischen eroberte die südliche Petersvorstadt. Als der verlustreiche Straßenkampf sein Ende erreicht hatte (um 1 Uhr), zogen unter dem Jubel ihrer Tapferen der Jar und der König von Preußen ein: der König von Sachsen empfing sie entblößten Hauptes; er ward keines Blickes gewürdigt und für Kriegsgefangen erklärt.

Die Verluste der Franzosen (30,000 Tode und Verwundete) wurden noch dadurch vermehrt, daß ihnen durch ein Versehen ihre einzige Rückzugsstraße vorzeitig gesperrt



Einzug der Märsen in Leipzig am 19. October 1813. (Nach das innere Bildnis von Leipzig, davon die Gouttnerkirche) - Gleichzeitige Aufnahme von Göttingen, gestochen 1815 von G. Böttger.

Während noch an 20,000 Mann in der Stadt waren, sprengte ein französischer Pionier die steinerne Eiserbrücke am Markstädter Thor. Den Überlebenden blieb nur die Flucht am Ufer des Flusses erschlagen zu lassen oder mit Schwämmen ihr Heil zu versuchen. Die meisten ertranken, unter ihnen auch der tapfere Poniatowski, dessen Hauptstrecke ein jähes Ende fanden.



Anblick des Markstädter Thores zu Leipzig am 20. October 1813.  
Göttinger Verlag von G. Böttger.



Der Marktplatz zu Leipzig am 19. Oktober 1813.

Den 19. Oktober zogen die drei verbündeten Monarchen an der Spitze ihrer tapferen Heere auf den großen Marktplatz zu Leipzig unter Geläute aller Glocken und Jubel aller Einwohner. — Gleichzeitiger Leipziger Stich.

Aber auch den Verbündeten hatten die drei Schlachtstage enorme Menschenopfer gekostet: fast 2000 Offiziere und 50,000 an Mannschaften.

Wer da draußen schnell den Schlachtentod gefunden, dem war noch nicht das schlimmste Loos gefallen, — wiewohl man nicht einmal vermochte die Gefallenen rechtzeitig zu bestatten und viele der treuen Vaterlandsvertheidiger den



Ansicht des Petersthores zu Leipzig am 20. Oktober 1813.

Mechowinger Leipziger Stich.



Ansicht des Hanstädter Thores zu Leipzig am 20. October 1813. (Köln: gedr. bei J. Neumann, Neudammstr. 10, 24. 977. 512)

haben überlassen mußte. Aber schrecklich war das Geschick derer, die nur verwundet, sich in den kalten Octobernächten auf dem Schlachtfeld in den Qualen wanden, bis sie endlich in die Lazarethe geschafft wurden. Und hier harrete ihrer fast gewisser Tod oder langes Siechthum. Denn die Lazarethe waren überfüllt, an Ärzten fehlte es nicht minder als an Betten, Verband und Pflege — das Lazarethfeber raunte furchtbar auf. Um solchen Preis war der Sieg erkauft worden: wenn nur die Früchte desselben so großen Gewinn entwarf.

#### 7. Von Leipzig zum Rhein (October 1813 bis Januar 1814).

Für alle Patrioten war es nach dem Siege von Leipzig keine Zeit, den Kampf bis zur Wiedereroberung des kahlen Alheimeres und bis zum Einzuge Napoleons fortzuführen. Diesen Anschauungen gab, auf Stems Veranlassung, E. M. Arndt Ausdruck in seiner berühmten Schrift „Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze.“ Aber dieser Meinung waren die Kaiser zum großen Theil nicht, denn die Verträge sprachen nur von der Rückführung Napoleons bis an den Rhein zurückzudrängen. Diese Absicht wurde durch die außerordentlich schnelle Verfolgung, die das Hauptquartier nach dem Siege bewerkstelligen ließ, verwirklicht. Der prälatende bairische General St. ... welcher dem fliehenden Kaiser mit einem österreichisch-bayrischen Heere das Verloren sollte, wurde bei Hanau (30. u. 31. October) geschlagen und ...



setzte noch 70,000 Mann über den Rhein. Der Befreiung der rechtsrheinischen Erde stand demnach, abgesehen von den französischen Garnisonen, kein Hinderniß im Wege. Bülow's Corps erhielt gleich nach der Schlacht bei Leipzig den Auftrag, die Erhebung Westdeutschlands zu befördern. Mit besonderem Jubel wurde er in den ostpreussischen Provinzen begrüßt, auch die Hannoveraner, Braunschweiger und Hessen empfingen mit Freuden ihre wiederkehrende Herrschaft, unbekümmert darum, wie sie früher gewirthschaftet, noch weniger ahnend, wie sie in Zukunft regieren würde. Die ursprünglichen Pläne Steins, die Rheinhändler zu strafen, konnten nach dem Vertrage zu Nied nicht mehr ausgeführt werden, von Oestreich abgesehen, behaupteten sie ihren Muth und ihre Souveränität. Die von Napoleon abgesetzten Kleinfürsten hofften freilich vergeblich auf ihre Wiederherstellung; in Frankfurt wurde wieder als freie Reichsstadt anerkannt.

Um eine Neugestaltung Deutschlands nicht von vornherein unmöglich zu machen, mußten die Mittel- und Kleinstaaten zwar versprechen, sich den Anordnungen zu fügen, welche für Deutschlands Unabhängigkeit erforderlich sein würden, aber es ließ sich voraussetzen, daß sie, von Oestreich geschützt, nicht allzu große Opfer zu bringen haben würden. Auch fehlte viel daran, daß die süddeutschen Fürsten und Regierungen sich aufrichtig der guten Sache angeschlossen hatten, und daher waren auch die Leistungen, zu denen sie sich schon bequemen mußten, durchaus ungenügend. Das Ausloben patriotischen Sinnes ward weder in Bayern noch Württemberg gern gesehen; in Baiern wurden die Freiwilligen von den Behörden mit Hohn heimgesandt.

Der grimmigste Haß dieser Art trug der Freiherrn vom Stein; obwohl sein Plan, in dem vom Feinde befreiten Landestheilen eine provisorische Centralregierung einzusetzen, nur im bescheidensten Maße ausgeführt wurde, vergaßen sie nicht, daß Stein in Frankfurt den Antrag gestellt hatte, auch ihre Regierungen zu suspendiren. Der Minister Montgelas gestattete Steins Beamten nicht einmal die häßlichen Lazarette zu revidiren.

Während man mit den süddeutschen Höfen verhandelte, wurde über die Fortführung des Krieges berathen. Obwohl alle thatkräftigen Generale, ja selbst Scharnhorst, zum Einmarsch in Frankreich rathen, konnte man sich dazu nicht gleich entschließen. Leider ließ sich auch König Friedrich Wilhelm gegen den Gedanken einnehmen; von den österreichischen Diplomaten verstand es sich selbst, daß sie den Krieg gegen den Schwiegersohn ihres Kaisers möglichst zu beendigen bemüht waren. Noch einmal hatte Napoleon Aussicht, die allernachtheiligsten Bedingungen zu erhalten; denn im Anfang November mußte er, dem Treplicher Vertrag zuwider, mit dem gefangenen französischen Diplomaten St. Aignan Verhandlungen an, kraft deren Frankreich seine sogenannten natürlichen Grenzen, Rhein, Alpen und Pyrenäen, Napoleon seinen Thron halten sollte. Zum Glücke hatte er keine Vollmacht, und außerdem mochte sich Napoleons Stolz selbst zur Annahme so günstiger Bedingungen nicht bequemen; er dann doch andere Saiten aufzog, hatte Stein den Faten und den russischen König für die Fortsetzung des Krieges gewonnen.

Daß der Krieg bei Österreichs Widerwillen gegen rücksichtsloses Vorgehen nur eine Reihe von Halbheiten sein würde, ließ schon das Verhalten am 1. Dezember ahnen, in welchem die Verbündeten aussprachen, daß sie es Frankreich, sondern nur Napoleons Uebermacht bekämpften: der Selbstverleugung der großen Nation wurde förmlich geschmeichelt. Ebenso schmückte man den Kriegsplan. Statt Gneisenau zu folgen, welcher von Napoleon gelehrt hat, daß ein Gewaltstoß auf die feindliche Hauptstadt meist verhängnisvoll ist, obendrein in dem centralisirten Frankreich — fehlte man, auf ungewissen Umrwegen das Plateau von Langres zu erreichen, dem gelehrte Theoretiker eine wunderbare Bedeutung beimahen. Mit Mühe erhielt Mäher die Erlaubnis, die Mittelrhein Frankreichs Grenze zu überschreiten.

So erhielt Napoleon Zeit, trotz des Unwillens, der sich bereits im Lande äußerte, ein neues Heer zu sammeln, um das Kriegsglück noch einmal auf die Probe zu stellen. Nur an einer Stelle nahmen die Dinge einen tadellosen Verlauf. So wie Balow seinen Befreiungszug in Weidentland beendet hatte, brach dort eine seit langer Zeit vorbereitete Erhebung zu Gunsten der oranischen Dynastie aus. Der Prinz von Oranien, von England begünstigt, einer glänzenden Zukunft entgegen: denn die Macht die Kolonien, welche sie dem holländischen Staate in der Asien entzissen hatte, zu behalten wünschte, war sie gern bereit, Holland durch ehemals spanischen Niederlande zu entschädigen, deren sich Österreich zu bemächtigen wünschte. Die Vergrößerung der Niederlande, die dann ein Streifen bildeten, die Wucht späterer französischer Angriffe bilden sollten, schien auch in Preussens Interesse zu liegen, und da überdies der Prinz von Oranien dem preussischen Königsheuse nahe verwandt war, ging Hardenberg mit Freuden auf dem ersten Plan ein. Daß der Prinz von wenig freundschaftlichen Gesinnungen gegen die Befreier erfüllt war, ahnte der Staatskanzler nicht.

Dieselbe Kurzsichtigkeit bewies Hardenberg, indem er dem preussischen Kabinette unverhohlen mittheilte, daß Preußen die ihm verheißene Entschädigung wesentlich in Sachsen suchen werde, welches nach dem Völkerrecht der Sieger stand. Er hatte sich selbst sagen müssen, daß Österreich den deutschen Nebenbuhler weder eine so zweckmäßige Abrüstung seines Heeres gestatten, noch ihm eine zweite Ausrüstung in die entferntesten Theile des Reichs zu gewähren würde.

Am leichtesten ward es dem verdienstlichen Bernadotte, sich einen norddeutschen Reichthum zu sichern. Er hatte mühelos das mit Napoleon verbündete, schwach bewaffnete und ihm Norwegen abgetheilt: (11. Januar 1814), als eine Zeit nach der Schlacht trat der Kaiser an Bernadotte an, und bat ihn, nach Schweden zu kommen.



## 8. Vom Rhein bis Paris.

Im dem im Hauptquartier festgestellten Kriegsplan sollte Schwarzenberg, der mit 100,000 Mann den linken Flügel bildete, durch die Schweiz und das nach Burgund ziehen, Blücher mit über 80,000 Mann in der graden Linie nach Westen verdrängen: den rechten Flügel bildete der aus den Niederlande kommende Rußow.

Daß die Hauptkolonne so weit südlich zog, hatte mehrfache, theils militärische, theils politische Gründe. Der äußerste linke Flügel sollte die Verbindung reichs mit Italien trennen und in Südfrankreich den aus Spanien erwarteten Engländern die Hand reichen.

Die Franzosen machten eigentlich keinen ernsthaften Versuch, den Verbündeten Rheinübergang zu verwehren, der in der Neujahrsnacht 1813/14 auf ungen Linie zwischen Simmern und Koblenz vor sich ging. Das Blücher'sche Ueberschreit den deutschen Strom zwischen Koblenz und Mannheim, er selbst aus. Auch der Vormarsch der Verbündeten traf auf keine bedeutenden Widerstände. Unaufhaltbar ging Blücher über Saar, Mosel, Maas, rückte durch bis in die Champagne und näherte sich der Aube. In dieser Gegend sollte die Vereinigung mit der Armee Schwarzenbergs bewerkstelligt werden. Am Ende Mitte Januar das erste Plateau von Langres erreicht, aber machte er Halt: allzu mächtig ward im Hauptquartier die Friedenspartei. Österreich denn das linke Rheinufer für Preußen erobern helfen? Sollte Franz zur Enthronung seines Schwiegersohnes mitwirken? Die österreichischen Forderungen verlangten noch jetzt, man müsse Frankreich und seinem Imperator natürlichen Grenzen zustehen. Und dabei konnte man Napoleon, der mit 70,000 Mann, meist muthloses junges Volk, aufgebracht hatte, erdrücken. Sicher Weise konnte England in die Gewährung der „natürlichen“ Grenzen nicht willigen, seit es die Aufrichtung eines Königreichs der Niederlande pfehen, aber sein Widerstand allein würde Metternich, dem sich auch der Kneisebeck anschloß, nicht ungestimmt haben. Erst als Alexander drohte, den Krieg nothigenfalls allein fortführen, gaben die Österreicher nach: die Kriegspartei mußte ein höchst bedenkliches Zugeständniß machen: die Feldzüge sollten zwar ihren Fortgang nehmen, gleichzeitig jedoch in Chatillon Verhandlungen geführt werden.

Nach erst, nach einer Zögerung von acht Tagen, ging die Hauptarmee von Paris vor, um mit Blücher Fühlung zu gewinnen. Inzwischen hatte Napoleon Streitkräfte in Chalons gesammelt und beschloß, durch einen kräftigen Stoß Blücher, das Heer desselben zu zertrümmern, ehe er von Schwarzenberg angegriffen werden konnte. Er fiel ihm in die Flanke und nothigte ihn am Ende Januar bei Brienne zum Kampfe. Das Gefecht war für Blücher nicht sehr günstig: bei der Einnahme des Schlosses von Brienne wäre der Feind beinahe in die Hände der Franzosen gefallen. Aber auch Napoleon



Die General-Residenz des Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt, die bei der  
 Restauration von 1818 erbaut wurde, die bei der Restauration 1818 erbaut wurde.

entging nur mit Mühe den Kosaken, und Mächer behauptete die Stadt Vienne, welche der ergrimimte Feind in Brand schießen ließ. Mächer zog sich näher an Schwarzenberg, der ihm endlich Hilfe zusagte. Durch diese gestärkt, durfte Mächer es wagen, am 1. Februar bei La Rothière dem Imperator gegenüberzutreten. Ein sehr großes Kunststück war es nicht, den Sieg zu gewinnen, denn die Macht der Verbündeten war den Franzosen mehr als doppelt überlegen; am Abend war Napoleon völlig geschlagen, es hätte nur geringer Anstrengung bedurft, um die Reste des gesprengten feindlichen Heeres völlig zu vernichten: wie hatte der Kaiser den Vormarsch auf Paris hemmen sollen! Er selbst kannte die Größe der Gefahr, er gab seinem Bevollmächtigten beim Friedenskongreß zu Chatillon, Caulaincourt, Vollmacht, mit den Gegnern abzuschließen ohne ihn zu fragen. Zwar war von den natürlichen Grenzen nicht die Rede mehr, aber die Grenzen von 1792 konnte er Frankreich erhalten, seinen Thron behaupten. Trotz des Sieges von La Rothière waren die österreichischen Friedensfreunde so eifrig thätig, daß Napoleon beinahe ein Waffenstillstand bewilligt worden wäre. Nur Kaiser Alexander blieb hartnäckig: er schlug dem preussischen König vor, mit ihm an der Spitze der Garden zu Blüchers Heer abzugehen.

Zu seinem Verderben ließ Napoleon selbst diese günstige Stimmung ungeachtet, weil sich ihm eben eine Aussicht eröffnet hatte, durch neue Erfolge seine Lage noch weit vortheilhafter zu gestalten. Nach der Schlacht bei La Rothière hatte Schwarzenberg nämlich Mächer angewiesen, sich an die Marne zu ziehen und von da Napoleons linke Flanke zu umgehen; die Hauptarmee sollte die Seine abwärts marschiren. Natürlich nahm Mächer an, daß Schwarzenberg diesen Plan auch ausführen werde, und da Wittgensteins Korps die Verbindung der beiden Heere unterhalten sollte, versäumte es Gneisenau die linke Flanke des sächsischen Heeres zu sichern. Da aber Schwarzenberg auf Befehl seines Monarchen auf das linke Seinenfer überging, entstand zwischen beiden Heeren eine verhängnißvolle Lücke. Diesen Umstand benutzte Napoleon sofort, schob sich zwischen Schwarzenberg und Mächer, fiel diesem in die ungedeckte linke Flanke und schlug in mehreren glänzenden Gefechten (11–16 Februar) bei Champanbert, Montmirail, Chateau Thierry, Etoges und Vauchamps mit die einzelnen Heerführer (Düswieff, Sacken, York), zuletzt den Oberbefehlern selbst.

„Während des Gefechtes von Etoges“, erzählte Treutcher, „kam ein furchtbare Augenblick, der leicht dem ganzen Kriege ein schmachliches Ende bereiten konnte. Mächer, Gneisenau, Prinz August, Kleist, Grolmann, fast alle die besten Männer des deutschen Heeres, ließen eingepreßt in einem Viereck preussischen Fußvolks, von überlegenen feindlichen Reiterhorden umschwärmt. Mächer selbst suchte den Tod, lebendig sollte ihn der Feind nicht fangen. Grolmann aber sprach mit mächtiger Stimme zu den Truppen: die sichere Hilfe der majestätischen Selbengehört floßte den Verzweifelnenden neuen Muth ein; mit dem Bajonnet griffen sie die Reiter an und bahnten den Generalen den Weg zu dem nahen schützenden Walde.“

So heldenmüthig auch Blüchers Truppen gekämpft hatten, die sächsische Armee schien vernichtet, in neuem Glanze strahlte Napoleons Glückstern. Der

französische Soldat gewann wieder Vertrauen zu seinem Führer, selbst dem Bauern schwoll der Kamm: im kleinen Kriege war er dem Eindringlinge beschwerlich: kein Wunder, wenn auch die Gutmüthigkeit der Deutschen am Ende nahm.

Die Siege Napoleons, der sich nun auf die Hauptarmee warf und die Vorhut derselben am 15. Februar bei Montereau, am Zusammenflusse der Seine und Yonne schlug, verfehlten natürlich ihre Rückwirkung auf den Friedenskongreß von Chatillon nicht. Schon hatte man sich dort geeinigt, daß die Mächte der Koalition ohne Rücksicht auf Frankreich die Neuordnung Europas, oder doch wenigstens die Vertheilung der dem Kaiserreich abgenöthigten Gebiete selbständig vornehmen sollten, da kamen die Hiobsposten an. Während Metternich auf schleunigen Frieden drang, ja mit dem Abfall Oesterreichs drohte, nahm Napoleon, starrsinniger als je, die Caulaincourt ertheilte Vollmacht zurück. Heftig plagten die Geister im Hauptquartier auf einander; Schwarzenberg ordnete den Rückzug der böhmischen Armee nach dem Plateau von Langres an. Die Befehl war für keinen überraschender als für Blücher, dem Schwarzenberg gesprochen hatte, er wolle den Kampf wieder aufnehmen, wenn er bis 23. Februar mit wenigstens 30,000 Mann an der Seine erscheinen würde. 21. schon traf Blücher mit 33,000 Mann in Méry an der Seine ein, aber statt eines Befehles zum Kampf die Aufforderung zum Rückzug. Das nicht nach dem Sinn des alten Helden. Er beantragte in einem ebenso rührend als energischen Brief bei dem Zaren und seinem Könige, daß er an die ziehen und nach seiner Vereinigung mit dem aus Holland herandrückenden zum zweiten Mal den Marsch auf Paris antreten dürfe. Noch ehe die Befehl ertheilt war, brach er auf, in der Richtung nach Paris, das bei seiner Annäherung in Schrecken gerieth. Napoleon eilte ihm nach, Dubinot mit einer Truppenmacht zur Beobachtung der Hauptarmee zurücklassend. Auf drücklichen Befehl des Königs von Preußen mußte Schwarzenberg am 27. dieses Korps bei Bar für Aube angreifen, über welches man einen Sieg ersocht.

In diesem Treffen erhielt des Königs zweiter Sohn, der siebzehnjährigehelm, die Feuertaupe und erwarb durch seine Kaltblütigkeit allgemeine Anerkennung.

Inzwischen hatte das diplomatische Intriguenpiel nicht geruht, jetzt hatte Napoleon Aussicht, die Verbündeten durch die Verschiedenartigkeit ihrer Interessen zu trennen. Namentlich suchte er seinen Schwiegervater zu beeindrucken und Kaiser Franz ließ sich auf einen höchst zweideutigen Briefwechsel ein. An der Forderung der natürlichen Grenzen scheiterte die Verständigung. 1. März einigten sich dagegen die Verbündeten von neuem durch den Fürsten von Chaumont über die Fortsetzung des Krieges und eine Reihe wichtiger Bestimmungen, welche die Neugestaltung Europas betrafen.

Die Hauptbestimmungen waren folgende: Frankreich wird auf die Grenzen von 1792 beschränkt. Jede der verbündeten Mächte stellt 150,000 Mann: keine derselben soll Napoleon einen Sonderfrieden schließen. England verpflichtet sich seinen Dank

28

Handwritten text in a cursive script, likely a letter or a page from a manuscript. The text is written in a dark ink on aged, slightly yellowed paper. The script is dense and fills the upper half of the page.

an  
Arm  
Gew  
aller  
so sic  
Trup  
Herle  
er die  
eine  
dona;  
Genn  
mull  
so to  
trete  
alld  
R:18

Handwritten text in a cursive script, continuing from the upper section. The text is written in a dark ink on aged, slightly yellowed paper. The script is dense and fills the lower half of the page.

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23

24

25

26

27



je 200,000 Fr. Subsidien zu zahlen. Es soll ein deutscher Band gegrandet werden. Dieser Vertrag soll in fünf Jahre in Kraft bleiben.

Oben hatte Napoleon sich zum zweiten Male mit Mächer gemessen, aber er wich ihm aus und bewerkstelligte am 1. März seine Vereinigung mit Sou in Soissons. Man konnte sich keinen größeren Gegensatz denken, als wohlgenährten und wohlgepflegten Befreier Hollands und die abgerissenen Den der schleichen Armee. Napoleon besaß Mächer's Heer zu umgehen, zu verhassten Gegner in Rücken und in der Flanke anzugreifen. Er wandte sofort nach Rheims und schlug darauf die Straße nach Laon ein, welche Hauptpunkt der feindlichen Stellung bildete. Zwar gelang es ihm, am 7. März nach tapferer Gegenwehr von dem Plateau von Craonne herunterzuziehen und zum Rückzug nach Laon zu nöthigen, aber der Kampf, den er am 8. März, einem nebligen Tage, gegen die Festung selbst unternahm, war erfolglos. Am 9. März vernichteten die Preußen unter York und Kleist durch einen blutigen Ueberfall des Dorfes Mithis das Korps des Marschall Marmont.

Nunmehr wäre der Imperator am Ende seiner Laufbahn angelangt, wenn er auf preussischer Seite, zum ersten und letzten Male in diesem ganzen Feldzuge, die erforderliche Entschlossenheit und Einheitlichkeit gefehlt hätte. Mächer, erkrankt, Gneisenau besaß York, Kleist und Bülow gegenüber nicht die volle Autorität, auch mochte er die Verantwortung für weitere schwere Opfer nicht übernehmen. So vermochte Napoleon noch einmal zu entkommen; aber sein Schicksal war ohnehin besiegelt.

Da sein Bevollmächtigter auf dem Triencongreß von Chatillon sich noch immer sträubte, einfach die Bedingungen anzunehmen, welche die Verbündeten dem von neuem besiegten Kaiser auferlegen wollten, gab endlich auch Kaiser Franz seinen verblendeten Schwiegersohn

Am 19. März wurde der Congreß für aufgelöst erklärt, und als Napoleon am 20. gegen Schwarzenberg wandte, wich dieser dem Kampfe nicht aus, er unter anderen Umständen wohl gethan haben würde. Uebrigens war der Angriff Napoleons bei Arcis für Nube (20. März) das Wagniß zu verwerfen: an der dreifachen Uebermacht der Verbündeten scheiterten seine Anstrengungen.

Als der Congreß zu Chatillon aufgelöst wurde, trat die Frage, ob eine neue Regierung in Frankreich einzusetzen sei, in den Vordergrund, denn bis dahin hatte Metternich Napoleon unbedingt halten wollen. England brachte die Kandidatur der Bourbons auf, doch sprach man sie nicht förmlich aus. Farnabotte, den Alexander lange protegirte, traten die Engländer nicht; auch hatte er auf keine Sympathie bei den Franzosen zu rechnen.

Obwohl unerhört in seinen Anschlägen, machte Napoleon noch einen letzten Versuch, die Entscheidung zu verzögern, die Verbündeten von Paris abzuweichen. Er wandte sich ostwärts nach Pothungen, um den Rücken der Verbündeten zu packen, wenn die Kommunikationen von Deutschland abzuschneiden. Noch vor dem hatte sich das Hauptquartier durch eine solche Bedrohung einschüchtern lassen, bei der Stimmung, die jetzt daselbst herrschte, versagte das Mittel

nicht. Nachdem durch einen von den Kofaten aufgefangenen Napoleons Plan verrathen war, trat am 21. in Paris zusammen, der sich auf das Drängen des Jaren und des Mon für den Marsch auf Paris entschied. Nur ein kleiner Bruch blieb zurück; um Napoleon über die wahren Absichten des J. täuschen, sollte ihm Wülfingerode folgen. So zogen die Heere; war am 23. März mit den Seinigen zur großen Armee gestoß. Unter den Monarchen fehlte aber noch Kaiser Franz, der nach war, um die Entthronung seines Schwiegersohnes nicht sehen. Truppen, welche sich den verbündeten Heeren entgegenstellten 160,000 Gegner nicht aufhalten: mit tapferem Muth, aber nur am 25. März bei La Fère Champenoise die halbe Distanz.

Am 29. März standen die Verbündeten vor Paris, das leiseigt war und keine besondere Garnison hatte. Gleichwohl Marschälle Marmont und Mortier, mit den 34,000 Mann, die gerettet hatten, die im Nordosten und Osten durch ihre nahe Stadt energisch zu vertheidigen. So forderte die Besetzung (30. März) noch einmal schmerzliche Opfer, und da die Uebermacht nicht benutzten, dagegen den Stier bei den Hörnern die Verluste unverhältnißmäßig groß. Unter den Preußen zeigten die tapferen Scharen Yorks und Albits aus: am Nachm als der Montmartre erobert war und die Verbündeten noch bombardiren konnten, bot Marmont die Kapitulation an. Am Morgen um 8 Uhr mußten die Marschälle die Stadt räumen: Nationalgarde sollte entwaffnet werden: Paris ward der Gerechtigkeit anempfohlen.

Albits hatte sich nicht nehmen lassen, auch diesen letzten Kampf entzündeten Augen mit einem grünen Schleier bedeckt, sah er auf die den Kolonnen, die den Montmartre zu stürmen hatten.

Man kann sich beschreiben, was die Truppen und ihre Führer als sie das Ende so vieler Mühen erreicht, den Preis so großer Errungen sahen. Seit den Tagen Kaiser Ottos II. hatte kein vom Montmartre auf die Seinestadt herabgebläst: noch nie ein Sieger in Paris eingezogen. Das geschah nun am 31. März. Herrscher und ihre Tapferen wurden von der Bevölkerung mit denn sie war der Menschenopfer müde, welche der Ehrgeiz des Hunderttausenden gefordert hatte. Unergebend des Antheils, Napoleons Siegen genommen, undankbar, wie sie auch gegen ihn stets gewesen ist, machte sie sich schon jetzt daran die Angebeteten Herrschers umzukürzen; nicht wenige setzten die das Abzeichen der verhassten Bourbons.

Aber nicht nur die große Masse verließ den Kaiser, auch er erhebt, und die Marschälle, die er zu Siegen geführt. Vergeblich

am 25. März durch Caulaincourt sich zu Verhandlungen erbieten, aber nach ihrem Einzuge in Paris wiesen die Verbündeten mit Recht den Mann ab, der nichts mehr bedeutete. Der feige Talleyrand übernahm es, den förmlichen Sturz des Kaisers herbeizuführen; der Senat sprach am 2. April unter Schmähungen die Absetzung Napoleons aus.

Er gedachte diesen Dingen ein schnelles Ende zu bereiten; 70,000 Mann hatte er in Fontainebleau gesammelt; er wollte Paris nehmen, die früheren Bedingungen durchsetzen. Hätte er diesen Plan ausführen können, er wäre den Verbündeten sehr gefährlich geworden; aber seine Marschälle, seine Soldaten versagten sich ihm.

Da unterzeichnete er am 11. April die Thronenthagung für sich und seine Erben. Weil Alexander seinen Edelmuth zeigen, Kaiser Franz den Schwiegerohn schonen wollte, wurde dem gestürzten Kaiser ein äußerst glimpfliches Loos schieden. Während Preußen ihn am liebsten schon jetzt nach dem fernen St. Helena versetzt hätte, bekam er die Italien und Frankreich so benachbarte Insel Elba als Aufenthaltsort und eine reichliche Civilliste angewiesen. Als ob die Ehrfürchtigen auf solche Weise hätte unschädlich gemacht werden können! Wurde ihm durch diese Art der Absetzung der europäische Friede nicht gesichert, so wurde auch durch die Neubesetzung des französischen Thrones mit den „legitimen“ Bourbonen der Siegespreis, den Europa und Deutschland fordern durften, erheblich vermindert.

### 9. Der erste Pariser Friede (30. Mai 1814).

Es war für die Franzosen ein großes aber sicherlich unverdientes Glück, daß Kaiser Alexander auf die Gestaltung ihrer Angelegenheiten den entscheidendsten Einfluß bekam: Kaiser Franz war ja nicht zur Stelle, König Friedrich Wilhelm kümmerte sich wenig darum, unter welchen Umständen die Zurückführung der Bourbonen erfolgte, in denen man die einzig möglichen Regenten des kaiserlosen Staates erblickte.

Alexander, der jetzt liberale Antwandlungen hatte, wollte die Bourbonen eigentlich durch einen Beschluß des französischen Volkes, dem sie eine freisinnige Verfassung zu geben haben würden, zurückgerufen wissen. Das war auch die Meinung des Senates, der am 6. April Louis Stanislaus Xavier Bourbon auf den Thron berief und somit das Prinzip der Volkssouveränität anerkannte; vom Recht verlautete in dem Beschlusse nichts. Anders dachten die Bourbonen, es fanden sich auch genug Politiker, welche behaupteten, Louis XVIII. habe bisher zwar nicht thatsächlich aber rechtlich regiert. Dieser war nur einen Augenblick unschlüssig, dann erklärte er sich zum König von Gottes Gnaden und am 2. Mai die ihm vorgelegte Verfassung als übereilt, versprach aber schmol „kraft königlichen Rechtes“ eine Charte zu erlassen.

Wie auch immer diese Meinungsverschiedenheit sich löste, — die Lösung

ging Frankreich mehr an als Europa — so war doch immerhin das durch die Revolution gestürzte Herrscherhaus wieder auf den französischen Thron gelangt. Konnte man einen solchen Herrscher für die Sünden des revolutionären Frankreich verantwortlich machen und ihm Abtretungen aufnöthigen, welche ihm die französische Nation niemals vergeben haben würde? Dazu kam, daß Alexander in einer Proclamation sofort beim Einzug verheißen hatte, man werde Frankreich die Grenzen garantiren, die es unter seinen legitimen Herrschern gehabt.

Jedenfalls kam es darauf an, die Grenzen Frankreichs so festzustellen, daß es nicht wieder übermächtig und übermüthig werde. Aber die Forderungen der Patrioten, welche den Franzosen nur die Grenzen von 1648 oder der Zeit von Ludwig XIV. zugestehen wollten, demnach vor allem Elsaß und Lothringen für Deutschland beanspruchten, waren nach allem Vorgegangenen schlechterdings unerfüllbar. So wichtig es gewesen wäre, auf jene Weise Süddeutschland militärisch zu sichern und zu stärken, durften die preussischen Staatsmänner einen darauszuliehenden Antrag gar nicht einbringen. Nicht einmal der Theil des Elsaß, der beim Ausbruch der Revolutionskriege noch im Besitz deutscher Reichsstände gewesen war, ließ sich retten. Die nichtpreussischen Bevollmächtigten der Verbündeten waren auf Kosten Preußens und Deutschlands zur äußersten Gränze geneigt: der französische Minister Talleyrand pochte darauf, daß man die jetzige legitime Regierung Frankreichs nicht für die Sünden der Republik büßen lassen dürfe: nöthigenfalls rasselten die französischen Marschälle mit ehler Dreistigkeit mit dem Säbel.

Es bedurfte der Zähigkeit des preussischen Diplomaten Wilhelm von Humboldt, um dem ewigen Nachgeben ein Ende zu machen; aber er rettete für Deutschland nur Kaiserstaaten, und Talleyrand konnte sich über sein Werk nur freuen, denn zuletzt mußte sein Staat noch einen Gewinn von 1000 Quadratmeilen und 1 Million Einwohner.

Frankreich erhielt Wimpelgarb, die elsaßischen Reichslande: man überließ ihm die pfälzischen Gebiete zwischen der Weissenburger Linie und Landau und gab ihm ebenfalls „um die Grenze abzurunden“, Saarbrücken mit seinem werthvollen Kohlenboden.

Am schändlichsten aber ward Preußen von seinen Verbündeten behandelt, als es ihm wohlbegründeten Geldforderungen an Frankreich zur Sprache brachte. Die Hauptforderung bestand in der seiner Zeit von Napoleon versprochenen Entschädigung für den Tzuck der großen Armee und belief sich auf 130 Millionen Franken. Der ausgefogene Staat bedurfte des Geldes auf das dringendste. Aber der Zar in seiner überspannten Großmuth wollte nicht dulden, daß dies Frankreich, welches die ganze Welt ausgeplündert hatte, nur seine Schulden bezahlte, — ganz zu geschweigen von einer Kontribution, welche der besiegte Staat nach dem Kriege recht aller Zeiten hätte gefallen lassen müssen. So kurzfristige Hardenberg sich diese Forderungen nie hatte verbürgen lassen, mußte der Staat die Folgen tragen.

Auch betrachteten die Franzosen es als ein himmelschreiendes Unrecht, daß Preußen die ihm entwendeten Kunstschätze zurückforderte. Mit Mühe bekam man den Thron Friedrichs des Großen und den Siegeswagen, der einst das Brandenburger Thor zierte, wieder.

Unter diesen Verhältnissen war es kein Wunder, wenn Hardenbergs Vorschläge betreffs der Rekonstruktion Preußens bei den Verbündeten kein geneigtes

Ihr fanden. Oestreich hatte sich schnell in Italien seines Siegespreises bemächtigt, mochte Preußen zusehen, wie es zu dem seinigen gelangte; jedenfalls sollte der Staat der Hohenzollern nach Metternichs Wunsch nicht solche Entschädigungen bekommen, die ihn abrundeten oder ihm noch größere Bedeutung in Deutschland verschafften. Durch ein Protokoll, das Preußen am 31. März den verbündeten Höfen unterzeichnete, wurde festgesetzt, daß die streitigen Gebietsfragen auf dem Kongresse zu entscheiden wären, der binnen einigen Monaten zusammentreten sollte. Die am vorhergehenden Tage festgestellte Friedensurkunde ließ die meisten dieser Fragen offen und gab nur einige normative Bestimmungen an.

Indessen, welche Zurücksetzungen auch sich der preussische Staat von seiten der Diplomaten gefallen lassen mußte, er konnte sich damit trösten, daß er es gewannen, welcher dem Auslande wieder Achtung vor deutscher Tüchtigkeit eingebläst hatte. Mochten die englischen Tories noch so giftige Besinnungen gegen Preußen hegen, das englische Volk ertödtete den alten Marschall Vorwärts fast mit Günstbezeugungen, als er mit den Monarchen zu einem Besuche des Prinzregenten nach London hinüberkam.

Auch die Bevölkerung Preußens nahm den Frieden, den die Generale als faulen Frieden schmähten, dankbar entgegen. Hatte doch der Krieg mit dem Einzuge in die feindliche Hauptstadt geendet, und nun konnte man wieder aufnehmen und mit erleichterter Brust Gottes Frühling genießen. Welcher Jubel, als die Siegeskunde von Paris eintraf, als die Nachricht vom Frieden anlangte, als die geraukte Viktoria ihren Einzug in Berlin hielt, als die entlassenen freiwilligen Jäger zu ihrem Beruf, die Landwehrlente in die Arme ihrer Angehörigen zurückkehrten. War es ein Wunder, wenn man über sah, wie viel schwerere Fragen der Lösung harreten? Mochte immerhin der Säng er in begeistertem Hochgefühle ausrufen:

„Wie mir deine Freuden winken  
Nach der Knechtschaft, nach dem Streit!“

Vaterland ich muß versinken  
Nur in deiner Herrlichkeit!“

#### 10. Der Wiener Kongreß bis zu Napoleons Rückkehr nach Frankreich (1. März 1815).

Die Aufgabe, welche die Diplomatie auf dem Wiener Kongresse zu lösen hatte, war unendlich schwierig: sie verwickelte sich noch mehr, weil man die bestandene furchtbare Gefahr und die Kräfte, welche die Rettung gebracht, mehr und mehr vergaß. Am meisten war dies in Oestreich der Fall, welches den Krieg gegen Napoleon an der Seite Preußens nur mit halbem Herzen geführt hatte und lediglich darauf bedacht war, durch allerlei kleinliche Mittel und kläwliche Intriguen die zukünftige Lage des Hohenzollernstaates so ungünstig wie möglich zu gestalten. Es traf sich in diesem Wunsche mit England, dessen Diplomaten sich nicht sowol durch englische, als durch welsch hannoversche Haus-

interessen leiten ließen. Als weiterer Bundesgenosse war dem Wiener Kabinett auch Frankreich willkommen, welches nach dem Friedensvertrage eigentlich gar nicht zu den Berathungen über die Vertheilung der Entschädigungen hätte hinzugezogen werden dürfen. Aber vortreflich verstand es Talleyrand sich geltend zu machen und Oestreich selbst setzte diesen Diplomaten in den Stand, wenigstens Hardenbergs Pläne erfolgreich zu bekämpfen. Endlich verstand es sich von selbst, daß die deutschen Mittelstaaten, welche anfänglich von den entscheidenden Berathungen über die Neugestaltung Deutschlands hatten ausgeschlossen werden sollen, Anlehnung bei Oestreich suchten, welches ja seit dem Vertrage von Tilsit über die Rheinbündler seine schützenden Flügel gebreitet hatte. Auch in dieser Rücksichtnahme auf die Mittelstaaten stimmten Oestreich und Frankreich völlig überein; wie hätte es Talleyrand entgehen können, daß das furchtbare Preußen verlor, was jene gewannen: insbesondere Baiern, wie oft hatte es seine Hoffnungen an die Sache Frankreichs geknüpft.

Bekämpften alle diese Mächte alle Forderungen Preußens grundsätzlich aus politischen Rücksichten, so gesellte sich ihnen noch ein fernerer Genosse zu, der für sein eigenes persönliches Interesse focht, wenn er nach Kräften gegen Preußen intriguiren half. Es war der König von Sachsen, dessen Gesandter vom Kongreß abgewiesen war. In Wien sollte sich sein Schicksal entscheiden: wenn er da keine Helfer fand, war ihm Thron und Land verloren, da Preußen hier seine Entschädigung suchte.

Die Fragen, in welcher sich diese Gegnerschaft äußerte, betrafen theils die Sicherung der deutschen Grenze, theils die Entschädigung Preußens und auch Rußlands, theils die zukünftige Verfassung Deutschlands.

Während es das natürlichste gewesen wäre, Preußen mit der Wacht am Rhein zu betrauen, hatte die Diplomatie diese Aufgabe dem neuzugründenden Königreich der Niederlande zugewiesen. Die englische Diplomatie besonders war für diesen Gedanken begeistert, da der Prinz von Oranien ja die englische Prinzessin Charlotte heirathen sollte. Diesem Staate suchte nun England möglichst viel linksrheinisches Gebiet zuzuwenden, was natürlich den Preußen entging: zugleich sollte das welfische Stammland Hannover, angemessen vergrößert, der englischen Dynastie zurückgegeben werden. Eine solche oranisch-welfische Macht bildete dann in Norddeutschland ein treffliches Gegengewicht gegen Preußen, das auf der entlegenen Ostsee beschränkt blieb.

Aber auch am Mittelrhein sollte Preußen nicht die Grenze hüten; Metternich war fest entschlossen, das wichtige Mainz an Baiern auszuliefern: ein Plan, der sich natürlich von Seiten Talleyrands des höchsten Beifalls erfreute.

Wichtiger noch als beides schien es, zu verhindern, daß Preußen durch Einverleibung des Königreichs Sachsen gestärkt werde: längst wurde zwischen Metternich und dem sächsischen Hofe verhandelt, um Friedrich August den Thron zu erhalten, und auch Talleyrand erklärte sich gegen die „Veraubung“ des unglücklichen Königs: er fand, daß dies dem Prinzip der Legitimität entgegen sei, — nachdem er von Friedrich August 2 Millionen Franken erhalten hatte. Selbstverständlich besaß er auch die Sympathie der Rheinbündler: war er doch einer von ihnen, nur von etwas anständigerer Gesinnung, als die anderen Kleinfürsten, welche ihren Imperator in der Stunde der Gefahr verlassen hatten. Den mannigfachen Reibern gegenüber hätte Preußen sich in engster Verbindung mit dem Zaren halten und dessen politische Pläne rückhaltlos unterstützen sollen. Möchte es immerhin für Oestreich





standen sie nicht, weder Castlereagh noch Wellington und folgten den Rathschlägen Metternichs oder des Grafen Münster, welcher die welfischen Hausinteressen vertrat. Der Freiherr vom Stein war ohne offizielle Stellung anwesend in der Umgebung des Zaren, der sich den Einwirkungen dieses gewaltigen Geistes noch immer nicht zu entziehen vermochte. Baiern vertrat der Fürst Brede, der Besiegte von Hanau, ein erklärter Franzosenfreund, Württemberg der Freiherr von Linden, der unterwürfige Diener jenes despotischen Herrn. — Natürlich stand neben dem Zaren in erster Linie Metternich, der auch den Vorsitz führte und, im Bunde mit Talleyrand, den Kongreß immer mehr beherrschte. Erwähnt sei auch, daß der österreichische Hofrath Genz als Schriftführer des Kongresses im Jahr 1814 sich 17,000 Dukaten verdiente, von Frankreich allein bekam er 24,000 Gulden.

Vermehrt wurden diese Hindernisse durch die Anwesenheit auch der deutschen Kleinfürsten, deren hauptsächliches Bestreben darin bestand, Preußen entgegen zu arbeiten. Dazu kamen noch die Häupter der Mediatisirten, die gegen den Rheinbund protestirten und gleichfalls an der Neugestaltung Deutschlands theilnehmen wollten. Auf der anderen Seite baten die Kaiser der hessischen Domänen den Kongreß um Schutz gegen ihren Landesherrn, welcher die jüngstvergangene Zeit ungeschlafen machen und sein Eigenthum zerstört haben wollte. Neben den Vertretern der katholischen Kirche, welche dieselbe in ihren revolutionären Besitz wieder eingesetzt wissen wollten, machte ein Generalvikar von Konstantz, H. von Wessenberg, den Versuch, eine zeitgemäße Umgestaltung der katholischen Kirche in Deutschland in das Programm der Beratungen aufnehmen zu lassen.

Aber nicht allein die Gegenstände der Berathung hemmten die Verständigung; auch die Formfrage, wer mitzuberathen habe und wie die Verhandlungen zu leiten seien, war nicht leicht zu beantworten. Anfangs hatten die vier siegreichen Großmächte, mit Ausschluß Frankreichs, die Beratungen führen und die Entscheidungen treffen wollen; nachher mußte man auf Talleyrands Einspruch gestatten, daß wenigstens formell den vier Mächten, welche den ersten Pariser Frieden unterzeichnet hatten, die Theilnahme gesichert würde: den dominirenden Einfluß behaupteten gleichwohl jene fünf. Als eigentlich starker Kongreßmacht wurde Frankreich allerdings erst im Januar 1815 anerkannt, nachdem Talleyrand gelungen war, zwischen den andern vier Mächten die bitterste Feindschaft zu entzünden.

Es würde nun zu weit führen, den Gang der Verhandlungen mit all den Intriguen der preußenfeindlichen Diplomatie im einzelnen zu schildern. Die polnisch-sächsische Frage bildete den Mittelpunkt des Intriguenspiels, das Hardenberg nicht durchschaute. Im Anfang November erfuhr König Friedrich Wilhelm sogar, daß Metternich dem Zaren versprochen hatte, seine polnischen Pläne zu fördern, wenn er nur Preußens Ansprüche auf ganz Sachsen ferner nicht begünstigen wolle. Das veranlaßte den König, zum größten Aerger Hardenbergs, der deswegen seinen Abschied nehmen wollte, sich wieder eng an seinen alten, jetzt einzigen Freund anzuschließen, und Metternich erkannte nun, daß er künftighin wenigstens in eine Theilung Sachsens werde willigen müssen: es lag ihm nun wesentlich daran, die Nachbarschaft der gereizten Wettiner für den „ländergerigen“ Hohenzollernstaat möglichst unbequem zu gestalten.

Die Annäherung des Königs an den Zaren bewirkte zwar, daß Metternich in einigen Punkten, wie in der Mainzer Frage nachgab, aber in Hinsicht auf Sachsen ward so glücklich intrigirt, daß sich Hardenberg zu einem demüthigen Gesuch an Metternich bequeme und an dessen Großmuth appellirte. Die Folge

war, daß Metternich jetzt Preußen nur noch den fünften Theil Sachsens überlassen wollte.

Die Dinge spitzten sich so zu, daß Mitte Dezember die beiden Parteien <sup>1814</sup> Oesterreich, Frankreich, Hannover, die Mittelstaaten einerseits — Preußen andererseits — daran dachten, die Entscheidung ihres Streites den Waffen anzuvertrauen: der preussische Generalstab arbeitete zu Ende Dezember einen Kriegsplan aus. Am 3. Januar 1815 unterzeichnete Metternich mit Castlereagh und Talley- <sup>1815</sup> rand das Kriegsbündniß wider Rußland und Preußen: Talleyrand ließ bereits einen General aus Frankreich kommen, um mit Brede und Schwarzenberg den Kriegsplan für das nächste Frühjahr festzustellen, Hardenberg hatte davon natürlich keine Ahnung.

Mit diesem Bündniß vom 3. Januar war aber eine wohlthätige Krisis eingetreten. Namentlich Lord Castlereagh mußte sich gestehen, daß das englische Parlament sicherlich nicht einem Vertrage zustimmen werde, welcher dem fünf- undzwanzig Jahre lang bekämpften Frankreich Englands Hilfe verheißt. So war England, in dessen Gefolge auch Oesterreich, zur Versöhnung gestimmt, auch Preußen konnte nicht wünschen, die Einverleibung Sachsens von dem gewiß sehr zweifelhaften Ausgang eines europäischen Krieges abhängig zu machen. Man ging auf den Theilungsvorschlag ein, und nun wurde nur noch um das Mehr oder Minder gemarktet. Durch die Anlehnung an Rußland, welches jetzt trenn zu Preußen hielt, gewann Friedrich Wilhelm die größere Hälfte des albertinischen Sachsens. Kaiser Alexander überließ seinem Freunde Thron: Mitte Februar waren die territorialen Verhandlungen zwischen den Großmächten beendet; nur über die Neugestaltung Deutschlands war in Folge jener Streitigkeiten nichts festgestellt worden.

Die Versöhnung, — wenn man jenes fast nothgedrungene Aufgeben feindeligster Gedanken so nennen will, — war grade noch rechtzeitig erfolgt. Am 7. März 1815 erhielt Metternich von Genua her die Nachricht, Napoleon sei von Elba entwichen. Er war schon am 1. März in Cannes gelandet, im Siegeszug auf Paris begriffen. —

# 11. Der Wiener Kongreß nach der Rückkehr Napoleons. Die Bundesakte (8. 10. Juni 1815).

Am 13. März erließen die acht Mächte, welche den Pariser Frieden unter- <sup>1815</sup> zeichnet hatten, ein Manifest, laut dessen Napoleon als Feind und Störer der Ruhe der Welt für vogelfrei erklärt wurde. Am 25. März erneuerten die vier Verbündeten von Chaumont ihr Kriegsbündniß und gelobten einander die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis Napoleon für immer unschädlich gemacht sei. Da sich die französische Nation mit der Thronveränderung einverstanden

erklärte, während ihr doch in Rücksicht auf die Wiederherstellung der legitimen Bourbons solch ein milder Friede bewilligt worden war, hätten die Verbündeten es bei der Achtung Napoleons nicht bewenden lassen dürfen, sondern Frankreich von vornherein begreiflich machen müssen, daß es die Folgen seines Bankmuthes zu tragen und seinen Abfall selbst zu büßen haben werde. Aber so konsequent verfuhr man nicht, was nachher wieder bei den Friedensverhandlungen die nachtheiligsten Wirkungen hatte. So wurde die Welt nur aufgerufen zum Kampf „wider Bonaparte;“ auch die deutschen Mittelstaaten traten, mehr oder minder schnell und bereitwillig, dem Kriegsbündnisse bei.

Während sich im April und Mai die Heere ziemlich langsam sammelten und schwerfällig der belgischen Grenze näher gebracht wurden, nahmen die Verhandlungen in Wien ihren Fortgang; es galt die territorialen Fragen im einzelnen zu lösen und sich über die Neugestaltung Deutschlands schlüssig zu machen.

Die durch Napoleons Wiederkehr bedingte Einmüthigkeit der Hauptmächte machte auch eine schnellere Einigung über die territorialen Veränderungen möglich; bei der unumgänglichen Beschleunigung der Verhandlungen mußte aber das von allen Seiten angefochtene Preußen auf einen Theil seiner Ansprüche verzichten. Ohne auf die fortgesetzten Intriguen untergeordneterer Art einzugehen, genügt es, die Ergebnisse kennen zu lernen.

Von den verlorenen polnischen Gebieten bekam Preußen nur den kleinsten Theil wieder (Danzig, Thorn, das Großherzogthum Posen). Die Stammlande Ansbach-Bayreuth mußte Kärnten Bayern überlassen. Außer dem größeren, wiewol dünner bevölkerten Theil des Königreichs Sachsen, bekam es am Rhein Jülich und Berg, das Siegener Land und die Gebiete des Kölner und Trierer Erzbistums: es bildete daraus und aus seinen früheren rheinischen Besitzungen die Rheinprovinz; außerdem gewann es ausgedehnte Entschädigungen in Westfalen. Eine sehr bedeutungsvolle Erwerbung wurde dadurch gemacht, daß man, freilich nicht ohne Opfer, in den Besitz des ehemals schwedischen Vorpommern gelangte. Es wurde durch ein ziemlich verwickeltes Tauschgeschäft erworben, bei dem Preußen Ostfriesland, Hildesheim, Goslar und einen Theil der Grafschaft Lingen an Hannover abtrat, damit dieser Staat den derzeitigen Besitzer Pommerns, nämlich Dänemark, mit dem Herzogthum Lauenburg entschädige. Besonders die Abtretung Ostfrieslands ist dem Staatskanzler sehr verdacht worden, aber mit Unrecht: für die Arrondirung Preußens war Pommern wichtiger als Ostfriesland; auch mußte verhindert werden, daß sich der Däne an der deutschen Küste einnistete. Aber allerdings schieden die waderen Ostfriesen mit sehr ungern aus dem preußischen Staatsverband und auch der König, dessen Geburtstag noch lange nachher in diesem Land als Fest gefeiert wurde, gab diese treuen Unterthanen nur mit Widerstreben auf.

Neuvorpommern nebst der Insel Rügen hatte Schweden nämlich im Januar 1814 durch den Kieler Frieden gegen Norwegen an Dänemark abgetreten. Dänemark kam bei dem letzten Tausch sehr schlecht fort, denn es erhielt für 75 Quadratmeilen nur 10 und eine Geldentschädigung von 2 Millionen. Der preussisch-hannoversche Tauschvertrag wurde am 29. Mai 1815 geschlossen, am 4. Juni folgte das Abkommen mit Dänemark. Auch an Schweden mußten, um seine Einwilligung zu erhalten, 3½ Millionen gezahlt werden.

Zwar war der Stülcher Vertrag nicht buchstäblich erfüllt, denn Preußen hatte an Gebiet 600 Quadratmeilen — gegen den Zustand von 1805 — verloren.

der was es an sächsischen und rheinisch-westfälischen Landen erhielt, war ungleich werthvoller als die an Flächeninhalt größeren slavischen Gebiete, die man abgab. Allerdings war die militärische Lage des langgestreckten Staates noch bedrohlicher als zuvor, was freilich durchaus nach dem Geschmade Metternichs war: wenn er Preußen Koblenz und das Gebirgsland zwischen Saar und Mosel zugestand, so that er dies mit dem Hintergedanken, daß die unmittelbare Nachbarschaft Frankreichs dem Hohenzollernstaate ähnliche Verlegenheiten bereiten werde, wie einst in Belgien den Habsburgern. Er überfah dabei, daß auf diese Weise Preußen immer an seinen deutschen Verfall erinnert wurde, daß es schon in eigenen Interesse nie versäumen durfte, an der Westgrenze des Reiches auf der Wacht zu stehen. Und wenn ein Staat, wie Hannover, die Kontinuität des preussischen Besitzes in unerträglicher Weise unterbrach, mußte da nicht Preußen auf den Gedanken kommen, solche Unzuträglichkeiten bei gegebener Gelegenheit zu beseitigen?

Bayern, welches Salzburg und Tirol an Oestreich zurückgeben mußte, stellte durch den Kaiserlichen Verdrag übertriebene Ansprüche, denen namentlich Stein entgegenwirkte. Es erhielt zwar Würzburg und den größten Theil der unterrheinischen Pfalz, nicht aber die gleichfalls erstrebten rechtsrheinischen Theile mit Heidelberg und Mannheim.

Die übrigen Rheinbundstaaten behielten ungefähr das, was sie in der napoleonischen Zeit sich angeeignet hatten, wie ja auch an den Titeln, die sie von Napoleons Gnade führten, nichts geändert wurde. Die öffentliche Meinung war daher mit diesem Theile der Kongreßarbeit sehr unzufrieden und äußerte sich in dieser Richtung mit den beiden Worten Ausdruck: „Wir haben einen tüchtigen Bullen nach Wien hingebracht und einen lahmen Esel heimgebracht“.

Einen noch jämmerlicheren Ausgang nahm das deutsche Verfassungsverfahren und zwar auch wesentlich wegen des Antagonismus zwischen Oestreich und Preußen und wegen der Rücksichten, die man auf die Mittel- und Kleinstaaten nehmen mußte; dazu kamen die Intriquen der Fremdmächte, welche ein starkes Deutschland nicht erheben lassen wollten und die politische Unklarheit, welche herrschte in den Köpfen der besten Patrioten herrschte. Die Deutschen hatten keine Zeit haben dürfen, wenn sich nicht ihre Staatsmänner, ihre Dichter für die Wiedererrichtung des Kaiserthums hatten begeistern sollen. Sie bedachten nicht, daß die Niederlagen das Reich und die Nation unter dem habsburgischen Kaiserthum erlitten, daß Kaiser und Reich Lügen waren, lange bevor das offizielle Ende römische Reich zu Grabe getragen wurde. — hatte doch die Nation eben unter Kaisern ihre glorreichsten Tage verlebt: manche Patrioten gaben sich der besessenen Hoffnung hin, sowie Deutschland wieder einen Kaiser habe, nehme es von selbst den ersten Rang in Europa ein.

Aber, wenn das Emporkommen der brandenburgisch-preussischen Macht dem stehenden heiligen Reich einst den Rest gegeben, so war die Stellung, welche der Staat nach dem Freiheitskriege einnahm, auch das Haupthinderniß für die Wiederaufrichtung des Kaiserthums. Sollte Preußen, welches im Kampfe für Deutschland wieder das Beste gethan, sich freiwillig dem un deutschen Oestreich unterordnen, sich geduldig neben die Mittelstaaten stellen, die Hohenzollern

neben den Rheinbundskönigen rangiren? Ein hohenzollernsches, protestantisches Kaiserthum dagegen hätten die Mittel- und Kleinstaaten, wie das auf seine Vergangenheit poehende Oestreich nun und nimmer bewilligt. Uebrigens war Oestreich selbst der Kaiseridee abgeneigt; wenn man aber davon abließ, auf welche Weise sollte der Artikel des Vertrags von Chaumont erfüllt werden, durch welchen ein alle deutschen Staaten umschlingendes „föderatives Band“ in Aussicht gestellt war?

In der Schwierigkeit, das föderative Band ausfindig zu machen, gefiel es dem zweiten: bei der Reugründung des Reiches war auch festzustellen, in welcher Weise die Nation, welche doch eingestandenenermaßen den Hauptantheil an der Befreiung hatte, an der Regelung Deutschlands zu theilhaben sei. Namentlich Stein, der ja schon früher den preussischen Staaten eine Verfassung hatte geben wollen, beschäftigte sich von vornherein mit Entwürfen für eine derartige Reichsverfassung.

So versetste der große Stein zuerst auf einen ganz unglückseligen Plan: Preußen sollte mit seinen Landen westlich der Elbe, Oestreich mit seinen Gebieten westlich der In in den zu gründenden Staatenbund treten, beide aber für ihren gesammten Theil ein ewiges Bündniß mit Deutschland eingehen. Auch die Niederlande und die Schweiz sollten zu dem letzteren eingeladen werden. In dem Bunde war Oestreich das Präsidium gegeben, Preußen das Direktorium, d. h. eine Stellung, wie sie im alten Reich dem Kurfürsten von Mainz als Erzbischof inne gehabt hatte. Das neue „Deutschland“ sollte in sieben Kreise eingetheilt werden, die Herrscher von Oestreich, Preußen und Hannover als Kreisobersten die Führung der Kleinstaaten übernehmen, Bayern und Württemberg ihre eigenen Gebiete Kreisobersten sein. Die Gesetzgebung sollte gemeinsam mit den Kreisobersten den Ständen zustehen, d. h. den geringeren Fürsten, freien Städten und den Mediatisirten.

Metternich stimmte dem Entwurfe nicht bei: Oestreich sollte mit allen Gebieten, die ehemals zum Reich gehört hatten, eintreten, Preußen auf das Direktorium verzichten. Zwar gab Hardenberg dies nach, aber es war vorauszu sehen, daß die Kleinfürsten die beabsichtigte Vorherrschaft der fünf Hauptstaaten (Oestreich, Preußen, Hannover, Bayern, Württemberg) nicht gefallen lassen würden. Dazu kam, daß weder Oestreich, noch Preußen an der Begründung dieses Staatenbundes etwas gelegen war. Keinesfalls sollte dieselbe die Souveränität beschränken; ja Fürst Brede verlangte für Baiern völlige Gleichstellung mit Oestreich und Preußen: sogar das Direktorium sollte zwischen den fünf Hauptmächten wechseln. Württemberg war mit dem ganzen Plane so wenig zufrieden, daß der König am 16. November aus dem Rathe der fünf austrat. Sofort verband sich Stein mit den Kleinfürsten, welche zum Schutze gegen ihre stärkeren Nachbarn eine kräftige Reichsverfassung wünschten; eine Petition derselben beantragte Errichtung des Kaiserthums und die Rechte aller Glieder.

Um sich gegen eine starke Reichsgewalt von vornherein zu sichern, machten sich die Kleinstaaten weiterhin im Zusammenhange dargestellt werden wird, Württemberg und Bayern jetzt an die Ausarbeitung liberaler Verfassungen. Nicht zu Gunsten der Freiheit, sondern zur Stärkung des Partikularismus wurden sie erlassen.

Den Kleinstaaten war es natürlich weniger um das Kaiserthum, als um die Gleichberechtigung aller zu thun, und auch W. von Humboldt, der sich mit der Abfassung von Entwürfen abmühte, sah ein, daß nur auf dieser Basis die bündische Einheit zu erreichen sei. Drei Punkte aber erklärte er für unumgänglich: eine kraftvolle Kriegsgewalt, ein Bundesgericht und landständische, durch den



Bundesvertrag gesicherte Verfassungen. Metternich aber wünschte gerade das Gegentheil, wie ein von seinem Vertrauten Wessenberg vorgelegter Plan lehrte, demzufolge auf Kosten der Centralgewalt die Souveränität der einzelnen Staaten möglichst gesichert werden sollte. Zu neuen Verwirrungen führte es, daß Stein noch einmal für die Kaiseridee zu wirken suchte. Noch war alles in der Schwebe, als Napoleons Wiederkehr neue Kriegsrüstungen nothwendig machte. Sollte der Kongreß auseinandergehen, ohne die Wünsche der deutschen Nation auch nur im geringsten erfüllt zu haben? Fast schien es so: die preussischen Vorschläge fanden noch immer keinen Beifall. endlich, am 23. Mai, einigten sich Preußen und Oesterreich über einen wesentlich auf Wessenbergs Entwurf basirenden, etwas verschärften Bundesplan, — es war der neunte!

Am Tage vorher hatte König Friedrich Wilhelm seinem Volke angekündigt, daß auch in seinem Staate eine Landesrepräsentation eingerichtet werden sollte.

In elf Konferenzen wurde dieser Plan zur Annahme gebracht (23. Mai bis 10. Juni), aber erst nachdem eine Reihe tiefgreifender Veränderungen vorgenommen war. Die wichtigste war die Amendirung des Artikels 13, indem die Vertheilung: „In allen deutschen Staaten soll eine landständische Verfassung stehen“ in die Prophezeiung verwandelt wurde: „in allen deutschen Staaten wird eine landständische Verfassung stattfinden.“ Auch der Antrag Sachsens, welches für alle Bundesbeschlüsse Einstimmigkeit forderte, wurde im wesentlichen angenommen und damit sowohl dem Ausbau der Bundesverfassung entgegengetreten, als auch die Leistungsfähigkeit des Bundes auf allen Gebieten des politischen und nationalen Lebens in Frage gestellt. Daß auch die Hoffnungen, welche man für eine nationale Gestaltung der katholischen Kirche gehegt hatte, in einer so eilfertigen Behandlung und bei so tiefen Meinungsverschiedenheiten Metternichs mißtrauen mußten, war selbstverständlich.

Uebrigens gewann es noch ganz zuletzt den Anschein, als solle alles aus dem Rastlosen, da einige Staaten erklärten, sie würden dem Bunde nur beitreten, wenn er alle deutschen Staaten umfasse. Metternich aber machte Schwierigkeiten. Endlich, nachdem auch das Bundesgericht aufgegeben war, hatte Fürst Metternich die Gnade, der Akte zuzustimmen. Am 10. Juni wurde sie unterzeichnet außer von Baden und Württemberg, die sich erst nach dem zweiten Sturze Napoleons Imperators dazu entschlossen (am 26. Juli, resp. 1. September).

Das traurige Nachwerk, welches den Spott und die schadenfrohe Beurtheilung der fremden Diplomaten herausforderte, war nicht entfernt geeignet die Fürsten und Stämme Deutschlands zu einigen: es hatte nur einen einzigen Vorzug, der in einem seiner zahlreichen Mängel bestand, indem es die Einzelstaaten nur sehr lose zusammenfügte, gestattete es auch dem preussischen Staate sich völlig frei zu entwickeln, im Einklange mit seiner Vergangenheit und seinen Hoffnungen, welche zugleich die Deutschlands waren.

Der Bund umfaßte 35 Staaten, darunter auch die norddeutschen Dänemark (für Holstein) und Holland (für Friesland). Im Plenum hatten die sieben größten Staaten, welche mehr als fünf Sechstel des deutschen Volkes umfaßten, zusammen nur 17 Stimmen,

die des letzten Abschnitts 12. Den Vorzug führte Votrecht: Strenggeleitete unter den Mitgliedern sollte ein Austragsgesicht entscheiden, das Bundesheer in 1. Semester 300,000 Mann umfassen. Frankfurt ward Sitz des „Bundesrathes.“

## 12. Die hundert Tage. Ligny und Belle-Alliance.

Die Verbesserungsfähigkeit der Bundesakte wurde in Wien von kühneren einsichtigeren Diplomaten verkannt, und einige hofften wol auf durchgreifende Verbesserungen, wenn erst der zweite Sieg über Napoleon das Nationalgefühl weiter gestärkt haben würde. Zunächst freilich wünschten die Deutschen ein weiterrwendisches Frankreich gegenüber wieder gut zu machen, was die Deutschen verlorben und niemand war glücklicher, als Blücher: wenn alles nach Wunsch ging, so mußte diesmal wenigstens, — das war die Ueberzeugung aller Deutschen — Elfaß und Lothringen wieder gewonnen werden. Noch war die Erinnerung an das eben überstandene Kriegselend zu machig, als daß nicht dem Kaiser der Stör und seinem Volke die harteste Strafe hätte zuerkannt werden sollte.

Natürlich waren diese Ansichten nur im preussischen Volke verbreitet, in England und Rußland waren auch jetzt entschlossen, der französischen Nation jede Demüthigung zu eriparen.

Aber auch in Frankreich hatte man die Leiden und Opfer der Nation nicht vergessen. Der gebildete und besitzende Bürgerstand begehrte Frieden und die Segnungen ruhigen Verkehrs unter einer freisinnigen Verfassung zu genießen. Zwar nahm man den Mann wieder auf, dessen Wiederkehr der Kaiser bedeutete, aber er kam unerwünscht. Napoleon suchte Napoleon durch die Verheißungen jenen Kern des Volkes zu gewinnen: er fand seine Stütze nur bei der Mannschafft, die unter ihm Siege errötheten: mit den Offizieren war es schon anders: Marschälle, wie Dudinot und MacDonald haben sich kaum wagte er die so notwendige Vermehrung des Heeres zu bewerkstelligen. Bis Ende Juni hatte er noch nicht 200,000 Mann zur Verfügung. Er vermied den Krieg — wenigstens für jetzt — vermied, aber niemand glaubte an seine Friedensliebe, und der Kongreß hatte längst gesprochen. Wie konnte man mit jenen 200,000 zugleich Frankreichs Grenzen decken und dem Kaiser das Feld gegenüber treten? Die Bundesmächte erfüllten die Verordnungen des Congresses vom 25. März in erhöhtem Maßstabe, mit ihren 600,000 Mann trafen sie Napoleon erdrücken. Seine Niederlage war entschieden, ehe der Kongreß

Was man nach dem Eintritte Napoleons mit Frankreichs Regierung anzuwenden hatte, welche vor Napoleon die Anstalt ergriffen hatte, darüber herrschten große Meinungsverschiedenheiten. Der Fürst und der König von Preußen waren dem Kaiser sehr abgeneigt, der zum Tode für seine Rettung jenes famose Kriegsbündnis hatte betreiben hatte.

Daß die Niederwerfung Napoleons den Verbannten mehr Thut als nothig gewesen wäre, war die Schuld der österreichischen Staatsräthe. Sauerhans Ansicht hatte man bis zum 1. Mai drei gewaltige Heere

und in Frankreich einrücken lassen können. Der Marsch auf Paris mußte unter den ohnvermeidlichen Umständen noch sicherer die Entscheidung bringen als 1811. Keinesfalls durfte man Napoleon verstaten, die Offensive zu ergreifen und die Gegner einzeln anzugreifen.

Aber anders dachte Schwarzenberg. Bedenkliche Stimmungen hatten sich in Italien gezeigt, dessen Bevölkerung Murat zur Einheit aufrief. Demgemäß nahm die österreichische Strategie genau den Plan des Jahres 1811 auf, ein sehr starker linker Flügel sollte über den Oberrhein und durch die Schweiz gehen, das Centrum (Rußen unter Barclay) den Mittelrhein überschreiten, in den Niederlanden sollten Wellington und Blücher operiren. Da man vermuthete, daß die Entscheidung im Centrum fallen werde, wurden die Oestreicher — sie bedekten den linken Flügel — jedenfalls geschont.

Nicht zufrieden, die Streitkräfte der Verbündeten zu verzetteln, verschleppte Schwarzenberg auch den Beginn der Feindseligkeiten bis zum 1. Juli. So war von dieser Seite alles gehoben, um wenigstens vor vorzעהende Mißerfolge zu erwahren.

Der Entscheidungslampf war von dem Vorkampf der Schlachten nicht den Rußen des Centums, sondern den Truppen Wellingtons und Blüchers, d. h. wesentlich den Deutschen, vornehmlich den Preussischen, zugewiesen.



Soldatentypen der allirten Armeen.

Von dem 170,000 Mann starken Heere Wellingtons bestand nur ein Drittel aus Engländern, dagegen beistellte er 130,000 Deutsche, theils die ruhmreichen Regimenter der preussischen Armee, theils die Regimenter der Hannoveraner, Sachsen, Nassauer und Braunschweiger, die man nicht Preußen hatte unterordnen wollen.

Diebstahl eines nachmaligen preussischen Generals — damals Hauptmann im 2. Bataillon des Generals — aus dem Jahre 1815 — Das Bild zeigt einen preussischen Generalsstabsoffizier mit den verschiedenen ihm anvertrauten fremdbildlichen Medaillen auf, unter welchen die Schalle und ein Prunkstück besonders auffallen. Die Rassenkataloge sind sehr gut beobachtet und mit vielem Humor zur Darstellung gebracht.

Die beiden Heere schienen den Erfolg zu verbürgen. Waren die 118,000 Mann, welche man auf den Hilferuf des Königs der Niederlande, — denn zu ihm hatte sich Napoleon gewandt — in Eile ins Feld gesendet hatte, nicht die besten Kerntuppen, so standen sie doch unter bewährten Führern, vor allem unter dem Oberbefehl des schneidigen Marschalls Bornwärtz, der man wieder Gneisenau und eine Reihe tüchtiger Generalsstabsoffiziere beistellt hatte. Er fühlte die Last der Jahre nicht und stößte wie sonst dem Feinde seine Siegeszuversicht ein.

Uebrigens war die Armeeverwaltung in großer Verlegenheit, da es der preussischen Regierung an Geld gebrach und der König der Niederlande in schmachvoller Weise die Verpflegung des Heeres vernachlässigte, das zunächst seinen Staat retten sollte.

Auf den Gedanken, mit Wellington, dem Felden des Halbinselkrieges, zusammen zu wirken, ging Blücher mit Freuden ein; er versprach sich davon das Beste und hoffte auf gutes Einvernehmen. Freilich war Wellington als Mensch wie als Soldat von Blücher grundverschieden. Dieser bis ins hohe Alter der kühne Husar, jener ein unbedingter Anhänger der altväterlich bedachtamen Kriegsführung, die ihm freilich in Spanien treffliche Früchte getragen hatte. Jetzt mußte er mit um so größerer Vorsicht zu Werke gehen, um nicht sein kleines Heer und seinen Ruhm einzubüßen. Gleichwol verfuhr er aus übertriebener Vorsicht, um Belgien nach allen Seiten zu bedecken, sehr verkehrt; er stellte sein Hauptquartier in einer langen Linie von Quatrebras bis Gent auf und nahm sein Hauptquartier in Brüssel, um mit der Reserve dem Punkte zueilen zu können, den der Feind wirklich bedrohen würde. Auch von Blücher, dessen Hauptquartier sich in Namur befand, war er zu weit getrennt: es konnte leicht kommen, daß sich Napoleon zwischen beide Heere schob.

Ehe es zum Kampfe gegen den Feind kam, ereigneten sich in der deutschen Armee traurige Vorgänge, welche das Nachspiel zu dem diplomatischen Streite über die sächsische Frage bildeten. Der König von Preußen wollte die Regimenter, welche den auf Frankreich entfallenden sächsischen Landbeständen angehörten, neu formiren. Die sächsische Armee, die ihr Schicksal längst beunruhigt, außerdem von der Parteil aufgereizt und durch das Betragen ihres kaiserlichen Fürsten zum Widerstande ermuntert, wollte von der beschlossenen Uebersetzung nichts wissen. In Bätisch, wo Blücher damals sein Quartier, mitten unter den Sachsen genommen, kam es zu einer großartigen Meuterei. In seinem Zimmer wurde der greise Feldherr, der mit Nähe dem Tode entgangen war, kriegsgerichtlich eingeschlossen. Die sächsischen Truppen wurden nach Hause geschickt und verloren so die Gelegenheit, durch tapferen Kampf für Deutschland die Schmach der Rheinbundszeit vergessen zu machen; aber freilich ward auch die sächsische Armee auf lange Zeit hinaus die Pflanzschule der giftigsten Preußenhasser.

Gerade eine solche Trennung beider Armeen bezweckte Napoleon, als er sich in Eilmärschen der belgischen Grenze genähert hatte: er hoffte, in gewohnter Unterschätzung des Gegners, daß Blücher sich nach Osten zurückziehen werde. So rückte er auf Charleroi, von wo eine Straße nordwärts über Quatrebras nach Brüssel, eine andere ostwärts nach Namur führt. Sowie die Preußen den Anmarsch der Franzosen bemerkten, ertheilte Gneisenau den Befehl zur Konzentration der preussischen Armeekorps; Wellington ward zwar rechtzeitig durch die Preußen, die schon am 15. mit dem Feinde zu thun bekamen, benachrichtigt, traf aber, von falschen Voraussetzungen ausgehend, ungeringte Anordnungen; sonst hätte er sein ganzes Heer sofort nach Quatrebras marschiren lassen müssen, wo sich Blücher mit ihm vereinigen konnte. Statt dessen betrieb seine langgestreckte Linie diesen wichtigen Ort nur eben, der schwach besetzt wurde. Außerdem täuschte sich Wellington über die Zeit, in der er seine Truppen Blüchers Nähe bringen konnte: er bildete sich ein, bis zum Vormittag 1



juni 20,000 Mann nach Quatrebras dirigiren zu können: in einer Bewegung, die er an diesem Tage um 1 Uhr Mittags auf dem Windmühlberg Busch mit Blücher hatte, bestätigte er diese Ueberzeugung und schrieb mit Verheißung, um 4 Uhr werde er zur Stelle sein.

Nur auf diese Zusage hin entschloß sich Blücher zu dem Kampfe, den er wohl noch hätte vermeiden können, wenn er nach Norden abgelenkt und so der englischen Armee näherte. Er hatte am Morgen des Schlachttages die Korps von Zieten und Pirch zur Stelle, Thielmann mit dem er erst zu Mittag ein: Bülow war weit zurück. Die Stellung des französischen Heeres — die Front nach Süden gerichtet — war nicht allzuig, da Thielmann genöthigt war, mit dem linken Flügel unthätig dem Kampfe zuzuschauen, der um die Dörfer des rechten Flügels und des ums: St. Amand, la Haye und Vigny entbrannte. Blücher bekam Napoleon selbst zu thun, der die Hauptmacht gegen ihn wendete: dem Fall Neus entsetzte er nordwärts nach Quatrebras zu: er sollte Blüchers Flanke angreifen, vorausgesetzt, daß Wellington sich nach Brüssel zurückzog.

Gegen drei Uhr begann Vandamme den Angriff auf St. Amand, welches trotz der stündlichen Angriffe behauptet wurde. Ebenso hielten sich die Preußen in Vigny unter ungeheuren Verlusten bis zum Abend. Aber die letzte Kraft war verbraucht; die Engländer, deren nahe Ankunft wiederholt gemeldet wurde, erschienen nicht. Statt dessen hatte Napoleon gegen acht Uhr mit seinen Reserven und Garden einen furchtbaren Gewaltstoß gegen Vigny. Diesmal brach er durch: eine schwere Reitermasse drang nach, auf den Kopf von Busch los, den Sieg zu vollenden. Mit jugendlichem Feuer stürmte Blücher, eben ihm Bülow, mit mehreren Reiterregimenten dem Feinde entgegen: ungünstige Terrainverhältnisse hemmten den Gegenstoß: die Preußen wurden getrieben, ihnen nach kamen die französischen Kavaliere. Zum Glück mußten auch sie wieder dem preussischen Kreuzfeuer weichen: so gelang es, den Oberfeldherren zu retten. Denn Blücher selbst war bei dem verunglückten Ansturm zu Falle gekommen: unter dem schweren Pferde lag er bewußtlos in der doppelten Gefahr, von dem Feinde gefangen oder im Reitergetümmel zerquetscht zu werden. Sein treuer Adjutant, Graf Mollat, hielt bei ihm aus, bis seine Rettung möglich wurde.

Hätte das Ausbleiben der englischen Hilfe den Verlust der Schlacht herbeigeführt, so bewahrte der Kampf, den Wellington gleichzeitig bei Quatrebras geführt hatte, die Preußen vor der Gefahr, durch das Eingreifen Neus zutletzt zu werden.

Wellington hatte sein voreiliges Versprechen nicht halten können, weil er sich bei Quatrebras durch anfangs völlig überlegene Streitkräfte angegriffen sah. Erst gegen vier Uhr langten die Reserven aus Brüssel an, unter ihnen der tapfere Herzog von Braunschweig mit seinen „Schwarzen“, an deren Spitze er hier den Heldentod fand. Weitere Verstärkungen, zunächst unter General Alten, stellten das Gleichgewicht her und ließen sich ein, daß er nicht mehr auf das Schlachtfeld von Vigny gelangen werde. Ein später Versuch, ein Reiterangriff Kellermanns, scheiterte an der Kaltblütigkeit des Generals Alten. Insekt hatte Wellington die Uebermacht und gewann etwas Terrain. Er nannte es einen Sieg, und mit dem Dunkel eines echten Vorkriegs triumphierte er, daß er geschlagen habe, während Blücher geschlagen sei. Daß er dessen Niederlage verschuldet, sah er mit

derselben Beschränktheit nicht ein, mit der er noch jetzt die eigentlichen Motive des Gegners verkannte.

Dabei hatte sich das preussische Oberkommando, trotz der Niederlage, wieder zu einem Entschlusse ermannt, der mit englischer Vorsicht nichts zu thun hatte und in seiner Kühnheit vielleicht ohne Gleichen in der Strategie der Welt. Jedermann mußte annehmen, das geschlagene Heer werde sich nach Osten zurückziehen, um dann, durch Willem verstarbt, von neuem die Vereinigung mit Wellington zu erstreben. Freilich lag die Gefahr nahe, daß der Rückzug der Preußen den Wellingtons nach sich zog: vielleicht hatte der Feldzug damit ein Ende und die Diplomatie bekam wieder freien Spielraum — aber das war es jedenfalls. Statt dessen ordnete Gneisenau, der während der Kontusionierung den Oberbefehl führte, den Marsch nordwärts nach Wasserloo, d. h. die Armee erstrebte auf dem kürzesten Wege die Vereinigung mit Wellington, um an dessen Seite demnächst eine zweite Schlacht zu wagen.

Der Plan fand sofort den vollen Beifall Blüchers, der trotz seiner Enttäuschung seinen Humor und seine Zurechtfindung nicht verloren hatte. Mit besonderer Freude erwartete er am nächsten Tage den Landregen, welcher dem heißen Tage folgte. Ist vorüber, so ist er ihm als seinen „Maurten von der Hagbach“: denn jetzt, wo es sich um Schicksal und Heile, war ein Freund wenig willkommen, der alle Vandräsen in Wasser verwandelt. Aber auch das Heer zeigte sich eines solchen Feldherrn werth: hatte es sich in der Schlacht keine Niederlagen gezeigt, so jubelte es jetzt über die Niederlage, die es nicht entregte und überwand unter Schergen die Strapazen des Marsches, der durch die Schlachtfeld führte.

So unerwartet war der Entschluß des preussischen Hauptquartiers, so sehr sich der Schlachtenmeister täuschen ließ. Er rief am 17. um 12 Uhr den Marschall Grouchy an, mit 33,000 Mann die preussische Armee zu verfolgen, zahlreiche Versprengte, die man unmittelbar nach dem Kampfe aus der Schlacht nach Namur angetroffen hatte, behielten Napoleon in dem Glauben, das preussische Heer ziehe sich nach dem Rheine zurück. Hätte er diesen Irrthum erkannt, so würde er sich wol mit größerer Eile auf Wellington gewandt haben.

Werkwärtiger Weise hat Napoleon vorübergehend das richtige am 17. erkannt. Aber er hatte den Gedanken, die beiden Heere getrennt zu schlagen, und die Leidenschaft erfaßt, daß er an die entgegengesetzte Möglichkeit, die seinen Plan zu ruinieren und seine Niederlage unvermeidlich machte. Schlehterdinge nicht glauben wollte, er traute seinem Stern, und um dieses Wahnes willen sollte er sein Leben verlieren.

Wellington war durch ein Versehen von preussischer Seite über den Ausgang der Schlacht nicht benachrichtigt worden. erst am Morgen des 17. erfuhr er die Sachlage und zog sich nun langsam auf der Straße nach Brüssel zurück. Gegen Abend machte er bei dem Dorfe Waterloo Halt. Die Preußen verfolgten ihn nur matt verfolgt, weil Napoleon die Straße seines Heeres in der Schlachtungschlacht schonen wollte, und lagerten sich nun dem englischen Lager gegenüber.

Indem Napoleon sein Heer am 17. gemächlich rücken ließ, so er es ihm Zeit, sich über die Vereinigung seiner Heere zu entscheiden.



Wellingtons Anfrage, ob Blücher ihn für den Fall einer Schlacht am 18. mit einem Korps unterstützen könne, versprach dieser mit der ganzen Armee zu erscheinen. Sein Heer hatte sich bis zum Morgen des 18. bei Wavre gesammelt, nur zwei starke Reiten östlich von der englischen Stellung; aber die Grundlosigkeit der aufgeweichten Wege mußte den Anmarsch hemmen: außerdem wurde in längerer Anwesenheit unvermeidlich, weil das am 16. unberührte Korps Baloms erst eintreffen und sich an die Spitze des preussischen Heeres setzen sollte. Die Marschordnung wurde so eingerichtet, daß Thielemann mit demritten Korps die Flanke des Heeres gegen Grouchy deckte, der seinen Irrthum erkannt hatte und sich gegen Wavre wendete.

Hier kam es wirklich zu einem gesonderten Gefecht, bei dem Thielemann sich mit seinen 15.000 Mann nur mit äußerster Anstrengung gegen Grouchy behauptete.

Obwohl man preussischerseits nicht daran zweifelte, die Vereinigung mit den Engländern rechtzeitig zu bewirken, trugen verschiedene Uebelstände, vornehmlich die Erschöpfung der durch mehrtägige Anstrengungen ermatteten, durch Mangel an Lebensmitteln entkräfteten Truppen dazu bei, daß der Marsch sich verzögerte. So geriethen die Engländer in große Gefahr, hatte Napoleon mit der Eröffnung der Schlacht nicht bis Mittag gezögert, so hätte es leicht geschehen können, daß alle Anstrengungen der Preußen vergeblich waren und Wellington am 18. von demselben Geschehniß betroffen wurde, wie zwei Tage vorher Blücher.

Es war nicht Besorgniß, was Napoleon hatte zögern lassen: im Gegentheil, ihn erregte eine stolze Siegeszuversicht und sein Heer, das den Kriegsherrn auf den Thron Frankreichs zurückzuführen, war heut von glühendstem Kampfesfeifer besetzt. Dieser Enthusiasmus der Veteranen mußte nach Napoleons Ueberzeugung bei dem numerischen Gleichgewicht 72.000 Franzosen gegen etwa 60.000 Feinde) entschieden den Ausschlag geben. Aber freilich war eine solche todesverachtende Begeisterung auch erforderlich, denn Wellingtons Heldentum hatte eine ausgezeichnete Vertheidigungsstellung erwählt.

Seine Schlachtordnung zog sich von Westen nach Osten in gerader Linie auf einem langgestreckten Höhenrücken hin, etwa in der Mitte bei dem Dorfe Mont St. Jean von der Brüsseler Chaussee durchschnitten, auf welcher die Franzosen heranzogen. Die nachwärts gelegene Abdachung der Höhen gestattete eine gedeckte Aufstellung der Regimenter, welche dem Anblicke des Feindes entzogen waren. Einige hundert Schritt vor der Front lagen gleichsam als Außenwerke der natürlichen Festung das Schloß Groumont vor dem rechten Flügel, die Meierei La Haye Sainte (vor dem Centrum), die Häuser von La Haye und Papelotte (vor dem linken Flügel). Auf dieser Seite, über die Walohöhen von Charn und St. Lambert hinweg, mußte die Verbindung mit den Preußen erfolgen.

Wellington gegenüber, durch eine etwa 1000 Meter lange muldenförmige, sanfte Einkerbung von dem englischen Heere getrennt, gleichfalls auf einem niedrigen Höhenzuge, dessen Mitte die Meierei La Belle Alliance bildet, stellte Napoleon seine Truppen in völlig paralleler Schlachtordnung auf.

Zwei Armeekorps, Reitere zur Rechten, Ersten zur Linken von La Belle Alliance, bildeten Napoleons eigentliche Schlachtlinie: das Korps Lobau, die Garde und die Reiterei der Reserve. Einen Hauptantheil an dem Kampfe hatte Napoleon seiner Lieblingswaffe, der Artillerie, zugedacht, zumal er an Geschick Wellington weit überlegen war.

Ehe Napoleon zum Angriff schritt, gönnte er sich das seltene Schauspiel einer Parade

noch eine frische Division gegenüberzustellen.

Drei Hauptstürme wurden von den Franzosen unternommen und jeder derselben Erfolg des Tages herbeiführen können, wenn ihn Napoleon im entscheidenden Augenblicke zu unterstützen vermocht hätte. Daran hinderte ihn das Erscheinen der Preußen gegen 1 Uhr auf der Höhe gegen St. Lambert, eine halbe Meile vom Schlachtfelde, die Sie erleichterten Wellington, schon ehe sie in die Schlacht eingriffen, den Kampf dem Kaiser gegen sie auf, zumal er aus einem aufgekauften Brief erfuhr, daß ihm in die Hände fallen sollte. Zwar verbarg er dem Heere die Gefahr und verließ Offizieren mit anscheinender Zuversichtlichkeit, Wronsch werde gleich zur Stelle sein, doch störte der Anmarsch der Preußen seinen Schlachtplan.

Zuerst griffen die Franzosen Gommont an den rechten Flügel, aber sie konnten ihn und Braunschweiger nicht vertreiben. Gegen zwei Uhr wandte sich Orton gegen den Flügel, brachte die Niederländer zum Weichen, ward aber durch Engländer und Hannoveraner aufgehalten — wobei der tapfere Brute Wilson den Tod fand — dann zurückgetrieben und schottische Keiterei Ponsonbys, der nun selbst bis zu der feindlichen Hauptbatterie vorrückte, vordrang. Gegen 4 Uhr unternahm Ney mit einer ungeheuren Reitermasse den Angriff auf das Centrum, aber die Standhaftigkeit des englischen und deutschen Aufwells bewahrte das Centrum.

Über gleichwohl wurde Wellingtons Lage von Stunde zu Stunde bedenklicher. Am Nachmittag wurde das Vorwerk des Centrums, La Haye Sainte, seinem letzten Besatz entzogen. unaufhaltsam stürzten die Angreifer auf Mont St. Jean. Der Kaiser hielt hier das Centrum noch mit Zusammenfassung aller Kräfte gehalten, aber La Haye Sainte fiel in den Händen der Franzosen, zugleich wankte der linke Flügel in La Haye und St. Pierre.

Wenn Napoleon jetzt seinen Rückhalt, seine Garden, heranziehen konnte, war Alles gerettet. Da griffen, spät, aber nicht zu spät, die heftigsten Preußen in der Schlacht ein. Um 5 Uhr traten aus dem Walde von Arschermont Pilsows Regaden hervor. Sie führten auf, seine Kolonnen wandten sich mit fliegenden Fahnen gegen das Centrum, welches, im Rücken der französischen Aufstellung gelegen, Napoleons rechte Hand und Rückzug deckte. Und bald nachdem Hiller mit der Avantgarde den Anmarsch auf diesen Punkt eröffnet hatte, erreichte Gieten (um 6 Uhr) den linken englischen Flügel. Der Kampf wurde die eben verlorenen Punkte, La Haye und Papelotte wieder erobert.

Um ein Uhr waren, wie erwähnt, die Spitzen des preussischen Heeres in der Schlacht angekommen, es dauerte aber geraume Zeit, bis die gesamte Armee aus dem Wald hervorgekam. Noch ehe das preussische Heere vollständig in der Schlacht angekommen war, hatte Napoleon seinen Rückzug angetreten.

kon noch einen verzweifeltsten Angriff auf der ganzen Linie gegen Wellington unternehmen: gegen das Centrum führte Neb die letzten Garden heran. Kaltblütig ließ Wellington, der noch Zeit gefunden, sein Centrum zu verstärken, die Feinde bis an den Höhenrand kommen, dann gaben seine Grenadiere auf die kürzeste Entfernung eine furchtbare Salve und das Bajonnett begann seine Arbeit. Die Garden wurden die Höhen hinunter geworfen, zur Rechten und zur Linken glückte es den Franzosen nicht besser: nun ging das englische Bataillon Colborne selbst zum Angriff vor, drei weitere Bataillone folgten, die Kavallerie brach los und nach einiger Zeit ließ Wellington seine ganze Linie avanciren.

Als die englischen Bataillone diese Vorwärtsbewegung begannen, zogen sich die Feinde noch in leichlicher Ordnung auf La Belle Alliance zurück, aber bald artete der Rückzug in regellose Flucht aus. Denn gegen 8 Uhr hatte Bülow Plancenoix erstürmt, zugleich Bieten mit ihm Nühlung gewonnen; der rechte französische Flügel war eingedrückt, Bülow und Bieten dirigirten ihre Truppen auf die Meierei La Belle Alliance. In einem Gehöft jenseits dieser Meierei trafen sich gegen 10 Uhr die beiden Oberfeldherren.

Auf Blüchers Antrag wurde die Schlacht nach jener Meierei genannt, zum Andenken an die folgenreiche Verbindung von Engländern und Preußen. Das englische Hauptquartier zog den Namen „Waterloo“ vor, wie denn auch nach der Meinung der düsterhaften Briten der eigentliche Siegespreis ihrem großen Herzog gebührte. Diese Ueberhebung hatte zur Folge, daß man nun preussischerseits wieder den Engländern jedes Verdienst absprechen wollte. Beides ist gleich übertrieben: Wellingtons letztes Avanciren ist ebenso bedeutungsvoll, wie der Kampf am Plancenoix: die Erstürmung dieses Ortes verwandelte den Rückzug der Franzosen in chaotische Flucht. Uebrigens liegt auf der Hand, daß Wellington geschlagen worden wäre, wenn Napoleon nicht von ein Uhr ab auf die Preußen hätte Rücksicht nehmen müssen.

Wellington hielt seine Arbeit für gethan, die Verfolgung und Vernichtung des Feindes überließ er den Preußen, an deren Spitze Gneisenau trat. Hier ward diesem Feldherren, dem sonst nur die äußerlich wenig dankbare Aufgabe eines Schlachtendenkers zufiel, endlich einmal die Gelegenheit gegeben, seine ganze soldatische Energie zu bekunden. „Jeder Truppeneinheit soll seinen letzten Athem an die Verfolgung setzen“, war sein Befehl.

In Genappe, eine halbe Meile vom Schlachtfelde, versuchte sich ihm entgegenzustellen, was noch widerstandsfähig war. Aber sowie die preussische Artillerie ankam, gaben die französischen Generale ihren fruchtlosen Versuch auf. Hier wurde auch Napoleons eigener Wagen erbeutet. Ehe man die Verfolgung fortsetzen konnte, mußten die zahlreichen ineinandergesfahrenen Wagen und Weilsche entwirrt werden; in der Pause, die dadurch entstand, befahl Gneisenau den Truppen, ein „Run danket alle Gott!“ anzustimmen.

Nentius Genappe schwand die Zahl der Verfolger mehr und mehr zusammen; Müdigkeit und Verleisheit hielt die Meisten zurück. Aber die wenigen Tambours und Hornisten, die man benutzen gemacht hatte, genügten, den Flüchtigen einen panischen Schrecken einzustößen, sie überdall aufzudecken. Am nächsten Morgen hatte Gneisenau noch 50 Infanteristen bei sich; sein Lehnos Bordinzen hatte ihn bis mitten unter die Franzosen und in die größte Lebensgefahr gebracht.

Aber freilich vernichtete diese Verfolgung auch das französische Heer, wie einst das preussische nach den Tagen von Jena und Auerstädt vor dem verfolgenden Imperator zerstoßen war. Die Schlacht selbst hatte den Verbündeten über 20,000 Mann geloset, Napoleon im ganzen 25,000 Mann eingebüßt. Blücher aber erließ von Genappe aus seinen ewig denkwürdigen Tagesbefehl an die braven Söhne und Soldaten der Armee vom Niederrhein.

„Empfangt hiermit meinen Dank, Ihr unübertrefflichen Soldaten, Ihr meine hochachtbaren Vorkämpfer, Ihr halt Euch einen großen Namen gemacht. So lange es Glückliche giebt, wird sie Eurer gedenken. Auf Euch, Ihr unerlöschlichen Säulen der preussischen Monarchie, ruht mit Sicherheit das Glück Eures Königs und seines Hauses. Nie wird Preußen untergehen, wenn Eure Söhne und Enkel Euch gleichen.“

## 15. Von Belle-Alliance nach Paris.

Es gelang es Grouchy's Korps, nach Frankreich zu eilen, um möglichst zum Grundstock einer neuen Feldarmee benutzt werden zu können, aber ernstliche Gefahren waren doch nicht zu besorgen. Denn glücklicherweise wurde der schnelle Einmarsch in Frankreich beschlossen. Es war das Verdienst Blücher's und Gneisenau's Verdienst. Bülow hätte den allerdings etwas Truppen gar zu gern eine Erholungsfrist gewährt, die natürlich ebenso den Feinde zu gute gekommen wäre: andererseits hatte auch Wellington nicht den Vorschlag einzunehmen, obgleich das Wagniß, ohne Rücksicht auf die reichen französischen Grenzfestungen südwärts zu marschieren, immerhin die Kriegsführung eigentlich nicht entsprach. Ihn trieben aber diesmal wohl zwei Beweggründe vorwärts: ihm lag daran, den Krieg schnell zum Abschluß zu bringen, um das Ideal der englischen Tories, die Zurückführung der Bourbonen zur Thatsache zu machen, ehe ihm diplomatische Intrigen in die Quere kamen. Ganz anders stand es natürlich mit den Absichten der Preußen: sie wollten vor dem Beginne der Unterhandlungen durch die Besetzung der französischen Hauptstadt ein Pfand für die Durchführung der von ihnen geforderten Bedingungen zu erhalten. Denn in Preußen verlangte die Nation nicht nur eine angemessene Grenzberichtigung. Leider war vorauszu sehen, daß Frankreich wieder allzu glimpflich davon kommen werde, wenn es seinen letzten Versuch wieder annahm: Wellington's Auslassungen gestatteten darüber kaum Zweifel, und auch der russische Gesandte Pozzo di Borgo schätzte ihm die Rolle der Jar damals noch an die Thronbesteigung der Orleans dachte. Hier siegte keine Ausflüchte. Nach Paris eilte er zurückkehrend, sich er, daß die Söhne ab. Noch einige Tage beobachtete er die Entwicklung der Dinge: sich am 29. Juni die Preußen Paris näherten, verließ er die Stadt und zog an die Küste nach Rochefort.

Er versuchte, sich rechtzeitig nach Amerika in Sicherheit zu bringen, und brach am 15. Juli an Bord des englischen Kriegsschiffes *Pollux*, an die Professor der Nation eine verzweifelte Adresse! — sah wendend. Tiedmal ward der Versuch, den Unhold auf St. Helena ungefährlich zu machen, gemacht, und im Juli 1815 lang mußte der einstige Weltbeherrscher die Einsamkeit und die Qualen der Verurtheilten ertragen. (5. Mai 1821.) War es nach Maders Wuth gegangen, so sah er ihn nach seiner Gefangennahme in Bicennes erdrossen, wo der Vertrag von Angers

Der Vormarsch der Verbündeten war ziemlich schnell erfolgt, doch ließ Wellington ein wenig hinter Blücher zurück. Durch Einnahme einiger Festungen sicherte man sich den Rücken und ließ zu weiteren Vorwärtsschritten ein Korps zurück. Die Hauptarmee marschierten dann auf dem rechten Rheinufer nebeneinander nach Paris. Die Preußen traten überall hart und auf, da ihnen die Bevölkerung allenthalben die feindlichste Gesinnung entgegenbrachte. Bei Compiègne versuchten die französischen Truppen, die sich von Paris



gerettet und mit Grouchy's Corps vereinigt hatten, vergeblich, den Preußen den Lebensgang über die Elbe zu verschern. Kortan marschirten Freund und Feind gegeneinander, so daß es zu mehreren Gefechten kam, durch welche die Franzosen von der großen Straße verdrängt wurden. Gleichwohl erreichten sie mit Hilfe eines Gewaltmarsches knapp vor den Preußen die Stadt und besetzten die verbliebenen Werke.

Die stannenswerthe Leistungsfähigkeit der Preußen beweist eine Aufzeichnung in Maritenau's Papiere. Die zweite Brigade General von Pirch II ist in den 17 Tagen dieses Feldzuges 71 Meilen in 27½ Stunden marschirt, hat dazwischen geruht 27 Stunden, ist im Lager gewesen 221½ Stunde. Von den Marschstunden hat sie 37 Stunden zugleich im Gefecht gestanden.

Am 29. Juni langten die Preußen in St. Denis an, entschlossen, die Hauptstadt einzunehmen. Widerstandsfähig war sie eigentlich nicht, denn die Mann, welche jetzt Davout an Grouchy's Stelle kommandirte, waren demoralisirt, die Festungswerke waren nur im Osten und Nordosten von Bedeutung; Parteihader herrschte im Innern der Stadt, wo nach Napoleons Abdankung eine Bürger-Kommision unter der Leitung Fouché's regierte. Gar zu fern hatten Davout und Fouché, wie vorher schon Grouchy, eine Waffenruhe bewilligt erhalten, und Davout begründete sein Gesuch vornehmlich damit, daß nach Napoleons Abdankung jeder Grund zum Kriege weggefallen sei. Aber dieses Argument ließ Mächer nicht zu und gab ihm eine unzweideutige Antwort. „Wir verfolgen,“ schrieb er, „unsern Sieg, und Gott hat uns Mittel und Willen dazu gegeben.“ Nur in Paris könne ein zuverlässiger Waffenstillstand geschlossen werden. Mächer hatte inzwischen schon angefangen, die Einschließung von Paris zu bewerkstelligen: er ging zu dem Zwecke unterhalb von Paris über die Seine (bei St. Germain, und legte sich vor den westlichen Theil der Stadt. Am 2. Juli war die ganze Armee auf dem linken Seineufer vereinigt, die Engländer hatten Tags zuvor gegen Mittag die von den Preußen verlassenen Stellungen im Norden eingenommen. Noch am Abend des 2. Juli erstürmten die Preußen (von Südwestlich von Paris) unmittelbar vor den Thoren der Stadt: umsonst suchte Vandamme in der folgenden Nacht diese Position zurück zu erobern.

Feinake hätte jetzt, im letzten Augenblicke, Wellington Mächer um die Capitulation gebracht, Paris sein nennen zu können. In die englischen Anführer wußte es besser, wenn den Pariser begreiflich gemacht wurde, um der Erbitterung willen würde ihnen diese Demüthigung gespart. Wellington war freilich, wenn die französische Armee hinter die Loire zurückging, Paris unbefestigt. Aber Mächer war unerbittlich und brauchte sich nichts vorschreiben zu lassen: am 3. Juli capitulirte die provisorische Regierung: binnen drei Tagen sollte die Armee nach der Loire abgezogen, Paris übergeben sein.

Mächer ließ die Stadt fühlen, was der Krieg bedeutet: kein feierlicher Einzug wardete die Augen der Pariser, am 3. Juli rückte das erste preussische Armeekorps ein, an den folgenden Tagen einzeln die übrigen. Royalisten, welche die Preußen freundlich begrüßen wollten, wurden von diesen Franzosenhassern rauh und abgewiesen. Mächer verlangte einen





beflecken — nun aber nicht mehr verfangen. Mit Talleyrands Nachfolger, dem Herzog von Richelieu, wurde am 2. Oktober die entscheidende Vereinbarung getroffen: der eigentliche Friedensvertrag wurde aber erst am 20. November abgeschlossen. Wurde darin auch die Integrität Frankreichs thunlichst geachtet, so konnten doch die übrigen Bedingungen, — immerhin noch viel zu milde — den Franzosen keinen Zweifel lassen, daß sie die Besiegten Europas waren.

Frankreich zahlte 700 Millionen Franken Kriegskostenentschädigung an die Verbündeten, 137½ Millionen zum Bau von Festungen, die seine Grenzen zu bedrohen bestimmt waren, 600 Millionen für die Kriegsschäden, die es seit 1806 angerichtet. Endlich mußte das Land eine Okkupationsarmee von 150,000 Mann fünf Jahre lang verpflegen. — Sowohl an dem Kriegsschadenersatz wurde nachmals Frankreich ein erheblicher Erlaß bewilligt, als auch die Okkupationsarmee vor der festgesetzten Zeit aus dem Lande gezogen.

An die Niederlande mußte Frankreich Philippeville, Marienburg und Bouillon, an Genf Gex, ein Stück von Savoyen an Sardinien abtreten.

## VIII. Die Zeit der heiligen Allianz bis zum Tode Friedrich Wilhelms III.

### 1. Die heilige Allianz (26. September 1815). Rückblick auf den Pariser Frieden.

Wenn uns in den Anschauungen der Generation, welche die Freiheitskriege durchlumpft hat, und besonders in den Liedern der Sanger dieses stampfes überholt der Gedanke entgegentritt, daß es sich hier um einen heiligen Krieg handele, in dem Gott selbst die Fahne der Gerechtigkeit zum Siege führe, so kann es nicht befremden, daß der unerwartet schnelle Sturz des vermessenen Fiebers auch in den Herzen der Fürsten die Vorstellung wachrief, daß der Friedenspreis allein dem Herrn der Heerscharen gebühre und daher dem Unmächtigen ein ganz besonderer Dank abzustatten sei.

Wie hätte nicht König Friedrich Wilhelm sich der angstvollen Stunden nach der Schlacht von Bautzen erinnern sollen, wo er auf einsamem Hüte gegen Kaiser Alexander geäußert: „Jetzt kann uns nur Gott allein noch retten: dann wir, so wollen wir ihm vor aller Welt die Ehre geben.“ Auch dem nicht erregbaren Alexander war das Andenken an diese weisevolle Stunde doch nicht entschwunden: obendrein den mystischen Schwärmerieen der Frau von Hardenberg ergeben, beschloß der Zar, den Gedanken Friedrich Wilhelms eigenmächtig zu verwirklichen und versahnte mit eigener Hand die Urkunde der „Heiligen Allianz“. Am 26. September, — die Monarchen waren nach Vertus zu einer <sup>1815</sup> Erweiterung der russischen Truppen gefahren — legte Alexander seinen beiden Freunden das Schriftstück vor, demzufolge die Grundsätze der christlichen Religion zu Grundlage der europäischen Politik gemacht werden sollten.

„Als Bevollmächtigte der Vorsehung wollten sie ihre Völker regieren, wie die Beziehungen der Staaten unter einander, sollte die innere Verwaltung der einzelnen Länder nur auf die Vorschriften des Christenthums, Liebe, Gerechtigkeit und Frieden gegründet werden; wie Brüder wollten die Fürsten unter sich verkehren, wie Familienväter ihren Vätern gegenüberstehen.“

Die Erkenntniß, daß die europäischen Staaten eine lebendige Gemeinschaft bilden, empfing hier eine eigenthümliche theokratische Umbildung: als der einzige Souverain der einen christlichen Nation wurde „Gott, der göttliche Erlöser Jesus Christus, das Wort des höchsten, das Wort des Lebens“, anerkannt.

Bereitwillig unterschrieb der fromme Friedrich Wilhelm, der hier einen guten Theil seiner eigenen Anschauungen verkörpert wiederfand; schwerer entschloß sich Kaiser Franz dazu: zuvor mußte ihn Metternich beruhigen, der die Urkunde lächelnd für leeres Gerede erklärte. Der Wunsch der drei Monarchen, daß dieser christliche Verein, — der Sultan war selbstverständlich ausgeschlossen, — womöglich alle christlichen Souveräne umfassen möchte, ging nicht in Erfüllung. Der Papst, als Oberhaupt der katholischen Kirche und Stellvertreter Christi, konnte gar nicht Mitglied dieses Bundes werden; für England erklärte Castlereagh, das Parlament könne nicht die Erklärung von Grundsätzen genehmigen, welche den englischen Staat in die Zeiten Cromwells und der Rundköpfe zurückzuführen würden. Außerdem aber war England um den Sultan besorgt, der sich durch die heilige Allianz lebhaft beunruhigt fühlte.

Segen hat dieser „Heilige Bund“ nicht gestiftet und auch nicht stiften können, insofern seine Urheber die Grundlagen alles geschichtlichen und politischen Lebens verkannten. Auch wurde die wohlgemeinte und gewiß aufrichtige Absicht, die Politik auf die Vorschriften des Evangeliums zu gründen, gar nicht verwirklicht: noch weniger hat der heilige Bund irgend etwas gethan, um die politischen oder sozialen Einrichtungen in den einzelnen Staaten auf irgend eine Weise dem christlichen Ideal näher zu bringen. Dagegen lag die Gefahr nahe, daß das verheißene patriarchalische Regiment in eine Bevormundung von Büßern ausarten könne, welche nun doch einmal unter Kriegsturm und Waffenlärm den Hauch der Freiheit empfunden hatten und zum Theil auf die Erfüllung freiwillig gegebener Verheißungen warteten.

Am Tage des Friedensschlusses erneuerten die vier Mächte ihr altes Bündniß, wesentlich um die Erhaltung des legitimen Königs Hauses in Frankreich zu sichern, aber außerdem gelobten sie, durch wiederholte Zusammenkünfte der Monarchen oder deren Minister die europäische Sicherheit zu überwachen. So ward der ganze Welttheil unter die Aufsicht der Koalition gestellt, innerhalb welcher die Mitglieder der heiligen Allianz eine besondere und für den Kontinent entscheidende Stellung einnahmen: diese europäischen Konferenzen haben denn auch nachher unsägliches Leid namentlich über Deutschland gebracht.

Der saule Friede von Paris erfüllte alle Patrioten mit bitterem Jorne, und Blücher gab der Ansicht seines Volkes in den Worten Ausdruck: „Preußen und Deutschland steht trotz aller seiner Anstrengungen immer wieder als der Betrogene vor der ganzen Welt da:“ er hatte Grund, von neuem auf die Diplomaten zu schelten. Nun behielten trotz aller Mühen die alten deutschen Orte im Elsaß ihre französischen verunstalteten Namen, und jene entarteten Söhne Germaniens frohlockten obendrein über einen solchen Ausgang.

Während ein Schenkenborn ermahnte:

„Doch dort an den Vogesen  
Liegt ein verlorenes Gut,

mußte Müdert verzweiselt rufen:

„Wird unser Siegeszug denn zur Flucht?  
Ganz Frankreich höhnt uns nach,

• Da gilt es, deutsches Blut  
Vom Höllejoch zu lösen,“

Und Elsaß, du entdeutsche Nacht,  
Höhnst auch! O ärgste Schmach!“

Der zweite Pariser Friede hatte nach mehreren Richtungen höchst nachtheilige Folgen. Die übertriebene Milde der Friedensbedingungen hinderte die leichtfertigen Franzosen denn doch zu erkennen, daß sie wirklich die Besiegten waren

und ganz anders hätten geächtet werden können: sie betrachteten, was ihnen auferlegt wurde, als unverdiente Schmach, als unerhorte, grausame Veleidigung. „Rache für Waterloo“ blieb demnach auf lange Jahre hinaus das Leitzugzwort des französischen Patrioten. Andererseits verloren die deutschen Patrioten den Glauben an Preußens nationalen Ruf. Denn da Österreich es gesüßentlich so darstellte, als seien die Friedensbedingungen sämmtlich im besten Einvernehmen mit Preußen festgesetzt worden, machte man diese Macht für alle Verjüngungen Österreichs verantwortlich: die preussische Regierung aber fühlte keinerlei Veranlassung, um einiger rechtshaberischer Schreier willen den wirklichen Hergang bekannt zu machen und die Brudermacht bloßzustellen. Galt es doch vielmehr, den Geist unzufriedenen Vorwurfs zu bannen oder zu unterdrücken.

## 2. Deutsche Verfassungsverhältnisse von 1815 bis zum Wartburgfest (1817).

Nach der Beendigung des zweiten Krieges gegen den Welteneroberer kehrte in Deutschland die Masse der Nation ruhig an die friedliche Arbeit zurück und nahm, allen politischen Tugenden abgewandt, nur darauf Bedacht, die schweren Verluste zu ersetzen und zu ergänzen, welche der langjährige Krieg dem nationalen Wohlande geschlagen. Dem deutschen Bundestage, welcher am 3. Nov. 1815 <sup>1816</sup> in der Eisensäule Halle zu Frankfurt am Main zum erstenmal zusammentrat, konnte es nur erwünscht sein, wenn das deutsche Volk die weitere Sorge für seine Wohlfahrt den Fürsten überließ, welche vor der Epoche der letzten großen Kriege ihre Unterthanen patriarchalisch absolutistisch regiert hatten und, gemäß den Grundsätzen der heiligen Allianz, in derselben Weise weiter zu regieren beabsichtigten waren.

Trennung waren es die Bundesurkunde selbst und eigenthümliche Verhältnisse innerhalb des Bundestages, welche eine politische Bewegung hervorriefen oder heraufzuführen. Der dreizehnte Artikel der Bundesakte hatte ursprünglich ausgesprochen, daß innerhalb eines Jahres in allen Bundesstaaten landständische Verfassungen gegeben werden sollten. Es war dies ein Zugeständnis, welches in dem Geist der Zeit machte, ein Zugeständnis, welches den Fürsten keine allzu schweren Opfer auferlegte und in manchen der neugebildeten Staaten der Verbesserung geordneter Zustände obendrein förderlich schien. Die Hoffnungen und Wünsche der jungen Generation, welche den Befreiungskrieg durchlitten hatten, gingen allerdings weiter, als bloß bis zu solchen ständischen Institutionen: Man wünschte man die Theilnahme des Volkes an der Verwaltung der Bundesstaaten noch so sehr beschränken, auf jene landständischen Verfassungen hatte das Grundgesetz des neuen Deutschland den Unterthanen ein Recht zugesprochen oder doch mindestens Aussicht gemacht. Denn man hatte wie erwähnt, in jenem



Diese Prophezeiung zu erfüllen fühlte sich aber am allerwenigsten die Pflicht berufen, deren Vertreter den Vortag in der Bundesversammlung führte.

Kaiser Franz, der Herrscher Oesterreichs, vom fixen Bewußtsein absoluter Herrscherrechte erfüllt, hielt es für seine Pflicht, jeder dem herrschenden System zuwiderlaufenden Bewegung, als der Vorbotin einer neuen Revolution, unnaheförmlich entgegen zu treten. Jedes Wort von Freiheitsbedarf oder Volkrechten mußte ihm als Schwärmererei oder bedenkliche Ueberpanntheit erscheinen. Indem er die alten sogenannten „Postulaten-Landsage“ in den deutschen Provinzen, welche dereinst das Recht der Steuerbewilligung gehabt, aber längst nur noch die Aufs- und Umschreibung der Steuern zu besorgen hatten, bestehen ließ, glaubte er dem Artikel 13 der Bundesakte vollständig genügt zu haben. Indessen muß anerkannt werden, daß die Gewährung weitergehender politischer Rechte bei der bunten Mannigfaltigkeit der dem Hause Habsburg untergebenen Länder die einheitliche Regierung des Kaiserstaates sehr erschwert, ja entschieden gefährdet haben wurde. Nicht der an Körper und Seele gleich früh gealterte Kaiser Franz wurde es vermocht haben, dieses für den österreichischen Staat entschuldbare System des unbedingten Festhaltens am Alten, der tragsten Stagnation, in ganz Deutschland zur Geltung zu bringen; um so besser aber verstand dies sein oberster Rathgeber und Vertrauter, Fürst Clemens Wenzel Lothar Metternich. Selbst ein charakterloser, egoistischer, leichtlebiger Mann, erkannte er die Berechtigung idealer Bestrebungen überhaupt nicht an: sie waren ihm geradezu widerwärtig; arm an großen schöpferischen Ideen auf politischem, sozialem und wirtschaftlichem Gebiet, erklärte er die Erhaltung des Bestehenden, ohne Rücksicht auf die möglichen Mängel dieser Zustände, für die einzig richtige Norm weiser Staatsverwaltung. Wie er durch seine Regsamkeit sich seinem Kaiser unentbehrlich zu machen wußte, so verstand er durch dieselbe Gewandtheit und Geschmeidigkeit auch gegenüber den anderen festländischen Diplomaten sich dominirenden Einfluß zu verschaffen. Nur alle die Leiden, welche die Durchführung seines Systems über Deutschland gebracht hat, ist er allein den späteren Geschlechtern verantwortlich; seine eigenen jüngst erschienenen Memoiren lassen den eifigen Mann, der sich schließlich fast als die Vorlesung Deutschlands gebelobte, lassen den „virtuellen“ Staatsmann ebenso wenig liebenswerth erscheinen, wie die Korrespondenzen seines diplomatischen Handlangers, des talentvollen und charakterlosen Epikureers Friedrich von Wang.

So blieben denn in Oesterreich die Provinzialstände auf das bescheidene Maß ihrer früheren Rechte beschränkt; die Tiroler erhielten 1816 ihre vorbairische und gemäß den veränderten Verhältnissen und dem Bedürfnis der Zeit verbesserte“, d. h. beschränkte Sonderverfassung zurück.

Während also die österreichische Regierung sich für die Durchführung des Artikels 13 durchaus nicht erhielt, zeigte eine Anzahl von Staaten namentlich in Süddeutschland, selbsten Eifer, der Forderung der Bundesakte nachzukommen. Man würde aber sehr irren, wenn man annahme, die betreffenden Regierungen hätten durch die Gewährung einer Verfassung ihren Unterthanen eine besondere Wohlthat erweisen wollen: das war höchstens bei einem deutschen Fürsten der Fall, dem trefflichen Karl August von Sachsen-Weimar, der am 5. Mai 1816 seinem Ländchen eine Verfassung ertheilte. Vielmehr gedachten diese süd-<sup>1816</sup> deutschen Regierungen durch neue Verfassungen sich rechtzeitig eine Schutzwehr gegen etwaige zukünftige Eingriffe und Uebergriffe des Bundes zu schaffen. Je fester der Einzelstaat in sich organisiert war, desto kräftigeren Widerstand konnte er nöthigenfalls dem Bunde leisten: und sich von diesem in keiner Weise be-





Städte, nach den Kreisen des Landes wieder in Unterabtheilungen gegliedert, so daß der Volkswitz mit Recht sagen durfte, der Landtag „spiele Rännerchen.“ In Mecklenburg war die Regierung einer Reform zugeneigt, aber die Ritterschaft und Landtschaft wollte von keiner Neuordnung wissen, bei der sie ihre selbständige Stellung eingebüßt hätten und an den Staatslasten herangezogen worden wäre. In Oldenburg gab es trotz des Kritikal dreizehn gar keine Verfassung; der Herzog wollte abwarten, wie sich dieselben in andern Staaten bewähren würden. In Hannover hätte der Adel am liebsten die vierzehn verschiedenen Verfassungen wieder hergestellt, die hier vor der französischen Zeit bestanden. Die Regierung dagegen berief einen „allgemeinen Landtag“ ein, in dem der Adel dreizehn, vierzig, die Bauern nur drei Vertreter zählten. Dieser Landtag verwarf denn sogar die Herstellung einer hannoverschen Maß- und Münzeinheit.

Man muß die deutschen Staaten hinsichtlich ihrer Verfassungsverhältnisse — abgesehen von den eigenartigen freien Reichsstädten — in drei Gruppen sonnen. Innerhalb der ersten, zu welcher nur die süddeutschen Mittelstaaten und Rassen gehören, bestehen fortan auf den Trümmern der älteren Einrichtungen Konstitutionen, welche den Gesamtstaat umfassen: eine Erb- und eine Wahlkammer vertreten das Volk oder eigentlich dessen einzelne Bestandteile, wie die adligen, bürgerlichen und bäuerlichen Eigenthümer.

Keinesweges sind die süddeutschen Verfassungen einfache Nachbildungen der französischen „Charte“; auch in den Zweikammerverfassungen ist das alte, ständische Prinzip durchaus nicht ganz beseitigt.

In der zweiten Gruppe, zu welcher die meisten mittel- und norddeutschen Staaten zu rechnen sind, wird die Volksvertretung auf dem mittelalterlichen Ständewesen aufgebaut, Adel und Geistlichkeit vor dem Bürger und vollen vor dem Bauer erheblich begünstigt. Allerdings erfüllten diese Volksvertretungen nicht die Wünsche der überall auftauchenden liberalen Doktrin, aber die betreffenden Staaten erfüllten doch wenigstens dem Buchstaben nach den Artikel 13.

Die dritte Gruppe bilden die Staaten, welche sich auch über den Buchstaben der Bundesakte hinwegsetzten: Oestreich und Preußen.

Es war ein eigenthümliches Verhängniß, daß derjenige Staat, der zur Befreiung Deutschlands das meiste beigetragen hatte, einer gesunden inneren politischen Entwicklung am meisten Eintrag thun sollte: es war dies um so verhängnisvoller, als die preussische Regierung ursprünglich die größten Erwartungen erregt hatte.

Beim Wiederbeginn des Kampfes gegen Napoleon hatte König Friedrich Wilhelm III. von Wien aus ein Patent erlassen (22. Mai 1815), in dessen Einleitungsworten er versprach, der preussischen Nation als Pfand seines Vertrauens in schriftlicher Urkunde eine Verfassung zu geben. Aus den Provinzialständen, die überall eingerichtet werden sollten, wo sie noch nicht existirten, sollte eine Landesrepräsentation in Berlin gewählt werden. Allerdings sollte dieselbe nur das Recht der Berathung, nicht das der entscheidenden Beschlusfassung besitzen, aber es war doch schon viel, daß die Landesvertretung bei allen Gesetzen, welche die persönlichen und Eigenthumsverhältnisse der Staatsbürger betreffen würden, wenigstens um Rath gefragt werden sollte. Ein Ausschuss sollte unter dem Vorsteher des Staatskanzlers Hardenberg am 1. September 1815 in Berlin die Ausarbeitung des Verfassungsentwurfs beginnen. Nicht allein die militärische Situation — denn noch war der zweite Pariser Friede nicht geschlossen — verhinderte die Ausführung des Gedankens;

sondern eine reformstrebende Partei stammte sich dem Vorhaben des Königs mit aller Kraft entgegen.

Der Reichsminister Wittgenstein, Herzog Carl von Mecklenburg-Strelitz, der General von dem Knesebeck, denen sich dann Tauenzien, Bülow, Schudmann und viele andere einflussreiche Persönlichkeiten anschlossen, mußten als Hintertreiber der guten Absicht bezeichnet und für spätere ungeliebte Verträge verantwortlich gemacht werden.

Obgleich die Verfassung der Provinzialstände ließ sich allerdings ein begründeter Einwand machen: Preußen war eben durch neue Provinzen vergrößert worden, deren Insassen zuvor zu mehr als hundert verschiedenen Territorien gehört hatten und nach den verschiedenen Gesetzen regiert worden waren. Es ließ sich nicht erwarten, daß Vertreter dieser Landestheile von vornherein neben allen provinziellen Interessen den preussischen Staatsgedanken hochhalten würden: von Seiten der Rheinländer und Sachsen ließ sich vielmehr eine gesetzmäßige Revolution voraussetzen.

Wozu sollte der König seine feierliche freiwillige Huldage brechen oder zurücknehmen? Man berückte den gewissenhaften König damit, daß die Wohlfahrt des Landes eine solche Maßnahme erheische.

Charakteristisch für die Anschauungen der den König umgebenden Kreise ist die Darstellung des Bischofs Gieseler, „der König habe gehandelt, wie ein väterlicher Vater, der, von der Liebe seiner Kinder gerührt, an seinem Geburts- oder Gedenktag auf die Wünsche seiner Kinder eingeht, nachher aber jene mit Ruhe modifizirt.“

Dann aber suchte man Friedrich Wilhelm von Seiten der Verfassungsgegner zu überreden, daß in Deutschland wirklich revolutionäre Bestrebungen, geheime Gesellschaften vorhanden wären; selbst der Jugendbund wurde nachträglich verdächtigt. Der Hofrath Schmalz, ein Schwager Scharnhorsts, versetzte sich in der Behauptung, das preussische Volk habe sich 1813 nur aus Nothdurft gegen den König erhoben, gleichwie man bei einer Feuerbrunst aus einfacher Bürgerversicht zum Lödchen herbeieile. Ein Sturm der Entrüstung brach unter allen aus, welche Zeugnissen jener Begeisterung der Nation gewesen waren: aber der König gelot den Angreifern jenes elenden Nachwerthes nicht allem Straßzweigen, sondern zeichnete den Verfasser sogar durch einen Orden aus. Quersenen, welcher drangen in Hardenberg, diesem Verfahren entgegenzutreten, aber der Staatskanzler war von jeher zu wenig Charakter gewesen, als daß er sich der Willensmeinung seines Monarchen nicht auch jetzt geduldi getraut hätte.

Indessen war König Friedrich Wilhelm ein viel zu gewissenhafter Fürst, als daß er die Verfassungsangelegenheit ohne weiteres aufgegeben hätte. Als der Staatsrath am 30. Mai 1817 recessirt ward, wurde ein Ausschuss von zweiundzwanzig Mitgliedern für diese Frage gebildet: man wählte dann in die Provinzen drei Kommissarien, welche die wichtigsten Vorarbeiten machen sollten. Auf Wilhelm von Humboldt legten die Reformmänner ihre Hoffnungen und meinten, er werde demnächst an Hardenbergs Stelle treten. Humboldt wurde unglücklich gemacht, indem man ihn als Gesandten nach London schickte, und im Innern zeigten sich trotz aller gegentheiligen Versicherungen deutliche Spuren einflussreichen Widerstandes, welcher das Verfassungswerk nicht zu Stande kommen lassen würde. Rebel angebrachte Hosi und jugendliche Schwärmer sollten Preußen vollends in die Irre bringen, welche nur in ruhiger Ueberlegung gerettet werden konnte. Es war selbstverständlich, daß Deutschland mitzufrieden haben wurde, wo kein edelstes Beispiel

## 3. Die deutsche Jugend — die Burschenschaft und das Wartburgfest.

Während die einzelnen Staaten durch zum Theil ziemlich fragwürdige Verfassungen ihren Angehörigen einen größeren oder geringeren Antheil an der Regierungsgewalt einräumten, und sich schon in der Verschiedenheit dieser einzelnen Verfassungen die alte Zerrissenheit Deutschlands klar widerspiegelt, hatte sich die deutsche Jugend ein weit höheres Ziel gestellt, getreu jenem Gang zum Idealen, welcher ein Vorrecht aller Jugend, und insbesondere der deutschen Jugend ist. Ihre Hoffnungen, ihre Wünsche zielten darauf, dem Lande, welches sie von der Fremdherrschaft hatten befreien helfen, nun auch die Einheit wieder zu erwerben, welche die Nation in den Tagen ihres höchsten Glanzes befehen zu haben schien, und obenbrein jene politische Freiheit zu erringen, welche dem Zeitgeist unklar vorschwebte, ein unbewußter Widerschein vom Willensspiel der französischen Revolution.

Wo hätten diese Ideen eher ihre Stützpunkte finden sollen, als auf den deutschen Universitäten! Die studierende Jugend war, wenigstens soweit sie Rath und Kraft zu fassen, dem Rufe des Vaterlandes gefolgt und von den Schlachtfeldern Frankreichs mit Wunden heimgeführt, welche sich mit den früheren Formen des studentischen Lebens wenig vertrugen. Das rohe landmannschaftliche Wesen, welches sich in der Zeit der Wohlstandigkeit, in roherer Selbsthilfe gefiel, war so recht ein Herrbild aus vergangenen Tagen, ein trauriger Rest mittelalterlichen Bewusstseins, welcher am wenigsten verdiente, den Fall des heiligen Römischen Reiches zu überdauern. Sollten die Jünglinge, die im ersten Männerkampf gestritten und geblutet, mit ebenem studentischen Bewusstsein in Zukunft renommiren? Ließ sich die kostbare Jugendzeit nicht besser anwenden, als bisher meist geschehen war, zum Nutzen der Nation und zum Heile des Vaterlandes?

Was auch immer die späteren Verirrungen der „Burschenschaft“ gewesen sein mögen, Ehre gebührt den Jünglingen, welche das Werk der Reformation ihres Vaterlandes mit der Besserung ihrer engsten Kreise, ihrer persönlichen Läuterung angingen, in der richtigen Erkenntniß, daß der Edle allein frei zu sein verdient: hätten sie nur zugleich erkannt, daß frei ist, wer edlen Zielen zustrebt. —

Der intellektuelle Urheber der deutschen Burschenschaft ist vielleicht kein geringerer als Fichte, der schon im Jahr 1810 bei der Gründung der Universität Berlin Hardenbergs Vorwissen die Studenten zu einer solchen Burschenschaft hatte veranlassen wollen, um das wilde Treiben der Landmannschaften hier von vornherein auszuschließen.

Nicht von vornherein dachten die jungen Männer, welche am 12. Juni 1818 in Jena die allgemeine deutsche Burschenschaft begründeten, an unmittelbare politische Thätigkeit: diese war vielmehr nur das Resultat der beginnenden Verfolgung und die Konsequenz der ursprünglichen Grundsätze. Noch weniger kann man ihr revolutionäre Absichten zuschreiben, denn an jenem Stiftungstage konnte noch kein Student ahnen, daß die preussische Regierung demnächst eine Rückwärtsbewegung machen werde.

Wahres Christenthum — mit stark ausgeprägter protestantischer Richtung, eifriger Geistesarbeit, Sittlichkeit und Deutschthum waren die ursprünglichen Ideale der Burschenschaft. Wenngleich man auch nicht eingesehen vermag, warum gerade ein schwarzer Schnürröck oder ein schwarzer Rock mit übergeklapptem, breitem, weißem Kragen, rothgoldene Bänder und Quasten als äußere Zeichen des Deutschthums erwählt wurden mußten, so ist es doch sehr unbillig, diese Aeußerlichkeiten nachträglich lächerlich zu

Zu dieser Reformbewegung unter den Studierenden gesellte sich eine zweite, die sich mit jener ersten besonders im Punkte des Deutschthums traf. es war dies die Turnerei, als deren Oberhaupt sich „Bater“ Jahn betrachtete. Allerdings war dieser Mann gemäß dem eigenthümlichen Lebenswege, den er genommen, einzig in seiner Art, oder, wenn man will, ein Sonderling; sein Geist hatte die Bildungselemente, die ihm zugeführt waren, nicht einheitlich verarbeitet; dazu war er ein Märker von unwähliger Grobheit. Seinen unauswählischen Arianismus kann ihm nur der vorwerfen, welcher die nationalen Gefühle nicht kennt, soweit sie in dem Volksthe oder in den unbarmherzigen Kämpfen mit dem Gewehrstoßten Ausdruck gefunden haben. Sonderbar freilich war sein Vorschlag, an der Grenze gegen Frankreich einen wilden Wald mit Auerochsen, reißenden Thieren und Grenzwachtern anzulegen, um die wälschen Nachbarn für immer fern zu halten.

Schwebte dem Turnvater auch nur eine unklare Vorstellung von dem deutschen Volksthum vor, das er zu entwickeln strebte, so war doch der Grundgedanke der Turnerei, die deutsche Jugend durch Leibesübungen und Entbehrungen frühzeitig kräftig und wehrhaft zu machen, ein durchaus gesunder und hatte seine Befestigung schon in den letzten Kriegsjahren gefunden. Genug, Turnethum und Burschenthum verschmolzen innig miteinander und haben denn auch das gleiche Geschick erfahren. Mit besonderem Wohlwollen sah man diese Bestrebungen von seiten der Regierungen nicht an, die Abneigung, namentlich gegen die Burschenschaft, nahm mehr und mehr zu, als dieselbe auch Politik zu treiben begann. Wohnung sang der preussischen Regierung Karl Rossens Lied:

„Nun auf ihr Brüder, frei und schnell,    Noch best' der kampf- und Schmalz Weisheit,  
Ihr Brüder du und du:    Der Wit- und Rogebae.“

Der neue Geist, welcher in den akademischen Kreisen erwacht war, sollte nun bald Weisheit finden, öffentlich sich kundgeben. König Friedrich Wilhelm, der sich auf das engste mit dem Plan trug, alle Gegensätze zwischen Lutheranern und Reformirten, Grenzlage, die jetzt alle Bedeutung verloren zu haben schienen, durch eine förmliche „Union“ vollg aufzuheben, gab die Anregung, im Jahr 1817 die dritte Sakularfeier der Reformation besonders festlich zu begehen. Er selbst begab sich mit seinem Hofe nach Wittenberg, um den Grundstein zu einem würdigen Denkmal des Reformators zu legen. Bei dem ersten christlichen Geiste, der die Burschenschaft durchdrang, war es natürlich, daß auch sie ihren religiösen Gesinnungen Ausdruck zu geben wünschte. Aber begreiflicherweise verbanden sich damit noch andere Absichten. Man wollte zugleich die Oboerfeure, welche man zur Erinnerung an die Schlacht bei Leipzig anzuzünden begonnen hatte, an der geeigneten Stelle entzünden, von der aus das Licht deutscher Fortschrittung sich in alle Welt verbreitet hatte: man wollte endlich das Zusammensein so vieler „Burschen“ der verschiedenen Hochschulen zu einem ersten allgemeinen Burschentage bewegen.

Dies dreifache Fest zu begehen, ward auf den 18. Oktober 1817 eine große Versammlung nach der Wartburg ausgeschrieben.

Man übersah dabei eigentlich, daß ein solches Fest eine Verteidigung der zahlreichen Katholiken war, die doch auch zur Befreiung Deutschlands beigetragen hatten.

Das Fest hatte einen ersten religiösen Anstrich; die Reden waren von schwungvollem, meist unpolitischem Charakter; schweifte ja ein Redner auf das politische Gebiet ab, so suchten besonnene Männer, wie der Professor Len, abzulenken. Schon war das eigentliche Fest zu Ende: auf den Berghöhen, der Wartburg gegenüber, flammten die Oboerfeure, da fuhren einige Studenten, offenbar in Erinnerung an die Verbrennung der Wundballe, ein verhängnisvolles Nachspiel auf. Der Student Rasmann, ein berühmter Turner, schleppte ohne Vorwissen des Festausschusses eine Anzahl Räder herbei, die dem Feuert übergeben werden sollten. Laut wurden die Namen der verurtheilten Räder — oder Autoren — verlesen und die verdammten mit einer Feigabel ins Feuer

gestoßen. Zuletzt slog als Zeichen „grimmigen Hasses gegen alle Bösen und Buben im Lande“ ein heftiger Popf, ein österreichischer Korporalstod und ein preussisches Gardisten-  
schütze ins Feuer.

Diese That jugendlichen Vortwises und entschuldbarer Erregung, — denn unter den verbrannten Schriften waren vor allen die gehässige Denunziation des vordemgeschmähten Hofrathes Schmalz und der „Cobler der Gensbarmerie“ des Herrn von Ramph — wurde sofort von den Uebelwollenden und namentlich von den gekränkten Autoren als ein politisches Verbrechen ersten Ranges an allen Höfen Deutschlands und Europas denunzirt. Auf das Drängen der vier Großmächte des Continents mußte der Großherzog von Weimar die Pressfreiheit beschränken und gegen die Professoren, die sich an der Wartburgfeier betheiligt hatten, eine Untersuchung einleiten.

Diese Vorgänge erregten auch im höchsten Grade den Unwillen des Königs von Preußen: gleichwol gab die preussische Regierung noch am 5. Februar 1818 am Bundestage die Erklärung ab, die Provinzialstände würden bald ins Leben treten und eine Gesamtverfassung folgen. Als jedoch die Rheinländer sich erlaubten, derartigen Erwartungen allzu lähnen Ausdruck zu geben, erhielt der Staatskanzler, der zu solcher Meinungsäußerung den Anlaß gegeben, einen Verweis, und es erging am 21. März eine Kabinettsordre, dergemäß sich Se. Majestät vorbehalte, den zur Ertheilung einer Verfassung geeigneten Zeitpunkt selbst zu bestimmen. Auch im Staatsrathe siegte allmählich die Meinung, man dürfe die Sache nicht übereilen; da traten Ereignisse ein, welche allen liberalisirenden Bestrebungen verhängnißvoll wurden.

#### 4. Der Aachener Kongreß (1818). Die Ermordung Roghebnos (1819) und ihre Folgen (1819/1820).

Am letzten Tage des September 1818 fand in Aachen ein Monarchen- und Ministerkongreß statt, der wesentlich entscheiden sollte, ob die Besetzung Frankreichs fortdauern solle oder nicht. Die Entscheidung war für Frankreich günstig; es wurde nicht allein beschlossen (9. Oktober), die Truppen Ende November zurückzuziehen und die Kriegssteuern zu vermindern, sondern der französische König nunmehr auch der näheren Verbindung mit den vier anderen europäischen Großmächten gewürdigt. Die Fürsten der heiligen Allianz erneuerten ihre Grundgesetze: nun erst, hieß es, habe das Friedenswerk seinen Abschluß gefunden. Weitere Kongresse sollten stattfinden, wenn die Interessen aller fünf Mächte, oder der Wunsch einer einzelnen Bundesmacht dies nöthig erscheinen ließen.

Das augenblickliche Zusammensein aber wurde benutzt, um einen allgemeinen Feldzug gegen die vermeintlich revolutionären Regungen vorzubereiten.

Kaiser Alexander vertheilte persönlich eine Schrift des jungen walachischen Poeten Etourdzja, welcher als den Herd revolutionärer Bestrebungen die deutschen Universitäten geschildert hatte: zum Beweise wurden das Wartburgfest und die Bestrebungen der Burschenschaft angeführt. Nun hatte sich allerdings der Charakter dieser Vereinigung in der Zwischenzeit bestimmter ausgeprägt, besonders seit sich, unter Führung Karl Follen





oder

## Encyclopädische Zeitung.

XII

195.

1817.



### Der Studentenfrieden



auf

der Wartburg.

Bergnützung seiner kön. Hoheit, anfers D. Groß: zwiff, haben die Behörden und Bürger von Eile Anstalten getroffen, den Aufenthalt den zum Frieden wallenden Studenten billig, bequem nehmen zu machen. Sie wurden auf drey Tage, 17, 18 u. 19n Oct. einquartiert, der Ritteraal Wartburg wurde mit Laubkränzen verziert, und in und Sigen für 7—800 Menschen versehen. waren etwa beym Mittagsmahle am Siegestag, re mitgezählt. Es waren aber gekommen von Erlangen, Gießen, Göttingen, Halle, Heidelberg, Kiel, Leipzig, Wartburg, Rostock, Tübingen und

19n jogen die auf dem Markt um 9 Uhr versam: Studenten auf die Burg, die Fahne und Musfl Wir mit ihnen. Der Professoren, welchen die: im Herzen lag, die den Keim eines großen Frucht: arium erblickten, und daher gekommen waren, um Handeln, Benehmen und den Vorgängen zu erste: von dessen Gedeihen zu erwarten seyn möchte, merer vier, Fries, Kiefer, Schweiger und in wies uns den Stand den Sprechern gegen:

alles zur Ruhe gekommen war, hielt ein Student diese Rede; über den Zweck der Zusammenkunft detern Jünglinge aus allen Kreisen und Volks: des deutschen Vaterlandes, über das verkehrte iher, über den Aufschwung und die erfasste Idee schen Volks jetzt, über verkehrte und getäuschte m, über die Bestimmung des Studirenden und htem Erwartungen, welche das Vaterland an sie

mache, über die Verwaistheit und gar Verfolgtheit der sich den Wissenschaften widmenden Jugend; endlich wie si selbst bedacht seyn müsse unter sich Ordnung, Regel unt Sitte, kurz Burschenbrauch einzuführen, ernstlich und ge: meinschaftlich bedacht seyn müsse auf die Mittel und Wege, ihrer Bestimmung mit Würde entgegen zu gehen, die Blick des erwachsenen Volks, das leider nichts mehr zu er: reichen vermag, getröstet und aufmunternd auf sie zu len: ten, und ihm einst zu werden, was es will, daß sie soll — Die Anwesenden, und wir Männer waren zu Thränen gerührt — aus Scham, daß wir nicht so gethan, aus Schmerz, daß wir an solcher Trauer Schuld sind, au Freude über diesen schönen, reinen und klaren Sinn, um unsere Söhne so erzogen zu haben, daß sie einst erringen werden, was wir versprochen.

Von Diesem und Jenem wurde noch ein und das an dere Ermunternde gesprochen; dann gieng man auf de Burghof, bis die Tafeln gedeckt wären. Da bildeten si hier Gruppen, dort Haufen, die giengen, jene standen Was so eben in einem kirchlichen Act vorgetragen worden wiederholte sich nun im freundlichen, geselligen Kreise Jeder war begeistert, jeder war zur Annäherung, jeder zu Ausöhnung, jeder zur Vereinigung gestimmt. Eine groß Masse Menschen wirkt mesmerisch auf einander, und reg das Gefühl der Ohnmacht des Einzelnen, die Kraft de Menge auf, und spricht mit Ungestüm in die Seele Nur im Ganzen ist Heil!

In einer der Gruppen wurde ungefähr solcher Gesa: gesprochen: Liebe Freunde! Diesen Augenblick der Nähe und Stimmung müßt ihr nicht verrauschen lassen. E kommt nie wieder. Jetzt werdet ihr einig oder nie!

Die Nummer der Jfs mit Dfens Bericht über das Fest auf der Wartburg 1 in Biquetten zum Verzeichniß der auf dem Scheiterhaufen verbrannten Gegenstände. Diese ichee Aufschen, daß man sich in der Druckeret zu Jena um sie riß, und als am folgenden Tage die Ra: chen wurde, zahlte man einen Dukaten und mehr für das Exemplar. Die Verächtung der Nummer en angesetzt, daß die Exemplare zu den größten Seltenheiten gehören.

gestoßen. Zuletzt hing als Zeichen „grimmigen Hasses gegen alle Bösen und Unben im Lande“ ein heffischer Popf, ein österreichischer Korporalstod und ein preussisches Gardisten-Schnürleib ins Feuer.

Diese That jugendlichen Vortwises und entschuldbarer Erregung, — denn unter den verbrannten Schriften waren vor allen die gehässige Denunziation des ordengeschmückten Hofrathes Schmalz und der „Codex der Gensdarmarie“ des Herrn von Kampf — wurde sofort von den Uebelwollenden und namentlich von den gekränkten Autoren als ein politisches Verbrechen ersten Ranges an allen Bösen Deutschlands und Europas denunzirt. Auf das Drängen der vier Großmächte des Continents mußte der Großherzog von Weimar die Pressfreiheit beschränken und gegen die Professoren, die sich an der Wartburgfeier betheiligt hatten, eine Untersuchung einleiten.

Diese Vorgänge erregten auch im höchsten Grade den Unwillen des Königs von Preußen: gleichwol gab die preussische Regierung noch am 3. Februar 1818 am Bundestage die Erklärung ab, die Provinzialstände würden bald ins Leben treten und eine Gesamtverfassung folgen. Als jedoch die Rheinländer sich erlaubten, derartigen Erwartungen allzu kühnen Ausdruck zu geben, erhielt der Staatskanzler, der zu solcher Meinungsäußerung den Anlaß gegeben, einen Verweis, und es erging am 21. März eine Kabinettsordre, dergemäß sich Se. Majestät vorbehalte, den zur Ertheilung einer Verfassung geeigneten Zeitpunkt selbst zu bestimmen. Auch im Staatsrathe siegte allmählich die Meinung, man dürfe die Sache nicht übereilen; da traten Ereignisse ein, welche allen liberalisirenden Bestrebungen verhängnißvoll wurden.

#### 4. Der Aachener Kongreß (1818). Die Ermordung Rozebuecs (1819) und ihre Folgen (1819/1820).

Am letzten Tage des September 1818 fand in Aachen ein Monarchen- und Ministerkongreß statt, der wesentlich entscheiden sollte, ob die Besetzung Frankreichs fortdauern solle oder nicht. Die Entscheidung war für Frankreich günstig: es wurde nicht allein beschlossen (9. Oktober), die Truppen Ende November zurückzuziehen und die Kriegsteuer zu vermindern, sondern der französische König nunmehr auch der näheren Verbindung mit den vier anderen europäischen Großmächten gewürdigt. Die Fürsten der heiligen Allianz erneuerten ihre Grundzüge; nun erst, hieß es, habe das Friedenswerk seinen Abschluß gefunden. Weitere Kongresse sollten stattfinden, wenn die Interessen aller fünf Mächte, oder der Wunsch einer einzelnen Bundesmacht dies nöthig erscheinen ließen.

Das augenblickliche Zusammensein aber wurde benutzt, um einen allgemeinen Feldzug gegen die vermeintlich revolutionären Regungen vorzubereiten.

Kaiser Alexander vertheilte persönlich eine Schrift des jungen walschischen Poeten Skourbza, welcher als den Herd revolutionärer Bestrebungen die deutschen Universitäten geschildert hatte: zum Beweise wurden das Wartburgfest und die Bestrebungen der Burschenschaft angeführt. Nun hatte sich allerdings der Charakter dieser Vereinigung in der Zwischenzeit bestimmter ausgeprägt, besonders seit sich, unter Führung Karl Follen's,



oder  
**Encyclopädische Zeitung.**  
XII. 195. 1817.

Der Studentenfrieden  
auf  
der Wartburg.

Erhaltung seiner kön. Hoheit, unser D. Reichs-  
die, haben die Behörden und Bürger von Ei-  
Anstalten getroffen, den Aufenthalt den zum  
Freien wandelnden Studenten billig, bequem  
sein zu machen. Sie wurden auf drei Tage,  
7, 8 u. 9 Oct. einquartiert, der Rittersaal  
Jartburg wurde mit Kaufkräften besetzt, und  
und Seiten ist 7—800 Menschen versehen.  
den etwa beym Mittagsmahle am Siegestag,  
mitgezählt. Es waren aber gekommen von  
Hannau, Kassel, Göttingen, Halle, Heidelberg,  
H., Leipzig, Nürnberg, Moskau, Tübingen und  
so lagen die auf dem Markt um 9 Uhr versam-  
eltem auf die Wartburg, die Fahnen und Musik  
die mit ihnen. Der Professoren, welchen der  
Herzogen lag, die den Reim eines großen Frucht-  
bun erblühten, und daher gekommen waren, um  
indem, Besuchen und den Vorzügen zu erse-  
hen dessen Gedichten zu erwarten seyn mochte,  
die eine, Fries, Kiefer, Schweiger und  
was aus dem Stand den Ehrenreihen gehu-

des zur Ruhe gekommen war, hielt ein Student  
die Rede; über den Geist der Zusammenkunft  
den Zusammenkunft aus allen Kreisen und Volks-  
des deutschen Vaterlandes, über das verlebte  
er, über den Aufschwung und die erhabene Idee  
den Volks jetzt, über verlebte und geistliche  
über die Bestimmung des Studierenden und  
den Erwartungen, welche das Vaterland an sie

machte, über die Verwirklichung und gar Verfolgung der sich  
den Wissenschaften widmenden Jugend; endlich wie sie  
selbst bedacht seyn müsse unter sich Ordnung, Regel und  
Ehre, kurz Burschenbrauch einzuführen, ernstlich und ge-  
meinschaftlich bedacht seyn müsse auf die Mittel und Weis-  
ihren Bestimmung mit Würde entgegen zu geben, die Wille  
des erwachsenen Volks, das leider nichts mehr zu er-  
reichen vermag, getrauert und aufmunternd auf sie zu len-  
ken, und ihm einzuwerden, was es will, daß sie soll.  
— Die Anwesenden, und wir Männer waren zu Thränen  
gerührt — aus Scham, daß wir nicht so gethan, aus  
Schmerz, daß wir an solcher Trauer Schuld sind, aus  
Ärger über diesen schönen, reinen und klaren Sinn, und  
unsere Söhne so erzogen zu haben, daß sie einst erringen  
werden, was wir versprochen.

Von diesem und Jemem wurde noch ein und das an-  
dere Ermunternde gesprochen; dann gieng man auf den  
Burghof, bis die Tafeln gedeckt waren. Da bildeten sich  
hier Gruppen, dort Haufen, die zogen, ihre Hände.  
Was so eben in einem kirchlichen Act vorgetragen worden,  
wiederholte sich nun im freundlichen, geselligen Kreise.  
Jeder war begeistert, jeder war zur Annäherung, jeder zur  
Auszeichnung, jeder zur Vereinnahmung gesonnen. Eine große  
Masse Menschen waltete mitschwerlich auf einander, und trug  
das Gefühl der Humanität des Einzelnen, die Kraft der  
Menge auf, und strich mit Ungestann in die Seele:  
Nur im Ganzen ist Heil!

In einer der Gruppen wurde unanfaß solcher Gestalt  
gesprochen: Liebe Freunde! Diesen Augenblick der Mäßigkeit  
und Stimmung müßt ihr nicht verrathen lassen. Er  
kommt nie wieder. Jetzt werdet ihr einzig oder niemals

Die Nummer der Jstis mit Deans Bericht über das Fest auf der Wartburg und den  
Münzern zum Vergleich der auf dem Schutterhausen verbrannten Gegenstände. Diese Nummer  
des Kuffchen, daß man sich in der Druckerei zu Jena um sie thut, und als am folgenden Tage die Konstitution  
es wurde, schickte man einen Dufaten und mehr für das Exemplar. Die Vernehmung der Nummer wurde so  
angeführt, daß die Exemplare zu den größten Seltenheiten gehören.

Sind große Belegenheiten neben dem Suchenden ungerufen vorbey gegangen, so wenden sie sich als die immigsten Feinde um, gleichsam als hätte er sie durch Nichtachtung beleidiget. Bey der bloßen Nährung müßt ihr nicht bewenden, von der Burg müßt ihr keinen weggehen sehn, ohne daß er etwas Wirkliches mitnimmt. Denn ist der Mensch, noch mehr die Jugend, noch mehr der Student: Ist er auf der Rückreise, und legen sich bey, er müde, kalt und naß zu Bette; so fragt der eine den andern: Was ist denn nun? Was haben wir? Sind unsere Verhältnisse anders als zuvor? Sind die Landmannschaften abgeschafft? Sind wir Mitglieder einer großen Gesellschaft? Bilden wir nur auf unserer Universität eine Burschenschaft, oder sind wir zusammen wieder nur wie die gesammten deutschen Burschenschaft? Haben wir darüber uns verbindlich gemacht? Haben wir Gesetze, legeln hierüber? — Und jeder greift im Finstern in die Asche, sucht und sucht, und legt sich endlich zum zweytenmal kalt und verdrießlich nieder, und steht mit Aerger auf, und wandert mit Scham in den alten Wust nach auf.

Denn, in die Tasche müßt ihr den Burschen etwas thun. Nur wenige Gesetze; aber mit Worten ausgesprochen, daß alle Studenten eins sind, daß sie alle zu einer einzigen Landmannschaft gehören, der deutschen, daß sie alle einerley Vorschriften und Gebräuche befolgen.

Wie ist aber das anzufangen? Viele unter euch sind noch in besondern Landmannschaften, viele sind selbst hier, sie sich unversöhnlich anfeinden, und keiner wird zu den Völkern des andern übergehen. Insbesondere gilt dieses von euch aus Gießen, Erlangen und Göttingen! Bedenkt aber, beilegt nur, was ein Student ist. Macht euch klar, daß in dem Augenblick, wo ihr euch zum Studiren entschliedet, auch ganz Deutschland geöffnet ist. Der Studierende, sey er er, wo er wolle, kann sein Geschäft und seine Anstellung in Oestreich, Preußen, Bayern, Hannover, Sachsen, in Schwaben, Franken, Thüringen, Hessen, Mecklenburg, Holstein, am Rhein und in der Schweiz finden. Er spricht nicht mehr die Sprache seines Dorfs, seiner Stadt; er versteht nicht dieses oder jenes Handwerk, was an eine bestimmte Werkstatt oder an die Scholle fesselte; er ist ein universaler Mensch! Eine Schande ist es, durch Studiren es nicht weiter gebracht zu haben, als ein Thüringer, im Hesse, ein Franke, ein Schwabe, ein Rheinländer geliebt zu seyn. Eine Schande ist es, darauf sich etwas anzubilden, daß man nichts weiter als ein Provinziallandsmann geworden ist. Sprecht ihr denn Provinzialsprachen? Lebt ihr nach Provinzialsitten? Nein! Ihr werdet roth, daß man so etwas einem Studierenden nur fragen kann.

Ist der Studierende seinem Wesen nach also kein Provinzialist, so ist es unnatürlich, es durch eine künstliche Einrichtung erzwingen zu wollen. Es handelt sich demnach um

Uebertritt aus einer Landmannschaft

in die andere. Nicht die Weißen sollen Schma die Schwarzen Weiße, nicht die Wüsthöfen nicht die Bapern Franken, die Thüringer Schwaben, lemburger Viehländer uß. werden; sondern ihr auch durch eure Einrichtung das werden, was Studenten seyd, Universale. — Die Universitäten streckt sich aber nicht auf die ganze Welt. In den Universitäten nicht französische, englische, russische, türkische Sitte und Wissenschaft; ihr wollt, (und das deutsche Volk will samt seinen nichts anderes werden, als gebildete Deutsche alle gleich sind, und deren Geschäft überall frey.

Eben deshalb müßt ihr euch keine Namen, die dieser Universalität widersprechen. Nicht weiß, rothe, blaue uß. müßt ihr euch nennen; denn auch andere; auch nicht Teutonen müßt ihr seyn, denn Teutonen sind auch die andern. Euer was ihr allein und ausschließlich seyd, nehmendenschaft oder Burschenschaft. Dazu alle, und niemand anders. Hütet euch aber, euch zu tragen, und so zur Parthey herabzusinken wießt, daß ihr nicht wißt, daß der Stand der in sich den ganzen Staat wiederholt, und alle sen zerstört durch Zersplitterung in Parteyen. waret euch vor dem Wahn, als wäret ihr es Deutschlands Seyn und Daseyn und Ehre herabzuland ruht nur auf sich selbst, auf dem Boden Menschennunft ist nur ein Elend am Leibe, heißt, das zu dessen Erhaltung nur Social bei ihm sein Standort gestattet. Euer Bestimmung einst als Theile des Kopfs zu wirken; aber de ohnmächtig, wenn die Glieder und Eingeweide versagen. Ihr aber seyd jetzt Jugend, der e Geschäft zukommt, als sich so einzurichten, daß e wachse, sich bilde, sich nicht durch eitle Gebräud daß sie also sich zu diesem Zwecke verbinde, i anderes nicht anders kümmerge, als in fester Ziel scharf ins Auge faßt, nach dem man Der Staat ist euch jetzt fremd, und nur zu euer, als ihr einst wirksame Theile darinn net. Ihr habt nicht zu bereben, was im Sta oder nicht soll; nur das geziem euch zu üh ihr einst im Staat handeln sollte, und wie ihr würdig vorbereitet. Kurz, alles was ihr thut bloß in Bezug auf euch, auf das Studiren und alles andere als eurer Beschäftigung, als e sen fremd ausschließen — auf daß euer Beginn cherlich werde.

Dann ist es eine Regel in der Menschenge in der Natur: Schließ dich immer an die Einzelne geht immer und nothwendig gegen da Grunde: und die Einzelnen gehen nothwendig und an einander zu Grunde. Landmannsch: Landmannschaften auf; die Burschenschaft her

aufreiben, so lang sie im Ganzen das ist, was  
Freundschaft im Iherl.

Verleug! Weht nicht aus einander, wie ihr ge-  
sch! Einige Grundgesetze macht, und gebt sie je-  
sch Houst. Ein geschriebenes Wort hat Bun-  
Auf Wiedersehen, doch nicht vor drei

wurde zum Essen gelassen. Es war ein freib.  
Wenn stärke das Gefühl und den guten Vor-  
s jedem Gefühl leuchtete. Es wurden Gesunde  
bracht, die uns aber nicht im Geiste des Res-  
den; daher behielten wir die unserigen im

Küche, es mochte 3 Uhr seyn, gieng der Zua-  
beruhter, und mit dem Landsturm freundschaft-  
lichen Ringes in die Stadtküche, wo die Pres-  
der Wirkung hervorbrachte.

wurden Innubungen auf dem Markte ange-  
darauf wurde es dunkel. So ist jede  
blüthiger Thätigkeit zugebracht worden.

Uhr jogten die Studenten, jeder mit einer Ka-  
ren etwa an 600 auf den Berg zu den Eie-  
wo der Landsturm schon versammelt war.  
in Lieder gesungen, und wieder eine Rede von  
emien gehalten, die wir nicht gehört, die aber  
besonders kräftig gerühmt worden ist.

wurde Feuergericht gehalten über folgende  
werth zu einer Waffgabel hoch in die Höhe ge-  
versammelten Volke gezeigt, und dann unter  
gen in die Flamme geworfen wurden.  
den aber die Abgebrannten diese:



doch diese drei Dinge die ersten oder die letzten  
ten wir nicht.) — Ferner:

Angen Von Ueber Souveränität etc

Eölln: Vertraute Briefe.

— Heremuthige Blätter, us.

e: Deutschlands Erste u. Rettung.

below: der 23e Artikel der deutschen Bun-  
die, u/s

.....: die deutschen Reich- u. Schwarzmäntler.

Saller: Restauration der Staatswissenschaft.

••• Hart: III. die gemeinschaftl. Folgen der Vernachlässi-  
gung einer den Bedürfissen angemessenen Policey in  
Universitätsorten überhaupt und in Hinsicht der  
Studierenden ins Besondere.



Fante: Der neuen Freiburgsprenger Consti-  
tutionsgeschrieb.



Rehebae: Geschichte des deutschen Reichs.

••• L. Iherbul Rosgarten: Rede gesprochen am

••• Napoleonstage 1809.

— — — Geschichte meines lausigsten Lebens  
jahres.

— — — Vaterländische Lieder.



A. H. v. Ranph: Codex der Genes'armee.



W. Reinhard: Die Bundesacte über Ob,  
Wann und Wie! deutscher Landstände.



Schmalz: Berichtigung einer Stelle in der  
Friedow - Venturischen Chronik; und die  
beden darauf.



Saul Ascher: Germanomane.

••• Chr. v. Wenzel Steeman: Jalen.



Werner: Rede der Kraft.

— — — die Söhne des Adels.

••• A. v. Wangenheim: die Idee der Staatsverfassung.

••• Der Code Napoleon und! Pacharia über denselben.

— — — Zimmermann: Ein Wort zur Bekämpfung  
[gegen die Fürstenschaft zu Halle.]

••• Wadjeck, Scheerer und andere gegen die Turnkunst



Die Statuten der Adelskette.

••• Altemannia, und andere Zeitchriften und Zei-  
tungen, deren Titel wir nicht erfahren konnten. Doch  
die Namen von vielen, die nicht verbrannt worden,  
konnen wir den Herausgebern, welchen daran liegt,  
nennen.

Nach 12 Uhr drab man sich zur Ruhe.


Des anderen Tages versammelten sich Vormittags die  
Studenten wieder auf der Wartburg, woben vieles zur  
Sprache gekommen, was den künftigen Studentenbrauch,  
besonders die Einschränkung der Zweifelsprüche betrifft. Die  
durch Landmannschaften feindselig zerrissenen Studenten  
aus Fischen werfen sich in die Reime, und sehnern sich aus.  
So hat ein heiliger, aber freier Augenblick, wo nur die  
Stimme der Zimlinge galt und trieb, gekon, was nicht  
der Darmstädter Hof mit all seinen Soldaten, was nicht  
der gesammte Senat, in Verhüllungsgehe gekleidet, hervorzu-  
bringen im Stande gewesen; so vielmehr, was den Hof

stiger angefaßt. Wissen Höfe und Senate die Studenten nicht zu behandeln, so thut es wahrlich Noth, daß sie der Verschüchterung (es gibt ein nachdrücklicheres Wort: entseufung) sich selber zu behandeln suchen. Die verheerendste Hilfe ist überall der Zwang, und Soldateregiment ist nirgends mehr ertragen werden.

Darnach reisten viele ab; viele aber gingen zum Abendmahl.

So haben Deutschlands Studenten das erst auf der Wartburg begangen!

Viele, die über Deutschland Rath halten, und mehr noch, die Unrath halten, könnten die Versammlung auf der Wartburg zum Muster nehmen.

 Sollten irgendwo Studenten deshalb, weil sie in der Wartburg gewesen, belängt werden; so berichte an es uns.

Wir halten es, des ordentlichen Betragens aller ohne Ausnahme wegen, für Pflicht, sie zu verteidigen, und wenn es thun nach dem Maasse der Kraft, welche uns Gott verliehen hat.

### Einige Gedanken und Wünsche.

#### I.

Von einigen Akademien erscheinen in Literaturzeitungen, und in sonstigen öffentlichen Blättern die Vorlesungskataloge, oft in großer, und das ganze Gebiet des Wissens umfassender Weitläufigkeit; dieses hat sein Gutes, aber ich unstreitig sein Blendendes. Von keiner Akademie erzieht dagegen, am Ende eines jeden Semesters, ein Verzeichniß derjenigen Lehrgegenstände, die wirklich gelehrt worden sind. Aus vielen Gründen wäre es aber sehr zu wünschen, am Ende eines jeden halben Jahres zu ertheilen: 1) welche Vorlesungen an den verschiedenen Akademien wirklich gehalten worden sind; 2) von welchen Lehrern sie gehalten wurden, und 3) wie viele Stunden in der Woche; endlich vorzüglich 4) von wie vielen Zuhörern jede Vorlesung besucht wurde. Würde dieses alles jedesmal richtig bekannt gemacht, so würde das Publikum den ganzen Gehalt der einzelnen Akademien näher kennen lernen; es würden manche vorzügliche akademische Lehrer, die sich nicht durch Schriften bekannt gemacht haben, dem Publikum gehörig bekannt werden; andere, die sich auf irgend einem Wege literarischen Ruf verschafft haben, ohne ihn zu verdienen, oder: als Schriftsteller zwar Verdienst haben, als akademische Lehrer aber wenig, oder gar nichts bedeuten, würden sich und nach an die Stelle zu stehen kommen, wohin sie der Wahrheit gemäß gehören. Endlich würden Regierung und Vocationen auswärtiger Gelehrten zu irgend einer akademischen Lehrstelle, nicht bloß nach dem literarischen Rufe zu urtheilen brauchen, welcher ohnehin das

eigentliche Lehrertalent gar nicht in sich faßt, sondern daß man sich nicht selten zu dem Schlosse der angekommenen Professoren könne der literarischen Gelehrten nicht seyn, — *exempla sunt odiosa*. Ist die dazu geeigneten Nachrichten eingeleitet, ohne dafür Insertionsgebühren zahlen zu müssen, die oben bemerzten Punkte leicht von dem akademischen, oder von Lehrern an denselben, am Ende jeden Semesters, in der *WZ* bekannt gemacht werden (Sinn gut, Ausführung üblich, aber wie bey dem offenkundigsten Vorgängen ist, ehe wir zu finden, beweist ein gewisser Bildberg, in Almanach der Universitäten uns nur nicht die Stelle, die keine Collegien lesen, und zählt, wie thäten nichts als schreiben zur *WZ* Fortschritten.)

Von einigen Akademien erscheinen gewöhnlich Vorlesungskataloge in öffentlichen Blättern, von andern gar nicht. Dieses liegt, in Hinsicht mancher vielleicht daran, daß man die bedeutenden Vorträge anzuwenden für unanständig hält. Es wäre sehr zu wünschen, daß außer dem im Vorhergehenden bemerzten, auch die Verzeichnisse der Vorlesungen der Akademien jedesmal bekannt würden. Dieses würde leicht durch die *WZ* geschehen, wenn akademische sich nur ein Lehrer bemühen wollte, ein Verzeichniß der Vorlesungen, die gehalten werden sollen, an die *WZ* zur Insertion jedesmal einzulegen. Das gelehrte Publikum würde ihm diese Mühe danken.

#### 3.

Wie ist dem Unwesen unserer Literatur zu steuern? — namentlich dem Unwesen, welches besteht in so vielen geistlosen Schriften, und in so vielen Wünschen, von geistlosen, unbedeutenden Recensionen wegen schreibenden Recensenten-Publikum angerühmt werden, während, daß von den geist- und gehaltvollsten Recensenten weder gar nicht die Rede ist, oder doch nur Unkundige sich von denselben nicht viel verstehen. Dieses freylich nicht immer der Fall ist, wahr, als daß es nur zu oft der Fall ist. In *WZ* fernerhin die Geisel werden sowohl für den, wodurch in Literaturzeitungen geistlose Recensionen gerühmt werden, als auch für die schlechten, würdigen Recensionen geist- und gehaltvolle Schriften! Einseher dieses würde schon an den Bemerkungen dieser Art aufzuwarten haben ihm nicht zu oft an der nöthigen Stärke fehlenden auch wir, und der Wetter Michel, u. unsere Schrift, die etwas taugt. Damit ist aber auch und die halbkluge Cippische erobert das Feld.]



die sogenannten „Unbedingten“ abgezwängt hatten. Nach Tollen's Anschauungen waren die Burschen nur die ersten Rekruten des Staates, und über den Einzellantritt sollte ein Ausschlag stehen, welcher den König zu wählen habe. Auch schlugte sich die Organisation der Burschenschaft immer mehr, und grade zur Zeit des Mainzer Kongresses stellten die Vertreter von vierzehn deutschen Universitäten zu Jena die Grundsätze des Verbandes aller deutschen Burschen und Burschenschaften fest. Allen hatte die Losung: „Ehre, Freiheit, Vaterland“ — bei der Leipziger Burschenschaft stand als erstes Lösungswort „Gott“ — denn wirklich etwas Bedrohliches für die deutschen Regierungen oder die Ordnung Europas? Unmittelbar nach dem Wartburgfeste hatte die Burschenschaft ausdrücklich erklärt, daß sie sich mit politischen Dingen nicht zu befassen habe: freilich beabsichtigte sie eine Umwälzung, aber nur eine solche, wie sie ernstes sittliches und patriotisches Streben von selbst hervorgerufen mußte.

Tiefen deutschen Geist erlebte sich ein Fremdling, Mitglied eines der verkommensten Volkstämme, zu verkörpern. Der allgemeinen Entrüstung gina der Boyar durch die Flucht nach Treppen aus dem Wege und entzog sich einer studentischen Herausforderung feige durch die Erklärung, er „habe seine Schritte auf Kaiser Alexanders Befehl gedacht, geschildert und ausgeführt, könne daher für dieselbe keine Auskunft geben.“

Die Herausforderer, die Jeneiser Studenten Graf Vothholz und Keller, erklärten diese Entschuldigung für fruchtlos: „eine Denk-, Schreib- und Handfangsmaschine könne ihnen allerdings keine Vernehmung geben.“

Im noch höherem Grade als Stourdza erreichte der talentvolle dramatische Schriftsteller August von Kopyebue, der jetzt als russischer Staatsrath in Weimar lebte, den Hohn der deutschen Jugend. Hier bekämpfte er die neuen Aberglauben in seinem „politischen Wochenblatt“, außerdem lieferte er dem Kaiser Alexander gegen Bezahlung Stimmungsberichte, die dem Deutschthum sehr feindselig waren. Einer derselben fiel zufällig in die Hände des Professors Juden, der ihn in seiner „Remise“ abdrucken ließ.

Die allgemeine Aufregung, welche jenes Machwerk hervortraf, erweckte zum Unheile Deutschlands in dem Herzen eines schwärmerischen Jünglings den Plan, die Nation von diesem Feinde der Freiheit zu erlösen. Karl Sand, aus Wundtshof im Fichtelgebirge gebürtig, ein junger Mann von ernstem, aber etwas überspanntem Wesen und reinen Sitten, der damals in Jena Theologie studirte, glaubte für diesen Zweck sein Leben opfern zu müssen. Er begab sich im März 1819 nach Mannheim, wohin Kopyebue neuerdings abbeordert war, fand am 21. März Nachmittags bei seinem Todfeinde Gulasch und brachte ihm mit den Worten: „Hier, du Verräther des Vaterlandes!“ mehrere Goldstücke bei. Darauf schloß er einen Stoß gegen seine eigene Brust, stürzte auf die Straße, kniete nieder, dankte Gott für seinen „Sieg“ und suchte sich dann vollends den Tod zu geben.

Nach diese zweite Verwundung war nicht tödlich; bei sorgfamer Pflege genas er im Krankenhaus, um am 29. Mai 1820 in Mannheim die Strafe seines Verbrechens zu erleiden.

Selbst die freimuthigsten Männer konnten diese unbedingt verwerfliche That nicht begreifen, soweit sie nur irgendwie politisch zu denken verstanden; unter der deutschen Jugend mochte mancher den Mörder bewundern haben als einen zweiten Brutus, aber alle Gemüther beklagten die That und den Thäter. Verder fand Sand wenige Monate darauf einen Nachfolger in dem Apothelergesellen Pöhlner, welcher am 1. Juli auf den preussischen Staatsrath von Abel zu Schwabach einen fruchtlosen Mordversuch machte.

Diese beiden Vorgänge gaben nicht allein der Sache der Burschenschaft, sondern auch allen inneren Entwidlungsbestrebnungen den Tod. Es war den Regierungen wahrlich nicht zu verdenken, wenn sie nunmehr den Geist der Unordnung, ja der Anarchie, der das junge Deutschland ergriffen zu haben schien, mit den strengsten Mitteln zu unterdrücken beschloßen. Vielleicht waren

die ersten Unthaten nur das Vorspiel eines blutigen Dramas — eine solche Befürchtung war erklärlich. Das Staatsinteresse nicht minder, als die Moral schien eine gründliche Untersuchung, sorgsame Aufspürung aller Mitschuldigen zu erfordern, um das Uebel an der Wurzel zu treffen. Nicht bezweigen darf man die damaligen Regierungen angreifen, daß sie überhaupt einschritten; zum Vorwurfe gereicht ihnen nur das Uebermaß der Verfolgung, welche Schuldige und Unschuldige gleichmäßig traf und nicht einmal die unverdächtigsten, wie den edlen Patrioten E. M. Arndt schonte.

Der berühmte Berliner Theologe de Wette, welcher einen Trostbrief an Sands Mutter geschrieben, wurde abgesetzt, Zahn und Follen in Haft genommen, auf die Papiere der Brüder Welscher, die in Bonn Professoren waren, wurde Beschlagnahme gelegt, Arndt mit Polizeimaßregeln bedrängt. In Mecklenburg, Hessen etc. fand ähnliches statt.

Niemand waren die traurigen Ereignisse erwünschter, als Metternich. Er wußte sehr wohl, daß eine eigentliche Gefahr für Deutschland oder die Welt von den Studenten und Professoren nicht zu befürchten war. Aber die aus diesen Kreisen hervorgegangenen Ausschreitungen ließen sich trefflich benutzen, um das System der Stagnation, das Metternich für Oesterreich nothwendig erachtete, nunmehr in ganz Deutschland zum Siege zu führen. Die gewissermaßen konstitutionellen Verfassungen, deren sich einige Staaten erfreuten, waren ihm längst ein Dorn im Auge: es fiel bisher gar manchem Bundestagsgesandten nicht ein, bedingungslos sich den österreichischen Anforderungen zu fügen; eine Demüthigung des Bundestages bedeutete den Triumph Oesterreichs: nur über die Verfassungen der Mittel- und Kleinstaaten hinweg konnte Metternich den Platz erreichen, von dem aus die österreichische Politik Deutschland zu beherrschen vermochte.

Hatte doch der mecklenburgische Gesandte, von Plessen, es im Dezember 1817 gewagt, an den Artikel dreizehn der Bundesakte zu erinnern. In Süddeutschland war der württembergische Minister von Wangenheim ein entschiedener Gegner Metternichs und diesem aufs äußerste verhaßt.

Die Gelegenheit, die verhassten Verfassungen zu beseitigen, war ohnehin nicht ungünstig; in Württemberg dauerte der Verfassungskampf noch fort, der König von Baiern war der konstitutionellen Zustände bereits überdrüssig. Aber ohne Preußens Zustimmung konnte Metternich nicht hoffen, am Bundesstag seine Absichten durchzusetzen: würde Preußen ohne weiteres auf die Pläne Metternichs eingehen, welche Oesterreich zum Herrn in Deutschland machten?

Metternich benutzte einen Kurzaufenthalt des Königs von Preußen, um mit ihm zu Teplitz (Juli 1819) eine Einladung zu Ministerkonferenzen zu verabreden. Die Mittelstaaten folgten der Aufforderung, und im August kam es in Karlsbad zu folgenschweren Beschlüssen. Der Angriff gegen den Bundesstag selbst beschränkte sich auf die Vereinbarung, daß der Artikel 13 im monarchischen Sinne „erläutert“ werden müsse. Im übrigen aber geschah alles, um den freien Gedanken und das freie Wort zu fesseln und die deutsche Jugend an der Erwerbung männlicher Kraft und der Stärkung freimüthigen deutschen Geistes zu hindern.

Die Parteinacht und die Turnvereine sollten aufgehoben, die Universitäten „Murotoren“ unterstellt werden, welche Professoren und Studenten zu überwachen hatten. Für alle Zeitungen und für Bücher unter zwanzig Bogen sollte die Censur eingeführt werden, vor allem aber in Mainz eine Centralkommission zur Untersuchung geheimer „demagogischer“ Untertriebe zusammentreten.

Mit großer Eile betrieb Metternich die Anerkennung der Karlsbader Beschlüsse bei dem Bundestag, der bisher kaum ein Lebenszeichen von sich gegeben hatte.

Die einzige Angelegenheit, in der er sich einmal geirrt hatte, war die der hessischen Forderungsländer, welche der Kurfürst zwang, die zur Zeit des französischen Regiments erkauften Forderungen ohne Entschädigung zurückzugeben. Das trostlose und beleidigende Auftreten des Kurfürsten hatte zwar den Bundestag zu einem förmlichen Proteste veranlaßt, aber die Sache selbst ließ er fallen.

Der Bundestag machte auch jetzt keine großen Schwierigkeiten, obgleich die Gesandten ohne spezielle Instruktion waren: am 20. September konnte Metternich der Wahrheit entgegen die einstimmige Annahme der Karlsbader Beschlüsse protokollieren lassen, ohne daß Widerspruch laut geworden wäre. Nach diesem Erfolge gedachte Metternich seinen Bundesreformplan vorzunehmen, mit dem er, wie erwähnt, die konstitutionelle und zugleich selbständige Stellung der Mittelstaaten einschränken wollte. Nur um dieser Selbständigkeit willen traten einige der sudentischen Minister auf den Wiener Konferenzen (September 1819) dem österreichischen Staatslenker Opposition. Da aber diesem die Stärkung der Bundesgewalt nichts mehr lag, weil die Schwächung desselben in Oesterreich zu gute kommen mußte, verständigte man sich auch hier über sonderliche Ruhe über einige Bestimmungen, die zur Wiener Schlusssitzung am 15. Mai 1820 zusammengefaßt, und am 8. Juni vom Bundestag angenommen wurden.

Der Fortentwicklung des Bundes wurde dadurch ein Ziel gesetzt, daß unter schärfer Betonung der völligen Gleichberechtigung aller Mitglieder bestimmt wurde, „organische Gesetze“ des Bundes konnten in Zukunft nur mit Zustimmung beschloffen werden.

In Bezug auf die politische Gestaltung der Einzelstaaten kam es nur zu allgemeinen, wenig bedeutungslosen Grundsätzen: es hieß namentlich: „die Verfassungen durften die volle Souveränität der Landesfürsten nicht antasten und dieselben nicht an der Erfüllung ihrer bundesmäßigen Verpflichtungen hindern.“

Durch die Wiener Schlusssätze wurde mithin zum Vortheile Oesterreichs und der Kleinstaaten der Zusammenhang des Bundes erheblich gelockert; nunmehr konnten die Mittelstaaten auch etwas zu bedeuten und wachten eifersüchtig über ihre Souveränität. Dies hatte für die Nation damals einen Vortheil. Das Souveränitätsgefühl erschwerte der Mainzer Centralkommission, die nach Metternichs Anweisungen arbeiten und die weniger „gutgesinnten“ Regierungen in kräftiger Verfolgung des Demagegenthums zwingen sollte, ihre ohnehin alle Aufgabe auf das äußerste. Es war aber ein Meisterstück der Metternichschen Politik, daß der Vorsitz in der verhassten Centralbehörde schließlich an Preußen

abgetreten wurde: so ward die preussische Regierung zu besonders energischem Einschreiten veranlaßt, was ihr ein starkes Odium in Deutschland auf den Hals lud. Da weder Sand Mitschuldige gehabt hatte, noch in Deutschland revolutionäre Gesellschaften existirten, so konnte auch die Mainzer Kommission keine Verschwörer ausfindig machen; da sie aber Opfer brauchte, so mußten unschuldige und harmlose Aeußerungen patriotischer Gesinnung als Verbrechen gebüßt werden; verdiente Männer wurden auf solche Veründigungen hin ihrem Wirkungskreise entrissen, zahlreiche Jünglinge schmachteten im Gefängniß, weil sie Freiheitslieder gesungen oder schwarzrothgoldne Bänder getragen hatten.

Die Strafen erreichten selbst die Höhe von zehn Jahren Festungshaft. Der Turnvater Jahn, vom Berliner Kammergericht freigesprochen, wurde auf Grund einer Kabinetordre in Kolberg internirt.

Die Burschenschaft war aufgelöst: A. Vinzer hatte ihr sein berühmtes, wehmüthiges Grablied gesungen: „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus“; aber im Gegensatz zur Ungunst der Zeitverhältnisse schloß er muthig, fest und vertrauensvoll: „Das Haus mag zerfallen, was hat's denn für Noth? Der Geist lebt in uns allen, und unsre Burg ist Gott.“

Die Mainzer Kommission thürmte Akten über Akten auf und mußte nach mehrjähriger Thätigkeit dennoch erklären, sie habe etwas direct Revolutionäres kaum aufzufinden vermocht.

Die Burschenschaft bestand trotz ihrer Auflösung im geheimen fort und nahm nun erst recht eine politische Färbung an, wandte sich zum Theil sogar republikanischen Zielen zu. Außerdem entstand neben ihr 1821 ein wirklich revolutionärer Geheimbund, welcher die bereinstige Befreiung Deutschlands von seinen „Tyrannen“ bezweckte. Als er im Jahre 1824 entdeckt wurde, konnte man nur zwei Mitglieder ausfindig machen.

### 5. Weitere innere Entwicklung in Preußen und Deutschland.

Die Hoffnungen der liberalen Kreise in Preußen hatten sich, wie erwähnt, auf Wilhelm von Humboldt konzentriert, und ihre Aussichten waren bis zur Ermordung Kozebuecs nicht ganz ungünstig gewesen, denn Humboldt, von seinem englischen Gesandtschaftsposten entbunden und zum Minister für ständische Angelegenheiten erlesen, arbeitete eine Denkschrift aus, in welcher er die Nothwendigkeit einer allgemeinen Ständeversammlung nachwies; dieselbe sollte aus unmittelbaren Volkswahlen hervorgehen und nicht bloß beratende, sondern entscheidende Stimme haben. Aber Hardenberg verstand es Humboldt von Berlin fern zu halten, die Sache zu verzögern, — dann kam die Mannheimer That, es erfolgten die Karlsbader Beschlüsse, die hinter Humboldts Rücken gefaßt wurden.

Mit größter Entschiedenheit protestirte er gegen diese Fesslungen, die ein denkendes Volk aufregen mußten, verlangte daß der Minister Bernstorff, der Preußen in Karlsbad vertreten, in Anklagestand versetzt werde. Aber in Preußen hatte man ja bereits gewählt: die für liberal gestellten Mitglieder des Ministeriums mußten ihre Posten aufgeben: zuerst trat der Kriegsminister von Boyen ab, der eifrige Vöhrer der Landwehr, welche in den

strenge strengen sich so große Verdienste erworben hatte und nunmehr als demokratisches Institut verdächtigt wurde; es folgten noch im Jahre 1819 Borne und Humboldt.

Die Regierung ließ versuchen, daß sie gleichwol an ihren Verfassungen festhielte, und wirklich wurde am 17. Januar 1820 die Verordnung n. daß neue Staatsschulden nur mit Einwilligung und unter Bürgschaft antizipanten Reichstände gemacht werden sollten. Das Verfassungsgewerk nahm auch weiter keinen Fortgang, die Kommission brachte aber unter dem Einflusse des Kronprinzen, welcher Hardenberg und seine Anhänger völlig bei Seite ließ, nur Provinzialverfassungen von ausgesprochen ständlichem Charakter vor. Der Adel war im höchsten Grade bevorzugt: wer kein Grundbesitz besaß, war von jeder Mitwirkung an politischen Dingen ausgeschlossen.

Die Provinzialverfassungen für Preußen, Pommern und Brandenburg wurden im Jahre 1821, die für die übrigen fünf Provinzen im folgenden Jahre bekannt gemacht. In den Provinzen wählten die adeligen, städtischen und bäuerlichen Grundbesitzer ihre Vertreter, welche alle drei Jahre auf dem Provinziallandtage Versammlung für ihre Provinz zu beehren hatten. — Auf die endliche Gestaltung der Provinzialstände war von größtem Einflusse die Hallische Staatsrechtslehre, deren Anhänger der Kronprinz war. Nach Haller: der Staat weder die Vereinigung der freien und gleichen Bewohner eines Landes, noch ein Vertrag zwischen Herr und Volk, — welches letztere demnach auch keine unveräußerlichen Rechte bezeugen würde — sondern das Land ist Eigenthum des Fürsten, der es von Gottes Gnade erhalten hat und kraft seiner Gnade wiederum den Unterthanen nach Belieben gewisse Freiheiten oder Rechte gewähren kann.

Wenn Metternich gehofft hatte Preußens politischen Einfluß in Deutschland zu brechen, indem er es in das Schlepptau seiner absolutistischen Politik so hatte er das eigentlich schon im Jahre 1820 erreicht.

Nest machte sich Süddeutschland breit, und in einer Schrift, die auf Antreiben des Königs von Württemberg im Jahre 1820 geschrieben wurde, „Manuscript aus Süddeutschland“ wurde angegeben, daß das heutige Deutschland beruhe lediglich auf dem eigentlichen Kern der Nation, den Baiern und Alamannen, welche seiner Zeit nur aus „Liebe zu Deutschland“ den Rheinbund — unter französischer Protection — geschlossen hätten.

Dieser Metternich verstand sich selbstverständlich den natürlichen Gegensatz zwischen Nord und Süd noch mehr und diente vor allem dazu, Preußen herabzusetzen. Die Freiheitskriege waren vergessen, und als der Bundestag die neue Wehrordnung des Reiches ordnete (9 April 1821), wurde gründlich dafür gesorgt, die deutschen Großmächte, geschweige denn das verhasste Preußen, nicht einen bestimmenden Einfluß erhielten. Wurde dadurch auch die Wehrkraft Preußens empfindlich geschädigt, was galt das den süddeutschen Staatsmännern, die als Hüter der Freiheit den Partikularismus der deutschen Stämme zu bekämpfen brachten!

Obwol nun Metternich der preussischen Regierung jede kleine Demüthigung herben gönnte, wurde er doch äußerst verdächtig, als Württemberg es, in den Fragen der großen Politik seinen Selbständigkeitsgefühl zu opfern, in Bundesangelegenheiten eine hervorragendere Rolle zu spielen. Nach den vergeblichen Anläufen erreichte Metternich auch wirklich, daß der König

von Württemberg den selbstbewußten Vertreter süddeutscher Größe, Freiherrn von Wangenheim abberief; zu gleicher Zeit wurden seine Gesinnungsgegnossen unter den Vertretern der andern Staaten durch gefügigere Persönlichkeiten ersetzt (1823).

Erstlich protestirte Württemberg gegen die Beschlüsse des Kongresses von Verona (Oktober 1822 eröffnet), insofern die fünf Großmächte die Staaten zweiten Ranges in ungebührlicher Weise bevormundeten. Dann empfahl Wangenheim eine Beschwerde der hollsteinischen Stände über ihren Landesherren, den König von Dänemark, zur größten Entrüstung Metternichs dem Bundestage zur Berücksichtigung. Zuletzt nahm er sich noch einmal der heftigen Domänenläufer an: da mußte ihn König Wilhelm abberufen.

Nachdem nun auch die Widerstandskraft Süddeutschlands gebrochen war, hielt Metternich es für angezeigt, die ursprünglich nur auf fünf Jahre gefaßten Karlsbader Beschlüsse auf unbestimmte Zeit verlängern zu lassen. Dies geschah <sup>1824</sup> von Seiten des Bundes im August 1824; im wesentlichen wurden die früheren Beschlüsse bestätigt; dazu kam noch eine sorgfältige Prüfung des Schulwesens in den Bundesstaaten.

## 6. Preußen und der Zollverein von 1818—1830.

Während die Gegner Preußens in Deutschland diesen Staat zur Bedeutung eines Mittelstaates herabdrücken zu können vermeinten und Preußen auch wirklich auf dem Felde der eigentlichen Politik seine nationale Aufgabe weder begreifen, noch lösen zu wollen schien, entwickelte es auf einem anderen Gebiete eine höchst heilsame Thätigkeit: es bezeugte durch geschickte und energische Ueberwindung sachlicher Schwierigkeiten und künstlich geschaffener Hindernisse die ihm innewohnende Kraft und Tüchtigkeit; es bewies, gewissermaßen unbewußt, seinen nationalen Veruf, kraft dessen es früher oder später dennoch an die Spitze Deutschlands treten mußte.

Vom Abschlusse des Friedens von 1815 hatte man allgemein auch die Wiederkehr besserer wirtschaftlicher Zustände, namentlich eine Hebung des Handels erhofft, und die Bundesakte bestimmte (§ 19) ausdrücklich, daß in der ersten Session Verkehr und Handel zwischen den einzelnen Staaten geregelt werden sollten. Die hauptsächlichste Kalamität für den Verkehr war das herkömmliche Grenzzollsystem, welches einen Staat von dem andern fast hermetisch abschloß. Dazu kamen aber nach dem zweiten Pariser Frieden besondere Uebelstände. Die Mißernte des Jahres 1816 steigerte den Preis des Getreides auf das Äußerste: indem England alle während der langjährigen Kontinental Sperre angefertigten Waaren zu Schleuderpreisen auf den deutschen Markt brachte, wurden die inländischen Fabrikate entwerthet und die deutschen Gewerbe auf das empfindlichste geschädigt. Als Württemberg, durch die Getreidenoth besonders bedrängt, auf Verathungen und Beschlüsse im Sinne des § 19 drang, zeigte sich der Bundestag nicht abgeneigt, wenigstens für den Getreideverkehr alle Beschränkungen aufzuheben; aber auch diese Absicht scheiterte an den Sonderinteressen einzelner Staaten, und die reiche Ernte des segneten Jahres 1817 überhob die Staatsmänner der Mühe, über diese Sache weiter nachzudenken. Indessen war die Idee einer Aufhebung der trennenden Binnenmauthen und ihre Ersetzung durch



ein ganz Deutschland umfassendes Grenzzollsystem durch jene Verathungen lebhaft angeregt worden: mit Leidenschaftlichkeit, ja fast schwärmerisch, empfahl der Württemberger Friedrich List diesen Plan auf dem Bundestag und in Wien. Ebenso suchte der badische Geheimrath Nebentius in einer Denkschrift, die im Jahre 1819 in Wien vorgelegt wurde, die Vorzüge der geplanten Zollreform einleuchtend darzuthun. Da aber die nothwendige „Einstimmigkeit“ im Bunde schwerlich zu erreichen gewesen sein würde, ließ man diese Mahnrufe wirkungslos verhallen.

Indessen war man in Preußen, wo man bei der langgestreckten Ausdehnung des Staates die Nachteile der Binnenmanthen besonders fühlen mußte, schon einige Schritte auf dem Wege der Reform vorausgegangen. Eine königliche Verordnung befandete schon im Jahre 1816 die Absicht, an die Stelle aller Binnen- und Provinzialzölle den Grenzzoll zu setzen: nach sorgsamem Vorarbeiten, welche der Generalsteuereindirektor A. W. Maassen leitete, kam dann am 26. Nov. 1818 das neue preussische Zollgesetz zu stande. Es zeichnete sich einerseits durch einen einfachen übersichtlichen Tarif aus, andererseits gab die Regierung das hieher allgemein geübte Prinzip hoher Schutzzölle auf.

Man nahm an, daß schließlich die Menge der eingefuhrten Waaren auch bei niedrigerem Zolle ein gleiches oder höheres Ertragniß ergeben werde, als der hohe Schutz Zoll: außerdem deckte man den Ausfall durch eine Reihe direkter und indirekter Steuern auf Wein, Bier, Tabak, Braumwein, dazu kam 1820 die Klassen-, Gewerbe-, Mahl- und Schlachtsteuer). Zur die Mehrbelastung des Einzelnen wurde die Gesamtheit durch bedeutende Verbesserungen der Verkehrsmittel entschädigt: so wurde die Länge der preussischen Chaussees in den Jahren 1817 bis 1828 bei einem Aufwande von 22 Millionen Thaleru mehr als verdoppelt.

Da die Grenzlinie des preussischen Staates an achtundzwanzig Nachbarn stieß, war es für die Regierung, schon um dem Schmuggel vorzubeugen, sehr wünschenswerth, möglichst viele jener Nachbarn zum Anschluß zu bewegen, und dieser Anschluß lag auch im Interesse der Staaten selbst, welche durch das preussische System ihren Verkehr behindert sahen.

Dennach folgte der Einladung des Geheimrathes Eichhorn nur ein einziger Fürst, der von Schwarzburg-Sonderhausen, und zwar auch nur für einen Theil seines Landthens; die öffentliche Meinung, die Presse aller Parteien, die Regierungen aber waren sämmtlich empört über Preußens Vorgehen, in dem sie eine Vergewaltigung Norddeutschlands sahen. Am lebhaftesten bekundete der Herzog von Köthen seinen Widerwillen gegen die Neuernng, und seine Unterthanen betrieben einen schwunghaften Schmuggel, bis ihnen Preußen das Handwerk legte. In den nächsten Jahren (1823—1826) schlossen sich aber doch schon einige der Kleineren und kleinsten Preußen an, schließlich auch das widerspenstige Köthen (1828).

Anzweischen aber hatten die Mittel- und Kleinstaaten versucht, auch ihrerseits eine Einigung der „rein-deutschen“ Staaten zu stande zu bringen. Aber namentlich an der Verschiedenheit der Tarife scheiterte dies Unternehmen (1824), und einige Jahre darauf führten erneute Verhandlungen das erwünschte Resultat auch nicht herbei (1825). Endlich aber schlossen Bayern und Württemberg, wesentlich aus politischen Rücksichten, eine Zollvereinigung (1. Januar 1828). Dadurch kam Oessen-Darmstadt in eine schlimme Lage und beantragte seine Aufnahme in den preussischen Zollverein. Obwohl ein finanzieller Vortheil davon nicht zu erwarten stand, wenn nicht zugleich auch Kurhessen eintrat, das sich aber beharrlich weigerte, ging man auf das Gesuch ein, weil es höchst wichtig war, im Süden eine derartig befreundete Macht zu haben: der preussische Finanzminister von Moß räumte alle Schwierigkeiten aus dem Wege, man bewilligte Hesse eine gesonderte Zollverwaltung, und am 3. Februar 1828 wurde der Vertrag zwischen Hesse und Preußen zum größten Aerger der süddeutschen Höfe abgeschlossen. Aber auch die mitteldeutschen Staaten regten sich und beschloßen, durch einen eigenen Verein sich zwischen den bairisch-württembergischen und den preussischen Zollverein einzubringen. Die norddeutschen Gegner Preußens, Hannover, Braunschweig, Bremen, schloßen sich gern an die rheinischen Staaten, Nassau, Kurhessen, Frankfurt, und schufen im Jahre 1828 den „mittel-

deutschen Handelsverein.“ Man hoffte Preußens handelspolitischen Fortschritten damit die Elbe als Westgrenze gegeben zu haben und schmeichelte sich sogar, dieser Macht durch hohe Durchgangszölle eine völlige Niederlage bereiten zu können. Aber Preußen mußte dem zu begegnen. Zuerst schloß es einen Zollvertrag mit dem Könige von Baiern ab, dem der mitteldeutsche Handelsverein ebenso ungenehmig war (März 1829), dann gewann es Meiningen und Gotha (Juli 1829) zu einem Separatabkommen, durch welches eine ununterbrochene Handelsstraße von Hamburg bis Nürnberg geschaffen wurde. Vergebens einten sich die norddeutschen Gegner noch einmal zu dem Eimbeder Vertrag (März 1830), schon im nächsten Jahre schloß sich wenigstens der Kurfürst von Hessen Preußen an.

1829

1830

So war inmitten der politischen Zerklüftung Deutschlands doch ein einigendes Band um die meisten deutschen Staaten geschlungen, Preußen aber hatte von neuem festen Fuß in Deutschland gefaßt.

## 7. Innere Zustände in Oesterreich, Preußen und Baiern bis 1830.

Trotz der politischen Reaktion, welche in den beiden deutschen Hauptstaaten mehr und mehr zunahm, besaßen die Herrscher derselben in hohem Grade die Anhänglichkeit und Liebe ihrer Unterthanen. Die Popularität beider beruhte größtentheils auf der schlicht bürgerlichen Weise, in welcher diese Monarchen ihrem Volke entgegentraten. Kaiser Franz I. verstand es ganz besonders, sich in Ernst und Scherz der Denk- und Ausdrucksweise des Oesterreichers anzupassen, und entzückte auf seinen vielfachen Reisen durch die Provinzen durch seine joviale, väterliche und leutselige Art. Die Unterthanen räsonnirten dann wohl gelegentlich über seine Regierung, ließen sich aber geduldig die geistige Knechtschaft gefallen, die ihnen Metternich auferlegte.

Reisen in das Ausland, die Thätigkeit Fremder in Oesterreich, wurden streng überwacht, der Besuch auswärtiger Universitäten verboten, das Briefgeheimniß wurde öffentlich verletzt; der Unterricht wurde gleichfalls überwacht, die Lehrer nicht nach ihren Fähigkeiten, sondern nach ihrer Gesinnung an den öffentlichen Anstalten angestellt und befördert.

Anders geartet war die Persönlichkeit des eher wortkargen preussischen Monarchen: aber sein Volk hatte sich gewöhnt, in ihm den Landesvater zu sehen, der all die Leiden der Kriegszeit mitertragen hatte und deshalb besonders verehrungswürdig war: das gemeinsam ertragene Elend und der gemeinsam erlungene Sieg knüpften zwischen Fürst und Volk ein festeres Band, als es vielleicht die freisinnigste Verfassung gethan haben würde: was auch immer die späteren Generationen und die Jüngeren unter dem heranwachsenden Geschlechte an der Regierung Friedrich Wilhelms III. auszufetzen fanden, er hat bei der Mehrzahl derer, die seine ganze Regierung miterlebt, ein liebevolles Andenken hinterlassen. Es war dies um so begreiflicher, als die Verwaltung des Staates eine musterhafte und die Resultate für das materielle Wohl der Bevölkerung vortrefflich waren; dabei wurde die Pflege geistiger Interessen keineswegs vernachlässigt, sondern Schulwesen, Kunst und Wissenschaft gleichmäßig gefördert: auf diesem

gebiete konnte man in Preußen auch jetzt keinen Stillstand, wie etwa in Oesterreich.

In ersterer Hinsicht ist bereits erwähnt, wie der Uebereinbau eine außerordentliche Ausdehnung erreichte und die neuen, indirekten und darum weniger drückenden Steuern dem Lande und den einzelnen zu gute kamen. Für das Schulwesen war höchst bedeutsam die (1817) erfolgte Abtrennung des Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten vom Ministerium des Innern, und die werke Verwaltung des Ministers von Altenstein. In demselben Jahre wurde die Universität zu Wittenberg mit der zu Halle vereinigt, im folgenden die Hochschule zu Bonn für die Rheinlande gegründet.

Auch auf religiösem Gebiete beließ es der König, wiewol persönlich strenggläubig, bei einer milden Toleranz, mit deren Anerkennung er seine Regierung be-

gonnen: neben einander predigten Nationalisten und Orthodoxe. Nur führte der Wunsch des Königs, in Sachen des kirchlichen Kultus eine Verschmelzung der Lutheraner und Reformirten zu bewirken, zu bedauerlichen Streitigkeiten und auch zu gelegentlichen Wadaufserungen des Königs, als des obersten Bischofs. Doch wurde der Kampf, der sich wesentlich um die sogenannte „Liturgie“ drehte, zur Freude des Königs im Jahre 1829 beigelegt.

Durch einen Erlass vom 27. September 1817 empfahl der König den geistlichen Behörden, für die Vereinigung beider Bekenntnisse (die „Union“) zu wirken: nur die strengeren Lutheraner widerstrebten von Anfang an. Die Einführung der Liturgie aber,



König Wilhelm III. im Golltanung, wie er sich in den letzten Jahren seines Lebens bei Spaziergängen im Thiergarten zu zeigen pflegte.  
Nach einer Zeichnung von H. Krdger.

welche der König 1816 ausgearbeitet hatte und 1821 allen Gemeinden empfahl, sich auf größeren Widerspruch, sowohl bei den Reformirten, als auch bei vielen Aufstrebenden, denn dieser Theil des Gottesdienstes die Predigt zu beeinträchtigen schien.

Dieselbe Toleranz, welche der König den verschiedenen Richtungen innerhalb der evangelischen Landeskirche bezeugte, bewies er auch gegenüber der römisch-katholischen Kirche; doch ermunterte gerade die ausnehmende Liberalität, mit welcher Friedrich Wilhelm den Ansprüchen dieser Konfession gerecht zu werden bemüht war, die allmählich immer selbstbewußter auftretende römisch-katholische Kirchengewalt zu Forderungen, welche schwere Streitigkeiten herbeiführten; gerade die letzten Regierungsjahre haben diese Kämpfe dem wohlwollenden Monarchen getrübt und verbittert.

In protestantischen Kreisen war man über die weitgehende Begünstigung der römischen Kirche nicht wenig erschreckt und geneigt, diese Thatsache zum Theil darauf zurückzuführen, daß sich der Kronprinz im Jahre 1823 mit der katholischen Prinzessin Elisabeth von Bayern, der König im folgenden Jahre sich mit der gleichfalls katholischen Gräfin von Harrach (zu Harrach von Liegnitz erhoben) vermählte.

Als eine eigenartige und trotz vieler Fehler und Versehen auf manchen Seiten höchst verdienstvolle Persönlichkeit ist unter den Monarchen jener Tage auch König Ludwig I. von Bayern zu nennen, der im Jahre 1825 auf Max Joseph folgte. Sparsam und racygisch, machte er der Verschwendung, die unter seinem Vorgänger eine ungeheure Ausdehnung angenommen hatte, ein Ende, brachte Ordnung in die Finanzen und verstand in konstitutionellem Sinne zu regieren. Allerdings hat er gerade dieses letzte Versprechen, unter dem Einflusse der Zeitereignisse, nicht erfüllt; daß er sonst von wohlmeinenden Kritikern und wohlwollenden Regungen war, bewies er zur Zeit des griechischen Unabhängigkeitskampfes: mit einer Begeisterung, welche damals nur den Diktatoren erlaubt, bei den Regierungen streng verpönt war, widmete er sich der Unterstützung des Griechenvolkes, welches dann auch zuletzt in dankbarer Anerkennung seiner freundschaftlichen Gesinnungen seinen zweiten Sohn Otto zum Könige des befreiten Landes erhob (1832).

Vor allem aber hob er das geistige Leben, indem er Wissenschaft und Kunst beförderte: namentlich die bildenden Künste fanden durch seine Begünstigung eine Heimath in dem als „höflich“ beschriebenen Bayern; er machte nicht allein München zu einer Hauptstätte deutscher Künstler und zu einem Mittelpunkte deutscher Kunst, sondern zeigte auch seinen Nachfolgern — unbewußt immerhin — die Wege, sich bleibende Verdienste um die geistige Bildung der Nation zu erwerben. Wenn er bei seinen kostspieligen Bauten notwendige Dinge, wie z. B. die Stärkung und Erhaltung der Wehrkraft verabsäumte, so mag dies freilich der politischen Nachstellung Bayerns Eintrag gethan haben, aber ein großes Unglück war dies für das Deutschland jener Tage nicht. Auch seine „trübsinnige“ Gesinnung verdient den Spott nicht, mit welchem man die ursprünglichen Träger dieses Herrscherbildes verunzirt hat.

Was nun die Gesinnungen und Stimmungen, ja die ganze Anschauungsweise der Bevölkerung Deutschlands anbetrifft, so hatte sich in den fünfzehn Jahren nach dem zweiten Pariser Frieden ein merkwürdiger Umschwung vollzogen. Wir sahen, wie im Gefolge des Kampfes gegen den Welteroerker die Romantik emporkam und herrliche Früchte zeitigte in Poesie und Wissenschaft. Indem sie aber größeren Einfluß auf die praktischen Aufgaben in Kirche und Staat zu gewinnen bemüht war, kamen ihre Träger in stetig schärfer werdenden

Gegensatz zu dem hereinbrechenden, nicht immer reinen Geist einer neuen Zeit, die ihre Anschauungen wesentlich den durch die französische Revolution geschaffenen Grundlagen entlehnte. So konnte es nicht fehlen, daß gar bald auch der Romantik Gegner erwuchsen, welche, zum Theil aus ihrer Schule hervorgegangen, sie doch auf das lebhafteste bekämpften.

Während noch die lieblichen Reizen Eichendorffs ertönten, dem deutschen Walde sein hohes Lied singend, während in den Dichtungen des lebenswürdigen Adepten deutschen Adelbert von Chamisso und in der oft so wehmüthigen Dars des Schwaben Jahnus Kerker die letzten Klänge der Romantik verhallten, da waren auch schon ihre Gegner auf dem Plan, um die eben aufgerichteten Götterbilder als nichtige Götzen umzustürzen. Da forderte zuerst Rudolf Wienbarg in seinen „Aesthetischen Feldzügen“, welche er „dem jungen Deutschland“ widmete, daß die modernen Zustände zu Gunsten altgriechischer Lebensherrlichkeit umgewandelt werden müßten: da traten Heinrich Heine und Ludwig Börne auf, welche nebst ihren Nachfolgern alle bestehende Ordnung in Staat, Kirche und Familie befehden und, mit besonderem Eifer alles Heilige, speziell das positive Christenthum bekämpfend, eine Art modernen Heidenthums als erstrebenswerthes Kulturideal dem jungen Deutschland empfahlen. Ein vollständiger, wenn auch vorübergehender Sieg konnte dieser Richtung nicht fehlen, denn sie repräsentirte auf literarischem Gebiete im wesentlichen nur dieselben Ideen, welche gleichzeitig durch die französische Julirevolution des Jahres 1830 auf politischem Gebiete zur Herrschaft gelangten.

Auch die Philosophie steht mit diesen Umwälzungen innerhalb der Literatur in innigster Wechselbeziehung. Während auf die Romantiker das Extrem Rechte und noch mehr die Schellingsche Naturphilosophie einwirkten, ebnete G. W. Fr. Hegel (1770 bis 1831), ein durch kritische Schärfe und unvergleichliche Dialektik auszeichneter Geist, dem jungen Deutschland die Bahn. Heinrich Laube, Theodor Mundt und Karl Guplow sind neben Heine und Börne in der Literatur die hervorragendsten Vertreter der neuen Kulturansehungen.

## 8. Die Einwirkung der Julirevolution von 1830 auf Deutschland.

Bei der Menge von Kündstoff, welche sich in den fünfzehn Jahren größerer oder geringerer Stagnation in deutschen Staaten aufgehäuft hatte, mußte die französische Revolution von 1830, welche ihren Umzug zu Polen, Italienern und Belgiern machte, natürlich auch auf Deutschland eine beträchtliche Wirkung ausüben. Da jeder einigende Mittelpunkt fehlte, war freilich nicht zu befürchten, daß die liberalen Köpfe der einzelnen Staaten planmäßig eine allgemeine Umwälzung herbeiführen, den Bundestag etwa stürzen würden: aber allerdings gingen in einigen Staaten, in denen die Verhältnisse dazu den Vorwand gaben, die Wogen der Bewegung sehr hoch. Der Drang nach nationaler Einigung trat sehr zurück, vielmehr scheute man sich nicht, mit den Fremden, namentlich den Franzosen, zu liebäugeln; die Bestrebungen der Liberalen richteten sich wesentlich auf die Gewährung freier Verfassungen; in drei Fällen war mit den konstitutionellen Veränderungen auch ein Wechsel in der Persönlichkeit des Herrschers verbunden: in Braunschweig, Kassel und Sachsen.



In Braunschweig regierte seit dem Jahre 1526 Herzog Karl, ein Sohn des 1616 bei Cuatrecasas gefallenen Herzogs Wilhelm, der nach dem Willen seines Vaters bis dahin unter der Vormundschaft des Königs Georg IV. von England gestanden hatte. Da Herzog Karls Charakter sein großes Vertrauen erweckte, war die vormundschaftliche Regierung über das achtzehnte Lebensjahr hinaus erstreckt worden. Im Jahre 1527 erließ der Herzog plötzlich ein Ertheil, durch welches die während des letzten vormundschaftlichen Regierungsjahres getroffenen Anordnungen für rechtungslilig erklärt wurden. Dies gab zunächst Veranlassung zu Differenzen mit dem englischen Könige und dessen Vertreter, dem Grafen Münch, den der Herzog zur zum Zweikampf forderte. Dann aber begann der Herzog Karl ein Willkürregiment der schlimmsten Art. Die Stände wurden gar nicht einberufen, die Steuern erhöht, Staatsgüter verkauft, die Finanzverwaltung bößlich geführt: dazu kamen persönliche Schikanen Verhältnisse der Unterthanen. Von allen Seiten liefen bei dem Bundestage Beschwerden über den Herzog ein, der 1529 vom Bundestage angewiesen wurde, wenigstens dem König Georg Mühe zu leisten. Dies geschah denn auch nach anfänglichemögern, die Braunschweiger aber wußten sich selbst helfen. Der Herzog war, um den unbehaglichen Verhältnissen in seinem Lande zu entgehen, im Jahre 1530 nach Paris gereist, wo er Zeuge der Revolution ward. Erklärt lehnte er heim, ward aber in Braunschweig mit lebhaften Beschwerden und der Forderung konstitutioneller Reformen empfangen. Statt dessen ließ er die Wägen vor dem Schloß 1530 doppelt und sechzehn Kanonen vor der Kaserne auffahren. Am 7. September brach der Sturm los. Man nahm das Schloß, steckte es in Brand und zwang den Herzog zur Flucht. Zugleich suchte er mit Güte oder Gewalt wieder in den Besitz seines Landes zu kommen; einmal der Bundestag nahm sich seiner an, übertrug vielmehr die Regierung seinem jüngeren Bruder Wilhelm, der im April 1531 die Herrschaft förmlich antrat. Eine neue Landständordnung vom Oktober 1532 erweiterte dann die Rechte, welche die Verfassung von 1526 gewährt hatte.

Fast gleichzeitig kam es auch in Kassel zu einem Aufstand. Kurfürst Wilhelm II. (seit 1521) führte hier ein heillofes Regiment. Von seiner Gemahlin, einer Schwöcher des Königs von Preußen, getrennt, stand er ganz unter dem Einflusse seiner Maitresse, einer Verführerin, die er zur Gräfin von Reichenbach erhoben hatte. Die Staatsgelder wurden vergeudet und die Steuerzahler unmäßig belastet. Der Unwille der Bevölkerung machte sich zunächst am 6. September in einem Straßenkrawalle Luft; als die Bewegung einen ernstern Charakter annahm, mußte sich der Kurfürst entschließen die Stände einzuberufen und dann die neue Verfassung (vom 5. Januar 1531) genehmigen, welche das Einkammersystem einführte und den Ritterschlechtern weitgehende Rechte einräumte. Der Kurfürst glaubte sich dadurch die Möglichkeit verschafft zu haben, sein altes Leben fortzusetzen und namentlich sein Verhältniß zur Reichenbach wieder aufnehmen zu können, die er ungesäumt nach Kassel zurückkehren ließ. Aber nach kaum acht Tagen (11. Januar) mußte sie weichen, der Kurfürst folgte ihr und nahm, um nach Belieben außer Landes weilen zu können, im September 1531 seinen Sohn Friedrich Wilhelm zum Mitregenten an.

In Sachsen waren die Ursachen der Mißstimmung anders geartet, als in Braunschweig und Hessen. Das Herrscherhaus war an sich beliebt, nur gab der Umstand, daß die Königsfamilie des überwiegend protestantischen Landes katholisch war, gelegentlich Anlaß zu Störungen, wie im Jahre 1530 bei der Jubelfeier der Augsburger Konfession (25. Juni). Dagegen ließen außer der früher erwähnten Ritterschlechtsverfassung auch die Verwaltung und das Gerichtswesen viel zu wünschen; den Leipziger Buchhandel schädigte insbesondere die Zensur. Der grundbesitzende Adel hatte überwiegenden Antheil an der Regierung, in den Städten hatten die Magistrate unumschränkte Befugnisse. Dazu gesellten sich lokale Mißstände, und so kam es in Leipzig und Dresden zu bedauerlichen Exzessen. Indessen bewieserten sich die besonnenen Elemente der Bewegung; der König, friedlich gesinnt und wohlwollend, ließ einen Ministerwechsel eintreten und nahm nach Verzicht des präsumtiven Thronfolgers, seines Bruders Augustin,



dessen allgemein beliebten Sohn, den Prinzen Friedrich August, zum Mitregenten an. Darauf wurde die Verfassung im konstitutionellen Sinne modifizirt und, am 4. September 1831 eingeführt, allseitig mit großer Befriedigung aufgenommen.

In Hannover, das von England aus regiert wurde und eine übermächtige Adels herrschaft mißmuthig ertrug, fanden an verschiedenen Orten, besonders in Lüneburg und Göttingen, Unruhen statt, die aber durch militärisches Einschreiten bald bewältigt wurden. Dagegen erreichte man durch Adressen und Deputationen an den König Wilhelm IV., daß dieser einen klaren Einblick in die bisherige Mißregierung erhielt und den Weg der Reformen einzuschlagen beschloß. An die Stelle des unbeliebten Grafen Münster trat der Herzog von Cambridge, welcher einige Steuern herabsetzte und die Stände berief. Eine Kommission, an deren Spitze der ausgezeichnete Historiker Professor Dr. Chr. Saxe-Weimann stand, arbeitete einen neuen Verfassungsentwurf aus, welcher den Einfluß des Adels brechen sollte. Der Adel verstand zwar, die Gewährung der Verfassung zu verzögern und gar manche unbequeme Vorschläge des ersten Entwurfes zu beseitigen, aber am 28. September 1833 konnte doch eine Konstitution verkündet werden, die allgemein leidlich befriedigte.

Eine eigenartige Agitation rief in Schleswig-Holstein im November 1830 der Freie Hrvo Jens Lorenzen, einst Vorkämpfer in Jena und Kiel, hervor. Sein Ziel war die Vereinigung der beiden deutschen Herzogthümer durch eine gemeinsame Verfassung und bloße Personalunion mit dem un deutschen Dänemark. Zwar fand dieser Herold des nationalen Gedankens nur geringe Unterstützung und blühte seinen Freimuth mit Amts-entsetzung und Haft, aber sein Mahnruf war nicht ganz ungehört verklungen und fand lebendigen Nachhall, als achtzehn Jahre später ein neuer frischer nationaler Hauch durch Deutschland zog.

Weniger gewaltthätige Folgen, als in Nord- und Mitteldeutschland, zog die Revolution in den süddeutschen konstitutionellen Staaten nach sich, weil hier das Sicherheitsventil mäßiger Theilnahme an der Regierungsgewalt bereits stand.

Vorübergehend hatte freilich der Großherzog Ludwig von Baden sich Metternichs Einflüssen unterworfen, aber gerade vor dem Ausbruch der Julirevolution war durch den ersten Großherzog aus der hochberner Linie eine völlige Wandlung vor sich gegangen und die neue Kammer, welche unter der Leitung von Mollath, Weller, Zschern u. A. im Jahre 1831 ihre Thätigkeit begann, galt als eine liberale Musterinstitution. In Württemberg war die Kammer schon vor der Revolution auseinander gegangen und kam erst einige Jahre später wieder zusammen. In Baiern ließ sich König Ludwig freilich durch Unruhen, denen keine politische Ursache zu Grunde lag, zu einigen Gegenmaßnahmen verleiten, wie zur Schließung der Universität München und zur Wiedereinführung der Censur; allein, bald der erwachenden Unzufriedenheit nachgebend, betrieb er ein anders gesinntes Ministerium, hob die Censur auf und gab ein Preßgesetz, welches den liberalen Forderungen erhebliche Zugeständnisse machte.

Man möchte sich vielleicht wundern, daß Oesterreich und Preußen, welche Mächte doch beide allem revolutionären Treiben aufs äußerste abhold waren, nichts zur Unterdrückung der Aufstände in Deutschland thaten. Was Oesterreich betraf, so hatte allerdings Metternich es am liebsten gesehen, wenn die Mächte der heiligen Allianz nicht allein in Deutschland, sondern allenthalben, vornehmlich in Frankreich selbst an die militärische Verwaltung der Revolution gegangen wären. Aber die heilige Allianz hatte sich, wenigstens soweit das Verhältniß Rußlands zu Oesterreich in Frage kam, erheblich gelockert, und Oesterreich

mit seiner verwahrlosten Armee und seiner bedrängten Finanzlage war am wenigsten befähigt zu kriegerischem Auftreten. Mithin mußte Metternich die liberalen Umgestaltungen zuschauen und sich darauf beschränken einzelne Regierungen zu erklären, daß ihre Zugeständnisse an den revolutionären Bewegungen keinen Beifall nicht hätten. Als dann der österreichische Bundestag am 18. September 1830 den Bund zu der Erklärung veranlaßte, welche, daß einer Bundesregierung durch eine Revolte oder durch notorischen Zwang gebrungenen KonzeSSIONen sollen als null und nichtig gelten“ und eine später militärische Maßregeln zur Unterdrückung der Unruhen befehlen, zeigten die süddeutschen Regierungen keine Geneigtheit sich nach dem durch das Rezept reiten zu lassen. Besonders König Ludwig remonstrirte lebhaft dagegen, daß der Bundestag sich eine souveräne Autorität anmaße und Maßregeln ordne, die weder politisch noch militärisch, noch rechtlich begründet seien.

Eine ganz eigene Stellung nahm Preußen gegenüber den Bewegungen Metternichs an. Erstarrt durch seine friedlichen Errungenschaften im Jahre 1815, Errungenschaften, denen Oesterreich beharrlich entgegenge wirkt hatte, jetzt abgeneigt, jetzt noch sich ohne weiteres von Metternich in's Schicksal ziehen zu lassen, schien vielmehr weitere moralische Eroberungen in Deutschland machen zu wollen. Statt den österreichischen Vorschlägen vom 18. September zuzustimmen, machte der preussische Bundestagsgesandte darauf aufmerksam, daß die französische Revolution keinen so bedeutamen Einfluß auf die deutschen Staaten hätte ausüben können, „wenn alle Regierungen den Bundespflichten an deren Erfüllung die Unterthanen weientlich interessirt seien, an deren nachgekommen wären.“ Nicht unendlich wurden die Regenten getrocknet, die Regierungsweise moralischen Anstoß erregte, und man bezeichnete es bereits als sehr bedenklich, alle Versprechungen, die von einem Souverän der Bewegung gegenüber gemacht seien, von Bundes wegen einfach für null und nichtig zu erklären. Metternich mußte sich begnügen, daß der Bund am 21. Oktober beschloß, die Regierungen sollten einander bei etwaigen Unruhen gegenseitigen Beistand leisten, begründeten Klagen ihrer Unterthanen gerecht zu werden, aber auch unbegründeten Beschwerden fest entgegen treten.

Der Punkt, an welchem die preussische Regierung den Forderungen ihren Einfluß in Deutschland zu mehren, war die Bundeskriegsverfassung. Sie war die schwächste Stelle in der Organisation des Bundes, und da seit der Julirevolution mehrmals ein europäischer Krieg in Aussicht stand, war aber ein Kampf gegen Frankreich, schien es durchaus angemessen, jetzt an Reform der Bundeskriegsverfassung zu dringen. Es lag nahe sich in einer Weise, wie es beim Zollverein geschehen war, über eine große militärische Verbindung zu verständigen, innerhalb deren Preußen auf eine oder die andere Weise die Führung übernommen haben würde. Der Antrag von Preußen am 10. November 1830 dem Minister Grafen Bernstorff die folgenden Fragen vor: „Durch welche Mittel ist die Ruhe im Innern Deutschlands hauptsächlich sicher zu stellen, insbesondere aber, auf welche Art und Weise“

Preußen seine Stellung und seinen Einfluß in Deutschland für die Erreichung dieses Zweckes und zur Abwendung übler Folgen der stattfindenden Aufregung und Störung der bestehenden Verhältnisse in den deutschen Nachbarstaaten zu knüpfen haben?"

An der Zeitschrift, mit der Bernstorff am 29. Januar 1831 die Anfrage des Königs beantwortete, heißt es unter anderm: „Man kann sich bei Betrachtungen, wie die vorstehenden sind (in sieben Punkten ist vorher dargestellt, was Preußen zur Vertheidigung Deutschlands nach außen und zur Erhaltung der inneren Ruhe thun könne —), nicht leicht des Wunsches erwehren, daß Deutschland durch ein festes Band, als ihm die jetzige Bundesverfassung gewährt, zusammengehalten und Preußen dadurch in den Stand gesetzt werden möchte, seinen oben geschilderten wohlthätigen Einfluß noch stärker und umfassender auszuüben, als es unter den jetzigen Umständen vermag.“

Die preussische Regierung suchte nun durch Gesandtschaften an die verschiedenen süddeutschen Höfe ihren Ideen Eingang zu verschaffen und fand allenthalben das bereitwilligste Entgegnetommen. Man einigte sich namentlich über die Nothwendigkeit einer eventuellen Dreitheilung der Bundesarmee, während von der Anstellung eines gemeinsamen Bundesfeldherrn, — die Würde desselben betrachtete natürlich Oesterreich als Prærogative, die einem Erzherzoge gebühre — überhaupt abzusehen sei. Ueberall herrschte die größte Ungeduld, daß Preußen die weiteren Schritte beschleunige: man sprach bereits „von der glücklich eingeleiteten Erneuerung des Fürstenbundes Friedrichs des Großen, in welcher der Norden und Süden Deutschlands zu einer von gleicher politischer Bildung durchdrungenen einzigen Masse zusammenschmelzen werde.“

Obwol Friedrich Wilhelm III. dem Wiener Hofe gegenüber aus seinen Absichten kein Geheimniß machte, war man dort von solchen Projekten, die den österreichischen Einfluß in Deutschland bedrohten, wenig erbaut und sehr froh. Als die Gefahr eines Krieges mit Frankreich im Laufe des Jahres 1831 mehr und mehr schwand und damit die Reform der Bundeskriegsverfassung aufhörte, wurde die brennende Frage zu sein. Auch näherte sich die preussische Regierung aus allgemeinen politischen Rücksichten wieder der österreichischen, gemeinsam beriefen die Militärbefehlshaber der anderen deutschen Staaten nach Berlin und stellten dort die Prinzipien eines eventuellen Bundesfeldzugsplans (gegen Frankreich) auf.

Im wesentlichen wurden die von Oesterreich behaupteten preussisch-süddeutschen Ideen — Dreitheilung der Armee ohne gemeinsamen Bundesoberfeldherrn — angenommen.

Nach diesem kurzen Anlaufe, auf die deutschen Verhältnisse entscheidenden Einfluß auszuüben, gab sich das preussische Cabinet, in welches eben Ancillon, Oesterreichs unbedingter Bewunderer, eingetreten war, wieder zum Schleißen. Der österreichischen Politik her. Indem es sich dem System völligen Stillstandes anichloß, zahlte es gewissermaßen sein Neugeld für den vielleicht zu früh und zögernd gemachten Versuch, die Methode der Einigung, die sich auf dem diplomatischen Gebiet so trefflich bewährt hatte, auch auf das militärische politische zu übertragen. So blieb die Kluft zwischen dem preussischen

Staate und dem übrigen Deutschland unausgefüllt; verstieg sich doch ein Patriot, wie der obengenannte Uwe Lornsen in seinem Hass gegen das Preußenthum zu der Aeußerung, „nur das wiedergeborene Preußen könne sich das übrige Deutschland aneignen; in seiner jetzigen Gestalt werde es von den Deutschen heftiger zurückgestoßen werden als die Franzosen.“ Nur wenige verschloßen sich auch jetzt der Einsicht nicht, daß in dem allgemein geschmähten Preußen dennoch das Heil Deutschlands liege.

Mit männlichem Freimuth veründete im Jahre 1831 der süddeutsche Publist Paul Pfizer in Tübingen, die Einigung Deutschlands könne mit Ausschluß Oestreichs nur durch Preußen erfolgen. Dies müsse in Berlin einen neuen Bundestag zusammen-treten lassen, der aus den Abgeordneten der Ständeversammlungen der Einzelstaaten zu bilden sei: der König von Preußen sei neben diesem als Vertreter aller deutschen Fürsten zu betrachten.

Vielen Anklang fand er bei seinen Landsleuten nicht mit den begeisterten Strophen, in denen er den Adler Friedrichs des Großen mahnte, „die Verlassenen, Heimathlosen unter goldner Schwinge zu bergen.“ Sein König strafte den vortwühigen Patrioten mit Entlassung aus dem Staatsdienst: warum sollte er nicht selbst oder der König von Baiern oder der neue Großherzog Leopold von Baden, jedenfalls ein „echt deutscher“ Fürst, sich zum Beherrscher des deutschen Reiches emporzuschwingen?

#### 9. Nachwirkungen der Julirevolution. Das Hambacher Fest (27. Mai 1832) und seine Folgen.

So lange die allgemeine europäische Kriegsgefahr dauerte, hatte Metternich wohl oder übel dem liberalen Treiben in Deutschland zusehen müssen; auch Rußland, dessen Beherrscher Nikolaus die Rolle seines Vorgängers forspielt, hatte selbst mit dem Aufstande der Polen zu viel zu thun, als daß es seine schirmende Hand über Deutschland hätte ausstrecken können. Aber nach dem Falle Warschaws forderte es die deutschen Regierungen zur Unterdrückung der um sich greifenden Demagogie auf, mit mehr Recht, als dies zur Zeit des Mainzer Kongresses geschehen war. Die Pressfreiheit, die namentlich in Baiern, Württemberg und Baden gewährt war, erwies sich leider als ein Danaergeißel. Jetzt wurden wirklich mit rücksichtsloser Offenheit demokratisch-kosmopolitische Ansichten verkündet und mit Begeisterung aufgenommen. Ein demokratisches deutsches Reich mit Anlehnung an Frankreich war das Ideal, welches die neuen Volksbeglucker, besonders die Pfälzer Wirth und Siebenpfeiffer, anpriesen. Zwar stimmten die Häupter des Liberalismus, wie er in den süddeutschen Kammern vertreten war, mit diesen radikalen Schreibern wenig überein und trennten sich schließlich gänzlich von ihnen: aber, da die Menge der Urtheilslosen sich für radikale Ansichten am leichtesten gewinnen läßt, gelang es jener demokratischen Partei, Vorgänge herbeizuführen, deren Folgen alle Freisinnigen mit gleicher Schwere trafen.



Nachdem eines jener Brandblätter, Wirths „deutsche Zeitunc“, vom Bunde verboten, der Herausgeber aber, welcher seine Zeitung trotzdem weiter erscheinen ließ, am 14. April 1832 vom Appellationsgericht in Zweibrücken freigesprochen war, lud Siebenpfeiffer die Männer und Jünglinge, die Frauen und Jungfrauen Deutschlands ein, auf dem Hambacher Schloße bei Rensselt an der Saar am 27. Mai 1832 den „Mai der Deutschen“ zu feiern. Die bairische Regierung hatte nicht die Festigkeit, die Versammlung zu verbieten, und so kam es denn am 27. und 28. Mai unter Theilnahme von vielen Tausenden — auch Polen und Franzosen fehlten nicht — zu dem unheilvollen Hambacher Fest, d. h. zur unverhüllten Proklamirung weltbürgerlicher und demokratischer Grundzüge.

Sowol die Lieder, welche gesungen wurden, als auch die Adressen, die zur Berlesung kamen, waren von aufrührerischem Inhalt. Das stärkste wurde aber in den Toastreden geleistet. „Vaterland, Völkerverbund, Volkshoheit hoch!“ toastete Siebenpfeiffer; Wirth sich „die vereinigten Freistaaten Deutschlands“ leben; der beste Fürst von Gottes Gnaden wurde für einen gebornen Hochverräther an der menschlichen Gesellschaft erklärt. Wirth rief einen „ewigen Fluch“ über alle Märdern aus. Zwar fehlte es nicht an solchen, die vor jeder Revolution warnen, aber die Heißsporne erklärten jede Verzögerung des Kampfes für feigen Verrath an der Vernunft, der Tugend, der Menschheit.

Das Fest hatte keinen unmittelbaren Erfolg, da der erwählte Vertrauensmann nicht den Muth besaß, sich als provisorische Regierung zu konstituiren; aber es fand an vielen Orten Nachahmung und die Vorgänge, welche diese Feier begleiteten, mußten den Unwillen der ohnehin argwöhnischen Regierungen reizen. Da war es denn kein Wunder, wenn sogleich die Vergeltung hereinbrach. Die bairische Regierung schritt nachträglich gegen die Veranstalter und Redner des Hambacher Festes ein, dann trat auch der Bundestag von neuem in Aktion. Er war im Jahre 1828 schon der Gefahr ausgesetzt gewesen, zu ersterben, indem Metternich den Antrag stellte, ihn auf unbestimmte Zeit zu vertagen; jetzt gewann er neue Lebenskraft und frischen Lebensmuth. Noch während das Hambacher Fest gefeiert wurde, am 30. Mai 1832, hatte er beschlossen, die Regierungen, welche auf die Bahn der Reaktion nicht einklinken wollten, zu größerer Strenge anzuspornen. Die weiteren Beschlüsse vom Juni und Juli richteten sich theils gegen die Ständeversammlungen, theils gegen die Veranstaltung politischer Feste und das äußerliche Bekunden revolutionärer Meinungen im Tragen von Märdern, Kofarden 2c. Die Vorschriften über die Überwachung der Universitäten und die Zügelung der Presse wurden erneuert und verschärft. Baden wurde gezwungen, trotz allen Widerstrebens sein liberales Freigesetz zu ändern, Welsch und Rottel versetzte man in den Ruhestand. Ludwig von Baiern machte weniger Schwierigkeiten, als der Großherzog von Baden; er schien seinen früheren Ansichten gänzlich untreu geworden zu sein. Die übrigen Regierungen ließen sich leicht bestimmen, die vom Bunde befohlenen Maßregeln durchzuführen: wo sich die Kammern widersetzten, wurden sie aufgelöst. In Folge dieser Reaktion trennten sich die gemäßigten Freisinnigen, welche schon bei dem Hambacher Fest nicht mitgewirkt hatten, vollends von den Radikalen: sie suchten nun in geheimen Verbindungen sich der Erreichung ihres revolutionären Zieles zu nähern, bearbeiteten die Märdern durch Flugblätter und gaben ihnen leider auch großen Anhang bei einem Theile der Jurisprudenz. Man

rechnete, sehr mit Unrecht, auf Anschluß des süddeutschen Militärs, mehr noch polnischen, schweizerischen und französischen Verband in Aussicht und einen formlichen Feldzugsplan. Man hoffte, daß die Ueberrumpelung der Hauptstadt Frankfurt das Signal zu einer allgemeinen Erhebung Süd und Ost Deutschlands sein werde.

1833 Gleich der militärische Verwalter dieser politischen Forderungen, der württembergische Oberlieutenant Koseritz, mit seinen Vorbereitungen noch nicht fertig war, drückten die Verschworenen, an ihrer Spitze Dr. von Hauchensalat, der sich früher bei den Göttinger Unruhen hervorgethan hatte, am 3. April 1848 in Straßburg einen Aufruf aus. Der Bürgermeister von Frankfurt hatte Kenntniß von dem Anschläge, trotz der Gegenmaßregeln der „Bursch“ kam Weitzmann zu gelegen, als daß man die Unruhen nicht ruhig hätte gewähren lassen sollen, um die Gemeingefährlichkeit der Verschwörer offenkundig nachthun zu können. So bemächtigten sich die Aufständischen der preussischen Hauptwache und der Konstablerwache, aber vergebens war ihr Sturmloos, sie zählte sich zu ihrem Verband: herbeizuerufenes Militär nahm die Wache wieder ein paar Duzend Empörer gefangen; die Mädelstürmer hatten sich noch nicht gezeigt.

Diese tragische Fosse hatte die ernstesten Folgen. Obwohl die Verschwörer diesmal von selbst einen ziemlichen Eifer entwickelten, wurde auf Anordnung des Königs eine neue Centralbehörde eingerichtet, ähnlich der Wiener. Die Verurtheilung der Schuldigen erfolgte durch die ordentlichen Gerichte der Einzelstaaten, die zu diesem Zwecke mit der Centralbehörde in Verbindung traten. Auch wurde der Fremdenverkehr einer genauen Beaufsichtigung unterworfen und strenge Paßvorschriften eingeführt. Nicht alle Regierungen waren der Centralbehörde gleich williges Entgegenkommen und gleichmässige Strafen der Verurtheilung der Schuldigen.

Durch besondere Härte zeichnete sich Preußen aus, wo das Kammergericht am 1. hundertundvier Verurtheilten neununddreißig zur Todesstrafe verurtheilte. Auch diese freilich auch vom Könige in lebenslängliche oder dreißigjährige Festungshaft verwandelt und in vielen Fällen langjährige Festungshaft durch mehrmonatliche Gefängnisstrafe ersetzt, so standen die Strafen dennoch weit in keinem Verhältnisse zu den Verbrechen. Wie behandelte bei den meisten lediglich darin, daß sie das Schwergewicht der Strafe auf die Verurtheilten getragen hatten. Wol hat zuweilen das Wohlwollen der Kaiserin beirrat den Verurtheilten ihr Loos erleichtert, und noch jetzt denkt mancher an die und kühnere Landpfarrer in Thüringen an die verurtheilten Tage. Aber er erinnert sich auch an das Entsetzen, mit welchem der Kaiser am 1. eines Tages in Berlin seine Verurtheilung zu zehnjähriger Festungshaft erließ, die Lebensjahre, wo er für sein öffentliches Amt wählbar war, ein geordnetes Leben magage. Und aus Fritz Reuters „Lebensbild“ ist wohl bekannt, daß zu weilen die Verfolgungsbucht der Verurtheilten zuweilen streifte.

Wenn hatte Weitzmann die Centralbehörde zu einer Wand von Strafen richtung gemacht, aber dies gelang ihm nicht: am 25. August 1848 wurde die Verurtheilung beschlossen. Viele Schuldige hatten sich der Strafe durch Flucht ins Ausland zu entziehen gewußt; auch vermochten alle politischen Verurtheilten das Uebel nicht mit der Wurzel auszuwurzeln: man bestrafte nur die Strafen.



deselben, nicht das Uebel selbst. Im geheimen wucherte es fort, bis es dann plötzlich in irgend einem ausregenden Liebe sich äußerlich kundgab. Eine Reihe nicht unbegabter Dichter gab in dem nächsten Jahrzehnt demokratischen und revolutionären Tendenzen in den Augen auch der Gebildeteren eine Art poetischer Weihe und bereitete das junge Geschlecht auf Stürme vor, die nicht ausgeblieben sind.

#### 10. Die Wiener Konferenzen (1814). Der Verfassungsbruch in Hannover (1837).

Da sich, besonders in der Schweiz, aus politischen Flüchtlingen aller Nationen, namentlich der Polen und Italiener ein demokratisch revolutionärer Bruderbund bildete, der seine Agitation auch auf Deutschland erstreckte und durch seine Brandschriften weitere Gesinnungsgegnossen zu werben bemüht war, so beschloßen die Monarchen des europäischen Festlandes, womöglich unter Hinzuziehung Frankreichs, diesem Treiben ein Ende zu machen. Nach einer vorläufigen Besprechung der Minister zu Teflis und einer Zusammenkunft der Kaiser von Rußland und Oesterreich mit dem preussischen Kronprinzen zu Münchengraß September 1833, versammelten sich die Minister der deutschen Pöse im Januar 1834 in Wien und stellten die Maßregeln fest, durch welche künftig die Ständevereinigungen beschränkt und die Einwirkung des Bundes vermehrt werden sollten.

Namentlich verkürzte man den Ständen das Steuerbewilligungsrecht. Bei Streitigkeiten zwischen ihnen und den Regierungen sollte die Entscheidung einem Schiedsgerichte zufallen, bei dessen Zusammenlegung Metternich dafür gesorgt hatte, daß hier nie regierungsfeindliche Schiedsmänner Platz finden konnten. Nur ein Theil der Beschlüsse wurde bekannt gemacht, der andere nach zehn Jahren gegen den Willen der Regierungen veröffentlicht.

Diese Beschlüsse hatten denn auch wenigstens das Gute, für einige Jahre die zählenden Elemente in Ruhe zu erhalten, zumal Oesterreich und Preußen in der Hauptsache einig waren. Denn in Preußen lenkte noch immer Ancillon das Steuer des Staates, und in Oesterreich behielt Metternich auch nach dem Tode des Kaisers Franz (1835) die oberste Gewalt in seiner Hand, ja er bekam unter Ferdinand noch unumschränktere Macht als er unter dessen Vorgänger hießen. Das entging freilich Metternich nicht, daß trotz aller Nähe sein System absoluter Ablehnung auch berechtigter Forderungen der neuen Zeit sich nicht erhalten wurde, aber er war zufrieden, mit allen möglichen diplomatischen Künsten die Lebenskraft dieses Systems zu stärken oder doch aufzufrischen.

Einen harten Stoß erhielt aber Metternichs Politik im Jahre 1837 durch den Verfassungswirren in Hannover.

Nach dem Tode Wilhelms IV. ging die englische Krone auf dessen Nichte Victoria über, während sein Bruder, Ernst August, Herzog von Cambridge, auf den hannoverschen Thron berufen ward. Seine Vergangenheit erregte bei allen Wohlgehumten

schwere Besorgnisse, aber die schlimmsten Befürchtungen wurden übertrieben durch das, was wirklich geschah. Am 6. Juli 1837 erklärte der König, er erkenne die Landesverfassung nicht an und werde den Ständen, die bereits vertagt waren, seiner Zeit seine Entschlüsse mittheilen. Ueber die Gründe dieses Verfahrens war niemand im unklaren; die Verfassung von 1833 machte die Domänen zu Staatsgut und wies den König auf seine Willkür an; Graf Knapst aber strebte nach dem Besitz der Domänen, um seine enormen Schulden zu bezahlen. Nach „gewissenhafter“ Prüfung hob der König die Verfassung am 1. November auf, rathend als Staatsdiener das auf das Staatsgrundgesetz geleisteten Eides und verfuhr die Einberufung der Stände von 1819: mit einer Steuerermäßigung von 100,000 Thalern sollte das um seine unbefristeten Rechte betrogene Volk abgesperrt werden. Obwohl dieser Willkürakt allgemeine Entrüstung erregte, besaßen die wenigsten den Muth zum Widerstande. Mit vertheiltem Grimm ergab man sich resignirt in sein Schicksal. „Ich unterschreibe alles: Hände sind mir ja doch!“ äußerte ein höherer Beamter. Nur sieben Göttinger Professoren, hervorragende Männer der Wissenschaft: Dahlmann, Wiberich, Jakob und Wilhelm Grimm, Gerblund, Ewald und Weber, erhoben am 18. November bei dem Rektorat der Universität förmlich Protest und erklärten, „um nicht als Räuber zu erscheinen, die mit Eiden ein leichtfertiges Spiel treiben“, sie hielten sich dauernd an ihren Verfassungseid gebunden. Dieser Muth bewirkte nicht allein den Hohn des Königs sondern auch Beifall, die ihn nicht besaßen; so einige Kollegen der Räuber hatten die Schwäche, dem Könige bei einer Audienz Erklärungen zu geben, welche so hartgeprüft werden konnten, als habe jener Schritt selbst unter den Bedingungen der Protestirenden entschiedene Billigung. Aber das hatte nur zur Folge, daß nun noch weitere sechs Professoren, unter ihnen der ausgezeichnete Philologe Otfried Müller, sich den Protestirenden angeschlossen. Indes griff der König energisch durch: Dahlmann, Gerblund und Jakob Grimm mußten das Land verlassen, weil sie Abschriften ihres Protestes verbreitet hatten.

Den Vertriebenen kamen die Sympathien der weitesten Kreise entgegen: es bildeten sich Vereine, welche diese Märtyrer politischen Mannesmuthes vor Entbehrungen schützten. Zahllose Adressen aus allen deutschen Gauen sprachen ihnen ihre Anerkennung aus.

Die Erlanger Adresse gab Veranlassung zu dem gefügigsten Wort vom „beschränkten Unterthanenverstand.“ Jakob von Meien, der erste Unterzeichner, theilte sie nämlich abschriftlich dem preussischen Minister von Rochow mit, welcher sie aber mit der unwilligen Bemerkung parolirte, „dem Unterthanen gezieme nicht, an die Handlungen des Staatsoberhauptes den Reichthum seiner beschränkten Einsicht zu legen.“

Von den Regenten wagte für den Augenblick nur König Wilhelm von Württemberg, Hoffgefühl für das unverdiente Geschick dieser ausgezeichneten Männer zu beweisen, indem er den Professor Ewald eine Stelle an der Universität Tübingen verlieh. Bald hatte sich auch der Bundestag mit dem hannoverschen Verfassungsbruch zu beschäftigen, denn der Magistrat von Osnabrück, geleitet von dem Bürgermeister Stäube, und die 1839 wieder zusammenberufenen Stände appellirten an die Entscheidung des Bundestages. Nur ganz vorübergehend machte sich hier, gegenüber einem so augenscheinlichen Willkürakt, eine den Protestirenden günstige Stimmung geltend; die Eingabe der Osnabrücker wurde gleich am 6. September 1839 abgewiesen, weil die Unterzeichner zur Beschwerdebefähigung nicht berechtigt seien. Ueber die Beschwerdebefähigung der Stände hatte der Bund allerdings zuerst die hannoversche Regierung zur Berichterstattung aufgefordert, entschied aber im folgenden Jahre mit Majorität, „es sei kein Veranlassung zur Einmischung in die inneren Angelegenheiten Hannovers vorhanden.“ Er war denn äußerlich der König Sieger geblieben, — die Regierung setzte im Jahre 1840 in den Ständen ein neues Staatsgrundgesetz durch, welches die Domänen der Krone wieder zurückgab und den größten Theil aller unbequemen Bestimmungen in der Verfassung von 1833 beseitigte.

# 11. Der Kampf mit der Römischen Kirche in Preußen bis zum Tode Friedrich Wilhelms III.

Während in Hannover der Streit um die Verfassung entbrannte, hatte Preußen einem Kampfe von ungleich größerer Bedeutung durchzufechten; der preussische Staat, zu allen Zeiten ein Muster und Vorbild der Toleranz gegen alle Konfessionen, war mit der römischen Kirche auf das härteste aneinander gerathen. Wahrlich ohne die Schuld des Königs und auch ohne die Schuld eines großen Theils der katholischen Geistlichkeit. Denn Friedrich Wilhelm befriedigte die Anforderungen der römischen Kirchengemeinschaft in ausgiebigster Weise, und der Geist der katholischen Priesterchaft war zu der Zeit, als Deutschland vom Joch der Fremdherrschaft befreit wurde, ein vortrefflicher, friedfertig und geneigt zu wissenschaftlicher Forschung, wie sie auf protestantischer Seite längst betrieben wurde. Schwere Kämpfe waren dem Vaterlande erspart worden, wenn diese Besinnungen die allgemein herrschenden geworden wären: und wenn sich gar das Ideal einiger hochgesinnter katholischer Kirchenmänner, die Gründung einer deutschen Nationalkirche, hätte verwirklichen lassen, so wäre man wenigstens in Deutschland aus den unheilvollen Umschlingungen der römischen Kurie endlich befreit worden. Aber leider war das durch den Bundestag geeinigte Deutschland nur ein geographischer Begriff, und den einzelnen Staaten mußte es überlassen bleiben, sich mit den Forderungen des Papstthums abzufinden, das sich von den Niederlagen der napoleonischen Zeit gar bald erhobte und der modernen Welt seine zähe Lebenskraft aufs deutlichste bekundete.

Nachdem man in Rom eingesehen hatte, daß an eine Wiederherstellung der geistlichen Staaten, die im Jahre 1803 beseitigt waren, nicht zu denken sei, verhandelte der Papst mit den einzelnen Staaten über die zukünftige Organisation der katholischen Kirche in diesen Gebieten. Baiern schloß bereits im Jahre 1817 ein der römischen Kirche äußerst günstiges Konkordat, welches der Staatsgewalt jeden Einfluß auf die Geistlichkeit und die Bischöfe entzog; diese standen vielmehr in unmittelbarem Verkehr mit Rom. Der Papst lehnte dem König dadurch, daß er den Geistlichen den Eid auf die bairische Verfassung verbot; dieser lehnte sich zwar dagegen auf, gab aber schließlich nach und ließ sich zu der „Erklärung von Tegernsee“ herbei, wonach der Eid auf die Verfassung zu nichts verpflichtete, was der katholischen Kirchenordnung zuwider sei. Preußen und andere deutsche Staaten vereinbarten auf Grund der sogenannten „Circumscriptionen“ Zahl, Umfang und Totation der in ihren Staaten zu gründenden Bisthümer, resp. Erzbisthümer, indem sie zugleich ihre Hoheitsrechte wahrten. Abgesehen von Oesterreich und Baiern erhielt Deutschland zunächst Erzbisthümer und Bisthümer, nämlich Preußen das Erzbisthum Köln mit Trier, Münster und Paderborn, die Bisthümer Breslau und Ermeland, das Erzbisthum Posen-Gnesen und Kulm. Auf Hannover entfielen Halberstadt und Lüneburg, auf die sächsische Kirchenprovinz fünf Bisthümer einschließlich des Erzbisthums Meissen. Die Wahl der Bischöfe blieb den Domkapiteln unter der Bedingung, daß sie keine dem Landesherren nachtheiligen Persönlichkeiten wählten.

Unter den katholischen Theologen von streng wissenschaftlicher Richtung nimmt den ersten Platz Professor Hermes in Bonn ein, der den Versuch machte, die Wahrheit der Glaubenslehren philosophisch zu begründen: der größte Theil der rheinischen Geistlichkeit

hielt sich zu ihm, und Bischöfe und Erzbischöfe gehörten zu seinen Anhängern. Die Dogmen, wie das der Transsubstantiation, wurden unter den Augen Friedrich Wilhelms III. angegriffen; viele Priester drangen auf Abschaffung des Ehelocks; der Obererzbischof von Konstanz, der edle Weissenberg, der für die deutsche Nationalkirche eintrat, wurde die Einführung des deutschen Kirchenregimes.

Durch die Neuorganisation der katholischen Kirche in Preußen ausschließlich solche Persönlichkeiten, denen das gute Einverständnis mit der Staatsregierung am Herzen lag, die obersten kirchlichen Würden, und der Verkehr mit Rom wäre möglich gewesen, wenn nicht der Jesuitenorden, von dem Friedrich Wilhelm III. wieder hergestellt, seine frühere unheilvolle Thätigkeit erneuert hätte. Friedrich Wilhelm III. sah er in Deutschland, selbst in Oesterreich, bis zum Jahre 1836 kein Mittel und Wege, einflussreiche Verbindungen anzuknüpfen. Nun begann ein geistliches Hegen und Wutken: die preussischen Bischöfe wurden als laue, unzuverlässige Söhne der römischen Mutter betrachtet, so daß sich der Erzbischof von Köln einmal veranlaßt sah, bei dem preussischen Gesandten in Rom über solche Verleumdungen Beschwerde zu führen. In Preußen fehlte es in Rheinpreußen nicht an solchen, denen die römische Kirche als Feind und Schuld gegen das verhaßte protestantische Preußen erschien. Es war ein muthiges der romantische Zug, welcher einen großen Theil der damaligen Zeit beherrschte und zu zahlreichen Uebertritten führte, die römische Kirche, die in ihr gesteckten Grenzen hinauszugreifen und fast an die Höhe der Zeit zu rühren.

In den Rheinlanden war der Vorläufer des streitbaren Katholiken Friedrich Wilhelm III. Görres. Das Hauptquartier der katholischen Preußenfeinde war Düsseldorf, wo u. A. auch der Abbe von Schlegel lebte.

Sobald aber die Kurie sich Eingriffe in die Souveränität der Staaten erlaubte, mußte sie an einer Persönlichkeit, wie Friedrich Wilhelm III. scheitern. Wohl stattete er die Bisthümer reichlich aus, stammte von 1807 bis 1825 die Einnahmen der Geistlichkeit, gründete viele neue katholische Schulen, verausgabte große Summen für den Bau des Kölner Doms, war aber neutral gegenüber den Reformbestrebungen innerhalb der römischen Kirche. In der Erziehung und Heranbildung der Geistlichen behielt er dem Staat die Anstellung und Absetzung von Priestern erfolgte nur unter der Zustimmung der Regierung: was im Staat als Gesetz galt, sollte als solches auch von der katholischen Kirche respektiert werden. So verlangte der König Wilhelm III. durch eine Kabinettsordre vom 17. August 1825 für den westlichen Theil der Monarchie die für den östlichen Theil bereits seit 1803 gültige Bestimmung einfuhrte, daß bei gemischten Ehen die konfessionelle Erziehung der Kinder von dem Vater abhängig gemacht wurde.

Die Kabinettsordre wurde dadurch nothwendig, daß in den neu erworbenen Rheinlanden vielfach höhere Beamte und Offiziere Ehen mit dort ansässigen Katholikinnen schloßen und die Geistlichen die Anerkennung solcher Ehen verweigerten, was vorher das Versprechen abgegeben wurde, die Kinder im katholischen Glauben zu erziehen.



Nun wäre zwar der katholischen Kirche durch die Befolgung der Kabinettsordre ein großer Abbruch nicht gechehen, aber die Geistlichen befanden sich doch in schwieriger Lage. Pius VII. hatte noch 1817 die gemischten Ehen nur für zulässig erklärt, wenn das erwähnte Gelöbniß geleistet wurde: dies Breve war von Leo XII. ausdrücklich bestätigt worden. Das Auskunfts-mittel der sogenannten „passiven Missions“ galt nur für Tüsch-Kleve-Berg; mithin handelten die katholischen Geistlichen im Rheinlande ganz sachgemäß, wenn sie ihrerseits beim Abszug solcher Ehen nicht mitwirken wollten. Auch kann ihnen kaum das Recht bestritten werden, den Geläubnisheirn, welchen der die Trauung vollziehende evangelische Geistliche fordern mußte, und die Absolution im Reichstuhl zu verweigern, wenn schon die Praxis bisher eine mildere gewesen war.

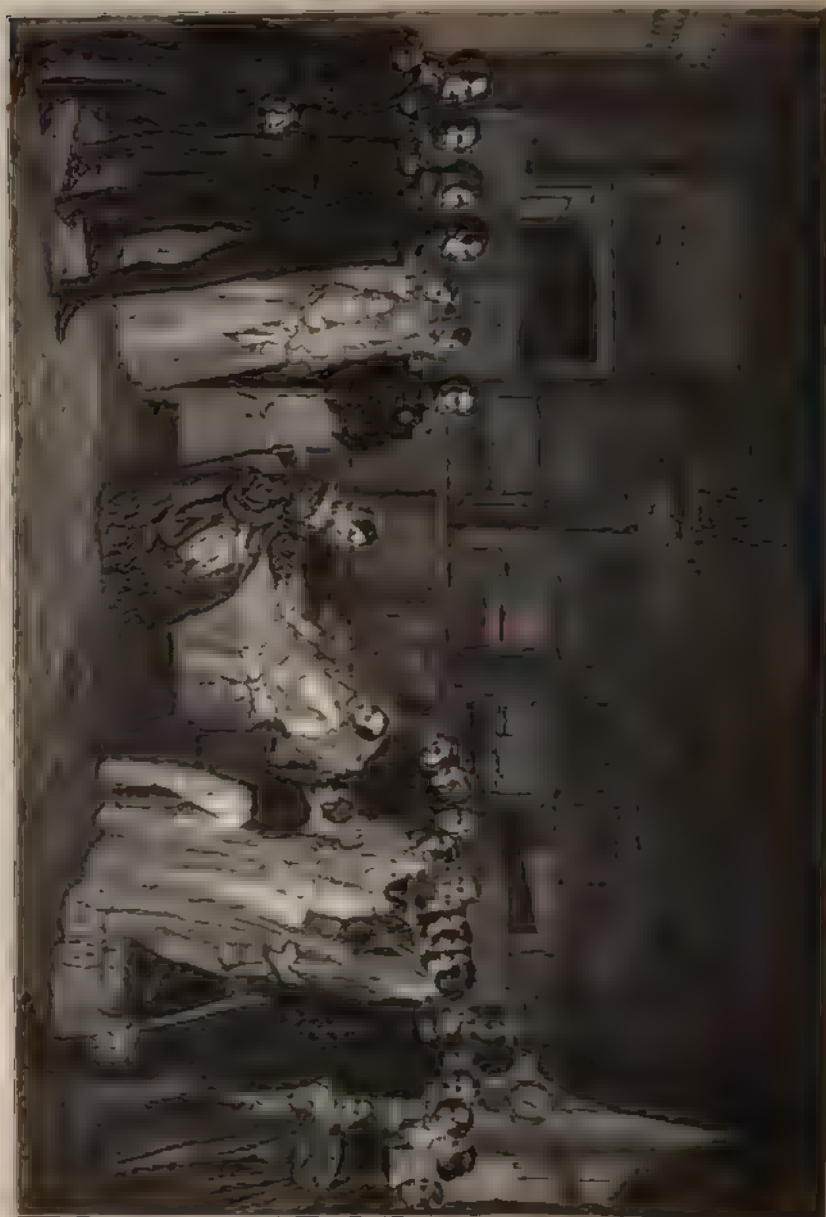
Die passive Missions bestand darin, daß die Brautleute, welche jenes Versprechen nicht geben wollten, vor dem katholischen Geistlichen und zwei Zeugen ihre Absicht, sich zu verheirathen, erklärten. Der Segen der Kirche wurde in diesem Falle nicht erteilt.

Die Regierung verlangte Abhilfe bei den Bischöfen, allein diese konnten die Geistlichen nicht zwingen, ihren Standpunkt zu ändern, und so sah man sich zu Verhandlungen mit Rom genöthigt. Die Antwort, welche ein päpstliches Breve vom 23. März 1830 auf die Eingabe der Bischöfe erteilte, schüttelte die passive Missions unbedingte, verbot aber in milder Form die kirchliche Einsegnung jeder Mischehe, wenn das Gelöbniß der katholischen Erziehung nicht geleistet wurde. Dies wäre gegen früher ein Rückschritt gewesen, daher wurde der preussische Gesandte angewiesen, eine ganz andere Fassung zu erzielen. Dies gelang aber nicht, vielmehr nahm der neue Papst Gregor XVI. in dieser Angelegenheit eine der preussischen Regierung entschieden feindselige Stellung ein. Daher ließ der König durch den Herrn von Pansen mit den Bischöfen direkt verhandeln und dieser Diplomat führte am 19. Juni 1831 eine Verständigung 1831 mit dem Erzbischof von Köln, den Bischöfen von Trier, Münster und Paderborn herbei. Dieselben wiesen durch einen Hirtenbrief die Pfarrer an, die passive Missions niemals zu verweigern, die kirchliche Einsegnung aber nur dann, wenn der Pfarrer bestimmt wisse, daß die zu erwartenden Kinder im protestantischen Bekenntnisse erzogen werden würden. Ueber dies Entgegenkommen war die Regierung so erfreut, daß sie die Aufhebung der in den Rheinlanden bestehenden Civilehe versprach.

Aber der auf diese Weise hergestellte Friede dauerte nur so lange, als die versöhnlichen Elemente aus der älteren Generation lebten; als an die Stelle des trefflichen Erzbischofs Spiegel von Köln und des milden Trierer Bischofs von Sommer andere gekante Männer traten, brach der Streit aufs neue hervor und nahm einen weit heftigeren Charakter an. Daran war die Regierung zum Theil selbst schuld. Denn auf die Empfehlung des Kronprinzen befohl sie den wichtigen Kölner Erzstuhl mit einem Starrköpfigen Geistlichen, der bereits früher dem Oberpräsidenten erhebliche Schwierigkeiten bereitet hatte. Zwar gab dieser Priester, Freiherr Clemens August von Droste-Bischoffing, Weihbischof von Münster, vor seiner Erhebung in der Frage der gemischten Ehen eine befriedigende schriftliche Erklärung ab, aber sein Auftreten bewies sofort, daß er dabei in echt jesuitischer Weise seine „*reservation mentale*“ gehabt hatte. Namentlich aber schritt er rachsüchtig gegen die Anhänger des bereits verstorbenen Theologen Fettes ein, der durch ein päpstliches Breve als Irrelehrer verdammt worden war.

In Rom selbst war man über den Mißgriff der preussischen Regierung erstaunt gewesen; der päpstliche Kardinalsekretär Lambroschini äußerte gegen Pansen, der ihm die Thatsache mittheilte, nach genug: „*Ma Ihre Regierung denn toll?*“

Die Verläufe der Regierung, den dreiften Erzbischof zur Beobachtung des Vertrages von 1811 anzuhalten, waren vergeblich: je mehr Droste nun das Einschreiten der Regierung bedachten mußte, desto starrsinniger trat er auf; durch Hirtenbriefe erregte er bei dem Volke, dem er sich als Märtyrer der Kirche darstellte, nicht geringe Erbitterung. Man nahm an, daß der planmäßig geschürte Brand im Jahre 1837, am 23. November, dem Namensstage des



Die Königin

Königin Elisabeth, Kaiserin von Preußen.

Die letzten Augenblicke Friedrich Wilhelms III.

Gemalt von J. Schreyer.



Nun wäre zwar der katholischen Kirche durch die Auflösung der Abteisklöster ein großer Schaden nicht gekommen, aber die Geistlichen befanden sich doch in schwieriger Lage. Pius VII. ließ nach 1817 die gemischten Ehen nur für zulässig erklären, wenn das erwähnte Gelobnis bekräftigt wurde; dies Breve war von Leo XII. ausdrücklich bestätigt worden. Das Auskunftsdiplom der sogenannten „passiven Missions“ galt nur für Rülisch-Kleve-Berg; mit ihm handelten die katholischen Geistlichen im Rheinlande ganz sachgemäß, wenn sie ihrerseits beim Vollzuge solcher Ehen nicht mitwirken wollten. Auch kann ihnen kaum das Recht bestritten werden, den Laubmischern, welchen der die Trauung vollziehende evangelische Geistliche fordern mußte, die Absolution im Beichtstuhl zu verweigern, wenn schon die Praxis bisher eine mildere gewesen war.

Die passive Mission bestand darin, daß die Brautleute, welche jenes Versprechen nicht geben wollten, vor dem katholischen Geistlichen und zwei Zeugen ihre Absicht, sich zu verehelichen, erklärten. Der Segen der Kirche wurde in diesem Falle nicht erteilt.

Die Regierung verlangte Abhilfe bei den Bischöfen, allein diese konnten die Geistlichen nicht zwingen, ihren Standpunkt zu ändern, und so sah man sich zu Verhandlungen mit Rom gezwungen. Die Antwort, welche ein päpstliches Breve vom 25. März 1831 auf die Eingabe der Bischöfe erteilte, gestattete die passive Mission unbedingt, verbiet aber in milder Form die förmliche Einsegnung jeder Mischehe, wenn das Gelobnis der katholischen Erziehung nicht gegeben wurde. Dies wäre gegen früher ein Rückschritt gewesen, daher wurde der preussische Hof abgewiesen, eine gütlichere Fassung zu erzielen. Dies gelang aber nicht, vielmehr kam der neue Papst Gregor XVI. in dieser Angelegenheit eine der preussischen Regierung entgegengesetzte Stellung ein. Daher ließ der König durch den Herrn von Piusen mit den Bischöfen direkt verhandeln und dieser Diplomat führte am 19. Juni 1834 eine Verständigung <sup>1834</sup> mit dem Erzbischof von Köln, den Bischöfen von Trier, Münster und Paderborn herbei. Dieselben wiesen durch einen Hirtenbrief die Pfarren an, die passive Mission niemals zu vollziehen, die förmliche Einsegnung aber nur dann, wenn der Pfarrer bestimmt wisse, daß die erwartenden Kinder im protestantischen Bekenntnisse erzogen werden würden. Ueber dies Gegenkommen war die Regierung so erheitert, daß sie die Aufhebung der in den Rheinlanden bestehenden Ewige versprach.

Aber der auf diese Weise hergestellte Friede dauerte nur so lange, als die verfeindeten Parteien aus der älteren Generation lebten; als an die Stelle des trefflichen Erzbischofs Krieger von Köln und des milden Trierer Bischofs von Hommer andere geistliche Männer kamen, brach der Streit aufs neue hervor und nahm einen weit heftigeren Charakter an. Man war die Regierung zum Theil selbst schuld. Denn auf die Empfehlung des Kronprinzen setzte sie den wichtigen kölnischen Erzsitz mit einem starrköpfigen Geistlichen, der bereits früher als Oberpräsident erhebliche Schwierigkeiten bereitet hatte. Zwar gab dieser Bischof, Anton Clemens August von Droste-Vischer, Bischof von Münster, vor seiner Ernennung in der Frage der gemischten Ehen eine befriedigende schriftliche Erklärung ab, aber im Vertrauen bewies sofort, daß er dabei in echt jesuitischer Weise seine „reservati mentalis“ geübt hatte. Namentlich aber schütt er nachdrücklich gegen die Anhänger des bereits verstorbenen Theologen Hermes ein, der durch ein päpstliches Breve als Ketzer verdammt worden war.

In Rom selbst war man über den Mißthiff der preussischen Regierung erkannt gewesen; päpstliche Kardinalsekretäre Lambruschini äußerte gegen Vanini, der ihm die Thatfache mittheilte, sarkastisch: „Mit Ihrer Regierung denn toll?“

Alle Versuche der Regierung, den dreifachen Erzbischof zur Beobachtung des Vertrages von 1831 anzuhalten, waren vergeblich. Je mehr Droste nun das Einschreiten der Regierung begehrt mußte, desto starrköpfiger trat er auf; durch Hirtenbriefe erregte er bei dem Volke, er sich als Märtyrer der Kirche darstellte, nicht geringe Erbitterung. Man nahm an, daß planmäßig geschürte Brand im Jahre 1837, am 21. November, dem Namendtage des





Dissidenten milberte, so läßt sich dies Verfahren mit jenem nicht vergleichen: es war etwas anderes den religiösen Ueberzeugungen des Einzelnen freien Spielraum zu gewähren und eigenständigen Kirchenfürsten nachzugeben, welche sich dem Willen des Monarchen und den Bedürfnissen des Staates nicht anbequemen wollten.

Von geringerer Bedeutung, aber ein Zeichen der Zeit immerhin, war die vollständige Verständnislosigkeit, mit welcher der Lieblingsplan des Königs aufgenommen wurde, in Jerusalem in Verbindung mit England ein Bisthum zu errichten. Das Projekt, welches mit der großen orientalischen Krisis von 1840 zusammenhing, verdiente an sich wirklich keinen Tadel, aber die zweifelhaftige Zeit fand in dem Vorhaben eines tiefreligiösen Fürsten etwas Fremdartiges und Abenteuerliches, das mehr den Zeiten der Kreuzzüge, als den XIX. Jahrhundert zieme.

Die große orientalische Verwicklung bestand darin, daß der Sultanz von Egypten sich vom türkischen Sultan unabhängig zu machen trachtete und in diesen Bestrebungen von der französischen Regierung unterstützt wurde. Soll von dem Gedanken, dem christlichen Namen im Orient eine größere Geltung und den gläubensverwandten Bevölkerungen größere Sicherheit zu verschaffen, näherte sich Friedrich Wilhelm England und trat den Erklärungen Englands, Rußlands und Oesterreichs bei, welche (Londoner Vertrag vom 15. Juli 1840) den Absichten Mehmed Ali ein Ziel setzten.

Hätte der König, seine persönlichen Lieblingsansichten aufopfernd, dem Gedanken der Volksrepräsentation Rechnung tragen wollen, er würde kaum eine geeigneteren Zeit haben finden können, als die seines Regierungsantrittes. Mächtig pulsrte damals in den Adern aller ehrliebenden Deutschen das Nationalgefühl, da die französische Regierung wieder einmal den alten Rheinbundgeflüster Ansturm verlieh. Herwegh sang sein zündendes „Rheinweinlied“, Max Schneckenburger dichtete seine „Wacht am Rhein“ welcher erst nach einem Menschenalter ihr volles Recht werden sollte; Nikolaus Becker vereinigte seine Landeskantoren zum Rufe:

„Sie sollen ihn nicht haben,  
Den freien deutschen Rhein,

Bis seine Fluth begraben  
Des letzten Manns Gebein.“

Die Kriegswollen verzogen sich, die nationale Stimmung verflog; es kam nur zu einer nothdürftigen Reform der Bundeskriegsverfassung. Was der König in Preußen auf politischem Gebiete vornahm, konnte ihm über die Grenzen seines Staates hinaus keine Sympathien verschaffen, weil es der landläufigen Anschauung nicht entsprach. Trotzdem erlosch die ursprüngliche Hoffungsfrödigkeit noch nicht sogleich. Schon im Februar 1841 legte Friedrich Wilhelm die Hand an die Ausbildung der ständischen Institutionen. Die Landtage sollten alle zwei Jahre versammelt, die Protokolle für die Mitglieder gedruckt, ihre Eingaben sammt den Antworten der Regierung zu allgemeiner Kenntniß gebracht werden. Auch war die Bildung von „Ausständen“ der Provinziallandtage beabsichtigt, welche dem Könige rathend zur Seite treten sollten, wo es sich um die Interessen mehrerer oder aller Provinzen handelte. Im Juni 1842 erschien die bezügliche Verfügung, am denkwürdigen 18. Oktober wurde die aus Abgeordneten aller Provinzen bestehende Versammlung eröffnet. Die Regierung erinnerte an die Tage der Hulbigung: „der königliche Wille“ hieß es „hört vom Throne herab eine Gabe des edelsten Vertrauens.“

sondern durch gesonderte Abstimmung der drei Kurien: zwei Stände sollten die Mehrheit bilden, der Beschluß aber erst zum Reichstagsbeschluß erhoben werden, wenn der Herrenstand, der bis jetzt erst in drei Provinzen konsultant war, aber zu einer vierten Kurie ausgebildet werden sollte, seinen Beitritt erklärte.

Die Ansichten der Berater des Königs über die Nothwendigkeit einer reichsständischen Verfassung und über die Kompetenz der zu schaffenden Vertretungen ziemlich auseinander.

Im Jahre 1815 erhielt eine Kommission, die aus den Ministern Bodelschwingh, Savigny, Mülen, Canitz und dem Hofmarschall von Rochow bestand, den Auftrag, auf Grund der Ideen des Königs einen Entwurf auszuarbeiten. Den lebhaftesten Widerspruch fand das ganze Unternehmen bei dem Hofmarschall von Rochow, welcher die Befürchtung aussprach, die königliche Souveränität möchte von der ständischen Versammlung, welcher Art diese auch sei, absorbiert werden. Aber auch der Plan des Königs, die mediatisirten Fürsten und die obigen Großgrundbesitzer zu einer vierten Kurie zu vereinigen, und in dieselbe Vertreter der Landesuniversitäten und der größeren Städte aufzunehmen, fand wenig Beifall. Die Kommission erklärte sich höchstens dafür, die neue Ständerversammlung aus den Ausschüssen der Provinzialstände zu bilden, denn wenn diese acht provinzialständischen Versammlungen zu einer vereinigt wurden, so werde dieselbe jedenfalls ein größeres Maß von Rechten erstreben, als jetzt zugesprochen werden konnte. So kam man noch nicht einmal dazu, sich über die Hauptfrage schuldig zu machen: zum Erlaß einer Gesamtverfassung war überdies ein formeller Beschluß des Staatsministeriums erforderlich, und diesen im Sinne des Königs herbeizuführen hatte seine besondere Schwierigkeit. Denn der Leiter des Ministeriums, der Prinz von Preußen (später Kaiser Wilhelm), war damals noch der entschiedenste Gegner des ganzen Verfassungsfalles. Um so größere Bedeutung hat die gemeinschaftliche Sitzung (11. März 1816) des Ministeriums und der vorerwähnten Kommission. Der schärfste Gegner jeder Reform war nach wie vor der Hofmarschall von Rochow, wogegen der Prinz von Preußen, wiewohl er mit den Einzelheiten der Vorlage nicht übereinstimmen erklärte, die Nothwendigkeit einer centralständischen Verfassung bejahte.

„Die größten Bedenken erweckten ihm (dem Prinzen) besonders das Petitionsrecht, das von den Provinzialständen auf den vereinigten Landtag, für dessen Normen die früheren Entwürfe beibehalten wurden, übergeht, aber dann eine weit größere Wichtigkeit erhalte; da werde die ganze Militärverfassung gefährdet werden, ebenso wie das in den konstitutionellen Staaten geschehe; man werde die Ausstattung des Militärs beschränken, die Freie, welche sich in Ungriechen gegen das Militär gefalle, werde Gehorchen; von welchen Befehlen müsse der Chinzler befehlen werden, er könne weder Areabigkeit noch Muth zu einem Verste haben, den man täglich an den Pranger stelle.“ (L. v. Maute) Auch das Petitionsrecht hatte nach seiner Ansicht Mißstände und Uebel aller Art im Gefolge. „Ein neues Versehen“, so urtheilt der Prinz, „wird sich balden; das alte geht mit der Pabligierung dieses Gesetzes zu Grunde. Möge das neue so erhaben und groß werden, wie es das alte mit Ehre und Ruhm geworden ist.“

Am 3. Februar 1817 konnte ein königliches Patent veröffentlicht werden, welches den „Vereinigten Landtag der Monarchie“ zum 11. April nach Berlin beschied. Mit Absicht hatte man den denkwürdigen 3. Februar (Aufsuf zur Bildung der Landwehr 1813) gewählt: „wie damals die Kraft des mit seinem König verbundenen Volkes den äußeren Feind besiegte, so möchten die neuen Gesetze den Ausgangspunkt einer glänzenden Epoche bilden, in der das

Baur, dann dessen Schule und besonders D. Fr. Strauß (1808—1874) die Schrift der historischen Kritik auf die Offenbarungsschriften der Bibel angewendet und damit Anschauungen Raum geschaffen, die von den herkömmlichen doch zu weit abwichen, als daß sich die Orthodoxen nicht auch hätten rühren sollen. Sie hatten alle auf ihrer Seite, für welche die Religion und das Christenthum Herzenssache und Herzensbedürfnis war, also auch den König selbst. Der Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten Eichhorn huldigte gleichfalls dieser Richtung, die in dem Professor Hengstenberg einen kampftrahenden Vorfechter und in der „Evangelischen Kirchenzeitung“ ein passendes Organ fand. Eine vom König berufene Generalsynode, auf welcher eine Mittelpartei die Oberhand hatte, verwarf die verpflichtende Kraft der alten Symbole, aber ihre Beschlüsse wurden nicht bekräftigt. Vielmehr war der König der Ansicht, daß ein jeder, der die Symbole nicht anerkennen vermöge, aus der Landeskirche zu scheiden habe. Dieser Austritt wurde durch das „Toleranzedikt“ (1847) möglich gemacht, und die Ausgetretenen durften sich zu religiösen Genossenschaften vereinigen. So entstanden die „freien Gemeinden“ von Rupp, Kölich und Bilsicken aus. Die Kassen innerhalb derselben gingen ziemlich weit auseinander, einige Gemeinden waren bereit den christlichen Namen abzulegen. Allmählich wurden die freien Gemeinden, wie die deutschlutherischen, die Sammelplätze politisch Mißvergnügter und verflachten religiös immer mehr.

Auch der Kampf gegen die Union wurde in dieser religiös erregten Zeit erneuert; es bildeten sich „altlutherische“ Gemeinden außerhalb der Landeskirche. War diese Isolirungssucht eine bedauerliche Erscheinung, so durfte man mit um so größerer Genugthuung die Gründung und Ausbreitung des „Gustav-Adolf-Bereins“ begrüßen, der aus solche Häufereien allein auf den Schutz des evangelischen Bekenntnisses zielte. Als sich der Verein selbst bis Batern erstreckte, kam der geistreiche König Ludwig auf den Gedanken, mit einem „Lilly-Berein“ zu drohen.

Während demnach die religiösen Verhältnisse wenig erquicklich waren, war der preussische Staat im Jahre 1844 in der Lage, auf einem andern Gebiete zu beweisen, daß in Deutschland auf dem Wege geistlichen Fortschreitens bestand. Dies zeigte sich bei Gelegenheit der ersten deutschen Gewerbeausstellung, die in Berlin stattfand. Dagegen erlitt das preussische Volk in diesem Jahre auch ein bis dahin unerhörtes Verbrechen, indem ein dienstentlassener Bürgermeister, namens Tischbein, aus persönlichem Rachehass (26. Juli) ein Attentat auf den König machte.

Der König blieb unverfehrt, der Frevler, welcher keine Reue bezeugte, ward mit dem Tode bestraft.

Die wichtigste Frage war und blieb aber, wie sich die Verfassungsangelegenheit entwickeln würde. Am ruhigsten hielten sich die Provinzialstände selbst, welche eine Erweiterung ihrer Befugnisse nicht begehrten und es zum Theil entschieden ablehnten, die Einführung von Reichsständen zu beantragen. Gewissenlos aber war der König selbst, und wenn der Dichter Heine mit Bezug auf die königlichen Verheißungen von 1815 und 1820 frech gewißelt hatte, „Ja, Könige worte das sind Schätze, Wie tief im Rhein der Nibelunghort“, so trau' der Hohn diesen König wahrlich nicht mit Recht. Er fühlte sich gedrungen, den Gedanken, von dem schon so viel gesprochen, wahr zu machen und beschäftigte sich eifrig mit Entwürfen über die Zusammensetzung und die Befugnisse der neu zu schaffenden Institution.

Seine eigenen Absichten hatte der König hinsichtlich der Art der Beschaffenheit. Sie sollte nicht, wie bei den Provinzialständen, durch gemeinschaftliche Abstimmung ge-



sondern durch gesonderte Abstimmung der drei Kurien: zwei Stände sollten die Mehrheit bilden, der Beschluß aber erst zum Reichstagsbeschluß erhoben werden, wenn der Herrenstand, der bis jetzt erst in drei Provinzen konstituiert war, aber zu einer vierten Kurie ausgebildet werden sollte, seinen Beitritt erklärte.

Die Ansichten der Berater des Königs über die Nothwendigkeit einer einheitlichen Verfassung und über die Kompetenz der zu schaffenden Vertretung lagen ziemlich auseinander.

Im Jahre 1811 erhielt eine Kommission, die aus den Ministern Bodelschwingham, Savigny, Uhlen, Gans und dem Hofmarschall von Nochow bestand, den Auftrag, auf Grund der Ideen des Königs einen Entwurf auszuarbeiten. Den lebhaftesten Widerspruch fand das ganze Unternehmen bei dem Hofmarschall von Nochow, welcher die Befähigung aus sprach, die königliche Souveränität möchte von der ständischen Versammlung, welcher Art diese auch sei, absorbiert werden. Aber auch der Plan des Königs, die mediaten Kurien und die abligen Großgrundbesitzer zu einer vierten Kurie zu vereinigen, und in dieselbe Vertreter der Landesuniversitäten und der größern Städte aufzunehmen, fand wenig Beifall. Die Kommission erklärte sich höchstens dafür, die neue Ständerversammlung aus den Klässen der Provinzialstände zu bilden, denn wenn diese acht provinzialständischen Versammlungen zu einer vereinigt würden, so werde dieselbe jedenfalls ein größeres Maß von Rechten erlangen, als jetzt zugestanden werden könnte. So kam man noch nicht einmal dazu, sich über die Parastage schenken zu machen: zum Erlaß einer Gesamtverfassung war überdies ein formidabler Beschluß des Staatsministeriums erforderlich, und diesen im Sinne des Königs herbeizuführen hatte seine besondere Schwierigkeit. Denn der Leiter des Ministeriums, der Prinz von Preußen später Kaiser Wilhelm, war damals noch der entschiedenste Gegner des ganzen Verfassungsplanes. Um so größere Bedeutung hat die gemeinschaftliche Sitzung (11 März 1811) des Ministerraths und der vorerwähnten Kommission. Der scharfe Gegner jeder Reform war nach wie vor der Hofmarschall von Nochow, wegegen der Prinz von Preußen, wiewohl er mit den Einzelheiten der Vorlage nicht übereinzustimmen erklärte, die Nothwendigkeit einer centralständischen Verfassung bejahte.

„Die größten Beschwerden erweckten ihm dem Prinzen besonders das Petitionsrecht, das von den Provinzialständen auf den vereinigten Landtag, für dessen Formen die früheren Entwürfe lediglich wurden, übergehe, aber dann eine weit größere Wichtigkeit erhalte; da werde die ganze Militärverfassung gefährdet werden, ebenso wie das in den konstitutionellen Elementen gehebe; man werde die Ausgestaltung des Militärs kritisieren, die Preile, welche sich in Angriffen gegen das Militär gefalle, werde Geheer finden; von welchen Gefühlen müßte der Kaiser beschließen werden, er könne weder Treuepflicht noch Muth in einem Reue haben, den man täglich an den Feinder stelle.“ (K. v. Monte.) Auch das Petitionsrecht hatte nach seiner Ansicht Mißstände und Nebel aller Art im Gefolge. „Ein neues Verfaßten“, so urtheilt der Prinz, „wird sich bilden; das alte geht mit der Verkürzung des Lebens in Grunde. Möge das neue so erfaßt und geest werden, wie es das alte mit Ehre und Ruhm geworden ist.“

Am 3. Februar 1817 konnte ein königliches Patent veröffentlicht werden, welches den „Vereinigten Landtag der Monarchie“ zum 11. April nach Berlin berief. Mit Absicht hatte man den denkwürdigen 3. Februar (Anfang zur Bildung der Landwehr 1813) gewählt: „wie damals die Kraft des mit einem König verbundenen Volkes den äußeren Feind besiegte, so möchten die neuen Gesetze den Ausgangspunkt einer glänzenden Epoche bilden, in der das

gegenseitige Vertrauen alle Feinde besiege, die sich zwischen den König und das Volk drängten." Die königlichen Vorschläge bezeichneten zwar einen entscheidenden Fortschritt gegen früher, entsprachen aber doch den ungeduldrigen Erwartungen nicht, welche die Liberalen gehegt hatten. Dießem Gefühl der Enttäuschung gab die Preiße alsbald Ausdruck, und die Broschüre des jüdischen Breslauer Juristen H. Simon „Nunehmen oder Ablehnen?" brachte den König aufs neue

Der „Verenigte Landtag" war eben nur, wie sein Name besagte, eine Vereinigung der Provinziallandtage. Die Mitglieder sollten, wo es sich um Steuern und Landesangelegenheiten, in gemeinsamer Versammlung tagen, sonst aber in zwei Kurien ausgetrennt treten. Die erste bestand aus den großfürstlichen Prinzen des königlichen Hauses, der Landesherren und allen Körperschaften, die auf den Provinziallandtagen auftraten. Die zweite Kurie enthielt die drei Stände der Provinziallandtage, die Abgeordneten der Ritterschaft, Städte und Bauern. In Hinsicht der Gesetzgebung stand dem Vereinigten Landtage nur beratende Befugnis zu, dagegen erhielt er das Petitionsrecht in inneren Angelegenheiten. Sein Zusammenzutreten sollte nur erfolgen, wenn neue Steuern oder Anleihen es erbrächten. Tagungen sollten die Vereinigten Landtage alle vier Jahre zusammenkommen. — An der Errichtung der „Verenigten Landtage" selbst die Ritterschaft heftigen Anstoß.

Wie sehr das, was der König dachte, und was der Liberalismus wollte, auseinanderging, zeigte sich aufs deutlichste bei der Eröffnung des Landtags.

In einer glänzenden Rede sprach der König die Grundzüge aus, die ihn bei der Abfassung des Patentes geleitet, die Hoffnungen und Wünsche, die er an dasselbe knüpfte. Er erklärte sich dabei auf das entschiedenste gegen die Forderung einer unbeschränkten konstitutionellen Verfassung. Niemals solle sich ein Blatt Papier zwischen der Herrgott im Himmel und sein Volk drängen. Er glaubte zu wissen, sein Volk wolle nicht das Mitregieren von Repräsentanten, das Brechen der Volksgewalt seiner Könige, die seine Treue und seinen Wohlstand begründet hätten. Gegenüber dem Geiste des Zweifels und des Unglaubens auf religiösem Gebiet sprach er das schöne Bekenntniß aus: „Ich und Mein Haus wollen dem Herrn dienen."

Die Worte des Königs waren eine beredte, schwungvolle Kundgebung des Königthums von Gottes Gnaden, aber sie machten nur einen geringen Eindruck auf politische Männer, die mit ganz anderen Gesinnungen gekommen waren und etwas ganz anderes erwartet hatten. Es waren eben irrthümliche Voraussetzungen, von denen der König ausging: so weit überhaupt von politischem Verständnis, wie jenen Tagen die Rede sein kann, wollten die Liberalen gerade jenes Blatt Papier, auf dem die Rechte des Volkes verzeichnet stehen sollten. Der König verlor eben jenen misstrauischen, feindseligen Zug, der durch die getheilten Meinungen ging. Es war ein tragisches Verhängniß, die Frucht alter Veräumnung, der er kein Vertrauen fand, wo er ein volles Herz entgegen brachte.

In einer Adresse, welche der Landtagsmarschall zuliess, obwohl dem Landtag das Recht dazu fehlte, — der König ließ merken, er habe nichts dawider, — beschloß man der Stimmung der Versammlung Ausdruck zu geben. Ein Entwurf des rheinischen Abgeordneten H. von Wederath erinnerte an Versprechen

\* Nicht „zwischen mich und mein Volk drängen" wie in der Regel falsch zu lesen.



(Ich und mein Volk, wir wollen dem Herrn dienen!)

König Wilhelm IV. bei Eröffnung des ersten Vereinigten Landtages am 11. April 1847.

Einseitige Lithographie von Nordmann.

Friedrich Wilhelm III. und nahm entsprechende Rechte für die Stände in Anspruch; weniger scharf war der Entwurf des Grafen Arnim-Boitzenburg zuletzt einigte man sich über eine vermittelnde Fassung. Der König gab eine maßvolle Antwort, aber er mißbilligte das Wort „Wahrung“, da auch ihm die Wahrung aller Rechte obliege. Er erklärte auch, er erkenne keine anderen Verechtigungen an, als die, welche sein Patent vom 3. Februar gewährte. Uebrigens gab er zu, daß die Verfassung fortbildungsfähig sei und verhoffte alle ihm auf verfassungsmäßigem Wege zugehenden Anträge zu prüfen und soweit zu gewähren, als es mit den unveräußerlichen Rechten der Krone vereinbar ist. Auch machte er Hoffnung auf periodische Wiederkehr des „Vereinigten Landtages“.

In den Verhandlungen, welche nun begannen, zeigte sich der prinzipielle Gegensatz zwischen den Ansichten der Krone und denen der Majorität des Landtages immer klarer. Die Punkte, um die es sich handelte, waren besonders die geforderte regelmäßige Wiederkehr Periodizität der Vereinigten Landtage und die Erwählung von Mitgliedern für die Provinzialausschüsse, dazu mit Recht sah der Vereinigte Landtag in den Beschlüssen, welche den Ausschüssen zugesprochen waren, eine Beschränkung der eigenen Majorität. Immer mehr wuchs der Landtag der Regierung über den Kopf, zumal die Abgeordneten über eine Reihe talentvoller Redner verfügte, denen die Krone bekümmert den Grafen Arnim-Boitzenburg gegenüber zu stellen hatte. Auf der rechten Seite trat der Herr der Abgeordnete von Bismarck, der die politischen Entwicklungstendenzen seiner Zeit hinter sich hatte, als schneidiger Anwalt der Krone und als unerbittlicher Feind der über diesem jungfräulichen Versuchsterrain ätzend breit machenden Thronse auf. Da man von beiden Seiten lämpfte und viel theoretische Prinzipienerei trieb, wurden einige ganz wichtige Anträge der Regierung abgelehnt, wie die Bewilligung von 10 Millionen zur Erbauung der Eisenbahn und die Gründung von Landrentenbanken unter Garantie der Krone. Wenn diese keine recht bestimmte Fassung einnahm, — man möchte das eben sagen, — so wurde nicht gleich wieder scheitern sehen und doch auch nicht die Forderungen der Krone bewilligen, — so fehlte dieselbe doch auch dem Landtage. Die Meinungsverschiedenheiten in demselben machten sich geltend, als die Regierung darauf drang, 21. Juni, daß der Landtag die Wahlen für die Vereinigten Ausschüsse und die Staatskassenkommissionen zu ziehen solle, achtundfünfzig Abgeordnete, darunter 6 von Bismarck, verweigerten der Landtages nicht beeinträchtigen dürften, zweihundertvierundachtzig wählten ohne Rücksicht auf die Regierung.

1847

1848

Am 17. Januar 1848 traten die vereinigten Ausschüsse ins Leben. Die Verhandlungen gingen glatt von Statten und waren am 7. März zu Ende gediehen. Der König beschloß jetzt, auch die beiden Hauptforderungen des Vereinigten Landtages zu bewilligen — Periodizität desselben und Wiederherstellung der Wirksamkeit der vereinigten Ausschüsse — da traten Ereignisse ein, die alle seine Pläne völlig überholten und der Weiterbildung der parlamentarischen Repräsentation ein Ziel setzten.

Zwar wurde der Vereinigte Landtag in Süddeutschland, wo man noch auf dem bayerischen Verfassungen nach konstitutionellem Zuschnitt hatte, nicht für voll angesehen, aber die Helden der Berliner Tribune, wie Hansmann, Camphausen, Bederath, Vinke, zogen doch die Aufmerksamkeit



Otto von Bismarck-Schönhausen, Abgeordneter der Ritterschaft von Jülich zum ersten Vereinigten Landtage 1847. — Nach einem Familienbilde.

jüddeutschen Volksmänner, eines Welter, Gager und Römer auf sich. Hier im Süden schoben sich die Anhänger freisinniger Ideen, wie dies seit den Ereignissen der 30er Jahre nicht anders möglich war, in zwei ziemlich streng geordnete Richtungen. Der besonnene Liberalismus, der aber das nationale Ideal der Einheit Deutschlands nicht minder hochhielt, als die andern, hatte seine Hauptstützen noch immer in den Kreisen der Gelehrten, der Professoren. Zu ihrem Organ machten sie die „Deutsche Zeitung“, die in Heidelberg unter Gerwinus' Leitung erschien und ihre Wirksamkeit auch auf Preußen erstrecken wollte.

Neben diesen gemäßigteren Elementen standen die Radikalen, deren Führer zum großen Theil im Auslande sozialistisch kommunistische Ideen, wie sie in



Frankreich aufstamen, angenommen hatten. Je näher diesem großen Herde der Bewegungen, desto allgemeiner waren die radikalen Anschauungen verbreitet, also besonders in Baden. So streng nun in der Zeit nach dem Hambacher Fest der Gegensatz zwischen Radikalen und Liberalen gewesen war, hatte sich jetzt eine Annäherung vollzogen, und gebildete Männer aus Schriftsteller- und juristischen Kreisen waren von radikalen Anschauungen nicht weit entfernt. Von <sup>1847</sup> der Erregung, welche in beiden Lagern herrschte, gaben zwei große Versammlungen im Herbst 1847 Zeugniß.

Am 12. September erklärte zu Offenbach unter Leitung des Advokaten Feder und des Journalisten Struve eine Volksversammlung der Radikalen die Aufhebung aller reaktionären Bundestagsbeschlüsse, Pressfreiheit, Versammlungsrecht, Schwurgerichte, Stillschließung am Bundestage etc. für die unabweislichen Forderungen der Gegenwart. Am 10. Oktober fanden sich zu Heppenheim an der Bergstraße liberale Abgeordnete aller rheinischen Staaten ein, aus Preußen Hanfemann und Meißner, die Badener Pfaff, Belder u. A., Römer und Goppelt aus Württemberg, Heinrich von Gagern aus Darmstadt, um die Frage der Volksvertretung am Bunde zu besprechen. Man beschloß in den Kammern der einzelnen Staaten mit bezüglichen Anträgen hervorzutreten: Baden machte den Anfang, Darmstadt folgte.

Einer Reform der Bundesverfassung war auch König Friedrich Wilhelm nicht abgeneigt. Er wandte sich nur an die ungeeignetste Stelle. Einen Entwurf, den sein Vertrauter vonadowitz auf seine Veranlassung ausgearbeitet, ließ er in Wien überreichen. Der Entwurf enthielt Reformen von höchstem Werth, ein Grund mehr für Metternich, das Projekt unbeachtet und unbeantwortet zu lassen.

In dem Entwurf wurde unter andern verlangt: gemeinsames deutsches Bürgerrecht, allgemeines deutsches Handelsrecht und Strafgesetz, ein oberstes Bundesgericht, Ausdehnung des Zollvereins auf ganz Deutschland.

In einem der deutschen Staaten kam es schon im Jahre 1847 zu gewaltthamen Auftritten, deren Veranlassung aber eigentlich keine politische war.

König Ludwig von Baiern hatte seit langer Zeit ein reaktionäres Regiment durch seinen Minister Abel führen lassen können, bis im Jahre 1846 die Opposition in der Kammer die Mehrheit erlangte. In seiner Stellung erschüttert, fand Abel einen willkommenen Anlaß, mit Ehren abzutreten. Er weigerte sich, der Geliebten des Königs, der Tänzerin Lola Montez, welche Ludwig in den Adelsstand erheben wollte, das dazu erforderliche bairische Bürgerrecht auszuwirken. Eine im Namen des Ministerrathes verfaßte Denkschrift führte Abels Sturz herbei, und der König berief nun ein liberales Ministerium. Da dieses die schmachliche Schwachheit besaß, bezüglich der Spanierin den Wunsch Ludwigs zu erfüllen, wurde Abel der Held des Tages. Obwol das Ministerium im Dezember 1847 seine Entlassung nehmen mußte, verdarben es auch die Nachfolger mit der öffentlichen Meinung, die sich beim Begräbniß des alten Görres († 29. Januar 1848) in einem nicht unbedeutenden Tumult äußerte. In Folge dessen schloß Ludwig die Universität, sah sich aber bald genöthigt, seinen Befehl zurückzunehmen, und Lola Montez, Gräfin von Landsfeld, mußte das Land verlassen.

Während hier im Süden der Sieg des Liberalismus, an einen recht zweideutigen Handel geknüpft, von zweifelhaftem Werth war, hatte das Leben



aufstrebende Nationalgefühl der Deutschen an der Grenzmark des Landes einen würdigen Gegenstand seines Interesses und seiner Sorge erhalten. Die schleswig-holsteinische Frage, die 1830 von Uwe Vornsen ohne Erfolg angeregt worden war, hatte durch den „offenen Brief“ des Dänenkönigs Christian VIII. 8. Juli 1816, eine neue Gestalt angenommen: die Drohung des Königs Schleswig und Holstein nur noch enger mit Dänemark zu verbinden, hatte Deutschlands Unwillen herausgefordert. Daß der Bundestag nicht eingriff, steigerte die Sympathie für Schleswig-Holstein nicht weniger, als das dänische Interdrückungssystem, das im Jahre 1817 Platz griff. Und nun starb am 10. Januar 1818 König Christian VIII.; mit Friedrich VII. bestieg der erste Stroph der königlichen Linie den Thron.

Nachdem Vornsens Plan (enge Verbindung von Schleswig und Holstein, Föderung des Zusammenhangs mit Dänemark) gescheitert war, bildete sich eine Partei (Hollsteiner), die Schleswig allenfalls den Dänen überlassen wollte. Weder in Schleswig noch in Holstein drang sie damit durch, fand aber Unterstützung bei den „Eiderdänen“, die altes Land bis zur Eider zu einem einheitlichen Gesamtstaat zu verschmelzen strebten und auf den Besitz Holsteins weniger Werth legten. Nun hatte aber König Christian VIII., der 1809 zur Regierung kam, nur einen Sohn, Friedrich, nach dessen Tode die Aufzucht der Monarchie bevorstand; denn in Dänemark galt auch die weibliche, in Holstein die männliche Erbfolge allein: wegen Schleswigs konnte der Rechtspunkt zweifelhaft erscheinen. Durch eine Schrift Vornsens, die Bielefeld 1841 herausgab, wurde in Schleswigern und Holsteinern das Gefühl der Zusammengehörigkeit belebt: es bekam Gelegenheit öffentlich hervorzutreten, als der Däne Alzeus Wülfing im Oktober 1841 den König zu der Erklärung aufforderte, daß die weibliche Erbfolge durchweg gelten solle. Die holsteinischen Provinzialstände verfaßten eine Gegenpetition und verlangten für Schleswig und Holstein die Anerkennung des Grundgesetzes: „auf ewig ungetrennt.“ Nach eingehender Prüfung veröffentlichte der König den ersten offenen Brief, dem zufolge höchstens hinsichtlich einiger Theile Holsteins ein Zweifel bestehen könne, ob dort dieselbe Erbfolgeordnung herrsche, wie in Dänemark. Dem widersprach eine gewaltige Volksversammlung in Neumünster (20. Juli 1841) und schließlich einen Protest an den Bundestag. Allenfallsen erhielt im Lande Chemnitz Friedr. „Schleswig-Holstein meerrundungen“, aus vielen deutschen Städten kamen Zustimmungsadressen ein. Da der Bundestag die Hollsteiner im Stich ließ, fühlten sich die Dänen zu einem schamlosen Terrorismus ermuthigt. Eine Meute, die der König zur Verhütung unternahm, hatte den entgegengesetzten Erfolg, ein zweiter Brief vom 18. September blieb wirkungslos. Der verhaßte Scherl wurde Statthalter, alle Patrioten wurden ihrer Ämter entsetzt.

So fehlte es fast nirgends in Deutschland an nationalem und politischem Landstoss, den der kleinste Funke in helle Flammen setzen konnte. Schon gährte und brodelte es draben in Frankreich, aber schon vierzehn Tage vor dem Ausbruch der französischen Februarrevolution sprach der badische Abgeordnete Wajsermann in der Kammer, wo die Volksvertretung am Bundestage verlangt wurde, die begeisterten Worte: „An der Seine und der Donau neigen sich die Tage.“

## 2. Die deutsche Revolution des Jahres 1848 bis zur Eröffnung des Frankfurter Parlamentes (18. Mai).

Mit Blitzesschnelle verbreitete sich der Eindruck der französischen Revolution durch Deutschland, die Adulalen und Republikaner zu kühnsten Ausfreten ermutigend, aber auch die Köpfe der Liberalen mit unbegrenzten Hoffnungen erfüllend.

Am unmittelbarsten wirkte das Ereigniß in Süddeutschland, in dem durchwählten Baden und Hessen-Darmstadt; dann aber auch in Württemberg, in allen Rheinlanden, in den norddeutschen Hauptstädten, in Hamburg und Bremen begann es zu gähren, hie und da kam es zu Unruhen, zu erregten Volksmienen.

1848

Eine Volksversammlung in Baden (zu Mannheim am 27. Februar) unter Zshneit Vorkis verlangte Pressefreiheit, Schwurgerichte, Volksbewaffnung, deutsches Parlament. Das liberale Ministerium und der Großherzog stimmten sowol diesen Forderungen zu, als auch dem erweiterten Programm, das Struve im Namen der Adulalen vortrug und welches zwölf Punkte, besonders auch die Verantwortlichkeit der Minister, umfaßte. Schon in Karlsruhe ging es nicht ohne bedenkliche Scenen ab, in einzelnen Theilen des Landes fiel das Wort „Republik“, und die Bauern bewaffneten sich mit Sensen. In Darmstadt beantragte am 28. Februar Heinrich von Wagera Einsetzung einer deutschen Centralgewalt und Berufung eines deutschen Parlamentes.

1848

Der Bundestag bekam Angst, stellte schon am 9. März die Aufhebung der Censur und die Gewährung der Pressefreiheit in das Belieben der einzelnen Regierungen und erklärte (9. März) die verfehmten Farben schwarz-roth-gold für die Farben des Bundes. Ein Gefühl der Schwäche und Unsicherheit, wie es nur aus dem Bewußtsein eigener schwerer Versäumnis erklärt werden kann, befahl die Regierungen, die Minister gaben ihre Portefeuilles an die Führer der bisherigen Opposition ab. Von den süddeutschen Liberalen traten 51 am 5. März zu Heidelberg zusammen, erwählten einen Siebener-Ausschuß (darunter Wagera, Welfer, Zshneit) und luden alle früheren oder gegenwärtigen Mitglieder deutscher Ständeversammlungen zum 30. März zu einem Vorparlamente in Frankfurt am Main.

Ehe dasselbe zusammenkam, hatte die eigentliche Revolution schon mehrere Erfolge errungen. Am wenigsten gewaltsam vollzogen sich die Dinge in München wo die Lola-Montez-Unruhen noch nicht ganz gestillt waren und von neuem ausbrachen. Der König Ludwig bewilligte zwar am 6. März die liberalen Forderungen und erklärte es für seinen Stolz „ein deutscher Mann“ zu sein, entschloß sich aber, als man ihn zwang seine ehemalige Geliebte auf die Festung zu bringen, am 20. März, zu Gunsten seines Sohnes Maximilian II. abzubanken.

Acht Tage früher triumphirte die Revolution in Wien. Von den österreichischen Staaten regte sich zuerst Ungarn. Ludwig Kossuth forderte in mächtigen Worten konstitutionelle Einrichtungen im Preßburger Reichstage: seine Vereidung zündete auch in Wien, wo selbst in den höchsten Kreisen Groll und Haß gegen Metternich herrschte. Von verschiedenen Seiten wurden mehr oder mind

reichende Forderungen an die Regierung gerichtet: der Zusammentritt der ständischen Stände (13. März) mußte unfehlbar entscheidend werden.

Zu spät (am 12.) beschloß Metternich durch Verhufung eines ständischen Ausschusses aus allen Provinzen allzu extravaganten Ansprüchen vorzubeugen. Der 13. März nahm einen äußerst gewaltigen Verlauf: das namentlich durch Studenten aufgeregte Volk bedrohte die Stände, als es vernahm, daß diese weiter nichts verlangten, als einen „Vereinigten Ausschuß.“ Das Zurückweichen der Truppen steigerte die Erregung: es kam zu Thätlichkeiten, als die Truppen eine Salve gaben. Metternich, der die Bewegung anfangs für einen unbedeutenden Stravall gehalten, sah endlich die Nothwendigkeit seines Rücktrites ein. Ein kaiserlicher Erlass verkündete am 14. das wichtige Ereigniß, auch die Aufhebung der Censur und die Einrichtung einer Nationalgarde. Obwohl dann auch am 15. die Forderung gegeben wurde, eine zu berufende Reichsversammlung werde über eine Konstitution berathen, so konnte das Mißtrauen nicht ganz schwinden, da den Oberbefehl in Wien ein Aristokrat, Fürst Windischgratz erhielt und kein Liberaler ins Ministerium berufen wurde. Indes für den Augenblick schloß sich die Wiener doch, Metternich gestürzt und vertrieben zu haben.

Für den Gang der deutschen Bewegung war es nun von größter Wichtigkeit, welche Stellung der König von Preußen zu den Tagesereignissen nehmen würde. Es war bei des Königs offen zu Tage tretender Eigenart vorauszusehen, daß er über die bereits gewährte ständische Mitregierung hinaus sich weitere Zugeständnisse nicht abdringen lassen werde. Nachdem die vom „Vereinigten Landtag“ gewählten Ausschüsse vom 17. Januar bis 6. März getagt, hatte der König die regelmäßige Wiederkehr dieser letzteren Versammlung bereits gewährt: ein Zugeständniß, das nicht mehr genügend befunden wurde. Nicht als ob der „Vereinte Landtag“ absolut verworfen worden wäre, aber die Umgestaltungen, welche die Liberalen verlangten (verändertes Wahlsystem zu einer proportionalen Vertretung der verschiedenen Volksklassen, Umgestaltung des Herrenstandes, beschließende Mitwirkung des Landtages in der Gesetzgebung), überschritten eben die Grenze zwischen ständischem und konstitutionellem Wesen. Der König war dem konstitutionellen Liberalismus ebenso abhold, wie dem Absolutismus: beide Richtungen betrachtete er als Ausflüsse desselben revolutionären Verfalls, der sich soeben in der Schweiz geltend gemacht und ihn zu seinem größten Schmerze um sein geliebtes Memmingen gebracht hatte.

Die Schweiz war seit dem Jahre 1830 nicht zu innerer Ruhe gelangt. Die aristokratische Regierung, die in einzelnen Kantonen herrschte, rief die Trennung von Basel-Stadt und Basel-Land hervor, welche von der „Tagsatzung“ anerkannt wurde (1832) und von dem Thurgauer Kanton, in dem Schwyz, Uri und Unterwalden neben Basel-Stadt, Frauenburg und Valais dominierten, nicht rückgängig gemacht werden konnte. In der Folge wurde der innere Frieden gestört namentlich durch die religiösen Streitigkeiten zwischen der orthodoxen und der rationalistischen Partei im Protestantismus, dazu kamen dann Beschwerden der Nidmémontanen, als 1841 in Morgau alle Mönchsklöster aufgehoben wurden: durch Veranlassung der Jesuiten suchten nun die katholischen Kantone, insbesondere Luzern, ihren Einfluß zu stärken. Als ein Versuch der Liberalen in Luzern, das Jesuitenregiment zu

Kürzen, mißlang (1844), beschloßen die Liberalen der übrigen Kantone, ihren Gesinnungsgenossen mit Gewalt Lust zu verschaffen. Ein Freischarenzug, welchen der Berner Ochsenei in im März 1845 gegen Luzern führte, scheiterte zwar gänzlich, aber der Konflikt wurde geschärft, da Ochsenbein an die Spitze seines Kantons trat. Die Luzerner erneuerten in Folge dessen den Sarner Bund mit den strengkatholischen Kantonen. Eine Mittelpartei, zu der außer Genf auch Neuenburg hielt, verhinderte den Ausbruch des Bürgerkriegs, bis die Radikalen in Genf (1846) und St. Gallen zum Siege gelangten. Nun lehnten sie in der Tagsatzung die Mehrheit und beantragten die Auflösung des Sonderbundes. Neuenburg gerieth nun in eine schwierige Lage: wegen seiner vorwiegend protestantischen Bevölkerung wünschte es nicht den Sieg des katholischen Sonderbundes: mußten sich aber die einzelnen Kantone unabweislich unter die Mehrheitsbeschlässe der Tagsatzung beugen, so ward seine Stellung zu Preußen gefährdet. Als die Tagsatzung die Ausweisung der Jesuiten beschloß (3. September 1847) kam es zum Kriege, der nach einer Schlacht bei Gislifon (23. November) mit der Unterwerfung des Sonderbundes endete. Die bis dahin uneinigten Großmächte verlangten nun drohend die Wiederherstellung der Kantonal-Souveränität, was die Schweizer wenig kümmerte. Im September 1848 wurde die neue Verfassung angenommen, durch welche die Schweiz sich aus einem Staatenbund in einen Bundesstaat verwandelte (Bundesversammlung, bestehend aus Stände- und Nationalrath, den ständigen Borort, Bundesrath von der Bundesversammlung zu wählen, mit jährlich wechselndem Vorsitzen). Neuenburg trat in das neue Verhältniß nicht mehr als preussisches Fürstenthum ein: Anfang März hatte es den preussischen Statthalter, General von Pfuel, durch eine kurze Revolution vertrieben.

In der preussischen Hauptstadt kam es in der zweiten Märzwoche auch zu lärmenden Volksversammlungen und Adressen an den König: je ärmer Bedin an politischen Kapazitäten war, desto größeren Anklang fanden die zahlreich ersprechenden demagogischen Volksredner. Revolutionsmänner aus Polen, Frankreich und Süddeutschland fanden sich ein: der Mittelstand hielt sich schon zurück, die höheren Gesellschaftskreise schimpften auf den Pöbel. Die Masse war erfüllt von blinder Wuth besonders auf den Prinzen von Preußen, dem der König ein Kommando am Rhein geben wollte, um französischen Eroberungsgelüsten zu begegnen und den Prinzen aus der Hauptstadt zu entfernen. Leider wurde der Plan geändert, und die Masse glaubte natürlich, der Prinz sei zurückgehalten, um sie zu bekämpfen. Umsonst suchte der König der steigenden Bewegung Einhalt zu thun, indem er den Vereinigten Landtag einberief und ankündigte, er habe gemeinsam mit Oestreich die deutschen Regierungen nach Dresden geladen, um dort über freiheitliche und nationale Reformen zu berathen. Militärische Vorsichtsmaßregeln machten das Volk argwöhnisch und führten Gewaltthatigkeiten herbei: am 15. schritt das Militär förmlich ein um die Volksmengen zu zerstreuen, die sich auf die Nachricht von der Wiener Revolution vor dem Schloß angeammelt hatten. Nachdem an den beiden folgenden Tagen ziemlich Ruhe geherrscht, erfolgte am 18. März aus einem ähnlichen Anlaß wie am 15. der blutige Ausbruch der Revolution.

Der König hatte noch in der vorangehenden Nacht einen Erlass genehmigt, der im Landtag schon zum 2. April einberief, Schaffung eines deutschen Parlamentes, Einführung konstitutioneller Verfassungen verhiess und einen beruhigenden Eindruck machte. Tod des

nahm vom Balkon aus die Huldigung entgegen und zog sich dann zurück. Als das Volk nicht auseinander gehen wollte, fielen zwei Schüsse: die Menge schrie Verrath, forderte Waffon. Als nun eine Salve folgte, war das Signal zum Kampfe gegeben, schleunigst waren in verschiedenen Straßen Barricaden gebaut, in den Umgebungen des Schlosses begann der Kampf. Eine weiße Fahne mit der Aufschrift „Mißverständniß“ wurde verhißt. In dem Kampfe, der von 3 Uhr nachmittags bis 2 Uhr morgens dauerte, hielten sich die Truppen tapfer und trieben die aus den bedenklichsten Elementen bestehenden Aufrehrer von Barricade zu Barricade zurück. Hätte man die Truppen gewähren lassen, so wäre der Aufrehrer kurzer Hand niedergeschlagen gewesen.

In diesem verhängnißvollen Augenblicke aber fehlte dem Könige der entscheidende Rathschuß. Gegen den Rath seines Bruders, des Prinzen von Preußen, bestärkt von allem, was schwankend und schwächlich war in seiner Umgebung, gab er am Morgen des 21. den Befehl die Truppen zurückzuziehen und versuchte durch einen ruhrenden Ausruf „an Meine lieben Berliner“ die insurgirte Hauptstadt zu versöhnen.

Nach ein liberales Ministerium (Arnim, Mierowald, Schwerin) wurde gebildet und die Bewaffnung der Bürger gestattet. So war der König für die nächsten Tage dem Willen des triumphirenden Pöbels unterworfen und mußte sich die benachtheiligten Demüthigungen gefallen lassen.

Die Massen schleppten die Leichen der Gefallenen in den Schlosshof, und der König mußte sie entblößten Hauptes grüßen, während der gläubenslose Pöbel den Choral „Jesus meine Zuversicht“ anstimmte. Der Prinz von Preußen verließ Berlin, an seinen Palast schrieb man mit Kreide „Nationalcigenthum.“ Alle Gefangenen, vor allem der polnische Unruhstifter Mikoslawski, wurden freigegeben. Am Morgen des 21. erschien eine Ansprache der Minister „an die deutsche Nation“, an deren Spitze sich der König gestellt habe. Umgeben von den Prinzen und Ministern durchritt der König, mit dem schwarzrothgoldenen Bande geschmückt, um Mittag die Straßen Berlins, hier und da die Volksmassen anredend. Die Begrüßung als deutscher Kaiser war er zurück.

Die Worte, welche der Monarch am 21. März bei seinem Eintritt durch die Stadt zu sprechen Gelegenheit nahm, und sein ganzes Auftreten beruhigte die Masse, welche sich am 22. März an dem unerhörten Schauspiel weidete, daß der Herrscher den Leichenzug der gefallenen Empörer vom Schlosse aus entblößten Hauptes grüßen mußte.

Hundertdreinudachtzig Särge wurden vorbeigetragen und im Friedhofeshain beiseite, wo der Bischof Alexander den Segen sprach.

Der König bekam sogleich Veranlassung, die deutsch-nationale Bewegung, der er sich rückhaltlos bekannt hatte, zu bethätigen. Unmittelbar nach dem Tode Christian VII. (20. Januar 1848) hatte sein Sohn und Nachfolger Friedrich VII eine neue Verfassung angekündigt, durch welche Schleswig-Holstein ein integrierender Theil des dänischen Gesamtstaates wurde. Statt dessen verlangten die Schleswig-Holsteiner die Abnahme Schleswigs in den deutschen Bund, Gewährung einer schleswig-holsteinischen Verfassung und ein deutsches Parlament (15. März). Am 18. beschloß eine Versammlung zu Rendsburg dem Lande ihre Wünsche vorzutragen. Die Nachricht, daß die eiderdänische Partei welche die Umverleibung Schleswigs forderte) plötzlich aus Ruder gekommen sei (Ela Lehmann, Bischof Monrad), bewog die Patrioten, ihr Verfahren zu ändern.



Sie bildeten (24. März) eine provisorische Regierung, gewannen die Truppen in Kiel und bemächtigten sich der Citadelle von Neudenburg. Am folgenden Tage traf von dem Könige von Dänemark die Nachricht ein, daß er Schleswigs Eintritt in den Bund nie zugeben werde: der König von Preußen dagegen erklärte, er erkenne die Forderungen der Schleswig-Holsteiner als berechtigt an und verspreche dem rechtmäßigen Erben, dem Herzog Christian von Augustenburg, seinen Schutz. Er ertheilte seinen Truppen den Befehl, nach Holstein zu marschiren und trieb den Bund zur Hülfeleistung an. Schon am 12. April verlangte die Bundesversammlung die Aufnahme Schleswigs unbeschadet der Rechte Friedrichs VII. Der dänische Gesandte trat aus, Preußen übernahm im Namen des Bundes den Krieg, der zwischen den Dänen und der provisorischen Regierung bereits entbrannt war.

Durch sein rasches Eintreten für den bedrohten deutschen Volksstamm gewann sich der König außerhalb Preußens viele Freunde; auch machte er den ehrlichsten Versuch, unter den ihm am 19. März abgerungenen Bedingungen zu regieren. Ein vorgeschritten liberales Ministerium (Camphausen) ward am 29. März gebildet, dem Vereinigten Landtage ward ein Wahlgesetz vorgelegt, dem zufolge jeder unbescholtene Preuße, der das vierundzwanzigste Lebensjahr vollendet hatte, das Recht zur Wahl der konstitutionellen Versammlung erhielt. Dem Könige sprach die Versammlung ihren Dank durch eine Adresse aus, die viele nur mit halbem Herzen unterzeichneten; von den zweien, welche sich dessen weigerten, war der eine Otto von Bismarck.

Inzwischen war das von dem Siebenerausschusse berufene „Vorparlament“ am 31. März zu Frankfurt unter dem Voritze des Heidelberger Professors Rittermaier eröffnet worden. Obwohl die Versammlung, in welcher die deutschen Stämme sehr ungleichmäßig, die Oestreicher fast gar nicht vertreten waren, gar keine staatsrechtliche Befugniß besaß, war ihr moralisches Ansehen so groß, daß der Bundestag die wichtigsten Beschlüsse des Vorparlamentes ohne weiteres genehmigte.

Die wichtigste Festsetzung war, daß bei den Wahlen zur konstituierenden Nationalversammlung auf je 50,000 Seelen ein Abgeordneter kommen und die Wahl unabhängig vom Censur und Glaubensbekenntniß, sowie von allen Standesunterschieden sein solle.

Zur Vorbereitung der konstituierenden Versammlung wählte das Vorparlament einen Fünfzigerausschuß, der mit dem Bundestag in Berathung treten sollte. Da in diesen Ausschuß kein Mitglied der radikalen Partei gelangte, verließ dieselbe unter Führung von Hecker und Struve das Vorparlament und machte den heillosen Versuch, ihre Ziele mit Waffengewalt zu erreichen.

Das geeignetste Terrain schien das gründlich durchwühlte Baden zu sein, wo wieder die Frage gestellt wurde, ob man die Republik oder die konstitutionelle Monarchie begehrte. An der französischen und schweizer Grenze standen Tausende von Arbeitern unter Herwegh zum Losschlagen bereit und die badische Regierung hatte längst um Bundeshülfe ersucht, da ihre Truppen meuterische Gesinnungen zeigten. Das Jögern der Baiern und Würtemberger steigerte nur das Selbstgefühl der Empörer, die im Sectkreis ihren Kampf



hatten. Mitte April trafen Badener und Hessen unter Ar. von Wagnern gegen Freiburg, Bayern gegen Konstanz, wo sich eine republikanische Statthaltertschaft bildete. Die Truppen Wagners trafen am 20. April bei Mönchen auf Keder: Wagner ward vor dem Kampfe beim Parlamentiren mit den Aufständischen mündlings erschossen, dann aber verstreuten die Truppen die Empörer nach kurzem Kampfe. Die Kämpfer suchten natürlich eiligst das Heile. Auch Georg Herwegh, der, mit seiner buntschiden Vande von Franzosen, Italienern, Polen, Ungarn re. auf dem Rückzug begriffen, am 26. bei Tössenbach auf die Württemberger stieß, hielt es nicht für angemessen, sein begeistertes Lied „vom Sterben“ zu bewahren, sondern ließ sich durch seine Frau in wenig ruhmlicher Weise retten.

In zehn Tagen war dieser Aufstand, den viele der freimüthigen Volksmänner als einen Anreiz an der deutschen Nation mit Recht brandmarkten, erstickt, aber die Gemüther ließen sich so leicht nicht beruhigen. Um dieselbe Zeit erhoben sich auch die Polen im Posensiden. Die ankaren Sympathien, welche die deutschen Liberalen und noch soeben das Vorparlament den Polen entgegengetragen hatten, wurden durch die grausamen Töbte der Zerkennmänner Mikrosławski erwidert und erfahren eine eihblische Abkühlung. Erfolg hatten die Polen so wenig wie die Adalalen: nach mehreren unglücklichen Gefechten im April wurde der Aufstand der Aufständischen am 9. Mai geschlagen.

Unterdessen waren aller Augen und Sinne nach Frankfurt gerichtet, wo die auf den Wunsch des Bundestages geschaffene Siebzehnerkommission bemächt war, den Plan der neuen Reichsverfassung zu entwerfen. In Bezug auf die „Grundrechte des deutschen Volks“ hielt sich diese Kommission an die Beschlüsse des Vorparlamentes gebunden. Aber hinsichtlich des wichtigsten Punktes, der Zerkaffung einer deutschen Centralgewalt, hatte sich dasselbe nicht geäußert. Dahlmann schlug die Einenzierung des deutschen Kaiserthumes vor, als Träger der Krone dachte er sich den König von Preußen. Aber auf der einen Seite ward Dahlmanns Ansicht nicht von allen seinen Genossen getheilt, andererseits sah König Friedrich Wilhelm schon jetzt keinen Zweifel darüber, daß er diese Krone nie annehmen werde, wenn Osterreich nicht zuvor freiwillig zurückgetreten ist. Er wollte sich begnügen, unter einem Kaiser aus dem östreichischen Hause König der Deutschen oder Reichserzherzog zu sein.

Eine Verständigung erfolgte nicht mehr vor dem Zusammentreten des Parlamentes selbst. Das durfte als ein Vortheil für dasselbe betrachtet werden, indem die Erwählten des Volkes nun ganz frei zur Ausführung bringen konnten, was sie als Wunsch der Nation zu erkennen glaubten. Aber dieser Vortheil ward dadurch sehr geschmälert, daß der erste Sturm der Revolution nun vorüber war und die anfangs überraschten Regierungen Zeit zu Erwägungen gefunden hatten, ja schon daran denken durften, die ihnen entsunkenen Fagel wieder zu ergreifen. Stand denn wirklich zu erwarten, daß die Fürsten sich ohne äußeren Zwang den Beschlüssen dieses Vorparlamentes fügen würden, und welche Mittel besaß dasselbe denn, um die Widerstrebenden zu nothigen?

Man wird sich kaum der Ueberzeugung erwehren können, daß die Frage der Centralregierung schon unlösbar geworden war, als Friedrich Wilhelm seine Anzierung gegen die ihm zuge dachte Würde kundgethan hatte. Wenn es nicht gelang, ihn anzustimmen, hatte keine noch so kunstreich ersonnene Kombination Aussicht auf Erfolg. Wollte man aber die Idee der „preussischen Spitze“ ver-

wirklichen, so war keine Zeit zu verlieren. Denn der Staat, der dagegen in erster Linie opponiren konnte, Oesterreich, dessen Kaiser sich seiner Regententhätigkeit fast gänzlich enthielt, war noch nicht in der Lage seinen Einfluß geltend zu machen. Nicht allein in Wien, in allen Kronländern schlug die Aufregung noch hohe Wellen.

Das Ministerium Pillersdorf fand nicht die Mittel, der Bewegung, zunächst in Wien, Meister zu werden, — was allerdings nicht leicht war gegenüber einer zügellosen aufreizenden Presse. Sein Verfassungsentwurf (25. April) wurde allseitig bemängelt, obwohl er der belgischen Konstitution nachgebildet war. Der Versuch, die Fägel strenger anzuziehen, steigerte die Opposition: der Entwurf mußte zurückgezogen werden. Daß der Kaiser am 17. Mai das unruhige Wien verließ und nach Innsbruck ging, schuf bei der bestürzten und beschämten Bevölkerung vorübergehend eine günstige Stimmung, die Pillersdorf zu benutzen versäumte. Ein Krawall am 26. Mai machte die Revolutionäre wieder zu unbedingten Herren der Situation. In Ungarn stand es so, daß Kossuth im Reichstage sagen konnte: „Ich bin nur ein einfacher Bürger, stark nur durch die Macht der Wahrheit, und doch kann ich mit der bloßen Bewegung meiner Hand entscheiden über Sein und Nichtsein des Hauses Habsburg.“ In Polen wurde ein Aufstandsversuch am 26. April gewaltsam erdrückt; um so lebhafter ging es in Böhmen zu. Für die tschechische Nationalpartei, welche, geführt von Palacky und Kieger, sich für die Herrlichkeit des Gesamtösterreichs begeisterte, galt es, die Wahlen zum deutschen Parlament zu verhindern. Dies wurde zum größten Theil erreicht, aber die Ausschreitungen der Slaven, denen am 12. Juni die Gemahlin des Statthalters, Fürstin Windischgrätz, zum Opfer fiel, führten am 17. Juni ihre völlige Niederlage herbei.

### 3. Die Zeit des Frankfurter Parlamentes bis zur Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV.

Selten fand sich in einer parlamentarischen Versammlung eine größere Menge ausgezeichneten Talente zusammen, als in dem deutschen Parlamente, das am 18. Mai 1848 in der Paulskirche zu Frankfurt eröffnet wurde. Gleichwohl war es keine leichte Aufgabe diese Geister zu regieren: denn einerseits war die Mehrzahl der Versammelten noch zu wenig parlamentarisch geschult, um nicht häufig durch Unbotmäßigkeit die Verhandlungen zu stören, auf der andern Seite mußte sich auch der Präsident, der um die nationale Sache hochverbiente Heinrich von Gagern (definitiv gewählt am 31. Mai), erst in seine verantwortliche Aufgabe hineinleben. Das Redebedürfnis der Einzelnen, eine unzureichende Geschäftsordnung und der vorläufige Mangel bestimmter Parteibildung — alles dies vermehrte die Schwierigkeiten und steigerte die Unordnung.

Die Meinungsverschiedenheiten mußten am schärfsten hervortreten, als man daran ging, die Frage nach der Centralgewalt zu beantworten. Die Linke wollte nur einen Vollziehungsausschuß eingesetzt wissen, die „preussische Spitze“ fand geringen Anklang: der Preuße Georg von Vincke wies auf den österreichischen Erzherzog Johann, eine allgemein beliebte Persönlichkeit, hin. Wirklich wurde

Diefer nach ermüdenden Debatten am 29. Juni 1848 zum Reichsverweſer erwähl-  
ter Bundestag ſtimmte der Wahl glückwünſchend zu, Kaiſer Ferdinand geſtattete  
die Annahme: am 11. Juli hielt der Reichsverweſer ſeinen Einzug in Frankfurt,  
der Bundestag ging zur Ruhe ein. Der Reichsverweſer ernannte ein Reichs-  
miniſterium, und wenngleich die Linke nicht müde ward, ihn anzuſchänden, durfte er  
auf eine erträgliche Mehrheit aus den Gemäßigten der Verſammlung rechnen.

Die Linke blieb in dem Reichsministerium, dessen Vorsitz Fürst Reiningen führte, mit Recht unvertreten. Minister des Innern war der Oestreicher von Schmerling, Finanzminister der Preiße Bederath, auch der Kriegsminister von Bender gehörte diesem Staate an. In der Versammlung war die kaiserliche Partei das rechte Centrum; (Rendt, Passermann, Bederath, Helster, Dahlmann, Franzen, Dunkel, Grimm, Mathy, Simson, May u. A. meist Norddeutsche.) Ihnen nahe stand W. Jordan mit seinen Gesinnungsgenossen, die sich schon mit dem linken Centrum berührten, das wieder in zwei Gruppen zerfiel. (Robert von Mohl, Hebermann, Nittermaier, Gieseler, Streumann.) Weiter links kamen die Vereden, Fischer, v. v. Salbe, endlich die Radikalen. Auf der rechten Seite saßen G. v. Lunde und Graf Schwerin, die Vertreter des Katholicismus, wie Tellingner, dann v. Radomitz und Juchacznowski. Der Führer der Republikaner war Robert Müm aus Leipzig.

Die Versammlung hatte einem Verfassungsausschuß die Feststellung der künftigen Konstitution des Reiches übertragen und machte sich am 3. Juli daran, über die sogenannten Grundrechte des deutschen Volkes, d. h. gleichmäßig für Deutschland gültige Grundsätze des bürgerlichen und politischen Lebens, in Verathung zu treten. Die Hoffnung, daß dieses Werk bald zum Abschluß gelangen werde, bestätigte sich nicht; als endlich, am 13. Oktober, die erste Lesung beendet war — 9 der 18 Paragraphen waren überdies zurückgestellt worden — hatte sich die politische Lage nach allen Seiten gewaltig verändert. Eine kostbare Zeit war mit doctrinärem Reden und endlosem Streiten über die „Grundrechte“ verschwendet.

Tadel hatte sich längst herausgestellt, daß die Regierungen berechtigterweise nicht existirt waren, der Nationalversammlung volle Souveränität und dem Reichsverweiser unbedingte Autorität zuzugehen. So erklärte der König von Hannover von vornherein, er werde seiner Reichsversammlung keine Zustimmung geben, wenn sie nicht die Selbständigkeit der Einzelstaaten hinreichend verbürge. Um den Reichthum alle deutschen Truppen am 6. August dem Reichsverweiser huldigen sollten, kümmerte man sich in den größeren Staaten so gut wie gar nicht. Dabei verstand es das Reichsministerium, entgegen dem wohlmeinenden Rathe Friedrich Wilhelm's, sich mit den Regierungen der Einzelstaaten in Verbindung zu setzen und so die Zahlung mit den Fürsten zu erhalten. Eine ernste Mahnung rief Friedrich Wilhelm am 15. August beim Kölner Dombaufeste dem Präsidenten Gagern zu: „Ich werde nie vergessen, welch ein großes Werk Sie zu gründen berufen sind; aber vergessen auch Sie nicht, daß es in Deutschland Fürsten giebt und daß ich deren einer bin!“ blieb diese Mahnung unbeachtet, so mußte ein schwerer Konflikt ausbrechen. Nur den Augenblick bestand wenigstens äußerlich ein gutes Einvernehmen zwischen dem König und dem Reichsverweiser; auch das preussische Parlament, welches neben dem Frankfurter den Namen einer „Nationalversammlung“ trahnte, gemüth einzuweisen in seinen Streit mit der Versammlung in der Paulskirche.

Freilich mußte es stillschweigend den Grundsatz anerkennen, daß alle Einzelverfassungen nur insoweit gültig seien, als sie mit der künftigen Reichsverfassung übereinstimmen würden.

Die Berliner Nationalversammlung hielt mit der Frankfurter keinen Vergleich aus, da man die besten Kräfte eben nach Frankfurt entsendet hatte. Der Schwerpunkt lag auch hier in den beiden Centren, denen es aber an tüchtigen Bednern fehlte; unter den Mitgliedern der Linken war Johann Jacoby der bekannteste Name. Das Ministerium hatte einen sehr schweren Stand, denn die aufgeregte Bevölkerung stellte extreme Forderungen, während der König nach den schweren Erfahrungen ein erklärliches Mißtrauen schon gegen den gemäßigten Liberalismus hegte. Natürlich war Friedrich Wilhelm nicht gemeint, der Versammlung irgend welche Souveränität zuzugestehen; sie hatte die Verfassung mit der Regierung zu „vereinbaren.“ Ein Antrag der Linken, auszusprechen, daß sich die Kämpfer um das Vaterland wohl verdient gemacht hätten, wurde zwar abgelehnt, aber der König war über diese Dreisigkeit so empört, daß er die Versammlung am liebsten aufgelöst hätte. Eine Folge der durch die Debatte über jenen Antrag hervorgerufenen Aufregung war die Erklärung des Zeughauses (Nacht v. 15. zum 16. Juni.)

Während so innere Kämpfe die Kraft des preussischen Königthums schwächten, trat gleichzeitig auf einem andern Gebiete, auf dem nicht minder Preußens als Deutschlands Ehre auf dem Spiele stand, eine schwierige Aufgabe an dasselbe heran. In Schleswig-Holstein war der Kampf im Anfange des April begonnen, waren die Preußen unter Wrangel gerade noch rechtzeitig angekommen, um die schon unterliegenden Patrioten zu retten. Am letzten Tage dieses Monats war die Herzogthümer vom Feinde gesäubert; am 2. Mai besetzte Wrangel den südlichen Theil von Jütland. Da mischte sich die Diplomatie Englands, Rußlands und Schwedens in die Angelegenheit und verlangte die Räumung Jütlands. Dieses Verlangen ward nachgegeben; als aber die Dänen fest nachrückten, wurden sie mit blutigen Köpfen heimgeschickt (5. Juni bei Düppel durch Bonin, durch v. d. Lann bei Hotrup).

Als nun diplomatische Verhandlungen in London angeknüpft wurden, zeigte sich England der Sache der Herzogthümer noch leidlich gewogen, Schweden dagegen unterstützte die übertriebenen Forderungen Dänemarks, das auch auf Rußland rechnen konnte. Da Friedrich Wilhelm den Kampf mit dieser Macht vermeiden wollte, seine Garben überdies in Berlin bringend gebrauchte und die Sache der Herzogthümer leider immer mehr im Lichte der Revolution betrachtete, ließ er sich Ende Juni auf Verhandlungen in Malmö ein. Diese führten am 19. Juli zu einem vorläufigen Abkommen, kraft dessen ein dreimonatlicher Waffenstillstand eintreten, die Herzogthümer geräumt und die schleswig-holsteinische Armee in zwei Theile getrennt werden sollte, eine von Dänemark und Preußen zu ernennende Kommission das Land provisorisch zu verwalten bekam. Da Preußen den Krieg im Namen des Bundes geführt, dessen Gewalt jetzt auf den Reichsverweser und das Parlament übergegangen war, so bedurfte der Waffenstillstand von dieser Seite her der Bestätigung. Der Reichsverweser genehmigte den Inhalt des Abkommens mit einigen Veränderungen, und Preußen schloß am 26. August zu Malmö einen Waffenstillstand, bei dem es sich noch zu weiteren Zugeständnissen herbeiließ.

Da der Waffenstillstand auf 7 Monate verlängert wurde, hatten die Dänen gerade in den Monaten Frieden, wo sie ihre Hauptstärke, die Flotte, nicht aktend machen konnten. Zum Präsidenten der Kaiserung in den Herzogthümern war der verhasste Dänenfeind, Graf Karl Nessel, ernannt worden.

Dies Ereigniß war von den schwersten Folgen für die Frankfurter Versammlung. Sollte man die Schmach hinhemen? konnte man Preußen zum Kriege zwingen? Dahlmann beantragte die Verwerfung des Vertrages, wiewohl derselbe von Preußen schon bestätigt war, und ein solcher Beschluß den offenen Zwist mit dieser Macht bedeutete: zwar ließ ihn seine Partei aus diesem Grunde im Stich, aber mit Hilfe seiner früheren Gegner, der Radikalen, errang er (5. September) eine kleine Majorität. Das Reichsministerium trat sofort zurück, Dahlmann sollte ein neues bilden. Da es unmöglich war, mit dieser bunt zusammengewürfelten Mehrheit den Auftrag auszuführen, nahm das frühere Ministerium seine Funktionen wieder auf, nur daß Schmerling den Vorsitz erhielt. Eine neue Abstimmung über den Vertrag ergab am 16. September die Genehmigung.

Die Aufregung, welche dadurch hervorgerufen wurde, glaubten die Radikalen benutzen zu sollen, um mit Hilfe des Vobels das Parlament zu bemerken. Eine Massenversammlung auf der Pfingstweide versuchte am 17. September die 25 „Vereideten“, (die Majorität, welche für Genehmigung gestimmt hatte. Am nächsten Tage sollte bei der Ueberrückung einer Adresse der Vobel das Parlament sprengen und die Republik proklamiren. Da das Ministerium rechtzeitig Gegenmaßregeln traf, konnte der Anschlag nicht ausgeführt werden; aber es wurden Barrikaden gebaut und zwei Mitglieder der Rechten, Alfred von Mucerswald und Jurist Lichnowski, welche auf einem Spaziergange in die Hände des wüthenden Vobels fielen, wurden vor dem Vornheimer Thor mit barbarischer Rohheit todgeschlagen; kaum entging der alte Zahn dem gleichen Schicksal.

Alle Vaterlandsfreunde empfanden Scham und Entrüstung über diesen Trevel, aber die weiteren Verhandlungen mußten erheblich leiden, da die Radikalen sich nicht schreuten, mit gewohnter Frechheit aufzutreten. Außerdem eröffnete dieser Vorfall vielen Gemäßigten eine ernüchternde Perspektive auf die Zustände, denen man entgegenzuzug, wenn die Linke und mit ihr solche Elemente zur Herrschaft gelangen sollten.

Mehr und mehr sanken die Hoffnungen der eigentlichen Bewegungspartei; ein zweiter Aufstand in Baden (unter Struve und Wind), wurde mit geringer Mache unterdrückt (21. September bei Staufen), nur in Oestreich errangen die Demokraten noch einen leichten blutigen, aber vergänglichsten Sieg.

Die Wiener Demokratie nahm, großentheils aus Abneigung gegen die Slaven, welche den Wiener Reichstaa zu dominiren gedachten, für die Ungarn Partei, obwohl sie anfanglich den Absonderungsgefühlen der Magyaren feindlich gegenüber gestanden hatte. Als nun der Kriegsminister Latour zu Anfang Oktober den Abmarsch aller verfügbaren Truppen nach Ungarn anordnete, weigerte sich ein Wiener Regiment, einmal von den demokratischen Landesmännern angeführt, das Wohlleben der Hauptstadt mit den Strapazen des Feldzuges zu vertauschen: ein gallisches Regiment vermochte die Wienerer nicht zur Erfüllung ihrer Pflicht zu zwingen. Im Kampfe fielen die Anführer, die sich anschickten das Haus des Kriegsministers zu stürmen. Er hatte dem Vobel den Eingang wehren können, glaubte aber in einem sichern Versteck der Gefahr zu entgehen, man fand ihn auf, einige der Besonnenen wollten sein Leben durch eine Schutzwache retten, aber man riß ihn heraus, schlug ihn er barmhertziglos todt und hängte ihn dann an einem Laternenpfahl auf.



Der Nationalitätenstreit, der sich an die Revolution knüpfte, bewies, daß Metternich so sehr Unrecht nicht gehabt hatte, wenn er im Interesse der österreichischen Staatseinheit sich jeder konstitutionellen Regung entgegenstemmt hatte. Denn nicht allein die Ungarn wollten unter Kossuth's Leitung neben der Freiheit nationale Selbständigkeit, sondern auch die Kroaten unter ihrem Banus Jellacic verlangten für sich das gleiche und geriethen dadurch mit den Magyaren aneinander, welche Kroatien als ein Nebenland der Stephanskrone betrachteten. Schon machte sich Jellacic mit 40000 Mann gegen Ungarn auf: um einen Zusammenstoß zu verhüten, ernannte der Kaiser den Grafen Lamberg zum Oberbefehlshaber aller in Ungarn stehenden Truppen, also auch des kroatischen Heeres. Aber Lamberg wurde am 28. September auf der nach Pesth führenden Donaubrücke grausam ermordet, Jellacic zog ab, Kossuth war Meister der Situation, um so mehr als in Wien jetzt die Heeresfolge verweigert wurde.

In Wien, wohin der Kaiser am 12. August zurückgekehrt war, tagte seit dem 22. Juli ein eilender Reichstag, dessen Parteien sich nicht nach ihrer politischen Färbung, sondern nach Nationalitäten gliederten. Das einzige was er leistete, war die Aufhebung der Feudallasten. Die Demokratie hatte im August dadurch daß sich ihr Organ, der Sicherheitsausschuß auflöste — eigentlich nur, um auf die Regierung einen Druck zu üben — die Herrschaft eingeübt; sie suchte sich derselben jetzt wieder zu bemächtigen, indem sie das Auswärtige wieder in Aufschwung brachte und für die Magyaren in der geschilderten Weise Partei nahm.

Der Reichstag leb nach der Ermordung Latours und der Erstürmung des Zeughauses zu Theil aneinander, der Kaiser floh nach Olmütz. Er gelobte, Wien zu „befreien“, Windischgrätz, der Besieger Prag's, erbot sich zu diesem Werk. Auch Jellacic erhielt, indem er sich gegen Wien dirigierte, eine bequeme Gelegenheit, Ungarn zu verlassen. Robert Blum, Fröbel, Reich Hartmann kamen aus Frankfurt herüber, um die Wiener zu rühmen, aber denen war mit Phrasen jetzt wenig geholfen. Ihre einzige Hoffnung setzten sie auf Ungarn, welches das „heldenmüthige“ Volk Wiens nicht zu verlassen gelobte. Aber die Magyaren beizien sich nicht, ihr Wort wahr zu machen; als sie endlich heranrückten, schlug sie Jellacic am 30. Oktober bei Schwechat zurück. Damit war der Widerstand der Stadt, deren Besatzung schon in Windischgrätz' Hand waren, gebrochen. Am 31. Oktober zog der Befreier ein und ein schnelles Strafgericht folgte.

Der unberufene Helfer Robert Blum wurde am 9. November auf der Brigittenau erschossen, desgleichen Messenhäuser, der Kommandant der Nationalgarde, sowie zwanzig andere Führer.

Der Reichstag wurde nach Kremsier, einem Städtchen bei Olmütz verlegt, und wegen der bedeutungslos weiter; am 21. November trat ein neues Ministerium ein, dessen Zusammensetzung die strengste Durchführung der Einheitsstaatsidee verbürgte.

Wie sich Oesterreich nunmehr zu dem Parlamente stellen würde, war völlig unklar; die Ungewißheit nahm zu, als am 2. December zu Olmütz der Kaiser zu Gunsten seines Neffen, des achtzehnjährigen Franz Joseph abdankte.

Die Umwälzung in Wien wirkte sofort und energisch auf die Verhältnisse in Berlin zurück. Seitdem ein Beschluß der Nationalversammlung, daß die Offiziere blutige Zusammenstöße mit den Bürgern vermeiden sollten\*) (9. August), vom Könige zurückgewiesen war, hatte die verhältnißmäßige Ruhe, die unter dem Ministerium Auerwald-Hansemann geherrscht, neuer Gährung Platz gemacht. Dieselbe wich nicht, als General von Pfuel die Leitung der Geschäfte übernahm, zumal der straffe Wrangel zum Oberbefehlshaber in den Marken ernannt wurde.

\*) Jener Antrag vom 9. August war durch ein blutiges Ereigniß in Liegnitz hervorgerufen worden, wo das Militär auf die Bürgerwehr geschossen hatte. Der König betrachtete ihn als Recht als unbefugte Einmischung in Heeresangelegenheiten.



Friedrich Wilhelm wurde ferner schwer gekränkt, als bei der Beratung über die Verfassung vor dem Titel des Königs die Worte „von Gottes Gnaden“ gestrichen wurden (12 Oktober). Die Versammlung nahm einen immer sichereren Charakter an, einmal der Pöbel vor dem Schauspielhaus, wo jetzt getagt wurde, lärmt und tobend die Arbeit der Abgeordneten beschränkte. Bevor (31. Oktober) Waldeck's Antrag, daß Preußen zu Wünschen der Freiheit in Wien einmarschiren sollte, aber man beschloß doch die Reichsversammlung dazu aufzufordern.

Nicht beschloß der König die Truppen zurückzurufen, um die Versammlung vor dem Pöbel zu schützen. Anstatt dieses wurde der Graf Brandenburg, ein natürlicher Sohn Friedrich Wilhelms II. an die Spitze des Ministeriums gestellt (2. November); Gegenüberstellungen der Versammlung wurden von Seiten des Königs, den der jüdische Demokrat Johann Jacoby mit der dreifachen Ausrufung bekehrte, „das sei eben das Unsal der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollten“ in Unmuthen zurückgewiesen. Am 9. November wurde der Versammlung angekündigt, daß sie auf den 27. November vertagt sei, wo sie im Dom zu Brandenburg wiedereröffnet werden sollte. Im Widerstand konnte die Versammlung nicht denken, als Emanuel sich mit seinen Truppen vor dem Schauspielhaus aufstellte und der Verfassungszustand über Berlin verlangt wurde. Die Barockstadt war es ganz zufrieden, daß die Antiquität, welche die Gummier (die „Kaiserlichen“ Schützen) schützten, endlich stand, die Bürgerwehr hatte selbstverständlich keinen Rath, es mit den Truppen anzunehmen. Am 15. November trennte sich die Versammlung, die eigentlich nur noch aus der letzten Minorität bestand, nachdem sie auf den Antrag von Schuler Deschêre einstimmig beschlossen hatte, das Ministerium habe kein Recht Steuern zu fordern, so lange die Nationalversammlung an ihren Verhandlungen in Berlin verhindert sei.

Die Steuerverweigerung fand nur ganz vereinzelt statt, verjagte raste der Reichsbesitzer von Frankfurt aus im Aufstande. Die Nationalversammlung erreichte die zur Verwirklichung nothwendige Mitgliederzahl nicht wieder und wurde am 5. December vom Könige aufgelöst. Praktisch erlosch derselbe aus seiner Machtlosigkeit eine Versammlung, welche noch die liberalen Forderungen ihrer Entstehungszeit an sich trug und den weitestgehenden Anforderungen genügen konnte, um 25. Februar wurden „die Kammern“ einberufen.

Die Verfassung stimmte mit dem Entwurf Waldeck's nahezu überein, nur daß sie dem König das Recht wahrte, „in Abwesenheit der Kammern bei dringenden Fällen Befehle mit Vetostrafe zu erlassen“.

Mit der oftgetroffenen Verfassung war für Preußen eine Annäherung an die Frankfurter Versammlung ermöglicht, und die besten Männer derselben begannen vertrauensvoll nach Preußen zu fliehen und suchten, zum Theil persönlich, mit dem Könige Fühlung zu gewinnen. Friedrich Wilhelm war viel zu lebenswürdig, um den Vertrauensvollen die volle Abgrenzung seiner Stimmung kund zu thun, nur die vertrauten seiner Freunde wußten, daß ihr Herr eine Wunde, wie sie jene Versammlung bieten konnte, nun und nimmermehr annehmen werde. Abgesehen von dem Widerwillen, aus den Händen der Demokratie die Krone zu erhalten, hatte Friedrich Wilhelm einen viel zu großen Respekt vor den historischen Rechten des kaiserlichen Oestreich, eine Aufbaumung, die den Oestreichern nur genehm sein konnte.

Dabei hatte man innerhalb der Nationalversammlung längst eingeesehen, daß auf Oestreich bei der Neugestaltung Deutschlands zu verzichten sei. Demgemäß wurde Heinrich von Gagern an Stelle Schmerling's Reichsminister. — als Präsidenten des Parlamentes ersetzte ihn E. Zinzin. Noch bevor das neue Wi-

nisterium sich zu der österreichischen Regierung in Beziehung setzen konnte, ließ die erklären, daß sie sich ihre historische Stellung in Deutschland nicht verkümmern lassen werde; das hieß mit anderen Worten, sie werde ebenso wenig sich aus Deutschland verdrängen lassen, als gestatten, daß etwa nur die deutschen Provinzen Oesterreichs in den zukünftigen Reichsverband gezogen würden.

Dadurch wuchs die Schwierigkeit der Frage, unter welcher einem Oberhaupt die deutsche Nation denn demnächst vereinigt sein sollte. Mit Mühe und mit geringer Majorität beschloß man zu Ende Januar im Principe, daß ein deutscher Fürst — es konnte doch nur der König von Preußen sein, — Oberhaupt des Reiches sein sollte, aber für den Kaisertitel erklärte sich nur eine verschwindende Mehrheit und man wagte nicht, eine bestimmte Dauer, geschweige denn die Erblichkeit der Kaiserwürde festzusetzen.

Die Entscheidung hing unter diesen Umständen wesentlich davon ab, welche Stellung Preußen und Oesterreich, auch die mächtigeren anderen Fürsten einnehmen würden. Wirklich kam Preußen den Anschauungen des Parlamentes entgegen, indem es erklärte, daß, falls Oesterreich die Unterordnung unter eine deutsche Centralgewalt mit der Idee des österreichischen Einheitsstaates für unvereinbar hielt, die übrigen Staaten das Recht besitzen müßten, sich zu einem engeren Bunde zusammenzuschließen. Die österreichische Regierung verworf beides, die kleinen Königreiche, Baiern voran, wollten von einem engeren Bunde nichts wissen, weil sie fürchteten, daß bei einer stärkeren Centralgewalt ihre Souveranetät leiden würde.

1849 Nun zeigte Oesterreich, Anfang März, ganz offen seine eigennützigen Absichten; es verlangte mit seinem ganzen Länderbestande die Aufnahme ins Reich, an dessen Spitze ein Staatenhaus, aus 69 Vertretern gebildet, stehen sollte: indem auf je eine Million ein Vertreter kam, entfielen auf Oesterreich 38, mit denen es die übrigen überstimmen konnte; in dem Direktorium des Bundes behielt sich Oesterreich den Vorsitz vor. Als nun aber Belder unter dem Eindrucke dieser unerhörten Zumuthungen offen den Antrag stellte, dem Könige von Preußen die erbliche Kaiserwürde zu übertragen (21. März), wurde derselbe doch zunächst abgelehnt, weil die doktrinaire Linke noch besondere Garantien von dem zukünftigen Kaiser nöthig zu haben glaubte. Erst nachdem dies geschehen war, ward am 27. März das Kaiserthum und seine Erblichkeit angenommen, dann am 28. König Friedrich Wilhelm von 294 Mitgliefern erkoren, 210 enthielten sich der Abstimmung.

Jene Garantien bestanden darin, daß die Wahlen zum Parlament in geheimer Abstimmung erfolgen sollten und der Kaiser einen Beschluß des Reichstages, wenn er in drei aufeinanderfolgenden Sitzungsperioden gefaßt sei, unbedingt zur Ausführung bringen müsse.

Obwohl der König von Preußen bereits erklärt hatte, daß er die Kaiserkrone aus den Händen der Versammlung nicht annehmen werde, erregte unter den Mitgliedern der Parlamentsmehrheit seine Erwählung den größten Jubel, und eine Botschaft von 33 Männern (darunter u. A. Dahlmann) begab sich nach Berlin, um Friedrich Wilhelm seine Wahl anzuzeigen. Der König lehnte dankend ab: gegen seine Vertrauten äußerte er seinen ganzen Widerwillen gegen die ihm zugedachte Würde. Höchstens wollte er als Nachfolger des Reichsverwesers, der

nach der Majestätswahl freiwillig zurückzutreten beabsichtigte, Ordnung in Deutschland schaffen. Aber die österreichische Regierung bewog nun erst recht den Erzherzog zum Ausweichen, rief dagegen die österreichischen Abgeordneten aus dem Parlamente ab. Daß die kleineren Staaten an dem Erbkaufthum festhalten zu wollen erklärten, war der Haltung Preußens und Oesterreichs gegenüber unerheblich; auch die vier Königreiche waren mit dem Ausgang sehr zufrieden.

In eigenen Heide war Oesterreich noch in großer Verlegenheit. Ein Unterfeldzug in Ungarn gegen Klapka, Görgei und den Polen Dembinski mißlang nach anfänglichen Erfolgen. Mitte April 1849 ließ Kossuth im ungarischen Reichstage die Ablehnung des kaiserlichen Vortrages aussprechen und ward zum Diktator der neuen Republik ernannt. Auch in Serbien und Bulgarien stand es mit der kaiserlichen Sache noch schlecht; besonders ließ der Widerstand der Serben und Kroaten gegen Ungarn nach, weil jene für ihre nationale Unabhängigkeit hatten kämpfen wollen, auf die jetzt jede Vorlesung schwand, denn in einer Verordnung vom 1. März 1849 offensierte die österreichische Regierung eine streifte Verfassung.

#### 4. Revolution von 1849 und Ausgang des Parlamentes.

Nachdem Friedrich Wilhelm nicht nur die Kaiserkrone zurückgewiesen, sondern am 28. April 1849 erklärt hatte, daß er die Einigung Deutschlands zwar <sup>1849</sup> nicht aufgeben, aber auch nimmermehr auf dem Wege der Reichsverfassung annehmen werde, die nur durch Krieg oder Revolution zu verwirklichen sei, hatte das Parlament nichts besseres thun können, als von seiner unlösbar gewordenen Aufgabe zurückzutreten und auseinander zu gehen. Denn daß es dem Könige mit jener Erklärung vollkommener Ernst war, hatte er eben in Berlin gezeigt: die berliner Nationalversammlung, welche am 21. April die Rechtsgültigkeit der Reichsverfassung akzeptiert hatte, löste er am 28. April einfach auf. Das preussische Königthum fing wieder an zu erstarken.

Die Einsichtigen im Parlament und zwar gerade die, welche bisher für Preußen gekämpft hatten, verhielten sich der Erkenntnis nicht, daß sie auf die Durchführung ihrer Idee, speziell der Reichsverfassung, verzichten müssen. Es verbreitete sich immermehr die Erkenntnis, daß auf der Grundlage von 1848 nicht weiter zu bauen war. Da nahmen sich die Radikalen, denen soeben noch diese Verfassung als freundschaftlich erschienen war, denselben an und setzten am 4. Mai 1849 den Beschluß durch (mit zwei Stimmen Mehrheit) das ganze deutsche Volk solle die Verfassung zur Geltung bringen, die Wahl für den ersten ordentlichen Reichstag sollte vorgenommen und, wenn Preußen auf seinem bisherigen Widerstande beharre, dem größten der übrigen Staaten die Statthaltertschaft übertragen werden. Als ob sich der König von Preußen jemals zu einer solchen Unterordnung bequemen lassen würde. Im übrigen war jener Beschluß einer Aufforderung zur Empörung gleich zu achten, zumal es an einzelnen Stellen Deutschlands schon zu Ende April in gewaltthätigen Akten gesonnen und Jähdäuserei genug vorhanden war.

Ein Aufstand in Württemberg zwang den König, nachträglich die Reichsverfassung anzuerkennen (24. April). In Hannover wurde die Ständeverammlung am 26. April aufgelöst, in Dresden am 30. April. In der Rheinpfalz wurde die Volksbewaffnung bekräftigt; man plante dort die Losreißung von Baiern, wo Regierung und Volk die Reichsverfassung verworfen hatten.

1848

In Preußen erfolgten nur vereinzelte Ruhestörungen, wurden aber ohne große Mühe bald beseitigt. Dagegen nahm die Empörung größere Ausdehnung in Dresden an, wo preußische Garden (7. Mai) zur Unterdrückung mitwirkten. Nachdem die blutige Arbeit getan war, wanderten alle Räufelührer, deren man habhaft wurde, in die sächsischen Zuchthäuser, wo sie einer sehr strengen Behandlung anheim fielen.

Am tollsten aber ging es in Baden zu. Hier triumphierte (in der zweiten Hälfte) die Revolution völlig; der Großherzog und das Ministerium flohen, ein Landesauschuß, der unter andern auch Struwe angehörte, übernahm die Regierung und beherrschte von Karlsruhe aus das Land.

Wahr nicht der Reichsverweser, wohl aber das immer radikaler werdende Parlament war im höchsten Grade auf Preußen aufgebracht, weil es, wie in Dresden, die Empörungen niederwarf, welche von Frankfurt aus angestiftet waren. Als nun gar am 10. Mai das Reichsministerium aufgefordert wurde, Preußen mit allen Mitteln entgegenzutreten, nahm Gagern mit allen Amtsgenossen seine Entlassung. Das neue Ministerium ernannte auch nur den Hohn der Versammlung, aus welcher zunächst am 21. Mai 65 Abgeordnete (darunter Arndt, Weseler, Dahmann, Trosch, Dunker, Simson) austraten. Am 23. folgten weitere 40, am 26. schied auch Weiler mit den Seinigen aus. Der Reichsverweser blieb aber, auf Oesterreichs Veranlassung, noch immer auf seinem Posten, ohne im Parlament irgendwie beachtet zu werden. Der Rest des Parlamentes beschloß (30. Mai) die Uebersiedelung nach Stuttgart, wo sich am 6. Juni 105 Abgeordnete unter dem Vorsitze von Löwe-Galbe zu dem sogenannten „Rumpfparlament“ vereinigten. Sie ernannten in lächerlicher Ueberhebung „Reichsregenten“ und suchten das Volk zur gewalttätigen Durchführung der Reichsverfassung zu bewegen. Durch Verhängung des Belagerungszustandes beschränkte die Regierung die Verbreitung der Unruhen und am 15. Juni mußte Römer, der Urheber der folgenreichen Vorversammlung vom 5. März 1848, das Rumpfparlament auflösen.

Nun ward auch der bairische und der pfälzische Aufstand niedergeworfen. Aus der Rheinprovinz rückten die Truppen Preußens, an welches sich der Großherzog gewendet hatte, unter dem Oberbefehl des Prinzen von Preußen ein, gleichzeitig drang ein Reichsheer unter Peucker's Führung in der Bergstraße vor. Die deutschen Empörer hatten zwar auch einige Anführer deutschen Stammes, wie den Weinreisenden Blender und Sigl, aber die Helden waren in der Pfalz der Deutsch-Pole Sinaide (Schnelder) und bei den Badenern Mikrosławski. Weder der eine noch der andere konnte mit seinen ungeordneten Scharen etwas ausrichten. Nach dem Treffen von Waghäusel (21. Juni) zog der Prinz von Preußen am 25. Juni in Karlsruhe ein. Auch die weiteren Kämpfe an der Murg waren den Pfälzern ungünstig, bei denen das Unglück obendrein Uneinigkeit erzeugt hatte. Am längsten hielt sich Kastadt, mußte aber am 23. Juli auf Gnade und Ungnade kapitulieren. Die Pfälzerführer hatten sich natürlich bei Zeiten aus dem Staube gemacht, aber einige der Schuldigsten fielen doch in die Hände der Sieger und mußten ihre Unbesonnenheit mit dem Tode oder langwieriger Haft büßen.



Der Prinz von Preußen zur Zeit seines Oberbefehls gegen den badiſchen Aufſtand.  
 (Reproduction von Schreile im Jahre 1849 nach Begeißs Zeichnung.)

zu den ersten gehörten Liebenmann, ehemals badiſcher Offizier, jetzt Kommandant von Mainz und der Civilkommissar von Trübschler, der Freund Robert Vinnus. Von den letzteren ist am bekanntesten Gottfried Kinkel, der später durch seine Gemahlin und den Mann Karl Schurz aus seiner Haft befreit wurde.

Als alles vorüber war, kam (16. Juli) Hecker aus Amerika zurück, überzeugte sich von dem Verlust, das er hatte ansetzen helfen und suchte dann sein Wohl wieder auf. Das waren die Männer, denen das Volk einst blindlings vertraut hatte!

### 5. Preußens politische Bestrebungen bis zum Vertrage von Olmütz (29. November 1850.)

Nach ehe das Kumpfparlament auseinanderging und der badische Aufstand zersprengt wurde, hatte König Friedrich Wilhelm im Sinne seiner Erklärung vom 28. April den Versuch gemacht, aus dem Schiffbruche der bewegten Zeit so viel von der deutschen Einheit zu retten, als durch Verständigung mit den Regierungen und durch eine Läuterung der Reichsverfassung zu retten war. Am 17. Mai nahmen <sup>1849</sup> die bezüglichen Verhandlungen in Berlin ihren Anfang. Sofort bewies Oestreich sich feindselig. Sein Bevollmächtigter erklärte, daß ein engerer Bund, in dem für Oestreich kein Platz sei, ihn nicht anginge, und zog sich zurück. Baiern folgte willig diesem Beispiel. Sachsen und Hannover, von denen ersteres für die Bewältigung des Aufstandes dankbar sein mußte, unterzeichneten mit heuchlerischer Freundschaft das <sup>1849</sup> sogenannte „Dreikönigsbündniß“, (26. Mai) welches bei allen Patrioten übertriebene Hoffnungen erweckte. Die Kaiserpartei des Parlamentes stimmte (Ende Juni in Gotha, daher „Gothaer“) dem Entwürfe freudig zu, zum größten Ärger der Nationalen, welche unter Hinweis auf die blutigen Vorgänge in Baden und die in Preußen zunehmende „Reaktion“ den deutschen Beruf dieses Staates entschieden als je leugneten.

In der neuen Verfassung erhielt Preußen das Präsidium des engeren deutschen Reiches, die ausschließliche diplomatische Vertretung und die militärische Oberleitung. Ihm zur Seite stand ein Fürstentkollegium von sechs Stimmen, welches die Vorlagen an die beiden Häuser des Reichstages, das Staaten- und das Volkshaus zu bringen hatte. Das Oberhaupt erhielt unbedingtes Recht zur Verwerfung der Volksbeschlüsse (im Gegensatz zur Reichsverfassung). Das Bündniß wurde zunächst nur auf ein Jahr geschlossen: siebzehn Regierungen traten allmählich dem Bunde bei, welcher den lebhaften Widerwillen Oestreichs und Baierns erregte.

Die Wiedererstarkung der Regierungsgewalt in Preußen äußerte sich naturgemäß in einer kräftigen Reaktion gegen die Auswüchse der letzten Zeit; sie begann am 16. Mai mit der Verschärfung des Belagerungszustandes und der Verhaftung Waldeck's, gegen den ein Hochverrathsproceß eingeleitet wurde; dann erfolgte die Abänderung des Wahlgesetzes: indem die Wähler nach der Höhe der Steuern in drei Klassen eingetheilt wurden, deren jede gleichviel Wahlmänner zu wählen hatte, wurde der Einfluß der besitzenden und staatsverhaltenden Elemente erhöht.

Einen schweren Schlag erlitt aber das Dreikönigsbündniß durch den weiteren Verlauf der schleswig-holsteinischen Sache. Nachdem die festen Dänen, während Friedensverhandlungen noch schwelkten, den Waffenstillstand von Malmö gekündigt hatten (Febr. 1849), nahmen im April die Feindseligkeiten wieder ihren Anfang und das Reichsheer unter dem preussischen General von Bittwitz hatte schöne Erfolge aufzuweisen.

Bei einem Versuch auf Eckernförde zwangen ein paar schleswig-holsteinische Strandbatterien am 5. April die beiden größten dänischen Schiffe zur Ergebung: das Linieneschiff Christian VIII. (54 Kanonen) flog in die Luft, die Fregatte Veslem wurde in die deutsche Flotte eingestellt. Am 13. April wurden die Düppeler Schanzen erobert; weitere Erfolge führten die deutschen Truppen bis an die Wälle von Fredericia. Aber nach Bagers Rücktritt fehlte es an einheitlicher Leitung, und





1849 ehrlichen Verständigung mit Oestreich und schloß mit ihm (30. September 1849) das sogenannte „Interim.“ Diesem Vertrag zufolge sollten zwei Bevollmächtigte der beiden deutschen Großstaaten an Stelle des deutschen Bundes die Centralgewalt ausüben. Das Abkommen erstreckte sich eigentlich nur bis zum 1. Mai 1850, sollte aber verlängert werden, falls bis dahin die Verfassungsfrage nicht geordnet sei, am 20. December übernahmen die östreichischen und preussischen Bevollmächtigten die Regierung aus den Händen des Reichsverwesers.

Inzwischen hatte der König schon einsehen müssen, wie wenig den Genossen vom Dreikönigsbündniß zu trauen sei. Als im Verwaltungsrath der Union (Anfang October) beantragt wurde, die Wahlen zum Reichstage der Union vorzunehmen, erhoben Sachsen und Hannover Protest. Ohne Rücksicht darauf gingen diese Wahlen 1850 in Preußen und den anderen Unionsstaaten im Januar 1850 vor sich, am 13. Februar ward das Parlament zum 20. März nach Erfurt berufen. Hiergegen protestirte Oestreich, gestützt auf die Bundesakte von 1815, Hannover trat im Februar aus, die drei anderen Königreiche brachten einen neuen Verfassungsentwurf, der ihnen größeren Einfluß sicherte, das sogenannte „Vierkönigsbündniß“ in Vorschlag. Oestreich, hocherfreut, Preußens Einfluß so beschränkt zu sehen, stimmte natürlich zu, falls es mit seinem ganzen Staatsgebiet eintreten dürfe; Preußen und die übrigen Unionsstaaten lehnten den Vorschlag ab. Der Gegensatz zwischen Nord und Süd spitzte sich immer mehr zu; besonders mißgestimmt war der König von Württemberg, seit (am 7. Dezember 1849) die Fürsten von Hohenzollern die Regierung zu Gunsten Preußens niedergelegt hatten.

Da Preußen jetzt in die Reihe der konstitutionellen Staaten getreten war, — am 31. Januar war das neue Staatsgrundgesetz nach mancherlei Kämpfen bestätigt und veröffentlicht worden, — da ferner das Erfurter Parlament wesentlich aus der alten Kaiserpartei bestand, entsprachen die Beschlüsse desselben allen Wünschen der preussischen Regierung; Volks- und Staatenhaus nahmen die Verfassung an, nur daß sie den Regierungen einige Verbesserungsvorschläge machten.

Dem „Vierkönigsbündniß“ zufolge sollte an der Spitze Deutschlands ein Directorium stehen, gebildet aus Oestreich, Preußen, den anderen vier Königreichen und beiden Hessen, die Landesvertretungen wählten eine Volksvertretung, die 100 Oestreicher, 100 Preußen und 100 Abgeordnete aus den übrigen Bundesstaaten umfassen sollte.

Die Kämpfe um die preussische Verfassung wurden hervorgerufen durch das naturgemäße Bestreben der wieder erstarkten Staatsgewalt, aus der oktroyirten Urkunde vom 5. December 1848 die gefährlichsten Notheparagraphen ihrer Ursprungszeit zu entfernen, z. B. die Seidigung des Militärs auf die Verfassung, das Steuerverweigerungsrecht u. A. Schon war die Beratung, wesentlich im Sinne der Regierung beendet (December 1849), als die 1850 (Januar 1850) mit 15 neuen schärferen Forderungen hervortrat. Selbst das Ministerium meinte, die Grenze der Zugeständnisse sei erreicht, beinahe wäre es noch jetzt zur Auflösung der Kammer und zu einem Ministerium der äußersten Rechten (Reiß-Neßow) gekommen. Endlich fügte sich die Kammer nach einigen Milderungen. Als der König am 6. Februar die Verfassung beschwor, wiederholte er sein Krönungsgelübde: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen“, erinnerte an die schweren Opfer, die ihm dies Werk gekostet, und bat ihm das Regieren mit dieser Verfassung möglich zu machen.

Wenn trotzdem der Schluß des Erhöhrten Parlamentes in trauer Stimmung erfolgte (21. April), so hatte das seinen Grund darin, daß von Oestreichs Seite bereits sehr bedenkliche Gegenanstalten getroffen worden waren: am 26. April lud es zur Wiederherstellung des alten Bundestages nach Frankfurt ein. Die Unionsregierungen beriethen nun in Berlin, wie sie sich dem gegenüber zu verhalten hatten. Zu einem kräftigen, gemeinsamen Stellungnehmen kam es bei den obwaltenden Umständen nicht: statt die Unionsverfassung in Kraft treten zu lassen, beschloß man ein neues Provisorium und kam überein, Gesandte nach Frankfurt zu schicken, ohne jedoch dort gefaßte Beschlüsse als bindend zu betrachten. Es ward Oestreich nicht allzu schwer, einige längst zweifelhafte Staaten an sich zu ziehen: am 2. September wurde mit elf Stimmen der engere Rath des alten Bundestages wieder ins Leben gerufen. Unter den Staaten, welche diesem Bunde angehörten, befand sich auch Dänemark, welches eben dabei war, die schleswig-holsteinischen Herzogthümer zu vergewaltigen. Schimpflich waren die waderen Kämpfer von Preußen beigegeben worden, nur zu dem letzten äußersten Schritt hatte man sich hier noch nicht entschlossen: wenigstens das Londoner Protokoll, welches, am 2. August 1850 zwischen England, Frankreich, Rußland, Schweden und Dänemark vereinbart, den dänischen Gesammtstaat anerkannte und mindestens Schleswig zu ewiger Knechtschaft verdammt, hatte man nicht unterschrieben. Da dies von Seiten Oestreichs und des wiederhergestellten deutschen Bundes geschah, stand ein schwerer Konflikt zwischen Preußen und Oestreich bevor, der Entscheidungskampf um die Hegemonie in Deutschland. Sollte dieses unter östreichischer Führung verlottete Deutschland, das nach kurzem verworrenen Anlauf in seine alte Jammerlichkeit zurückzufallen im Begriff war, die nationale Ehre ungeeignet verrathen dürfen oder wurde Preußen nun doch im entscheidenden Moment die nationale Fühne ergreifen und sich zu der Stellung emporzuschwingen, die ihm gebührte: das war die Frage.

Zeit dem Waffenstillstande vom 10. Juli 1850 war es den Schleswig-Holsteinern ubel ergehen. Der preussische Bevollmächtigte in Schleswig war eine Null neben dem Dänen, der sich jede Gewaltthat erlaubte. Im April 1850 berief die preussische Regierung alle preussischen Einträte aus der schleswig-holsteinischen Landesarmee ab. Dann rückte sie am 2. Juli den Frieden mit Dänemark, zog ihre Truppen zurück und überließ die Kriegsgeschenen ihrem Schicksal. Die Schleswig-Holsteiner verurtheilten, unter Führung des vormals preussischen Generals Wittke, noch einmal das Kriegsglück, wurden aber am 21. und 23. Juli bei Alstedt geschlagen. Um nun auch in Holstein nach Belieben stellen und walten zu dürfen, drängten die Dänen die Hilfe des Bundes.

Noch an einer zweiten Stelle sollte der Gegensatz zwischen Oestreich und Preußen zum Ausdruck kommen. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Preußen, der sich nur höchst widerwillig zu einer konstitutionellen Verfassung verstanden hatte, erzielte im Februar 1850 das liberale Ministerium Eberhard durch Kabinettsrath, an sich ein zweifelhafter Mann und ein gehugener Diener seines absolutistischen Herrn. Als der allgemeine Unwille gegen ihn zur Steuerverweigerung führte, wandte er sich an die Frankfurter Bundesversammlung. Diese konnte den Minister, der sich um die Sprengung der Union die größten Verdienste erworben, unmöglich im Stiche lassen und erklärte schon am 21. September, auf Grund der

Wiener Schlußakte von 1834 einschreiten zu müssen. Da man in Preußen Niemande, für das kurhessische Volk einzutreten — Radomski war Minister und es wurde ein Armeekorps in Westfalen zusammengezogen — sammelte Oestreich seine Getreuen um sich. Auf einer Zusammenkunft des Kaisers mit den Königen von Baiern und Württemberg (zu Bregenz 11. Oktober) fielen bedrohliche Worte gegen Preußen, dem man nöthigenfalls mit 200000 Mann entgegentreten wollte.

Preußens Lage war unendlich schwierig, da ihm alle Großmächte grollten, besonders auch Rußland, weil der König das schmähliche Londoner Protokoll noch nicht unterzeichnet hatte. Es fragt sich nur, ob Frankreich, ob Rußland um der Kurhessen willen den Krieg erklärt haben würden, falls der König, im Vertrauen auf die gute Sache, sich zu energischem Handeln ermannet hätte. Aber auch die Armee war in schlechten Verhältnissen, das eigne Land durchwühlt und unzuverlässig. Wohl ist es möglich, daß ein großer Entschluß Volk und Heer Preußens über alles Elend der Gegenwart emporgehoben hätte, aber dieser große Entschluß war dem durch die Revolution von 48 geknickten Könige nicht gegeben.

So glaubte der König die Verantwortlichkeit eines allgemeinen Krieges nicht auf sich nehmen zu können und entschloß sich schweren Herzens zum Nachgeben, nicht ohne daß die Vorstellung einer Buße und Sühne für die müßige Zeit der Revolution dabei eine verhängnißvolle Rolle gespielt hätte. Er ersuchte den Zaren um seine Vermittlung. Zu diesem Zwecke fand Ende Oktober in Warschau eine Konferenz des Zaren, des Kaisers von Oestreich und des Prinzen Karl von Preußen statt. Hier stellte sich der Zar, entrüstet, daß ihm nicht König Friedrich Wilhelm selbst seine Huldigung darbrachte, völlig auf die Seite Oestreichs: alle Zugeständnisse, zu denen sich der preussische Minister Graf Brandenburg bereit erklärte, wies er nicht allein zurück, sondern er behandelte ihn mit solcher Brutalität und Veringschätzung, daß dieser Staatsmann aus Hohenzollernblut in eine schwere Krankheit verfiel, welcher er am 6. November in Berlin erlag. Während er sich in seinen letzten Fieberparoxysmen zum Kampfe fürs Vaterland rüstete, war die schimpflichste Demüthigung bereits beschlossene Thatsache (Ministerrath vom 2. November). Nach schwerem Kampfe entschloß sich der König zum Nachgeben: der Minister Freiherr Otto von Manteuffel brachte seinem Monarchen das Opfer, seinen Namen zugleich mit der tiefsten Schmach seines Vaterlandes zu verewigen, und man muß es gestehen, daß er es verstanden hat, dem Preußenvolk auch nicht einen Tropfen aus dem Vermuthsbecher zu ersparen, den es bis zur Reize leeren sollte.

Zunächst nahm die preussische Regierung von Seiten Oestreichs die Bedingung an, daß das preussische Armeekorps, welches im Oktober unter v. d. Gröben die preussische Etappenstraße in Hessen besetzt hatte, dem Einrücken östreichischer Truppen in Schleswig-Holstein kein Hinderniß in den Weg lege. Als nun auch bairische Truppen unter dem Fürsten von Thurn und Taxis nach Hanau kamen, um von dort auf Kassel zu marschieren, ließ sich König Friedrich Wilhelm noch einmal zu kräftigerer Aktion bewegen und ordnete die Mobilmachung seines Heeres an. Zu Manteuffel dem General v. d. Gröben die Weisung zugehen ließ, jedes Zusammen-

treffen mit den Baiern zu vermeiden, dem österreichischen Gesandten erklärte er, die Mobilmachung sei nur zur Beruhigung der aufgeregten Volkseinstimmung erfolgt, - kam es zwischen der preussischen Nachhut und der bairischen Vorhut nur zu einer kleinen Panfelen (8. Nov. bei Bronzell), der ein Schimmel zum Opfer fiel.

Obwol Radonitz nach England ging, um dort um ein Bündniß zu werben, hielt es Montenucci für nothig, allen weiteren Bedrohungen dadurch auszuweichen, daß er die Vertreter der Union zur Auflösung derselben bestimmte (15. Nov.). Da Oesterreich trotzdem zu rufen fortfuhr, eilte Montenucci nach Olmütz, um die Unterwerfung Preussens anzuzeigen. Indem der Minister fast in allen Punkten seine Forderungen überschritt, sorgte er dafür, daß der unvermeidliche Rückzug Preussens sich mit möglichst wenig Olmütz vollzog. Oesterreich bewilligte nur, daß Preußen sich an freien Konferenzen betheiligen durfte, in denen über die zukünftige Gestaltung des deutschen Bundes beraten werden sollte. Die Besprechungen fanden am 24. Dezember in Dresden statt. Oesterreich beantragte seinen Eintritt mit allen seinen 1850 Ländern, wollte außerdem das Stimmenverhältniß des alten engeren Rathes derzeitigt geändert wissen, daß der Einfluß der Kleinstaaten, die sich leßthin fast alle in Preußen gehalten hatten, völlig beseitigt würde. Diese Vorschläge scheiterten beide: der erstere an dem eifersüchtigen Einspruch Englands und Frankreichs, der zweite an der energischen Gegenwehr der bedrohten Kleinstaaten. So blieb nichts anderes übrig, als die Rückkehr zu der alten Bundesverfassung: auch die Idee einer Vollvertretung am Bunde, für die der König von Württemberg noch einmal in die Schranken trat, ließ man mit Rücksicht auf Oesterreich und Preußen fallen.

So endigte der Kampf um die Hegemonie in Deutschland mit einem völligen Siege des österreichischen Kaiserstaates, in dessen Interesse es stets gelegen hatte, die Einheit und die Freiheit Deutschlands gleichmäßig niederzuhalten. Nicht mude ward man in Wien, darüber zu jubeln, daß man auf dem besten Wege war, das erkrankte Preußen zu vernichten. Moralisch war es in der That fast vernichtet, und was noch schlimmer war, es hatte seine Niederlage selbst verschuldet durch eigene Schwäche und Zerrüttung, durch seine schloßte Politik und die Muthlosigkeit seiner Staatsmänner. Durch eine schwere Schule der Demuthigung war es gegangen und noch war es niemand offenbar, daß aus dieser Schule der Staatsmann hervorgehen sollte, der berufen war, dereinst das übermuthige Oesterreich in den Staub zu werfen und aus Deutschland zu verdrängen. Zunächst aber naheten für Deutschland traurige Zeiten, die Tage des Märkers Nikolaus: der russische Zar war es, der in Gemeinschaft mit dem von ihm erretzten Oesterreich in letzter Linie über die Wohlfahrt der deutschen Nation entschied, bis auch er inne ward, was der „Dank vom Hause Oesterreich“ bedeuete. Erst als dem stolzen Zaren, der sich von Oesterreich wie Preußen im Stich gelassen glaubte, von ersterem sich sogar bedroht sah, während des Krimkrieges das Herz brach (2. März 1855), durfte Deutschland, befreit von seiner unberechtigten Vormundschaft, freier aufathmen und die Hoffnung auf die Wiederkehr besserer Tage fassen.

Oesterreichs Triumph in Deutschland war nur dadurch ermöglicht worden, daß es ihm, zum Theil mit russischer Hilfe, gelungen war, die revolutionären Bewegungen in den feind-

Staatsgrundgesetz am Widerstande der eigenen Ritterschaft und des Königs von Preußen scheiterte. Es ward dem Großherzog nicht schwer, auf Grund eines Schiedsspruches (11. Sept. 1850) die alte landständische Verfassung wieder einzuführen. Für die anderen Staaten konnte Oestreich, das am schroffsten mit den jüngsten Ereignissen brach, als Vorbild gelten. Man lenkte wieder in Metternichsche Grundsätze ein und erließ strenge Gesetze über die Presse (6. Juli 1854) und das Vereinswesen. Der allmächtige Polizeistaat ertrug mit allen schlimmen Erscheinungen von Korruption, Parteilichkeit, Kriecherei und Gewaltthätigkeit im Gefolge.

In Oestreich wurde das Staatsgrundgesetz von 1848 einfach aufgehoben (31. Dec. 1851). Auf Schwarzenberg († 5. April 1852) folgte der gleichgestimmte Minister Buol-Schaun-Nein nebst Leo Thun und Alexander Bach. Die leichtfertige Bevölkerung ertrug das Polizeiregiment mit Murren oder mit Gleichgiltigkeit, der Staatstheft nahm von Jahr zu Jahr ab, als ein stets wiederkehrendes Defizit zu fast unbegrenzter Ausgabe von Papiergeld nöthig.

In Preußen ging man an die Revision der Verfassung im konservativen Sinne. Die wichtigste Veränderung war die Umformung der „ersten Kammer“ in das „Herrenhaus“ (Gesetz vom 30. Mai 1853). Prinzen des königlichen Hauses, erbliche Mitglieder (Söhne der ehemals reichsunmittelbaren Familien, die Mitglieder der früheren Herrenkurie und solche, welche der König mit Erblichkeit ernannte), Mitglieder auf Lebenszeit (Vertreter von Verbänden des alten und besessenen Grundbesitzes, je ein Mitglied der sechs Landesuniversitäten, Vertreter von Städten repräsentirt, welchen dieses Recht verliehen wurde, endlich Mitglieder auf besonderem königlichen Vertrauen ernannt) bildeten ein Oberhaus, welches das aristokratische und stabile Element im Staatsleben verkörpern sollte. Veränderungen seiner Zusammensetzung konnten nur durch ein Gesetz, also mit Zustimmung des Herrenhauses selbst vorgenommen werden, dafür schob man das königliche Recht, beliebig viel Mitglieder aus besonderem Vertrauen zu ernennen („Patrschub“) als Korrektiv gegen etwaigen Mißbrauch seiner Stellung ein.

Ein weiterer Schritt auf dem Wege einer konservativen Gesetzgebung war die Wieder-einführung der Fideikommission und die Ektirung der neuen Gemeindeordnung, Kreis- und Provinzialverfassung zu Gunsten der alten Provinziallandtage, alles mit Zustimmung der jetzt sehr gefügigen zweiten Kammer. Die politische Stimmung der fünfziger Jahre war im Rekonstruktions- und Reaktionsprozeß günstig: die Masse des Volkes vertraute der Regierung, die Liberalen und Demokraten hielten sich zurück: so ergaben die Wahlen zur neuen Legislaturperiode (1855) ein durchaus willfähriges „Abgeordnetenhaus“, wie die neue Benennung hieß (die sogenannte „Landrathskammer“).

In den übrigen deutschen Staaten folgte man mehr oder minder eifrig dem Beispiele der Großmächte und benutzte die allgemeine Erschlaffung dazu, die Wahlgesetze dergestalt zu ändern, daß, unter Beihülfe anderer Maßregeln, die Regierungen wieder in den Vollbesitz der Staatsgewalt gelangten und sich die Spielerei mit dem Scheinkonstitutionalismus, dem es in manchen kleinen Staaten an jeder gesunden Grundlage gebrach, getrost gestatten durften.

Auch für die Stellung der Kirchen, sowohl der evangelischen wie der katholischen, ward die Bewegung von 1848 und die Reaktion von 1850 von größter Bedeutung. Es hatte sich gezeigt, daß die „Stillen im Lande“ und die guten Katholiken dem Taumel der Revolution am wenigsten unterlegen waren, oder sich am ersten ernüchtert hatten, daß die Autorität der Kirche am ersten bereit sei, die Autorität des Staates zu stützen. Es war natürlich, daß sich die Regierungen jetzt um so bereitwilliger auf diese festen Säulen stützten.

Für die evangelische Kirche war diese Zeit der politischen Ruhe zugleich die Zeit





Der Prinz von Preußen zur Zeit seines Oberbefehls gegen den badischen Aufstand.

Gezeichnet von Schmitt im Jahre 1849 nach Georg Schmitt.

Zu den erlieren gehörten Tiedemann, ehemals badischer Offizier, jetzt Kommandant von Kaffade und der Civilkommissar von Trübschler, der Freund Robert Muma. Von den anderen ist am bekanntesten Gottfried Kinkel, der später durch seine Gemahlin und den Studenten Karl Schurz aus seiner Haft befreit wurde.

Als alles vorüber war, kam (16. Juli) Hecker aus Amerika zurück, überzeugte sich von dem Unheil, das er hatte anrichten helfen und suchte dann sein Asyl wieder auf. Das waren die Helden, denen das Volk einst blindlings vertraut hatte!

die süddeutschen Staaten zu bestimmen, seinem Beispiele zu folgen. Dies geschah erst im Jahre 1857; doch traten diese Konfödate nicht in Kraft, weil sie die Zustimmung der einzelnen Landesvertretungen nicht fanden. Nur in Oestreich trat das Konfödat in vollste Kraft.

Nur auf einem Gebiete, auf dem Preußen schon früher dem allmächtigen Metternich getrotzt hatte, ließ es sich auch jetzt von Oestreich nicht den Rang ablaufen. <sup>1853</sup> Die zwölfjährige Zollvereinsperiode lief mit dem 31. Dezember 1853 ab. Trotz der großen Schwierigkeiten, welche in der Verschiedenheit der östreichischen und deutschen Zollbestimmungen und darin lagen, daß in Oestreich das ergiebige Tabaksmopol bestand, ließ sich denken, daß auch Oestreich seine Aufnahme in den Zollverein fordern werde. Nachdem die ersten Versuche, einen deutsch-östreichischen Zollverein zu gründen, zu Anfang d. J. 1849 als beseitigt gelten konnten, traten dieselben Bestrebungen 1850 und 1851 wieder hervor und die wichtigsten Genossen Preußens im Zollverein erklärten sich am 7. Juni 1851 für die Vorschläge Oestreichs, das seinen Eintritt in den Zollverein für den 1. Januar 1859 in Aussicht stellte. Wenn jene Staaten, namentlich Kurhessen, austraten, war das preußische Handelsgebiet wieder in zwei Theile zerrissen; daher half es sich durch einen sehr geschickten Coup: zum größten Ärger der Gegner schloß es am 7. September 1851 mit Hannover einen Vertrag, durch welchen dieses am 1. Januar 1854 in den preußischen Zollverein zu treten versprach. Damit war die Kontinuität des Zollgebietes wieder aufs beste gesichert. Da die süddeutschen Regierungen sich gleichwol anschickten, die Zollsache im Bunde mit Oestreich zu ordnen, erneuerte Preußen den Zollvereinsvertrag zunächst nur mit Braunschweig, dem Steuerverein und dem thüringischen Handelsverein. Aber Oestreich gelangte zu keinem Verständniß mit den Abtrünnigen, hielt es vielmehr für gerathen, mit Preußen am 19. Februar 1853 selbst einen Handelsvertrag zu schließen. Nun mußten auch die übrigen sich zum erneuten Anschluß an Preußen bequemen: am 4. April 1853 wurde der preußische Zollverein, dessen Gebiet sich auf über 9000 Quadratmeilen erweitert hatte, wieder auf 12 Jahre verlängert.

Aber weder die volkwirthschaftliche Wohlfahrt, in welcher sich Preußen durch gesteigerte Gewerbethätigkeit und durch verkehrbelebenden Eisenbahnbau befand, noch die Mitle von Kunst und Wissenschaft, deren sich der Staat erfreute, boten eine Entschädigung für die politische Bedeutungslosigkeit, in welche er verfallen war. Als Rußland versuchte, unter dem Vorwande, die unveräußerlichen Rechte der griechischen Kirche im türkischen Reiche zu beschirmen, die Zarenherrschaft zu erweitern und darüber ein europäischer Krieg entbrannte, hielten es viele für an der Zeit, den Kampf um die Hegemonie in Deutschland zu erneuern. Die Mächte, welche die Schmach von Olmutz hatten herbeiführen helfen, waren jetzt selbst gebunden. Rußland sah sich von den vereinigten Westmächten angefallen, weder das neidiſche England noch das übermüthige Frankreich vermochten Preußen zu hindern, auf eigene Faust deutsche Politik zu machen, noch weniger war Oestreich dazu im Stande. Der Kaiserstaat war in peinlichster Lage: er konnte es nicht dulden, daß der russische Nachbar an seiner Seite noch weiter sich vergrößerte, aber er konnte

der König von Preußen wurde durch den Gang der Ereignisse in Deutschland der Sache der Schleswig-Holsteiner mehr und mehr entfremdet. So ließ er zwar seine Truppen nach Jütland einrücken, aber die Laßigkeit, mit welcher die Belagerung von Ardenburg geführt wurde, ermöglichte den Dänen noch einen letzten entscheidenden Sieg. Der General Rye schob sich, mit Verstärkungen laudend, zwischen die beiden Halften des Belagerungsheeres, das nach einem harten Kampfe (5. 6. Juli) mit großem Verluste geschlagen wurde. Noch dachten die tapferen Söhne der deutschen Nordmarken nicht an Aufgabe des Kampfes, da wurden sie durch die Nachricht überrascht, daß Preußen in einem schmachlichen Vertrage vom 10. Juli die Herzogthümer preisgegeben habe.

Der Waffenstillstandsvertrag lautete dahin, daß Schleswig von Holstein getrennt, in dem erstgenannten Herzogthum eine Demarkationslinie gezogen, der nördliche Theil von schwedischen, der südliche von preussischen Truppen besetzt und für Schleswig eine preussisch-dänische Landesverwaltung eingerichtet werde. Nach den Friedenspräliminarien, die am gleichen Tage vereinbart wurden, sollte Schleswig, unbeschadet der Rechte der dänischen Krone, eine Sonderverfassung erhalten, aber von Holstein getrennt werden.

Was blieb der schleswig-holsteinischen Patriotenpartei übrig, als sich zu fügen? Der Vertrag wurde ausgeführt; um das schmachliche Abkommen, das nur durch den Druck Rußlands entschuldigt werden kann, einigermaßen zu beschönigen, wurde der urtheilslosen Menge von einer projektierten norddeutschen Republik vorgezitiert. Die Dänen waren die Ketter des monarchischen Gedankens! Da war es denn wirklich schwer, an Preußen nicht zu verzweifeln und darum verdient der eine, welcher seine unerschütterte Hoffnung offen bekundete, die ehrende Anerkennung der Nation.

Es war der Geschichtsforscher Joh. Gust. Droysen, Mitglied des Parlamentes und ein treuer Vertheidiger der schleswig-holsteinischen Sache. In seinem „Briefe eines Schleswig-Holsteiners“ schrieb er am 7. August 1849, unbeirrt von der aufgeregten Tagesmeinung: „Die Sache der Nation ist jetzt bei Preußen. Preußen muß die Stellung in Deutschland, die es mit Oesterreich gemeinsam haben sollte, fortan allein über sich nehmen. Es darf sich nicht dabei beruhigen wollen, doch nur die zweite Macht in Deutschland zu sein. Die deutsche Macht zu sein ist seine geschichtliche Aufgabe.“

„Nicht von der „Freiheit“, nicht von nationalen Belästen aus war die Einheit Deutschlands zu schaffen. Es bedurfte einer Macht gegen die andere, ihren Widerspruch zu brechen, ihren Einernuß von uns zu wehren. In diesem Sinne an die Spitze Deutschlands tretend, erneue uns Preußen die wahrhafte Idee des Kaiserthums, wie sie seit dem fünften Karl an der dynastischen Politik Oesterreichs in Grunde gegangen ist, erneue uns das Reich deutscher Nation, daß es, nicht wie der deutsche Bund war, eine träge Sammelstätte sei, die Macht-erfurcht der Gemaltigen Europas auseinander zu halten, sondern sich zwischen ihnen eine neue lustige Höhe erhebe, unter deren Schirm ringelnd die minder Mächtigen leben und weben können nach ihrer Art.“

Vorläufig war geringe Hoffnung, daß Preußen ein solches Ideal verwirklichen werde. Der König, dem das Dreikönigsbündniß weniger am Herzen lag, als seinem Freunde Radomski, hatte die diplomatischen Verhandlungen ziemlich lau betrieben, er verschmähte es aber auch, auf die widerwilligen Staaten, wie Baiern, einen entschiedenen Druck auszuüben. Er glaubte an die Möglichkeit einer

mochte es zusehen, wie weit es mit der Hilfe der Mittelstaaten kam, die es so oft gegen den Nebenbuhler ausgenutzt und mit dem deutschen Bunde, den es gegen Preußen wieder erweckt hatte. Wol fehlte es nicht an preussischen Staatsmännern, die beim Beginne der Verwickelungen den Gedanken hegten, nun müsse Preußen die Unionsbestrebungen wieder aufnehmen, aber der König interessirte sich weit mehr für die Zurückgewinnung des bedeutungslosen Neuenburg, als für die Erneuerung der preussischen Hegemonie.

Auch hatte Manteuffel, der leitende Minister, ganz andere Ansichten und Absichten: nach langem Schwanken schloß er mit Oestreich, — als ob Preußen überhaupt bedroht gewesen wäre! — am 20. April 1854 für die Dauer des orientalischen Krieges ein Trutz- und Schutzbündniß und versprach in einem Zusatzartikel die Waffen zu ergreifen, wenn Rußland in einer bestimmten Frist nicht die Donaufürstenthümer räume. Immer von neuem ließ sich Preußen von Oestreich zur Preßion auf Rußland benutzen, während Oestreich seine eigenen Wege ging und an Preußen die stärksten Zumuthungen stellte. Es verlangte, man solle 200000 Mann bei Breslau und Posen aufstellen, um Oestreichs Rücken zu decken; es setzte gegen 1855 Preußens Willen zu Frankfurt (8. Febr. 1855) die Kriegsbereitschaft des Bundesheeres durch.

Die Folge dieser haltungslosen Politik war, daß Preußen, nachdem Rußland 1856 zum Frieden genöthigt war, zum Pariser Kongresse (Febr. 1856) nicht einmal eingeladen wurde, während das unbedeutende Sardinien sich das Recht zur Theilnahme erworben hatte. Manteuffel mochte sich glücklich schätzen, daß er den Vertrag (30. März) wenigstens mit unterzeichnen durfte. Noch eine letzte Demüthigung war dem preussischen Staate unter Manteuffels Leitung beschieden; dann sollten bessere Zeiten kommen. Das Neuenburger Ländchen, welches nur noch in einem sehr losen Zusammenhange mit Preußen stand, mußte nach einer verunglückten Schilderhebung der royalistischen Partei (3. September 1856) der Schweiz überlassen werden 1857 (26. Mai 1857). Stolz wies der König die ihm angebotene Geldentschädigung zurück, erklärte aber, daß er auf den Titel eines Fürsten zu Neuenburg auch jetzt noch nicht verzichte.

## XX. Von der Regentschaft bis zur Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserthums.

### 1. Die Zeit der Regentschaft des Prinzen von Preußen (1857—1861).

Die Tage der Reaktion in Preußen waren gezählt. Nothig und heilsam im Anfang, um einen durch die Revolution gekchwächten Staat wieder einzurichten, war sie doch über ihr Ziel hinausgeschossen und hatte nicht verstanden, ein straffes Regiment im Innern durch kräftige Politik nach außen dem eigenen Volke achtungswerth und annehmbar zu machen.

Im Herbst des Jahres 1857 zeigten sich die Spuren einer Scharfrankheit <sup>1857</sup> bei König Friedrich Wilhelm, welcher am 23. Oktober 1857 seinen Bruder, den Prinzen von Preußen zu seinem Stellvertreter, zunächst auf drei Monate ernannte. Als das Leiden des Königs nicht gehoben wurde, bestand der Prinz, dessen Stellvertretung mehrmals verlängert worden war, darauf, daß ihm der Verfassung gemäß die formliche Regentschaft übertragen werde. Dies geschah am 7. Oktober 1858, am 26. leistete der Prinz den Eid auf die Verfassung. Hatte er <sup>1858</sup> in seiner Eigenschaft als Stellvertreter des erkrankten Königs keine Veränderungen im Schoße der Regierung machen zu dürfen geahnt, so konnte er das jetzt unbedenklich thun. Obwohl von strengen konservativen Grundätzen, hatte der Prinzregent eine entschiedene Abneigung gegen das Ministerium Manteuffel, welches mit der Demuthigung Preußens identisch war. Er entließ dasselbe am 5. November und beauftragte den Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen mit der Bildung eines neuen Ministeriums. Es setzte sich aus Männern von gemäßigter liberaler Richtung zusammen, v. Schleinitz, v. Patow, v. Bethmann-Hollweg, Mottewill, dieser bald ersetzt durch Graf Schwerin, und M. v. Auerswald; von den Mitgliedern des Ministeriums Manteuffel blieben v. d. Heydt und Simon im Amte. Was der Prinzregent beabsichtigte, zeigte er in seiner ersten Ansprache an die neuen Minister. (8. Nov.) Er nahm, wie man zu sagen pflegt, sein Wort vor den Mund und kam den Erwartungen, die man von ihm hegte, nicht weiter entgegen, als seiner christlichen offenen Soldatennatur gemäß war. Klang es auf der einen Seite dem Liberalismus wenig anmuthend, wenn von einer größeren Anspannung der Steuerkraft, von vermehrten Ausgaben für das Heer die Rede war, so fand der Passus, welcher die herrschende lachliche Mißthung tadelte, um so größeren Beifall. Hoffnungsreich erlangten allen Patrioten die Aussicht, der nationale Gedanke solle gehegt und gepflegt werden, mächtig schien sich gegen alle offenen und geheimen Widersacher Preußens die Ausrufung zu richten, daß Preußen überall das

Nicht zu schüßen bereit sei. Zwar betonte der Prinz, daß kein „Bruch mit der Vergangenheit“ geschehen solle, aber was er so knapp und doch so fest verkündigte, war an sich schon ein solcher Bruch. Einige Heißsporne der Demokratie waren vielleicht enttäuscht, — wie hätten sie aber von dem besonnenen Geist eines fast Zweiundsechzigjährigen den Umsturz der bestehenden Ordnung erwarten dürfen. Die soeben vom Ruder entfernte konservative Partei, deren größter Theil das Ministerium Manteuffel ohne Schmerz scheiden sah, verhielt sich in loyaler Abwartung, jeden Augenblick bereit, den Prinzregenten in den unausbleiblichen Konflikten zu unterstützen, welche sie herannahen sah. Im allgemeinen folgte allgemeine Zustimmung dem Programm des Fürsten, dessen Name im Jahre 1848 der bestgehaßte gewesen, dessen Valais für „Nationaleigenthum“ erklärt worden war. Daß die „neue Ära“ sich allgemeiner Unterstützung erfreute, bewiesen die nächsten Wahlen, bei denen J. B. Mucswald von vier Wahlkreisen für die neue Kammer erkoren wurde.

In welchem Maße dem Prinzregenten die Sympathien des Landes entgegen kamen, bewies namentlich der herzliche Empfang, der in Berlin seinem Sohne Friedrich Wilhelm, nebst seiner jungen Gemahlin, der Prinzess Royal von England, Viktoria, am 7. Februar 1858 bereitet wurde. — Der Prinzregent war am 22. März 1797 geboren.

Gemäß der Worte jener Rede an das Ministerium verfuhr der Prinzregent auch in seinem Verhältniß zu Oestreich. Zwar gestattete er seinem Gesandten am Bundestage, Herrn von Bismarck, gegen Oestreich nöthigenfalls eine energische Sprache zu führen und so wurde der österreichische Versuch, die Garnison in Raabstadt zu verstärken, zurückgewiesen: als aber für den Kaiserstaat die Stunde der Gefahr schlug, war der Prinzregent weit davon entfernt, die Verlegenheit des eifersüchtigen Nebenbuhlers ausnützen zu wollen. Das entsprach weder den Traditionen des nach-fridericianischen Preußen, noch den Ueberzeugungen des Fürsten.

1850 Seit dem Neujahrstage 1859 konnte kaum noch ein Zweifel darüber bestehen, daß Kaiser Napoleon und Viktor Emanuel von Savinien Oestreich in der Lombardei angreifen würden: trat man, wie Hitzköpfe empfahlen, auf Seite jener Koalition, so ließ sich das deutsche Kaiserthum im Fluge errichten und ein wirklich vollständiges Deutschland nach Eroberung der deutsch-österreichischen Provinzen begründen. Statt dessen wurde Bismarck von Frankfurt nach Petersburg versetzt; seine Stelle erhielt der mehr zurückhaltende v. Mjedom. Statt den Wünschen der italienischen Diplomaten entgegen zu kommen, beantragte Preußen am 23. April die Kriegsbereitschaft des Bundesheeres, setzte selbst drei Armeekorps auf den Kriegsfuß, verlangte noch einmal die Mobilmachung des Bundes und erklärte nach der ersten Niederlage der Oestreicher (4. Juni bei Magenta), daß es Oestreichs Besitzstand durch bewaffnete Vermittelung erhalten wolle. Es verlangte nur, daß dem lombardo-venetianischen Königreich unter der Regierung eines Erzherzogs eine selbständige Stellung eingeräumt werde und begehrte für sich die Führung der Bundesarmee, aber ohne Rücksicht auf die beschränkenden Bestimmungen der Bundeskriegsverfassung. Die Eifersucht der Mittelstaaten, welche über das militärische Kaiserthum der Hohenzollern zeterten, vor allem die Intriguen des sächsischen Ministers von Beust bewirkten, daß jener Vorschlag abgelehnt wurde. Oestreich verzichtete lieber auf die



Lombardei (7. Juli Waffenstillstand zu Villafranca), als daß es sich von Preußen retten lassen wollte. Dann schob es die Schuld alles Mißgeheudes auf Preußen, welches die deutsche Großmacht schmachvoll im Stiche gelassen habe. Diese Verdächtigungen versingen bei einem großen Theile der politisch Urtheilsfähigen nicht: diese erkannten vielmehr auf Grund der Gallia, welche Preußen während des italienischen Krieges eingenommen hatte, daß diese Macht im Stande und bereit sei, handelnd einzutreten, wo wirklich deutsche Interessen in Gefahr kamen. Da nun die Möglichkeit eines Krieges mit Frankreich nahe bevorstehend schien, erwachte allenthalben der lebhafteste Wunsch nach der Einigung des Vaterlandes. Daß diese nur „unter preussischer Spitze“ erfolgen könne, war die Überzeugung aller einsichtigen Patrioten, von denen sich die liberalen Elemente im September 1859 zu Frankfurt zur Stifung des Nationalvereins zusammenfanden. Da derselbe von hervorragenden Politikern geleitet, von dem Herzog Ernst von Koburg (Gotha) gefördert und gesichert wurde, erreichte er allmählich eine ansehnliche Ausdehnung und bedeutenden Einfluß in den Kammern der Einzelstaaten. Vergänglich waren die Versuche einiger Regierungen, den Verein zu unterdrücken oder ihn von Bundeswegen verbieten zu lassen. Alle Verfolgungen verriethen dem Vereine nur neue Anhänger, freilich mehr in Nord- und Mitteldeutschland als im Süden: hier wollte das Mißtrauen gegen Preußen durchaus nicht schwinden.

Eine Uebersicht, der gehobenen nationalen Stimmung in Baden, die sich am 10. November 1859 die Zuhörer von Schillers Vortrage, was dem Redner so sehr seine Theilnahme verschaffte, war das Bewußtsein, daß dieser Vortrag in den Tagen der Einheit dem Gedanken der Nationalität und dem Vaterlandsvorstand den vordrängtesten Ausdruck gegeben hat. Ich bin der Überzeugung, daß dieser Vortrag ein einziges Wort von „Einigkeit“ hervorgebracht werden zu sollen. Später folgten große Turner, Zander und Schopenhauer. Diese, mit noch anderen Rednerungen eines selbst, wenn auch noch anderen Nationalen, die den Vortrag auch von ihren Theilnehmern bedeutend übertrug, wurde nur durch einen Vortrag, der als deutsche Einheit gemalt, so hatten sie doch als eine einzige Form, in denen der nationale Drama am Ausdruck kommen konnte, ihre Bedeutung. Sie waren jedoch an der Stelle der politischen Liberalen, die von der Einheit der Nation sich von ihnen trennen in der Uebersicht, daß die Größe des Vaterlandes auf diesem Wege erreicht werde.

Da Einheits- und Reichthedsdrang in Deutschland mehr zusammenfallen, so war es natürlich, daß zur Zeit der „Neuen Aera“ auch in den reichspräsidenten Staaten eine liberale Strömung entfaltete. In Baden richtete sich der Kampf insbesondere gegen die mit Rom abgeschlossene Konföderation, das am 29. März 1859 von der ersten Kammer verworfen und durch eine konstitutionelle Verfassung ersetzt wurde: die anderen süddeutschen Staaten folgten diesem Beispiel.

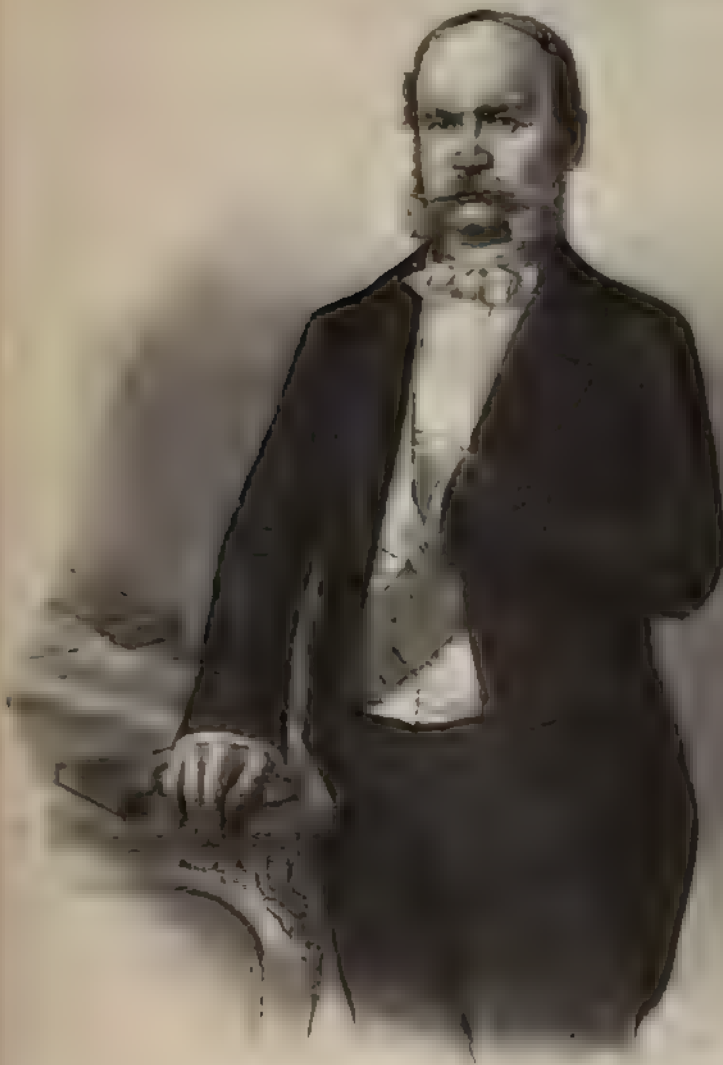
In Karlsruhe entbrannte von neuem der Streit um die Verfassung von 1831. Jetzt umfaßte hofte man auf Preußens Hilfe, das wirklich am Bundestage für den Reichthumszustand eingetreten bereit war. Obwohl erst nach einer unvollständigen Verfassung vom 31. Mai 1860 den Wünschen der Bevölkerung noch durchaus nicht und der Streit erreichte erst viel später einen eigentlichen Abschluß.

Außer in der karlsruher Verfassungsfrage beobachtete die preussische Regierung, trotz der Sympathie, welche man der neuen Aera entgegenbrachte, in Deutsch-

land eine äußerst reservirte Haltung, und verhielt sich auffallend kühl gegen den Nationalverein. Man wollte alles vermeiden, was die Eifersucht der Mittelstaaten erregen mochte, um für den Fall eines Krieges mit Frankreich nicht etwa rheinbündlerische Gelüste aufkommen zu lassen. Wie nahe die Gefahr lag, bewies die Aeußerung des hannoverschen Ministers von Borries (1. Mai 1860), „durch die Bestrebungen des Nationalvereins würden die Mittel- und Kleinstaaten dem Ausland geradezu in die Arme getrieben.“ Nicht im geringsten dachten die Mittel- und Kleinstaaten daran, Preußen auch nur in der Bundeskriegssache eine Art von Hegemonie zu gestatten. Sie nahmen eine darauf bezügliche Reform der Bundesverfassung selbständig in die Hand; ihre Minister, die sich am 29. November 1859 zu Würzburg versammelten, griffen sogar über das militärische Gebiet hinaus auf das eigentliche politische und ihre Vorschläge ließen sich hören: gleichwol hatten weder Oesterreich noch Preußen Lust, jenen Staaten die Initiative zu überlassen. Preußen wollte im Fall des Krieges die Truppen Norddeutschlands führen, die Süddeuschlands Oesterreich überlassen und sich mit dieser Macht über den Oberbeichl einigen: aber diese Anträge wurden völlig verworfen, zumal Oesterreich sie nur für den Fall unterstützen wollte, falls ihm Preußen den Besitz von Venedig gewährleistete.

Mit großer Vorsicht und Klugheit benahm sich der Prinzregent auch, als Napoleon III. eine freundschaftliche Zusammenkunft in Vorschlag brachte. Angeblick wünschte Napoleon sich von dem Verdachte zu reinigen, daß er Deutschland wirklich bedrohe; vielleicht kam es ihm aber auch darauf an, durch intimen Verkehr mit dem Prinzregenten diesen zu compromittiren und den Argwohn wachzurufen, daß derselbe über die deutschen Fürsten hinweg sich mit ihm verständigen werde. Wenn Baiern und Sachsen von sich auf andere schloßen, konnten sie wohl solchen Vermuthungen Raum geben: aber der Prinzregent machte sie von vornherein unmöglich. Er erklärte, nie werde Preußen einen Fuß breit deutschen Landes opfern, (wie Viktor Emanuel hatte sein saboyisches Stammland als Preis der französischen Hilfe hergeben müssen), er veranlaßte, daß die deutschen Fürsten sämmtlich an der Zusammenkunft mit Napoleon theilnahmen. So versammelten sich zu Baden (16. bis 18. Juni 1860) zehn deutsche Herrscher zu einem Fürstentage, gegen den sich Napoleon in Aeußerungen seiner unbedingten Friedensliebe erging. Auch fand sich hier Gelegenheit, über die Reform der Bundeskriegsverfassung zu berathen: eine Einigung wurde aber weder hier, noch in den späteren Verathungen des nächsten Jahres erzielt. Bis dahin hatte sich die politische Lage aber schon sehr verändert. Preußens „moralische Eroberungen“ waren im Schwinden, und ein Mittelstaat durfte sich noch einmal der Täuschung hingeben, Deutschlands Geschichte ohne gebührende Berücksichtigung Preußens regeln zu können.

Am 20. Juli 1860 fand zwischen dem Prinzregenten und dem Kaiser Franz Joseph eine Begegnung zu Teplitz statt, welche die seit dem italienischen Kriege herrschende Spannung zwar äußerlich beseitigte, aber den inneren Zwiespalt nicht hob.



Der Vornregent im Jahre 1860 während des Fürstentages zu Baden-Baden.

Wiedergabe der Darstellung.

„Ich bitte ich an dem Tische, welchen ich in Preußen und in Deutschland beides vorgelegt habe, und ich bitte, daß ich auf denselben immer mehr deutsche Regierungen zu sehen bekomme.“

Baden-Baden, im Juni 1860.

## 2. Deutschland und Preußen bis zum Ausbruche des schleswig-holsteinischen Krieges (1861—1864).

Die übertriebenen Erwartungen, welche man in Preußen und Deutschland an den Eintritt der Regentschaft geknüpft hatte, waren schon sehr herabgestimmt, als der Prinzregent nach dem Tode seines schwergeprüften Bruders (2. Jan. 1861) als Wilhelm I. den Königsthron bestieg. Die liberalen Reformen, die man von ihm erhofft hatte, ließen auf sich warten, namentlich begehrte man eine Umgestaltung des Herrenhauses, das mehreren wichtigen Gesetzen hartnäckigen Widerstand entgegenstellte. Allmählich regte sich die demokratisch-gesinnte Partei, die anfangs zu Gunsten der „Neuen Aera“ geschwiegen; ihre Vertreter, wie Waldeck, wurden ins Abgeordnetenhaus gesandt. Daher fand die Proklamation des neuen Königs an sein Volk, obwohl sie treffliche, ewig denkwürdige Worte enthielt, nicht die begeisterte Aufnahme, die ihr zu Theil geworden wäre, wenn sie den liberalen Erwartungen entsprochen hätte.

Sich auf diese abschüssige Bahn zu begeben, dazu fühlte sich der König um so weniger gebrungen, als zwischen ihm und der Volksvertretung bereits erhebliche Differenzen bestanden in einer Angelegenheit, die er für eine Lebens- und Ehrengabe des preussischen Volkes und Staates ansah und um jeden Preis durchzuführen entschlossen war. Es handelte sich gegenüber der bedrohlichen Erweiterung der Heeresstärke in den übrigen europäischen Staaten um eine Reorganisation des preussischen Heeres. Die Reform bezweckte eine größere Friedensstärke der Armee und dadurch eine erhöhte Leistungsfähigkeit: sie legte die volle Last der militärischen Dienstleistung auf die Schultern der jungen Mannschaft und erleichterte die Verpflichtungen der älteren, der Familienväter, indem sie den Dienst in der Landwehr verkürzte. Statt mit dem 40. Lebensjahre sollte die Landwehrrpflicht mit dem 33. ihr Ende erreichen. Dieser Plan, der in Kriegsfällen die Aufstellung eines schlagfertigen Heeres von 400,000 Mann ermöglichte, war das eigenste Bed eines Fürsten, der die Bedingungen der Macht seines Staates mit scharfem Blick erkannte, der sich auf die Einzelheiten des militärischen Dienstes wie kein Zweiter verstand: die Reorganisation machte den Gedanken der allgemeinen Wehrrpflicht zur vollen Wahrheit und war eine Wohlthat für die Nation. Dieser Erkenntnis verschloß sich die Volksvertretung durchaus. Theils aus demokratischer Abneigung gegen das stehende Heer als solches, theils aus Scheu vor der nothwendigen Mehrbelastung, endlich unter dem Vorwande das verfassungsmäßige Institut der Landwehr, welches gar nicht bedroht war, vertheidigen zu müssen, machte sie der Vorlage von vorn herein mißtrauische und unsachliche Opposition. Zudem wurde die hochwichtige Angelegenheit von Anfang an falsch behandelt: die Minister der „Neuen Aera“, welche ursprünglich das Vertrauen des Regenten, wie des Volkes besaßen, trifft der Vorwurf, den rechten Moment zur Durchführung dieser unabwieslichen Reform veräußert zu haben: die Angelegenheit wurde durch ihre ungeschickte Behandlung zu einer Verfassungsfrage, in welche sich nach und nach selbst gemäht

Liberalen bis zur Blindheit verblühen. Auf der anderen Seite lud die preussische Demokratie eine nicht geringere Verunsicherung auf sich, als das Ministerium der „Neuen Aera.“ Mit vollem Bewusstsein wollte die Demokratie diese Frage benutzen, um der königlichen Gewalt engere Grenzen zu ziehen: das preussische Königthum sollte sich die parlamentarische Mitregierung nach englischem Muster gefallen lassen. Man nahm keine Rücksicht darauf, daß die geschichtliche Entwicklung des preussischen Königthums eine andere war, als in England oder Frankreich: man vergaß, daß politische Dinge nicht nach ein- und derselben Schablone behandelt werden können, man kümmerte sich nicht darum, daß die parlamentarische Mitregierung, wie die Verhältnisse einmal lagen, die Demuthigung des preussischen Königthums bedeutete. Eine solche brauchte sich die hohenzollerische Dynastie nicht gefallen zu lassen, denn sie hatte seiner Zeit die Demokratie besiegt und aus freiem Ermessen eine Verfassung gewährt.

Schon während der Regierung Friedrich Wilhelms IV. hatte sich die Nothwendigkeit zu Herbeiführung herausgemacht: namentlich suchte man die dreijährige Dienstzeit, die durch den Vertrag der Vereinigten verdrängt war, wieder zurückzuführen. Die Mehrkosten sollten durch den Ertrag der Grundsteuer gedeckt werden, die aber beim dabei wesentlich interessirten Herrenhaufe abgelehnt wurde. Die Nothwendigkeit des Jahres 1859 bewies von neuem die Nothwendigkeit einer Reform, da um großen Theil ältere Rekruten unterhalb der Landwehr einberufen werden mußten. Nun war die Bevölkerung Preußens seit Errichtung der Landwehr so erheblich gestiegen, daß die jährlich zur Aushebung kommende Mannschaft gar nicht in vollen Umfange eingesetzt wurde, durch eine verstärkte Hebung und Vermehrung der Einberufenen konnte man die Landwehr schonen, deren jährliche Aufzucht noch mit der sogenannten Reserve gezogen wurden, während man auf das „weite Aufgebot“ ganz verzichten konnte. Es leuchtet ein, daß die erheblichen Ausgaben der Reserve schon dadurch theilweise ausgeglichen wurden, daß man in Mobilisierungs- und Kriegesfällen nicht an die ihrer Erhaltung beraubten künftigen Unterthanen zu zahlen brauchte.

Die Zeit nach dem Abzuge von Schleswig war man am Actionisten gewesen, die Umformung selbst ins Werk zu setzen und gesetzlich mit einem Schritte zu regeln. Es dient den Wünschen der neuen Aera zur Enttäuschung, daß es sehr unvorteilhaft war, ob das bereits oppositionelle Abgeordnetenhaus seine Zustimmung geben würde. Während das Ministerium schwankte, ging der König mit seinem Zwecke, das er nicht von den Abschlüssen parlamentarischer Abstimmungen abhängig machen konnte, rüber: man beschloß die eintausenden Landwehrbataillone bei der Zahl, endlich die älteren Reservisten, 301 aber Reserve und Reserve ein und that so neue Rekruten. Man erst wurde dem Landtage (von 1860) ein beträchtlicher Mehrauswand vorgeschlagen, aber das Abgeordnetenhaus war schüchtern und das Herrenhaus wollte von der Grundsteuer, die dem Veranlassung der ständigen Ausgaben höhere Last auferlegte, noch immer nichts wissen, da mit dem 1. Mai 1860 die Kriegsbereitschaft aufhört, hatte die Regierung die Landwehrbataillone entlassen müssen, wenn sich nicht eine anderweitige Veranlassung ereignet hätte. Die Minister begnügten sich mit einem geschätzten Kassenmittel: sie ließen sich zur Aufrechterhaltung und Veranlassung der Kriegsbereitschaft 9 Millionen auf ein Jahr bewilligen. Das sollte denn nach einem Jahre werden, wenn der Landtag auf eine weitere Verlängerung nicht einwies. Daß die Regierung entschlossen war, keinen Schritt zurückzugeben, zeigte sie sofort nach der Bewilligung jener 9 Millionen. Die Landwehrbataillone wurden in Regimenten zusammengefaßt (1. Juli 1860), die neue Namen und eigene Köhnen erhielten. Damit war klar genug, daß der König entschlossen war, sein Werk durchzuführen: bei der Landtagssession von 1861 mußten die Minister auf einander plagen.

Der Grund zu einem förmlichen Konflikt zwifchen Regierung und Volksvertretung wurde durch den Landtag von 1861 gelegt: indem das Abgeordnetenhauſ mit geringer Majorität die bereits beſtehende Reorganisation wieder nur auf ein Jahr bewilligte und auf Erlaß eines neuen Wehrgeſetzes drang, ſtellte es die Regierung vor die Eventualität, die bereits gebildeten Truppenkörper wieder aufzuſtellen, wenn es die Majorität der Abgeordneten zu beſchließen für gut befaud. Gerade um ein ſolches Reſultat zu erzielen, bildete ſich nach dem Schluß des Landtages aus den Anhängern der alten Demokratie die ſogenannte „deutſche Fortſchrittspartei;“ neben den althergebrachten Forderungen des radicalen Liberalismus (deutſche Centralgewalt, Miniſterverantwortlichkeit) verlangte ſie in ihrem 1861 Programm (9. Juni 1861) vor allem „Sparsamkeit im Heerweſen.“ Was das bedeutete, war jedem Eingeweihten klar.

Die Verſtimmung zwifchen den Anhängern der Reorganisation und dem Liberalismus war ſo groß, daß es ſchon während der Landtagſeſſion von 1861 inſolge der Aroſkure „Was uns noch retten kann“ zu einem Duell kam zwifchen deren Verfaſſer, dem liberalen Zweiten und dem Chef des Militärkabinetts des Königs, General G. v. Manteuffel, welchem erſterer verwundet wurde.

Die Fortſchrittspartei hatte einen großen Theil der Bevölkerung hinter ſich. Denn indem ſie für die Aufrechterhaltung des Landwehrgeſetzes von 1814 eintrat, ſahen ſie eine volksthümliche Inſtitution zu vertheidigen. Noch mehr Anhänger aber erwarb ſie ſich dadurch, daß ſie die „zweijährige Dienſtzeit“ auf ihre Fahne ſchrieb, welche ein großer Theil der Liberalen als eine Konzession für die Beſtätigung der Reorganisation verlangte. Da thatſächlich in den Friedensjahren unter Friedrich Wilhelm IV. dieſe Einrichtung beſtanden hatte, glaubte man auf frühere Erfahrungen pochen zu können und beſtritt der Regierung, daß ſich in zwei Jahren die ſelbſtmäßige Ausbildung der Soldaten nicht erreichen laſſe. Da die Fortſchrittspartei nicht müde wurde, von Verſchleuderung zu militäriſchen Zwecken, von der Vergeudung der Volkskraft bei dreijähriger Dienſtzeit zu ſprechen, erweiterte ſie die Kluft zwifchen der Bevölkerung und dem Fürſten, der ſich in dieſer rein-techniſchen Frage denn doch wohl mit Recht auf ſein eigenes Urtheil verließ.

Wie der König ſeine Stellung auffaßte, zeugte er klar und deutlich, als er am 3. Juli ankündigte, er werde, ſtatt die in der Zeit der abſoluten Monarchie übliche Erbhuldigung entgegenzunehmen, ſich am 18. Oktober 1861 in Gegenwart des Landtages zu Königsberg feierlich krönen. Darin lag auf der einen Seite eine Erneuerung des über dem Volkswillen erhabenen Königthums von Gotths Gnaden, auf der andern die Anerkennung der durch die Verfaſſung geſchaffenen Modifikation der abſoluten Monarchie.

Bei der Erregung der Gemüther faßte man nur jene erſte Seite in's Auge, und ein überſpannter Student, Oskar Becker aus Odeſſa, faßte den frevelhaften Plan, den König, der die Hoffnungen Deutschlands nie verwirklichen könne, aus dem Wege zu räumen. Am 14. Juli 1861 feuerte er auf der Promenade zu Baden-Baden eine Piſtole auf den Monarchen ab: die Vorſehung erhielt das Leben des Königs, der Deutschlands Einigung vollbringen





König Wilhelm im Krönungsdornat vor dem Altar in der Schlosskirche zu Königsberg  
am 19. Oktober 1861.

Kunstgratte aus dem Krönungsakte von Adolf Menzel im Königl. Bildh. Cabinet zu Berlin  
No 10 der Photographie aus dem Verlage von Julius Scherl in Berlin.

sollte, und hat es dem Verbrecher, den König Wilhelm großmüthig begnadigte, erspart, zu erkennen, wie seine Ruchlosigkeit die Nation beinahe um ihr höchstes Heil gebracht hätte.

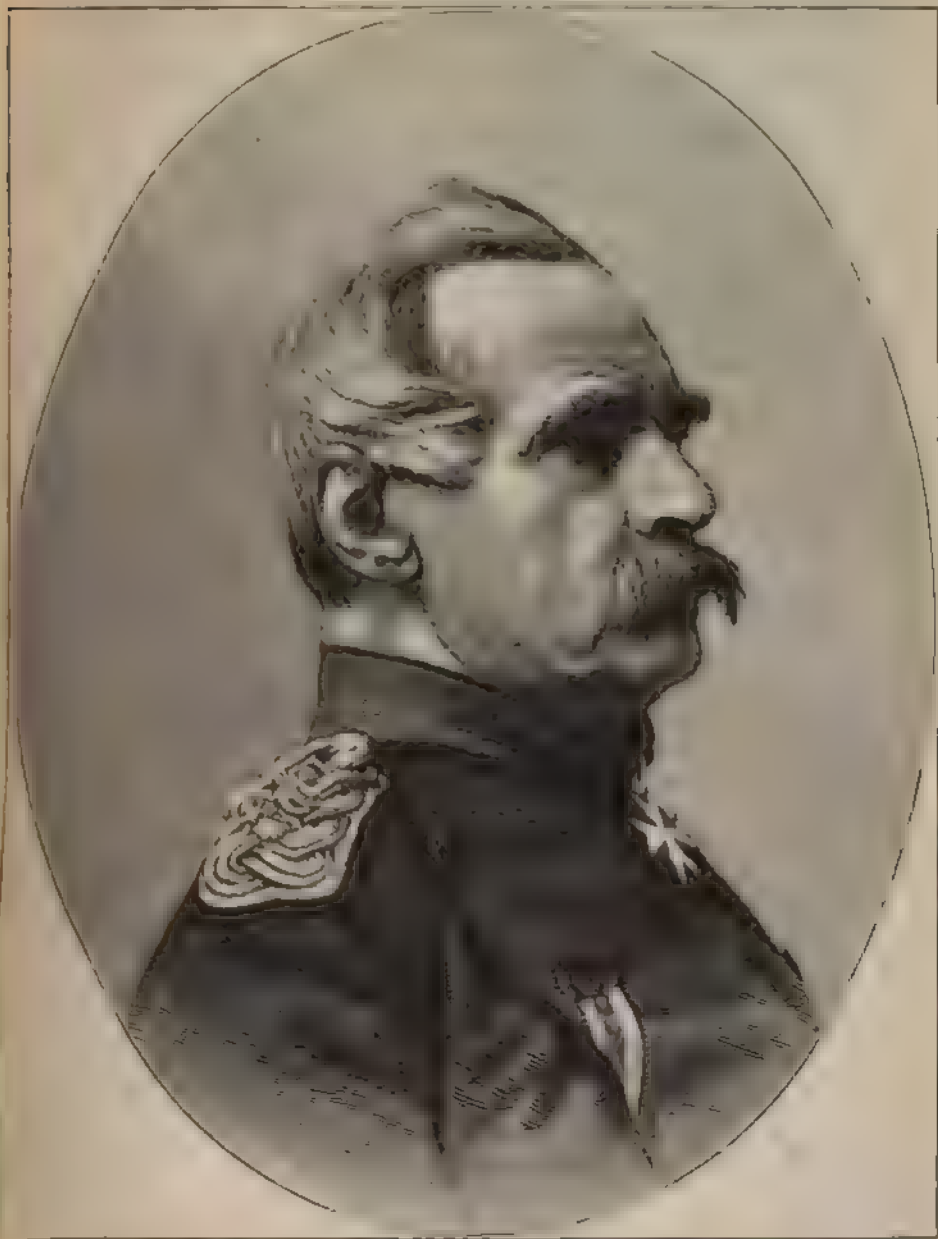
Unter solchen Umständen, bei einer derartigen Volksstimmung, glaubte der große Minister des kleinen Königreichs Sachsen, Herr von Beust, Deutschland zu einer Einigung verhelfen zu müssen, wie sie freilich mehr im Interesse der Mittelstaaten lag, als in dem der Nation. Im Oktober 1861 verfasste er seine Vorschläge zur Bundesreform, ein Programm, wie es dürftiger und kläglicher kaum gedacht werden konnte.

Nach seinem Plane, von dem der badiſche Minister Freiherr von Roggenbach sagte, er biete dem deutschen Volke einen Stein statt des Brotes, sollte der Bundesstag jährlich im Mai zu Regensburg unter Oestreichs, im November zu Hamburg unter Preußens Vorsitz zusammentreten und geeigneten Falls zur Berathung von Gesetzen Vertreter der deutschen Landtage einberufen (je 30 Preußen und Oestreicher, 68 aus den übrigen Staaten). Während der übrigen Zeit des Jahres sollte eine Exekutive, bestehend aus dem Kaiser von Oestreich, dem Könige von Preußen und einem dritten Bundesfürsten die oberste Leitung haben.

Preußen brauchte sich wegen des sächsischen Entwurfes nicht sonderlich zu beunruhigen; Oestreich hatte keine Veranlassung das Bundespräsidium mit Preußen zu theilen, die Mittelstaaten würden sich im gegebenen Falle nicht darüber haben einigen können, welchem ihrer Fürsten die Vollmacht der übrigen zu gönnen sei. Erst nachdem die Königsberger Krönung in der projektirten Großartigkeit stattgefunden hatte, hielt man es der Mühe werth, die sächsischen Hirngespinnste abzufertigen. Da in der Person des preussischen Ministers des Aeußern ein bedeutungsvoller Wechsel stattgefunden hatte, — noch schien es freilich nicht zeitgemäß den Herrn von Bismarck zu berufen, der auf seinem Petersburger Posten über Preußens Stellung zum Bunde, Oestreich und die Mittelstaaten nur noch schärfer und konsequenter zu denken gelernt hatte, — so gab Graf Bernstorff, der Nachfolger des Herrn von Schlieff, am 20. December eine deutliche Antwort. Die Mittelstaaten waren nicht wenig entsetzt, als sie wahrnahmen, daß die preussische Regierung ganz im Sinne des Nationalvereins einen engeren Bundesstaat anstrebte.  
 1862 und so gaben sie, auch Oestreich, die Erklärung ab (Februar 1862), jene Vorschläge seien unannehmbar, weil sie die völlige Unterverfung der Mittel- und Kleinstaaten unter preussische Herrschaft bedeuteten.

Das Auftreten Preußens in dieser Reformfrage belebte zwar die Hoffnungen des Nationalvereins ein wenig, blieb aber ohne weitere Folgen, weil die innere Politik nicht im Sinne der großen Menge war. Vollends verdarb es Preußen mit allen liberalen Parteien, als die „Neue Aera“ von der Fortschrittspartei gestürzt wurde und das konservative Ministerium Hohenlohe Zingstingen gebildet wurde. (März 1862.) Das Abgeordnetenhaus ward aufgelöst, der König appellirte an das Land. Die Opposition verstärkte sich nun auch durch die Ultraliberalen und forderte vor allem die Umgestaltung des Herrenhauses.

Die Sache des Königs vertrat vor allem der Kriegsminister Albrecht von Roon, ein wissenschaftlich hervorragender Militär von royalistischer Gesinnung, der schon im Dezember 1859 an Bonn's Stelle getreten war und die Sache seines Herrn wie seine eigene führte. Gegen ihn richtete sich besonders der Zorn der Fortschrittspartei. Der entscheidende Antrag, welcher



Albrecht von Roon.

die neue Aera zu Falle brachte (Hagenscher Antrag, 8. März 1862), verlangte von der Regierung die nachträgliche „Spezialisirung des Etats“ (für 1862), d. h. die Regierung sollte genau angeben, für welche Einzelposten sie die bewilligten Gelder zu verwenden gedenke, und sollte nicht berechtigt sein, Ersparnisse an der einen Stelle zu Mehrausgaben an einer andern zu verwenden.

Obwol die Regierung ihren Einfluß geltend machte, bewirkten die Wahlen vom 6. Mai nur eine Stärkung der Fortschrittspartei, welche immer unversöhnlicher und herausfordernder wurde. Umsonst brachte der Finanzminister von der Heydt, — der übrigens persönlich auch der Meinung war, daß der Militäretat unverhältnißmäßige Ausgaben erfordere — eine Reihe entgegenkommender Vorschläge zur Sprache, verhielt finanzielle Erleichterungen auf anderen Gebieten — man wies jede Verständigung zurück. Es half der Regierung auch nichts, daß sie nunmehr, der öffentlichen Meinung nachgebend und Oesterreichs Zorn trogend, das <sup>1862</sup> Königreich Italien anerkannte (21. Juli 1862), daß sie zu Gunsten des kurheffischen Volkes militärisches Einschreiten in Aussicht stellte. Der Konflikt beherrschte die öffentliche Meinung und die Presse sorgte dafür, daß keine versöhnliche Stimmung aufkam.

Die preussische Regierung bewog im März 1862 Oesterreich, den Kurfürsten von Hessen, in dessen Lande im Jahre 1860 die Verfassungswirren überhand nahmen, zur Nachgiebigkeit zu mahnen. Statt dessen erließ der Kurfürst eine Verordnung, welche den Konflikt noch verschärfte. Den preussischen General von Willisen, den König Wilhelm nach Kassel sandte, behandelte er so unangenehm, daß der diplomatische Verkehr abgebrochen und zwei Armeekorps mobil gemacht wurden. Da jetzt auch Oesterreich Ernst machte, ließ sich der Kurfürst zur Aufhebung der jüngsten Verordnung herbei, führte die Verfassung von 1831 wieder ein, machte aber das konstitutionelle System unmöglich, indem er allen Vorlagen, die seine Minister an den Landtag bringen wollten, die Zustimmung verweigerte. Dieser Hohn dauerte bis zum Herbst, wo Herr von Bismarck, wie wir sehen werden, der Sache eine andere Wendung gab.

Nur auf einem einzigen Gebiete zeigte sich, daß trotz des bösen Streites, in dem Regierung und Volksvertretung mit einander lagen, das gemeinsame Interesse an der Größe und Hoheit des preussischen Staates nicht geschwunden sei. Die preussische Regierung hatte am 29. März nach den Grundsätzen des Freihandels einen Vertrag mit Frankreich geschlossen und erklärte, daß sie den Zollverein nur mit denjenigen Staaten erneuern werde, welche dem Handelsvertrage beitreten würden. Gegen denselben erhoben sich aber, namentlich in Süddeutschland, lebhafteste Beschwerden von Seiten der Schutzzöllner, welche die Schädigung der heimischen Industrie befürchteten und man gab sich der Hoffnung hin, daß auch die preussische Volksvertretung aus Groll gegen die Regierung ihre Genehmigung versagen werde. Aber die Widersacher Preußens täuschten sich: am 25. Juli 1862 erfolgte mit großer Mehrheit die Bestätigung des Vertrages. Ebenso schwiegen die Parteibedenken, als Oesterreich den Zwist unter den Zollvereinsgenossen dazu benutzen wollte, jetzt seine Aufnahme durchzusetzen. Das Abgeordnetenhaus billigte den Entschluß der Minister (5. September 1862), die österreichischen Anträge abzulehnen, selbst auf die Gefahr hin, daß der Zollverein gesprengt werde.

Nur darüber hinaus erstreckte sich der Patriotismus der Landesvertretung nicht. Vielmehr wurden am 21. September die gesamten Kosten der Reorganisation mit ungeheurer Mehrheit gestrichen. Der König beantwortete diesen Beschluß damit, daß er den Mann, den man als den eifrigen Vorkämpfer des Königthums von Gottes Gnaden kannte, den Herrn von Bismarck, mit der Leitung der Geschäfte betraute. Noch ahnte niemand, welchen Mann der König in Bismarck berufen hatte. Die Konservativen wußten wohl, daß jetzt eine schneidige und treue Axt an der Spitze der Geschäfte stand, die dem Konflikt niemals weichen werde, die Liberalen haßten und fürchteten wohl den vermeintlichen übermüthigen Junker, aber von der Bedeutung des Mannes hatte niemand eine Vorstellung. Nur der König wußte, auf wen er sein Vertrauen gesetzt hatte.

Mit dem ausgesprochensten Uebelwollen und Mißtrauen kam denn auch das Abgeordnetenhaus dem neuen Minister vom Tage seines Amtsantritts an entgegen, obgleich er es nicht an Verzicht auf persönlicher Verständigung fehlen ließ. Selbst die freimüthige und lordiale Art, die er dabei an den Tag legte, wurde ihm an das übelste ausgelegt.

Nur das Herrenhaus stand fest zur Krone und ihren Rathgebern, ließ sich nicht auch in den letzten Tagen vor Schluß des Landtages verleiten, im Interesse der Regierung seine verfassungsmäßigen Rechte zu überschreiten. In höchster Eitterung gegen Ministerium und Herrenhaus gingen die Abgeordneten 13. October auseinander. Die Sprache der Opposition und ihrer Zeitungen wurden so maßlos, das Land wurde dermaßen durchwühlt, daß nun auch die Regierung alle Maßstabe fallen ließ und sich durch straffes Ansehen der Beamtendisziplin, durch scharfe Vertheidigung in ihren Blättern ihrer Haut zu wehren suchte.

Auch die im Abgeordnetenhaus wenig vertretene konservative Partei rührte sich und schickte die sogenannten „Verhättnisdeputationen“ nach Berlin, welche am Throne hervorheben sollten, daß doch noch nicht das ganze Land so verhetzt sei, wie es den Anschein hatte. Es nützte dem Ministerium sehr wenig, daß es gerade jetzt (Nov. 1862) in Kassel höchst energisch für die Verfassung von 1831 eintrat: schien doch die preussische Verfassung, nach der Behauptung der Fortschrittspartei, längst gelrochen. So kam es, daß die Opposition sich zu den Landtagsverhandlungen von 1863 an Kraft und Zahl ungeschwächt einfanden konnte. Die Versuche der Regierung, durch Begünstigung der Arbeiterbewegung der Fortschrittspartei den Boden unter den Füßen wegzuziehen, waren im großen und ganzen schlaggeblagen. Das fest entschlossene Land stand auf Seite der Abgeordneten. Den Höhepunkt erreichte der Konflikt in der Landtagssession von 1863, deren Einzelheiten abgesehen werden können, da sie nichts wesentlich neues enthalten, sondern nur die Unterirdien seit der Gegenseite in jeder Phase der Verhandlungen bekräftigten. Das verfassungswidrige Verlangen der Opposition, der König solle ein Ministerium nach ihrem Sinne ernennen, wurde 26. Mai, als ein Verzicht, die Macht der Krone anzutasten, ungnädig zurückgewiesen. Darauf erfolgte der Schluß des Landtags, worauf die Sprache der Zeitungen einen so aufreizenden, geradezu gefährlichen Ton annahm, daß das Ministerium unter geschäftiger, aber etwas kalter Benutzung eines

Verfassungsparagraphen (wonach die Krone das Recht hat, in Nothfällen Anordnungen mit vorläufiger Gesetzeskraft zu erlassen, welche aber dem nächsten Landtage zur Genehmigung vorgelegt werden müssen), dieser zügellosen Presse durch die berühmten Prekordonanzen vom 1. Juni ein kräftiges Halt gebot.

Neußerlich wenigstens half diese demnächst natürlich abgelehnte Maßregel, innerlich aber blieb der Konflikt in unverminderter Schärfe, jeden gesunden Vaterlandssinn im Volke, ja die Pietät für die Person des Herrschers untergrabend, jeden höheren Staatsgedanken ausschließend.

Durch die Entwicklung, welche der Konflikt genommen, hatte Preußen natürlich alle ohnehin sehr unsicheren Sympathien der liberalen öffentlichen Meinung in Deutschland verloren. Die Mittelstaaten gefielen sich darin, mit dem Liberalismus zu liebäugeln und alle die Bestrebungen zu unterstützen, die Preußen unbequem sein konnten. Aber für den Hauptgegner Preußens, für Oestreich, schien der Augenblick gekommen, den widerwärtigen Rivalen zu überflügeln und die Mittelstaaten, deren Bevölkerung vor einem reaktionären Preußen heillose Furcht hatte, unter den schützenden Fittigen des österreichischen Kaiseradlers zu versammeln. Das Oestreich von 1862 und 1863 war nicht mehr das von 1850 und 1859; es hatte aus dem Unglück des italienischen Krieges Lehren gezogen und dieselben beherzigt. War es ihm auch noch nicht gelungen, die Ungarn zu versöhnen, so hatte es doch begonnen, ein besseres Regiment zu führen, den Kredit des Staates zu heben und es sogar mit konstitutionellen Einrichtungen versucht, um auf diese Weise die Einzelländer der Krone mit dem Gedanken eines liberal regierten einheitlichen Verfassungsstaates zu befreunden.

Der Ausgangspunkt der Neuordnung Oestreichs war ein kaiserliches Patent, welches am 5. März 1860 dem Reichsrath eine neue Gestalt gab. Die ständischen Landtage der einzelnen Kronländer sollten beseitigt werden; der Kaiser wollte aus der Mitte derselben einen verstärkten Reichsrath ernennen, welcher den Staatshaushalt und die wichtigeren Gesetze zu berathen hatte. In diesen Reichsrath traten die Abgeordneten der Ungarn und Slaven nur unter dem Vorbehalt ein, daß die geschichtlichen Sonderrechte der einzelnen Länder vorbehalten wurden und erzielten einen dem entsprechenden Mehrheitsbeschluss, während die weitaus, aus Deutschen bestehende Minderheit in solchen Angelegenheiten den Ruin der Reichseinheit erblickte. Der Kaiser erließ im Oktober 1860 ein Diplom, durch welches den Ungarn die Erneuerung ihrer alten Verfassung, den anderen Ländern besondere Landesordnungen verheißen wurden, für gemeinliche Angelegenheiten aber der verstärkte Reichsrath berufen wurde. Zu dem Diplome folgte als Ergänzung das sogenannte Februarpatent (26. Februar 1861), zu Ungunsten waren mit der Neuordnung unzufrieden, da sie nur Personalunion mit Oestreich wollten und bewirkten durch ihre Opposition die Auflösung des ungarischen Landtages. Im Uebrigen aber wurde der Reichstag berufen und vereinbarte im Laufe des Jahres 1862 trotz des Widerstandes auch der Polen und Tschechen das erste Staatshaushaltsgesetz mit dem gewandten Minister von Schmerling.

Die Sympathien, welche die gedankenlose öffentliche Meinung des außerpreussischen Deutschland dem liberalen Oestreich und seinem Minister Schmerling im Gegensatz zu Preußen und Bismarck entgegenbrag, mußten den Kaiserstaat ermuntern, den Kampf um die Hegemonie zu unternehmen. Dieser Kampf war unabweislich, denn schon im Jahre 1862 waren von österreichischer Seite Bundesreformvorläge



gemacht worden, welche Preußens Einfluß schwächen sollten und darum vom Könige energisch zurückgewiesen waren. Die Folge von Österreichs einseitigem Vorgehen, das jedoch bei den sogenannten „Großdeutschen“ allgemeine Ablehnung fand, war gewesen, daß zwischen Österreich und Preußen sehr lebhaft Auseinandersetzungen entstanden. Soweit Bismarck die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernommen hatte, erklärte er dem österreichischen Kabinett sehr freimütig, daß Preußen es münde sei, sich von den Mittelstaaten in Österreichs Interesse am Bundeszuge überhimmeln zu lassen: er wolle, daß Österreich seinen Schwerpunkt nach Wien verlegen, die deutschen Angelegenheiten Preußen überlassen möge. In diesem Falle wolle er Österreich in allen europäischen Verwickelungen treue Hilfe leisten; sonst aber werde man Preußen in den Reihen der Gegner Österreichs finden. Obwohl dies weiter nichts war, als die Wiederaufnahme der fideicommissarischen Politik, wollte man in Wien an die Ernstlichkeit solcher Erklärungen nicht glauben und ging auf dem betretenen Wege weiter, geht auf die Kund erachteten Mittelstaaten über. Bismarck verstand nicht allein die Vorschläge des Wiener Kabinetts, das sogenannte „Telegraphenprojekt“ zu Fall zu bringen, 22. Januar 1863, sondern er überbot dieselben auch an Freimütigkeit, namentlich durch die Forderung eines aus direkten allgemeinen Wahlen hervorgehenden Parlamentes, dem die Verwaltung von Geld und Truppen, sowie eine ausgedehnte gesetzgebende Thätigkeit zu übertragen sei. Außerdem wahrte er sich das Recht, durch freie Vereinbarungen mit den einzelnen Regierungen die alten Unionspläne zu verwirklichen. Dagegen ließ sich zwar protestieren, aber man konnte es nicht verhindern: Österreich mußte daher den Versuch machen, ob es nicht unter den obwaltenden Umständen vermöge, selbst einen solchen engeren Bund zu begründen, in dem Preußen entweder keine Stelle erhielt, oder diejenige, welche ihm Österreich zu bewilligen nur gut befiel.

Am 7. Juli 1862 begannen Verhandlungen Österreichs und seiner Anhänger in Wien, undklammert um Preußens Ablehnung, über Bundesreform zu beraten und schlügen, als sie einliefen, daß die wichtigsten Fragen ohne Preußens Teilnahme nicht zu erledigen waren, eine Teilsatzungsverammlung vor. Auch das verweirte Preußen, weil es keine Vereinbarungen über die Vergrößerung des Bundes zu erweisen. Der Nationalverein war der Ansicht mit Preußens Verhalten einverstanden: Österreichs Vorschläge fanden keine Fortsetzung bei den süddeutschen Reformvereinen. Die vorerwähnten Erklärungen Bismarcks wirkten Österreichs Affären etwas auf, dann aber erneuerte der süddeutsche Minister von der Forsten den Streit, indem er (Dezember 1862) die Annahme des Teilsatzensprojektes dem Bundeszuge beizutragen. Der Antrag fiel aber, weil derselbe Österreich im Lichte ließ und Beschuldigung nachher kam aus der Kammer entfiel, mit 9 gegen 7 Stimmen.

Der österreichische Minister von Schmerling begann die Aktion damit, daß er im Sommer 1863 eine sehr geschickte Denkschrift ausarbeitete, in welcher die Zustände Deutschlands als chaotisch bezeichnet und schleunige Abhilfe gefordert wurde. Die preussischen Vorschläge, namentlich das Volksparlament, wurden lebhaft bekämpft, gleichwohl aber die Hoffnung ausgesprochen, daß Preußen zum Heile der Nation sich dem österreichischen Entwurf fügen werde. Auf einer Parteienversammlung, zu der Kaiser Franz Joseph einzuladen hatte, sollte das Reformprojekt besprochen und wenn möglich vereinbart werden.

So rücksichtslos man mit Preußen zu verfahren im Begriff war, hielt es der Kaiser doch für angezeigt, den König Wilhelm in Gastein aufzusuchen, (2. August) um ihn zum Besuche des Fürstentages zu bestimmen, der schon am 16. August zusammentreten sollte. Selbstverständlich erhielt er eine abschlägige Antwort: König Wilhelm erklärte vorgängige Besprechungen der Minister für nöthig, den Termin also für verfrüht. Gleichwohl beharrte der Kaiser bei seinem Vorhaben, erließ die Einladungen und begab sich nach Frankfurt. Seine Reise glich einem Triumphzug, da die Süddeutschen durch glänzende Ovationen für Franz Joseph ihrem Preußenhaß gebührenden Ausdruck verleihen konnten und selbst einsichtige Patrioten sich durch das Vorgehen Oesterreichs bestechen ließen. Aber diese günstige Stimmung erstreckte sich nicht auf die Souveräne, die bei aller Abneigung gegen Preußen doch keinesweges gemeint waren, die österreichische Reformakte ohne weiteres anzunehmen, wie es mit wiener Gemüthlichkeit verlangt wurde. Die Abwesenheit des Königs von Preußen war ihnen ein erwünschter Vorwand, mit ihrer Meinungsäußerung zurückzuhalten; König Johann von Sachsen übernahm es, persönlich den König Wilhelm noch zum Besuche des Tages zu vermögen, erreichte aber selbstverständlich keine Sinnesänderung, und Bismarck wahrte in äußerst energischer Weise die Rechte seines Herrschers und des preussischen Staates. Jetzt wünschte Franz Joseph von Seiten der Anwesenden die Annahme seines Systems der „leitenden Gedanken“ und trotz mehrfacher Veränderungen fanden (31. August) dieselben im ganzen die Billigung fast aller erschienenen Fürsten. Durch ein gemeinsames Schreiben an König Wilhelm baten sie, den heilsamen Reformen zuzustimmen, d. h. Vorschläge zu billigen, welche ihn fast auf dieselbe Stufe stellten, wie den König von Baiern, und dem Kaiser von Oesterreich die Führung in Deutschland zuerkannten.

An der Spitze Deutschlands sollte ein Directorium von sechs Mitgliedern stehen, dessen ständige Mitglieder Oesterreich, Preußen und Baiern waren; die drei andern Könige, die neun nachstgroßen Staaten, die neunzehn Kleinsten hatten je ein wechselndes Mitglied zu stellen. Oesterreich behielt den Vorsitz, Preußen hatte die Stellvertretung. Bei Stimmengleichheit sollte die Bevölkerungsanzahl entscheiden. Im Bundesrath führten Preußen und Oesterreich je drei Stimmen, die übrigen fünfzehn Kurien je eine. Die Mitglieder des Delegirtenparlamentes (302) sollten in den Staaten, wo erste Kammern bestanden, zu einem Drittel aus diesen genommen werden. Das Parlament sollte nur alle drei Jahre zusammentreten, die Beschlüsse desselben bedurften der Genehmigung des Fürstentages.

Für das Ministerium Bismarck gab der offenbare Versuch, Preußens Stellung in Deutschland zu verkuammern einen willkommenen Vorwand, das Abgeordnetenhaus aufzulösen. Es rechnete auf ein kräftiges Erwachen des angegriffenen preussischen Nationalgefühls aus dem Banne des doktrinären Verfassungsstreites, aber vergeblich: die Neuwahlen brachten der Regierung keine erhebliche Verstärkung. Bismarcks Politik zeigte sich in seiner Kritik der österreichischen Vorschläge schon in ihrer ganzen Klarheit und Kraft. Wäre die Fortschrittspartei nicht ganz und gar aufgegangen im Breittreten des Konflikts, in rechthaberischem Gezänk, so hätten ihr jetzt die Augen aufgehen müssen. Scharf und bestimmt forderte er unbedingte Gleichstellung mit Oesterreich und beharrte auf Errichtung eines wirklichen

Volksparlamentes. Aber auch das verfiel nicht: stumpf und gleichgültig bestand die Fortschrittspartei auf ihrem Schein und bezweifelte höhnisch die Nützlichkeit wenigstens der zweiten Forderung. Es war ein schwerer Stand für den König, der fest und unentwegt an seinem Werke fechtete, mit dem Ehre und Existenz Preußens verknüpft war: ein schwerer Stand auch für Bismarck, der einer Welt voll Groll und Haß gegenüberstand, fest die Hand am Steuer und fühlte die hochgehenden Wellen überflutend, die ihn umbrauten.

Aber der Umschlag war nahe: eine große nationale Aufgabe gab das preussische Volk sich selbst wieder und der Witz der Wäffen zertheilte das Gewollt widrigen Faders, das die Kloppe und Herzen umnebelt hatte. Die Berechtigung und Nothwendigkeit der Armeeorganisation aber sollte bald glänzend bewiesen werden.

Sie in allen anderen Hauptfragen gingen die Antisten der Regierung und des Beobachters auch in Sachen des politischen Ausstandes von 1864 auseinander. Bismarck verurtheilte das Reich bei der Unterdrückung der Empörung, das Reichthumthum erstreckte sich hauptsächlich auf die Polen und beschränkte sich auf eine wohlfeile Veranlassung für die fortwährenden Forderungen und Schattungen, die Reichthum im Grenzverkehr mit Preußen sich hatte zu Standen kommen lassen. Die Zukunft sollte auch hier beweisen, wie weit Bismarcks Staatsumwandelnd das der dilettantischen Fehls der Fortschrittspartei überlegen war.

### 3. Der deutsch-dänische Krieg 1864. Der Konflikt in Preußen.

Die politische Verfassung, welche in Deutschland herrschte, war natürlich den Feinden desselben zu Gute gekommen und hatte insbesondere die Dänen ermuntert, in der Vergewaltigung der Herzogthümer Schleswig-Holstein weiter fortzufahren. Die Rücksichtslosigkeit, mit welcher Dänemark Schleswig gegenüber verfuhr und die berechtigten Ansprüche der holsteinischen Stände mißachtete, hatte schon nicht mehr ein Einschreiten des deutschen Bundes nahe gelegt, und auch die preussische Regierung war wiederholt in Kopenhagen vorstellig geworden, sie müsse die Haltung Dänemarks als unvereinbar mit den Zusagen vom 24. Januar 1864 betrachten. Selbst die Großmächte, denen Dänemark das Londoner Protokoll verdankte, waren der Meinung, daß dieser Staat andere Wege einschlagen müsse und England emporstand im Herbst d. J. 1862 sogar eine getrennte Verfassung für Dänemark, Schleswig-Holstein und Lauenburg. Statt dessen erließ der König, gedrängt durch die öffentliche Meinung und das dänische Ministerium, ein Patent (30. März 1863), welches die völlige Einverleibung Schleswigs befohl. Aber auch Holstein und Lauenburg sollten so weit als möglich an den Gesamtstaat gefügt werden. Den Bestimmungen, welche über die Stellung Holsteins in einem Verfassungsentwurf mit den Gesamtstaat getroffen wurden, verweigerte der Bund nicht allein seine Zustimmung, sondern drohte mit Exekution: aber im Vertrauen auf fremde, namentlich schwedische Hilfe, ließ das dänische Ministerium die bezüglichen Verathaltungen eröffnen. Der Bund beschloß nunmehr (1. Oktober 1863) die Exekution der Exekutionenordnung gemäß hatte Dänemark bis zur fernsten Einleitung des Ver-

fahrens noch neun Wochen Bedenkfrist. Die Dänen blieben trotzig: am 13. November ward die Verfassung angenommen. Zwei Tage darauf starb der König Friedrich VII. eines plötzlichen Todes: Herzog Christian (IX) von Glücksburg, den das Londoner Protokoll zu seinem Nachfolger bestimmte, sah sich durch die 1868 öffentliche Aufregung genöthigt, die Verfassung zu bestätigen (19. November).

Diese Kunde rief sofort die höchste Aufregung in ganz Deutschland hervor: allgemein forderte die öffentliche Meinung die Anerkennung des Herzogs Friedrichs (VIII) von Augustenburg, als des rechtmäßigen Erben von Schleswig und Holstein: man verlangte schleuniges und energisches Handeln von Seiten der Regierungen, welche, die mitteldeutschen voran, jenem Fürsten geneigt waren. Der Herzog selbst hielt es für gerathen, die in den Herzogthümern herrschende Aufregung, die sich in massenhaften Eidesverweigerungen kundgab, nicht durch sein Erscheinen zu vermehren und wartete vorsichtigerweise in Gotha die Entwicklung der Dinge ab. Freilich griff er der Entscheidung vor, indem er, vom Großherzog von Baden bereits anerkannt, ein Ministerium berief und an die Bildung einer Fraktion ging.

Die Entscheidung über die Sache lag bei dem deutschen Bunde, an den sich auch der Dänenkönig gewendet hatte: hielt der Bund den jüngst gefaßten Exekutionsbeschuß aufrecht, so erkannte er damit zugleich den neuen König an. Sachsen beantragte die Exekution in Okkupation Holsteins zu verwandeln, d. h. das Land bis zur Entscheidung der Erbfolgefrage zu besetzen. Diesen Antrag brachten die deutschen Großmächte, insbesondere Bismarck, zu Falle; der preussische Minister hielt an der Rechtsverbindlichkeit des Londoner Protokolls fest und betonte, durch den Bruch desselben werde ein europäischer Krieg heraufbeschworen. Diese Auffassung erregte in ganz Deutschland die größte Unzufriedenheit: die Ausschüsse der einander feindlichen deutschen Vereine (Reformverein und Nationalverein) vereinigten sich zu einer Erklärung gegen die Rechtsverbindlichkeit des Londoner Protokolls, einige Fürsten, wie der König von Baiern, folgten dem Beispiele des Großherzogs von Baden und erkannten den Augustenburger an. Oestreich und Preußen behaupteten zum größten Mißvergnügen der großen Menge ihre Stellung und so groß war in Preußen die Entrüstung über Bismarcks anscheinend undeutliche Politik, daß ihm das Abgeordnetenhaus in blinder Leidenschaft die Anleihe verweigerte, welche er in dieser kritischen Lage nachgesucht hatte. Man befreundete sich mit der Ansicht auch ohne Mitwirkung der Großmächte die Herzogthümer zu befreien.

Wenn es nach den Wünschen aufgeregter Volksversammlungen, leidenschaftlicher Kammermajoritäten und popularitätsjüchtiger Mittelstaaten gegangen wäre, so hätte jetzt Bismarck im Bunde mit Oestreich einen europäischen Krieg zu Gunsten der Herzogthümer vom Zaune brechen müssen. Da er dies nicht that und auch die Stärken seiner weitichtigen Politik nicht vor aller Augen offenlegte, so klagte ihn eine unzurechnungsfähige öffentliche Meinung des Verrathes am „verlassenen Bruderstamme“ an.

So begrüßte man es denn mit Genugthuung, daß die Bundesexekution, die nunmehr ausgeführt wurde, Sachsen und Hannover übertragen worden war. Denn

Da die Dänen bei ihrem Einrücken (23. December) unter Preuss. Holstein taumelten, ließen die Reichshäupter der Grenztruppen alles zu, was zu Gunsten des Herzogs geschah. Er erschien in Kiel und wurde zum Herzog ausgerufen. Scharf trafen im Bundestage die Gegensätze auf einander: zum ersten Mal konnten die Mittelstaaten auf den Wogen der Popularität schwimmen und wohlfeil große Politik machen; die aus ihnen bestehende Majorität verwarf alle Vorschläge, durch welche Preußen und Oesterreich, die doch schließlich vor den Riß treten mußten, zur Besonnenheit mahnten.

In dem am Bundestage gestellten österreichisch-preussischen Antrag, Dänemark solle aufgefordert werden, die Novemberverfassung, soweit sie Schleswig betreffe, zurückzunehmen, widrigenfalls auch dieses Land von Bundes wegen bestraft werden würde, fand man schon eine indirekte Anerkennung Christians IX., der Antrag wurde mit großer Majorität abgelehnt.

Unbekümmert darum stellten die beiden Großmächte am 16. Januar an Dänemark das Ultimatum, die Verfassung binnen 18 Stunden zurückzunehmen. Als dies nicht geschah, rückten 70.000 Mann, zu einem Drittel Oesterreicher unter Goltz, unter dem Oberbefehl des großen Vrangels in Holstein ein, um auf Schleswig vorzugehen. Man hegte übertriebene Vorstellungen von der Schwierigkeit, die Dänenwille zu nehmen, eine Weisung, die sich elf Stunden weit von Schleswig aus nach Westen und Osten erstreckte. Der Befehl des Prinzen Friedrich Karl, auf dem östlichen Flügel die Schlei bei Mißunde zu überschreiten, scheiterte 2. Februar, glücklicher waren die Oesterreicher am 3. Februar in den Gefechten von Eiderstedt und Angelt. Indessen sah der dänische Feldherr General de Meza ein, daß er



General Carl von Wrangel, 1864 als Oberbefehlshaber der Truppe gegen Dänemark. Auch der Krieg geschah unter dem Kommando von General Wrangel.

auf die Dänen die ausgedehnte Stellung gegen die Uebermacht der Feinde nicht würde halten können: gelang ein weiterer Versuch des preussischen Prinzen auf der Eiderseite, so war sein Rückzug bedroht. So entschloß er sich zum Abzug, der so eilig bewerkstelligt wurde, daß man die Füllung mit dem Feinde fast verlor: die Oesterreicher leisteten ihm noch ein glanzvolles Gefecht bei Eiderstedt (6. Februar), in dem ihre Vorhut die feindliche Nachhut zu verlustreichem Kampfe zwang, aber die Preußen, welche bei Alms und Mappeln den Uebergang über die Schlei bewerkstelligt hatten, konnten den Feind nicht mehr erreichen. Die dänische Hauptmacht setzte sich in der Halbinsel Sundevidt fest, um gedeckt durch die früher schon vielumstrittenen Dänpolder Schanzen, weiteren Angriffen ein Ziel zu setzen. Ungehindert zogen die Verbündeten nordwärts, zu Oesterreichs Mißvergnügen überschritten die preussischen Warden selbst die jütische Grenze, am 18. Februar ward Kolding besetzt. Diese Erfolge dampften zwar noch immer nicht das Mißtrauen gegen die Politik Wislitzs, bewirkten aber



eine Aenderung in der Haltung der Mittelstaaten: mit dem Tode des Königs von Baiern (10. März 1864) verlor diese Gruppe ohnehin das hervorragende Mitglied.

Jetzt hätten nur die europäischen Großmächte dem weiteren Fortschreiten der Verbündeten in den Weg treten können. An Versuchen, die Unterzeichner des Londoner Protokolls gegen Preußen und Oesterreich in Harnisch zu bringen, hatte es nicht gefehlt, namentlich hatte England in seiner egoistischen Politik alle Anstrengungen gemacht, Rußland und Frankreich zum Einschreiten zu bewegen. Aber Rußland war noch mit den polnischen Dingen beschäftigt und schuldete Bismarck Dank für die Hilfe, die er ihm gerade in dieser Angelegenheit geleistet; Frankreich war durch die mexikanische Expedition an der Freiheit der Bewegung gehindert und hütete sich wohl, noch einen Krieg in Europa auf die Schultern des unzufriedenen Volkes zu laden. Als zu London neue Verhandlungen eröffnet wurden, hatte sich die militärische Situation bereits fast entschieden. Nach einem siegreichen Gefecht am 17. März konnten sich die Preußen den Düppeler Schanzen nähern, am 7. April die Beschießung beginnen und am 18. April den Sturmangriff wagen. In unwiderstehlichem Anlauf wurden sie genommen, eine glänzende Waffenthat, bei der nach langer Zeit wieder der erste preußische General (von Raven) fiel und der wackere Pionier Klinker durch heldenmüthige Aufopferung den Dank seiner Landsleute sich erwarb. So heftig war der Ansturm gewesen, daß sogar der Brückenkopf der nach Sonderburg auf der Insel Alsen führenden Brücke in die Hände der Angreifer fiel und somit das ganze Schleswig-holsteinische Festland vom Feinde gesäubert war. Auf die Insel Alsen konnte man den Dänen nicht gleich folgen, doch ward Jütland bis zum Eym-Fjord eingenommen, bald fiel auch Friberticia in die Hände des österreichischen Generals Gablenz (29. April).

Am 22. April war der König von Preußen selbst unter seinen siegreichen Truppen erschienen, um ihnen seinen königlichen Dank zu bringen und den Erwohnern zu versichern, daß er „ihre Sache ausfechten“ werde. Nun wußte man, daß Schleswig-Holstein nicht wieder dänisch werden werde. Der König ritt zu den eroberten Schanzen und hielt über die Düppelstürmer Königsparade ab.

Nachdem am 11. Mai eine Waffenruhe auf vier Wochen (verlängert bis zum 26. Juni) geschlossen war, begannen die eigentlichen Verathungen der Konferenz, zu der auch der sächsische Minister v. Beust als Vertreter des deutschen Bundes gezogen war. Er verlangte die Anerkennung des Augustenburger: Preußen und Oesterreich dagegen schlugen, obwohl Bismarck das Londoner Protokoll als durch den Krieg zerrissen erklärte, in richtiger Spekulation auf die Hartnäckigkeit der Dänen, die Gründung eines selbständigen Staates Schleswig-Holstein vor, der durch Personalunion mit Dänemark verbunden sein sollte. Die Berechnung traf ein: Dänemark lehnte selbst diesen Vorschlag ab und die Kriegsführenden erhielten wieder freie Hand. Noch einmal versuchte die elende englische Politik, Napoleon zum Kampfe für Dänemark aufzureizen, aber die beiden Mächte verständigten sich nicht, die Konferenz ging, nachdem die deutschen Vertreter jetzt viel weitergehende Forderungen gestellt hatten (vollständige Losrennung von Dänemark und so





Bild des W. m. d. Z. m. d. in den erhabenen Z. m. d. mit dem Krenpunkt und dem Krenpunkt  
 22. Bild 1871. Nach dem Bild 1871. 2. Krenpunkt und dem Krenpunkt.





50

Auf des heiligen Geistes Helm ist den erbeizten Luppeler Zehen mit dem Kerpanten und Linn zu. Durch das an  
 22. April 1864, noch dem Herrn von ... ..

Natürlich konnte sich das Abgeordnetenhaus mit der Regierung auch über die Behandlung der schleswig-holsteinischen Frage nicht einigen, und so hätte dieser innere Konflikt auf Preußens auswärtige Politik, besonders Oesterreich gegenüber, unheilvolle Rückwirkungen ausüben können. Allein auch Oesterreich war nicht frei von inneren Kämpfen und hatte seine Beliebtheit in den liberalen Kreisen Deutschlands durch sein Zusammengehen mit Preußen und die Mißachtung gegen die Mittelstaaten zum guten Theile eingebüßt.

Während Oesterreich sich vergeblich mühte, das gute Einvernehmen mit den Mittelstaaten wiederherzustellen, machte sich in fast allen Theilen der Monarchie das lebhafteste Widerstreben gegen den Einheitsstaat geltend, auch Ungarn wollte von einem Ausgleich mit Oesterreich nichts wissen. Im September 1865 hob der Kaiser das Februarpatent von 1861 auf, die Ungarn, Tschechen und Slaven triumphirten, die Deutschen waren enttäuscht. Das Ministerium Schmerling hatte dem Dreigrafenministerium (Mensdorff-Pouilly, Belcredi und Varrich) weichen müssen.

#### 4. Die Entfremdung Oesterreichs und Preußens bis zum Ausbruche des Krieges von 1866.

Die inneren Zustände in Preußen und Oesterreich hinderten nicht zum kleinsten Theile die endgültige Regelung der schleswig-holsteinischen Frage. Denn gleich nach Beendigung des Krieges hatte sich herausgestellt, daß über das Schicksal der Herzogthümer die Ansichten Oesterreichs und Preußens weit auseinandergingen und keinem einsichtigen Staatsmann konnte es entgehen, daß die Freundschaft zwischen den beiden Großmächten nicht von ewiger Dauer sein werde, die vorübergehende Waffenbrüderschaft zu den schlimmsten Verwicklungen führen werde. Die verkehrte Haltung des Augustenburgers brachte es dahin, daß der Streit um sein schleswig-holsteinisches Erbrecht zur Veranlassung eines Kampfes wurde, welcher über Preußens und Oesterreichs Stellung in Deutschland endgültig entschied.

Nicht unbedingt zielten Bismarcks Pläne auf die Einverleibung Schleswig-Holsteins in den preussischen Staat, die ihm freilich wohl von Anfang an als zwar fernes, aber doch mögliches Ziel erschienen war. Er war zur Anerkennung des Augustenburgers bereit, falls derselbe sich zu stetem Zusammengehen mit Preußen verpflichten wollte: er beanspruchte außer einigen wichtigen Plätzen die militärische und diplomatische Oberhoheit für Preußen, das hier nicht einen neuen Anstoß von zweifelhafter Haltung entgehen lassen konnte.

Da Preußens und Oesterreichs Ansprüche lediglich auf dem Wiener Frieden ruhten — denn wie hätte Christian IX. die Herzogthümer abtreten können, wenn sie rechtlich dem Augustenburger zustanden? — bestritt Bismarck im Gegentheil sechzehn Rechtsfakultäten die Erbberechtigung des Augustenburgers. Auch trat er dem Beispiele anderer interessirter Fürsten folgend, für die bereits 1816 in einer Staatschrift nachgewiesenen Erbansprüche seines Herrschers ein: nicht, weil er für unbestreitbar hielt, sondern um den Herzog zur Nachgiebigkeit zu bewegen.

Es muß hervorgehoben werden, daß die augustinburgischen Ansprüche nicht so unmittelbar waren, als der Herrscher ihnen einräumte. Das Günstigste, das preussische Herrschersuche wurde war als patriotisch bewertet, weil es dann in Preussens Sinne zu sein schien, sich aber auf keine gewöhnliche Motive, besonders, den augustinburgischen Besitz 11. 12. 1802.

Der Widerstand des Herzogs — denn schon zur Zeit des Wiener Friedens hatte Preußen zum ersten Mal mit ihm die Verhandlungen abbrechen müssen — fand seine Stütze in der Stimmung des Landes, in der öffentlichen Meinung Deutschlands, bald auch in der Haltung Oesterreichs. Graf Mensdorff verlangte schon Anfang December die unverzügliche Entziehung des Augustenburger, weil er bemerkte, daß Preußen für die Ueberlassung der Regemome in den Grenzmarken keinerlei Opfer bringen werde. Wundehens sollte Preußen für jenes Zugeständniß einen Theil von Schlesien abtreten. Daher bequinstigte Oesterreich jetzt die Mittelstaaten, die im März 1805 von neuem die Entziehung des Augustenburger beantragten. Um diesen zur Seite zu drängen, trat Metternich plötzlich mit großer Entschiedenheit für die Erbansprüche des Großherzogs von Oldenburg ein: wenn Oesterreich dieselben anerkenne, werde Preußen auf die Zugeständnisse verzichten, die man von dem Augustenburger forderte. Auch das lehnte Mensdorff ab, und im Juli 1805 nahm die Verwicklung eine ziemlich eintönige Gestalt an. Metternich, der Oesterreichs schwierige innere Lage kannte, ließ merken, daß er Preussens Forderungen nachgehe, mit Waffengewalt durchsetzen werde: rathlos suchten die Mittelstaaten ihrem Nachbruch des Konfliktes zwischen den Großmächten vorzubeugen. Die Gefahr verzerrte sich indeß, als der preussische Civilkommissar in Schleswig, Herr von Jedlig, mit seinem österreichischen Kollegen von Halbhuter in offenen Streit geriet, indem er die Ausweisung zweier augustinburgischer Agenten verweigerte.

Beide Großmächte hatten indeß noch keine rechte Lust zum Kriege, schon wurde in Gastein, wenn auch nicht über eine definitive Auseinandersetzung, so doch über eine Vertagung des Streites verhandelt. Diese erfolgte am 11. August durch den Gasteiner Vertrag, der, ohne das gemeinschaftliche Reichthum der beiden Großmächte aufzuheben, doch zunächst für Schleswig und Holstein eine getrennte Verwaltung einfuhrte. Preußen hatte fortan Schleswig, Oesterreich Holstein zu verwalten, Lauenburg wurde schon jetzt gegen eine Abfindung von 2½ Millionen dänischer Reichsthaler an Preußen überlassen. Da Preußen hinsichtlich seiner Regemome in den Nordmarken wesentliche Zugeständnisse erlangte, belohnte Metternich Herrn von Metternich durch die Erhebung in den Grafenstand.

Der Kaiser war sehr über die Vertagung Preussens, das überdies eine Caution und einen Mann durch seinen Nord-Officer-General zu lassen versprochen hatte. Auch sollten die Verhandlungen in den Jahren 1805 stattfinden. Der Kaiser war sehr, um denen zustande kommen zu können wie draben nicht auf die Diplomaten, sondern auch hochstehende Leute (die Persönlichkeiten) trachten, ward am 19. August in Schleswig bei einer persönlichen Begegnung des Kaisers und des Königs beschlossen.

Die Schleswig-Holsteiner und alle Freunde des Augustenburger in Deutschland erhoben gegen den Gasteiner Vertrag Protest: doch war es für die Sache des Prätendenten kein Vortheil, daß auch Frankreich und England sich gegen das

Vorgehen der Großmächte aussprachen. Einen Erfolg hatten alle jene Proteste nicht; die Staaten, welche am Bunde bisher die Rechte des Augustenburgers vertheidigt hatten, sahen die Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen ein und gaben sie im November 1865 nach einer ausdrücklichen Rechtsverwahrung auf.

Hatten Preußen und Oesterreich auch den Mittelstaaten gemeinsam gegenüber gestanden, so war doch der Miß zwischen den beiden Großmächten nur künstlich verdeckt worden. Bismarck ließ die Eventualität eines Krieges mit Oesterreich nicht außer Augen und suchte sich für diesen Fall eines geeigneten Bundesgenossen zu versichern. Er dachte an Italien, mit dem schon vor dem Gasteiner Vertrag Verhandlungen gepflogen waren: das junge Königreich wünschte Venetien zu erwerben und ließ sich für die Zusage dieser Machterweiterung voraussichtlich gewinnen. Nur war es nothwendig, für einen derartigen Plan die Zustimmung des mächtigen Napoleon zu erhalten. Nun war zwar zum großen Verdrusse der italienischen Regierung der Gasteiner Vertrag geschlossen und damit auch der Plan eines Bundes gegen Oesterreich in weitere Ferne gerückt, gleichwohl aber betrieb Graf Bismarck sein Projekt in persönlichem Verkehr mit Kaiser Napoleon (zu Biarritz, im Oktober 1865), und auch das Verhältniß zu Italien gestaltete sich auf das freundschaftlichste. Am letzten Tage des Jahres 1865 erreichte Italien einen Handelsvertrag mit dem Zollverein, dessen Staaten sämmtlich das junge Königreich anerkannten.

Immer näher rückte die Möglichkeit des Krieges. Der preussische Kommissar in Schleswig führte einen energischen Vernichtungskampf gegen die Anhänger des Augustenburgers, dessen Partei bei dem östreichischen Kommissar in Holstein, dem Herrn von Gablenz, einen Rückhalt fanden. Als es dieser verabsäumte, eine Konferenz-  
 1866 versammlung zu Gunsten des Herzogs zu verhindern (zu Altona, 23. Januar 1866), richtete Graf Bismarck an die östreichische Regierung eine scharfe Vorstellung, die ebenso energisch beantwortet, das offene Zerwürfniß der beiden Mächte zur Folge hatte. Noch verneinte man in Berlin die Nothwendigkeit des Krieges, aber man traf seine Vorkehrungen und suchte nun von neuem die definitive Verständigung mit Italien. Diese stieß auf große Schwierigkeiten, vor allem verzögerte sie sich wegen des Mißtrauens, das der italienische Unterhändler Gobone gegen die Ehrlichkeit der Absichten Bismarcks hegte. Dieser ließ jetzt die schleswig-holsteinische Frage gegen ein großartiges Bundesreformprojekt zurücktreten, für das er um Italiens Beistand warb.

Dazu kam, daß Italien nach dem Sturz des rumänischen Hospodaren Ausa Hoffnung schöpfte, auf friedlichem Wege Venetien zu erwerben, wenn es Rumänien Oesterreich zuwandte. Diese Aussicht schwand erst völlig, als die Rumänen am 20. April den Prinzen Karl von Hohenzollern zum Fürsten erwählten und dieser am 22. Mai die Regierung antrat.

Am 27. März endlich waren die Schwierigkeiten gehoben, ein Vertrag, wie ihn Bismarck wünschte, ward, wenn auch nur für die Zeit von drei Monaten, geschlossen und von der italienischen Regierung genehmigt, nachdem sie sich der Zustimmung Napoleons vergewissert hatte. Zur kriegerischen Durchführung der Bundesreform, deren Nothwendigkeit Graf Bismarck am 24. März allen deutschen Regierungen kundgethan, war Italiens Beistand gewonnen: es galt die Frist von drei Monaten



pi konnten, darum ordnete die preussische Regierung schon am 28. März die Kriegsbereitschaft an, und am 9. April reichte der Bundestagsgesandte von Savigny in Frankfurt den preussischen Antrag auf Verfassung eines deutschen Parlamentes an: ein Antrag, so kühn und großartig, daß er die Fortschrittspartei und die preussensfreundlichen Parteien im übrigen Deutschland geradezu verblüffte, dann aber von ihnen nach Kräften mit Mißtrauen und Spott belampft wurde.

In dem Rundschreiben vom 21. März hatte Graf Bismarck auseinandergesetzt, Deutschland sei in seiner bisherigen Verfassung keiner großen europäischen Krisis gewachsen und müsse, wenn keine Abhilfe geschaffen werde, dem Schicksale Volsens verfallen.

Durch den Vertrag vom 27. März verpflichtete sich Italien, an Oesterreich den Krieg zu erklären, sobald Preussen zur Durchföhrung der Bundesreform die Waffen ergriffen haben werde. Keine der Mächte durfte zurücktreten, bevor Italien Venedig und Preussen einen äquivalenten Theil der österreichischen Monarchie erhalten hatte.

Für Oesterreich galt es, den Ausbruch des Krieges hinzuzögern, bis das preussisch-italienische Bündniß abließ, oder Italien durch ein Separatabkommen Preussen abzurufen. Dem ersteren Zwecke dienten Vorschläge zur Abrüstung: um das zweite durchzuführen, wandte sich das Wiener Kabinet an Napoleon und ließ vertraulich mittheilen, es sei zur Abtretung Venedigs bereit, wenn es sich durch preussisches Gehört entschädigen könne und Italien von dem Bündniß zurücktreten wolle. Der italienische Gesandte Maza gerieth in arge Verlegenheit: mit echt romanischer Persönlichkeit schlug er einen Monarch vor, der sich ja so lange hinziehen ließ, bis der Vertrag mit Preussen erfolgt, dann durfte Italien, ohne bundbrüchig zu werden, Venedig aus der Hand Napoleons annehmen: das verrathene Preussen mochte zusehen, wie es allem fertig wurde.

Dieser Plan fand Napoleons höchsten Beifall. Er hatte in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit bisher keine so hervorragende Rolle gespielt, wie sie nach der öffentlichen Meinung in Frankreich der grande nation von Rechts wegen gebührte: jetzt bot sich die Gelegenheit den Schiedsrichter in Europa zu spielen, ja vielleicht die französischen Abheingelüste zu verwirklichen. Gerieth Bismarck ins Bedränge, so mußte er, schien es, die Ruheheit seiner Politik mit deutschem Lande fallen. Während Deutschland von Waffen starrte — denn in der ersten Woche des Mai hatten Oesterreich, Preussen, Sachsen mobil gemacht, — regte Frankreich den Monarchplan an, am 28. Mai erfolgte die Einladung von Seiten der am Streite habetheiligten Großmacht.

Es ist notwendig, an dieser Stelle einen Blick auf die Stellung zu werfen, welche der eigentliche Urheber der großen Bewegung, Graf Bismarck, um diese Zeit in Preussen und Deutschland einnahm. Die preussische Landtagession des Jahres 1848 hatte den Konflikt zwischen Regierung und Volksvertretung auf die Spitze getrieben und war am 23. Februar unter grellster Disharmonie geschlossen worden. Schon in Preussen fand Bismarcks deutsche Politik den heftigsten Widerstand der das ganze Land beherrschenden, unbeschreiblichen Fortschrittspartei. Nur die royalistischen und konservativen Kreise, die sich zu vergrößern begannen, hielten treu zu dem Manne, dessen Größe und providentielle Mission für Preussen sie längst erkannt

hatten. Man verlangte den Frieden um jeden Preis, man forderte die Entlassung des verhassten Ministers, der jetzt als Störenfried der europäischen Ruhe erschien. Man empfahl in unpreussischer Schwachmüthigkeit die Grafschaft Glatz für Schleswig-Holstein dahin zu geben. Nur 65 altliberale Abgeordnete hatten den Muth, für die Bundesreform und, wenn es sein müsse, für den Krieg sich zu erklären (26. April, zu Halle). Als einige Wochen später die städtischen Behörden von Breslau eine ähnliche patriotische Erklärung abgaben (15. Mai), hatte Graf Bismarck schon einen der verhängnißvollsten Tage seines Lebens hinter sich. Am 7. Mai feuerte ein jugendlicher Fanatiker, Julius Cohen, der Stiefsohn des flüchtigen Republikaners (von 1848) Karl Blind, in der Straße „Unter den Linden“ aus unmittelbarer Nähe fünf Revolvergeschüsse auf den Staatsmann ab, der wie durch ein Wunder dem ihm zugebachten Tode entging. In dem außerpreussischen Deutschland herrschte womöglich noch größere Wuth gegen den Grafen und seine Politik. In den Mittel- und Kleinstaaten standen ihm feindliche Ministerien den Geschäften vor, seine Reformprojekte ruhten im Ausschuss des Bundestages. Die Bevölkerungen wimmerten nach Frieden, die Kammernmajoritäten verjagten in beinahe selbstmörderischer Besessenheit die Mittel zum Kriege. Das schlimmste traute die blühe Masse dem Grafen zu: man glaubte, er habe sich mit Napoleon über die Abtretung des Saarbrücker Kohlenbeckens bereits verständigt.

Unbeirrt ging Bismarck seine Wege weiter. Es sind seine größten Tage, als er einer Welt von Unpopularität trotzte und ruhig dem entscheidenden Kampfe entgegen ging. Er nahm es über sich, von Frankreich die beleidigendsten Vorschläge anzuhören — alles Land bis zur Mosel forderte der französische Botschafter Benedetti, — er nahm auch die Einladung zum Kongreß an. Er wußte gar wohl, daß derselbe keine Lösung bringen würde, er überließ es Oestreich, ihn zum Scheitern zu bringen. Wirklich mußte Napoleon am 4. Juni bestätigen, das europäische Friedenswerk habe sich an den österreichischen Forderungen zer schlagen: acht Tage darauf erklärte er seinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, daß sich Frankreich in dem bevorstehenden Konflikt neutral halten werde.

Oestreich stellte den Antrag, keine der Kongreßmächte sollte sich vergrößern dürfen, d. h. für sich verlangte es an Stelle von Schleswig-Holstein und Venetien Schlesien. Auf diese Weise hätte Frankreich seinen Vortheil gehabt: für Oestreichs Interessen einzutreten hatte Napoleon keinen Grund. Ihm schien es vortheilhafter, daß sich die deutschen Großmächte vertheilten: war die eine durch ihre Siege, die andere durch ihre Niederlagen erschöpft, dann konnte Frankreich ein Machtwort sprechen.

Dem preussischen Minister konnte es nur erwünscht sein, daß Oestreich durch seine Maßnahmen nunmehr den Ausbruch des Krieges beschleunigte. Das Wiener Cabinet übertrug nämlich (1. Juni) die Erledigung der schleswig-holsteinischen Frage dem Bunde und wies den österreichischen Kommissar in Holstein, Herrn von Gablenz an, zum 11. Juni die holsteinischen Stände nach Itzehoe zu berufen. Daraufhin erklärte Bismarck, nach dem Bruche des Gasteiner Vertrages trete das frühere gemeinsame Besitzrecht wieder in Kraft, befehl Manteuffel in Holstein einzurücken und stellte Gablenz frei, zur Mitbesetzung Schleswigs zu schreiten.

Dieser verzichtete darauf und wich unter Protest auch aus Holstein, welches man ebenso wie Schleswig, dem Ober-Präsidenten von Sechel-Plessen unterstellt wurde. Die Ständeversammlung ward verhindert, auch der Prätendent verließ das Land.

Nun hatte Preußen gegen Preußens „Gewaltthat“ am 9. Juni beim Bundesstage feierlich Verwahrung eingelegt und die Mobilmachung aller nicht preussischen Bundeskorps beantragt. Trotz der Einwendungen des preussischen Gesandten von Savigny, der den Antrag für verfassungswidrig erklärte und daher sich der Abstimmung enthielt, wurde derselbe, angeblich mit 9 gegen 6 Stimmen, zum Beschluß erhoben. Nunmehr erklärte Savigny den Bundesvertrag für erloschen, übergab die preussischen Vorschläge für die Neugründung eines Bundes und verließ das Sitzungsfokal.

Jetzt galt es schnell zu handeln und diejenigen Staaten, deren man zur Sicherung der militärischen Lage Preußens bedurfte, mit Gütte oder Gewalt zur Allianz oder wenigstens zu unbedingter Neutralität zu bewegen. Hannover und Kurhessen, die zur Majorität gehörten, kamen zunächst in Frage, allenfalls auch Sachsen: an alle drei wurde am 13. Juni ein gleichlautendes Ultimatum gerichtet, welches die Wahl ließ zwischen dem Kriege oder der Abrüstung und Annahme der preussischen Reformvorschläge.

Obwohl Preußen in unmittelbarer Nachbarschaft der beiden erstgenannten Staaten über bedeutende Heereskörper verfügte, während weder Hannover noch Kurhessen auch nur vollständig gerüstet war, erklärte der mitleidete, von der Leitung des Welfenhauses benommene blinde König Georg von Hannover, dem Ultimatum nicht entsprechen zu können; der Kurfürst von Hessen wollte dasselbe nicht einmal entgegennehmen. Der erstere begab sich zur Armee, der letztere erwartete trotzig zu Wilhelmshöhe die weitere Entwicklung der Dinge. Er dirigirte seine Truppen südwärts nach Bayern, die Hannoveraner dagegen hofften, die bairischen Streitkräfte würden rechtzeitig heranziehen, um mit ihnen gemeinsam die Preußen zu vertreiben.

### 5. Der Krieg von 1866.

Der Krieg begann, ohne daß es zwischen den feindlichen Großmächten zu einer förmlichen Kriegserklärung gekommen wäre. Dagegen wandten sich Kaiser Franz Joseph und König Wilhelm mit Manifesten an ihre Unterthanen 17. u. 18. Juni 1866 an ihnen darzulegen, was für sie aus dem Spiele stand. Der Appell des Königs von Preußen an sein Volk verhallte nicht blanklos: er rief einen mächtigen Widerhall nach in den Herzen aller Wohlgesinnten. Der innere Streit schwieg: wer hatte es an Preußen über sein Gewissen bringen mögen, zur Erniedrigung des Staats Anstandes des Großen beizutragen!

Am schnellsten entschieden sich die Dinge gegenüber Hannover und Kurhessen

Bereits am 17. und 18. Juni trafen die Preußen von Hatzburg und Minden aus in Hannover ein, General Vogel von Falckenstein übernahm die Verwaltung des Königreichs. Am gleichen Tag wurde Kassel durch Weyer besetzt, der Kurfürst als Gefangener nach Stettin abgeführt. Für den König Georg ward äußerst nachtheilig, daß Herzog Ernst von Coburg-Gotha, auf die an alle norddeutschen Fürsten gerichtete Aufforderung hin, an den Operationen theilnahm und Eisenach besetzte; dadurch ward die Verbindungslinie der Hannoveraner und Baiern durchbrochen. Da sich der König Georg bei Göttingen mehr und mehr gefährdet sah, je enger die preussischen Heereskörper ihn zu umschließen begannen, faßte er den Entschluß, über Eisenach nach Süden den Durchbruch zu wagen, um sich mit den Baiern zu vereinigen. Er änderte aber seinen Entschluß und zog von Mühlhausen südöstlich nach Langensalza zu. Verhandlungen, die in letzter Stunde angeknüpft wurden, führten zu einer kurzen Waffenruhe, blieben aber erfolglos. Demgemäß ertheilte die preussische Regierung den Befehl zum Angriff.

Ehe die Umstellung des hannoverschen Heeres eine vollständige war, griff General Flies am 27. Juni mit etwa 8000 Mann, meist Landwehr, die 20.000 Hannoveraner nahe Langensalza, bei Mergleben an der Unstrut an. Einen taktischen Sieg konnte die noch mit den alten Gewehren bewaffnete Landwehr gegen den übermächtigen Gegner nicht errichten, aber der Zweck war erreicht: das hannoversche Heer wurde festgehalten. Es hatte selbst so starke Verluste erlitten, daß der Kommandirende, General von Arntschild, seine Erfolge nicht verwerten konnte.

Schon Tags darauf war keine Aussicht mehr zu entkommen; am 29. Juni kapitulierte die ganze Armee und wurde aufgelöst. Auch Kurhessen war in preussischen Händen, ebenso Sachsen, dessen Heer freilich Zeit gefunden hatte, sich mit den Oestreichern zu vereinigen.

Um dieselbe Zeit, wo der Welkenherrlichkeit ein Ende bereitet war, hatten die preussischen Truppen, die gegen Oestreich bestimmt waren, bereits in Böhmen ihre ersten, wie sich bald zeigen sollte, fast entscheidenden Erfolge aufzuweisen. Ermöglicht wurden dieselben vor allem durch das Gedeihen des preussischen Generalstabschefs G. von Moltke, dann aber auch durch die Planlosigkeit der Feinde, die Unfähigkeit ihrer Generale und die Unzulänglichkeit des oestreichischen Oberanführers Benedek.

Hellmuth A. v. Freiherr von Moltke, geb. am 26. Oktober 1800 zu Parchim in Mecklenburg Schwerin, trat im Jahre 1822 aus dem dänischen in den preussischen Heerdienst, in dem er es 1855 zum Chef des Generalstabes der Armee brachte. Ein Mann von großer Einsicht, festem Willen und imponirender Ruhe, hatte er im schleswig-holsteinischen Kriege als Generalstabschef des Prinzen Friedrich Karl Beweise seiner außerordentlichen Verstandesfähigkeit gegeben.

In weitansgedehnter Linie stand Mitte Juni das preussische Heer an der mit reichlich sächsischen Grenze von Torgau bis Reize: die Linie konnte erst verlorst werden, als Sachsens Stellung zweifellos geworden war und dies Land besetzt werden durfte. Herwarth von Bittenfeld mit der „Elbarmee“ hatte den rechten Flügel der Aufstellung, an ihn lehnte sich die „Erste Armee“ des Prinzen Friedrich Karl, die („Zweite“) Armee des Kronprinzen bildete den linken Flügel. Es waren

Dieser verzichtete darauf und wich unter Protest auch aus Holstein, welches nun ebenso wie Schleswig, dem Ober-Präsidenten von Scheel-Kliffen unterstellt wurde. Die Ständeversammlung ward verhindert, auch der Prätendent verließ das Land.

Nun hatte Oesterreich aber gegen Preußens „Gewaltthat“ am 9. Juni beim Bundestage feierlich Verwahrung eingelegt und die Mobilmachung aller nicht preussischen Bundeskorps beantragt. Trotz der Einwendungen des preussischen Gesandten von Savigny, der den Antrag für verfassungswidrig erklärte und daher sich der Abstimmung enthielt, wurde derselbe, angeblich mit 9 gegen 6 Stimmen, zum Beschluß erhoben. Nunmehr erklärte Savigny den Bundesvertrag für erloschen, überarb die preussischen Vorschläge für die Neugründung eines Bundes und verließ das Sitzungslokal.

Jetzt galt es schnell zu handeln und diejenigen Staaten, deren man zur Sicherung der militärischen Lage Preußens bedurfte, mit Güte oder Gewalt zur Allianz oder wenigstens zu unbedingter Neutralität zu bewegen. Hannover und Kurhessen, die zur Majorität gehörten, kamen zunächst in Frage, allenfalls auch Sachsen: an alle drei wurde am 15. Juni ein gleichlautendes Ultimatum gerichtet, welches die Wahl ließ zwischen dem Kriege oder der Abrüstung und Annahme der preussischen Reformvorschläge.

Obwohl Preußen in unmittelbarer Nachbarschaft der beiden erwähnten Staaten über bedeutende Heereskörper verfügte, während weder Hannover noch Kurhessen auch nur vollständig gerüstet war, erklärte der mitleidete, von der Bedeutung des Welfenhauses benommene blinde König Georg von Hannover, dem Ultimatum nicht entsprechen zu können: der Kurfürst von Hessen wollte dasselbe nicht einmal entgegennehmen. Der erstere begab sich zur Armee, der letztere ermartete trotzig zu Wilhelmshöhe die weitere Entwicklung der Dinge. Er dirigirte seine Truppen südwärts nach Bayern, die Hannoveraner dagegen holten, die bayerischen Streitkräfte würden rechtzeitig heranziehen, um mit ihnen gemeinsam die Preußen zu vertreiben.

### 5. Der Krieg von 1866.

Der Krieg begann, ohne daß es zwischen den feindlichen Großmächten zu einer förmlichen Kriegserklärung gekommen wäre. Dagegen wandten sich Kaiser Franz Joseph und König Wilhelm mit Manifesten an ihre Unterthanen (17. u. 18. Juni 1866) um ihnen darzulegen, was für sie auf dem Spiele stand. Der Appell des Königs von Preußen an sein Volk verhallte nicht klarglos, er rief einen mächtigen Widerhall nach in den Herzen aller Wohlgeimuten. Der innere Streit schwieg, wer hatte es in Preußen über sein Gewissen bringen mögen, zur Erniedrigung des Staates Beizutragen! Des Großen beizutragen!

Am schnellsten entschieden sich die Dinge gegenüber Hannover und Kurhessen



nach Süden fliehen. Im Süden hatte Benedek die Festungen Josephstadt und Königgrätz: sicherte ihn der Elbluß vor einer Umgehung, so mußte er ihm für den Fall eines Rückzuges äußerst hinderlich werden. Auf preussischer Seite war ursprünglich beabsichtigt, daß die Erste Armee (Prinz Friedrich Karl) am 3. Juli eine Reconnoissance über Sadowa nach Königgrätz, die Zweite (des Kronprinzen auf dem östlichen (rechten) Elbufer eine solche nach Josephstadt machen sollte, in der Nacht änderte man den Plan, und der Kronprinz erhielt die Weisung, am westlichen Elbufer vorzustößen, während Prinz Friedrich Karl den Feind über Sadowa an die Elbe drängen wollte, Sternwirth wurde gegen den linken Flügel der feindlichen Aufstellung dirigirt. So begann am Morgen des 3. Juli die Entscheidungsschlacht von Sadowa oder Königgrätz.

Benedek nahm seinen Standpunkt auf der Höhe von Lipa; zu seiner Linken, im Dola walde und an den Ristihübergängen von Sadowa stand das Korps Gablenz, zu seiner Rechten auf dem Berge von Chlum gegen den Swiepwald hin Erzherrzog Ernst. Dies war das Centrum. Den linken Flügel bei Nechanitz, Prim und Probus bildeten namentlich die Sachsen, den rechten Flügel die Korps Fesetics und Thum. Diesen lag namentlich ob, den Kronprinzen abzuwehren, wenn derselbe wirklich emgreifen sollte.

Durch die Schwierigkeiten, welche der von Gewitterregen aufgeweichte Boden dem Karische entgegenstellte, wurde das Anrücken des Kronprinzen, der obendrein vom Schlachtfelde weiter entfernt war, als Prinz Friedrich Karl, erheblich verzögert und so gerieth die (Erste) Armee des letzteren trotz anfänglicher Erfolge in eine schwierige Lage. Sadowa und die südlicheren Ristihübergänge waren in den ersten Stunden des Kampfes genommen worden, aber im Dola- und Swiepwalde geriethen die Preußen in arge Bedrängniß: aller Heldenmuth, den namentlich Franzeky im Swiepwalde bewies, schien vergeblich zu sein. Um Mittag wurde die Situation immer schwieriger, denn als die Spitzen der kronprinzlichen Armee sich zeigten, noch unbemerkt von den Preußen, machte Benedek eine Hauptanstrengung, bei Sadowa durchzubrechen. Schon erzwang man auf preussischer Seite den Plan die Infanterie zurückzunehmen und traf die nöthigen Vorkehrungen, da erscholl die Freudennachricht, der Kronprinz sei zur Stelle. Nun wurde der Kampf wieder aufgenommen. Zu gleicher Zeit (2 Uhr) nahm Sternwirth auf dem linken feindlichen Flügel den Sachsen Prim und Probus ab, während der Kronprinz auf dem rechten die Höhe von Chlum und das Dorf Rossberitz eroberte. Das letztere Dorf ward zwar wieder verloren, aber nun avancirte die ganze preussische Schlachtreihe, die Garde erkürmte auch Lipa, — da war der Feind geschlagen, die Verfolgung begann. Der greise König, an der Spitze einiger Kavallerieregimenter, nahm selbst an der Verfolgung theil, bis ihn seine Umgebung zwang, sein Leben nicht länger den feindlichen Geschossen auszusetzen. Gegen 8 Uhr traf er erst den Kronprinzen, der, tief erschüttert, aus den Händen des königlichen Kriegsherrn den höchsten militärischen Orden, „pour le mérite“ empfing. Der Verlust der Oesterreicher an Todten und Verwundeten war doppelt so groß als der der Preußen (8400 Mann und 350 Offiziere), außerdem büßten sie 24,000 Gefangene, 174 Geschütze und 11 Fahnen ein.

Mit dieser Schlacht war der Feldzug entschieden. Die Bitte des Generals Gablenz um einen Waffenstillstand ward abgeschlagen, unaufhaltsam drangen die Preußen vor, um in Wien den Frieden zu dictiren. In dieser Noth verfiel das östreichische Cabinet auf ein Auskunfts mittel, welches der undeutschen Politik dieses Staates durchaus würdig war. Franz Joseph trat dem Kaiser Napoleon Venetien ab und bat ihn um seine Vermittlung. Auf diese Weise sollte zunächst Italien vom



Bunde mit Preußen abgezogen werden: erhielt es Venedien aus Napoleons Hand, so waren seine Wünsche erfüllt und es hatte dann kein Interesse an dem Kriege mehr. Allerdings dürfte es dem Vertrage vom 8. April gemäß nicht einseitig Frieden schließen, aber es konnte als entschuldigt gelten, wenn es von Napoleon gezwungen wurde. Da die Italiener bereits eine Haupttheilnahme gegen den österreichischen Erzherzog Albrecht verloren hatten (bei Custoza den 22. Juni) und ihre Kriegsführung darauf einen hohen Grad von Lässigkeit und Unlust zeigte, mochte Oesterreich hoffen, daß die italienische Regierung auf eine so bequeme Erwerbung gern eingehen würde, wenn gleich ihre Ehre dabei hart ins Gedränge kam.

Durch den einseitigen Friedensschluß mit Italien war Oesterreich zunächst in den Stand gesetzt worden, alle seine Truppen auf den nördlichen Kriegsschauplatz zu werfen: weitere Hoffnungen knüpften sich an die Vermittlung, die man außerdem dem Kaiser Napoleon anbot. Lehnte Preußen die französische Vermittlung ab, oder ließ es sich die Vorschläge Napoleons nicht gefallen, dann mußte die große Nation eine solche Frechheit und solchen Trotz häufig ahnden und ihre gekränkte Ehre auf dem Schlachtfelde wiederherstellen. So zielte Oesterreichs Absicht darauf, Frankreich zum Kriege gegen Preußen zu heizen.

Aber die österreichischen Voraussetzungen trafen größtentheils nicht zu. Preußen hätte sich wohl, Napoleon durch eine scharfe Zurückweisung seiner Vermittlung zu beleidigen, nur erklärte der König, er müsse der Zustimmung Italiens vorher sicher sein und Oesterreich müsse gewisse Hauptforderungen im Voraus bewilligen. Eine ähnliche Erklärung gab die italienische Regierung ab, welche es doch ehrenreuhig fand, unter Preisgabe ihres Bundesgenossen sich Venedien von Napoleon schenken zu lassen. Nun erst recht ermannte sie sich auf militärischem Gebiet zu energischerem Vorgehen.

Gleichwohl war die Lage Preußens nicht ungefährlich. Siegte im französischen Cabinet die Kriegspartei, so mußte man jedenfalls darauf gefaßt sein, an der Donau und am Rhein zugleich Krieg zu führen. War Oesterreich auch zur Noth durch Italien in Schach zu halten und hatte der Krieg gegen das schlecht gerüstete Frankreich keine ablenkenden Ausfälle, so rißte das fast schon sichere Mächteverhältniß des bisherigen Krieges doch wieder in weite Ferne. Glücklicher Weise waren einige der Minister Napoleons mit der Meinung, daß Frankreich jetzt schlaffertig sei und demgemäß große Worte machen dürfte, sie hielten es für zweckmäßiger, wenn für jetzt nur kleine Gebietsabtretungen gefordert wurden: in nicht zu langer Zeit werde man Gelegenheit haben, in Süd-Deutschland von neuem den Hebel anzusetzen. Mit größter Vorsicht und überlegener Mäßigkeit behandelte Graf Metternich die französischen Vertretungsorgane: ohne sich auf Verprechungen einzulassen, schonte er sie rücksichtsvoll. Den Forderungen, welche Napoleon in Hinblick auf Oesterreich, Dänemark, die Mittelstaaten stellte, gab er soweit nach, als sein wesentliches Interesse ins Spiel kam, dagegen wußte er den Preis, um dessen willen der Krieg im Grunde unternommen war, die Vergrößerung Deutschlands unter preussischer Führung und unter Ausschluß Oesterreichs, mit Festigkeit zu behaupten.

Metternichs moderate Politik entsprach jetzt einem hohen, aber armen Ziel. Erst als er herausgefunden hatte, daß Oesterreich sich nicht für einen Krieg mit Frankreich entschließen würde, er erhielt sich Oesterreich für längere Zeit in Ruhe.

Freundschaft, indem er auf jede Gebietsabtretung verzichtete und auch Sachsen, mit dem Kaiser Franz Joseph stehen und fallen wollte, schonte. Er gestand den Staaten südlich des Rheins das Recht zu, einen Sonderbund zu schließen, und war bereit, im nördlichen Schleswig eine Volksabstimmung stattfinden zu lassen, bei der die Wünsche des dänisch-rebenden Theils der Bevölkerung zum Ausdruck und zur Berücksichtigung gelangen sollten. Aber anderseits sollte Oestreich aus dem Bunde treten, Preußen die Eroberungen in Norddeutschland behalten, einen Norddeutschen Bund stiften und sich auch mit den süddeutschen Staaten verbünden dürfen.

Als die Verständigung über die Hauptpunkte zwischen Preußen und Frankreich erfolgt war, ließ sich ersteres zu einem fünftägigen Waffenstillstand bereit finden (22. Juli), um sich mit Oestreich auseinander zu setzen. Es war vorauszu sehen, daß diese Verhandlungen den Frieden zur Folge haben würden, falls Frankreich nicht noch in letzter Stunde seine Stellung änderte; denn während die Diplomatie arbeitete, war die preussische Heeresleitung nicht unthätig geblieben: schon erblickten preussische Truppen die Fenster der östreichischen Hauptstadt; ebenso hatten Oestreichs mittelstaatliche Verbündete, schlecht geführt und im Felde unglücklich, bisher nur Niederlagen aufzuweisen.

Die erste Folge der Schlacht von Königgrätz war die Einnahme von Prag (6. Juli). Am 13. Juli befand sich das preussische Hauptquartier schon in Brünn, am 15. wurde der Abmarsch des Erzherzogs Albrecht, der das Oberkommando übernommen hatte, bei Tobitzkau gestoppt. Dadurch sah sich Benedek genöthigt, alle seine Truppen auf das linke Ufer der March zu ziehen und auf weitem Umweg über Preßburg auf Wien zu marschieren. Gegen den 20. Juli hin lagerten die Elbarmee und die des Prinzen Friedrich Karl auf dem Marchfelde, eine Meile von Wien, zu dessen Schutze bei Florisdorf Schanzen angelegt waren. Die östreichische Armee stand hinter der Donau vor Krems bei Preßburg in einer Ausdehnung von 20 Meilen. Am 22. lieferte Franzseck mit Theilen des 4. Armeekorps (von der Armee des Prinzen Friedrich Karl) bei Blumenau vor Preßburg dem General Gablenz ein siegreiches Gefecht, das durch den Eintritt des Waffenstillstandes abgebrochen wurde.

Die Truppen der süddeutschen Staaten bestanden aus 45000 Baiern unter dem Oberbefehle des alterschwachen Prinzen Karl von Baiern und dem achten Bundesarmeekorps, welches der Prinz Alexander von Hessen befehligte. Es fehlte diesen Streitkräften vor allem an Einheitlichkeit der Aktion, und so waren ihnen die preussischen Generale der „Kammararmee“ mit ihren an Zahl schwächeren Truppen im Felde weit überlegen. Die Generale von Göben, von Mantouffel und von Reyer schlugen die Baiern vom 4.—10. Juli bei Dermbach, Hünfeld, Kissingen, Dausen und Hammelburg, dann die Hessen und Oestreicher bei Kaufach und Alschaffenburg; am 10. Juli zog Vogel von Faldenstein in Frankfurt ein, von wo der Bundestag einige Tage zuvor entwichen war. Faldenstein legte der preussensindlichen Stadt eine Kontribution von sechs Millionen Gulden auf: Mantouffel, dem an seiner Stelle der Oberbefehl übertragen wurde — Faldenstein wurde zum General-Gouverneur von Böhmen ernannt — erhöhte die Kontribution auf 25 Millionen Thaler. Aus Verzweiflung gab sich der Bürgermeister Zellner den Tod: sehr voreilig, denn die Forderung wurde nachträglich zurückgezogen. Am 21. Juli begann eine neue Reihe von Kämpfen.

Zu Nikolsburg, wo König Wilhelm seit dem 17. Juli sein Hauptquartier genommen hatte, wurden am 26. Juli die Friedenspräliminarien unterzeichnet. Die Bedingungen waren wesentlich die, welche vorher der französischen Vermittlung gegenüber zugestanden waren. Oestreich und Sachsen retteten ihre Integrität, da gegen wurden Hannover, Kurhessen, Nassau, Frankfurt bedingungslos an Preußen

ausgesprochen: die Selbständigkeit der Mittelstaaten Süddeutschlands blieb gewahrt, aber militärisch waren sie für den Augenblick preisgegeben: die Wohlthat des Waffenstillstandes sollte ihnen allen erst vom 2. August an auf ihr Geschick gewahrt werden: bis dahin durften die Preußen ihren Siegeszug fortsetzen, den sie am 21. Juli begonnen hatten.

Der Kampf lag sich jetzt besonders in die Tauberaegend, in Untagen (bereiten wurden die süddeutschen Bundesstaaten bei Gundheim und Werbach (23. 24. Juli, bei Taubertschortheim, bei Weilmünster und Hofbrunn 25.) geschlagen. Am 27. eroberte Mantuffel die Belagerung des Hartenbachers, der Citadelle von Nürnberg. Die Lage der Bayern wurde jetzt besonders dadurch gelindert, daß ein neues Heer, das sogenannte „zweite Heereskorps“ (der Sachsen, Leipzig, Altenburg) durch das Nischelager in Franken einmarschirt war. In Eilmärschen erreichte es am 31. Juli Nürnberg, wo die Preußen (unter dem Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg) und Mecklenburger von Seiten der protestantischen Einwohner aufs freundlichste aufgenommen wurden.

Es war der preussischen Heeresleitung bei der Fortsetzung des Krieges in Süddeutschland weniger um Siege über die deutschen Brüder, als darum zu thun gewesen, einen möglichst großen Theil von Bayern zu belegen: auf diese Weise ließ sich auf die Friedensverhandlungen ein heilsamer Druck ausüben. Als jenes Ziel erreicht war, wurde den süddeutschen Staaten am 2. August (Baden erst am 3. August nach Bildung des nationalgesamten Ministeriums Mathy) der Waffenstillstand gewährt. Bei den Friedensverhandlungen mit den süddeutschen Staaten sollte Napoleon noch einmal in den Vordergrund treten dürfen: an ihn nämlich wendeten sich künftighin alle süddeutschen Regierungen mit Ausnahme des kaiserlichen Großherzogs von Baden. Wie sehr irren sich die unpatriotischen Rursten in ihrem Misstrauen! Da Napoleon sah, daß er für seine „wohlwollende“ Neutralität von Seiten Preußens keinen Lohn zu erwarten habe, verlangte er von Bismarck die Abtretung der kaiserlichen Rheinpfalz und des rheinischen Speien mit Mainz. Da Bismarck nichts davon wissen wollte, ja eine französische Kriegsdrohung verachtete, hielt Napoleon es für das gerathenste, den Ranzug anzutreten. Um seine Niederlage nicht offenkundig einzugehen, erklärte er, sein Minister des Auswärtigen habe seine Vollmachten überschritten, und entließ ihn: seine Vertretungsakkte erstreckten sich nun auf Luxemburg und Belgien: Bismarck verstand es trefflich, ihn nie früher hinzuhalten, ja, wegen Belgiens dupirte er den Kaiser völlig.

Die peride Politik Napoleons hatte die gute Wirkung, daß jetzt auch den süddeutschen Diplomaten über die französische Regierung die Augen aufgingen, auf Bismarcks Vorschlag erklärten sie sich zu vorläufig im strengsten Geheimniß gehaltenen Truf- und Schutzverträgen bereit, kraft deren im Kriegsfalle der König von Preußen auch die Oberleitung der süddeutschen Truppen erhielt. Da dieser Erfolg von weit größerer Wichtigkeit war, als weite Gebietsabtretungen oder unnütze Geldentschädigungen, wurden den süddeutschen Staaten keine allzugroßen Opfer in dieser Beziehung zugemuthet. Nur Speien, Darmstadt wurde etwas stärker angetastet und mußte die Landgräfin von Hessen-Homburg herausgeben (20 Quadratmeilen, preussische Besatzung in Mainz aufnehmen und sich zum Eintritt in den Norddeutschen Bund verpflichten).

Die Bundesverträge mit Württemberg, Baden, Baiern stammten vom 13., 17., 22. August: diese Staaten zahlten acht, resp. sechs und dreißig Millionen Gulden als Kriegskosten-entschädigung.

1866 Der definitive Friede mit Oestreich wurde zu Prag am 23. August 1866 unterzeichnet: an Kriegskosten hatte es nur 20 Millionen Thaler zu zahlen, weitere 20 Millionen wurden auf rückständige Kriegskosten des schleswig-holsteinischen Krieges und die seit Juli geleistete Verpflegung der preussischen Truppen angerechnet. Bis Ausgang Oktober wurde auch mit den übrigen größeren und kleineren Gegnern der Friede geschlossen; am längsten wehrte sich Sachsen gegen die ihm gestellten Zumuthungen und der König erzwog ernstlich, ob er nicht lieber abdanken, statt in den verhassten Nordbund treten solle. Endlich sah er die Fruchtlosigkeit weiteren Widerstandes ein (21. Oktober) und mußte sich zu einem Abkommen verstehen, das Sachsen in diplomatischer, politischer und militärischer Beziehung der Selbständigkeit so ziemlich beraubte.

Sachsen zahlte zehn Millionen Thaler Kriegskosten, verpflichtete sich, sein Heer den Bestimmungen des Norddeutschen Bundes gemäß umzuformen und überließ bis zur Ausföhrung dieser Reform das Besatzungsrecht im Lande (Dresden ausgenommen) den Preußen. Es mußte dem Norddeutschen Bunde beitreten und auf besondere diplomatische Vertretung im Auslande verzichten.

Die Einverleibung des Königreichs Hannover, des Kurfürstenthums Hessen, des Herzogthums Nassau und der freien Stadt Frankfurt erfolgte, nachdem der Landtag seine Zustimmung gegeben (20. Sept.) in mehreren königlichen Patenten. In seinem Aufrufe an die Bevölkerung von Hannover durfte der König von Preußen getrost die alte Wahrheit aussprechen „Nur Deutschland hat gewonnen, was Preußen erworben.“ Er gab sich der Hoffnung hin, daß die deutschen Stämme dies erkennen und für die Segnungen ihres neuen Unterthanenverhältnisses ein offenes Auge haben würden. Noch vor Schluß des Jahres wurde auch die Besitzergreifung Schleswig-Holsteins, sowie der von den süddeutschen Staaten abgetretenen Gebietstheile vollzogen. So ging Preußen, vermehrt um 1308 Quadratmeilen mit über 4 Millionen Einwohnern aus dem siegreichen Kampfe hervor. Nun war es die einzige leitende Großmacht in Deutschland geworden: besser abgerundet als bisher, konnte es hoffen, seinen geschichtlichen Beruf würdig zu erfüllen, von Norddeutschland aus der gesammten Nation ein Schirm und Hort gegen alle seine Feinde zu werden.

#### 6. Die nächsten Folgen der preussischen Siege. Die Luxemburger Frage.

So heilsam der Ausgang des Krieges für Deutschland und die Nation war, läßt es sich begreifen, daß im Norden wie im Süden zunächst mancher Schmerz, große Bitterkeit zurückblieb: nur von der alles heilenden Zeit war zu erhoffen, daß





Die Bundesverträge mit Württemberg, Baden, Baiern stammen vom 13., 17., 22. August; diese Staaten zahlten acht, resp. sechs und dreißig Millionen Gulden als Kriegskosten entschädigung.

1866 Der definitive Friede mit Oestreich wurde zu Prag am 23. August 1866 unterzeichnet: an Kriegskosten hatte es nur 20 Millionen Thaler zu zahlen, weitere 20 Millionen wurden auf rückständige Kriegskosten des schleswig-holsteinischen Krieges und die seit Juli geleistete Verpflegung der preussischen Truppen angerechnet. Bis Ausgang Oktober wurde auch mit den übrigen größeren und kleineren Gegnern der Friede geschlossen; am längsten wehrte sich Sachsen gegen die ihm gestellten Zumuthungen und der König erwog ernstlich, ob er nicht lieber abhandeln, statt in den verhassten Nordbund treten sollte. Endlich sah er die Fruchtlosigkeit weiteren Widerstandes ein (21. Oktober) und mußte sich zu einem Abkommen verstehen, das Sachsen in diplomatischer, politischer und militärischer Beziehung der Selbständigkeit so ziemlich beraubte.

Sachsen zahlte zehn Millionen Thaler Kriegskosten, verpflichtete sich, sein Heer den Bestimmungen des Norddeutschen Bundes gemäß umzuformen und überließ bis zur Ausführung dieser Reform das Besatzungsrecht im Lande (Dresden ausgenommen) den Preußen. Es mußte dem Norddeutschen Bunde beitreten und auf besondere diplomatische Vertretung in Auslande verzichten.

Die Einverleibung des Königreichs Hannover, des Kurfürstenthums Hessen des Herzogthums Nassau und der freien Stadt Frankfurt erfolgte, nachdem der Landtag seine Zustimmung gegeben (20. Sept.) in mehreren königlichen Patenten. In seinem Aufrufe an die Bevölkerung von Hannover durfte der König von Preußen getroßt die alte Wahrheit aussprechen „Nur Deutschland hat gewonnen, was Preußen erworben.“ Er gab sich der Hoffnung hin, daß die deutschen Stämme dies erkennen und für die Segnungen ihres neuen Unterthanenverhältnisses ein offenes Auge haben würden. Noch vor Schluß des Jahres wurde auch die Weisthergrenzung Schleswig-Holsteins, sowie der von den süddeutschen Staaten abgetretenen Gebirgsteile vollzogen. So ging Preußen, vermehrt um 1308 Quadratmeilen mit über 4 Millionen Einwohnern aus dem siegreichen Kampfe hervor. Nun war es die einzige leitende Großmacht in Deutschland geworden: besser abgerundet als früher, konnte es hoffen, seinen geschichtlichen Beruf würdig zu erfüllen, von Norddeutland aus der gesamten Nation ein Schirm und Hort gegen alle seine Feinde zu werden.

#### 6. Die nächsten Folgen der preussischen Siege. Die Luxemburger Frage.

So heilsam der Ausgang des Krieges für Deutschland und die Nation war, läßt es sich begreifen, daß im Norden wie im Süden zunächst mancher Schmerz große Bitterkeit zurückließ: nur von der alles heilenden Zeit war zu erhoffen, daß





.

•

.

•

daß sie solches Gid hindern, solche Wunden vernarben lassen würde. Und dann war Deutschland doch, wie es schien für lange Zeit in Nord und Süd streng geschieden: die Trup- und Schutzhündnisse mit den süddeutschen Staaten waren noch unbekannt. Indes ließ sich nicht leugnen, daß die Neugeitalung Deutschlands leichter vollzogen und ein solider, einheitslicher Bau nen errichtet werden konnte, wenn man nicht gezwungen war, von vornherein auf die Willensmeinungen der süddeutschen Mittelstaaten Rücksicht zu nehmen.

Für eine zukünftige Ueberbrückung des Raums aber war viel daran gelegen, welchen Gang die innere Entwicklung Preussens nehmen würde. Der Staat, welcher die Hegemonie in Deutschland ausüben wollte, durfte nicht an inneren Konflikten kranken. Regierung und Volksvertretung mußten gemeinsam bemüht sein, durch Beilegung des Zwistes die jetzt doppelt notwendige Eintracht wieder herzustellen. Dazu war schon, bevor der Friede zwischen den Kriegführenden geschlossen war, ein heilsündender Anfang gemacht worden, das preussische Volk hatte sich wieder gefunden. Wie war es denkbar, daß nach den frischen, frohlichen Thaten das alte, feindselige, rechtshaberische Gezänk wieder erhoben werden konnte. Die Versammlung der Abgeordneten, unter dem Eindruck der ersten Siege vollzogen, hatte die Zusammensetzung der Volksvertretung wesentlich geändert, die unversöhnliche Fortschrittspartei war auf 70 — 80 Stimmen zusammengeschmolzen. Die Regierung hatte sich hochherzig — wie manche meinten in fast zu entgegenkommender Weise — entschlossen, die Hand zur Versöhnung zu bieten. In der Thronrede erklärte der König an, daß die Ausgaben der letzten Jahre der formell gerechlichen Grundanlage entbehrt hätten: am 13. August suchten die Minister die „Zudemutät“ für diese Ausgaben nach. Am 3. September ward sie im Abgeordnetenbause mit großer Majorität, am 8. September im Herrenbause einstimmig ertbeilt. So sehr war bei allen Umsichtigkeiten der frühere Groll gegen den Grafen Marnard geschwunden, daß ihm selbst die beantragte Votation anstandslos bewilligt wurde. Die alte Antithyllenpartei, die soviel geschündigt hatte, löste sich bis auf einen Bruchtheil auf und es entstand aus den versöhnlichen Elementen die nationalliberale Partei. Die neue Gruppe stellte sich die Aufgabe, die nationale Politik des Grafen Marnard energisch zu unterstützen, im Innern aber das Kammer des Liberalismus hochgehalten und nöthigenfalls Opposition zu machen. So drohte bei der Statberathung im Jahr 1867 der alte Streit noch einmal anzulobern; glücklich wurde er durch einen geschickten Vermittelungsantrag wieder ausgelöscht, und die Sitzung war nach Annahme des Etats (15. Dezember) zum Heile des Vaterlandes beendigt. Auch in den neuen Provinzen wußte Graf Marnard die unvermeidliche Anzucht der neuen Ordnung der Dinge zu bändigen, indem er den neuen Verfassungen ein beschränktes Maß von Selbstverwaltung gemahnte und durch Promulgationen, die ihre lokalen Bedürfnisse sorgte. Am schmerzlichsten waren die Grenzstriche und die Hannoveraner, von denen die letzteren im Namen ihrer angestammten Westphalier in so staatsgefährlicher Weise bearbeitet wurden, daß die preussische Regierung dem Königin schließlich März 1868, die Mittel zu weiterer Agitation zu entziehen beschloß; ebenso erging es dem Kurfürsten von Kopen.



11

daß sie solches Leid lindern, solche Wunden vernarben lassen wurde. Und dann war Deutschland doch, wie es schien für lange Zeit, in Nord und Süd streng geschieden: die Feind- und Schutzbündnisse mit den sächsischen Staaten waren noch unbekannt. Indes ließ sich nicht leugnen, daß die Völkergestaltung Deutschlands leichter vollzogen und ein solider, einheitlicher Bau neu errichtet werden konnte, wenn man nicht gezwungen war, von vornherein auf die Willensmeinungen der sächsischen Mittelstaaten Rücksicht zu nehmen.

Für eine zukünftige Ueberbrückung des Maaßes aber war viel daran gelegen, welchen Gang die innere Entwicklung Preussens nehmen würde: der Staat, welcher die Hegemonie in Deutschland ausüben wollte, durfte nicht an inneren Konflikten krankeln, Regierung und Volksvertretung mußten gemeinsam bemüht sein, durch Beilegung des Zwistes die jetzt doppelt nothwendige Eintracht wieder herzustellen. Dazu war schon, bevor der Friede zwischen den Kriegführenden geschlossen war, ein heilbringender Anfang gemacht worden, das preussische Volk hatte sich wieder gefunden. Wie war es denkbar, daß nach den frischen, frohlichen Thaten das alte, feindselige, rechthaberische Gezänk wieder erhoben werden konnte. Die Vervollständigung der Volksvertretung, unter dem Eindruck der ersten Siege vollzogen, hatte die Zusammensetzung der Volksvertretung wesentlich geändert, die unverhältnißliche Fortschrittspartei war auf 79 — 80 Stimmen zusammengeschmolzen. Die Regierung hatte sich hochherzig — wie manche meinten in fast zu entgegenkommender Weise — entschlossen, die Hand zur Versöhnung zu bieten. In der Thronrede erkannte der König an, daß die Ausgaben der letzten Jahre der formell geistlichen Grundlage entbehrt hätten: am 13. August suchten die Minister die „Indemnität“ für diese Ausgaben nach. Am 3. September ward sie im Abgeordnetenhanse mit großer Majorität, am 8. September im Herrenhanse einstimmig ertheilt. So sehr war bei allen Einsichtigeren der frühere Groll gegen den Grafen Bismarck geschwunden, daß ihm selbst die beantragte Indemnität anstandslos bewilligt wurde. Die alte Fortschrittspartei, die soviel geäußert hatte, löste sich bis auf einen Bruchtheil auf und es entstand aus den versöhnlichen Elementen die nationalliberale Partei. Die neue Gruppe stellte sich die Aufgabe, die nationale Politik des Grafen Bismarck energisch zu unterstützen, im Innern aber das Banner des Liberalismus hochzuhalten und nothigenfalls Opposition zu machen. So drohte bei der Staatsberatung für das Jahr 1867 der alte Streit noch einmal aufzulodern: glücklicherweise wurde er durch einen geschickten Vermittelungsantrag wieder ausgelöscht, und die Einigkeit war nach Annahme des Etats (18. December) zum Heile des Vaterlandes hergestellt. Auch in den neuen Provinzen wußte Graf Bismarck die unvermeidliche Unzufriedenheit mit der neuen Ordnung der Dinge zu dämpfen, indem er den neuen Landestheßen ein beschränktes Maß von Selbstverwaltung gewährte und (durch Provinzialräthe) für ihre lokalen Bedürfnisse sorgte. Am schwierigsten waren die Transferten und die Hannoveraner, von denen die letzteren im Namen ihres angestammten Welfenhauses in so staatsgefährlicher Weise bearbeitet wurden, daß die preussische Regierung dem Erlaß (schließlich März 1868) die Mittel zu weiterer Agitation zu entziehen beschloß: ebenso erging es dem Kurfürsten von Hessen.

König Georg war mit sechzehn Millionen Thalern abgefunden, — d. h. dem Zinsgenuß dieses Kapitals — obwohl er nicht förmlich auf den Königsthron verzichtet hatte; er schützte die Rüstimmung, unterstützte das Entweichen von Militärpflichtigen, aus denen in Frankreich eine Art Welfenlegion gebildet wurde. Nach Einstellung der Zinszahlung an den König wurde mit den disponiblen Geldern die ministerielle Presse in den neuen Gebieten unterstützt. (Reptilienfonds: die Presse sollte die Reptilien, die den neuen Staat belauerten, bis in ihre Höhlen verfolgen.)

Noch vor dem Schluß des Jahres 1866 wurden in Berlin von Vertretern der verbündeten Staaten die Verhandlungen über die neue Verfassung des Norddeutschen Bundes eröffnet und führten nach vielen schwierigen Debatten am 7. Februar zu einer ungefähren Verständigung. Der König von Preußen hatte als erblicher Bundespräsident die ausübende Gewalt, gebot nun unumschränkt über Bundesheer und Bundesflotte. Die Gesetzgebung stand dem Bundesrath und dem Reichstage zu. Für die wichtigsten Verwaltungszweige, wie Zoll und Steuernwesen, Handelsfachen u. s. w. wurden fünf Ausschüsse eingesetzt.

Der Verfassungsentwurf bestand aus 71 Artikeln, deren letzter die Anbahnung einer Einigung mit Süddeutschland verhieß. — Im Bundesrathe (zusammen 43 Stimmen) hatten Preußen 17 Stimmen, Sachsen 4, Mecklenburg Schwerin und Braunschweig je 2, die übrigen Staaten je eine Stimme.

Nunmehr wurde der Entwurf dem Norddeutschen Reichstage vorgelegt, der, hervor-  
1867 gegangen aus allgemeinen direkten Wahlen (12. Febr.) am 24. Februar 1867 eröffnet ward. Die Zusammensetzung des Reichstages, in welchem die Konservativen zahlreich vertreten und die Nationalliberalen namentlich durch Mitglieder aus den neuen Provinzen verstärkt waren, ließ einen günstigen Ausgang erhoffen. Dennoch fehlte es bei der Schwierigkeit der Aufgabe nicht an lebhaften Meinungsverschiedenheiten, die sich namentlich auf die Gewährung von Diäten und die Heeresstärke bezogen. Aber schließlich half der patriotische Sinn der Versammlung über alle Fährlichkeiten hinweg und der Verfassungsentwurf wurde am 17. April auch von Seiten der Regierungen angenommen. Nun hatten sich noch die einzelnen Landesvertretungen zu äußern: nur Waldeck lehnte ab, in Preußen machte die Fortschrittspartei vergeblich Opposition. Am 1. Juli trat die Verfassung in Kraft. Graf Bismarck ward Bundeskanzler: am 31. August fanden die Wahlen für den auf den 10. September festgesetzten ersten ordentlichen Reichstag des Norddeutschen Bundes statt.

Da Bismarck im weiteren Verlaufe seiner Amtsführung immer mehr darauf angewiesen war, das Einvernehmen mit der nationalliberalen Partei zu pflegen, so hätte der Mangel an Liberalismus, den man der preussischen Regierung früher immer in Süddeutschland vorzuwerfen pflegte, einer Annäherung nicht mehr hindernd im Wege gestanden. Allein außer in Baden hatte der Norddeutsche Bund hier noch keine treuen und aufrichtigen Freunde. Viele der „Großdeutschen“ konnten sich dazu nicht entschließen, schon jetzt von Teutreich abzuweichen, wo Graf Bent, ein eingefleischter Gegner Bismarcks, die Leitung der Geschäfte übernahm. Indessen hatte der Gedanke eines Südbundes, der in einem Gegensatz zu Preußen stehen sollte, auch keine eigentlichen Gönner: vielmehr verhielt man sich der Einigkeit



nicht, daß die jüdendeutschen Staaten, unter einander irgendwie geeint, doch den Anfluß an Preußen suchen müßten.

Es war noch etwas Unfertiges in den deutschen Dingen und so kam es, daß die preussische Regierung trotz einer entschiedenen nationalen Stimmung, die sich selbst in Bayern befandete, Frankreich gegenüber eine Konzession machen mußte, die nur Recht als eine, wenn auch nur vorübergehende, Demüthigung der Nation betrachtet wurde.

Es laßt sich nicht leugnen, daß Frankreich im Jahre 1806 nicht diejenige Stellung beauptet hatte, welche es seit längerer Zeit für sich beanspruchen zu dürfen glaubte. Die preussischen Siege wurden als eine Schmach für Frankreich empfunden: was auch Napoleon that, um die neuerlichen Veränderungen in Deutschland als vortheilhaft für Frankreich darzustellen, die öffentliche Meinung ließ sich nicht beruhigen, sie rief nach „Macht für Adama.“ Die Staatsmänner der Opposition, wie Thiers, widersetzten mit den düstersten Farben die Lage Frankreichs, das offenbar im politischen Niedergange begriffen sei. Daß die Regierung kein ganz reines Gewissen hatte, bewies sie dadurch, daß noch im Jahre 1806 eine umfassende Armeeorganisation eingeleitet wurde: Frankreich war eben im Jahre 1806 nicht allmählich geweten.

Napoleon mußte irgend etwas thun, um die öffentliche Meinung zu beruhigen und durch irgend einen Erfolg auf dem Gebiete der auswärtigen Politik das Ansehen Frankreichs wieder herzustellen. Dazu bot sich eine günstige Gelegenheit. Durch die Auflösung des deutschen Bundes war das Großherzogthum Luxemburg unabhängig geworden: der König von Holland, mit dessen Staat das unedische Ländchen durch Personalunion verbunden war, setzte auf den Besitz desselben keinen Werth, und die Königin, eine ausgesprochene Preussenfeindin, suchte Luxemburg dem französischen Nachbarn zuzuwenden. Eine derartige Erweiterung durfte Preußen so ohne weiteres nicht zugeben: einzuweichen hatte es in der starken Achtung, welche ein reiches Ausfallsthor gegen Deutschland abgeben konnte, eine Beziehung, auch gehörte Luxemburg ihm selbst an.

Chanc gesucht hatte Napoleon, als er diesen Dingen näher trat, auf die Preussenfeindschaft der Saboten und Oesterreicher gerechnet. In Rom auf Bayern, wo gerade jetzt (18. März) mit bewusster Absicht das Geheimniß der Ausfallbündnisse bekannt gegeben wurde, hatte er sich aber entchieden verrecknet: es erklärte, wenn in Deutschland stehen zu wollen, Oesterreich war jedenfalls noch nicht wieder in der Lage, einen größeren Krieg zu wagen. Im norddeutschen Reichstage aber, wo am Dienstag Bonapartes (1. April) eine Interpellation über die Luxemburger Frage gestellt wurde, zeigte sich der lebhafteste Widerstand gegen die französischen Forderungen.

Trennoch glaubte Herz Bonaparte nicht, um Luxemburg willen alles eben Strungene auf das Spiel setzen zu sollen. Er nahm den österreichischen Vermittelungsorschlag an, daß Frankreich auf den Ankauf, Preußen auf das Besitzungsrecht in Luxemburg verzichten solle. Auf einer Londoner Konferenz (11. März 1807) wurde der Streit in diesem Sinne beigelegt. Neben auch die Festungswerke in Luxemburg zerstört, übernahmen auch die europäischen Großmächte die Gesamtverantwortung für die Neutralität des Ländchens, so ließ doch im deutschen Nationalgefühl eine unbehagliche Empfindung zurück. Das hochmuthige Arroganzgefühl war aber von neuem mit dem Bewußtsein seiner politischen Ueberlegenheit ersetzt worden.

Die Vereinigungsgarantie war wenig werth, da England sehr bald erklärte, es betrachte sich nicht gebunden, so wie einer der Unterzeichner von dem Londoner Vertrage zurückzutreten wurde. Das konnte von Seiten Frankreichs jeden Tag geschehen.

## 7. Deutschland, Preußen und Oesterreich von 1867—1870.

Die nächsten Jahre vergingen unter mannigfachen Bestrebungen und Gegenbestrebungen, welche die Beförderung oder Beeinträchtigung der deutschen Einheit zum Ziele hatten, zum Theil auch das Verhältniß zu Oesterreich betrafen. Besonders suchte der bairische Minister Fürst Hohenlohe für Verständigung zwischen Oesterreich einerseits, den einzelnen Südstaaten und dem Nordbunde andererseits eine passende Form zu finden. Aber diese Versuche, welche Graf Bismarcks staatsmännischer Blick von vornherein für fruchtlos hielt, scheiterten an der Abneigung Oesterreichs, das über den Prager Frieden nicht hinausgehen wollte. Auch war Fürst Hohenlohe gleich seinem württembergischen Kollegen, dem Freiherrn von Varnbüler eifrigst bemüht, den Anschluß des Südens an den Nordbund derartig zu gestalten, daß die Selbstständigkeit der süddeutschen Mittelstaaten im weitesten Umfange gewahrt werde, ein Bestreben, in dem er besonders auf den Widerstand der opferwilliger gesinnten bairischen Regierung stieß.

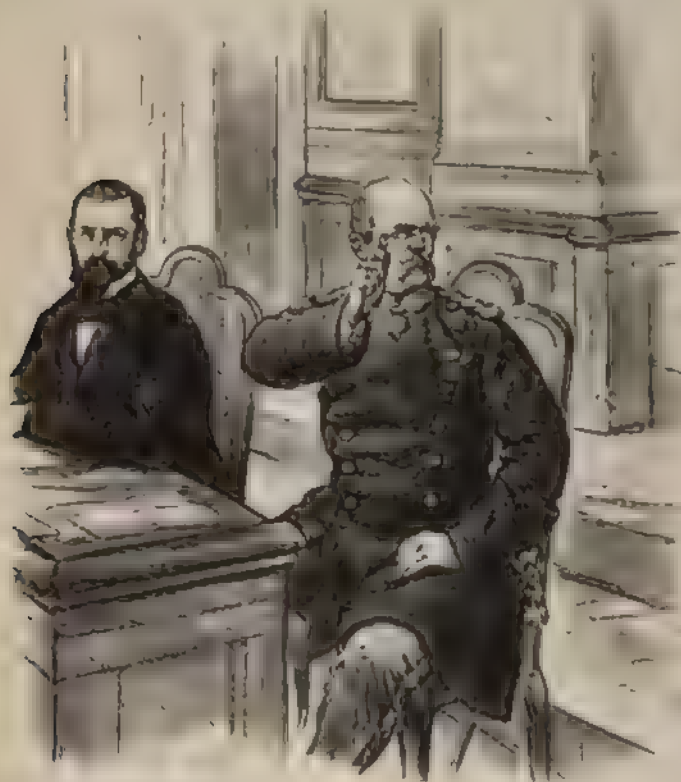
Unter diesen Umständen war es von höchster Bedeutung, daß Graf Bismarck auf einem anderen Gebiete, auf dem Preußen nur Siege aufzuweisen hatte, einen neuen Erfolg errang, der sich für die Einigung von Nord und Süd höchst förderlich erweisen konnte. Es galt den Zollverein, der nach dem Kriege wieder in Kraft getreten war, aber zum 1. Januar 1868 ablief, zu erneuern. Graf Bismarck legte nun den Plan eines Zollbundesrathes und Zollparlamentes vor, welchen beiden die gesammte Zollgesetzgebung in Deutschland zu übertragen sein würde. Süddeutsche Mitglieder sollten zu dem Zwecke zu dem Bundesrathe und dem Reichstage des Nordbundes treten. Nicht ohne Bedenken wurden diese Vorschläge nach kurzen Berathungen von Seiten der Re-  
 1867 gierungen genehmigt (8. Juli 1867). Auch die Volksvertretungen verhielten sich zustimmend, wenngleich alle Feinde Preußens sich zu gemeinsamem Widerstande gegen diese wirtschaftliche Einigung zusammenthaten, welche doch offenbar die Vorboten der politischen Einheit war. Daß diese Bestrebungen nicht erfolglos waren, sollte nachmals der Ausfall der Wahlen zum Zollparlament nur zu deutlich beweisen.

Der Austausch der Ratifikationen in Sachen des Zollparlamentes erfolgte am 6. November 1867; die Augustbündnisse von 1866 wurden gleichzeitig von neuem bekräftigt.

Eine Bedrohung der Neugestaltung Deutschlands lag auch in der innigen Freundschaft zwischen Oesterreich und Frankreich. Zwar hatte König Wilhelm bei Gelegenheit der französischen Weltausstellung in Paris Napoleons Gattin freundschaftlich genossen, allein sein Besuch war ein Akt politischer Courtoisie, der nichts Ernstliches auf sich hatte. Anders verhielt es sich mit dem Besuch, den Napoleon nebst seiner Gemahlin am 18. August dem österreichischen Kaiserpaar in Salzburg abstattete, um ihm sein Beileid über das traurige Ende des Erzherzogs Maximilian (erschossen zu Queretaro als Kaiser von Mexiko) zu bezeugen. Man vereinigte sich über alle Hauptpunkte der Politik, natürlich auch über das Verhalten, das Preußen gegenüber zu beobachten sei. Freilich hatte auch König Wilhelm mit Kaiser Franz Joseph im Herbst d. J. 1867 zu Los eine Zusammenkunft, aber innigere Beziehungen wurden

Durch dieselbe nicht geknüpft: Preußen mochte vor Oesterreich auf der Hut sein, zumal auch Napoleon schon wieder von „dunkeln Punkten am politischen Horizont“ fabelte.

Wenig erfreulich war nun die Zusammensetzung des ersten Zollparlamentes, welches alle Süddeutschen wegnimmt Preußens nach Berlin führte: „lieber französisch, als preussisch“ war in Württemberg die Parole gewesen, und ein Württemberger (Vrodh) schämte sich nicht, im



Graf Blomard, Premier des Ministres.

Graf Blomard am Ministertisch im Norddeutschen Reichstage 1868.

Nach dem Leben gezeichnet von A. Böttch.

Parlament vor einer Erweiterung der Kompetenzen zu warnen, weil sich dann das Ausland einmischen könne. Graf Blomard fertigte diesen Patrioten unter dem Beifall der Versammlung mit den Worten ab, der Appell an die Zukunft finde keinen Widerhall in deutschen Herzen. Aber gleichwohl schien es nicht so, als werde aus diesen Beratungen und den nächsten, geschäftsähnlichen Verhandlungen der beiden nächsten Sessionen (1869 und 1870) ein nennenswerther positiver Erfolg im Sinne der Nationaleneinheit hervorgehen. Jeden feierte in Württemberg der Kampf gegen die „Verpreussung“ weitere Triumphe, und am 25. Februar 1870 mußte in Baiern der immerhin noch leidlich nationalgesinnte Minister Hohenlohe dem

Grafen Bray-Steinburg weichen, welcher dem Anschluß an den Nordbund entschieden widerstrebte.

Auf dem Gebiete des Militärwesens erfolgte freilich um dieselbe Zeit in Würtemberg ein Umschlag, indem der nationalgesinnte Oberst von Sulkow das Kriegsministerium erhielt und die Entfennung des Ministers v. Goltz durchsetzte, welcher der eigentliche Säusling der preußenfeindlichen „Volkspartei“ war.

So war denn abzuwarten, ob der Norddeutsche Bund in sich erstarken und im Falle einer Bedrohung des Gesamtwaterlandes den Süben nach sich ziehen könne, oder ob die Machinationen des Grafen Beust der gedeihlichen Entwicklung der Einheit einen Kiegel vorschoben und Oestreich zur Wiedergewinnung seines früheren Einflusses in Deutschland befähigen würden.

In Oestreich selbst vollzog sich zunächst der Ausgleich mit Ungarn, dessen Forderungen fast ausnahmslos bewilligt wurden (Anfang 1867). Der Kaiser ließ sich am 8. Juni feierlich in Ofen krönen, zahlreiche Gnadenbeweise gewannen Franz Joseph die Sympathie der Bevölkerung. Noch vor Ablauf des Jahres wurde die Verwaltung des „cisleithanischen“ Reiches von der des „transleithanischen“ (Ungarns) getrennt. Die Ungarn incorporirten ohne Rücksicht auf historisches Recht das siebenbürger Sachsenland in das Magyarenreich und mußten auch den Widerstand der Kroaten zu besorgen. Im cisleithanischen Reich dagegen herrschte noch eine mannigfaltige Gährung, die theils durch die katholische Christlichkeit, theils durch die nationalen Parteien in den Einzelstaaten, besonders in böhmischen, hervorgerufen wurden. Finanzielle Verlegenheiten vermehrten den Wirrwarr. Bis zum Anfang des Jahres 1871 schwebte die Entscheidung, ob das Dualismus mit Hilfe der verfassungstreuen deutschen Reichstagsmehrheit erhalten bleiben oder Oestreich mit Hilfe der Polen und Tschechen in einen lockeren Bundesstaat umgestaltet werden solle.

## 8. Der deutsch-französische Krieg von 1870/71.

Seit dem Prager Frieden lag der Krieg zwischen Frankreich und Preußen, so zu sagen, in der Luft: die Franzosen mußten sich gestehen, daß der Einfluß ihres Kaisers auf die Neuordnung Deutschlands ein sehr unbedeutender gewesen sei, das „Prestige“ der „Großen Nation“ eine erhebliche Einbuße erlitten habe. Gleichwohl konnte sich Napoleon in den nächsten Jahren noch nicht dazu entschließen, die Feindseligkeiten, die er für unausbleiblich hielt, zu beginnen: nahm er zuweilen wie in der Luxemburger Frage eine provocirende Haltung ein, so vermied er doch nicht minder wie die preußische Regierung das Aeußerste. Er mußte eben abwarten, bis die im Jahre 1866 begonnene Reorganisation seiner Armee vollendet sei und eine möglichst sichere Gewähr für das Gelingen eines Krieges mit dem waffentüchtigen Norddeutschen Bund geben könne. Auch ließ sich im Laufe der Zeit vielleicht ein völliges Einverständniß mit Oestreich erzielen; am guten Willen dazu fehlte es den preußenfeindlichen Grafen Beust gewiß nicht; nur daß auch er zu entschiedenen Schritten sich nicht entschließen durfte, bevor nicht im Kaiserstaat selbst alle Schwierigkeiten gehoben waren.

So erwünscht nun auch dem Kaiser Napoleon das östreichische Bündniß sein mochte, maßgebend für seine letzten Entschlüsse war es nicht: es konnte eine Situation eintreten, welche ihm keine Wahl ließ, sondern ihm den Krieg aufnöthigte. Wenn die Opposition in Frankreich, die bisher nur wenige, aber bedeutende Männer umfaßte, an Ausdehnung oder Intensität zunahm, wenn die Unzufriedenheit mit dem Casarenthum im Volke sich steigerte, wie anders, als durch einen populären Krieg konnte er den wankenden Thron stützen? Um einen äußeren Anlaß zum Kriege brauchte man nicht verlegen zu sein: empfand die französische Eitelkeit schon die preussischen Siege auf den böhmischen Schlachtfeldern als Beleidigungen, so ließ sich der geringfügigste Vorwand, wenn er nur eine Art von Handhabe bot, zu einem *casus belli* aufbauen. So diente denn im Jahre 1870 der Versuch, den spanischen 1870 Thron durch einen Prinzen aus dem fürstlichen Hause Hohenzollern zu besetzen, zum Vorwande, um dem langgehegten Machegefühl des französischen Volkes Befriedigung zu gewähren.

Nach der Vertreibung der Königin Isabella (1868) hatten die Spanier vergebliche Versuche gemacht, eine neue Staatsordnung zu begründen; also sie sich zur Wiederherstellung des Königthums entschlossen, fanden sie niemand geneigt, den spanischen Thron einzunehmen. Auch der Prinz Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen, Sohn des Ältesten Anton, erklärte sich erst auf wiederholtes Drängen der spanischen Diplomatie (Ende Juni 1870) zur Annahme der Krone bereit. König Wilhelm, privatim um seinen Rath befragt, hatte die Ablehnung empfohlen.

Obwol die Verwandtschaft des fürstlichen und des nunmehr königlichen Zweiges der Hohenzollern dem grauen Mittelalter entstammte, während Prinz Leopold von väterlicher und mütterlicher Seite her mit der Familie des ersten Napoleon verwandt war, obwol die französische Regierung von der Candidatur des Prinzen Kenntniß gehabt und durch Einspruch in Madrid das Projekt hatte im Keime erstickend gesehen, erregte die Nachricht, daß Prinz Leopold die Krone Spaniens angenommen habe, in Frankreich ungemessene Eifersucht und Entrüstung. Also auch Spanien sollte zu einer Provinz des unerträglich Preußen, der Thron Karls V. der Dynastie Hohenzollern zu Theil werden! Solch ein Hohz forderte Rache, Rache war Zadewa obendrein, den Krieg um jeden Preis! Dies war die Stimmung der Mehrheit des französischen Volkes, es war die Ansicht eines Theiles der Minister (Gramont und Leboucq), vor allem der Wille der Kaiserin Eugenie und ihres Anhanges. Der Kaiser selbst war anders gesinnt: er würde sich mit dem Rücktritt des Prinzen Leopold begnügt haben, er hatte aber lieber geüben, wenn sich die Sache so drehen und wenden ließ, daß sich für Frankreich ein handgreiflicher Vortheil ergab, etwa die Annexion Belgiens endlich verwirklicht werden konnte. Aber Napoleon war der Vollmeinung und dem Willen der Kaiserin gegenüber machtlos: schon am 6. Juli gab in seinem Auftrage der Minister Herzog von Gramont im gesetzgebenden Körper drohende Erklärungen ab, die mit frenetischem Jubel begrüßt wurden.

Obwol diese Erklärungen der Regierung und die Sprache der pariser Zeitungen über die Stimmung und die Absichten Frankreichs kaum noch einen Zweifel ließen,

faßte man in Deutschland, selbst in leitenden Kreisen, den Zwischenfall noch nicht so ernst auf und beschränkte sich darauf, die französischen Zumuthungen in würdiger Form zurückzuweisen. Als der französische Gesandte am preussischen Hofe, Benedetti, an den zum Kurgebrauch in Ems befindlichen König Wilhelm die Forderung stellte, er solle dem Prinzen die nachträgliche Zurücknahme seiner Zusage anbefehlen, erhielt er zur Antwort: der König könne der freien Entschließung des Erbprinzen keinen Zwang anthun. Der Streit schien vollends gegenstandslos zu werden, als der Vater des Erbprinzen, Fürst Anton, am 12. Juli dem spanischen Gesandten in Paris anzeigte, daß sein Sohn freiwillig zurücktrete.

Die Mäßigung, welche die preussische Regierung den französischen Dreistigkeiten gegenüber bewies, verfehlte ihre Wirkung in Frankreich, wo man sich zu weiteren Unverschämtheiten erst recht ermuntert fühlte. Die französischen Minister kamen überein, der König von Preußen müsse an den Kaiser einen Brief des Inhaltes richten, er habe der Würde der französischen Nation nicht zu nahe treten wollen, schließe sich auch dem Verzicht des Erbprinzen an. Der preussische Gesandte in Paris, Herr von Werther hörte in unbegreiflicher Schlassheit diese beleidigenden Vorschläge nicht nur ruhig an, sondern versprach sogar sie seinem Könige zu übermitteln. Auch der englische Gesandte sollte die Abgabe der demüthigenden Erklärung unterstützen, aber der preussische Gesandte in London, Graf Bernstorff, weigerte sich, der preussischen Regierung den Vorschlag zu unterbreiten; ebenso wahrte Graf Bismarck die Würde seines Monarchen, befahl auch in nicht mißzuverstehen der Weise dem blöden Werther sofort seinen Urlaub anzutreten.

Gleichzeitig aber hatte König Wilhelm selbst zu Ems den zudringlichen Benedetti zurückweisen müssen (13. Juli), der ihm, wenn auch nicht jenen Entschuldigungsbrief, doch die Versicherung abnöthigen sollte, daß er eine Erneuerung der Hohenzollernschen Kandidatur für immer verhüten werde. Mit allgemeinem Jubel ward in Deutschland die Nachricht aufgenommen, König Wilhelm habe dem Botschafter auf sein erneutes Drängen durch den Adjutanten im Dienst sagen lassen, er habe ihm über die bewegte Angelegenheit nichts mehr mitzutheilen. Die Nation durchzuckte das stolze Gefühl, daß der befreiende Krieg unvermeidlich geworden sei: die „Wacht am Rhein“, ein bis dahin wenig bekanntes Lied, ertönte plötzlich in allen deutschen Gauen, der Main, welcher Nord und Süden bisher schied, schien überbrückt. Des Königs Reise von Ems nach Berlin glich einem Triumphzuge. (15. Juli.) Hier ward gleich nach der Rückkehr des Königs Kriegsrath gehalten und die schleunige Einberufung des Norddeutschen Reichstages (zum 19. Juli) beschloffen.

In Paris fiel die Entscheidung am 14. Juli. Auf die ersten Nachrichten hin, die Benedetti selbst aus Ems einsandte, war Napoleon noch zu keinem Entschlusse gekommen; die Verweigerung weiterer Verhandlungen an das preussische Ministerium gab keinen hinreichenden Vorwand zum Kriege. Erst das Bekanntwerden des schneidigen Telegramms, in welchem Bismarck den deutschen Kabinetten die Abweisung Benedettis mittheilte, gab den Ausschlag: es wurde zu einer Beleidigung der französischen Nation gestempelt, die Mobilmachung beschlossen. Am folgenden Tage bewilligte der gesetzgebende Körper trotz der Einwürfe und Warnungen der geringfügigen Opposition den erforderlichen Kredit: der Senat beillte sich noch mehr, die Regierungsvorlage anzunehmen und Rouher, der Präsident desselben, sprach



am 16. Juli dem Kaiser im Namen des „vor Unwillen und Stolz lebenden Vaterlandes“ den Dank für die bisherigen Segnungen des Charakters, die Lüste und Hoffnungen für die Zukunft aus. In Paris herrschte allgemeiner Kriegsstimmung, man bereitete sich auf den Spaniergang nach Berlin vor. Denn daß man das vermeßene Preußen besiegen werde, sah jedermann für gewiß an: wurde irgendwo eine Bedenklichkeit geäußert, so ließ sie sich leicht durch die Russenhochzeit beschwichtigen, Württemberg und Baiern hatten sich bereits auf die Seite Frankreichs gestellt.

Aber man hatte sich in Bezug auf die Stimmung Süddeutschlands doch etwas verrechnet. Allerdings gab es hier und da undeutschgesinnte Minister wie Herrn von Falwig in Darmstadt, auch bejaß im bairischen Abgeordnetenhaus die preußenfeindliche Partei der „Patrioten“ (größtentheils Ultramontane) die Majorität, aber die Bevölkerung im großen und ganzen war anders gestimmt und nicht gewillt, blindlings diesen Führern zu folgen. Dazu kam vor allem die patriotische Haltung des idealgesinnten jungen Königs Ludwig von Baiern, der schon am 16. Juli die Mobilmachung der Armee anbefahl.

Der König von Baiern erwiderte den Dank des Königs Wilhelm mit den Worten: „Mit Begeisterung werden meine Truppen an der Seite ihrer ruhmgeliebten Waffengenossen für deutsches Recht und deutsche Ehre den Kampf aufnehmen.“

Die ultramontanen Führer wollten zwar nicht gestehen, daß die Schutz- und Trutzbündnisse mit Preußen im vorliegenden Falle Gültigkeit besäßen, emblödeten sich nicht, die Neutralität Baierns zu fordern und bewilligten statt des geforderten Kriegsfredites von 27 Millionen anfänglich nur 6 Millionen zur Wahrung der bewaffneten Neutralität. Aber zuletzt ließ sich ein Theil der Majorität umstimmen und gewährte Mittel zu den eventuellen Kriegsvorbereitungen. Da mußte denn auch die württembergische „Volkspartei“ diesem Beispiele folgen: in Stuttgart nicht minder als in Karlsruhe und Darmstadt wurden die erforderlichen Kredite bewilligt.

Am demselben Tage (19. Juli) trat in Berlin der Norddeutsche Reichstag zusammen. Der König verlas selbst die begeisterte Thronrede, dann begab er sich nach Charlottenburg an die Grabstätte seiner unvergesslichen Mutter, der Königin Luise, um sich für den Ernst des Augenblicks durch die Erinnerung an eine große Zeit zu stärken. Unter dem Eindruck der französischen Kriegserklärung, welche der französische Geschäftsträger Le Sourd gegen 1 Uhr übergab, tagte die Versammlung und ertheilte am folgenden Tage eine einstimmige Antwort auf die erhebenden Worte des Königs: sie bezeugte die Opferwilligkeit des deutschen Volkes und sprach die Hoffnung aus, daß die Einingung aller Stämme den endlichen Sieg der Nation krönen werde. Nachdem der Reichstag in den nächsten Sitzungen die Bundesanleihe von 120 Millionen bewilligt, auch einige andere, durch die gegenwärtige Situation nothwendig gemachten Gesetze genehmigt hatte, trennte er sich am 21. Juli mit einem Hoch auf den großen Bundesfeldherrn.

Die öffentliche Meinung in Europa war im ganzen Deutschland ähnlich, denn es war in ansehender, daß Frankreich gesinnlich den europäischen Frieden störe. Auch verstand es Niemand sehr genau, über Frankreichs eifersüchtige und laubensüchtige Politik abzuthun, wo diese Erkenntniß noch fehlte. Indem er den auf die Erhebung Veltrens

zielenden Vertragsentwurf, welchen Graf Benedetti unkluger Weise in seinen Händen gelassen, veröffentlichten ließ, stellte er Frankreich aufs äußerste bloß und erregte in England gehörige Erbitterung gegen die französische Persidie. England beeilte sich, der Ausführung dieses Planes sofort vorzubeugen, leistete auch der deutschen Sache dadurch Vorstuh, daß es die kriegslustigen Dänen vor folgenschweren Uebereilungen warnte. Im weiteren Verlaufe aber vermochte es dies Krämervoll nicht, die Grundsätze einer ehrlichen und anständigen Politik zu befolgen und leistete der französischen Kriegsführung mittelbar alle mögliche Unterstützung. Das Wiener Kabinet getraute sich nur mit Rücksicht auf die Stimmung in Deutsch-Österreich nicht, seine lebhaften Sympathien mit Frankreichs Sache offen zu bekunden; Graf Beust verhielt strengste Neutralität, sagte aber unter der Hand dem Kaiser Napoleon seine Hülfe zu, sobald er seine Rüstungen beendet habe und vor Rußland sicher sei. Auch die italienische Regierung verhielt sich nicht so, wie man von einer Macht erwarten durfte, welche Preußen wegen der mühelosen Erwerbung Venetiens zum größten Dank verpflichtet war. Viktor Emanuel scheute sich nicht auf Verhandlungen einzugehen, und sehr leicht hätte ein österreichisch-italienisch-französisches Bündniß gegen Preußen gebildet werden können, wenn nicht die Schnelligkeit der preussischen Kriegsleitung und die unerwartet glänzenden deutschen Siege eine heilsame Ernüchterung bewirkt hätten.

Und nun erlebte die Welt das großartige Schauspiel einer allgemeinen deutschen Mobilmachung. In majestätischer Ruhe setzte sich das mächtige Räderwerk in Bewegung; ein Befehl genügte, um sofort den ganzen Heeresmechanismus funktionieren zu lassen, und wie es im allezeit fertigen Mobilmachungsplane vorgeschrieben ist, standen am achten Mobilmachungstage die Armeekorps marschfertig da. Dem Plane der obersten Heeresleitung gemäß wurde die gesammte Streitmacht in drei Armeen getheilt.

Die Armeekorps, welche naturgemäß zuerst an der Grenze sein mußten, das rheinische und das westfälische, bildeten die Erste Armee (unter Steinmetz) und (längs der Saar) den rechten Flügel der gesammten Aufstellung. Zu ihnen kam demnächst noch das I. Armeekorps unter Manteuffel. Deslich reichte sich daran (an der oberen Saar) die Zweite Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl, sieben Armeekorps, darunter die preussische Garde, die Sachsen und die Hessen. Den linken Flügel hatte der Kronprinz Friedrich Wilhelm mit der dritten Armee, welche gleichzeitig Süddeutschland zu bedecken hatte; dem preussischen Thronfolger waren zu diesem Zwecke vor allem die süddeutschen Kontingente, insbesondere die bairische Streitmacht beigetreten (v. d. Tann); von preussischen Truppen hatte er nur Schlesier und Posener (VI. und V. Korps), sowie die Hessen Nassauer (XI. Korps unter v. Hölz). Für die Bertheibigung der Küsten hatte Bogel v. Falckenstein in Hannover zu foracn. 90000 Mann Reserve-Landwehr- und Ersatztruppen befehligte der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin; die Flotte zerfiel in ein größeres Nordseegeschwader (unter Jachmann) und ein kleineres Ostseegeschwader (unter Heldt).

Am 2. August stand die deutsche Armee schlagfertig in der Nähe der französischen Grenze, der König war mit seinem Stabe in Mainz eingetroffen, der Einmarsch konnte in jedem Augenblick beginnen. Die deutschen Krieger brannten vor Begier, sich ihrer Väter und Großväter werth zu zeigen: zur Erinnerung an jene große Zeit war der Orden des Eisernen Kreuzes erneuert worden. Auf französischer Seite, wo trotz der beruhigenden Versicherungen des Kriegsministers der größte Wirthwarr herrschte, hatte man indeß die erforderlichen Gegenanstalten nicht vollenden können. Wäre es möglich gewesen, vor der Zusammenziehung der deutschen Armeen auch nur ein paar schlagfertige Korps nach dem Rheinlande und nach

Süddeutschland zu werfen, so hatten diese wenigstens Augenblickserfolge erringen können, indem sie den ruhigen Gang der deutschen Mobilmachung gestört haben würden. Daran war aber bei der mangelhaften Beschaffenheit des Trains nicht zu denken gewesen: noch in den letzten Tagen des Juli waren die vier Korps, die Napoleon an der Grenze bei einander hatte, in so mangelhaftem Zustande, daß der Marschall Bazaine mit ihnen zum Angriff vorzugehen für unmöglich erklärte. Auch war das Mundschafterweien bei den Franzosen so vernachlässigt, daß sie von der Mangelhaftigkeit der ihnen gegenüberstehenden Preußen anfänglich keine Ahnung hatten. Um die Pariser zu beschwichtigen, welche schon ungeduldig nach Siegesnachrichten auszuhaunten, befaßl Napoleon am 2. August dem General Troissard eine gewaltsame Reconnoissance gegen die offene Stadt Saarbrücken. So bedeutungslos dieses Unternehmen war, zu dem Napoleon persönlich erschien und den kaiserlichen Prinzen mitbrachte, — er soll die erste „Mitraillirung“ auf die Feinde abgefeuert haben, — wurde das endliche Zurückweichen des Obersten Westel nach tapferer Gegenwehr als eine ungeheure Niederlage der Preußen ausposaunt, prahlende Nachrichten der Pariserblätter jabelten von den Wundern, welche Chassepotgewehr und Mangelminen gewirkt haben sollten und prophezeiten eine neue Aera. Dieselbe sollte auch in Wirklichkeit beginnen, aber in anderer Weise als die französischen Prähler dachten, es begann die Aera der Rückzüge und Niederlagen der „großen“ Nation: eine Reihe von Triumphen sollte die Deutschen an den Hauptfestungen des Landes vorbei über blutgetränkte Schlachtfelder nach Paris führen, bis auch die Hauptstadt selbst den Umklammerungen des starken germanischen Armes erlag.

Dem preussischen Kronprinzen ward es vergönnt, die erste That zu vollenden. Am 1. August überschritt er in der südlichen Pfalz die lausitzische Grenze und wandte sich gegen Weissenburg, das nur durch eine Division des Korps Mac Mahon, unter General Abel Douay besetzt war. Besonders die Erstürmung des Warberges erforderte schwere Opfer, aber Baiern wie Preußen namentlich die Komassgrenadiere bewiesen den herrlichsten Muth und der erste gemeinsame Kampf und Sieg stiftete die junge Waffenbruderschaft. Bereits zwei Tage später sollte sie von neuem auf die Probe gestellt werden. Die geschlagene französische Division hatte sich auf das Korps Mac Mahons zurückgezogen, der rasch alle verfügbaren Truppen an sich zog und am 5. August mit 15000 Mann eine feste Vertheidigungsstellung bei Worth, südwestlich von Weissenburg einnahm. Sie war in der Front durch das flache Zauer gedeckt: der französische General wollte, den deutschen Truppen den Weg durch den Wasgenwald zu verlegen. Der Kronprinz beschloß erst am 7. August den Angriff zu unternehmen, aber aus Reconnoissance-Scharmelen entwickelte sich ein ernstlicher Kampf, der ohne Nachtheil nicht abgebrochen werden durfte, sondern durchgeschritten werden mußte. General von Kirchbach's V. Korps übernahm damit eine schwere Verantwortung. Worth wurde vom V. Korps genommen, dann drehte sich die Entscheidung um den Besitz von Gläselhausen und Froischweiler, von denen der erstere Ort den rechten Flügel der Franzosen bildete, der zweite aber den Schlüsselpunkt im Centrum. Als diese Punkte genommen waren, war auch der Sieg entschieden, aber mit schweren Verlusten er-

kaufte: er kostete den Deutschen über 10000 Mann, mehr als der Tag von Königgrätz. Die Franzosen flüchteten westlich nach Reichshausen, besonders von württembergischer Reiterei verfolgt; sie befanden sich in völliger Auflösung und verbreiteten Schrecken und Unordnung an allen Orten, wo sie erschienen.

An demselben Tage, wo die königliche Armee bei Wörth den Sieg errang, wurde auch bei Saarbrücken von Truppentheilen der Ersten und der Zweiten Armee ruhmvoll gestritten. Auch hier entwickelte sich, wie bei Wörth, aus einer Retagierung eine mörderische Schlacht, indem der General von Ramecke mit der Vorhut der Steinmeßschen Armee die anscheinend nur schwach besetzten Höhen von Epicheren angriff. Diese Höhen, insbesondere der Gifertswald und der Rothe Berg, boten Terrainschwierigkeiten, denen gegenüber anfänglich aller Heldennuth vergeblich war. Lange schwankte der Erfolg, langsam gewannen die Preußen Terrain. Als endlich die Franzosen die Höhen räumten, waren auch die deutschen Truppen zu erschöpft, um den blutigen Sieg vollkommen auszunutzen zu können. Allerdings artete der Rückzug der Franzosen auch hier in wilde Flucht aus, und die Eroberung der für uneinnehmbar gehaltenen Stellung war ein Bravourstück, auf welches die preussische Armee in Ewigkeit stolz sein darf; allein es war geeignet, die Siegesfreude zu trüben, als sich herausstellte, daß Frossard infolge der Schlacht von Wörth seine Stellung einen Tag später auch ohne Kampf hätte räumen müssen.

Selbstfalls war der moralische Eindruck des Doppelsieges in Frankreich wie in Deutschland von unendlicher Bedeutung. Fast stumm stand der beschiedene Deutsche vor den ungeahnten Erfolgen; nach solchem Anfange heß sich ja wirklich ein gutes, vielleicht ein baldiges Ende erhoffen. Wie anders in Paris! Zuerst hatte man die Bevölkerung durch erlogene Siegesbotschaften bezaubert, aber bald gelangte diese hinter den Schwindel und verlangte Wahrheit. Und da kam (7. August) das erste denkwürdige Telegramm Napoleons: es erzählte statt von Siegen von Rückzügen, die sich in guter Ordnung vollzogen, es gab den leidigen Trost, „es könne noch alles gut werden.“

Die nächste Folge war der Sturz des Ministers Drouot und seine Ersetzung durch den Grafen von Palikao, einen durch rücksichtslose Energie bekannten General. Eine seiner ersten Gewaltmaßregeln war die Vertreibung aller in Frankreich angelegenen Deutschen. Abgesehen von dieser überflüssigen Grausamkeit traf aber das Ministerium „der letzten Stunde“, wie man es höhnte, ganz zweckmäßige Anordnungen. Es suchte die Mobilmache für Kriegszwecke brauchbar zu machen und sorgte für die Verteidigung und Verproviantirung von Paris; aber allerdings zwang es auch den Kaiser, den unfähigen Leboucq zu entlassen und das Kommando in Bazaines Hände zu legen. Doch auch nach Paris durfte der Kaiser nicht zurückkehren: die Kaiserin blieb einstweilen Regentin; aber wenn keine Siegesnachrichten einliefen, war das Kaiserthum, das schon jetzt lebhaft angefeindet wurde, zum Sturze reif. Solche Siegesnachrichten waren kaum zu erwarten: hatte sich doch nach den Umständen der Rheinarmee ein neuer Kriegsplan noch gar nicht feststellen lassen. Bis wie weit sollte man sich zurückziehen, wo die Entscheidungsschlacht liefern? Hier korps befanden sich im Lager von Chalons unter Mac Mahons Oberbefehl, über ebenso viele verfügte der Generalissimus Bazaine.

In der Zwischenzeit hatte die deutsche Armee, nachdem sie ein besonderes Korps unter dem General von Werder zur Belagerung Straßburgs detachirt hatte,



Friedrich Wilhelm,  
Kronprinz des Deutschen Reichs und von Preußen.

Nach einer Photographie vom Ende des vorigen Jhdts.





ihren Vormarsch nach der Mosellinie angetreten und am 12. August zum größten Theil die Pässe des Wasgenwaldes hinter sich. Auf eigentlichen Widerstand war sie fast nirgends gestoßen, die kleinen Festungen, mit deren Belagerung man sich nicht aufhalten mochte, wurden, wie Platzburg, eingeschlossen. Die gefürchteten preussischen Männen, dem Heere vorausseilend, säuberten das Vorterrain und hielten die Bevölkerung im Zaume. Man hatte nun auf deutscher Seite eigentlich erwartet, daß die Franzosen noch östlich der Mosel, hinter der französischen Nied, eine Schlacht annehmen würden, aber diese Stellung gab Napoleon auf und es fragte sich, ob Bazaine nicht auch die Mosel- und Maasl Linie d. h. Metz und Verdun aufgeben werde, um erst bei Chalons, vereinigt mit Mac Mahon die Entscheidungsschlacht zu liefern. Es lag im deutschen Interesse, diesem Fall vorzubeugen, d. h. es galt, die Armee Bazaines an der Mosel festzuhalten und hier zum Schlagen zu zwingen.

Diesem Zwecke dienten zunächst die Unternehmungen vom 14. und 16. August, das Geischt von Colombey-Mouilly auf dem rechten Moselufer und die blutige Schlacht von Bionville oder Mars-la-Tour auf dem linken Ufer des Flusses.

Die drei Armeen hatten ihren Marsch in der Weise nach der Mosel dirigirt, daß Steinmetz (I. Armee) nördlich gerade auf Metz loszudrängte, Friedrich Karl (II. Armee) etwas südlicher auf Pont-a-Mousson, der Kronprinz noch weiter südlich über Nancy marschierte.

Die Armee des Prinzen Friedrich Karl nämlich schloß sich an, die Mosel drei Meilen südlich von Metz, bei Pont-a-Mousson zu überschreiten, um Bazaine in den Rücken zu gelangen und ihm die Straße auf Verdun zu versperren. Da diese Umgehung aber geraume Zeit in Anspruch nahm, suchte man Bazaine noch, so lange es ging, auf dem rechten Ufer festzuhalten. Das blutige Geischt von Colombey-Mouilly, welches Steinmetz lieferte, erreichte diesen Zweck vollständig: die Franzosen hielten, welche die Absicht der deutschen Heeresleitung nicht erkannten, schrieben sich den Sieg zu, weil die Preußen einen größeren Verlust an Todten und Verwundeten erlitten, als sie selbst und auch an Terrain nicht gewonnen hatten.

So war, der eine Theil des Werkes gelungen, daß die zweite Aufgabe nicht ganz in der gleichen Weise gelöst wurde, lag an dem Zusammenwirken mehrerer Umstände.

Man hatte den Aramosen in große Schnelligkeit der Bewegung vertraut und den größten Theil der Armee des Prinzen Friedrich Karl nach Westen dirigirt, um Bazaine noch vor dem Ueberkreuzen der Maas zu ereilen. Nordwärts, nach der Straße, welche über die Trierer Gabelotte, Merionville, Bionville und Mars-la-Tour von Metz auf Verdun führt, hatte man nur die Brandenburgier und Hannoveraner, sowie zwei Kavalleriedivisionen entsendet. Man waren aber die französischen Heerescolonnen kaum bis Mars-la-Tour gelangt. Die zuerst auf dem freitragigen Terrain eintreffenden Brandenburgier suchten demnach auf einen an Zahl weit überlegenen Feind und gerieten in die Verlegenheit, überflügelt oder durch Artillerie zu werden. Auch nach der Einnahme von Bionville und Merionville war diese Gefahr nicht beseitigt, Prinz Friedrich Karl suchte sie durch blutige Kämpfe vorzubeugen, unter denen der Todesritt der halberhabten Kavallerie und der ausrückenden Männen am meisten zu nennen ist. Zwar wurde die Lage der Brandenburgier durch das Eintreffen der

Hannoveraner ein wenig gebessert, aber auch der Feind erhielt Verstärkungen. Sollte Bazaine seine Reserven nicht allzu vorsichtig gehalten, so hätte dieser Tag für die Preußen leicht geführlich werden können. So aber bewies der Prinz noch am Abend durch einen letzten Vorstoß auf Rezonville, daß man sich keineswegs für besiegt halte; dann machte die Nacht den übermenschlichen Anstrengungen ein Ende. Ueber 17000 Mann hatte das deutsche Heer (trotz auch der Gegner eben so viel) verloren: erst der weitere Verlauf konnte lehren, ob eine so schmerzliche Einbuße wenigstens einen entscheidenden militärischen Vortheil herbeigeführt hatte.

Bazaine betrachtete sich als Sieger: er gab seine Absicht, nach der Maas durchzubrechen noch nicht auf, sondern zog seine Armee nur etwas näher an Metz heran und besetzte sich am 17. August in einer ausgezeichneten Verteidigungsstellung, welche sich auf dem Plateau nördlich von Gravelotte, Rezonville und Mars-la-Tour darbietet.

Der Höhenrücken erstreckt sich von St. Marie aux Chènes und St. Privat (dieses gerade nördlich von Gravelotte) in südöstlicher Richtung nach der Mosel zu. Auf der nördlichen Abhangung liegt gerade hinterwärts von St. Privat Roncourt, vor St. Privat dagegen Amanvillers und vor St. Marie St. Nil. Noch weiter vorwärts (südlich von St. Nil) ist Verneville zu merken, an das sich (südlich) die Vorwerke Point du jour und St. Hubert reihen. Ganz im Osten nahe der Mosel und durch die Schlucht des Baches von Châtel vom eigentlichen Schlachtfeld getrennt, liegt Flappeville. Südlich von dem beschriebenen Plateau führt die Hauptstraße nach Westen (nach der Maas zu) und spaltet sich bei Gravelotte in zwei Wege, einen nordwestlichen (über Doncourt und Jarvy) und einen südwestlichen über die bereits genannten Orte Rezonville, Bionville und Mars la Tour.

Die französische Aufstellung bildete einen Kreisabschnitt oder, wenn man will, einen Halben, dessen Hauptfront nach Südosten gerichtet war, während die andere Seite sich nach Westen wandte. Ganz nahe der Mosel stand in Reserve die Garde bei dem Fort Flappeville, vor ihm Lebauf, bei St. Hubert Troffard, bei Amanvillers Admiral, bei St. Privat bis nach Roncourt hin Canrobert.

Auf deutscher Seite erwartete man eigentlich schon für den 17. August die Erneuerung des Kampfes; als sich Bazaine gleichwohl still verhielt, blieb man bei der irrigen Voraussetzung, der Feind gedenke nach Nordwesten abzuziehen. Indes traf man auch für den entgegengesetzten Fall die nöthigen Vorkehrungen. Vor allem zog man das gesammte Heer bis auf das I. Korps auf das linke Moselufer.

Das XII. Korps (Sachsen), die Garde und das IX. Korps, welche anfangs ganz nach Westen dirigirt waren, mußten eine bedeutende Rechtsablenkung machen, so daß die Sachsen auf St. Marie aux Chènes, die Garde auf St. Nil, das IX. Korps auf Amanvillers rückten. Hinter ihnen blieben die bei Mars la Tour so hart mitgenommenen Brandenburger und Hannoveraner in der Reserve. Den rechten Flügel bildeten das VII. und VIII. Korps (von Gravelotte bis zur Mosel), die Pommern wurden hier als Rückhalt erwartet.

Der Erfolg des Schlachtages (18. August) hing nicht von dem Angriff auf die Hauptfront ab, wo Natur und Kunst dem Vordringen fast unübersteigliche Hindernisse entgegenstellten. Es kam vielmehr darauf an, die Umgehung des Feindes im Westen zu bewirken, ihn in der Flanke und womöglich auch im Rücken zu fassen (von Roncourt aus), wo die Stellung nicht besetzt war. Den Moment, wo die Geschütze des XII. Armeekorps im Rücken der Feinde donnern würden, mußte man abwarten. Aber einerseits unterschätzte man die Zeit, welche die Umgehung des Feindes in Anspruch nehmen würde, ebenso auch die Zurechtbarkeit der französischen Stellung; endlich führte auch der etwas voreilige Angriff Manstein



Zusammenstoß der Kavallerie, rechts von der Kaiserin nach Vercennes am Abend der Schlacht des 19. August

Einmal

in der Schlacht von Sedan

Im Kaiserlichen Hofe

Im Kaiserlichen Hofe

bei Amanvillers (IX. Korps) den Kampf ſchneller als zweckmäßig war herbei. Nun mußte auch das VII. und VIII. Korps den Feind beſchäftigen, Manſtein kam in die übelſte Lage, aus der ihn nur die brandenburgiſchen Batterien befreiten. Die Garben nahmen unter den ſchmerzlichſten Verluſten St. Nil und St. Marie auf Chênes, die Stellung von St. Privat ſuchte man zunächſt durch Geſchützfeuer zu erſchüttern; weiter links kämpften die Sachſen um Roncourt. Auch auf dem rechten Flügel war der Kampf entbrannt: St. Hubert ward um 3 Uhr von den Rheinländern erſtürmt, aber weiter vorwärts kam man nicht. Bis zum Einbrechen der Dämmerung ſchwankte der Kampf hier hin und her, ſelbſt ein Durchbruch der Franzoſen bei Gravelotte wäre vielleicht möglich gewesen, wenn nicht zur rechten Zeit die ſehrſt erwarteten Pomern eintrafen. Hier endete der Kampf ohne eigentliche Entſcheidung: dieſe war vielmehr auf dem linken Flügel durch das Zusammenwirken der Sachſen und der Garben herbeigeführt worden. Die letzteren unternahmen um ¼6 Uhr, ehe Roncourt genommen war, einen heldenmüthigen Angriff auf St. Privat; er ſcheiterte zwar der Hauptſache nach, veranlaßte aber Canrobert, Verſtärkungen aus Roncourt heranzuziehen. Nunmehr fiel das Dorf in die Hände der Sachſen, welche den letzten Angriff der Garbe endlich erfolgreich unterſtützen konnten. Auch St. Privat ward genommen.

Ueber den ungeheuren Verluſten dieſes Schlachttages (20,000 Tode und Verwundete) erſtarb in der Heimath faſt der Jubel. Noch ließ ſich gar nicht überſehen, was erreicht war. Sicherlich ward Bazaines Heer zwischen die Wälle von Metz gedrängt; aber wenn dieſe Feſtung, außerordentlich ſtark durch Kunſt und Natur, entſprechend verproviantirt war, durfte man ſie mit einer Beſatzung von beinahe 200,000 Mann nicht unbehelligt im Rücken liegen laſſen. Welche Heereskräfte waren nicht erforderlich, um die Feſtung ſo einzuschließen, daß kein Entrinnen möglich war! Und doch durfte die Hauptmacht des deutſchen Heeres nicht vor dieſen Wällen Halt machen; ein ſolches Stehenbleiben hätte nur den Muth der Franzoſen gehoben und ihnen außerdem Zeit gewährt, die Truppen Mac Mahons zu verſtärken und jene Volksherre ins Feld zu ſtellen, die nachmals den Deutſchen genug zu ſchaffen machen ſollten.

Glücklicherweise geſtattete es die Stärke der deutſchen Heeresmacht, eine genügende Truppenzahl zur Umſchließung von Metz zurückzuſenken und dennoch den Vormarſch mit hinreichenden Streitkräften fortzuſetzen. Die Cernirung der Feſtung fiel dem Prinzen Friedrich Karl zu, der die Erſte und Zweite Armee unter ſeinem Kommando vereinigte; doch waren zuvor das ſächſiſche (XII.) Armeekorps, die Garde und das IV. Korps ausgeſchieden und als Vierte- oder Maasarmee dem Oberbefehl des Kronprinzen Albert von Sachſen unterſtellt worden. Dieſe Armee und die des Kronprinzen hatten die Aufgabe, Mac Mahon aufzuſuchen, den man zunächſt bei Chalons vermuthen mußte. Dieſer hatte aber nach langem Schwanken mit Bazaine vereinbart, daß er nordwärts nach Montmedy ziehen und ihm dort die Hand reichen wolle. So gab Mac Mahon (24. Auguſt) Chalons und die Straße nach Paris preis; der Kronprinz von Sachſen erreichte, ohne auf Widerſtand zu ſtoßen, ſüdlich von Verdun, das vergebens beſchoſſen wurde, die Maas. Sowie man aber die veränderte Marſchrichtung des Feindes ausgekundſchaftet hatte, ſtellten die beiden deutſchen Heere den Vormarſch nach Weſten ein und wandten ſich nun auch nordwärts, um wieder Fühlung mit dem Feinde zu gewinnen. Denn man mußte Mac Mahon um jeden Preis verhindern, ſich Bazaine zu nähern, der

Lignieres im Lager  
 willen. 9 Sept. 1670.  
 Die französische Armee  
 unter dem Fürsten von  
 Condé hat sich am 9.  
 Sept. bei Nancy  
 versammelt, in welcher

die  
 französische  
 Armee  
 unter  
 dem Fürsten  
 von Condé  
 sich am 9.

Die Siegesdepesche von Gravesotte an L. III. die Königin, von König Wilhelm  
 und vom König eigenhändig unterzeichnet im November 1670  
 (Königenswert die Sorgfalt in der Redaktion der Depesche, deren erster W

~~704~~ XX Von der Regentschaft bis zur Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserthums.



von Metz ausbrechen sollte, sowie die Möglichkeit der Vereinigung gegeben war. Da Mac Mahon am 27. August bei Pusancy merkte, daß ihm die Deutschen auf den Fersen waren, wollte er den beabsichtigten Plan zur Rettung Bazaines aufgeben, aber das Ministerium in Paris bestand auf der Ausführung und so marschierte der Marschall in sein sicheres Verderben. Er versuchte südlich der Maas zwischen Sedan bei Monzon und Stenay den Uebergang über diesen Fluß zu gewinnen, aber bald sahen die Franzosen, daß der südlichste Punkt (Stenay) nicht mehr zu erreichen war: die Vortruppen der Sachsen warfen sie nordwärts auf Beaumont, das noch auf dem linken Maasufer liegt (etwa in der Mitte zwischen den auf dem rechten Ufer gelegenen Orten Monzon und Stenay). Hier ließ sich ein Theil des französischen Heeres, — der andere war bei Monzon schon glücklich über den Fluß gekommen — überfallen und ward (30. August) völlig geschlagen. Einige Truppentheile gelangten noch bei Monzon, Vazeilles und Remilly über die Maas, andere zogen sich in der Richtung auf Sedan (nordwärts) zurück.

Inzwischen war auch die Armee des Kronprinzen von Preußen und Südwesten herbeigezogen, um ihrerseits den Marschall zu umfassen. Mac Mahon hatte nur die Wahl, entweder schleunigst auf belgisches Gebiet überzutreten oder, Sedan im Rücken, auf dem rechten Maasufer noch eine Entscheidungsschlacht zu wagen.

Die französische Aufstellung umzog in einem Halbkreis die Festung Sedan. Nördlich von Sedan besetzte Mac Mahon Aisne (nahe der Maas) und Ayn, östlich Givonne, Darnay und Moncelle, südlich Vazeilles und Balan (diese beiden Orte noch auf dem linken Ufer der Maas).

Der preussische Angriffsplan ging dahin, die Maas oberhalb und unterhalb der französischen Aufstellung zu überschreiten, sie von Norden, Osten und Süden zu umklammern und den von ihr gebildeten Halbkreis nach Sedan zu einzudringen. Der Lauf der Maas erschwerte besonders die Umgehung im Norden, welche dem V. und XI. Korps (Posenern und Hessern) zufiel.



Standpunkt des Komms auf dem wald von Coëreze, 1. Stunde von Sedan, in der  
»Morgentrube des 1. September

Gezeichnet von dem kriegsjugend Bildhauer Friedrich.



Bismarck auf der Höhe vor Sedan, am 1. September 1870,  
2 Uhr Mittags. Nach dem 18. 70 gezeichnet vom Königsberger Ludwig Putsch

Die deutsche Zedern-  
linie aus dem linken  
Krausen war hinten  
herum gebildet. Der  
rechte Flügel hatte der  
Kronprinz von Sachsen  
voran das XII. Corps,  
dann das IV., dann die  
Garde, dahinter Kavale-  
rie. Hinter links hin-  
den die Bayern, hinter  
gegenüber, dann das  
I. & als linker Flügel das  
V. und XI. Corps der  
Sachsen. Nicht weit von  
diesem Orte, aus dem  
Wald von Chenevange bei  
Arenberg, nahen dem  
Bach, an dem Bismarck,  
v. Moort und Bismarck  
standen.

Den Kampf eröff-  
neten in der Morgenstunde  
des 1. September die  
Bayern mit dem Angriff  
auf Bazeilles, das erst  
nach sechsstündigem Kampfe  
genommen wurde.  
Dann eroberten sie auch  
Balan und behaupteten  
es gegen die Anfälle aus  
der Richtung Sedan. Die  
Sachsen, nachher von der  
Garde unterstützt, eroberten

bis Mittag Vivonne, Moncelle und Dargny. Der linke Flügel konnte erst  
gegen 1 Uhr zum eigentlichen Angriff auf Floing schreiten: nach zwei Stunden  
war es genommen, und auch Alen ward nunmehr von den Franzosen geräumt.  
Um 3 Uhr richteten sich hier die Preussener und die von Vivonne nordwärts ver-  
gedrungenen Garde die Hand, der Ring war geschlossen. Man konnte jetzt die  
nach Sedan zusammengedrangte französische Armee durch Geschützfener vernichten.  
Zögerte aber in der Voraussetzung, daß der Feind, das Verwerfliche seiner Lage  
einsehend, Unterhandlungen suchen werde, mit der Anwendung jenes äußersten  
Mittels. Auf französischer Seite, wo nach Mac Mahons Verwundung der Ober-  
befehl zuerst an Ducrot, dann an General Wimpffen übergegangen war, ließ  
Napoleon zuerst die Fruchtlosigkeit weiteren Widerstandes erkennen. Wimpffen  
überzeugte sich zwar bald, daß ein Durchbruch nach Westen hin (Balan) unmöglich

sei, zögerte aber immer noch mit der Entleitung der Kapitulation. Als nun die Bayern die Stadt mit Granaten bewarfen, ließ Napoleon auf eigene Hand die weiße Fahne aufziehen, und nun begannen die Verhandlungen. Um 7 Uhr traf bei dem Könige zu Arénais als Abgesandter Napoleons General Reille ein und überreichte ein Schreiben, demzufolge der Kaiser, da er an der Spitze seiner Truppen den Tod nicht habe finden können, seinen Thron in die Hände des Königs überliefere. Die eigentlichen Kapitulationsverhandlungen dauerten bis in die Nacht: Napoleon wartete ihr Resultat nicht ab, sondern suchte Bismarck auf, um günstigere Bedingungen zu erzielen. Indessen konnte er nichts erreichen, zumal der König die Begegnung mit dem Kaiser vermied, bis die Kapitulation unterzeichnet war. Sie bestätigte einen Sieg ohne Gleichen; ein Heer von 84,000 Mann mit 600 Geschützen gerieth in deutsche Kriegsgefangenschaft.

Um 2 Uhr — die Kapitulationsurkunde war dem Könige halb nach 12 Uhr ein gehandelt — begab sich König Wilhelm nach dem Schloßchen Bellevue bei Arénais, wo Napoleon den Ausgange abgewartet hatte. Nach einer kurzen Unterredung hielt der König einen Umritt zu seinen siegreichen Truppen, der Kaiser reiste am folgenden Tage nach Wilhelmshöhe bei Kassel ab, das ihm als Aufenthaltsort angetraut war.

Dieser Erfolg, unerhört in der Geschichte, rief natürlich zunächst bei den Siegern auf dem Schlachtfelde die jubelndste Begeisterung wach; aber sie durchwehte wie auf Flügeln des Sturmes auch das ganze deutsche Land. Nun galt es allen Patrioten für ausgemacht, daß die Errungenschaften des großen Krieges über rein militärische Vortheile hinausgehen mußten: Elsaß und Lothringen, die man schon nach den ersten Schlachttagen in Anspruch genommen hatte, wurden jetzt stürmisch heimgesordert; aus dem Sturze des napoleonischen Kaiserthums mußte ein ewiges Deutschland, ein deutsches Kaiserthum hervorgehen. Auch der Friede schien in naher Aussicht zu stehen, da doch der Kaiser selbst gefangen war.

Man überschätzte — wahrlich ein leicht verzeihlicher Irrthum! — die Bedeutung des Sieges von Sedan: man über sah, daß in dem Kaiser und seiner Armee noch nicht die französische Nation besiegt war, man konnte nicht ahnen, daß in diesem Volke von eulen Brählern noch ein gewaltiger Widerstandsgaist schlummerte, ein zäher Ingrimm, wie ihn das Unglück zu zeitigen pflegt.

In Paris, wo Graf Folsao bis zum letzten Augenblick das Unglück der französischen Armee durch Lappentauglichkeiten zu verdecken versucht hatte, erreichte nämlich mit der Angewandtheit von Sedan die Kaiserwerthigkeit (1. September ein Ende. Die Proclamation der „nationalen Vertheidigung“, aus den Vorkämpfern der traherischen Opposition bestehend, mit Jules Favre an der Spitze, trat in Kraft; die Kaiserin floh nach England, Frankreich wurde zur Republik erklärt.

Die neue Regierung stellte sich eine doppelte Aufgabe: es galt, durch diplomatische Verhandlungen die Deutschen um die Abgabe des Sieges zu bringen, womöglich eine Einmischung des Auslandes herbeizuführen, dann aber auch den nationalen Widerstand zu organisiren. Zunächst versuchte es Jules Favre, dem es an jeder Soldatenerkenntnis fehlte und der mit abgedroschenen Phrasen umdrückt zu machen hoffte, mit Bismarck. Dieser ließ sich auch in Unterredungen bewegen, obwohl er Favre keine autoritative Stellung zuschrieb und ihn nur als Privatmann betrachtete. Die Konferenzen in Gante (Brüssel und Versailles, 19. und 22. September) zeigten die Unvereinbarkeit der beiderseitigen Anschauungen. Während Bismarck im Interesse Deutsch-

lands bedeutende Abtretungen, namentlich auch Straßburg verlangte — das ohnehin bald fallen müsse —, erging sich Favre in Deklamationen über solche „Gewaltthaten“, welche der modernen Zeit unangemessen seien und von Europa nie geduldet werden würden. Auch die Bedingungen, unter welchen Bismarck einen mehrwöchentlichen Waffenstillstand zu bewilligen geneigt war, hielt Favre für unannehmbar. So mußte er unverrichteter Dinge heimkehren.

Der Aufgabe, das Ausland in Farnisch zu bringen, unterzog sich mit großem Opfermuthe der greise Thiers. Bei seiner Rundreise, die in Petersburg begann, hatte er Gelegenheit sich zu überzeugen, daß von keiner der europäischen Großmächte bewaffneter Beistand zu erwarten sei.

Frankreichs eigene Wehrkraft zu organisiren übernahm mit diktatorischer Gewalt der Abokat Gambetta, und zwar wurde der Mittelpunkt seiner Thätigkeit die Stadt Tours. Denn da die Hauptstadt seit der zweiten Hälfte des September von den Deutschen immer enger umschlossen wurde, schien es nothwendig, den Sitz der Regierung an einen Punkt zu verlegen, wo man noch volle Freiheit der Bewegung besaß. Am 6. Oktober verließ Gambetta in einem Luftballon Paris, gelangte glücklich nach Tours und begann mit fieberhafter Thätigkeit die Wehrbarmachung der Nation. Theils sorgte er für die Ergänzung der Linientruppen, theils schuf er leichte Schützenkorps (Franc-tireurs) für den kleinen Krieg. Gegen die verschiedenen Parteibestrebungen, welche den „Widerstand à outrance“ lähmen konnten, schritt er energisch ein. Hervorragende Republikaner des Auslandes liehen ihm ihre Unterstützung; auch der alte Garibaldi konnte nicht umhin, sich für die französische Republik zu begeistern und ihr seinen Arm zu leihen.

Die der Republik feindlichen Parteibestrebungen waren theils radikaler Art, wie in den großen Städten Südfrankreichs, theils trugen sie royalistisches Gepräge, wie in der Bretagne und Vendée, wo man den Grafen von Chambord als Heinrich V. feierte.

Von welcher Art auch die Truppen sein mochten, welche die Regierung der nationalen Vertheidigung zunächst ins Feld stellen konnte, immerhin starrte Frankreich von Waffen und es war für die Deutschen und die glückliche Fortführung des Krieges von höchster Wichtigkeit, daß durch die Kapitulation von Straßburg und Metz erhebliche Streitkräfte verfügbar wurden und den neugebildeten französischen Heeren entgegengestellt werden konnten.

Die gefeierte Stadt Straßburg machte durch den entschlossenen Widerstand des Kommandanten, Generals Uhrich, die Hoffnungen des Generals Werder zu Schanden, der sich von einem Bombardement einen schnellen Erfolg versprochen hatte. Erst nach regelrechter Belagerung erfolgte am 27. September die Kapitulation.

Genau einen Monat später entschied sich das Schicksal von Metz, wo die Cernirungsarmee einen recht schweren Stand gehabt hatte. Nachdem der erste Versuch, den Ring zu sprengen (31. August, 1. September bei Noisseville), dem Marschall Bazaine mißlungen war, ruhten die kriegerischen Operationen mehrere Wochen, aber die Ungunst der Jahreszeit und der angestrengte Wachdienst in dem von Regengüssen aufgeweichten Terrain bereitete den Belagerern unerhörte Strapazen, als deren Folgen verheerende Krankheiten ausbrachen. Es zeigte sich, daß die Festung nur fallen werde, wenn der Hunger die Besatzung zur Kapitulation nöthigte. Diesem Schicksal zu entgehen, machte Bazaine am 7. Oktober einen neuen Ausfallversuch. Als er blutig zurückgewiesen war, begann der Marschall Unterhandlungen, die einen politischen Beigeschmack hatten: Bismarck wollte der Armee den Abzug gestatten, wenn sich diese der Kaiserin zur Verfügung stellte und diese die preussischen Friedensbedingungen annähme: Bismarck glaubte, auf diese Weise schneller zum Ziele zu kommen, als durch Verhandlungen mit der republikanischen Regierung. Indeß gelangte man zu keiner Verständigung, und es blieb dem Marschall nichts übrig, am 27. Oktober mit 175000 Mann zu kapituliren.

Dieser Erfolg, an sich nicht geringer, als der Sieg von Sedan, erhielt noch höheren Werth durch seine Folgen. Denn nun konnte die Erste Armee unter Manteuffel nach dem Norden Frankreichs abziehen, die Zweite Armee den Kampf an der Loire aufnehmen. Das Korps Wörders war gleich nach der Einnahme von Straßburg für den Krieg in Südostfrankreich verfügbar geworden.

Von anderen Besetzungen hießen Doull am 23. September, Comans am 16. Oktober, Verdun am 8. November, Trierhofen am 21. November, Plätsburg am 11. Dezember, die Kaiserresidenzen Schmelzig nahm im Elßaß am 21. Oktober Schleisstadt, am 7. November Fort Mortier und am 10. November Neu Brebach.

Die Armeen des Kronprinzen von Preußen und des Kronprinzen von Sachsen waren nach der Schlacht von Sedan nach Paris gezogen und hatten am 19. September die Belagerung begonnen, nachdem sie einen Ausfall des Generals Vinoy zurückgeschlagen. Entsprach die Befestigung der Stadt nach einem Plane von Thiers im Jahre 1870 auch nicht ganz den Fortschritten, welche die Artillerie gemacht hatte, — an der Beschließung der Stadt konnte sie füglich nicht gehindert werden — so hatte die Belagerungslinie doch eine ungeheure Ausdehnung und eine regelmäßige Belagerung von Paris bot ganz erhebliche Schwierigkeiten: sie hielt naturgemäß einen großen Theil der deutschen Armee fest und verschaffte der französischen Regierung die Zeit, deren sie zur Aufstellung neuer Heereskräfte bedurfte. König Wilhelm nahm sein Hauptquartier zu Versailles, von wo die ganze Belagerung geleitet wurde.

Dem stärksten Bollwerke von Paris (im Westen) gegenüber, dem Mont Bat-tien, stand Kirchbach, V. Korps, den Süden von Sèvres bis Charent le Roi bewachten Hofe, Hartmann und Lamplina. Auf dem rechten Rheinufer folgten die Württemberger. Im Nordosten und Norden, von Reims an der Marne bis St Denis an der Seine standen die Sachsen und die Garde; zwischen dieser und den Lotharern (nordwestl.) das IV. Korps.

Die Vertheidigung von Paris, dessen Bevölkerung anfangs gar nicht begreifen konnte, daß man ihre Stadt, „die Sonne des Weltalls“ ernstlich anzugreifen wage, leitete General Trochu. Durch wiederholte Ausfälle suchte er die Belagerungslinie zu durchbrechen und dabei zugleich das Selbstgefühl der Pariser Truppen zu beleben. Zu gleicher Zeit bemühte sich die an der Loire gebildete Armee vorzudringen und die Belagerungstruppen im Rücken zu fassen. Aber die Durchbrüche versagte gelangen nicht, und die Loirearmee wurde durch den bairischen General von der Tann einseitig zurückgedrängt, der nach dem Gefechte von Artenay (1. Oktober) sogar Orleans einnahm.

Erst am 28. Oktober errangen die Pariser einen vorübergehenden Erfolg, indem sie das schwach besetzte Le Bourget (östlich von St Denis) einnahmen, aber schon nach zwei Tagen gewann ihnen die tapfere Garde das Dorf wieder ab.

Schon waren neue Waffenstillstandsverhandlungen angelnüpft worden, welche Thiers leitete, und Bismarck bewies das größte Entgegenkommen, obwohl er bejammern mußte, daß die französische Regierung die Waffenruhe lediglich zur Verstärkung des Widerstandes benutzen werde. Jedoch kam man zu keiner Verständigung, um so weniger als die Regierung, eben erst durch einen Ausfall der rati-



falen Elemente von Paris bedroht (31. Okt.) sich zu keinerlei Konzessionen herbeilassen durfte. So nahmen die Feindseligkeiten ihren Fortgang: im Norden und Südosten Frankreichs wurde gefochten, am hartnäckigsten aber an der Loire.

Hier zwangen die überlegenen Streitkräfte der Franzosen den General v. d. Tann am 4. November zur Räumung von Orleans und schlugen ihn am folgenden Tage in dem Gefechte von Coulmiers. Zuerst wurde nun der Großherzog von Mecklenburg den Bayern zur Hilfe gesandt; aber erst die Ankunft des Prinzen Friedrich Karl, der nach der Kapitulation von Metz mit drei Armeekorps eiligst von der Mosel an die Loire marschierte, stellte das Uebergewicht der Deutschen wieder her. Bei Beaune La Rolande wurde am 23. November der erste Sieg errungen, dann ließ sich General Chanzy bei Loigny und Bazoilles schlagen (3. Dezember), am 5. Dezember wurde Orleans von neuem besetzt, und nun gingen die Deutschen ihrerseits zum Angriff vor.

Zwischen dem Großherzog von Mecklenburg und dem General Chanzy kam es am 7. Dezember zu der viertägigen Schlacht von Beaugency. Chanzy zog sich dann in nordwestlicher Richtung auf Vendôme und Le Mans, vom Großherzog fortwährend verfolgt; der linke preussische Flügel (Voigts-Rheß) wandte sich nach Tours, das Gambetta schon am 10. Dezember verlassen hatte. Nachdem die Preußen dort die Eisenbahnbrücke zerstört hatten, kehrten sie in ihre Kantonnements zurück.

Jene Kämpfe an der Loire standen in innigem Zusammenhange mit der Belagerung von Paris. Denn nach dem Siege von Coulmiers, dessen Bedeutung geschildert wurde, hob sich auch der Muth des Generals Trochu: er hielt es nicht für unmöglich, die Cernierungslinie zu durchbrechen und den Kämpfern der Voirearmee die Hand zu reichen. Diesem Plane dienten zwei Ausfälle am 29. und 30. November. Der erste, den General Vinoy auf dem linken Seineufer machte, scheiterte völlig; dagegen glückte es Ducrot, mit großer Uebermacht sich der Dörfer Ercy und Champigny zu bemächtigen. Allein schon am 2. Dezember ward den Franzosen der größere Theil des erstrittenen Terrains wieder entzogen. Ebenso vergeblich war das Unternehmen, sich im Norden einen Ausweg zu schaffen, um mit der Nordarmee in Verbindung zu treten.

Der Ausfall am 21. Dezember brachte vorübergehend Le Bourget und andere Orte östlich von St. Denis in die Gewalt der Franzosen, aber die Garben eroberten die verlorenen Positionen wieder.

Die französische Nordarmee, welche, von General Fauriat organisiert, während des November sich mit dem General Manteuffel tüchtig herumgeschlagen hatte und nach der unglücklichen Schlacht von Amiens durch Faidherbe umgebildet worden war, befand sich auch nicht in der Lage, den Parisern zu helfen, selbst wenn diese sich den Weg nach Norden erschlossen hätten. Denn General Manteuffel setzte sich dem Vorrücken Faidherbes entgegen, griff denselben am 23. Dezember an der (zur Somme fließenden) Hallue an und warf ihn zurück.

Was die erste Reihe der Kämpfe der Nordarmee betrifft, so konnte Manteuffel, der anderweitige wichtige Aufgaben zu lösen hatte, erst am 21. November bei Compiègne die Eile erreichen, um den Feinde entgegenzutreten. Die Hauptstützpunkte derselben waren La Verenne, Abbeville und Amiens. Bei letzterer Stadt gewann Manteuffel am 27. November einen nicht mühelosen Sieg, den die Kapitulation der Citadelle von Amiens (30. November) krönte. Er wandte sich dann nach der unteren Seine, wo sich auch bereits ein ansehnliches Heer sammelt hatte, besetzte Rouen (5. Dezember) und sogar (9. Dezember) Dieppe.





Graf von Moltke in seiner Wohnung in der Rue neuve zu Versailles.

Originalzeichnung nach dem Leben von H. von Werner.

Zwar verfolgte man den Feind bis Bapaume, aber der rührige Faidherbe machte ſeinen Gegnern, die ihm an Zahl weit nach ſtanden, noch viel zu ſchaffen. Am 3. Januar errang er in der neunſtündigen Schlacht von Bapaume un-  
 leugbare Vortheile, die er indeß auszunutzen verſäumte: ja mit der Einnahme von Peronne (9. Jan.) bekamen die Deutſchen die ganze Linie der Somme in ihre Hand. Gleichwohl war es dringend nothwendig, die ganze Nordarmee zu verſtärken. Dies wurde dadurch möglich, daß die Loirearmee in der erſten Hälfte  
 1871 des Januar 1871 völlig zerſprengt wurde; denn die Truppen, welche man ſonſt noch etwa zur Verfügung hatte, bedurfte man für den ſüdöſtlichen Kriegsschauplatz, wo die Dinge eine ſehr ernſte Geſtalt angenommen hatten.

Bei grimmer Winterkälte hatte Prinz Friedrich Karl in den erſten Tagen des Januar den March auf De Mars wieder aufgenommen. Das durchſchnittene Terrain begünſtigte den Feind, der durch unaufhörliche kleine Gefechte die Deutſchen zu ermüden ſuchte. Die aber drangen unaufhaltsam vor und hielten den Feind am 10. Januar in ſeiner Hauptſtellung vor De Mars halbkreisförmig umſchloſſen. Der Angriff wurde am 12. Januar von allen Seiten unternommen, die Stadt noch am Abend beſetzt. Chany's Armeekorps rückte in voller Auflöſung nach Menon und Laval.

Sehr erſchrecklich waren die Dinge auf dem ſüdlichen Kriegsschauplatz überhaupt geworden. General von Werder hatte hier ſeit dem Anfang Oktober unaufhörlich kleine ermüdende Gefechte mit den Gegnern zu beſtehen, die ihm an Zahl weit überlegen waren. Es waren dies Freſcharen unter Garibaldi, Mobilgarben unter Cremer und Freſcharen, an 50,000 Mann zuſammen, außerdem das Korps Michel. Die dem General Werder zunächſt ſtehenden Preußen hatten ihre beſonderen Aufgaben zu löſen: Schmelzung der Verbindung nach dem Elſaß zu, Treſſen umlagerte Belfort. Sein Hauptſtützpunkt war Dijon, doch konnte er wegen ſeiner numerischen Schwäche und auch wegen der Winterkälte keine größeren Schlüge führen. Erſt Mitte Dezember entſchloß er ſich zu einem Vorstoß gegen Cremer: am 18. Dezember ſchlug General von Klüver den Feind bei Nuits, ſüdlich von Dijon.

Der General Bourbaki, welcher den ehemaligen rechten Flügel der Loirearmee durch Verſtärkungen zu einem anſehnlichen Heere erweitert hatte und bis Neujahr bei Bourges und Nevers ſtand, erhielt nämlich von Gambetta den Auftrag, ſich oſtwärts gegen General von Werder zu wenden, Belfort zu entſetzen und die Verbindung der deutſchen Heere mit der Heimath abzuschneiden. Man hegte von der Ausführung dieſes Planes die übertriebenſten Erwartungen, und in der That hätte das Gelingen des kühnen Entwurfes unangenehme Folgen haben können, um ſo eher, als man auf deutſcher Seite Bourbakis Vorhaben ziemlich ſpät erkannte und Werder ohne Unterſtützung blieb. Dieſer hatte ſein Korps bei Vesoul ſammelte und bekam, während ſchleunigſt eine Südarmee unter Manteuffel gebildet wurde, den verantwortungsvollen Auftrag, Belfort unter allen Umſtänden zu decken und Bourbakis weitere Pläne zu vereiteln. Nachdem Werder am 9. Januar bei Villerſegel noch einen kräftigen  
 1871 Stoß gegen den Feind geführt, nahm er eine Vertheidigungsſtellung hinter der Liſaine ein, welche den Eingang in das obere Elſaß verſperrte. Die Stellung war zwar etwas ausgebreitet, aber für die Deſenſive wohl geeignet, im Centrum bildete Montbéliard einen feſten Stützpunkt. Drei Tage (15. 16. 17. Januar)

harrte der General in heldenmüthigster Abwehr aus: seine fast übermenschlichen Anstrengungen wurden von Erfolg gekrönt. Die 150,000 Franzosen gaben den Kampf gegen die 43,000 Vertheidiger der Vraineposition auf. Der preussische Monarch erkannte das Verdienst Werders ausdrücklich an; mit seinem Danke vereinigte sich der Süddeutschlands, dem in letzter Linie Pourbais Absichten gegolten hatten. Da nun auch Manteuffel zum Eingreifen bereit stand, mochte Pourbais, der aus dem Angreifer zum Angegriffenen wurde, sehen, wie er sich in Sicherheit brachte.

Vierzehn Tage nach dem Abzuge von der Vrainne erfolgte die Katastrophe der Ostarmee, die durch ein schnelles Wandern Manteuffels nach der Schweiz abgedrängt wurde. Nach einem Gefechte dieses Pontarlier (29. Januar) überschritt die Ostarmee, die auf den Nachhangelgechten 15,000 Gefangene verloren hatte, die Schweizer Grenze und ließ sich am 1. Februar, 5,000 Mann stark, durch den eidgenössischen General Herzog entwaffnen.

Um dieselbe Zeit, wo sich Pourbais Schicksal entschied, war es noch an zwei anderen Stellen zu folgenreichen Ereignissen gekommen. Am 19. Januar wurde General Faidherbe, der in der Mitte des Monats das Unternehmen erneuert hatte, sich Paris zu nähern, bei St. Quentin von Göben aufs Haupt geschlagen, die Nordarmee hörte auf zu existiren. Am gleichen Tage scheiterte der letzte Versuch der Pariser, sich aus der eisernen Umklammerung der Deutschen zu befreien. Die 100,000 Mann, die Trochu unter dem Schutze des Mont Valerien verborgen ließ, erzielten kaum nennenswerthe Erfolge, selbst die Montreux-Schanze, deren sich Vinoy bemächtigt hatte, wurde in der folgenden Nacht von den Deutschen zurückerobert. Trochus Rolle war ausgeipakt: mochte die hungernde Bevölkerung, bei der mit dem Unglück auch das ichthamische Partierwesen sich einstellte, sich an den Gedanken gewöhnen, daß selbst das stolze Paris sich unter die Hand des Siegers beugen müsse.

In Paris nahmen Hunger und Sterblichkeit schon seit dem Dezember rasend zu. Die Belagerung, deren Beginn später erfolgte, als die verübte, ständige Meinung in Deutschland hoffte und wünschte, wurde am 27. Dezember eröffnet. Der Artillerieangriff richtete sich zuerst gegen die Citadelle den Mont Airon, dann auch gegen die im Süden gelegenen Forts Juv und Hannes. Kleinere Ausfälle wurden am 1. und 13. Januar von Juv aus gemacht. Die Belagerung that zwar den Forts keinen allzu großen Schaden, hielt aber die Unzufriedenheit in der Stadt.

Ehe dem Feinde die letzte wohlverdiente Demüthigung zu theil wurde, hatte sich vor den Thoren der belagerten Hauptstadt ein großer weltgeschichtlicher Akt vollzogen, welcher wenigstens nach einer Seite hin dem ruhmreichen Unternehmen Deutschlands den kaiserlichen Abschluß bewahrte. Mochte kommen, was da wollte, die Einheit Deutschlands war begründet. Der Traum von drei Generationen war zur Wahrheit geworden. Am demselben Tage, wo 170 Jahre zuvor der erste König von Preußen sich zu Königsberg die Krone aus Haupt gesetzt hatte: 18. Januar, verbandete König Wilhelm von Preußen die Wiedervereinigung des deutschen Reiches, die Annahme der eidliden Königswürde. Im Königschloß zu Versailles, von wo aus erst Ludwig XIV. seine Wege über

Europa und Deutschland geworfen hatte, sprach der erste deutsche Kaiser die Hoffnung aus, „daß es dem deutschen Volke fortan vergönnt sein werde, den Lohn seiner heißen und opfermuthigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehnte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren.“ Er gelobte „allzeit Mehrer des deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.“ Der Fürst, dessen ideale deutsche Gesinnung die erste Anregung zur Wiederaufrichtung des Kaiserthums gegeben hatte, König Ludwig II. von Baiern, war nicht anwesend: so trat denn aus der Reihe der deutschen Fürsten der Schwiegersohn des Kaisers, der allzeit treu erfundene Großherzog Friedrich von Baden hervor und forderte die Versammelten auf, dem neuen Oberhaupte ein jubelndes Hoch zu bringen. Wer vermag zu sagen, mit welchem Hochgefühl dem Kaiser Wilhelm diese Huldigung dargebracht wurde! Die freudigste Begeisterung durchwehte alle deutschen Herzen, weit über die Grenzen Deutschlands und Europas hinaus. So erfüllte sich auf feindlichem Boden mitten im Schladtendonner das Geschick der Hohenzollern: seit den Tagen, in denen man zuerst begonnen hatte, den nationalen Gedanken zu ahnen, Vertreter und Vorseher des nationalen Bewußtseins, wiederholt verkannt und gekränkt, niedergehalten durch feindselige Mächte in Deutschland und Europa, wurden sie durch den einstimmigen Willen der deutschen Fürsten und unter dem Heilruf aller deutschen Stämme als Schützer und Schirmer des großen Vaterlandes anerkannt. Auf der Wahlstatt hatte das deutsche Volk den Boden der Einigkeit gefunden.

Selbstverständlich hat die Proclamation der Kaiserwürde eine lange Vorgeschichte: sie ist nicht etwa plötzlich im Sturme der Begeisterung entstanden, sondern die Konsequenz reiflicher Ueberlegungen. Beim Ausbruch des Krieges war die Ueberzeugung, daß ein Volk, das ein gemeinsames Heer besaß, auch politisch geeint sein müsse, keineswegs allgemein; höchstens in Baden war man bereit, ohne weiteres die Verfassung des Norddeutschen Bundes anzunehmen. In Württemberg erlitt die „Volkspartei“ bei den Reichswahlen, die unter dem Eindruck der Siege im Herbst vorgenommen wurden, allerdings eine entschiedene Niederlage, und der Kriegsminister v. Sudow war ohnehin für den eiligen Anschluß. Aber König Ludwig von Baiern, der zuerst ein Verfassungsabündniß sämtlicher deutscher Regierungen anregte und selbst um die Entsendung eines Unterhändlers in Berlin ersuchte, war nicht gewillt, seinen dynastischen Rechten irgend etwas zu vergeben. Er bedang sich so viel Vorbehalte aus (1), daß Baiern ebenso gut außerhalb des Bundes verbleiben als mit solchen Klauseln eintreten konnte. Aber kaum war Feilbrück nach München gereist (2. September), als die anderen süddeutschen Regierungen mit neuen Anträgen kamen: wollte Baiern sich nicht völlig isoliren, so mußte es neue Vorstöße machen. So wurden in Versailles Ende Oktober Verathungen geführt, bei denen es hauptsächlich um die den Südstaaten einzuräumenden Sonderrechte handelte. Hier kam zwar mit Baden und Hessen eine durchaus befriedigende Vereinbarung zu stande, aber Prinzregent von Württemberg auf seine Seite und führte sogar den Abbruch der Verhandlungen herbei. Sie wurden indes wieder aufgenommen und vom besten Erfolge gekrönt: freilich mußte Bismarck in seinen Zugeständnissen an Baiern bis an die Grenze des Zulässigen gehen. Am 23. und 25. November vollzogen Baiern und Württemberg die Verträge, die nun



Wilhelm I.  
Deutscher Kaiser, König von Preußen.

Druck von J. Neumann, Neudamm. Nach dem Originalgemälde.





noch der Beilegung der Einzellandtage bedurften. In den vorheriger 14 Stimmen des Bundesrathes kamen 10 sächsisch, 6 bairisch, 1 württembergisch, 1 badisch, 2 hessisch; dem Reichstage wurden 18 bairisch, 17 württembergisch, 14 badisch, 6 hessische Mitglieder beigesellt.

Post und Telegraphie, Eisenbahnwesen, Bier- und Branntweinsteuer behielten sich die beiden Königreiche vor; der König von Bayern behauptete seine Oberkriegsherrlichkeit wenigstens für die Friedenszeit, Württemberg beantragte sich in dieser Hinsicht mit der Sonderverwaltung seines Korp. Verfassungsveränderungen sollten durch ein Veto von 14 Stimmen verhindert werden können.

Noch ehe diese Vorschläge von den Einzellandtagen und dem norddeutschen Bunde genehmigt waren, beantragte König Ludwig bei seinen Bundesgenossen (9. November) die Erneuerung des Kaiserthums für den „Präsidenten des deutschen Bundes“. Natürlich konnten die übrigen Bundesfürsten keinen Einspruch wagen, und so ersuchte König Ludwig den König Wilhelm am 3. December durch den Prinzen Luitpold um die Annahme der Kaiserkrone. Unter dem Eindruck dieses Auerbundes genehmigte der seit dem 21. November eröffnete Norddeutsche Reichstag die Verträge mit den sächsischen Staaten, obwohl die Sonderrechte Bayerns manche Bedenken hervorriefen. 11. December. Durch einen zweiten Gesandtschaftsbesuch wurden die Bezeichnungen „Deutscher Kaiser“ und „Deutsches Reich“ angenommen: der Präsident Simon, ein Mitglied der Kaiserbotschaft von 1849, knüpfte an der Spitze einer Deputation des Reichstages dem König die ehrfurchtsvollen Wünsche der Bevölkerung Norddeutschlands vorzutragen. Von den sächsischen Landtagen stimmten der badische, hessische und württembergische noch vor Schluss des Jahres den Verträgen zu, aber in Bayern machten die „Patrioten“ die größten Schwierigkeiten, obwohl der König alles that, um die erforderliche „webr. u. steu. gesetzl.“ für die Verfassungsänderung zu gewinnen. Dies gelang schließlich doch, aber erst am 21. Januar, zwei Tage nach der Kaiserproclamation, die also doch beschlossene Thatsache war. Am 1. Februar vollzog sich der Eintritt Bayerns in das deutsche Reich.

Während vor den Thoren von Paris die deutsche Einheit gegründet wurde, tobte in der französischen Hauptstadt die bitterste Ziviletate. Das Scheitern des letzten Ausfalls hatte die Mißstimmung vermehrt, die radikalen Elemente, welche sich schon im October bemerkbar gemacht hatten, erregten Tumulte, bei denen Bürgerblut vergossen wurde, die Verordnungen, mit denen auch nur eben das farglichste Leben geführt war, gingen mit dem Ablauf des Monats zu Ende. So sah sich Jules Favre genöthigt, zum zweiten Mal mit dem verhassten Staatsmann zu verhandeln, der für französisches Phrasengefluge unempfindlich war. Auch zeigte Bismarck sich als Meister, er behandelte Favre sehr kühl und sprach so, als beabsichtige er mit Kaiser Napoleon, nicht aber mit der republikanischen Regierung seinen Frieden zu schließen. Indessen gab er nach, nachdem durch jene unangenehme Ansicht der französischen Unterhändler über seine Unflexibilität klar geworden war, am 28. Januar war der Waffenstillstandsvertrag in Versailles unterzeichnet. Paris mußte die Forts ausliefern, die Armee galt als Kriegsgefangene, nur die Nationalgarde behielt ihre Waffen; die Verprovianturung der Stadt wurde erlaubt, den deutschen Truppen war eine Contribution von 200 Millionen Franken zu zahlen. Die Feindseligkeiten sollten bis zum 19. Februar in ganz Frankreich ruhen: ausgenommen blieb allein der südliche Kriegsschauplatz, wo jetzt die Katastrophe der deutschen Armee erfolgte. Während der

Waffenruhe sollten Wahlen zu einer Nationalversammlung vollzogen werden, die sich über die Friedensbedingungen schlüssig zu machen hatte.

Am 15. Februar wurde der Waffenstillstand auch auf den Osten ausgedehnt, d. h. die Festung Belfort, deren Besatzung sich unter dem wackeren Obersten Denfert Reilleville vertheidigt hatte, wurde den Deutschen eingeräumt.

An die Fortsetzung des Krieges konnte kein einsichtiger Franzose denken, wenn er die Stärke der feindlichen Heere und die eigene Hilflosigkeit ruhig erwog: Gambetta war der einzige, der in blindem Grimm den Kampf bis aufs Messer forderte. Nachdem er seine Entlassung genommen (6. Februar), stand von dieser Seite her dem Frieden kein Hinderniß im Wege. Eher war zu befürchten, daß die Nationalversammlung, die nun in Bordeaux zusammen kam, durch den Parteihader der Republikaner, Legitimisten, Orléanisten, Bonapartisten an der Lösung ihrer Hauptaufgabe gehindert werden möchte. Indessen waren die Vertreter der französischen Nation so vernünftig, die Verfassungsfrage ruhen zu lassen und betrauten den greisen Thiers mit der obersten Gewalt: zum Präsidenten der Versammlung ward einstimmig *Cressy* erwählt. Zum Zweck der Friedensverhandlungen wurde der Waffenstillstand mehrfach verlängert, aber immer nur auf wenige Tage, um die Besiegten nicht wieder übermüthig werden zu lassen. Die Verhandlungen, welche am 21. Februar begannen, führten nach einigen lebhaften Debatten, in denen Thiers einige wichtige Zugeständnisse errang, am 26. Februar zu dem Präliminarvertrag von Versailles, der den Wünschen des deutschen Volkes in vollem Maße Rechnung trug, insbesondere auch Elsaß und Deutsch-Lothringen dem Vaterlande zurück gab. Auch der berechnigte militärische Ehrgeiz wurde einigermaßen befriedigt, indem wenigstens ein Theil der Hauptstadt von deutschen Truppen besetzt werden sollte, bis die Ratifikation von Seiten der Nationalversammlung eingetroffen sein würde.

Die Hauptpunkte des Präliminarvertrages waren — außer der Abtretung von Elsaß und Deutsch-Lothringen —: Frankreich muß an Deutschland 5 Milliarden zahlen, die erste im Laufe des Jahres 1871, die übrigen binnen drei Jahren nach Ratifikation des Vertrages. Nachdem letztere erfolgt ist, beginnt die Räumung Frankreichs durch die deutschen Truppen; die französischen Truppen müssen sich hinter die Loire zurückziehen, die sie erst nach Abschluß des definitiven Friedens überschreiten dürfen. Die Räumung der einzelnen Gebiete Frankreichs wurde von der rechtzeitigen Zahlung der Milliarden abhängig gemacht. Zur Abschaffung des definitiven Friedensvertrages wurden weitere Konferenzen in Brüssel angelegt.

Um Paris „einen großen Schmerz zu ersparen“ — es war aber zu spät, denn am 4. März waren 30,000 Mann in den südwestlichen Theil der Stadt eingerückt —, berief sich die Nationalversammlung mit der Annahme des Präliminarvertrages. Es geschah dies am 1. März mit folgender Phrase, welche die Demüthigung verschleiern sollte: „Die Nationalversammlung, der Nothwendigkeit weichend und die Verantwortlichkeit zurückweisend, nimmt die in Versailles am 26. Februar unterzeichneten Friedenspräliminarien an.“ Die Verantwortlichkeit schob man dem jetzt so verhassten und verachteten Kaiser zu, dem man so lange Jahre blindlings gefolgt war und dem man zugejubelt hatte, so lange ihm das Glück lachte. Jetzt betreteten die Vertreter der Nation: „Die Nationalversammlung bekräftigt unter den schmerzlichen Verhältnissen, in denen sich das Vaterland befindet,



Reichskanzler Fürst Bismarck.

Nach einer Photographie vom Jahre des hundertsten Jahres.

[illegible][illegible]

die Abiegung Napoleons III. und seiner Dynastie und erklärt ihn verantwortlich für den Ruin, die Invasion und die Verstückelung Frankreichs."

Am 2. März 1871 vollzog Kaiser Wilhelm zu Versailles den Präliminarvertrag, am folgenden Tag rückten die deutschen Truppen aus Paris ab. Das ganze Korps defilierte durch den Triumphbogen der Champs Élysées, denselben mit dreimaligem Hurrahruf begrüßend. An demselben Tage ward in Berlin vom königlichen Palais aus das Friedenstelegramm des deutschen Kaisers unter jubelndem Zuruf der Menge verlesen. Am lorbeerbeschnittenen Denkmal Friedrichs des Großen intonierte die Gardemusik ein mächtiges „Nun danket Alle Gott": in die wehevollen Klänge mischte sich das Geläute aller Glocken und der Donner von 101 Kanonenschüssen, welche die heilbringende Botschaft weithin verkündeten. Die Rückkehr des sieggeskrönten Monarchen, dem schon an der Grenzmark des Reiches die Rheinländer einen goldenen Lorbeerkranz dargebracht hatten, fand am 17. März unter dem Jubel der Bevölkerung statt: die städtischen Behörden von Berlin gaben den Wünschen und Hoffnungen, die sich an die letzten Großthaten und die Person des ersten deutschen Kaisers knüpften, begeisterten Ausdruck, anknüpfend an den Wortlaut der Kaiserproklamation von Versailles.

Am 21. März, dem Tage vor seinem 74. Geburtstage eröffnete der Kaiser den deutschen Reichstag mit einer Thronrede, welche die letzten Ereignisse überschaute und mit den Worten schloß: „Möge die Wiederherstellung des deutschen Reichs für die deutsche Nation auch nach innen das Wahrzeichen deutscher Größe sein: möge dem deutschen Reichskriege, den wir so ruhmreich geführt, ein nicht minder glorreicher Friedensfrieden folgen, und möge die Aufgabe des deutschen Volkes fortan darin beschloffen sein, sich in dem Weltkampfe um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen. Das wolle Gott!"

Die Verhandlungen des Reichstages schufen die Verfassungsurkunde des deutschen Reiches, die am 18. April veröffentlicht werden konnte.

Der Abschluß des Reichsfriedens erfolgte langsamer, als man zu erwarten berechtigt gewesen war. Allerdings gerieth die französische Regierung dabei in die größte Verlegenheit, indem sie für den Augenblick die Herrschaft in Paris verlor, wo die Umsturzpartei am 28. März die „Commune" proklamierte und die größten Schandthaten verübte: aber das Entgegenkommen, welches von der deutschen Seite bewiesen wurde, um die Bezwungung dieses Aufstandes zu beschleunigen, hätte der französischen Regierung wol eine andre Haltung zur Pflicht machen sollen, als die, welche sie auf den Präludier Konferenzen beobachtete. Namentlich in Betreff der Zahlung der Kriegskosten wurden Weiterungen gemacht, welche zum Abbruch der Verhandlungen führten. Auch als sie zu Frankfurt wieder aufgenommen wurden, bedurfte es einer sehr energischen Sprache von Seiten des Fürsten Bismarck, um die französischen Unterhändler zu einer rückhaltlosen Anerkennung der durch die deutschen Siege geschaffenen tatsächlichen Verhältnisse zu nöthigen. So kam der Frankfurter Friede zu stande (10 Mai 1871), der im wesentlichen den Versailler Präliminarvertrag befestigte.

und Fürſt Biſmarck durfte mit Recht der Hoffnung Ausdruck geben, daß dieſer Frieden ein dauerhafter und ſegensreicher ſein werde.

Den Abſchluß aber erreichte dieſe große Zeit durch den feierlichen Einzug der Truppen, die allenthalben mit der höchſten Begeiſterung empfangen wurden; durften doch zum erſten Male alle deutſchen Gauen einen Triumph über den gemeinſamen Feind feſtlich begehen. In Berlin erfolgte der Einzug am 18. Juni, es entſprach dem Gefühle des Kaiſers, die Trophäen des Feldzuges auf den Stufen des Denkmals niederzulegen, welches er ſeinem verewigten Vater, dem Könige Friedrich Wilhelm III. hatte errichten laſſen. Welch' ein Moment, als die Hülle des Denkmals fiel und die ernſten Züge des Königs, dem der erſte Napoleon ſo ſchweres Leid zugefügt hatte, auf das jubelnde Gewimmel zu ſeinen Füßen herniederſchauten! Zu welchem Werke hatte die Vorſehung den Sohn der Königin Luife erſehen, der als Knabe die bitterſte Noth des Vaterlandes mitgetragen hatte und nun am Abend des Lebens die heiligſten Wünſche der Nation hatte verwirklichen dürfen.

Es erſcheint erlaubt, ja geboten durch die ernſte Pflicht der Geſchichte, welche vor genaueſter Prüfung und Erforſchung der Wahrheit nicht urtheilen ſoll, bei dem Friedensjahr von 1871 ſtehen zu bleiben und die Darſtellung der weiteren Folgezeit einem Geſchlechte zu überlaſſen, welches, frei von den Meinungen und Strömungen des Tages, unbeirrt durch Parteigeiſt, jene heilige Aufgabe der Hiſtorie zu löſen gewillt und befähigt iſt. Die Friedenshoffnungen, welche im Jahr 1871 ausgeſprochen wurden, haben ſich nicht im vollen Umfange erfüllt; kein äußerer Feind zwar hat den Beſtand des deutſchen Reiches angetaſtet, aber feindſelige Elemente haben ſich im Innern geregt: Frevlerhand hat zu wiederholten Malen das geweihte Haupt des greiſen Heldenkaiſers bedroht: noch ſind diejenigen nicht ausgeſtorben, die im geheimen nach dem Ausland, nach Deſtreich und Frankreich ſchielen und Veränderungen erſehen, die, ſo Gott will, niemals eintreten werden. Vielmehr wird der geſunde Sinn der Generation, welche der Himmel gewürdigt hat, das Reich zu gründen, auch Sorge tragen, daß es erhalten bleibe. Die Täuſende und aber Täuſende, welche für die Größe und Einheit der Nation ihr Leben eingefeht haben, werden Kinder und Kindeskinde in dem feſten Glauben erziehen, daß es ein unſühnbarer Frevel wäre, jene Errungenſchaften aus irgend einem Grunde preiszugeben. Und wenn die Tugenden, welche ſeit den älteſten Zeiten als die Hauptvorzüge des germaniſchen Volkscharakters gelten, treu gepflegt und gewahrt werden, dürfen wir getroſt die Zuverſicht hegen, daß die Eintracht aller Stämme immer mehr erſtarke und ſpäte Nachkommen diejenigen glücklich preiſen werden, durch welche das Vaterland erſtand „groß, herrlich, frei wie nie zuvor.“



## Register.

七

[illegible]

## 21.





[illegible]

























Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

== Vollständig liegt vor, dauerhaft und solid gebunden: ==

*Richard Andree's*  
ALLGEMEINER  
HANDATLAS  
*in sechsundachtzig Karten*

mit erläuterndem Text



*Verlagsgesellschaft*

*in Leipzig*

*geographischen Anstalt von Velhagen & Klasing in Leipzig*

*in Leipzig 1901*

Dr. Richard Andree

 **Vollständig 20 Mark** 

Elegant gebunden in solidem Halbsaffianleder **25 Mark**

*Der Handatlas, hat damit das Ziel, was der Mensch niemals zu keiner  
in seinem Lande zu erfahren vermöchte, kurz, einen kleinen Handatlas der  
ganzen Welt, und auf dem neuesten Stande der Wissenschaft stehend, zu  
stellen.*

• **Zwanzig Mark** •

*Der Handatlas ist nicht nur ein Werk, das den Menschen zu jeder Zeit  
zu seiner Handreichung ist, sondern auch ein Werk, das den Menschen  
zu seiner Handreichung ist.*

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

In demselben Verlage ist im Erscheinen begriffen.

# Geographisches Handbuch an Andree's Handatlas

mit besonderer Berücksichtigung

der kommerziellen, statistischen und politischen Verhältnisse

verausgegeben

von dem

Geographischen Institut von Velhagen & Klasing in Leipzig

Die erste Lieferung ist erschienen.

Preis 1 Mark. Vollständig in 10 Lieferungen 10 Mark.

Die planmässige Aufnahme und stetige Verbreitung, welche Andree's allgemeines Handatlas gefunden hat, sowie zahlreiche aus dem Kreise der Leser eingehende Wünsche haben Verleger und Verlagsanstalt veranlaßt, den 2. Ergänzung nach der literarischen Seite hin schon zu liefern und zwar in dem vorliegenden Handbuche.

Das „Handbuch“ soll ein textlicher Schlüssel zum Andree's Handatlas werden, der das eingehende Verständnis der Karten erschließen und die Lücken des geographischen Kartenbildes beheben und ausfüllen soll.

Ein sorgfältig angeführtes Register wird dem Benutzer gleichzeitig den Wert eines geographischen Handwörterbuches bestechend darthun und über den grossen Kreis der Käufer des Andree's Handatlas für das Publikum zu einem ausserordentlichem Hand- und Nachschlagebuch in allen auf das betreffende Gebiet verwandten Fragen zu finden verfehlen werden.

Das Handbuch zu Andree's Handatlas erscheint in 10 monatlichen Lieferungen à 1 Mark, angefangen mit Oktober dieses Jahres. Vollständig wird es einen starken Band (Bogenzahl) von circa 60 Bogen bilden.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.



In der letzten Lieferung ist ein Geographisches Handbuch

## Geographisches Handbuch

17

# Andree's Handatlas

von Heinrich Andree

der kommerziellen, statistischen und politischen Verhältnisse.

veranschaulicht

von

Geographischen Anstalt von Velhagen & Klasing in Leipzig.

Die erste Lieferung ist erschienen.

Preis 1 Mark. (Bestanden in 10 Lieferungen 10 Mark.)

Die ständige Aufmerksamkeit und weite Verbreitung, welche Richard Andree's geographische Handatlas gefunden hat, sowie die große Anzahl von Vereinen, welche die Handatlas in ihren Bibliotheken besitzen, haben Veranlassung gegeben, eine neue, verbesserte und erweiterte Ausgabe des Handatlas zu veranstalten. Die neue Ausgabe ist in 10 Lieferungen zu 1 Mark je Lieferung und kostet in 10 Lieferungen 10 Mark.

Das „Handbuch“ stellt ein vollständiges Schlüssel zum Atlas dar, der das eingehende Verständnis der Karten erleichtert und die Benutzung des geographischen Kartenwerkes belehrt und ausfüllt.

Ein sorgfältig angelegtes Register wird dem Atlas gleichzeitig den Wert eines geographischen Handwörterbuches verleihen. Das Handbuch enthält aber den ganzen Inhalt des Atlas, so wie das Handbuch in einem außerordentlich wertvollen Geographischen Handbuch in allen auf das betreffende Gebiet bezüglichen Angaben und Nachrichten.

Das Handbuch zu Andree's Handatlas erscheint in 10 monatlichen Lieferungen à 1 Mark, angefangen mit Oktober dieses Jahres. Vollständig wird ein starker Band (Papier) von circa 60 Bogen bilden.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.







